
32101 064300708
Digitized by Google

von Januar – Juni

1847



Magazin

für die



Redigirt von J. Lehmann.

Einunddreißigster Band.

Januar bis Juni.

1847.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Inhalts-Verzeichniß.

Spanien.

Frankreich.

Schweiz.

Italien.

Belgien.

England.

Dänemark.

Schweden.

Norwegen.

Böhmen.

Polen.

Rußland.

Siebenbürgen.

Türkei.

Arabien.

Phönicien.

Palästina.

Ostindien.

Indischer Archipelagus.

China.

Aegypten.

Algerien.

Afrika.

Nord-Amerika.

Central-Amerika.

Süd-Amerika.

Australien.

Mannigfaltiges.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 1. Berlin, Sonnabend den 2. Januar 1847.

Die Literatur des Auslandes.
1847.

Der Versuch, die Gegenwart in eine geschichtliche Darstellung zu bringen, das heißt eine Geschichte der Zeit zu schreiben, in der wir leben, ist zwar schon oft wiederholt worden, aber — wie verschieden und wie groß auch die Talente seyn mochten, die an eine solche Arbeit gingen — immer geschah es mit demselben unfruchtbaren Erfolge. Die Begriffe Gegenwart und Geschichte sind fast unverträglich mit einander, denn die Geschichte hat es stets mit einem vollendeten Zeitraume zu thun, der einen Anfang, Mittelpunkt und Abschluß in sich begreift; zu welchem dieser drei Momente soll jedoch die Gegenwart gezählt werden? Allgemein wird angenommen, daß unsere Gegenwart ein Wendepunkt, der Uebergang von einem Zeitalter zu einem anderen sey; wie sollen wir jedoch, die wir blos das Eine positiv wissen, daß wir weder einer bereits abgeschlossenen Vergangenheit, noch schon der aufdämmernden Zukunft angehören, wie sollen wir entscheiden, ob wir, die wir jedenfalls noch im Schlepptau der alten Zeit gehalten werden, uns wirklich schon im Angesichte der neuen befinden, oder ob es nur eine Fata Morgana ist, durch die wir uns täuschen lassen? Nur die Zukunft, und vielleicht erst eine noch sehr ferne, wird zu bestimmen im Stande seyn, ob unsere Zeit wirklich Großes und Würdiges erstrebte, oder ob sie nicht vielmehr in den Irrthümern der Vergangenheit, die sie zu bekämpfen meinte, selber noch befangen war, ja ob sie nicht — und das ist vielleicht das sie am meisten charakterisirende Merkmal — in enthusiastischer Vergötterung gewisser allgemeiner Theorieen und in einem an sich löblichen Unmuth über das Verkehrte in vielen Lebensverhältnissen, sich über das, was eigentlich ihre Aufgabe war, gar nicht recht klar gewesen ist.

Eine Geschichte der Gegenwart wird daher nie etwas Anderes seyn können, als eine Sammlung von Materialien, die der künftige Geschichtschreiber sichten und von denen er den überflüssigen Plunder, der als solcher freilich in der Gegenwart nicht immer zu erkennen, ausscheiden wird, um dem wahrhaft Geschichtlichen die Stelle anzuweisen, die ihm in der Zeit gebührt. Solche Materialien-Sammlungen sollen nun zwar zunächst die politischen Zeitungen seyn; doch abgesehen davon, daß die geschichtliche Frucht nicht ausschließlich auf politischem Boden wächst, sind sie es schon darum nicht immer, weil sie entweder die Ereignisse durch die Brille ihrer Partei betrachten und dieselben daher nie in deren eigenem, wahren und objektiven, sondern in dem gefärbten und subjektiven Lichte des Publikums, für das sie zunächst schreiben, darstellen, oder weil sie gar, wie so manche angebliche Regierungs-Organe der deutschen Presse, ganze Reihen von Thatsachen unerwähnt lassen, obwohl sie dieselben durch bloße Ignorirung eben so wenig wirkungslos als ungeschehen zu machen im Stande sind. Der künftige Geschichtschreiber wird daher weder die eine noch die andere dieser Materialien-Sammlungen gebrauchen können, wenn er nicht in den Stand gesetzt ist, das Fehlende zu ergänzen und durch Vergleichung das Rechte ausfindig zu machen.

Darum haben auch solche Journale, wie das unsrige, ihre wichtige Aufgabe und Bedeutung in der Zeit und für die Zukunft. Wir ergänzen das, was unsere politischen Schwestern, die Zeitungen, oft in sehr lückenhafter Weise liefern oder in ihrer Jagd nach dem Neuen und Neuesten abseits liegen lassen. Wir weisen auch in anderen Lebensäußerungen, als die sogenannten Ereignisse des Tages sind, den Gedanken der Zeit, die Strebungen des Geistes und die gegenseitigen Beziehungen der Völker nach. Allerdings wird unsere Aufgabe um so schwieriger, je bewegter die Zeit und je stärker die Konflikte sind, die unter den Nationen entstehen, in deren Hand die Vorsehung das Scepter und die Geschicke der Welt gelegt hat; aber wo unsere Kräfte nicht ausreichen, werden wir es mindestens nicht an dem guten Willen fehlen lassen, in diesen Blättern stets diejenigen Themata zu besprechen, die eben vorzugsweise das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen.

Man hat ein unmuthiges Wort, das Leibnitz einmal über die Deutschen seiner Zeit ausgesprochen, auch auf die unsrige anwenden wollen. Dieses Wort lautet: „So oft ich den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her und dabei unsere Trägheit, unsere verkehrten Rathschläge betrachte, so oft schäme ich mich unserer vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahinaus, daß in Europa sich Alles darüber und darunter kehre, und doch beträgt man sich, als ob Alles in höchster Sicherheit sey, und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unserer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man, um's Große bekümmert sich Niemand, so daß es Ekel und Ueberdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken."

Aber wie treffend uns dieses Wort des Unmuths auch noch heutzutage erscheint, wie lebhaft wir den „Ekel und Ueberdruß" des großen Leibnitz mitempfinden müssen, wenn wir uns diesen Riesengeist in seiner armseligen und pedantischen Umgebung zu Ende des 17. Jahrhunderts denken, so würde es doch offenbar eine durch Nichts gerechtfertigte Uebertreibung seyn, wenn wir zwischen seinem Deutschland und dem unsrigen keinen Unterschied machen wollten. Das Ausland weiß freilich, als ob es Deutschland oder doch mindestens deutsche Herrschaft und deutsche Kultur dafür verantwortlich machen wollte, auf die Gräuel hin, die im vorigen Jahre in einer von Deutschland unabhängigen Provinz, in Gallizien, sich zugetragen; aber abgesehen davon, daß Oesterreich nicht einmal in seinen deutschen Erbstaaten, geschweige denn in den ihm unterworfenen fremden Ländern, als ein Träger und Vertreter deutschen Geistes und deutscher Gesittung angesehen seyn will, könnte man auch der Civilisation Englands die jetzt wieder in dem unglücklichen Irland sich wiederholenden Gräuel eben so gut, ja mit noch weit größerem Rechte vorhalten, als der deutschen Civilisation, die mit Gallizien gar keine direkte Berührung hat, die Mord- und Raublust der gallizischen Bauern.

Etwas Anderes ist es, wenn wir es beklagen, daß weder die englische Civilisation in Irland noch die deutsche in Gallizien so eingedrungen und dort einen solchen Einfluß zu gewinnen vermochte, daß im 19. Jahrhundert dergleichen Ereignisse, wie man sie in diesen beiden Ländern beklagt, ganz unmöglich wurden. Dazu hätte aber freilich — um hier nur dasjenige zu berühren, was uns am nächsten liegt — Oesterreich dem deutschen Geiste und der deutschen Gesittung, die vorzugsweise und vollständig zu vertreten der Beruf dieses durch seine Geschichte an die Spitze Deutschlands gestellten Staates seyn sollte, den vollen freien Eintritt in seine weiten Gebiete gewähren müssen, wie denn auch in der That auf die der preußischen Herrschaft unterworfenen Theile des ehemaligen Polens die civilisirende Macht des deutschen Geistes ihren Einfluß zu üben nicht verfehlt hat. Man denke sich einmal das große Oesterreich eben so, wie bisher nur auf dem deutschen Bundestage, auch auf allen Wegen des Fortschrittes, des geistigen sowohl als des materiellen, einig und eins mit dem übrigen Deutschland — würde dann nicht bald auch die deutsche Civilisation mit ihrem Einflusse bis weit hinaus über die Ostmarken Ungarns so wie durch die Häfen des adriatischen Meeres bis nach Asien und Afrika reichen? Und wie würde andererseits auch den großen westlichen Ländern Europa's gegenüber der moralische Einfluß Deutschlands gewachsen, wenn dasselbe, anstatt wie bisher getrennt in seinen geistigen Bestrebungen, getrennt in den großen Interessen der Gewerbsamkeit und des Handels, wie Ein Mann vereinigt in der Anerkennung des gemeinsamen Gedankens Vaterland und der Identität aller deutschen Beziehungen zum Auslande dastände?

Deutsche Patrioten, denen eine solche Idee vorschwebt, halten ihre Bestrebungen seit einigen Jahren zunächst darauf gerichtet, den Zollverein, den sie als einen Anfang solcher Vereinigung deutscher Interessen betrachten, auch über die noch nicht dazu gehörenden norddeutschen Staaten auszudehnen. Allein so lange nicht auch das durch das Meer mit der südlichen und durch die deutsche Donau mit der östlichen Welt in direkter Verbindung stehende Oesterreich zum deutschen Zollverein gehört, wird derselbe seine europäische Bedeutung nicht erlangen, wird er nicht als ein ebenbürtiger Kämpfer mit den den Welthandel vermittelnden Nationen rivalisiren, wird er auch die Idee einer deutschen Flotte nicht in's Leben rufen können. Darum gilt es vor Allem, daran zu arbeiten, daß Oesterreich zu den Empfindungen, Ansichten und Gesinnungen des übrigen Deutschlands vollständig bekehrt werde, wie sich denn auch in der That seit kurzem selbst in Wien allerlei Anzeichen zu einer solchen Bekehrung haben wahrnehmen lassen.

Ist es denn nicht schon eine merkwürdige Erscheinung, wenn, wie uns ein Wiener Blatt berichtet und berichten darf *), das Volk, bei dem es sonst immer Sonntag war und immer am Herde der Spieß sich gedreht, mit einemmal anfängt, an panem et circenses allein keinen Gefallen mehr zu finden und eben so gut wie andere Deutsche wissen will, was in und um Deutschland vorgehe und welchergestalt das Vaterland den ihm drohenden Stürmen werde entgegenzutreten wissen, ohne die Besorgniß, daß in seinem Rücken, in den ihm unterworfenen südlichen und östlichen Ländern selbst, Verbündete seiner

*) Wiener Sonntagsblätter, Nr. 49, vom 6. Dezember 1846.

Gegner seyen? „Die Zeit", sagt Herr Dr. Wagner in dem genannten Wiener Blatte, in einem Bericht über die Theater, „die Zeit, obwohl ein Weib, ist männlicher, ernster, und mit ihr sind es auch die Menschen geworden. Man lausche nur einmal auf den Stoff der Conversation in geselligen Zirkeln und an öffentlichen Orten, beim Theetisch und beim Bierglase, und man wird die Politik und die Industrie größtentheils an der Reihe finden. Man intervenirt zwischen Frankreich und England; man interpretirt die Verträge vom Jahre 1815: man beschwichtigt Palmerston und unterhandelt mit Guizot, denn man liebt bei uns die süße Ruhe des Friedens über Alles; .... kurz, die Fragen über das öffentliche pulsirende Leben, die Welt mit ihrer materiellen, aber praktischen Richtung haben die wurmstichigen Bretter, welche nur noch Kindern die Welt bedeuten, verdrängt und fortgeschoben." — Wer hätte wohl noch vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß eine solche Veränderung jemals mit den guten Wienern vorgehen könne? Aber die Zeit der Eisenbahnen thut noch ganz andere Wunder: sie wird wohl auch noch die Deutschen zu einer einigen und dadurch wahrhaft imposanten Nation machen!

Man wende uns hiergegen ja nicht ein, daß Deutschland, auch wenn es in seinen politischen Institutionen, wie in seinen Handels- und Verkehrs-Verhältnissen, eins und einig wäre, darum doch immer getrennt durch seine konfessionellen und seine klimatischen Verschiedenheiten bleiben würde. Sind erst Fürsten und Völker in Bezug auf jene Verhältnisse mit einander verbunden, besitzt ganz Deutschland erst solche Institutionen, die mit seiner Intelligenz und mit dem sittlichen Bewußtseyn des Landes auf gleicher Höhe stehen, dann wird auch ein Zwiespalt aus konfessionellen Gründen, wie ihn leider erst die neueste Zeit wieder ausbrechen sah, unmöglich seyn. Denn alsdann wird, wie es St. Marc Girardin so schön ausgedrückt *), auch jeder deutsche Staat zwar überall, in der Rechtspflege wie in der Verwaltung und beim öffentlichen Unterricht, die Suprematie behalten, aber den religiösen Gedanken des Individuums wie der Gemeinden wird er in seiner souverainen Unverletzlichkeit achten. Und wo der Staat mit solchem Beispiele vorangeht, da kann in unserer Zeit der Duldung und Humanität das deutsche Volk gewiß nicht zurückbleiben. Alle andere Verschiedenheiten aber und namentlich diejenigen, die auf klimatischen und provinziellen Eigenthümlichkeiten beruhen, sind, der Macht jener großen sittlichen Einigung gegenüber, so unschuldiger und bedeutungsloser Art, daß man sie ruhig könnte gewähren lassen, ohne davon irgendwie einen Mißton in dem allgemeinen Zusammenklang der deutschen Stämme zu besorgen.

Wir zweifeln nicht, daß man von vielen Seiten alles dies als ein Utopien belächeln werde, und wir selbst glauben auch nicht an eine allzubaldige Erfüllung unserer Vorherverkündigungen, aber dem deutschen Vaterlandsfreunde mag es vergönnt seyn, das, was vielleicht erst in einer fernen Zukunft bevorsteht, wozu aber früher oder später die Nothwendigkeit sicher einmal hindrängt — wenn nicht wieder die traurigsten Eingriffe des Auslandes in deutsches Recht und deutsche Nationalität vorkommen sollen — jetzt schon in eine nicht allzu entfernte Aussicht zu stellen. J. L.

Dänemark.

Die deutschen Gränzbewohner an der Ost- und Nordsee.

An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Schiller.

Nichts leuchtet mehr ein, als daß in langer Friedenszeit so sehr an Unruhe und Tumult gewöhnte Völker, wie die Deutschen, ihre Augen nach den Gränzen hinsenden, um zu erfahren: wie diese Marken bewahrt oder bedroht erscheinen. Die Augen der Völker repräsentiren reisende Schriftsteller, und wir wollen an diesem Platze die neuesten Erzeugnisse eines der fruchtbarsten Reiseschriftsteller, J. G. Kohl's, zum Gegenstande der Besprechung nehmen. Uns liegen vor:

Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein. 3 Bände mit eingedruckten Holzschnitten. Dresden, Arnoldische Buchhandlung. Zusammen XXXVIII und 1114 Seiten.

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus.

welche sich beide gegenseitig ergänzen und auch wohl hin und wieder einigermaßen wiederholen.

Ueber Kohl's schriftstellerische Arbeiten herrschen die widersprechendsten Meinungen und Urtheile. Während dieselben von der einen Seite auf eine Art und Weise gelobt und gepriesen werden, die Verdacht erregen muß, ist auf der anderen schon der bitterste Tadel laut geworden, und sicher ist, daß sich z. B. aus Rußland scharfe kritische Stimmen erhoben, die den literarischen Productionen Kohl's über jenes Land einen nicht sehr hohen Standpunkt einräumten; man nannte die Schriften geradezu „Buchhändler-Speculationen!" Damit schießt man jedoch gewiß eben so sehr über das Ziel hinaus, wie mit erwähnten Lobhudeleien; allerdings tragen unsere Buchhändler, die sich um den Verlag der Kohlschen Bücher drängten, einen großen Theil der Schuld an jener Weitschweifigkeit, Breite und überhaupt Vielschreiberei, so wie an dem Mangel an Selbstkritik, die Kohl mit vollem Rechte zum Vorwurf gemacht werden kann, allein darum dürfen wir doch bei weitem nicht Alles, was Kohl schrieb, mit jenem übelklingenden Namen belegen. Werfen wir einen spezielleren Blick auf das Werk über die Marschen und Inseln, so tritt uns sogleich der Charakter desselben entgegen in einem plaudernden Sich-gehen-lassen, das vielleicht ein größeres Publikum zu finden vermag, dem jedoch der Anspruchsvollere kaum Geschmack abzugewinnen im Stande seyn dürfte, da jenes Salz mangelt, welches z. B. am Verstorbenen für gar manche breitschößige Schwäche entschädigt. Nicht mit Unrecht wurde behauptet: Kohl verfahre bei der Abfassung seiner Schriften zu wenig kritisch; er hafte zu sehr an den Oberflächen und verschmähe es ganz, in das Lebensprinzip der Völker, in ihre politischen Stellungen, einzudringen. Freilich würden ohne diese Fehler die Kohlschen Bücher keine so harmlose, den Geistesschlummer wenig beunruhigende Sophalektüre abgeben, sie würden da und dort Anstoß finden, der ihrer Verbreitung hinderlich seyn könnte; allein ihr Nutzen müßte ohne Zweifel um so größer seyn.

Wir wollen spezieller auf einige Mängel und Vorzüge aufmerksam machen, die uns bei Lesung des genannten Kohlschen Buches aufstießen:

Kohl sagt z. B. gleich am Eingange: „Ich kenne keine Sprache, die Sprache der kaukasischen Gebirgsvölker vielleicht ausgenommen, welche so viele ganz verschiedene Dialekte hätte, wie das Friesische." Damit macht er natürlich seinen Leser neugierig, ohne an Befriedigung zu denken. Weder sagt uns Kohl, woher diese Dialektverschiedenheit stamme, ja er scheint kaum zu fassen, daß sie ihren Grund im Freiheitsgefühl, das in den Individuen wohnt, habe; noch liefert er uns charakteristische Proben, aus denen uns Schlüsse auf die Art der Verschiedenheit zu ziehen möglich wäre. „Liewer dued üs Slaw!" (Lieber todt als Sklav.) In diesem friesischen Sprüchwort liegt der Grund zur Dialektverschiedenheit des Friesischen so sicher, als der Grund zur erstaunenswerthen Sprachuniformität in Rußland niegends anders zu suchen seyn dürfte, als im Mangel an Freiheitsgefühl der Russen. Je mehr die Dialektverschiedenheiten unter den Friesen dem uniformen Hochdeutsch weichen werden, um so mehr wird der Freiheitssinn unter ihnen schwinden, den wir mit Recht an denselben schätzen!

Die Marsch schildert Kohl lebhaft und im Ganzen gewiß gut, allein daß Stellen vorkommen, wie: „Die Kühe schienen mir alle außerordentlich zahm sanft und klug. Denn eine jede, bei der wir vorüberfuhren, hob ihren Kopf aus dem Grase empor, blickte uns neugierig an und brüllte, als wollte sie uns begrüßen! Einem Ochsen, der eben das ganze Maul voll Gras hatte, wollte dieser Gruß aber nicht völlig gelingen. Er mochte seinen fetten Bissen nicht fahren, doch aber uns auch nicht unbegrüßt lassen; er brüllte also, verlor aber dabei etwas Gras aus dem Maule, fing schnell wieder an zu kauen, brüllte wieder und verschluckte sich dermaßen, daß er bemitleidungswürdig zu husten anfing und fast unsere Hülfe nöthig hatte"; dergleichen wurde mit Recht an weiland Raff getadelt und durfte einem heutigen Touristen nicht passiren. Wie gut Kohl Aeußerlichkeiten aufzufassen versteht, springt überall hervor und verdient alle Anerkennung; so z. B. faßte er das Komische sehr richtig auf, welches offenbar darin liegt, wenn die Friesen ihre auf die großartigen seemännischen Verhältnisse passenden Ausdrücke auch auf ihre kleinen Wirthschaften am Lande ausdehnen, indem sie sagen: „mein Kuhstall liegt im Osten von meiner Küche!" Aber zu tadeln ist, daß Kohl eine ganze Druckseite braucht, um diese Wahrnehmung auszudrücken; auf solche Art lassen sich freilich rasch Bände zusammen schreiben. — Solcher Stellen finden sich leider allzu viele; ja, man stößt überall auf sie. Um zu erörtern, daß auf Föhr der Dünger gebrannt werde, muß erzählt werden, daß ein Aelpler in der Schweiz einem reisenden Dänen dies erzählt habe, mit dem Zusatze: „er habe dies in einem Buche seines Schulmeisters gelesen!" Welch ein Wink für Kohl selbst, sich kurz darüber zu fassen, wenn es nun einmal der Vollständigkeit halber erwähnt werden mußte. Wer vermuthet in einem Buche über die genannten Marschen eine Beschreibung des ganzen Wallfischfanges? Dennoch liefert Kohl eine solche von fünfundzwanzig Druckseiten und nimmt nicht Anstand unter Anderem zu sagen: „Ich dachte mir sonst, der Wallfisch verkrieche sich mit seinen Wunden unter das Wasser und sterbe da, wie Cäsar unter seiner Toga." — Der Schriftsteller, welcher Alles sagt, was er sonst gedacht, geräth sicher oft in Gefahr, verspottet zu werden. Und nach diesem fünfundzwanzigseitigen Bericht über eine Sache, die nur allenfalls sehr annäherungsweise zum Gegenstande der Besprechung gehört, obendrein zum Schlusse das Geständniß: „Leider fallen mir jetzt erst noch unzählig viele Punkte ein, über welche ich von ihnen manches Neue oder doch manche Bestätigung längst bekannter Dinge hätte erlangen können, und ich bedauere, daß ich dies versäumte." Am Ende fehlte nur noch, daß uns Kohl aufzählte: was er Alles versäumte an Neuem oder Längstbekanntem! Dergleichen müßte ein Schriftsteller vermeiden, der an anderem Orte so Treffliches zu geben weiß, wie das Beispiel eines gebrochenen Herzens S. 160 Theil I., welches wir auszuheben nicht unterlassen können:

„Haben Sie auch schon Familienglieder auf der See verloren?" fragte ich einen alten friesischen Landbewohner, mit dem ich in seine kleine ärmliche, aber saubere Hütte trat, und der mir dort einen Sessel anbot. „Ich besitze noch meine Frau, Herr, dies ist sie." Er präsentirte mir dieselbe.

„Wir beide hatten zusammen vier Kinder, eine Tochter, die dort in der Küche wirthschaftet, und drei blühende rasche Söhne. Sie gingen alle Drei zur See. Der jüngste verlor sein Schiff und Leben auf einer Fahrt nach Marseille, und seine Gebeine ruhen auf dem Boden der mittelländischen See. Der zweitjüngste kam in der Davis-Straße auf einer Wallfischjagd um, und der dritte, der älteste, der kenntnißreichste und strebsamste von allen, der es im

*) Nr. 135 des Magazins vom J. 1846.

holländischen Dienste zu meiner Freude bis zum Commandeur eines Schiffes gebracht hatte — sehen Sie hier dies Bild, das ist das Portrait seines Schiffes „de twee Gebroeders", das er uns im vorigen Jahre schickte.

„Belieben Sie es nur gefälligst herunter zu nehmen. — Dieser dritte, unser Stolz und unsere Hoffnung, schrieb uns im Herbst des vorigen Jahres von Amsterdam aus, daß er von Batavia zwar glücklich angekommen sey, daß er aber von dort ein böses Fieber mitgebracht habe, das ihn noch immer nicht verlassen wolle. Doch grüße er uns freundlich und hoffe, uns bald bessere Nachrichten geben zu können. Ich machte sogleich Anstalt, zu ihm zu reisen, um zu sehen, ob ich ihm von Nutzen seyn könne. Aber schon nach 14 Tagen bekamen wir wieder einen Brief und darin die Nachricht, daß unser Sohn am Bataviafieber im Amsterdamer Hospital selig im Herrn entschlafen sey.

„So, mein Herr, geht es hier manchem armen Vater mit seinen Söhnen. Sie wollen alle hinaus und in der Welt etwas werden, und dann kommen sie nicht wieder und lassen ihre trauernden Aeltern allein in ihrem Häuschen sitzen."

Ueberaus vortrefflich finden wir einen Gerhard Dow, den uns Kohl im Portrait der Frau K. gleichfalls im ersten Bande des Buches über die Marschen geliefert. Kohl zeigt überhaupt viel Sinn für malerische Auffassung, und wir möchten ihm besonderes Geschick für das Fach der Genremalerei zusprechen, wobei ihm ebenfalls nur mehr Selbstkritik anzurathen wäre, um zur Meisterschaft zu gelangen.

Höchst interessant fanden wir die Wahrnehmung, daß in Jütland an der Ostküste die Deutschen hinauf dringen, während an der Westküste ein Herabwandern jütischer Bauern sichtbar werde. Warum uns Kohl den Arzt in Wiborg nicht namhaft macht, welcher diese Erscheinung aufgefaßt und sie auf geistreiche Art benannt hat, indem er die deutsche Wanderung eine „arterielle" taufte, weil sie von Wohlhabenderen ausgeführt werde, und die der armen Jüten dagegen eine „venale"; warum Kohl nur die Thatsachen anführt, da er doch sonst gern ausführlich ist, können wir nicht begreifen.

Kohl vergleicht recht gut die Charaktere der Engländer und Friesen, indem er sie einander gegenüber stellt, und hebt besonders heraus, daß beide sehr auf ihren Vortheil erpicht seyen! Nun, das sey Gott geklagt! Wir halten daher auch das friesische „liever dued üs Slav", eben so wie das englische „Britons never shall be slaves" für sehr schwankende Phrasen; denn wer ein Sklave seines Vortheils ist, der hätte alle Ursache, die Freiheitsangelegenheit nicht selbst zur Sprache zu bringen, da dies nur an jenes Weib erinnert, das pomphaft von ihrer Tugend sprach, mit der es nicht weit her war. Was uns an dem friesischen Charakter immer am meisten gefiel, ist, daß sie gern Jedem die Wahrheit sagen, dem sie dieselbe zu sagen ein Recht oder eine Pflicht haben, und wir sind der Meinung, diese Pflicht wie dieses Recht sollte jeder Mensch gegen Seinesgleichen haben. Leider sind unsere Injurien-Gesetze eben keine Ermuthigungen oder Unterstützungen dieser Kardinaltugend.

Es wurde von uns gerügt, daß Kohl öfter die Beweisführung für aufgestellte Behauptungen zu geben unterlasse, trotz seiner Weitschweifigkeit, und wir führen als Beispiel die Stelle seines genannten Buches an, wo gesagt wird: „Viele Phrasen bilden sich in dem Munde der Engländer noch heutigen Tages ganz so, wie sie sich im Munde der Friesen gestalten, und der ganze Gang der Ideen, wie er sich in der Conversationsweise beider Völker darlegt, hat ungemein viel Aehnlichkeit." Wir hätten gemeint: wer drei Bände über die Marschen und Friesen schreibe, dürfe nicht so beweislos reden.

Am schmerzlichsten vermißten wir ausführlichere Nachrichten über das friesische Kommunalwesen und halten eine solche Unterlassungssünde unter derlei Verhältnissen geradezu für unverzeihlich. Nur hier und da ist uns ein Blick in dieses höchst interessante Innere des Völkerlebens an den nordöstlichen Gränzmarken unseres Vaterlandes gewährt, wie z. B. bei Gelegenheit einer Erwähnung der Schüler, deren praktische Wirksamkeit Kohl hauptsächlich dem Umstande zuschreibt, daß die Marschleute in der Regel ihre Kommunen selbst verwalten und die finanziellen Posten mit Leuten aus ihrer Mitte besetzen. Auch bei uns würde es mit dem Unterrichte und der Erziehung auf dem Lande nicht so unpraktisch und oft höchst jämmerlich aussehen, wenn die liebe Bevormundung nicht wäre. — Daher rührt auch zum Theil wenigstens der Umstand, daß aus Schleswig und Holstein kaum ein Mann zu den Schwärmen der Auswanderer stößt. Das Empfindlichste, was einem Manne widerfahren kann, der noch nicht ganz zum alten Weibe geworden, ist zweifelsohne eine Behandlung im Sinne der Unmündigkeit. Lieber die ärgsten Einbußen durch eigene Fehlgriffe erleiden, als die Schmach einer Kleinkinder-Bewahranstalten-Behandlung.

Recht passend würde uns auch eine kurze, mit Sprachproben versehene Vergleichung des Plattdeutschen mit dem Friesischen angebracht geschienen haben; passender, als manches Geplauder, das dem Guten des Buches Eintrag thut. Wie unpassend erscheint es nicht, wenn Kohl unter Anderem bei Schilderung der Halligen, nachdem er der sichtbar werdenden Ruinen untergegangener Orte im Meer Erwähnung gethan, anführt: „Dies Letztere klingt allerdings glaublicher als die Mähr vom Glockengeläut." Als ob nur die Möglichkeit vorläge, daß ein Vernünftiger an dergleichen glauben kann! Man erkennt in solchen Stellen nicht denselben Verfasser, der von Helgoland so gut sagt: „Es ist, als wenn dieser äußerste Vorposten des Friesenlandes, der selbst früher durch einen Kompler von Ländereien mit dem Kontinente zusammenhing, einmal sehnsüchtig herüberblickte nach seinen angestammten Brüdern, von denen er jetzt, dem Untergange geweiht, durch die Wogen getrennt ist"; der Aussprüche thut, die tief in die Hauptkrankheiten unserer Zeit einschneiden und die man an gewissen Orten mit großen Buchstaben anschlagen lassen sollte, wie z. B.: „Wenn der Mensch sieht, daß seine Anstrengungen nichts helfen, so verfällt er in eine dumpfe Ergebenheit!" Wohl sagte dies schon der alte Plinius von der „misera gens", allein wer dergleichen nur aufzufassen vermag, darf nicht so unbedacht in den Tag hinein schreiben.

Zur Hebung des traurigen Zustandes der Halligenbewohner schlägt Kohl vor: man sollte für sie ein geringes Wollenfabrikat erfinden, dessen Verfertigung auch die Männer Gewinn bringend beschäftigen könne, und giebt da einen ganz guten Rath: warum läßt man diese Leute nicht dauerhafte Tuche fertigen, welche zugleich eine Wohlthat für die arme Bevölkerung werden würde, die jetzt vielfach das Lumpenzeug, welches die großen Maschinen erzeugen, anschaffen, und welches keine Dauer hat! Da aber liegt des Uebels Basis; der Reichthum will die Armuth ausbeuten, gewährt derselben aber nicht passende Aequivalente. Die Elle Tuch, welches für den Armen bestimmt ist, sollte so gefertigt seyn, daß die Maschinen nicht vorher 90 Prozent von der Haltbarkeit der Prima-Materie gefressen.

Sehr wahr, wenn auch in unserer, an geselliges Zusammenleben gewöhnten Zeit nicht oft erkannt, ist Kohl's Bemerkung: „Das Bedürfniß nach Gesellschaft wolle unter Menschen genährt und gepflegt werden, während sich die Liebe zur Einsamkeit selbst nähre!"

Die Friesen anlangend, so zeigen sie sich als echte Germanen, denn sie sind nicht einmal unter sich über ihren Namen einig, und während ein Theil sich kurzweg „Fräsk" nennt, dehnen Andere ihre Benennung auf „Freeske", und noch Andere machen daraus sogar das breite „Fraasche". Kohl meint: es sey bisher von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten noch keine gute und vollständige Zusammenstellung über die Verbreitung des Friesischen vorhanden, sogar der bändereiche Wiarda sey so gut ungenügend wie der berühmte Rask. Unter den von Kohl mitgetheilten friesischen Sprüchwörtern gefiel uns namentlich das: „An withen hingst skal fül streilang han" (ein weißer Hengst braucht viele Streu), was einer, viel Nadelgeld bedürfenden, verwöhnten Frau in die Zähne geworfen zu werden pflegt, und es wollte scheinen, als ob die Nutzanwendung auf viele unserer deutschen Frauen leider nicht allzu fern läge.

Wie der gemüthliche Kohl, der doch sonst immer auf Socken zu gehen pflegt und bei jeder Gelegenheit mit Verklausulirungen gegen Beleidigungen und Anstoß bei der Hand ist, wie dieser Harmlose dazu kam, den guten Schleswigern den ärgsten Harm anzuthun, indem er eine schauderhafte Persiflage ihres doch von ihm selbst so hochgeschätzten Deutsch mittheilte, begreifen wir kaum. Man denke nur, der berühmte Monolog Hamlet's wird ins Schleswigsche übertragen mitgetheilt und beginnt:

„Sein odr nich Sein, dat is hier die Froge,
Ob's edler im Gemüth, die Feil un Fleidern
Des wüthenden Gheßiks ertragen, oder
Durch Widerstand sie enden; sterben, slafen." u. s. w.

Ist das nicht entsetzlich boshaft?

Sehr vollständig scheint uns das zu seyn, was Kohl über die Dünen sagt, zum wenigsten erinnern wir uns, nirgendwo eine genauere Darstellung und Auseinandersetzung gelesen zu haben. „Wir müssen", sagen die Leute, welche hinter den Dünen wohnen, „den Sand aus dem Meere herausholen, wie wir das Wasser mit der Archimedischen Schraube aus unseren Gründen ziehen. Er muß uns gehorsam werden und dahin laufen, wohin wir selbst ihn haben wollen." Diese von Kohl citirten Worte bezeichnen sehr gut den Stand der Dinge. Was uns Kohl über Ursachen von Ebbe und Fluth, so wie über das Zurückweichen des Meeres an der Küste Arabiens und das Verdrängen desselben in Europa sagt, enthält nichts Neues, und wir fühlen uns versucht, hier die Behauptung eines alten Steuermannes einzuschalten, die derselbe einst in folgenden Worten aussprach: „Man sagt allgemein: der Mond verursache das Verdrängen der See von Westen nach Osten, aber das ist gewiß nur sehr bedingungsweise wahr; die Hauptursache liegt in der Erdumdrehung. Beim Umschwunge um ihre Achse giebt die Erde der See den Schwung auf unsere europäische Seite, und Rußland wird gewiß einmal ganz oder doch zum großen Theil wieder einmal von der See überschwemmt werden, wie dies offenbar in der Vorzeit schon der Fall war. Möglich, daß dadurch die ganze Erdachse eine andere Richtung bekömmt, wie sie ehemals eine andere gehabt haben mag, wenn man von den Ueberresten eines südlicheren Klimas schließen darf, die oben im nördlichen Eismeere gefunden worden."

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Historisch-artistische Briefe des Frhrn. Löw zu Steinfurth.

Die Erwartungen, die der vollständige Titel dieses Buches *) in uns erweckt, sind nicht sehr groß, und dennoch bleibt die Erfüllung derselben weit hinter ihnen zurück. Der Verfasser belehrt uns zuerst in seinem Vorwort, daß diese Briefe, die er schon vor mehreren Jahren — er sagt nicht: wann — auf einer Reise nach Rom an seinen Vater geschrieben hatte, anfänglich nicht für die Veröffentlichung bestimmt gewesen seyen. „Erst dann" — fährt er fort, „als nach dem Tode meines unvergeßlichen Vaters diese, nur etwas veralteten Briefe wieder in meine Hände gekommen, entschloß ich mich, sie

*) Historisch-artistische Briefe, geschrieben während einer Reise nach Rom von Wilh. Frhrn. Löw zu Steinfurth. Darmstadt. C. W. Leske. 1840.

dem Druck zu übergeben" u. s. f. Nicht Eitelkeit, versichert er, sondern die lautere Absicht, den Italien besuchenden Kunst- und Naturfreunden einen praktischen Führer mit nach Rom zu geben u. s. f. habe jenen Entschluß hervorgerufen. — Man weiß in der That nicht, ob der Verfasser es blos als die gewöhnliche Formel vom Bedürfniß des Publikums anwendet, oder ob er im Ernst glaubt, daß an Reisebeschreibungen und Führern in Italien ein so großer Mangel herrscht, daß er nur durch seine „veralteten" historisch-artistischen Briefe ausgefüllt werden könne, selbst wenn diese einige Erneuerungen erfahren hätten, wie der Verfasser behauptet? Was wird der Lesee aber gar sagen, wenn er erfährt, daß ihm der Verfasser, sobald er in Rom's Thore eingetreten ist, diese und das Buch vor der Nase zuschlägt, ohne daß er das Geringste von den Schätzen der alten Weltstadt erfährt, als eine launig seyn sollende Geschichte von einem mürrischen Gastwirth; und auch diese scheint er nur deswegen mitgetheilt zu haben, um uns Gelegenheit zu geben, seine italiänischen Sprachkenntnisse zu bewundern, da er nämlich von diesem Gastwirth — der ein Deutscher war — bemerkt, er mache das Sprüchwort wahr: Tedesco italianisato Diabolo incarnato! Sieht es nicht einer wahrhaften Mystification ähnlich, wenn man mit diesem Ende den Titel vergleicht, auf dem die Worte „Reise nach Rom" mit den hervorstechendsten Buchstaben gedruckt sind? Doch lassen wir den Leser sich die Antwort auf diese Fragen selbst geben und legen uns eine andere wichtigere zur Beantwortung vor, die nämlich: wie denn der Inhalt dieser Briefe selbst beschaffen sey.

Das Ganze besteht aus 25 Briefen, von denen die ersten vier (S. 1—47) die Beschreibung einer Reise von Heidelberg über Stuttgart, Ulm u. s. f. bis zum Splügen enthalten; die folgenden zwölf (S. 47—189) verbreiten sich über die örtlichen und künstlerischen Merkwürdigkeiten Mailands; die letzten behandeln Genua, Livorno und Pisa. Mit dee Schilderung der Fahrt von Pisa bis Rom schließt das Buch. Was die Anordnung dieser Briefe und ihre Tendenz im Allgemeinen betrifft, so haben sie mehr die Form einer mühseligen Compilation aus mehreren und nach Alter und Brauchbarkeit sehr verschiedenen Werken, als daß sie den Eindruck einer aus lebendiger Anschauung entstandenen Darstellung machen. Man stößt in den Bemerkungen über Kunstwerke, besonders über Baudenkmäler, auf eine Menge gelehrten Krams, unter dem sich nicht selten auch grobe Schnitzer und Mißverständnisse allee Art finden *). Der Verfasser scheint es sich in dieser Rücksicht sehr leicht gemacht zu haben. Denn abgesehen davon, daß er seine Quellen ganz ohne Kritik benutzt, begnügt er sich oft nicht mit bloßen Auszügen, sondern giebt zuweilen bogenlange Abschnitte aus denselben wörtlich wieder. Hierher sind unter Anderen die Briefe 9—16 zu rechnen, die Nichts weiter als eine durch ihre kleinliche Genauigkeit und arithmetische Trockenheit sehr ermüdende Aufzählung und Beschreibung der Mailänder Kirchen enthalten (S. 76—131). Die folgenden beiden Briefe (S. 131—189) sind wörtliche Uebersetzungen aus den Statuti e Regolamento interno dell' I. R. Academia di Belle Arti di Milano-Venezia und den damit verbundenen Katalogen der dortigen Gemälde- und Skulpturensammlung, die er ohne das geringste Urtheil beizufügen nach Zahlen (von 1—431) geordnet nebst Anhang wiedergiebt. Es gehört in der That eine große Naivetät dazu, dergleichen trockene Compilationen füe ein selbstständiges Werk auszugeben, das, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, den Leser „nicht allein auf das Schöne und Merkwürdige der Gegenden, auf das Eigenthümliche und Historische des Landes und seiner Bewohner aufmerksam machen soll, sondern ihm auch in Hinsicht der Artistik als Cicerone zu dienen sucht". Wer sich indeß überwinden kann, auf die Trockenheit und Weitschweifigkeit des Buches keine Rücksicht zu nehmen, und wem mehr an dem Material als an der Form gelegen ist, für den mögen auch diese historisch-artistischen Briefe nicht ohne Werth seyn.

Sr.

Mannigfaltiges.

— Spanische Hoffnungen. Wenn, wie die Revue des deux Mondes wissen will, die Königin Isabella von Spanien wirklich die Hoffnung hegen darf, dem Lande einen Thronerben zu schenken, so würde dadurch allerdings England Grund gegeben seyn, auf die Vermählung des Herzogs von Montpensier mit geringerem Mißtrauen zu blicken; doch ist es weniger die durch letztere herbeigeführte Möglichkeit dee spanischen Thronfolge des Hauses Orleans, als die gegen alle Zusagen, welche der Königin Victoria von dem Könige der Franzosen persönlich gemacht worden waren, durch den Grafen Bresson vermittelte Ehe beider spanischen Fürstinnen, was die Empfindlichkeit Englands verletzt und den Bruch der entente cordiale bewirkt hat, und daher ist auch, selbst wenn jene Hoffnung sich realisiren sollte, an die völlige Wiederherstellung der ersteren nicht so bald zu denken. Die obengenannte Revue knüpft an jene Anzeige die Bemerkung, daß besonders Lord Palmerston dadurch auf das angenehmste überrascht werden müßte. „In der That", fügt sie hinzu, „der edle Lord hatte über die Folgen der Verbindung der Königin Isabella mit dem Herzoge von Cadix eine ganz abweichende Ansicht. Als der Ritter Tacon, spanischer Geschäftsträger in London, dem englischen Minister die Nachricht von der Vermählung mittheilte, mußte er einen eben so seltsamen als lebhaften Ausfall dagegen vernehmen, wobei Lord Palmerston ganz besonders das Unglück der Königin Isabella beklagte, die auf diese Weise aufgeopfert werde. Diese merkwürdigen Beileidsbezeigungen wurden darauf in einer Depesche weitee befördeet, die sich jetzt in den Archiven des Ministeriums dee auswärtigen Angelegenheiten in Madrid befindet. Es ist dies indessen noch nicht das kurioseste Aktenstück dee Diplomatie unserer Zeit."

— Zweites Haymarket in London. England, das schon so Vieles mit französischem Gelde gebaut und errichtet hat, sollte auch ein neues Haymarket in London durch französisches Geld errichten; doch ist hier nicht von einem Theatee, sondern von einem Heumarkt in optima forma die Rede. Englische Blätter erzählen nämlich von zwei merkantilischen Wundern dee letzten Tage, wovon eines die Einfuhr Londons, das andere die Ausfuhe betrifft. Ein schwedisches Schiff brachte in dee Mitte Dezembers eine Ladung menschlicher Schädel als Handelsartikel, und sie wurde zollfrei aufgenommen, da die Zollbeamten erklärten, es seyen Specimina für das Studium dee Naturgeschichte, die keine Steuer zu entrichten haben. Wissen abee die Engländer die leeren Schädel Schwedens so gut zu benutzen, so wissen sie die leeren Schädel in Frankreich noch viel besser to account zu ziehen. Das Schädelschiff aus Schweden begegnete im Hafen Londons einem Schiffe, welches Heu aus dieser Stadt nach den französischen Besitzungen in Algier, besonders nach der Provinz Oran, führt, und vier große Fahrzeuge, ganz mit solcher Ladung befrachtet, sollten dem ersten zu gleicher Bestimmung folgen. Der Corsaire-Diable ist außer sich über diese allerdings unerhörte Speculation, hinter welchee er nichts als Unterschleif von Seiten der Franzosen und geschickte Ausbeutung desselben von Seiten dee Engländer erblickt. „Wie!" sagt er unter Anderem, „aus dem Orte, wo Fabrik an Fabrik und Laden an Laden stößt, bringt man Heu nach einem Lande, das nur Weideland ist? Die Kaufherren in London liefern Futter für die Nomaden am Atlas? Nein! wenn das mit rechten Dingen zugeht, so ist auf dieser Erde noch kein Betrug ausgeübt worden. Vielleicht kaufen die Einwohner von Epernay bald ihren Bedarf an Champagner von den Engländern, vielleicht kaufen unsere Landsleute in den französischen Besitzungen am Senegal bald Steinkohlen in Newcastle, um sich am Aequator eine warme Stube zu machen, und vielleicht läßt die Direction des Théâtre français für die Toilette der Damen bald einen Schneider aus Inverneß kommen; aber Alles würde uns nicht so sehr überraschen, wie die Ausfuhe von Heu aus London nach Oran. Allerdings scheinen in dieser Provinz die Bedürfnisse an Futter zugenommen zu haben, da seit der Eroberung sich so viele Ochsen, und das recht gefräßige, dort aufhalten; allerdings ist in den letzten Jahren viel Gras verloren gegangen, da, Dank der Sorglosigkeit unserer Generale, die sich von Abdelkader und Bumaza eben so gut überraschen lassen, wie unsere Minister von Metternich und Nesselrode, so viele unserer Landsleute ins Gras beißen mußten; dennoch aber ist die Nothwendigkeit solcher Einfuhe nicht zu rechtfertigen. England selber produzirt keinen Ueberfluß an Heu, es bringt vielmehr einen großen Theil seines Bedarfes aus Amerika, und ohne Zweifel ist das für Oran geladene ein Produkt Kanada's. Ist es möglich, daß ein überall gewonnenes Produkt, nachdem es so weite Reisen macht, noch gut und noch billig seyn kann? Ist es erlaubt, anzunehmen, daß die fetten Weiden Nord-Afrika's, wo viermal im Jahre geärndtet wird, die fetten Triften Spaniens und Frankreichs nicht besseres und billigeres Heu liefern? Aber das Wahre an der Sache ist wohl, daß es auch in Oran Leute giebt, die sich mit Heu nähren wollen, wenn auch nicht auf die Weise, wie es sonst Eremiten und andere Heilige gethan haben! Unglückliches Frankreich, seitdem Du dem besiegten Marokko auf Befehl Englands Kriegskosten bezahlen mußtest oder wenigstens keine fordern durftest, hat die Welt erfahren, daß Du deine Unabhängigkeit verloeen hast; seitdem aber das Journal des Débats es wagen konnte, diese Kostentragung Frankreichs mit der Phrase zu erklären: Frankeeich sey reich genug, seinen Ruhm zu bezahlen, seitdem, sagen wir, hat die Welt erfahren, daß Du verdienst, Deine Unabhängigkeit zu verlieren. Gewiß ist unser armes Land noch eeich genug, zehn Schiffe mit Heu zu bezahlen, aber die verwerfliche Speculation, die dem Heuhandel zu Grunde liegt, ist nur ein Ring aus der Kette von Speculationen, die den Koloß von Budget umgiebt, und welches zu bezahlen Frankreich gewiß bald aufhöeen wird, reich genug zu seyn. Der Konsequenz wegen, hoffen wir, daß die Leute, welche auf so geniale Weise das Vaterland Algier duech Heu gerettet haben, den Orden der Ehrenlegion erhalten, und zwae nicht engherzig nue Franzosen, sondern auch betheiligte Londoner. Das Beispiel beim Bau der Eisenbahnen bestärkt unsere Hoffnung!" *)

Uebrigens berichten die englischen Blätter noch von einer dritten sonderbaren Einfuhr, nämlich von Schiffen mit Heuschrecken. Dieses scheint aber nur einer jener gewöhnlichen englischen Zeitungspuffs zu seyn, da man wohl nue Franzosen damit meint, die das Heu aufkaufen und also Heuschrecken, grasshopper (Grashüpfer), sind.

*) So soll z. B. (vergl. S. 33) Karl VI., König von Frankreich, das Oberhaupt der norditalischen Republik, Giov. Galeazzo Visconti, zum Herzoge gemacht haben, was bekanntlich Kaiser Wenzel that; ferner wird (S. 198) die Schlacht bei Marignano ins Jahr 1522 verlegt, während sie am 13. und 14. September des Jahres 1515 stattfand. Das sind Kleinigkeiten, wenn man will; wer sich aber in einer Reisebeschreibung mit solchen historischen Kleinigkeiten abgiebt, muß wenigstens dabei mit Genauigkeit verfahren.

*) Es wurde nämlich den englischen Ingenieuren und Unternehmern wegen ihrer Verdienste an französischen Eisenbahnen der Orden der Ehrenlegion verliehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 2. Berlin, Dienstag den 5. Januar 1847.

Frankreich.

Guizot und Thiers.

Ein Rückblick, zur Orientirung bei der bevorstehenden Eröffnung der Kammern.

Die parlamentarischen Kämpfe Guizot's mit Thiers während der vorjährigen Session der Deputirten-Kammer haben nicht nur das in den Materialismus der Eisenbahn-Speculationen versunkene Publikum von neuem aus dem politischen Schlummer geweckt, sondern verdienten auch insofern Berücksichtigung, als sie den politischen Standpunkt beider Männer deutlicher als jemals zu Tage treten ließen. So mancher Irrthum ward durch diese Diskussionen, an denen das gebildete Europa Theil genommen, verscheucht. Niemand darf jetzt mehr den politischen Standpunkt Guizot's mit dem des Herrn Thiers verwechseln oder blos behaupten, daß, abgesehen davon, daß der Erstere etwas monarchischer ist als der Andere, es sich nur um Portefeuilles eigentlich handelt. Der Irrthum scheint blos davon herzurühren, daß man über die Konsequenzen die Prinzipien vergessen hat; weil beide Männer in der Staatsverwaltung viele Verwandtschaft mit einander haben, so glaubt man, daß ihr Ausgangspunkt, ihre Theorieen ebenfalls im Wesentlichen dieselben sind; man vergißt aber hierbei einen wichtigen Umstand, nämlich, daß die Theorieen im praktischen Leben sich abschleifen. Der Weltlauf modifizirt und nähert die Ansichten zweier Männer trotz der Verschiedenheit ihrer Prinzipien, zumal da eine tüchtige Logik im Leben noch seltener ist als in der Wissenschaft. Daher hat ein geistreicher Schriftsteller nicht mit Unrecht gesagt: „Casimir Perier und Metternich hätten gar wohl an einem Strange ziehen konnen"; in weit höherem Maße muß dies natürlich von Guizot und Thiers gelten, da bekanntlich ihre Prinzipien durch eine weit geringere Kluft von einander getrennt sind.

Remusat's Projekt über die Volksvertretung der Staatsbeamten gab in der vorigen Session Anlaß zu dem ersten parlamentarischen Zweikampfe Thiers' mit dem doctrinairen Ministerium, welcher um so heftiger werden mußte, als die ganze Existenz Guizot's und seiner Kollegen von der Lösung dieser Frage abhing. Bekanntlich hat Guizot Frankreich blos durch die Unterstützung von 150 von der Regierung besoldeten Beamten in der Deputirten-Kammer seit mehr als sechs Jahren beherrschen können. Daher war nun Guizot auch der heftigste Gegner der von Remusat vorgeschlagenen Reform in Betreff der Volksvertretung der Staatsbeamten. Der gränzenlose Ehrgeiz, Frankreich zu beherrschen, mischt sich hier ins Spiel und verblendet diesen stolzen Geist dermaßen, daß er nicht einsehen will, daß die Stellung eines Regierungs-Beamten unverträglich ist mit dem Charakter eines Volksvertreters. Das Wesen der Repräsentativ-Verfassung beruht ja eben auf dem Unterschiede von Volk und Regierung; das Volk soll durch seine Vertreter die Regierung, d. h. die exekutive Gewalt des Ministeriums, kontroliren; wie kann nun aber ein Regierungs-Beamter seine eigenen Handlungen oder die seiner Oberen, der Minister, der allein verantwortlichen Chefs der exekutiven Gewalt, beaufsichtigen und kritisiren? Dies widerspricht ja allen Gesetzen der gesunden Vernunft, verletzt nicht blos das Grund-Prinzip der Repräsentativ-Verfassung, sondern untergräbt gleichfalls alle Verwaltungs-Subordination. Thiers' berühmte Rede über die Volksvertretung der Beamten ist weltbekannt, ganz Europa hat sie gelesen; wir übergehen sie daher. Die schwache Erwiederung des doctrinairen Ministeriums verdient dagegen kaum einer Erwähnung. Der Einwand, „daß die Volksvertretung der Staatsbeamten wegen ihrer speziellen Verwaltungs-Kenntnisse bedürfe", ist gehaltlos. Ganz abgesehen davon, daß eine allgemeine Weltanschauung, ein freier Ueberblick, welcher den Beamten und speziellen Fachmännern gewöhnlich abgeht, weit mehr Werth für die Volksvertretung hat, als einzelne Detail- und Büreau-Kenntnisse, so will die Opposition ja gar nicht allen Beamten den Weg in die Deputirten-Kammer auf immer versperren; sie verlangt blos die Ausschließung einzelner Kategorieen von Beamten, oder überhaupt die Verminderung ihrer Anzahl in der Deputirten-Kammer.

Es giebt in Frankreich jetzt 184 députés fonctionnaires, welche mehr als den dritten Theil der Volksvertreter ausmachen; ein Zehntel wäre hinlänglich, um der Kammer in einigen speziellen Verwaltungsfragen Licht zu verschaffen.

Aber auch, falls man allen Staatsbeamten den Eintritt in die Kammer versagen sollte, würden doch viele ausgediente Beamte nach Beendigung ihrer administrativen Laufbahn nach der Ehre, an der Volksvertretung Theil zu nehmen, streben. Die Volksvertretung würde folglich in keinem Falle Mangel an Männern von Fach und praktischen Büreaukraten leiden, ohne daß man genöthigt wäre, den Grundsatz zu verletzen: „Niemand kann zweier Herren Diener seyn."

Ein großer Irrthum ist es ebenfalls in dieser Frage, England als Beispiel zu Gunsten der Volksvertretung der Beamten anzuführen, weil dort kein allgemeines Gesetz die Beamten von der Volksrepräsentation ausschließt. Die moderne Centralisation nebst ihrer zahlreichen Staatsbeamten-Hierarchie existirt ja in Großbritanien nicht; England hat noch einen mittelalterlichen Verwaltungs-Organismus. Munizipalitäten und Lokal-Behörden spielen noch eine bedeutende Rolle. Ein allgemeines Gesetz, welches den Beamten den Eintritt ins Parlament versagt, wäre dort unnütz; die Beamten bilden eine zu große Minderzahl, zumal bei der ausgedehnten Grundlage der Volks-Repräsentation; trotzdem sind die Inhaber der neueren Chargen seit Wilhelm von Oranien und Anna vom Parlamente ausgeschlossen.

Aus dieser Diskussion über die Volksvertretung der Staatsbeamten ging nicht blos das starre konservative Stabilitäts-System Guizot's, sondern auch vorzüglich seine Herrschsucht und sein Ehrgeiz deutlich hervor. Den Staatszweck opfert er der Erhaltung seines eigenen Ministeriums auf. Ehrgeiz ist der einzige Beweggrund, das Triebrad aller seiner Handlungen: wie er früher im Jahre 1838 und 1839 Thiers und Odilon Barrot die Hand reichte, blos um das Ministerium Molé, dessen Regierungs-System doch mit dem seinigen übereinstimmte, zu stürzen, so geht jetzt als Minister all sein Thun und Streben blos auf die Erhaltung seines Ministeriums. Alle Mittel sind gut, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Selbst Lecomte's Attentat hatte Guizot benutzen wollen, aber glücklicher Weise sind alle Bemühungen des doctrinairen Ministeriums, diesem Verbrechen einen politischen Hintergrund abzugewinnen, gescheitert. Der Präsident der Pairs-Kammer, Pasquier, und Cuvillier Fleury, Mitarbeiter des Journal des Débats, haben sich in dieser Sache kompromittirt und lächerlich gemacht; Lecomte's wahnsinnige Handlung war lediglich die Folge des beleidigten Ehrgefühls eines brutalen und unwissenden Forstbeamten. Guizot ist leider von der Monomanie besessen, einen um so bedeutenderen Namen der Nachwelt zu hinterlassen, je länger er herrscht. Seltsame Verblendung eines begabten Geistes, zu glauben, daß die Geschichte die Größe der Staatsmänner nach der Dauer ihrer Herrschaft beurtheilen wird!

Der letzte parlamentarische Zweikampf Guizot's mit Thiers betraf eines der wichtigsten Elemente der constitutionellen Monarchie, „die Rolle des Königthums in der Repräsentativ-Verfassung". Die Diskussionen über diesen Gegenstand sind ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik der politisch-sozialen Weltanschauung beider Männer. Guizot bekämpfte das berühmte, von Thiers aufgestellte Prinzip: „le roi règne et ne gouverne pas" und behauptete, sein Gegner wolle die Rolle des Königthums annulliren, ohne zu bedenken, daß er selbst in den weit ärgeren Fehler der Verwechselung der königlichen Gewalt mit der verantwortlichen Administration des Ministeriums verfallen ist. Guizot stellte nämlich in seiner Theorie der constitutionellen Monarchie das Königthum direkt der Volksvertretung gegenüber und sagte sogar, daß der Hauptimpuls vom Königthum ausgehen müsse; das Ministerium aber macht er zu einem bloßen untergeordneten Agenten der Krone, um diese mit der Volksvertretung zu vermitteln und in Einklang zu bringen. Wie viel einleuchtender als diese unlogische, gehaltlose Sophistik Guizot's ist nicht die Lehre Benjamin Constant's, des Vaters der neueren constitutionellen Theorieen! Letzterer hält bekanntlich die Volksvertretung und das Ministerium für die beiden eigentlich aktiven, handelnden Gewalten und Mächte der Repräsentativ-Verfassung, das Königthum aber stellt er als pouvoir modérateur dar, welches nur in einzelnen kritischen Augenblicken des Kampfes des Ministeriums mit der Opposition direkt einschreiten soll, um die Gegensätze auszugleichen und zu vermitteln. In der normalen Waltung des constitutionellen Organismus darf die Krone aber nie direkt und offenbar agiren; blos indirekt kann sich ihr Einfluß auf das vom Ministerium aufgestellte Regierungs- und Verwaltungs-System äußern. Thiers nun spricht durch seinen Grundsatz: „le roi règne et ne gouverne pas" im Wesentlichen dieselben Prinzipien aus; er verdammt nicht den indirekten Einfluß der Krone; nur darf die Selbständigkeit der Regierung und Verwaltung des Ministeriums nicht dadurch aufgehoben werden; damit das Ministerium Rechenschaft von seinen Handlungen ablegen könne, müssen diese auch wirklich die seinigen seyn, denn man kann nur für seine eigenen Thaten verantwortlich seyn. Benjamin Constant's und Thiers' Theorieen sind nicht blos weit logischer, sondern auch weniger gefährlich als Guizot's Staatsideale der Regierung der Krone und der Repräsentativ-Ver-

fassung, durch welche leicht ein heilloser Konflikt zwischen der Krone und der Volksvertretung entstehen kann.

Man führe hier nicht zu Gunsten der Haltbarkeit der Lehre Guizot's Ludwig Philipp's Regierung an. Allerdings scheint es diesem gewandten und sehr unterrichteten Fürsten zum Theil allmälig gelungen zu seyn, das Problem der Regierung der Krone in einer freien Repräsentativ-Verfassung zu lösen: allein ganz abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen gehabt hat, muß man Rücksicht auf die Zeitumstände und Begebenheiten unmittelbar nach der Juli-Revolution nehmen. Die Straßen-Emeuten der Proletarier, das Herandrängen nicht blos der liberalen, demokratischen „Mittelklassen", sondern selbst der sogenannten petite bourgeoisie zu politischen Rechten, flößte der haute bourgeoisie und dem pays légal Furcht und Schrecken ein, so daß diese bewogen wurden, der Krone bedeutende Konzessionen zu machen (z. B. die Septembergesetze, Preß- und Associationsbeschränkungen rc.). Endlich muß man aber ebenfalls die Mittel in Anschlag bringen, welche Ludwig Philipp angewandt hat, um zu diesem Resultat zu gelangen; diese sind allerdings nicht illegal, sie verletzen nicht den Buchstaben der Charte auf einem verfassungswidrigen Wege, wohl aber wird der Geist der Volksrepräsentation dadurch verfälscht. Die Corruption und Einführung eines heterogenen Elementes, d. h. der Staatsbeamten in die Deputirten-Kammer, haben eine künstliche, von der Krone abhängige, ihr unbedingt ergebene Majorität geschaffen. Dies ist aber nur möglich in einem Lande, wo die Volksvertretung illusorisch ist, d. h. auf einer engen Basis beruht; ferner muß man hierher noch viele andere spezielle Umstände rechnen, welche wir der Kürze wegen gar nicht berühren können, z. B. die Centralisation der Verwaltung, den Einfluß der zahlreichen Beamten-Hierarchie, das Vorwiegen dynastischer Interessen bei der Gründung einer neuen Dynastie, die hervorragenden Fähigkeiten und Gaben eines ausgezeichneten Fürsten u. s. w. u. s. w. — So viel ist gewiß, daß das System der Regierung der Krone in der constitutionellen Monarchie weder normaler Natur, noch von Dauer seyn kann; es organisirt einen stillen Krieg zwischen dem Königthum und der Volksvertretung, welcher über kurz oder lang zu einem völligen, offenbaren Bruch und zur Explosion führen muß. Guizot's Staats-Ideal ist und bleibt eine Fiction, ein Ueberrest aus der Restaurations-Periode, nachdem die haute bourgeoisie in der Juli-Revolution Adel und Priesterschaft bei Seite geschafft hat. Ueberhaupt ermangeln Guizot's Theorieen leider einer philosophischen Grundlage; sie sind bloße Deductionen der Geschichte der nächsten Vergangenheit; ihm schwebt noch immer die Allianz der monarchischen Legitimität mit der Volksvertretung vor den Augen. Guizot begreift wohl die Gegenwart als Tochter der Vergangenheit, aber er sieht nicht ein, daß erstere ebenfalls die Mutter der Zukunft ist. Sein engherziger, *Genferischer Positivismus* hängt blindlings an der Geschichte und den Traditionen einer Zeit, welche nicht mehr die unsrige genannt werden kann; sein nüchterner, historischer Sinn vermag sich nicht zu einem unabhängigen, rationellen Standpunkt zu erheben, auf welchem man allein dem Zeitgeist den Puls fühlen und einen Blick in die Zukunft werfen kann. Daher ist Guizot der reinste Repräsentant der haute bourgeoisie, der natürliche Geist der conservateurs *bornés*, welche in der durch die Septembergesetze beschnittenen Juli-Charte das Eldorado aller politischen Entwickelung sehen. Thiers dagegen, trotz des retrograden imperialistischen Bodensatzes, trotz seiner Hinneigung zur Centralisation und Befestigung der exekutiven Gewalt, zeigt sich doch als einen kühneren, unabhängigeren Geist, welcher sich nicht mit dem vagen, durch die Juli-Revolution geschaffenen statu quo begnügen will; er klebt nicht blos an geschichtlichen Traditionen und vermag noch nach einer philosophischen Weltanschauung auf politisch-sozialem Gebiete zu ringen; er will vorwärts und fühlt, daß so manche Umgestaltungen der Gesellschaft auf der Grundlage der Prinzipien der Philosophie des 18. Jahrhunderts und seiner Revolution nothwendig sind, um der Staatsverfassung einen wahrhaft modernen Charakter zu verleihen.

Sind nun aber Guizot's Theorieen ungenügend für die Bedürfnisse des Zeitgeistes der französischen Nation, so gilt dies noch in viel höherem Grade von der praktischen Anwendung seiner Prinzipien oder seiner Staatsverwaltung. Guizot kann wohl ein ausgezeichneter Redner und tüchtiger parlamentarischer und politischer Taktiker seyn; ja, um gerecht zu seyn, muß man seinen Reichthum in der Erfindung von neuen Theorieen bei jeder Gelegenheit, für jeden Umstand, seine Gewandtheit, dieselben unaufhörlich zu modifiziren und trotz der Widersprüche und Inkonsequenzen ihnen einen Anschein von äußerer Harmonie zu verleihen, bewundern, aber alle diese Talente und Gaben machen Jemanden noch nicht zu einem bedeutenden Staatsmann. Für einen genialen Lenker des Staatswagens wird Guizot nie gelten; er entbehrt aller positiven Organisations-Ideen und ist blos negativ auf die Erhaltung des Bestehenden bedacht; der tüchtige praktische Blick in Beurtheilung materieller Interessen, so wie der feine Takt in diplomatischen Fragen, geht ihm ebenfalls ab. Was aber die Mittel betrifft, welche er anwendet, um zu regieren und seine Herrschaft zu behaupten, so sind dieselben sehr untergeordneter, gemeiner Natur, z. B. Drohungen, Preßprozesse, Unterdrückung von Vereinen und öffentlichen Zusammenkünften, Corruption, Gewissenankauf, Verleihung von Aemtern an Wähler und Deputirte und deren Verwandte, Begünstigung der Wahlbezirke, welche ihm ergebene konservative Kandidaten zu Deputirten gewählt haben u. s. w. u. s. w. Hierzu kommt nun noch die unbedingte Hingebung in den Willen des Schlosses, dem es merkwürdiger Weise gelungen ist, so viele bedeutende Männer zu bloßen Agenten und Vollstreckern seiner Absichten zu machen. Alle diese Umstände machen nun die lange Dauer des doctrinairen Ministeriums leicht erklärlich. Die Aufopferung des höheren Staatsinteresses, um die eigene *ministerielle* Existenz zu fristen, die Schaffung einer künstlichen Majorität in der Volks-Repräsentation durch Corruption und durch Einführung zahlreicher Staatsbeamten in die Deputirtenkammer, die Begünstigung der haute volée der bourgeoisie, der Aristokratie des Reichthums durch Verleihung von Eisenbahnen an einzelne Compagnieen, endlich aber vor Allem die bedeutenden Konzessionen, welche man der Krone gemacht hat, haben Guizot die Bahn zu einer langen Herrschaft gebrochen. Thöricht ist es daher von Guizot, auf die lange Dauer seines Ministeriums zu pochen. Nicht mit Unrecht hat Thiers ihm in der Hitze des letzten parlamentarischen Zweikampfes erwiedert: „*Wäre ich Ihrem Beispiel gefolgt, so würde ich jetzt noch Minister seyn.*"

In der That, es gereicht Thiers zum Ruhm und ist ein deutlicher Beweis, daß er der einzige, wahrhaft bedeutende Mensch ist, welcher *seit* und *durch* die *Julirevolution* auf den politischen Schauplatz getreten ist; er allein *hat nicht sein Knie gebeugt vor jenem einen unveränderlichen Willen des Schlosses*. Während alle anderen Juli-Staatsmänner durch den Kontakt mit dem Schlosse ihre Selbständigkeit eingebüßt haben, ist Thiers der einzige Mann, welcher seine Ministerherrschaft *lieber zweimal aufgeopfert hat*, um nicht zu einem blinden Werkzeug der Krone herabzusinken. Guizot dagegen ist leider in der Atmosphäre des Schlosses umgewandelt worden; der alte Professor der Sorbonne, der Mann von Grundsatz und Prinzipien ist im geschmeidigen Hofmann kaum mehr zu erkennen; die Kunst zu täuschen und zu überlisten hat die Würde des moralischen Charakters erschüttert. An die Stelle einer festen loyalen Ueberzeugung sind bloße Klugheits-Maximen und Gelegenheits-Theorieen, welche blos oberflächliche, mittelmäßige Köpfe eine Zeit lang blenden können, getreten. — Viele werden dieses Urtheil über Guizot als Politiker und Staatsmann zu hart finden und glauben, daß Parteisucht uns verblendet hat; wir leben aber der Ueberzeugung blos der Wahrheit, welche größer ist als jeder noch so bedeutende Genius, einen Tribut gezollt zu haben.

Paris. v. G.

Dänemark.

Die deutschen Gränzbewohner an der Ost- und Nordsee.

(Fortsetzung.)

Unter den Sagen, welche Kohl erwähnt, finden wir die vom Staven-Wüste am ergreifendsten. Ein trauerndes Weib läßt sich auf den alten Wurten, Hügeln und Stavenplätzen sehen, die vom Meere bespült sind, und schaut — Thränen vergießend — in diesem Graus der Gegenwart zurück in die lieblichen Scenen der Vergangenheit, indem sich ihr Blick in die weite See verliert. Das wäre ein schönes, würdiges Bild für einen großen Dichter!

In den Miscellen des zweiten Bandes theilt uns Kohl die alte Behauptung mit, daß die Friesen steifnackig und unnachgiebig seyen, daher sie in dänischen Urkunden nur schlechtweg „friesische Rebellen" genannt wurden, deren frisica temeritas stark hervorgehoben sey. Dankwerth nenne die Einwohner von Friesland von Natur sehr frech, und der sächsische Chronist Krantz beklage sich über dies superbum genus hominum, das mit solcher Arroganz auf seine Freiheit poche, und über den blinden Stolz dieser Sumpfbewohner. Ja, ja, wer die Freiheit und die Wahrheit liebt unter den Menschen, der ist noch zu allen Zeiten mißliebig gewesen. Wünschen wir uns Glück, daß die heutigen Friesen noch einen guten Rest von jener echten Freiheitsliebe aufbewahrt haben: wir finden sie zur Gränzwacht um so geeigneter!

Lächerlich im höchsten Grade, ja tadelnswerth unangemessen erscheint die auf Seite 326 des zweiten Theils von Kohl gegebene persifflirende freie Uebersetzung des Taciteischen: „nullos mortalium armis aut fide ante Germanos esse." Wir begreifen kaum, wie Kohl sich so vergreifen konnte.

Nach Falk's Angabe beträgt die Zahl aller Fabrikarbeiter der Herzogthümer Schleswig und Holstein nicht mehr als 6000. Glückselige Länder! Das Meiste, was man braucht, wird in den Familien selbst verfertigt! Möchten sich die Freiheit liebenden Menschen noch recht lange gegen die ärgste Knechtschaft, gegen die Knechtschaft unter den Junkern vom Geldsacke, bewahren! Die Frauen sind es, die durch häuslichen Fleiß diese ärgste aller Sklavereien vom Lande fern halten. Ehre sey solchen Frauen! Uebrigens ist die Angabe Kohl's falsch, daß in Sachsen und Böhmen fast durchweg blos die Männer Weberei betreiben; in beiden Landen, so gut wie in Schlesien, nimmt auch die weibliche Bevölkerung *vielfach* Theil an der Weberei.

Mit Freuden vernehmen wir die Nachricht, daß auf der cimbrischen Halbinsel nicht ohne Erfolg mit der Handarbeit gegen die Maschinenarbeit gekämpft werde, und sehr richtig bemerkt Kohl: „*Die Erfahrung hat gelehrt, daß jene durch Maschinen hergestellten Surrogate immer nur vorübergehend* und gewöhnlich nur in der ersten Zeit ihres Erscheinens nachtheilig wirkten." Gewiß und wahrhaftig, Cicero hatte Recht, wenn er sagte: „ficta omnia celeriter, tanquam flosculi, decidunt, nec simulatum potest quidquam esse diuturnum!" „Die Damen aus den höheren Kreisen", sagt Kohl von den Schleswig-Holsteinerinnen, „kehren immer wieder zu dem solideren Schmuck zurück, *und unwillkürlich folgt die Menge dem gegebenen Beispiele!*" Da haben wir den Hauptschlüssel zur verschlossenen Thür der Zeitnoth.

„Unsere Zeit", sagt Kohl, „*macht* und *schreibt* Geschichte auf gleich eifrige Weise." Diese Behauptungen möchten denn doch einiger Motivirungen bedürfen.

Der dritte Band des Werks über die Marschen beginnt mit einer dankenswerthen Nachricht über die Hafenanlegung von Husum, aber bringt auch zugleich eine, unserer Meinung nach, ziemlich hinkende Parallele zwischen Jütland und Italien, worin gar Vieles doch unzweifelhaft gewaltig an den Haaren herbeigezogen zu nennen seyn dürfte. — Wenn Kohl wußte, daß ein eigenes, treffliches Werk über die Verfassung von Eiderstedt erschienen war, warum nannte er dies nicht wenigstens, oder gab — noch besser — einen Ueberblick desselben? Wir hätten dafür mit Freuden die Parallele mit Italien entbehrt! — Man muß sich mit der mageren Bemerkung begnügen, daß Friesen und Niedersachsen in der Kommune Einer für den Anderen und Jeder für das Ganze stehe, während im Uebrigen jeder gern seine eigene, gesonderte, unabhängige Besitzung habe. Ach hätten wir Deutschen nur allzeit recht fest an dieser Ansicht gehangen, dann wäre es uns nicht in gar manchen Stücken ergangen wie den Dänen, bei welchen bis zum Jahre 1788 der Adel allein das Recht hatte: Ochsen feil zu machen! — Die Bevölkerung von Eiderstedt ist in der Abnahme begriffen, und Kohl schreibt dies der Zunahme der Viehzucht auf Unkosten des Ackerbaues zu. Wenn Kohl Recht darin hat und seine Annahme nicht trügt, daß die Berliner das theurere Marschvieh schon verlangen würden, wenn sie dasselbe nur erst gekostet, so wird die Hamburger Eisenbahn allerdings die Marschgegenden immer mehr entvölkern und verthieren, indem dort zur Herstellung größeren Bedarfs die Viehzucht sich immer mehr vergrößern wird. Die Rinderzüge kommen allerdings in Europa überall aus den völkerarmen in völkerreiche Gegenden. — Wir dürfen uns mit Recht wundern, daß unser berühmter Kartenzeichner Kutscheit die Idee Kohls: „einen Handelsatlas von Europa herzustellen", noch nicht in Ausführung genommen hat, da dieselbe doch gewiß eine ganz gute zu nennen ist. — Neben dieser guten Idee steht in Kohls drittem Bande seiner Marschbeschreibung eine Trivialität erster Größe. Man lese S. 48 u. 49 das einfältige Kindergewäsch nach, welches Kohl einem Bergbewohner in den Mund legt, und staune über das Sich-gehen-lassen des Mannes!

Recht niederschlagend ist's, wenn Kohl sagt: „Die Marsch-Ideen von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen gehen, wie es scheint, nur so weit, als der Reichthum geht. Allen über ihm Stehenden hält sich der Marschbauer gewachsen, aber zwischen ihm und denen, die ihm dienen, wird die Kluft, je mehr er nach oben strebt, nur um so größer." Ja, ja, das Aristokratenthum steckt der Menschheit überall in den Gliedern, und wenn Kohl meint: „im Lebenswesen stecke ein Element großer Milde und Güte", so wird er uns wohl erlauben, dagegen unseren bescheidenen Zweifel zu hegen. — Zur Erhaltung ihrer Freiheiten rollten, nach Kohl, die Marschbauern gar manche Tonne Goldes aus der Marsch in die Geest hinauf, die armen Heuersleute, Käthner und Tagelöhner konnten nur Seufzer und Thränen spenden, darum erhielt sich die Freiheit der Bauern, darum konnte sich die der Nichtbauern weder erhalten noch herstellen, denn was thut man auf der Geest mit Seufzern und Thränen?

Man nennt die Geschlechter des Landes Dithmarschen „Schlachta", ganz wie in Polen. Ob hier nicht eine Art Zusammenhang zwischen beiden Völkern stattfinden sollte? Nach einer alten Ueberlieferung bestand die Schlachta in Polen aus Eingewanderten!

Zwischen Adel und Bauern scheint auch hier von jeher eingewurzelter Haß obgewaltet zu haben; dies trat hell zu Tage in den Schlachten des holsteinischen Adels mit den Dithmarschen, wovon Kohl uns im dritten Bande seines Reisewerks allerlei berichtet. Ein Nachbar charakterisirt die Marsch äußerst gut in folgenden Worten: „Wat se nich willt, dat dot se nich, un wenn Ener to änen kümmt, so weet se nich, off se een herin loten schölt, oder nich. Hat ener 'enen Rock an, an den se nich gewönnt sind, so kricht he Prügel." Das sind die Bauernmucken wie sie leiben und leben!

Niebuhr, ein Dithmarscher, schlug — so erzählt Kohl — die ihm vom König von Preußen angetragene Erhebung in den Adelstand aus; wir kennen Viele, die ein solches Anerbieten nicht ausschlagen würden, obschon sie nicht eine Spur der Verdienste Niebuhr's aufzuweisen haben.

Bei Gelegenheit der Besprechung des Finanzverfahrens, welches früher in Betreff neuer, der See abgerungener Landstraßen beobachtet wurde, hebt Kohl das Nachtheilige, welches im Privilegienwesen zu finden ist, heraus, das stets geeignet ist, den Staat im Staate zu bilden; wenn nur die Menschen durch Erfahrungen klüger würden!

Ein recht gutes Kapitel im dritten Bande ist das über die Wattenwelt, und obgleich Kohl selbst sagt: er sey außer Stande, die in Betreff der Watten herrschende Lücke in unserer allgemeinen Geographie genügend auszufüllen, so giebt er dennoch für unterhaltende Belehrung genug. „Das Material, woraus die Watten ausschließlich bestehen, ist Sand und Steingerölle. Einige Watten mögen zerstreute, abgewaschene Inseln und Landschaften seyn; andere dagegen sind nichts als Sandanhäufungen, welche die Wellen zu Stande brachten. Bei der Fluthzeit mitten im Meere, fast au niveau mit dem Wasser, sind sie nur von fetten Ochsen und ihren Hirten bewohnt. Auf einer einzigen großen Wattenwiese sollen jährlich an 8000 Stück Vieh weiden. Die Watten erinnern somit einigermaßen an die Schweizer Matten; es sind Viehtriften wie diese, nur in sehr entgegengesetzter Lage." Dies für die, welche noch gar nichts von den Watten gehört und wenigstens einen allgemeinen Begriff haben wollen; das Nähere ist bei Kohl nachzulesen und das Nächste in natura zu studiren.

Welchen Naturgesetzen mag wohl die alle 30 Jahre eintretende, außerordentliche Fluth zuzuschreiben seyn, welche Kohl bei Untersuchung der Wurten nachweist? Jede Durchgrabung eines Wurthügels liefert den Beweis für vergleichen Ueberschwemmungen.

Ueber die Entstehung der Moore in den Marschen stellt Kohl zwei Hypothesen auf: er meint, sie könnten ebensowohl durch Anschwemmungen als durch Ergießen von Geestmoräften hervorgerufen seyn.

Und so wollen wir uns immer mit Dank für diese Gabe des Verfassers zur zweiten ähnlichen, zu den Reisen in Dänemark wenden, um zu erfahren: ob Kohl hier einmal Zeit gewonnen habe, sich kürzer zu fassen; ob er mehr als hin und wieder interessantes Geplauder zu geben sich vorgenommen habe?

Wenn Jemand sich vernimmt: ein Land vom geographischen, nationalökonomischen und historischen Standpunkte aus zu betrachten, wie Kohl dies versichert gethan zu haben, so kann man mit vollem Rechte verlangen, daß die Beschauung nicht blos von einer Seite, etwa von oben nach unten, geschehe, sondern, daß namentlich vom Volke aus, d. h. von unten nach oben die Blicke gerichtet werden. Leider müssen wir abermals gestehen, daß Kohl auch bei diesem Buche nicht im Entferntesten in das Innere des Volkslebens zu dringen vermochte oder dazu Neigung hatte.

Im Eingange meint Kohl: die Dänen handelten natürlicher, wenn sie sich den Hamburgern dankbar bewiesen, daß diese ihre Speculationen auch auf Dänemark ausdehnten — wodurch aber der dänische Handel in eine untergeordnete Lage kam. Das kömmt uns genau so vor, als sollte etwa einem Polen das Natürliche der Dankbarkeit für Einverleibung Polens in Rußland empfohlen werden. Wir argwöhnen: Kohl betrachte die Sache durch eine Hamburger Brille. Sehr hübsch und richtig sagt Kohl dagegen vom Handel im Allgemeinen: „Er ist wie ein stets sich bewegender großer Strom, in dem beständige Veränderungen vorgehen, bald hier, bald dort Sandbänke sich aufwerfen, bald hier, bald dort neue Wirbel, neue Erweiterungen und Einbrüche drohen. Je rascher und energischer man vermöge einer gut organisirten Staatsverfassung dieser Bewegung folgen kann, je schneller man neue Dämme aufwerfen, alte versetzen oder ganz einreißen, für neue Stromzweige neue Kanäle graben kann, desto weniger Verluste entstehen, desto ungenirter bleibt die Bewegung!"

Ueber den Namen Dänemark giebt Kohl mitunter das haltloseste Geschwätz, und was er über die Baumnatur der dänischen Länder sagt, leidet mindestens an unleidlicher Breite. Die ebenen Heidestrecken heißen im dänischen „Sletter" nicht „Sletten", da der Artikel „en" den Singular, „er" dagegen den Plural bezeichnet, daher „Sletten" die Fläche und „Sletter" die Flächen.

In Kiel hat Kohl nur zwei einsame Spaziergänge durch die Straßen der Stadt gemacht, daher giebt er nur sechzehn Druckseiten in Großoktav, während wir bei längerem Aufenthalte von ein paar Tagen sicher einen Oktavband bekommen haben würden. Will man wissen, wie Kohl diese Geschwindigkeitskunststückchen macht? Je nun, es heißt z. B. „Kiel ist der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Herzogthümer. Uebrigens ist es charakteristisch und wichtig für diese beiden Länder, daß sie gar keinen eigentlichen Mittelpunkt ihres ganz geistigen und materiellen Lebens haben, wie Schlesien ihn z. B. in Breslau hat", und nun folgt eine Liste von Provinzialhauptstädten. Wahrlich, wir können von Glück sagen, nur mit 16 Seiten Großoktav weggekommen zu seyn.

Sehr gut ist dagegen, was Kohl über deutsche Gränzwächter in geistiger und literarischer Beziehung sagt, ja es ist in der That eine Unart von uns Deutschen, daß wir in der Regel da nicht Bericht erstatten mögen, wo es doch am geeignetsten geschähe. Kohl selbst macht es aber nicht anders; anstatt auf der Reise zu schreiben, thut er dies im sächsischen Erzgebirge, daher geht auch viel am originellen Gepräge verloren.

(Schluß folgt.)

England.

Steinkohlenbergwerke und Eisenfabrication in England.

Herr Knowles berechnet, daß England jährlich 12,300,000 Tonnen Steinkohlen verbraucht, während er die Ausdehnung des steinkohlenhaltigen Terrains — wovon jede Quadratmeile durchschnittlich eine Summe von 20,000,000 Tonnen repräsentirt — auf 3200 (engl.) Quadratmeilen schätzt. Aus diesen Angaben folgt, daß, wenn man das, was bereits verbraucht ist, in Abrechnung bringt und zugleich eine Vermehrung der Bevölkerung von 100 pCt. annimmt, England für mehr als 1500 Jahre hinreichend mit Steinkohlen versehen ist. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Berechnung des Herrn Knowles, namentlich insofern sie den Verbrauch angeht, sich nicht auf hinlänglich genaue Data stützt, und daß in dieser Hinsicht ein zuverlässigerer Kalkül aufgestellt werden könnte.

Ueber die Eisenfabrication in England besitzen wir von dem englischen Statistiker Herrn Porter eine ziemlich weitschichtige Denkschrift. Es wird in derselben — nachdem auf die ungeheure, durch den allgemeinen und zwar gleichzeitigen Bau der Eisenbahnen in England, auf dem Kontinent und in Indien veranlaßte Consumtion dieses Artikels aufmerksam gemacht worden — auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Mittel zu prüfen, mit denen man diesem gewaltigen Verbrauch ein Genüge leisten kann; es wird zugleich angedeutet, wie räthlich es seyn möchte, auf ein Korrektiv der großen Inkonvenienzen zu denken, die sich nothwendig ergeben werden, sobald jene ungeheure Consumtion aufhört und in Folge dieses Aufhörens eine bedenkliche Entwerthung der Kapitalien und eine Verminderung der Arbeit eintritt. Im J. 1788 wurden in England und Wales nicht mehr als 61,300 Tonnen Eisen

in Gänsen — 48,200 davon mit Cokes und 13,100 mit Holzkohlen —, in Schottland aber 7000 Tonnen fabrizirt. Im J. 1796 stieg, in Folge von Watt's Verbesserung der Dampfmaschinen, die Fabrication beinahe auf das Doppelte, wie aus den folgenden Ziffern zu ersehen ist:

England und Wäles	108,993 Tonnen
Schottland.............	15,086 „
	124,079 Tonnen.

Zehn Jahre später, d. h. 1806, fand, in Folge eines Vorschlages, die Eisenfabrication einer Steuer zu unterwerfen, eine Untersuchung statt, welche ergab, daß jene Production während des abgelaufenen zehnjährigen Termins auf mehr als das Doppelte gestiegen war. Sie betrug nämlich:

für England und Wäles	234,966 Tonnen
„ Schottland	23,240 „
	258,206 Tonnen.

Im J. 1823 stieg dieselbe Production auf 482,066 Tonnen, und im J. 1830 hatte sie die Summe von 678,417 Tonnen erreicht. Seit dem Jahre 1830 sind — in Folge der Erfindung von Neilson in Glasgow, erhitzte Luft zum Schmelzen anzuwenden — große Verbesserungen eingetreten, namentlich hat man an Brennmaterial große Ersparnisse machen können. Im J. 1829, während man noch mit Cokes und bei kalter Luft arbeitete, wurden zur Fabrication des Gußeisens per Tonne 8 Tonnen, 1 Centner *) und 1 Quart Steinkohlen; im J. 1830 bei der Fabrication durch Cokes und mit erhitzter Luft 5 Tonnen, 3 Centner und 1 Quart Steinkohlen; 1833 bei der Fabrication mit roher Steinkohle und erhitzter Luft per Tonne Gußeisen 2 Tonnen, 5 Centner und 1 Quart Steinkohlen verbraucht. Diese 72 pCt. am Brennmaterial ersparende Oekonomie machte es möglich, daß die Eisenfabrication in Schottland von 37,500 Tonnen, welches die Ziffer derselben im J. 1830 war, in den letzten zwölf Monaten bis auf fast 300,000 Tonnen steigen konnte, wobei bemerkt werden muß, daß das Vorurtheil gegen das mit erhitzter Luft fabrizirte Eisen beinahe gänzlich verschwunden ist. Herr Le Play, französischer Ingenieur en chef der Brücken und Chausseen, welcher im J. 1836 sämmtliche Eisenwerke Englands bereiste, schätzte die Production dieses Jahres auf eine Million Tonnen. Im J. 1840 zählte Herr Jenop in England und Wäles 402 Hochöfen, wovon 82, d. h. je 1 auf 5, nicht geheizt wurden; in Schottland 70, worunter — was ungefähr 1 auf 11 macht — 6 ungeheizte. Die Eisenfabrication stieg in demselben Jahre auf 1,343,400 Tonnen, allein sie fiel in Folge der kommerziellen Krisis 1842 auf 1,046,428 Tonnen; sie erlitt folglich eine Verminderung von 22 pCt.

Herr Porter geht sodann auf die Schwankungen über, die durch den Bau der Eisenbahnen im Preise des Artikels eingetreten sind. Während der Jahre 1836 und 1837 nahm das Parlament 77 Eisenbahnbills an, wovon 44 für neue Linien; alle zusammen ergaben eine Strecke von 1200 engl. M., zu denen mehr als 300,000 Tonnen Eisen erforderlich waren. Der Preis des Stangeneisens, der 1834 6 Pfd. Sterl. 6 Sh. pr. Tonne betrug, stieg 1835 auf 7 Pfd. 10 Sh. und 1836 auf 11 Pfd. Im Jahr 1837 hatte sich die Speculationswuth, die sich auf die Eisenbahnen geworfen, einigermaßen gelegt, und in dem Zeitraume von 1838—1843 betrug die Zahl der Parlaments-Akten, wodurch neue Linien organisirt wurden, nur funfzehn. Der Preis des Eisens fiel demgemäß schneller, als er gestiegen war, und es war während dieser Periode schwierig, einen gegen den Cours von 1836 um 50 pCt. niedrigeren Preis zu erhalten. Der durchschnittliche Preis des Eisens war in Glasgow 1844, 2 Pfd. Sterl. 5½ Sh. pr. Tonne; im März 1845 stieg er auf 5 Pfd. und im Mai auf 5 Pfd. 10 Sh. Dieses Steigen von 175 pCt. veranlaßte einen solchen Aufschwung der betreffenden Industrie, daß die Fabrication des Eisens in Gänsen in Schottland in den sechs ersten Monaten von 1846 die Ziffer von 260,000 Tonnen erreichte. Nehmen wir rund 250,000 Tonnen an, so ist das das Doppelte der Production des Jahres 1840. Die Besitzer der englischen Eisenwerke nehmen an, daß die seit 1840 in der Production des Eisens stattgefundene Zunahme zum großen Theile von den schottischen Eisenwerken herrühre.

Die durch den Bau der neuen Eisenbahnlinien veranlaßte Nachfrage hat die Besitzer von Eisenwerken in die Nothwendigkeit versetzt, ihrer Fabrication alle Entwickelung, deren sie fähig, angedeihen zu lassen. Indessen müssen viele Umstände zusammentreffen, wenn die Production merklich zunehmen soll. Eine der Hauptschwierigkeiten wird durch die Arbeiter verursacht. Gute Arbeiter sind in so geringer Anzahl vorhanden, daß sie bei dem geringsten Anschein einer Zunahme des Geschäfts enorme Erhöhungen ihres Lohnes begehren. So geschieht es, daß mit den Verkaufspreisen zugleich die Fabricationskosten, und vielleicht in noch stärkerem Verhältniß, steigen. Ohne Zweifel ist dies eine der Ursachen, in deren Folge die Production in England im Jahr 1845 kein höheres Ergebniß hat, als 917,300, also ungefähr 238,000 Tonnen weniger als im Jahr 1840 geliefert hat. Uebrigens ist ein Mangel des Rohstoffes nicht zu besorgen, da man neuerdings in Wäles bedeutende Eisenstufenlager entdeckt hat. Zugleich hat man gelernt, den Abfall der Bleigruben in Weardale zu benutzen und aus der Metallmutter der Bleistufen an 25—40 pCt. Eisen zu ziehen. Ein kleiner Ofen, den man in Stanhope zum Behuf des Schmelzens dieser Metallmutter gebaut, hat Eisen in Gänsen von ausgezeichneter Qualität geliefert und die dortige Gesellschaft, aufgemuntert durch diesen Erfolg, hat nun in der Nähe von Walsingham den Bau einer großen Schmelze unternommen.

Ein anderes Hinderniß bei der Eisenproduction ist die Unzulänglichkeit der Handarbeit. Es ist umsonst, daß man den Eifer der Arbeiter anzustacheln sucht. Wie schon gesagt, sind sie zwar stets bereit, eine Erhöhung ihres Lohnes zu fordern, sobald sie bemerken, daß man ihrer Dienstleistungen benöthigt ist; allein sobald sie diese Erhöhung durchgesetzt haben, begnügen sie sich lieber damit, eine geringere Arbeit für den früheren Lohn zu thun, als daß sie sich durch dieselbe Arbeit, die sie früher gethan, einen höheren Lohn zu sichern suchten, so daß eine steigende Nachfrage nicht selten mit einer Verminderung der Production verbunden ist.

Während der Stagnationsperiode wurde durch den niedrigen Preis des Eisens die Anwendung desselben bei den verschiedenen Arten von Schiffs- und bürgerlichen Bauten veranlaßt. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts wurden fast $\frac{4}{5}$ des sämmtlichen Eisens, das England verbrauchte, aus dem Norden Europa's eingeführt; aber im Jahr 1806 sank dieses Verhältniß auf $\frac{1}{4}$ und gegenwärtig wird das fremde Eisen nur nur bei der Fabrication des Stahls angewendet. Die Ausfuhr dagegen hat beträchtlich zugenommen; sie betrug 1827: 92,313 Tonnen im Werth von 1,215,361 Pfd. Sterl., und im Jahr 1844 betrug sie 351,178 Tonnen im Werth von 3,501,895 Pfd.

Die Zunahme der Ausfuhr scheint sich nach dem Preise dieses Artikels zu richten und muß daher großentheils von den Aenderungen abhängen, die sich in den Fabricationskosten ergeben können. Wenn der Bau neuer Eisenbahnlinien eine weit bedeutendere Eisenfabrication verursacht, so ist klar, daß, sobald diese Linien einmal vollendet sind, die produzirte Quantität den Bedarf bedeutend übersteigen und so ein gewaltiges Sinken der Preise stattfinden wird. Die wahrscheinliche Folge dieses Sinkens wird seyn, daß das Eisen zu vielen Zwecken, zu denen es sonst nicht angewendet ward, gebraucht werden wird, z. B. zur Construction von Schiffen und feuersicheren Häusern, zum Balkenwerk von nach neuen Kolonieen bestimmten Wohnungen u. s. f. Alles dies aber kann nur das Werk der Zeit seyn, und bis zu dieser neuen Gestaltung der Dinge ist es nur zu wahrscheinlich, daß die Besitzer englischer Werke eine abermalige Prüfung zu bestehen haben werden, eine Prüfung, auf die ihre früheren Erfahrungen sie wenigstens vorbereitet haben müssen.

*) Der engl. Centner (hwght.) beträgt 50,80 Kil.; das Quart: 12,70 Kil.

Mannigfaltiges.

— Ein neues System für Maaß und Gewichte. Obgleich die Einführung des Dezimalsystems in Frankreich bereits der Vergangenheit angehört, und ungeachtet der wesentlichen Vortheile, die es bei der Berechnung bietet, ist dasselbe doch noch nicht in dem Grade in die Gewohnheit der großen Menge dort eingedrungen, daß man die übrigen, auf anderen Systemen beruhenden Maaße und Gewichte für gänzlich vernichtet und abgeschafft halten könnte. Hier hilft kein Zwang und kein Einschreiten der Behörden, und die Macht der Gewohnheit widersteht allen polizeilichen Anordnungen. Schon die aus einer sonderbaren, barbarischen Vermischung des Lateinischen und Griechischen gebildeten Kunstausdrücke, welche selbst den Gebildeten nur mit Mühe geläufig wurden, sind dem Volke im Großen und Ganzen zum Theil noch immer fremde Erscheinungen geblieben. Dessenungeachtet würde es unrathsam seyn, zu der früheren Berechnungsart, gegen die man — in gewissen Kreisen wenigstens — seit 50 Jahren angekämpft hat, zurückzukehren und die neuen Verhältnisse, so schwer sie sich auch dem Volksbewußtseyn einprägen, gänzlich wieder fallen zu lassen. Unter diesen Umständen wäre ein vermittelnder Versuch, welcher in einer kleinen Schrift über ein neues System (Le Système octaval, ou la numération et les poids et mesures réformés, par M. Colenne) entwickelt wird, vielleicht einigermaßen an der Zeit. In der That scheint das Octavalsystem, wie wir es hier vorgetragen finden, nicht ohne Vortheile. Dieselben sind um so bedeutender, als die Ausdrücke, auf welche Colenne die Verhältnisse zurückführt, klarer, bezeichnender und der Volkssprache angemessener sind, als diejenigen, welche uns im Dezimalsystem, so wie es in Frankreich herrschend ist, entgegentreten. Eine andere Frage freilich ist die, ob nicht die Einführung dieses Systems, wo — wie schon der Name andeutet — Alles auf die Zahl 8 reduzirt wird, eine neue, mit vielfachen Verwirrungen verbundene Revolution veranlassen würde. Wenn man schon bei der Anwendung der neuen Beziehungen auf die Maaße und Gewichte auf nicht unbedeutende Schwierigkeiten stoßen würde, so wird die Uebertragung des vorgeschlagenen Systems auf die eigentlichen Zahlenverhältnisse und das Rechnen selber noch ungleich mißlicher. Hier müßte die ganze Mathematik über den Haufen geworfen werden, und dann wäre es doch noch zu beweisen, ob die möglichen Vortheile und Vorzüge der neuen Methode mit den Uebelständen einer so endlosen Umwälzung im Verhältniß ständen. Wahrscheinlich wird der Vorschlag, welcher hier gemacht wird, mit vielen anderen unausführbaren Entwürfen oder mit der noch größeren Anzahl solcher Projekte, deren Realisation von keiner Seite ernstlich versucht wird, zusammen der Vergessenheit anheimfallen. Wenn wir ihn dennoch in diesen Blättern nicht unerwähnt lassen, so geschieht dies, weil sich in der Schrift, welche ihn enthält, neben manchem Schiefen viel Interessantes und Geistreiches findet.

G. F. G.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 3. Berlin, Donnerstag den 7. Januar 1847.

Italien.

Pius IX., Joseph II., die Reform im Kirchenstaat und Oesterreich.

Eben so wenig, als ein irrationales Moment sich einem rationalen gleichsetzen läßt, läßt sich ein Charakter, der eben erst die Bühne der Geschichte betreten, mit einem anderen vergleichen, der bereits seine Rolle ausgespielt hat. Als Plutarch seine Parallelen schrieb, hatten die Helden, welche er zusammenstellte, „beschlossen und geendet", gehaßt und gestritten, „geliebet und gelebt". Wenn man daher neuerdings Pius IX. einen Joseph II. auf dem heil. Stuhl genannt hat, so ist man mit einer solchen Bezeichnung, gesetzt, sie erwiese sich später als richtig, vor der Hand wenigstens zu frühzeitig gekommen. Papst Pius IX. trägt noch kein Jahr die Tiare, das Ziel, welches er sich gesteckt, kann näher oder ferner liegen; er kann es unter Hindernissen oder begünstigt durch die Verhältnisse, er kann es ganz erreichen oder ganz verfehlen, er kann sich endlich genöthigt sehen, auf halbem Wege stehen zu bleiben — alles das ruht im Schoße der Zukunft: wie also kann man vergleichen?

Ja, so viel sich schon jetzt mit einiger Sicherheit muthmaßen läßt, so dürfte die Vergleichung der beiden Herrscher, um welche es sich handelt, mehr Punkte der Verschiedenheit ergeben, als der Aehnlichkeit. Es ist wahr, wie Joseph II. als Reformator auftrat, so kündigt sich auch das Pontifikat Pius' IX. durch politische Reformen im Kirchenstaat an. Allein, wie ein Unterschied ist zwischen Reformiren und Reformiren, so muß auch zwischen einem Gange, wie Pius IX. ihn nehmen zu wollen scheint, und dem revolutionirenden Sturmschritt Joseph's unterschieden werden. Joseph war ein unglücklicher Reformator: er scheiterte mit seinen Plänen und mußte noch bei seinem Leben sein Werk zusammenstürzen sehen, er mußte es zum Theil selber abtragen helfen. Es ist nicht zu wünschen, daß bei den Reformen Pius' IX. ein gleicher Fall eintrete. Ja, es ist dieses kaum zu befürchten. Denn wenn Joseph seiner Zeit voraus eilte, wenn er ein Gebäude errichten wollte auf einem Boden, den er nicht geprüft und der die Fundamente des Baues nicht trug, wenn Joseph's Reformen die erste aller Bedingungen — die Zeitgemäßheit, fehlte, so sind die Verhältnisse, unter welchen Papst Pius an sein Werk geht, durchaus von günstigerer Natur. Indem Pius IX. reformirt, entspricht er nur einem allgemeinen Verlangen, einem anerkannten Bedürfniß: die oft verschobene, bisher vielleicht niemals ernstlich gewollte Reform des Kirchenstaates läßt sich nicht länger mehr verschieben, sie muß ernstlich gewollt und entschieden vollzogen werden. Freilich wird es Pius IX. so wenig wie Joseph II. an Gegnern fehlen: die Mythe erzählt uns nicht, ob Herkules den Stall des Augias in vollkommener Muße reinigen konnte, und ob er während seiner Arbeit Löwenhaut und Keule bei Seite legen durfte, allein es ist kaum wahrscheinlich. So viel indessen möchte wohl als gewiß angenommen werden können: den Gegner, an dessen Widerstreben die Josephinischen Reformversuche eigentlich scheiterten, wird Pius IX. nicht zu bekämpfen brauchen; wenn Joseph den Zustand seiner Völker gegen deren Neigung und Willen zu bessern trachtete, so sieht Pius IX. sich von der öffentlichen Meinung gestützt und getragen.

Diese Verschiedenheit in den beiderseitigen Verhältnissen ist — däucht uns — groß genug, um die Aehnlichkeit der Form in dem Verfahren beider Herrscher fast verschwinden zu lassen. Auch Pius IX. verfährt und muß vorerst in autokratischer Weise verfahren; allein eine Autokratie, die im Sinne der öffentlichen Meinung verfährt, ist eben nur formell Autokratie und in der That himmelweit verschieden von jener anderen Autokratie, die den allgemeinen nach dem eigenen Willen beugen will.

Es fragt sich: werden Pius IX. und die öffentliche Meinung auf die Länge Hand in Hand gehen? Wird man von dem neuen Papst nicht auch Reformen begehren, die jenseit des Zieles, welches er sich gesteckt, liegen? Reformen, geeignet, auswärtige Kollisionen zu erzeugen? Niemand hat es Joseph II. vorgeworfen, daß er nicht weit genug gegangen; im Gegentheil, man warf ihm Mangel an Mäßigung, man warf ihm den Fehler vor, den zweiten Schritt vor dem ersten thun zu wollen. Schon erheben sich Stimmen und ergeben sich Anzeichen, welche erkennen lassen, daß auch in dieser Beziehung der Vergleich zwischen dem reformirenden Kaiser und dem reformirenden Papst hinkt, und daß der Tadel, den dieser zu tragen haben dürfte, sich eher auf das Maaß als auf das Uebermaaß seiner Reformen beziehen werde.

In dieser Hinsicht ist auch der Artikel eines Italiäners bezeichnend, welchen die in Paris erscheinende Revue Indépendante bringt. Der Verfasser dieses Artikels spricht sich nicht allein über die ersten Regierungs-Maßregeln des neuen Papstes aus; er giebt uns zugleich zu erkennen, welche Erwartungen und Hoffnungen man an gewissen Orten auf das neue Pontifikat baut, welche Forderungen man an dasselbe richtet. Der genannte Artikel bestätigt zum Theil, was wir oben bemerkten, und enthält auch sonst manches Interessante: namentlich giebt er über die Stellung der Parteien in Italien und über die Ansichten, welche dort in Betreff der Politik des Auslandes gehegt werden, Aufschlüsse, so daß wir, wenn wir auch weit entfernt sind, alle Bemerkungen des Verfassers *) gut zu heißen, dennoch seine Arbeit unseren Lesern in gedrängtem Auszuge vorlegen zu müssen glauben.

Der Verfasser, seine Bemerkungen an den bekannten Erlaß des Kardinals Gizzi anknüpfend, beklagt sich zuvörderst darüber, daß jenes Aktenstück nicht frei genug mit der Sprache herausgehe. Es lasse sich nach demselben fast befürchten, daß Papst Pius keine politische Umgestaltung, sondern nur administrative Verbesserungen beabsichtige. Diese seyen zwar mitzunehmen, jedoch nicht hinlänglich, ja es sey ein großer Irrthum, wenn man ohne eine politische Umgestaltung bedeutende administrative Verbesserungen durchsetzen zu können glaube.

Eine solche Umgestaltung müsse daher auch Pius IX. wollen, und es sey Pflicht der liberalen Partei, die Reformen des Papstes aus allen Kräften zu unterstützen. Auch guter Rath, kann man sagen, ist Unterstützung, und der Verf. ist nichts weniger als unbereitwillig, den seinigen mitzutheilen.

Vor allen Dingen — meint er — sey in den Finanzen Ordnung herzustellen. Ein leerer Schatz, eine ungeheure, stets wachsende Schuld, schlecht vertheilte, durch ein schlechtes Erhebungs-System noch drückender werdende Steuern — das sey die gegenwärtige Lage. Man müsse seine Zuflucht zu einer Anleihe nehmen, und wenn unter den vorhergehenden Verwaltungen alle Anleihen nur dazu beigetragen hätten, den Schlund des Defizits zu vergrößern, so lasse der Geist der Ordnung, welcher die Verwaltung des neuen Papstes beseele, hoffen, daß sich Anleihen zu billigen Bedingungen würden abschließen lassen. Allein man müsse sich beeilen und die guten Intentionen, die man habe, in Maßregeln von unzweifelhafter Wirksamkeit bethätigen, um das Vertrauen nicht erkalten zu lassen.

Uebrigens sey es mit einer Anleihe nicht gethan. Für eine Regierung, gleich der des Kirchenstaates, wo die öffentlichen Ausgaben jährlich die Einnahmen übersteigen, müsse man auf Ersparnisse sinnen. Die Schweizertruppen z. B. müßten entlassen werden, deren Gegenwart zudem den römischen Stolz in seinem Innersten verwunde. Die Meinung der Schweizer selbst spreche sich gegen jenes Vermiethungs-System aus, welches die Söhne desselben Landes der Gefahr aussetze, einander feindlich gegenüberzustehen. Die Schweizer, wenn nicht entlassen, würden zurückgerufen werden, dem solle der Papst zuvorkommen und die fremden Truppen durch eine Nationalgarde ersetzen.

Wenn einige Ausgaben, wie die für die Schweizer-Regimenter, ganz zu unterdrücken seyen, so seyen andere möglichst zu beschränken. Sobald dieses geschehen, müsse das Steuerwesen nach richtigen Grundsätzen geordnet werden, auf eine Weise, die es zu einer Quelle der Wohlfahrt, nicht des Verderbens mache. In dieser Hinsicht sey noch Nichts geschehen.

In jedem Lande, besonders aber im Kirchenstaate — sagt der Verf. — ist es kein leichtes Problem, einen guten Finanzzustand zu gründen und den öffentlichen Kredit zur Bereicherung des Einzelnen dienen zu lassen. Wer unter uns darf sich der Lösung einer solchen Aufgabe unterziehen? Wir erklären von vorn herein, daß die Würdenträger des heil. Kollegiums und ihre Untergeordneten unfähig dazu sind. Ihre Studien, ihre Gewohnheiten entfremden sie nothwendig der zu einem solchen Zwecke erforderlichen Thätigkeit.

Der Verf. dringt hier, wie an späteren Stellen seines Artikels, auf eine Säkularisirung der Verwaltung. Weder der Papst selber, noch auch die vorzüglichsten unter seinen Rathgebern — meint er — dürften es wagen, die Verantwortlichkeit zu übernehmen, die mit der Aufgabe, die Finanzen herzustellen, verbunden sey. Die Elite der Staatsbürger müsse zusammenberufen werden, um die Angelegenheiten des Gemeinwesens zu ordnen.

Man habe von Provinzial-Versammlungen (conseils provinciaux) gesprochen, allein diese, ohne gegenseitige Berührungspunkte, seyen der Aufgabe nicht gewachsen. Wenn man ein Budget aufstellen wolle, so sey dazu eine Haupt-Kontrole der ganzen Verwaltung erforderlich. In einer ähnlichen

---

*) Und noch weniger die Art und Weise seiner Darstellung, die auch von der Revue Indépendante ziemlich deutlich mißbilligt wird.

Verlegenheit habe man in Frankreich die Generalstände einberufen. Eben so sey für Rom eine National-Versammlung nothwendig. Ob dieser Versammlung nur eine konsultative Stimme beizulegen sey, dies zu entscheiden, überlasse man der Weisheit des Papstes.

Nicht allein aber die finanziellen Verhältnisse drängten zur Annahme des repräsentativen Systems. Mit der Gesetzgebung sey es nicht besser bestellt, als mit jenen. Ein allgemeiner, gleichförmiger Koder sey dringendes Bedürfniß. Es bestehe in der Verwaltung der Justiz keine regelmäßige Hierarchie, die Behörden seyen nur da, um sich gegenseitig zu hindern und zu annulliren. Zwar habe Pius IX. die Prevolalhöfe und Militair-Kommissionen beseitigt, dennoch mangelten alle Garantieen, und ein minder wohlgesinnter Nachfolger könne alle eben verschwundenen Mißbräuche wiederum herstellen. Auch in der Justiz sey die Säcularisation unerläßlich.

Diese Maßregel, so wie die Einführung des Geschwornengerichtes, wolle nicht besagen, daß sofort alle Priester beseitigt würden. Da, wo der Weg der Gnade nicht versperrt sey, möge man sie lassen. Dem Priester aber das Schwert der rächenden Gerechtigkeit in die Hände geben, heiße die Stellung desselben gänzlich mißkennen. *)

Was die Gesetzgebung betreffe, so sey eine ganz neue Codification unerläßlich. In Wahrheit beständen im Kirchenstaate gar keine Gesetze, die Willkür, und sie allein, herrsche. Solle man nun auf einen neuen Moses, auf einen modernen Lykurg, der das Werk der Gesetzgebung unternehme, warten? Heutzutage — sagt der Verf. — ist die Gesetzgebung das Produkt des durch die Verhandlungen einer rechtmäßigen Vertretung aufgeklärten Volksbewußtseyns. Welches ist die beste Gesetzgebung, welches sind die wahren Gesetzestafeln des 19. Jahrhunderts, wenn nicht der französische Koder, das unvergängliche Erzeugniß der Constituante, der gesetzgebenden Versammlung und des National-Konvents. **) Indem wir — fügt er in sehr charakteristischer Weise hinzu — dem Beispiele folgen, welches uns Frankreich, der erstgeborene Sprößling der Kirche, gab, werden wir zu jener Befriedigung, die das Ziel unserer Wünsche ist, gelangen.

Was bedeute denn das auch weiter — heißt es ferner — als dem Klerus zumuthen, er solle die bewunderenswerthe Organisation der Kirche auf die Verwaltung des Staates übertragen? Stehe nicht, troß einer geheiligten Tradition, troß einer wohlgeordneten bischöflichen Hierarchie, welcher göttliche Infallibilität verheißen sey, das heilige Kollegium neben dem Papst, und gebe es nicht außerdem Provinzial- sowohl als allgemeine Konklaves, um über Dogma und Disziplin zu verhandeln?

Der Papst — erzähle man — habe zu Renzi gesagt: „Was liegt daran, ob das Gute durch Geistliche oder Weltliche geschieht?" Das sey aber gar nicht die Frage, sondern es handle sich vielmehr darum, ob die zu bewerkstelligenden Reformen zum Ressort der Kirche gehörten oder nicht? Die Vernunft verneine diese Frage.

Um es mit einem Worte zu sagen: der Verf. will sich nicht anders als mit einer vollständigen, möglichst raschen Säcularisation der Regierung zufriedenstellen lassen, und er nimmt wenig oder keine Rücksicht darauf, daß er es mit einem Priesterstaat, mit einer Anomalie zu thun hat, die ihrem Wesen nach der Regel widerstreben muß; ja, wenn er insoweit vor den Konsequenzen seiner Ansicht zurückschrickt, daß er sagt: „es sey in Folge der Trennung des Geistlichen und Weltlichen ein Sturz des päpstlichen Stuhles deswegen nicht zu besorgen, weil eine nicht ruhmlose Vergangenheit auf der Gegenwart laste und sie in den Banden einer widerstrebenden Tradition festhalte", so heißt das in der That ein aufgestiegenes Bedenken auf ziemlich leichte Weise beschwichtigen, und der Verf. läßt ganz und gar außer Augen, daß alle seine Vorschläge auf nichts Anderes zielen, als die widerstrebende Tradition nachgiebig zu machen und die Gegenwart von der Last der Vergangenheit zu befreien. Doch, was er nicht sieht oder sehen will, ahnt er wenigstens, und er fügt hastig und gleichsam begütigend hinzu: Wir wollen uns hüten, mit unseren Reformen zu weit zu gehen. Allein weiß er es nicht, daß sich ein non plus ultra zwar immer aussprechen, in gewissen Fällen aber schlechterdings nicht durchführen läßt? Woher übrigens, nach Beseitigung des geistlichen Standes, die Elemente einer neuen Verwaltung nehmen? Die Geschäfte des Staates, freilich nicht musterhaft geleitet, sind seit undenklicher Zeit in den Händen der Geistlichkeit konzentrirt gewesen: läßt sich aus Elementen, die, nach dem Bildungszustand im Kirchenstaat zu urtheilen, noch weniger als die tauglich seyn dürften, deren Stelle sie einnehmen sollen, eine Administration, eine Beamten-Hierarchie improvisiren? Der Verf. bleibt die Antwort schuldig.

In Betreff der Hindernisse, welche sich den Reformen des Papstes entgegenstellen, heißt es, daß der Widerstand im Innern von den Sanfedisten ausgehe, einer ultrarevolutionnairen Partei, wie der Verf. sie bezeichnet, die katholischer seyn wolle als der Papst. Ihre Intriguen würden scheitern, wenn man sich rastlos fortbewege auf der Bahn der Reform; nur weil die erste Reformhitze verflogen scheine, sehe man neue Hindernisse entstehen.

In Hinsicht jener Hindernisse aber, die der Verf. der Diplomatie des Auslandes, namentlich Oesterreichs, zuschreibt, so weist er einerseits auf das gespannte Verhältniß Sardiniens zu Oesterreich, andererseits auf Frankreich hin, welches sich zu einer Umgestaltung der italiänischen Verhältnisse nur Glück wünschen könne. Der Verf. möchte jedoch wohl im Irrthume seyn, wenn er annimmt, daß Oesterreich schlechthin der Feind jeder Reform, auch einer gemäßigten, sey. Hat doch Oesterreich selbst — es ist so lange noch nicht her — eine solche für nothwendig erkannt und sie dringend angerathen! Wenn Oesterreich Verwickelungen in Italien fürchtet, so muß eine gemäßigte Reform, die einem Ausbruch zuvorkömmt, weit entfernt, seinem Interesse entgegen zu seyn, diesem vielmehr entsprechen.

Oesterreich kann kein Interesse dabei haben, einen Zustand der Dinge aufrecht zu erhalten, der, ohne alle Garantieen der Dauer, die unerfreulichste Perspektive bot. Nicht die Reform überhaupt, sondern nur die Reform einer gewissen Art würde im Wiener Kabinet ihren Gegner zu erblicken haben.

*) Der Papst hat inzwischen erst in neuester Zeit die erledigten Gouverneursstellen in den Legationen wieder mit hohen Prälaten besetzt.

**) Der Verf. vergißt, daß die genannten drei Versammlungen nur Vorarbeiten zu dem gegenwärtig geltenden französischen Gesetzbuch lieferten.

Dänemark.

Die deutschen Gränzbewohner an der Ost- und Nordsee.

(Schluß.)

Von seiner Reise in Dänemark giebt Kohl ein allerliebstes Bild mit den Worten: „Man reist Hügel auf, Hügel ab, zuweilen durch eine gut bebaute Fläche, dann durch einen lichten Buchenhain; bald kömmt man in ein Dorf, dann übernachtet man auf einem schönen Landsitze, dann kömmt man zu einem krystallklaren Fjorde, besteigt ein Schiff und schwimmt hinüber, um in einem neuen, aber ähnlichen Ländchen ein neues, aber ähnliches Leben zu beginnen."

Vergebens sehen wir uns aber auch in diesem Buche Kohl's nach genaueren Notizen über die Landbewohner, namentlich die sogenannten Kathenleute um; dieses Volkselement übergeht der Verfasser auf unverantwortliche Weise. Er scheint nicht zu begreifen, daß gerade die gute Aufnahme, welche er fand, ihm die Verpflichtung auferlegte, nicht blos übertünchte Außenseiten zur Sprache zu bringen, sondern recht nachdrücklich auf etwaige Risse in dem Gebäude hinzuweisen, dessen Herren sich gastfreundlich gegen ihn bewiesen. „Auch wir hatten mehrere Male Gelegenheit, einen großen Theil der Landleute versammelt zu sehen und uns an ihrem guten Aeußern und ihrer ganzen sittsamen und anständigen Erscheinung zu erfreuen." Das ist Alles, was er vornehm von dem Volke auf dem Lande uns berichtet!

Originell im höchsten Grade erscheint gewiß Kohl Jedermann in folgenden Worten: „Es geht Jütland wie Sibirien (hört!), wie der lüneburger Haide und anderen Ländchen, die besser sind als ihr Ruf. Wer sie nicht kennt, hegt sehr finstere Vorstellungen von ihnen. Wer sie kennt, ist dagegen voll ihres Lobes!" Auch von Sibirien!

Zu den schöneren Stellen des ersten Bandes der dänischen Reise gehört ohne Zweifel die folgende: „Ich legte mich im Vordertheil des Schiffes hin, den Kopf über Bord, so daß ich die Augen immer dicht über dem Wasser hatte. Zuweilen, wenn das Boot mit der Spitze heftig niederschlug, stoben Millionen von Funken nach allen Seiten hin aus einander, und der leuchtende Schaum kräuselte sich mir über dem Kopfe. Es war, als stürzten wir uns, wie Tamino, in ein Funkenmeer, das doch nicht brannte, als wäre es unschädlich gemacht von Oberon's Flötenzauber."

Unrichtig ist, wenn Kohl behauptet, „daß die ganze dänische Monarchie nur eine einzige allgemein bekannte und europäische Stadt besitze, und daß außer dieser Stadt blos kleine unbekannte Städtchen in dieser Monarchie gefunden werden." Eben so falsch ist die Behauptung: „Kopenhagen sey nur in Folge des Centralisationsgeistes entstanden"; denn nichts als die günstige Lage seines Hafens gab vielmehr den Impuls zu seiner Größe. Der Sund allein ist's keinesweges, der Dänemark eine europäische Bedeutsamkeit zu geben vermag, wie Kohl behauptet.

Die Dänen halten auf ihre Gränzen zwischen Fröken und Jomfru ganz eben so peinlich, als wir auf unsere Titelzöpfe, und brauchen ihre Titulaturen nicht minder oft, als wir unser „Herr Graf", „meine Gnädigste" und dergleichen. Man muß seine Landsleute nicht kleiner machen, als sie sind!

Mit vollem Rechte hebt dagegen Kohl die mit allen dänischen Volksschulen verbundenen gymnastischen Uebungs-Anstalten hervor. Das ist ein Punkt, worin wir in der That noch sehr zurück sind, und eben so wichtig scheint uns die Bemerkung: „es lasse sich die Bewegung der unteren Massen eben so wenig hemmen als die Eisenbahnen."

Wenn man nach Beweisstellen für die Behauptung unzweckmäßiger Weitschweifigkeit auch in diesem Buche verlangt, so weisen wir auf das hin, was Kohl Alles über den höchst selten eintretenden Fall einer längeren Unterbrechung der Verbindung Kopenhagens mit dem Kontinente zu sagen weiß. Eine solche Darstellungsart konsequent durchgeführt, erforderte über Dänemark mindestens ein Werk, wie Krünitz' Encyklopädie, von mehreren hundert Bänden.

Daß in den alten Zeiten die Leute schon gewußt: welches die rechte Stellung des Weibes sey, geht aus einer alten Inschrift eines Schlosses zwischen Skjelsjör und Nestved hervor, denn da steht über dem Thore: dieses Schloß sey gebaut von Trolle med sin kjäre Hustru (mit seiner lieben Hausfrau). Auf diesem Schlosse will Kohl Gelegenheit gehabt haben, bei einem Aerndtefest manche Bemerkung zu machen, aber welche, sagt er uns nicht. — Besser gefiel uns die Stelle: „Will man eine echt dänische Küstenlandschaft malen, so setze man diesen Seehund auf seinem Steinblock mitten in das Bild, rund herum und weit und breit andere Steine, die aus dem Wasser hervorragen, mitten drin die mit Buchen besetzte kleine Insel, im Hintergrunde eine flache, sandige Halbinsel, auf deren Spitze ein einsames Hirtenhaus steht, und am

äußersten Rande des Horizonts den dunklen Schimmer von einer anderen grossen Insel, z. B. von Langeland, die wir hier in der Ferne sehen." Warum auf unseren deutschen Karten und in Geographieen die Insel Laaland nicht Lolland geschrieben wird, will Kohl wissen! Ei nun, weil sie im Dänischen Laaland geschrieben wird, obschon das ungenaue Ohr ihre Aussprache wie Lolland aufnimmt, während ein geübteres das bekannte tiefe a im Doppel-A der Dänen leicht heraus hört. Kohl sagt zwar, die Dänen sprächen und schrieben Lolland, allein davon weiß die Kaart over Själland ꝛc. (Karte von Seeland), herausgegeben von der Direction der Wissenschafts-Gesellschaft in Kopenhagen, nichts: auf ihr steht Laaland, und auch wir lernten keine andere Schreibart kennen.

Kohl spricht auch über den berühmten Herthadienst und den Hertha-Hain, der von verschiedenen Ländern beansprucht wird, kömmt jedoch nicht auf die von uns in den „Wanderungen im Norden" ausgesprochene Idee, daß es mehrere, einander ähnelnde, Hertha-Haine mit Hertha-Seen und Zubehör höchst wahrscheinlich gegeben haben möge. Ueberhaupt gelingt es Kohl selten mit der Kritik, desto eher trifft er es mit Schilderungen, wie unter anderen der folgenden: „Rund um die Buchenparks von Lethraborg liegen nun die Grabhügel der alten Könige Dänemarks herum, einige noch von den Buchen beschattet, andere auf kahlen Landrücken, andere mitten in der Ebene oder an den Ufern des kleinen Leirabachs hin. Es sollen im Ganzen beinahe hundert seyn. Die alte Königsresidenz war also, so zu sagen, in einer Wolke von Grabhügeln eingehüllt, welche von den Königswohnungen aus überall sichtbar waren."

Der zweite Band der Reisen in Dänemark beginnt mit Kopenhagen, und wir müssen gestehen, mehr Befriedigung im Thaarupschen Wegweiser gefunden zu haben als an Kohls Darstellung, die — wie dies bei ihm überall der Fall ist — zu viel und zu wenig giebt. Es fehlt dem Reisenden hier die Kritik ganz besonders! Das Verhältniß Kopenhagens zu Stockholm beurtheilt Kohl ganz falsch, und wenn er gelegentlich bemerkt, daß die Schrift- und Conversationssprache der Gebildeten in Norwegen die dänische ist, so scheint bei ihm der Irrthum obzuwalten, als ob die Nichtgebildeten eine abweichende Sprache hätten, während doch das ganze Volk in Norwegen dänisch spricht. Wenn Kohl meint: auch die Schweden hätten die dänische Sprache darum vorzugsweise nöthig, weil in ihr viele Werke aus fremden Sprachen übersetzt wären, so würde er dasselbe haben in Bezug auf die schwedische Sprache sagen können, in der gleichfalls gar viele derartige Uebersetzungen vorhanden sind, die Dänemark vielleicht entbehrt. Bei gerechter Hervorhebung der Verdienste der Dänen um ihre Literatur verfuhr Kohl unbillig gegen die schwedische, welche ihrerseits Meisterwerke in einzelnen Literaturzweigen besitzt, worin die dänische minder reich erscheint. Wir weisen nur auf mehrere Zweige der Naturwissenschaften, auf Geschichte und mehrere Partieen der schönen Literatur hin. Wer gerecht seyn will, ist genöthigt zu sagen, daß beide Literaturen, die dänische und die schwedische, einander gewissermaßen ergänzen. So ist Kohl auch ungerecht gegen die hohen Verdienste des ausgezeichneten Rask, indem er allen Ruhm in Betreff der skandinavischen Antiquitäten auf Rafn häuft. Auch die beiden Thorlacius mußten bei dieser Gelegenheit genannt werden, wenn man sich nicht zu großer Oberflächlichkeit schuldig machen wollte. Was soll der deutschen Welt ein hui, hui, dem obendrein das attische Salz gebricht! Man wird fast ärgerlich, daß in dem Buche so schöne Stellen mitunterlaufen, wie etwa die folgende, welche unserer Zeit recht eindringlich in gar manchen Beziehungen zuzurufen wäre: „Wie sollten uns in das Verhältniß finden (daß nämlich nicht Allen Alles gegeben ist) und Alle in Gemeinschaft an dem großen Werke (der Bildung) arbeiten. Jene Eifersüchteleien der Schüler gegen die Lehrer und der Nationen unter einander sollten endlich aufhören, und wir sollten in der großen immer schöner und immer großartiger sich aufbauenden Republik der gebildeten Geister endlich anerkennen, daß wir Alle von einander empfangen und einander mittheilen." Sehr gut sagt Kohl von den Dänen: „Die alte nordische Kraft und Energie, welche sie so gut beschreiben, wird man bei ihnen oft vermissen, und die isländische und norwegische Originalität ist hier in diesem Uebergangslande wohl mehr als in anderen skandinavischen Ländern verwischt." Richtig aufgefaßt scheint uns auch die von Kohl erwähnte Mittelmäßigkeit, welche Kopenhagen charakterisirt; allein unbegreiflich war uns, daneben die Behauptung zu lesen: es sey die Hauptstadt Dänemarks mit Petersburg und Berlin in der Bauart zu vergleichen. Wir wüßten keinen hinkenderen Vergleich aufzufinden! Ueber Thorwaldsen's Museum spricht Kohl sehr viel, ohne jedoch ein gutes Bild, eine genügende Uebersicht zu gewähren, also auch hier zu wenig und zugleich zu viel! In Betreff des Museums der nordischen Alterthümer bemerkt Kohl sehr wahr: „Wir Deutschen werden noch lange warten müssen, bis wir eine ähnliche großartige Sammlung bei uns werden entstehen sehen", und recht passend räth er den Dänen: sie möchten doch für eine Reihe von Abbildungen der ausgezeichnetsten und berühmtesten dänischen Heldengräber Sorge tragen.

In Hinsicht der Gefängnisse Kopenhagens findet Kohl namentlich die Speisung der Gefangenen mit Pferdefleisch „gar nicht so übel", obschon er hinterher gesteht: sehr Viele begnügten sich deshalb Jahre lang mit ihrem Brodte!

Nicht in manchen Klassen der Gesellschaft Dänemarks ist das Scheltwort „deutscher Windbeutel" verbreitet, sondern allgemein, und wir selbst erhielten diesen Spitznamen, als wir einer großen Gesellschaft von Damen und Herren in Kopenhagen einmal erzählten, daß bei uns in Deutschland die Gänse lebendig berupft würden, was man uns nicht glauben wollte! Es ist dieser Spottnamen der Deutschen unter den Dänen so verbreitet, wie das „Wurstmacher" und Schmertz Kaptschonoi (geräucherter Schmerz), womit die Herren Russen uns belegen.

Mit einem Seufzer hören wir von Kohl die bekannte Thatsache anführen, daß die Dänen nur für Besprechungen auswärtiger Angelegenheiten eine Censur haben, die bei einem kleinen Staate, der von mächtigen Nachbarn umgeben, wohl zu entschuldigen ist. Die besten Talente sind bei solcher Freiheit den vaterländischen Interessen zugewendet, und vom Korsaren meint Kohl: „Wie dieses Blatt, das bei seinen Angriffen und Stichen Nichts zu schonen scheint, das sogar mehr thut, als z. B. der englische Punch, und die Namen aller der Personen, gegen die es sich richtet, geradezu nennt, nun schon eine Reihe von Jahren hat bestehen können, muß einem Berliner (hört!) als ein baares Wunder erscheinen. Beamte, Polizisten, Garde-Offiziere, ja Studenten und Handwerker würden, glaube ich, in Berlin den bei dem Blatte thätigen Redacteuren und Künstlern das Leben auf mancherlei Weise so verleidet haben, daß sie längst ihre Arbeit eingestellt hätten, auch wenn die Behörden, was nicht denkbar ist, sie würden haben gewähren lassen."

Das arme, kleine Dänemark hat allein für spezielle wissenschaftliche Zwecke vierundzwanzig periodische Blätter. Dies charakterisirt die Literatur des wackeren, strebsamen Volkes recht wohl. — Die Mäßigkeits-Vereine haben in Dänemark noch wenig Verbreitung gefunden, wie Kohl behauptet, der sich für dieselben sehr interessirt. Beinahe komisch erschien uns die Nachricht, daß es sogar dänische und deutsche Eskimos in Grönland gäbe. Die Letzteren, Zöglinge der Herrenhuter, sind streng, aber ehrlich, und das empfiehlt die Lehrmeister. Da hätten wir abermals einen Beweis, daß sich Alles aus dem Menschen — erziehen läßt. Darum Erziehung und Erziehung vor Allem und über Alles, selbst über den Unterricht! Kohl findet zwischen dänischen, englischen, französischen oder italianischen Frauen, in Betreff des wirthschaften, putzen, kochen, nähen und flicken, eine weit größere Lücke als zwischen jenen und den deutschen. wir sind der Meinung, er hätte obigem Lückenregister noch die slawische Frauenwelt, ohne Gewissensbisse zu riskiren, hinzufügen können.

„Die Steifheit sowohl als auch die Solidität der Engländer fehlt den Dänen", bemerkt Kohl richtig, allein er geht sicher zu weit und urtheilt zu sehr vom Einzelnen aufs Allgemeine, wenn er den Groll der Dänen gegen die Engländer für ganz entschlafen ausgiebt. Wir konnten mit energischen Beispielen vom Gegentheile aufwarten. Die Antipathie gegen die Russen haben wir in ganz Schweden, Norwegen und Dänemark gleichfalls rege gefunden, allein der Deutsche findet gewiß selbst unter den jetzigen erregten Zuständen in Dänemark noch seine zahlreichen Freunde, was sich nicht in gleichem Grade von den Russen sagen lassen dürfte.

Kohl citirt folgende Stelle aus dem alten dänischen Schriftsteller Pontoppidan: „Allgemein wird jetzt über die zunehmende Armuth geklagt, selbst England nicht ausgenommen, was in dem erschrecklichen Luxus und in der Kleiderpracht seinen Grund haben mag. Wenn man die Armuth sich mit dem falschen Schein von Reichthum umgeben sehen will, so kann man dies nirgend besser als in Kopenhagen." Der ehrliche Pontoppidan sah aber unsere Zeit nicht, wußte nichts von der durch Maschinen aller Art entbehrlich gemachten Menschenhand, sonst hätte er sicher noch anders gesprochen! Die wichtigste Sprache in der Handels-Korrespondenz ist in Dänemark die deutsche, und Kohl knüpft daran den guten Gedanken: es möchte Jemand Erfahrungen in dieser Beziehung öffentlich zusammenstellen.

Nicht sowohl die Darstellung eines Holbergschen Stückes in Kopenhagen ist in sprachlicher und anderer Hinsicht wichtig und interessant für den Reisenden, sondern namentlich die Oehlenschlägerschen Dramen, wie z. B. Palnatoke, Axel und Walburg und dergleichen; denn da tritt die ganze nordische Individualität am schönsten heraus!

Alle Seen in Dänemark sollen sich, nach Kohl's Versicherung, in fortschreitender Verkleinerung und Austrocknung befinden. Das wäre wichtig!

Die Sundzollplackerei will Kohl durch Phrasen, wie die folgende, rechtfertigen: „Soll nicht ein Staat, welcher beinahe alle Küsten beherrscht, auch ziemlich völlig berechtigt zur Herrschaft über das Meer erscheinen?" Analog diesem Raisonnement ließe sich sagen: „Soll nicht Rußland, welches beinahe den größten Theil Europa's beherrscht, auch ziemlich völlig berechtigt zur Herrschaft über den ganzen Erdtheil erscheinen?" — Wir meinen Erpressung und Anmaßung bleiben Dinge, die auszurotten sind. Man lese bei Kohl nur nach, in welch abscheulicher Form obendrein die Abgabe der zwei Millionen erhoben wird!

Den Schluß der Kohlschen Reise macht ein Ausflug ins südliche Schweden, und er findet da namentlich Veranlassung, die vorherrschenden skandinavischen Sympathieen für Vereinigung der skandinavischen Länder zu bemerken, welche auch wir deutlich bei einem Besuche im Jahre 1839 wahrnahmen und wovon in den „Wanderungen im Norden" (2ter Band) die Rede war. Sehr hübsch sagt Kohl über die Verschiedenheit beider Sprachen: „Man vermeint in dem Schwedischen ein Echo der Gebirge und Felsenthäler des Landes zu vernehmen, während das Dänische glatt, eben und schlüpfrig dahinstreicht, wie ein Gewässer auf Lehmgrund." „Wenn man das Schwedische nach dem Dänischen vernimmt, so kommt es Einem vor, als sähe man ein illuminirtes Bild nach einem schwarzen Kupferstich. Das Schwedische scheint mir auf dem hohen Kothurn zu gehen, das Dänische dagegen auf gewöhnlichen Sohlen." Die Schwätzer sind übrigens nicht häufiger in Dänemark als in Schweden, zumal was Schwätzerinnen betrifft wie Dame Bremer. Wenn Kohl sagt: das Schwedische eigne sich besser zur Musik als das Dänische, so hätte er richtiger gesagt: noch besser; denn das Dänische ist schon sehr dazu geeignet, daher die Schweden auch der Meinung seyn können: die Dänen sängen im Sprechen, welche Ansicht die Dänen gleichfalls von den Schweden hegen. Richtig aber ist, daß die Schweden einen viel prononcirteren Gesang als die Dänen haben. Wir

hörten übrigens unparteiische Dänen die Vorzüge der schwedischen Sprache hinsichtlich des Wohlklanges gern einräumen, was Kohl in Abrede stellt. Richtig ist, was Kohl über die Neigung der Schweden zu glänzenden Namen, z. B. Gyldenstierna (Goldstern) u. dgl. mehr, anführt, neben der dänischen Einfachheit mit ihrem Oxe (Ochs) u. s. w. Kärnan spricht man übrigens in Schweden keineswegs wie Tschernan aus; das breite sch fehlt darin ganz, und wir möchten weit eher sagen: das Wort klänge wie Tjärnan, wenn man kein Ohr für das schwedische gelinde K hat. Den Schlüssel zur Schwedisirung der schonenschen Provinzen findet man leicht in der großen Aehnlichkeit der dänischen und schwedischen Sprache. Wagen heißt auf Dänisch nicht Waun, sondern Vogn, schwedisch nicht Wagen, sondern Vagn. Damit scheiden wir mit Dank für vieles Hübsche, Gute und Wahre, das Kohl uns in diesen neuesten Büchern reichte; möge er zu seinem und seiner Leser Besten den wohlgemeinten Tadel beherzigen von Eduard Pelz.

Frankreich.

Diderot, kein Atheist.

Die Revue Indépendante nimmt in einer ihrer letzten Nummern eine Rehabilitation Diderot's vor, welche sich jedoch nicht weiter erstreckt, als daß das Haupt der Encyklopädisten von der Beschuldigung des Atheismus möglichst rein gewaschen und dem Deismus vindizirt wird. Es ist das eine Versetzung aus der Hölle ins Fegefeuer, nicht viel mehr, und ob es eine Versetzung auf die Dauer ist, möchte die Frage seyn. Zwar wird nachgewiesen, daß die Schriften, auf Grund derer man bisher Diderot für einen Atheisten gehalten, von Diderot gar nicht herrühren; es wird gezeigt, daß Laharpe, obwohl er die Nichtauthenticität dieser Schriften gekannt, dennoch aus persönlicher Feindschaft gegen Diderot von ihnen, als Erzeugnissen desselben in seinem „Cours de Littérature" gesprochen: es wird endlich dargethan, daß Naigeon, der Herausgeber der Diderotschen Werke, ein fanatischer Atheist, Diderot's Schriften zu Gunsten des Atheismus gefälscht habe; ja es wird aus Diderot's Briefen nachgewiesen, daß er sich ausdrücklich zum Deismus bekannte; aber es bleibt, wie schon gesagt, trotzdem die Frage, ob alles dieses hinreicht, das zu beweisen, was es beweisen soll. Der Brief an Voltaire z. B., aus welchem eine Stelle angeführt wird, ist von 1749, also — Diderot starb 1784 — von ziemlich frühem Datum. was Diderot damals nicht war, konnte er später werden. Der Nachweis aber, daß jene Schriften, aus denen Diderot's Atheismus hervorgehen soll, nicht von Diderot herrühren, daß die Stellen in seinen wirklichen Schriften, in denen der Atheist sich ausspricht, untergeschoben wurden — dieser Nachweis thut höchstens dar, daß Diderot sich nicht mit klaren Worten zum Atheismus bekannte, daß er das letzte Wort seiner Philosophie nicht offen aussprach. Nicht durch die Beseitigung oder Geltendmachung einzelner Stellen aus Diderot's Schriften und Briefwechsel, sondern aus dem Geist der Diderotschen Philosophie müßte nachgewiesen werden, daß er dem Atheismus nicht huldigte. Wenn Diderot es seinen Lesern überließ, aus gewissen Sätzen die letzten Schlußfolgen zu ziehen, und diese letzten Schlußfolgen beim Atheismus anlangten, so finden sich wohl Gründe vor, die Diderot veranlassen konnten, die Kette seiner Argumentation nicht bis zu ihrem letzten Gliede zu durchlaufen.

Mannigfaltiges.

— **Rußland und Rom.** Monsignor J. Luquet, Bischof von Hesbon in part. inf., hat so eben eine französische Uebersetzung der von dem Pater Augustin Theiner in Rom in italiänischer Sprache geschriebenen Geschichte sowohl der griechisch-russischen Kirche als der in neuerer Zeit stattgefundenen Bekehrung der unirten Griechen in Rußland und Polen herausgegeben.*) Die Schrift ist mit großer Bitterkeit und Schärfe abgefaßt und läßt keinen Zweifel darüber, daß der päpstliche Stuhl jetzt die Differenzen mit Rußland in keiner Weise milder betrachte, als unter dem Pontifikate Gregor's XVI. In Paris, wo man jetzt über den Stand dieser Frage wahrscheinlich noch besser unterrichtet ist, als in Wien und in München, knüpft man darum auch keine große Hoffnungen an die immer noch in Rom stattfindenden Unterhandlungen zur Ausgleichung jener Differenzen. Bekanntlich hat der Kaiser von Rußland bald nach seiner Rückkehr von Rom, wo er die berühmte Unterredung mit Gregor XVI. gehabt, eine Spezialkommission unter dem Vorsitze des Grafen von Nesselrode ernannt, die das Verfahren, das mehrere Beamte in den westlichen Provinzen des russischen Reiches gegen die Katholiken beobachtet hatten, einer Prüfung unterwerfen und zugleich einen Bericht über den gegenwärtigen Zustand der katholischen Kirche in Rußland abstatten sollte. Nachdem diese Kommission ihre Arbeiten beendigt hatte, ist der Graf Bludow, den die Organe der katholischen Geistlichkeit in Frankreich als einen geschworenen Feind des Katholizismus darstellen, nach Rom gereist, um mit dem päpstlichen Stuhle ein Konkordat abzuschließen. In Begleitung des Grafen Bludow befindet sich Herr Hube, der zwar (wie referiren hier ebenfalls nach französischen Quellen) für einen guten Katholiken angesehen wird, auch ein wohlgesinnter Mann und ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter ist, aber nicht Energie genug besitzen soll, um seine Ueberzeugungen zu vertheidigen und sich den geheimen Wünschen der russischen Diplomatie zu widersetzen. Unter diesen Umständen soll daher das Zustandekommen des Konkordates noch sehr weit im Felde seyn.

*) L'église schismatique de Russie, et relation du prétendu Saint-Synode, par le R. P. Theiner, prêtre de l'Oratoire. Paris, Gaume, 1846.

— **Europäisches und afrikanisches Staatsrecht.** Bekanntlich haben fast sämmtliche, in Paris akkreditirte fremde Gesandte Anstand genommen, einen Ball zu besuchen, den Herr Guizot dem Bey von Tunis zu Ehren gegeben, weil sie dadurch indirekt die Souverainetäts-Ansprüche dieses Regenten, die Frankreich, um sich einen friedlichen Nachbar in Algerien zu sichern, vollständig anerkennt, ebenfalls zuzugestehen und somit die hohe Pforte zu verletzen fürchteten. Die Revue Nouvelle, das Organ des Herrn Guizot, kämpft gegen diese Bedenklichkeiten der Diplomatie an und beruft sich dabei auf die bereits im vorigen Jahrhundert geschehene Anerkennung der Gesandten Preußens und der kleineren deutschen Staaten, ungeachtet des Suzerainetäts-Verhältnisses, in welchem damals der römisch-deutsche Kaiser zu den anderen deutschen Fürsten in ähnlicher Weise gestanden, wie jetzt der Großherr zu den muselmännischen Fürsten in Afrika. Durch diese ganze Deduction liefert jedoch die Revue Nouvelle nur einen neuen Beweis, wie wenig man in Frankreich jetzt das ältere Staats- und Fürstenrecht Europa's kenne, obwohl die meisten Quellen und Urkunden dieses Rechtes in französischer Sprache abgefaßt sind. Nicht erst, wie die Revue Nouvelle annimmt, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 und durch Oesterreichs Niederlegung der deutschen Kaiserkrone, sondern schon durch den Westfälischen Frieden und zum Theil durch Wahlcapitulationen, die noch viel älter sind, ist den deutschen Fürsten das Recht, Bündnisse einzugehen, Kriege zu führen und Friedensverträge zu schließen, eingeräumt und bewilligt worden. Darin war natürlich auch das Recht einbegriffen, sich durch Gesandte im Auslande vertreten zu lassen, und man muß es daher als einen höchst naiven Beweis von Unwissenheit ansehen, wenn die Revue des Herrn Guizot den Umstand, daß die Gesandten Friedrich's II. an den Höfen von St. James und Versailles sehr oft mit denen der stolzen Kaiserin Maria Theresia zusammenstießen (coudoyaient), und daß Georg II. und Ludwig XV. keinen Anstand nahmen, Gesandte nach Berlin zu schicken, als einen Beweis anführt, wie unberechtigt die heutige Diplomatie zu ihrem Verhalten gegen den Bey von Tunis sey. Alle Achtung vor diesem muselmännischen Fürsten, der, wie wir bereits kürzlich bemerkt, den Franzosen durch Emancipation der Sklaven ein gutes Beispiel gegeben hat, aber so geordnet ist denn doch das afrikanische Staatsrecht noch nicht, daß an keinem europäischen Hofe mehr ein Zweifel über die Souverainetäts-Ansprüche Ihrer maurischen Majestäten und Hoheiten obzuwalten braucht.

— **Fortsetzung der Schweizergeschichte von Joh. v. Müller.** Johannes v. Müller's Geschichte der Schweiz mit ihren Fortsetzungen von Glutz-Blozheim und Hottinger ist bekanntlich von den beiden Gelehrten Ch. Monnard und L. Vulliemin ins Französische übertragen und nach einem umfassenden Plane fortgeführt worden. Von dieser bemerkenswerthen Arbeit ward vor kurzem der 13te Band der Oeffentlichkeit übergeben. Derselbe erstreckt sich auf die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts und ist also einer Zeit gewidmet, welche einen mannigfaltigen Wechsel der Erscheinungen bietet. Die Verhältnisse, die hier an uns vorübergeführt werden müssen, sind so verwickelt, daß der Historiker, der den verwirrten Ereignissen eine gewisse Einheit geben muß, keinen leichten Stand hat. Seine Aufgabe aber wird eine doppelt schwierige durch den Widerstreit der politischen Parteiansichten, welche sich gegenüberstehen. Hier giebt es manche Klippe zu umschiffen und manche Schwierigkeit auszugleichen. Man muß es Monnard, von dem der vorliegende Band ausschließlich abgefaßt ist, nachrühmen, daß er sich seiner Arbeit auf eine geschickte Weise entledigt hat. Sein Werk ist eine Erscheinung, welche alle Berücksichtigung und Achtung verdient. Die Erzählung ist so vollständig, als der Umfang und Plan des Ganzen es gestattete, und dabei sind, obgleich der Verf. sich nie in leeres, inhaltloses Raisonnement verirrt, überall die allgemeineren Gesichtspunkte festgehalten. Es war dies um so nöthiger, als die Erzählung, welche auf die abweichenden Gestaltungen der einzelnen Kantone eingehen mußte, ohne dieses gemeinschaftliche Band leicht hätte auseinanderfallen können. Dazu kömmt, daß der Verfasser die National-Einheit der aus so mannigfachen Elementen zusammengesetzten Schweiz durch eine gebührende Berücksichtigung der geistigen, besonders literarischen Beziehungen in das rechte Licht treten läßt. Die Partieen, welchen diesen Erörterungen gewidmet sind, bilden denn auch die Glanzseite des ganzen Werkes und gewähren dem im Gewirr der Parteien ermüdeten Geist einen Ruhepunkt. Ohne sie wäre das Bild der Eidgenossenschaft, welche unter dem wühlerischen Kampfe innerer Factionen und unter dem Andrängen der revolutionnairen Elemente Frankreichs zusammenbricht, ein trauriges, erschütterndes Gemälde. Nur durch die einzelnen Züge von Edelsinn, welche aus diesem allgemeinen Gewirr als erfreulicher Kontrast hervortreten, und durch die Betrachtung, wie mitten in diesem unaufhaltbaren Verfall der politischen Verhältnisse die geistige Entwickelung einen solchen Aufschwung nahm, daß schweizer Literatur und schweizer Kunst auf die französischen und deutschen Zustände nicht ohne befruchtenden Einfluß geblieben sind, wird der Geist einigermaßen wieder aufgerichtet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 4. Berlin, Sonnabend den 9. Januar 1847.

Frankreich.

Ein neuer Roman von George Sand.

Unter dem Titel Lucrezia Floriani hat die Sand einen psychologischen Liebesroman herausgegeben und versucht es, sich damit in die lange Reihe der vielbändigen, vielgelesenen Erzeugnisse der Modeschriftsteller Sue und Dumas zu stellen. Sie zeigt zwar scheinbare Gleichgültigkeit wegen der Nebenbuhlerschaft und ihres zweifelhaften Erfolgs, aber sie versucht durch eine in diesem Sinne geschriebene Vorrede gerade den Leser zu reizen und auf ihre Seite zu ziehen. Wir lassen diese hier auszugsweise vorausgehen, ehe wir zur Besprechung des Romans schreiten, weil darin die Ansicht und Absicht der interessanten Verfasserin auf eine sehr charakteristische und naive Weise dargelegt ist:

„Mein lieber Leser! ich beginne mit dieser guten alten Formel und bringe Dir eine meiner neuen Arbeiten dar, die Dir wahrscheinlich nur sehr mittelmäßig gefallen wird; aber die Zeiten sind nicht mehr, wo man

. . . . — „das Volk im Vorwort voller Gnade
Um Nachsicht bittet und um Gnade."

Man hat diese falsche Bescheidenheit abgelegt, seit Boileau sie als unwürdig bezeichnet hat. Heutzutage tritt man ganz burschikos auf, und wenn man überhaupt ein Vorwort schreibt, so beweist man dem verblüfften Leser, daß er entblößten Hauptes schweigend bewundern müsse. Man thut sehr wohl daran, Dich so zu behandeln, verehrter Leser, weil das Erfolg bringt; Du bist ganz zufrieden damit, weil Du recht gut weißt, daß der Autor es nicht so böse meint, daß es nur eine Angewohnheit, eine Mode ist, und daß er im Grunde beabsichtigt, Dich ganz nach Deinem Geschmack zu bedienen. Uebrigens hast Du oft einen sehr schlechten Geschmack, mein lieber Leser; seitdem Du kein Franzose mehr bist, liebst Du Alles, was dem französischen Geist und der französischen Logik, den guten alten Gewohnheiten der Sprache, der klaren und einfachen Darstellung von Thatsachen und Charakteren fremd ist. Um Dir zu gefallen, muß ein Schriftsteller eben so dramatisch wie Shakespeare, so romantisch wie Byron, so phantastisch wie Hoffmann, so schrecklich wie Lewis und Anna Radcliffe, so heroisch wie Calderon seyn; wenn man nur eines dieser Muster kopirt, so findest Du dies sehr ärmlich. Durch diese maßlosen Gelüste hast Du es veranlaßt, daß die Schule des Romans sich in ein Gewirr von Schrecknissen, Mord, Verrätherei, verzerrten Leidenschaften und tollen Ueberraschungen verstrickte, woraus nur Schwindel und Verblendung entstehen können. Alles das thut man, um Dir zu gefallen; freilich hat man Dich hinsichtlich der Form geradezu ins Gesicht geschlagen, aber das ist nur eine neue Manier, Deine Aufmerksamkeit zu fesseln und Dich nachher mit den Befriedigungen zu überhäufen, nach denen Du strebst. Ich versichere Dir, niemals ist ein Publikum so verwöhnt, verzogen und geschmeichelt worden, wie Du von den jetzigen Zeitläuften und Schriftstellern. Du hast schon manche Grobheit verziehen und wirst es mir auch zu gut halten, wenn ich Dir dies sage und Dich warne, Dir nicht den Magen zu zerstören durch die scharfen Gewürze, welche Du verlangst; Du verbrauchst Deine Empfänglichkeit und erschöpfst Deine Romanschreiber, Du zwingst sie zu einer Verschwendung ihrer Mittel und zu einer Anstrengung ihrer Phantasie, daß bald nichts mehr zu sagen übrig bleiben wird, wenn man nicht etwa eine neue Sprache erfindet oder ein anderes Menschengeschlecht entdeckt. Du erlaubst dem Talent nicht mehr, sich zu schonen, bald wird es zu Wiederholungen greifen müssen; das wird Dich langweilen, und undankbar, wie Du es immer gegen Deine Freunde gewesen bist, wirst Du alle die Opfer vergessen, die Dir gebracht wurden, um Dich zu unterhalten. Darum heißt es mit Recht: Rette sich, wer kann! Die Reaction wird nicht mehr lange ausbleiben. Ich wette, meine Kollegen pfeifen auf dem letzten Loche; sie werden sich verbünden, ein anderes Feld zur Bearbeitung und Lohn zu verlangen, den sie weniger peinvoll verdienen müssen. Ich sehe dies Unwetter heranziehen und fliehe vor dem Wirbel, in dem die Literatur sich Deinetwegen rastlos umtreibt. Ich setze mich am Wege nieder und sehe die Räuber, die Verräther, die Giftmischer, die Würger, die Todtengräber und Henkersknechte, die fahrenden Ritter, die zerzausten Frauen, kurz die ganze blutige und tolle Gesellschaft des modernen Romans an mir vorüberziehen; sie tragen Dolche, Kronen, Purpurmäntel und Bettlerlumpen; sie verwünschen die ganze Lesewelt und suchen nach einer besseren Beschäftigung, als ihre bisherigen Weltrennen waren.

„Aber was soll ich armer Teufel dabei beginnen? ich, der ich nie gesucht habe, durch neue Erfindungen zu reizen, wie soll ich es anfangen, daß die allgemeine Verwirrung mich nicht mit fortreißt, und daß ich doch nicht zu weit zurückbleibe, wenn die neue, noch unbekannte, aber mächtige Mode ihr Haupt erhebt? Ich will mich vorläufig ausruhen und eine kleine stille Arbeit vollenden, nachher wollen wir sehen, was geschieht; wenn die neue Mode gut ist, werden wir ihr folgen; die jetzige ist zu phantastisch, zu überladen, ich bin zu alt, um sie mitzumachen, auch reichen meine Mittel nicht dazu aus. Ich werde fortfahren, die alten Kleider zu tragen; sie sind bequem, einfach und solide.

„Ich sage Dir also vorher, lieber Leser, anstatt Dich von Ueberraschung zu Ueberraschung zu führen, anstatt Dir in jedem Kapitel ein Fieber zu verursachen, werde ich Dich ganz langsam den geradesten Weg führen und Dir die Gräben an den Seiten, die Wolken über uns, die ganze ruhige Ebene zeigen, die wir durchmessen. Wenn ein Abgrund oder ein Sturzbach kommt, werde ich Dich darauf aufmerksam machen, damit Du nicht erschrickst; ich werde Dich nicht kopfüber hineinstürzen, um mir das Vergnügen zu machen, Dich recht zu überraschen und anzuführen, kurz, ich werde Dich ganz vortrefflich behandeln, aber Du wirst mich wahrscheinlich dennoch als den naseweisesten und eingebildetsten Autor verdammen, Du wirst böse werden und auf halbem Wege mich im Stich lassen. Thu', was Du willst, folge Deinen Neigungen; ich zürne denen nicht, die sich derselben zu bemächtigen wissen, indem sie einen dem meinen entgegengesetzten Weg einschlagen. Ich verachte die Mode nicht, sie ist das Kind des Zeitgeistes, also in ihrem legitimen Recht, indessen ist die Welt so groß, daß Raum für Alle da ist, und unsere Freiheiten erstrecken sich wenigstens so weit, um uns zu gestatten, einen schlechten Roman zu schreiben, wenn wir Lust haben."

Das hat George Sand denn auch gethan, einen Roman geschrieben, dem man obiges Prädikat nicht absprechen kann; man sieht deutlich, wie die unbesieglichen Konkurrenten auf dem Büchermarkt, die Rothschilde der Literatur, Sue und Dumas, die Eifersucht der einst gefeierten Größe erweckt haben. Die Sand ist zu klug, zu selbstbewußt, um sich in einen Wettstreit auf gleichem Felde einzulassen, die sieben Bände ihrer phantastischen Gräfin von Rudolstadt haben sie auch gewiß zu sehr ermüdet und ihr bewiesen, daß sie die beliebte Folter der Spannung und überraschender Empfindung nicht gehörig anzuwenden versteht. Sie hat sich deshalb mit echt weiblicher Koketterie zurückgezogen, thut spröde und giebt sich viel Mühe, in ihrer kecken Vorrede Gleichgültigkeit gegen die Lesewelt auszusprechen, im Stillen sucht sie aber doch nach den Zaubermitteln, die ihr in früherer Zeit den Beifall derselben fast ausschließlich zuwendeten, und sie besinnt sich mühsam auf die Farbenmischung ihrer hinreißenden Herzensgeschichten, denen sie noch die alte Wirksamkeit zutraut, aber sie vergißt, wie so viele Frauen, daß die Jugend sich durch keine Schminke ersetzen läßt. Ihrem neuen Roman fehlt das verklärende Feuer der Jugend, die Poesie des Herzens, und doch hat sie eine Liebesgeschichte geben wollen, hat alle hergebrachten Zurüstungen gemacht, den Altar mit allen seinen Emblemen geziert, die welken Kränze wieder hervorgesucht; um die Illusion vollständig zu machen, hat sie aber versäumt, frische Blumen hineinzuflechten, und jede romantische Färbung hat sie noch außerdem verlöscht durch die Absichtlichkeit, dem herrschenden Geschmack der Leser entgegenzutreten, alle Ereignisse zu verbannen und allein das psychologische Interesse in Anspruch zu nehmen.

In Lucrezia Floriani hat die Sand, wie gesagt, einen schlechten Roman, aber eine gute Monographie der Liebe geschrieben; nur bleibt es zweifelhaft, ob ihr Motiv mehr als ein Gelüst war, ein Experiment durchzuführen. Könnte man ihr die gute Absicht zutrauen, sie habe mit der Schärfe ihrer Sonde, der Sicherheit ihrer empirischen Behandlungsweise, eine heilsame Operation vornehmen wollen, um die Irrthümer zu vertilgen, welche die Menschen dazu treiben, immer wieder ihr Glück in der irdischen Liebe zu suchen, so heiligte in diesem Fall unbedingt der Zweck die Mittel; aber trotz der eigenen unumstößlichen Beweisführung über die Richtigkeit dieses Wahnes, über die Unmöglichkeit der Dauer von irdischer Glückseligkeit und Liebe, bricht die Verfasserin in die bittersten Anklagen gegen Welt und Männer aus, ihr subjektiver Schmerz verräth, daß sie selbst noch nicht von jenem Wahn geheilt und daß sie auffallend in einer wahrhaft naiven Selbsttäuschung befangen ist. Die Vorliebe, mit welcher sie ihre Heldin Lucrezia Floriani ausmalt, giebt zudem Veranlassung, an eine Wahlverwandtschaft und Aehnlichkeit beider Frauen zu glauben; die Sand ist so wenig wie ihre deutschen Federkolleginnen ganz frei von der Schwäche, das eigene Spiegelbild als Modell zu gebrauchen. Es mag bei

ihr weniger Eitelkeit seyn, als das Bedürfniß der menschlichen Natur, sich zu rechtfertigen, vor sich selbst und vor Anderen das Urbild der Seele wieder fleckenlos herzustellen. Daher taucht auch hier abermals die alte falsche Lieblingsidee der französischen Romantik auf, daß die geistige Reinheit fortbestehen könne, auch wenn die leibliche zerstört wurde durch die Berührung sündhafter Versuchungen. Eugen Sue hat in seiner Fleur de Marie allerdings mit rührender Wahrscheinlichkeit die Unvertilgbarkeit des sittlichen Gefühls und der Sehnsucht nach Entsündigung dargestellt, man glaubt ihm willig und verzeiht gern der Verlorenen, aber man bleibt nichtsdestoweniger überzeugt, daß uns nur eine schöne Ausnahme vorgeführt ist, daß ein sündiges Leben in die Seele übergeht wie die leibliche Nahrung in Fleisch und Blut. Einzelne Regungen des Guten werden auch in dem verirrtesten Gemüth auftauchen, gleich Trümmern eines ursprünglich edlen Gebildes, und haben ein Recht auf tiefes Mitleid, indessen ist es eine Verschrobenheit der Begriffe und eine strafbare Mißachtung des Sittengesetzes, wenn man, wie die Sand, den Uebertretern desselben Vortrefflichkeit und Charaktergröße beilegt, sie zu Helden und Märtyrern stempelt gleich dieser Lucrezia Floriani. Sie ist eine Schauspielerin, ihre Schönheit und ihr Talent haben ihr Ruhm und Reichthum eingebracht, ihre Herzensgüte, ihr starker Charakter, die Reinheit und Redlichkeit ihrer Gesinnungen gewinnen ihr alle Herzen, sind aber nicht im Stande, sie vor den Versuchungen ihrer gefährlichen Laufbahn zu schützen. Ohne Kampf und ohne Selbstvorwürfe giebt sie sich jedem Liebesverhältnisse hin, das ihr, wenn auch nur kurze Zeit, den Rausch der Leidenschaft, das Gefühl des Glücks zu geben im Stande ist; sie hebt es als ein großes Verdienst heraus, daß nur dies Motiv sie beseelt habe, nie das Gemeine der Habsucht oder der Eitelkeit, daß sie nur Männer von armer und dunkeler Herkunft geliebt habe. Indessen schwindet die Illusion des Glücklichseyns ihr immer sehr schnell dahin, sie opfert sich für die zahlreichen Liebhaber auf, wird aber zum Lohn dafür nur gequält und mißhandelt, ganz naturgemäß sind die Vorgänger dem Nachfolger die Steine des Anstoßes, die Veranlassung zu Eifersucht und Nichtachtung gegen die Floriani. Zu stolz, um sich länger demüthigen zu lassen, zieht sie sich von der Welt zurück, um sich ihren Mutterpflichten zu widmen, deren Heilighaltung allein Zeugniß giebt, daß ihre Seele noch nicht ganz verderbt ist; die Sand behauptet zwar fortwährend, ihre Floriani sey die edelste, großmüthigste, wahrhaftigste und loyalste Natur, sie schildert sie auch wirklich hinreißend liebenswürdig in der freiwilligen Zurückgezogenheit, nur ihren vier wunderschönen Kindern lebend. Es ist ein so lebensvolles, reizendes Bild der Familienliebe, der vollen Befriedigung, die in ihr für das weibliche Herz liegt, daß es unbegreiflich ist, wie eine Frau dies Ideal selbst erniedrigen konnte, indem sie es auf so unheiligen Grund malte, und wie sie es selbst wieder zerstören konnte, indem sie abermals die rauchenden Flammen der Leidenschaft darin anfacht. In die glückliche, weil vorwurfsfreie, Einsamkeit ihrer Heldin, führt die Sand einen jungen Fürsten, den sie mit dem größten Aufwand psychologischer Subtilitäten schildert, eine fein organisirte, ideale Persönlichkeit, gänzlich unberührt vom Weltleben, voll der höchsten Anforderungen an sich und Andere, aber gut und zart wie ein Kind, natürlicherweise auch schön wie ein Engel der Romane; dieser faßt eine fanatische Leidenschaft für die Floriani, trotz ihres verlorenen Rufes und ihrer schwindenden Jugend, er findet auch Gegenliebe in dem unerschöpflichen Herzen der Schauspielerin, die nur gleich einer Löwin die Stelle desselben vertheidigt, welche ihren Kindern gehört. Die Flecken der Geburt lassen sich aber mit ihren bösen Folgen von diesen nicht abwenden, es treten die widerwärtigsten Konflikte ein, indem die respektiven Väter drohen, ihre Kinder gewaltsam zu entführen, wenn ihre Mutter sich dem jungen Fürsten vermählte. Dieser, geängstigt von den Gespenstern des Argwohns, sieht in der Ehe die einzige Möglichkeit, sich die Geliebte zu sichern und ihre Vergangenheit zu rehabilitiren, die er selbst in seiner Exaltation vergessen hat. Die Sand läßt ihren Haß gegen die Männer auch noch aus, indem sie ausnahmsweise ihnen einen so tugendhaften, edlen Repräsentanten giebt. In der Liebe zeigt er sich jedoch wieder als Tyrann des Weibes; die Floriani verschmäht aus Stolz seine Hand und um kein Recht auf ihre Kinder zu verlieren; er bleibt ihr zwar treu, quält sie aber mit den Nadelstichen seiner Launen zu Tode, und die Floriani stirbt als Märtyrerin selbstaufopfernder Liebe.

F. v. H.

England.

Der Eisenbahn-Alp.

Von einem Londoner Zeitungs-Reporter.

In unserem eisernen Zeitalter, wo Alles sich um Eisenbahn-Fragen dreht, wo sich die ganze Welt durch Eisenbahn-Actien bereichert oder ruinirt und Europa von Moskau bis Neapel sich mit einem ungeheuren Eisenbahnnetze bedeckt, ist es in der Ordnung, daß wir neben Eisenbahn-Walzern und Eisenbahn-Polka's auch Eisenbahn-Novellen haben. Eine solche findet sich im neuesten Hefte von Frazer's Magazine, und da ihr mithin ein Thema zu Grunde liegt, dessen Interesse heutzutage alle andere verschlingt, so legen wir sie unseren Lesern in etwas gedrängterer Form als einen Versuch vor, inwieweit sich den materiellen Tendenzen der Gegenwart eine phantastische Seite abgewinnen läßt.

* * *

„Ist meine Extra-Lokomotive bereit?“

„Sogleich, Sir; der Lokomotivenführer wird augenblicklich hier seyn. Welche Geschwindigkeit verlangen Sie?“

„Wenigstens eine Meile die Minute.“ *)

„Ganz wohl: die Bahn ist völlig frei, und mit einem einzigen leichten Waggon wird es ohne Mühe angehen.“

„Ich werde selbst den Waggon nicht brauchen; ich habe meine Depeschen in der Tasche und will auf der Lokomotive mitfahren.“

„Sie werden kaum die Augen im Kopfe behalten, wenn Sie es thun. Nehmen Sie lieber einen Waggon erster Klasse.“

„Da haben Sie keine Sorge; ich bin an so etwas gewohnt. Im längsten Tunnel blinzete ich nicht einmal mit dem Auge.“

„Nun, wie Sie wollen. Sie haben den Zug bestellt und können also nach Belieben entweder auf der Lokomotive oder in einem der Waggons fahren.“

„Auf der Lokomotive also, und machen Sie schnell, denn jede Minute ist verloren, die ich hier zubringe.“

Diese Unterredung fand auf dem Perron eines Bahnhofes im nördlichen England statt. Ich hatte im Auftrage der Times einem großen Volks-Meeting beigewohnt, und da der Bericht gleich am folgenden Morgen erscheinen mußte, so galt es, in etwas mehr als drei Stunden die 200 Meilen zu durchfliegen, die mich noch von der Zeitungs-Expedition in London trennten. Es war ein schöner Sommer-Abend, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten das eiserne Dach des Bahnhofes und das weitläuftige Schienennetz, das sich in allen Richtungen ausdehnte. Zur Linken des Geleises stand meine Extra-Lokomotive, der Tartarus, ein Feuerwagen von blankem Metall, der mit heiserem Pfeifen eine lange, wirbelnde Dampfsäule aus der Messingröhre emporschoß, die dem finsteren Qualm zum Schornstein diente. Einige Packer, Polizisten und Zeitungs-Colporteure warteten in der Nähe, um die Abfahrt mit anzusehen, und der Heizer, ein Kerl mit wunderbar rußigem Gesicht und von der Flamme gerötheten Augen, kletterte in seiner schmierigen Plüschkleidung auf der Lokomotive herum, indem er ihre funkelnden Metallwände mit einer Handvoll Oellappen reinigte. Allmälig ward ich unruhig und fing an, die Geduld zu verlieren. Ich blickte aufwärts und sah, daß die Sonne nicht mehr in die hohen Fenster hineinschien — der Bahnhof hüllte sich nach und nach in die düsteren Schatten des Abends.

„Wo bleibt aber Westhorpe?“ rief endlich der Inspektor. „Wenn er seinen Pflichten nicht besser nachkömmt, so ist er am längsten hier im Dienst gewesen.“

„Ich habe schon zweimal nach ihm geschickt“, entgegnete ein Bahnwärter. „Er meldete sich diesen Morgen wieder als dienstfähig.“

„Wie so? ist er krank gewesen?“ fragte ich.

„Er ist ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem Mary Slane so plötzlich starb“, versetzte der Bahnwärter.

„Der Teufel!“ rief der Inspektor, „wir können verliebte Ingenieure auf unserer Bahn nicht brauchen.“

„Aber warum geben Sie mir keinen anderen, wenn dieser Herr Westhorpe nicht zum Dienste tauglich ist? Sie haben Leute genug, sollt' ich glauben.“

„Das ist wahr; aber unser Personal hat in der letzten Zeit viel arbeiten müssen, und da Westhorpe sich heute früh meldete, so haben wir uns danach eingerichtet.“

„Es ist sieben Uhr vorbei“, erwiederte ich, indem ich nach der Glocke sah; „wenn Sie mich nicht in fünf Minuten expediren, so werde ich die Lokomotive abbestellen und die Gesellschaft auf Schadenersatz verklagen.“

Ehe jedoch die fünf Minuten verflossen waren, hatte sich der saumselige Ingenieur eingestellt. Er war in einen dicken Flausrock gehüllt, ein Shawl verbarg den unteren Theil seines Gesichts, und der Schirm seiner Mütze war über die Stirn gezogen, aber ich konnte den stieren Blick seiner Augen und die leichenhafte Blässe seiner Wangen bemerken, und ich sah seine Hand zittern, als er mit zerstreuter Miene den Rock auf- und zuknöpfte. Diese Symptome würden mich vielleicht zu einer anderen Zeit beunruhigt haben, aber ich war zu sehr mit meiner Abreise beschäftigt, um besonderes Gewicht darauf zu legen.

„Höre, Westhorpe“, sagte der Inspektor, „wenn Du uns so behandelst, werden wir Dir bald den Laufpaß geben müssen.“ Der Ingenieur murmelte einige unverständliche Worte und bestieg mechanisch den Dampfwagen. „Du kömmst auf der Bramsby-Station an dem Passagierzuge vorbei und in Thornley an dem Güterzuge — verstehst Du, Westhorpe? — nimm Dich gut in Acht, spare die Pfeife nicht und fahre hübsch langsam durch die Stationen.“

„O, dafür werd' ich selbst schon Sorge tragen“, rief ich, auf die Lokomotive springend. „Sie wissen, daß ich ein alter Eisenbahnvogel bin. Gute Nacht! Wir werden das Gras nicht unter unseren Rädern wachsen lassen. Kommen Sie, Herr Westhorpe, sputen Sie sich und zeigen Sie, was der Tartarus leisten kann.“

Der Ingenieur legte die Hand an die Mütze, zog einen Hebel nieder, stieß einen anderen zurück — das Triebrad kam in Bewegung, drehte sich ein Dutzendmal um, ohne vorzurücken, und dann glitten wir sachte an dem Perron entlang, während der Inspektor uns folgte und dem Führer nochmals seine Ermahnungen zurief. Das laute, keuchende: Tschi! Tschi! Tschi! der Maschine wurde immer hastiger, und wir rollten aus dem Bahnhof hervor, indem wir eine lange Reihe Schmelzöfen und zischender, dampfender Lokomotiven hinter uns ließen, die sich, wie immer, rastlos hin und her bewegten, als ob sie etwas auf dem Herzen hätten, das ihnen keine Ruhe lasse.

---

*) D. h., wie es sich von selbst versteht, eine engl. Meile — eine Schnelligkeit, die in England, namentlich bei Probefahrten, schon öfters vorgekommen ist.

Dann kam der laute, krachende Ruck, mit dem wir unter den Brücken durchflogen — das gellende Pfeifen und sausende Geheul, der erstickende Dampfqualm und feuchte, schaurige Luftzug, als wir durch einen kurzen Tunnel dahinbrausten — und bald hatten wir das offene Feld erreicht; hinter uns funkelten die Lichter und thürmten sich die hohen Schornsteine der großen Fabrikstadt, und vor uns dehnten sich die Wiesen an beiden Seiten einer langen Schienenlinie aus, von der Abenddämmerung umflort, die eben einzutreten begann."

„Fahren Sie zu, Herr Westhorpe! Rasch! Ich verspreche Ihnen ein gutes Abendbrod und eine noch bessere Flasche Wein, wenn wir nach London kommen."

„Danke schön", antwortete der Ingenieur, ohne mich jedoch anzusehen; er wandte sich vielmehr von mir ab, indem er die Augen niederschlug und mit leiser Stimme vor sich hin murmelte. Es lag etwas Seltsames, Unheimliches in dem Benehmen dieses Menschen, und ich bemerkte, daß ihn der Heizer mit sichtbarer Aengstlichkeit betrachtete und nicht ein Wort mit ihm sprach. Unterdessen ging die Lokomotive immer schneller. Das Klappern der Ventile, wie sie auf- und zugingen, um den Dampf hinauszulassen oder abzuschneiden, wurde mit jedem Augenblick heftiger, bis es dem Rollen einer Trommel glich. Die Hecken an der Seite des Weges flogen in einer langen dunklen Linie vorüber, die wir nicht von einem Holzzaun oder einer steinernen Mauer unterscheiden konnten. Die schwankende Bewegung der Maschine verwandelte sich bald in ein rasches, stoßendes Schaukeln; die weißen Pfähle, woran die Drähte des elektrischen Telegraphen befestigt sind, defilirten wir im Sturmmarsch an uns vorbei; während eines einzigen Moments erhoben sich Brücken vor uns wie dunkle Streifen am Horizont, und wurden dann mit einem Sprung und einem zischenden Dampfstrom hinter uns gelassen. Weiter! weiter! Ein Meilenzeiger schwand nach dem anderen. Der Dampfriese schien mit Leben begabt: er bäumte sich wie ein Wahnsinniger auf den Schienen: die Ketten des Tenders knarrten und ächzten; die Brandröthe des Ofens und der hellere Glanz unserer großen Laterne schimmerten wie Nordlichter über die grünen Flächen: die Funken sprühten aus dem Schornstein hoch in die Luft empor, und obgleich sich kein Lüftchen rührte, schienen wir von einem Orkan umrauscht, dessen kalter, durchdringender Hauch uns fast erstarren machte.

So weit ging Alles nach Wunsch. Wir fuhren zwar mit außerordentlicher, aber nicht beispielloser Schnelligkeit, und ich war mit Eisenbahnreisen zu vertraut, um ängstlich zu werden. Ich wußte, daß die Bahn frei sey, und die Nacht war hell genug, um ein Signal in der Entfernung von einer halben Meile zu erkennen.

Unterdessen arbeitete Westhorpe noch immer an der Maschinerie herum, indem er die Hebel hin- und herzog, als ob er ihre Schnelligkeit vermehren wollte. Er stand keinen Augenblick still, sondern trampelte und scharrte unaufhörlich mit den Füßen. Der Heizer lehnte sich an das Geländer, welches er, wie es mir schien, mit einer unruhigen, erschreckten Miene festhielt. Dieses Alles konnte ich bei dem Licht einer großen, hellen Lampe erkennen, die über dem Pegel hing, der die Höhe des Wassers im Dampfkessel anzeigt.

Weiter, weiter, weiter! Meile nach Meile, Station nach Station! Durch finstere Baumgruppen — an leuchtenden Dörfern und einsamen Meierhöfen vorbei — längs üppigen Fluren und öden, schauerlichen Haiden! Wir konnten schon fünfundzwanzig bis dreißig Meilen von unserer Reise zurückgelegt haben.

„Tartarus hält sich brav!" sagte ich, indem ich meine Stimme anstrengte und dem Ingenieur die Worte in das Ohr schrie.

Der Heizer näherte sich und lauschte auf die Antwort. Die Blicke Westhorpe's schweiften rasch von einem zum anderen, sein Auge blitzte wie das eines Raubthieres, und dann wandte er sich plötzlich zu seinem Gefährten mit dem Ruf: „Kohlen, Jeffries, Kohlen! Mehr Dampf — mehr Dampf! Der Herr will mehr Dampf haben! Was kümmert uns das Leben — Dampf, Dampf!"

Ich war über diesen Ausbruch betreten: eben so der Heizer, der, wie ich fand, Jeffries hieß. Er zögerte. „Kohlen, Kohlen!" schrie Westhorpe von neuem; „thu Deine Pflicht, oder ich werfe Dich kopfüber auf die Schienen." Und er stieß mit dem Fuß gegen die Thür des Dampfkessels, welche auf flog. Das Rauschen der wilden Flammen übertönte den heulenden Orkan, der, wie es schien, an uns vorüber sauste.

Ich legte mich jetzt dazwischen. „Mich dünkt", stammelte ich, „daß wir ganz ordentlich vorwärts gehen."

Jeffries machte eine zustimmende Bewegung. „Sie wollen nicht schneller fahren?" fragte Westhorpe, mit leiser, aber schneidender Stimme.

Ich schüttelte den Kopf.

„Aber ich will es!" brüllte er wüthend. „Kohlen, Jeffries, Kohlen!"

Mit geballter Faust versetzte er dem Heizer einen heftigen Schlag. Einen Augenblick stand ich betäubt. Ich würde Alles in der Welt gegeben haben, um mit heiler Haut an dem ödesten Fleck der öden Haide abgesetzt zu werden, die wir jetzt durchkreuzten. Jeffries ergriff, ohne ein Wort zu entgegnen, seine Schaufel und warf die schwarzen Massen auf das Feuer, welches von neuem zu knistern und zu lodern begann. Bei seinem Schein konnte ich wahrnehmen, daß die Züge des Heizers unter ihrer Rußmaske die Blässe eines Todten zeigten.

Weiter, weiter! Die Lokomotive schien zu fliegen. Die Viertel-Meilenzeiger schossen eben so rasch an uns vorbei, als noch vor kurzem die Telegraphenpfähle, und die Schwankung war furchtbar.

„Musik!" schrie Westhorpe, „Musik! Wir wollen Musik haben! Hier ist meine siedende Wasserorgel!"

Mit diesen Worten ließ er die Dampfpfeife erschallen; ihr gellender Laut ging mir durch Mark und Bein. Ich wechselte einen Blick mit dem Heizer: der Ausdruck seines Gesichts war voller Schrecken und Bestürzung. Plötzlich verstummte das entsetzliche Pfeifen. „Es konnte zur Warnung dienen", murmelte Westhorpe, „und warum soll auch so viel Dampf verloren gehen?"

Ich schauderte. Auf einmal wandte sich der Ingenieur von der Maschine ab und näherte sich dem Tender, indem er unruhig zurückschaute. Jeffries benutzte den Zwischenraum, um meinen Arm zu ergreifen. „Still!" flüsterte er athemlos.

„Was fehlt dem Menschen?" fragte ich.

„Still! Er ist wahnsinnig. Ich ahnte es schon seit einigen Tagen."

Wahnsinnig! Ich fühlte den Angstschweiß aus jeder Pore hervorströmen. Eine Meile die Minute mit einem wahnsinnigen Führer! .... Mein Blut gerann; eine Schwäche überkam mich.

„Wir müssen uns seiner bemeistern!" keuchte Jeffries.

„Es ist das einzige Rettungsmittel", erwiderte ich. „Auf ihn zu!"

Die Worte waren mir kaum aus dem Munde, als Westhorpe herbeistürzte. „Ha! ha!" schrie er, „Verrath! Zwei gegen Einen! Aber kommt nur!"

(Schluß folgt.)

Schweden.

Reisebruchstücke aus dem Norden.

Zweiter Artikel.*)

I. Göta-Kanal.

Wir wollten von Stockholm durch ganz Schweden bis nach der Westküste, um von da nach Norwegen überzusetzen. Schweden hat den großen Vortheil, von der Ostsee bis zur Nordsee eine große Wasserstraße zu besitzen. Die Natur bot ihm selbst dazu den Weg, durch die beiden größten Landseen Europa's (den Ladoga und Onega ausgenommen), nämlich den Wener- und Wettersee, zwischen welchen die Wasserscheide, 308 Fuß hoch, zu beiden Meeren liegt. Der Wenersee hat seinen Abfluß zum Kattegat durch die Göta-Elf, welche bei Trollhätta die merkwürdigen Wasserfälle über 100 Fuß hoch macht. Der Wettersee hat seinen Abfall durch die Motala zu einem Fiord, d. h. langen Meerbusen, der Ostsee, Bråvik genannt, welcher durch den Kanal von Södertelge mit dem Mälarsee in Verbindung steht. Die Verbindung der Göta-Elf ist bei Göteborg (Gothenburg), die der Motala bei Norköping (sprich Nortschöping, d. h. Nordhandelstadt). Diese beiden Städte sind nach Stockholm, jetzt mit 85,000 Einwohnern, die größten Schwedens, Gothenburg mit 25,000 und Norköping mit 15,000 Einwohnern, jene durch ihren Seehandel, diese durch ihre Tuchfabriken blühend. Da Schweden den großen Gedanken faßte, Nord- und Ostsee durch eine Wasserstraße zu verbinden, so wäre der natürlichste Weg durch die Motala ostwärts gewesen. Doch da dieser Fluß bei Norköping mehrere Wasserfälle bildet, welche die gewerbreiche Stadt zu zahlreichen Wasserwerken, zum Betrieb ihrer Tuchfabriken, benutzt, so wurde mehrere Meilen oberhalb der Stadt von der Motala der Kanal durch mehrere kleine Seen, z. B. Roxen und Glane, südlicher nach Söderköping geführt, einer kleinen Landstadt ebenfalls am Bråvik gelegen.

Wir wählten von Stockholm aus die Fahrt auf dem Dampfschiffe durch den Kanal von Södertelge, und durch den skären- (insel-) reichen Bråvik nach Norköping, welches, seit der vorige König der Stadt das Monopol des Tuchhandels gab, an Bevölkerung und Wohlhabenheit ungemein zugenommen. Aus Dankbarkeit hat die Stadt sein Standbild, von Schwanthaler, aus Erz verfertigen lassen, das einige Wochen nach unserer Anwesenheit enthüllt worden ist. Bei einem der angesehensten Fabrikanten, Herrn Söderberg, fanden wir die freundlichste Aufnahme, dessen Haus und Park an den reizenden Wasserfällen der Motala liegt. Mit Vorspann (skjuts) fuhren wir über Fingspång, wo eine der drei großen Kanonengießereien ist, nach Berg am Roxensee, um daselbst das Dampfboot zu erwarten. Diese Kanal-Dampfschiffe sind äußerst bequem eingerichtet, bleiben z. B. die Nacht liegen, und in den Kojen braucht man nicht über einander zu schlafen, sondern liegt neben einander, dabei ist der Fahrpreis und die Beköstigung äußerst billig und die Führer der Schiffe gewöhnlich gebildete See-Offiziere. Die ganze Fahrt von Stockholm bis Gothenburg, einige 70 Meilen durch etliche 70 Schleusen, dauert 4 Tage, und es wäre nur zu wünschen, daß die Dampfschiffe von Kopenhagen nach Christiania, welche immer auf einige Stunden bei Gothenburg anhalten, mehr in Einklang mit der Kanalschifffahrt gebracht würden. So mußten wir hier von Mittwoch Abend bis nächsten Mittwoch früh liegen bleiben, was uns freilich durch die herzliche Aufnahme in dieser von geraden Kanälen auf holländische Art durchschnittenen Stadt sehr angenehm gemacht wurde. Erfreulich ist die Duldsamkeit in Schweden gegen die jüdischen Gemeinden, und der Rabbiner derselben in Gothenburg, Herr Dr. Heinemann, genießt in der ganzen Stadt eine große Achtung. Er führte mich in die dortige Lancasterschule, wo eben Prüfung von 144 Knaben und 124 Mädchen war. Mit dieser Anstalt war eine Handwerksschule verbunden, wo 15 Knaben im Tischlern und 15 im Schlossern unterrichtet wurden. Von hier gingen wir in die jüdische Schule, wo das Deutsche durch eine eigene Lehrart des Herrn Dr. Heinemann mittelst Zahlen, die sich auf Sprachregeln bezogen, gelehrt wurde, fast wie früher Ågren in Carlbergen bei Stockholm die Zahlen der Länge und Breite in der Erdkunde auswendig lernen ließ.

Gegen Süden ist Gothenburg von einer Hügelkette umgeben, wo man z. B. in dem schönen Park des sodialen Schotten, Herrn Dickson, und auf der

*) Vgl. Nr. 116 des Magazins vom J. 1846.

großen Zuckersiederei des ehrwürdigen Patriarchen, Herrn Magnus, einer reizenden Aussicht genießt.

Hier in Gothenburg beobachteten wie auch die sonderbare schwedische Sitte der öffentlichen Brautschau. Beaut und Bräutigam müssen vor der Trauung, am offenen Fenster, sich stundenlang dem Volke in ihrem Putze zeigen, das seine beifälligen oder mißfälligen Bemerkungen über Beide macht. Das sind also wirkliche Schaufenster, und statt einer Kunst-Ausstellung eine Menschen-Ausstellung.

Jeune.

Mannigfaltiges.

— Vorträge in der geographischen Gesellschaft. In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft in Berlin (6. Jan.) wurden drei durch ihren Gegenstand wie durch ihre Behandlung gleich interessante Vorträge gehalten. Es betrafen dieselben drei verschiedene Welttheile: Europa, Asien und Australien. Herr Professor und Geheimer Oberregierungsrath Dr. Dieterici gab nämlich nach Czörnig's im vorigen Jahre erschienenem großen Werke über die statistischen Verhältnisse des österreichischen Kaiserstaates eine Uebersicht dieser Verhältnisse in den verschiedenen österreichischen Provinzen mit einem vergleichenden Blicke auf andere Länder und namentlich auf Preußen und den Zollverein. Den mitgetheilten Daten nach, stellt es sich als ein Irrthum heraus, wenn bisher allgemein angenommen wird, daß der Nationalreichthum, sofern er auf den Erzeugnissen des Bodens beruht, in Oesterreich größer sey, als in anderen deutschen Staaten. Die von der Statistik uns gelieferten Ziffern — den Irrthum und die Ungenauigkeit auf beiden Seiten gleichmäßig in Anschlag gebracht — ergeben nämlich, daß auf den Kopf in Preußen und im Zollverein eine weit größere Consumtion der meisten, die Annehmlichkeiten des Lebens vermehrenden Gegenstände (die Erzeugnisse aus Leinen, Wolle und Baumwolle mit eingerechnet) kömmt, als in Oesterreich, wo sich freilich die Verhältnisse in großen Kontrasten (wie z. B. in der Lombardei und in den Militairgränzdistrikten) einander gegenüberstehen. Ein anderes, der gewöhnlichen Annahme entgegenstehendes Resultat, das uns die Statistik liefert, ist, daß eine vermehrte Fabrikenbevölkerung keineswegs auch die Unsittlichkeit besonders des geschlechtlichen Umgangs vermehre. Während nämlich in vielen Gegenden Oesterreichs und in Bayern schon auf vier eheliche Kindee ein uneheliches kömmt, gestaltet sich das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen in Preußen und Frankreich nur wie 1 zu 13 und in England gar nur wie 1 zu 20. Deshalb — da nämlich die Sorgfalt für uneheliche Kinder im ersten Lebensjahre eine weit geringere zu seyn pflegt, als die, welche Aeltern für ihre legitimen Kinder hegen — ist die Sterblichkeit in Oesterreich im Allgemeinen, insbesondere abee untee Kindern im ersten Lebensjahre, verhältnißmäßig viel größer als in Preußen, Frankeich und England, während allerdings auch die Zahl der Geburten in Oesterreich etwas (um etwa 4 pCt.) größer ist als in Preußen.

Der Asien betreffende Vortrag ward von dem Heren Majoe, Grafen von Oriolla, gehalten, der bekanntlich nebst dem Grafen v. Gröben und dem leider durch eine feindliche Kugel getödteten Dr. Hofmeister den Prinzen Waldemar von Preußen auf dessen Reisen in Ostindien begleitete und mit Sr. K. H. an dem heldenmüthigen Feldzuge der Engländer gegen die Sikhs Theil nahm. Herr v. Oriolla, der in wenigen, aber treffenden Zügen ein Bild der Zustände Hindostans gab, suchte namentlich klar zu machen, auf welchen Grundlagen die Herrschaft dee Engländer in Ostindien beruhe und wie wenig dieselbe von irgend einem äußeren oder inneren Feinde zu fürchten habe. Das einzige Moment, was dieser Herrschaft einmal gefährlich werden kann, ist die wachsende Bildung und das erwachende Nationalbewußtseyn der Hindus, aber abgesehen davon, daß sie alsdann auch von dem Gefühle durchdrungen seyn dürften, daß sie mit der Quelle ihrer neuen Civilisation, mit Europa, nothwendig in freundlichem Veekehr bleiben müssen, wenn diese nicht eben so wieder unteegehen soll, wie ihee alte, die jetzt nur noch in ihren sanskritanischen Urkunden vorhanden ist, weiß auch das berechnende England, welches jetzt schon die Hindus nicht sowohl regiert als beherrscht, daß ein Land, mit dem es einmal in so enger Berüheung gestanden, selbst wenn es von seiner Herrschaft sich emancipirt, mit ihm durch unzählige Fäden in Verbindung bleibt und durch Reichthum und Gesittung des Mutterlandes Macht in geößerem Maße vermehren kann, als eine völlig unterworfene, abee arme Kolonie. Das Beispiel der Veeeinigten Staaten hat dies zur Genüge dargethan. Darum thut aber auch England, das die Möglichkeit einer deeeinstigen Emancipation Ostindiens durch innere Eestarkung keineswegs verkennt, Nichts, was diese Erstarkung hindern oder aufhalten könnte. Dee Vortrag des Herrn v. Oriolla, der schließlich auch noch gegen die von dee Bombay-Times und anderen ostindischen Blättern eehobenen Beschuldigungen der Plünderungssucht der englischen Teuppen untee Sir Charles Napier mit großer Wärme auftrat, fesselte von Anfang bis zu Ende und verdient, durch den Druck auch einem größeren Publikum bekannt zu werden.

Schließlich haben wir auch noch des Vorteages zu gedenken, den in derselben Sitzung Hece Schayer gehalten, welchen ein längeeer Aufenthalt in Vandiemensland, wo er zuerst deutsche Schafzucht eingeführt, mit den Zuständen des fünften Welttheils vertraut gemacht. Herr Schayer sprach übee die schwarzen Eingebornen Australiens, übee die sogenannten Papuas, und über die Ursachen, die dem allmäligen Verschwinden dieses Volksstammes von der Erde zum Grunde liegen. Der Vortragende ging von der Ansicht aus, daß dieses Verschwinden nicht, wie das vielee kupferfarbigen Indianer in Amerika, der Berührung mit der europäischen Einwanderung, dem europäischen Schwert und dem europäischen Branntwein, zuzuschreiben sey, und suchte dafür einige allerdings damit übereinstimmende Zeugnisse älterer Schriftsteller beizubringen, die bereits mit den ersten Engländern untee Cap. Arthur Philipp (1788) nach Neuholland gekommen waren, und die keinen Zweifel darüber lassen, daß schon damals die Bevölkerung der Eingebornen in progressiver Abnahme sich befand, ohne daß sie zu irgend einer Zeit von den Europäern feindlich angegriffen und in Schlachten decimirt wurden. Die Charakteristik, die Herr Schayer von diesen Eingebornen entworfen, war vortrefflich, doch hätten wir gewünscht, der Verf. hätte auch mit einigen Worten des Rassenveehältnisses dieser armseligen Menschen gedacht, das über die traurige Stellung, die sie in der Welt der mit Vernunft begabten Geschöpfe einnehmen, den besten Aufschluß zu geben vermag. Die Papuas werden nämlich auch vermöge ihrer Schädelbildung als eine Bastardrasse der Malayen und der Neger angesehen, von denen sie physisch sowohl als moralisch nur die häßlichen Seiten geerbt haben. Sie verbinden mit dem Haupthaar der Malayen die Hautfarbe der Aethiopier, mit dem Diebesraffinement jener Inselbewohner die viehischen Gelüste der sonnenverbrannten Bewohner der afrikanischen Wüsten, ohne doch auch die geistige Gewandtheit der Einen und die Körperkraft der Anderen zu besitzen, welche jene zu den trefflichsten Seefahreen des ostindischen Archipelagus und diese zu den unentbehrlichsten Anbauern der westindischen Plantagen macht. Die Papuas sind die unförmlichsten, abschreckendsten Menschen auf der Welt, die, wie alle Bastarde, nicht dazu bestimmt scheinen, ihre Rasse fortzupflanzen und mit ihrer Fortpflanzung zugleich zu veredeln.

— Die Stellung der Armeen im Frieden. Ein von der Wichtigkeit seines Standes durchdrungener Militair, Geaf Max Caccia, hat es unternommen, in einer kürzlich erschienenen französischen Schrift (Des vertus militaires et du mérite de la carrière des armes en temps de paix) die Bedeutung des Soldaten in Friedenszeiten auseinanderzusetzen. Er begnügt sich nicht, darauf hinzuweisen, wie unentbehrlich bei den gegenwärtigen Verhältnissen die Trupen bleiben, und wie dee alte Grundsatz: si pacem vis, para bellum, noch immer seine Geltung findet, sondern er stellt sich auf einen ganz eigenthümlichen Standpunkt, indem er sein Thema viel höher faßt. Seine Arbeit ist eigentlich eine Abhandlung, welche ihren meisten Punkten nach in das Gebiet der praktischen Moral gehört. Der Verfasser sucht nachzuweisen, wie der Soldat selbst in Friedenszeiten keineswegs die Vernachlässigung verdient, unter der er meistens zu leiden hat. Es wird von ihm nachgewiesen, wie groß die Opfer sind, welche er dieser Stellung beingen muß, und wie oft dee Militaie zu Zeiten, wo die Waffen ruhen, eines viel höheren Muthes, einer viel hingebenderen Resignation bedarf, als in den Gefahren des Kriegslebens. Dies ist die eigentliche Prüfungszeit des Charakters; die glänzenden Vortheile, das schnelle Avancement, Ruhm und Lorbeer, welche auf dee kriegerischen Laufbahn reizen können, treten hier zurück, und das Leben des Friedenssoldaten eescheint, wie man es oft genannt hat, als „ein glänzendes Elend." Der Verfassee ist hiee in seinen Anforderungen, welche er, was Disziplin und Gehorsam betrifft, an den Soldaten macht, so streng, daß er bei manchen modeenen Theoretikern, die auch dem Krieger die sogenannten Menschenrechte ungeschmälert erhalten wissen wollen, schwerlich Anklang finden wird. Er verlangt die unbedingteste Hingebung und eäumt dem Militaie in politischen Angelegenheiten keine selbständige Meinung ein. Grundsätze, wie die, daß der Krieger durchaus keine andere Mission als die Vertheidigung dee gesetzmäßigen Regierung habe, können indessen in Frankreich gewiß auf zahlreichen Widerspruch rechnen. Dee Veefasser knüpft hieran gewisseemaßen eine ganze Pflichtenlehee füe Soldaten an und durchläuft die lange Reihe von Tugenden, die dee Militair in Friedenszeiten zu üben Gelegenheit hat. Die Grundsätze, welche hiee aufgestellt und mehr odee weniger ausführlich entwickelt werden, sind, wenn auch nicht immer neu, doch stets bedeutungsvoll, gutgemeint, anregend und lehren uns in ihrem Verfasser einen Mann von tüchtiger Gesinnung kennen.

G. F. G.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 5. Berlin, Dienstag den 12. Januar 1847.

China.

Das Christenthum in China.

Wenn das Mittelalter mit Feuer und Schwert bekehrte, wenn die Beredtsamkeit seiner Apostel ihren eigentlichen Nachdruck durch die Furcht, welche sie zu erregen wußten, erhielt, so ist das Missionswesen der neueren Zeit natürlich auf ganz andere Mittel angewiesen. Mit den Thaten der Spanier und Portugiesen in Mejiko und Peru hat das Bekehrungswesen im barbarischen, aber großen Stile des Mittelalters sein Ende genommen, und den massenhaften Resultaten jener Zeiten haben unsere Tage nur einen kümmerlichen Gewinn entgegenzusetzen. Vielleicht dürfte man sagen, daß dieser Gewinn, wie kümmerlich immer er erscheine und wie sehr er an Extensität den früheren Resultaten nachstehe, dennoch diese an Intensität überrage; mit Einem Worte: daß das Mittelalter nur den Formen des Christenthums, die neuere Zeit dagegen dem Wesen desselben Anhänger gewonnen. Es mag sich so verhalten, denn es wäre in der That schlimm, wenn es nicht so wäre, wenn es nicht wenigstens — denn auch an blos äußerlichen Bekehrungen ist heute so wenig, als sonst, ein Mangel — hier und dort sich also verhielte.

Worin aber das Missionswesen der neuesten Zeit dem des Mittelalters vollständig gleich geblieben, das ist die Verbindung des eigentlichen Bekehrungsgeschäftes mit sonstigen Zwecken und Absichten, eine Verbindung, welche für die propagirende Thätigkeit nicht immer ersprießlich gewesen ist. Wenn das Mittelalter seine Bekehrungen mit militairischen Absichten, mit Eroberungszwecken in Verbindung brachte, so ist es gegenwärtig der Handel und die Wissenschaft, mit denen das Missionswesen sich vergesellschaftet.

Wie besonders die Medizin zu einem solchen Zwecke sich eignet, läßt sich begreifen und ist namentlich den Engländern und Amerikanern nicht entgangen, die fast allen ihren Missionen jenen, überdies dem Nützlichkeitstriebe unserer Zeit entsprechenden ärztlichen Charakter aufgedrückt haben. Ueber die Fortschritte, welche sie dieser Verbindung der Missions- mit der ärztlichen Thätigkeit in China verdanken, giebt ein in der Revue Nouvelle vom 1. November v. J. enthaltener Artikel Aufschlüsse. Es rührt dieser Artikel von einem Doktor Yvan her, der, seiner Unterschrift nach, Mitglied der (franz.) Mission in China ist. Der ganze Aufsatz ist mit Mäßigung, Kenntniß der Verhältnisse und Billigkeit gegen die protestantischen Missionairs geschrieben, so daß wir unseren Lesern nicht mißfällig zu werden fürchten, wenn wir hier einige Auszüge aus dem Artikel des Herrn Yvan folgen lassen.

Erstes Auftreten christlicher Missionarien in China.

Es war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als die ersten katholischen Missionaire an den Küsten des himmlischen Reiches auftraten. Die Portugiesen hatten so eben die Erlaubniß, sich in Macao niederzulassen, erhalten, und dieser Umstand war es, welcher die Jesuiten herbeilockte. Mit ihrer gewohnten Umsicht handelnd, wußten sie nicht allein die chinesischen Behörden zu gewinnen, sondern sich auch bei der mißtrauischen, den Fremden abgeneigten Bevölkerung geltend zu machen. Man kennt ihre Erfolge, die endlich so weit gingen, daß sie vor den Thron des Kaisers gelassen wurden und einen Einfluß gewannen, der eine Zeit lang unerschütterlich schien. Allein sie geriethen in Hader mit anderen Orden, die ihnen nach China gefolgt waren, und diese Streitigkeiten, namentlich die mit den Dominikanern, waren von traurigen Folgen für die Väter der Gesellschaft Jesu. Der Papst entschied gegen sie und verbot ihnen, fernerhin Mitglieder des Ordens nach China zu senden. Dies schon erschütterte ihre Macht daselbst. Anderentheils dienten Zänkereien zwischen Priestern desselben Glaubens nicht eben dazu, die Chinesen in günstiger Stimmung zu erhalten, die vielmehr mißtrauisch wurden und den Argwohn schöpften, daß es den Missionarien um nichts Anderes zu thun sey, als sich der Regierungsgewalt zu bemächtigen. Von diesem Augenblick an war die Vertreibung der katholischen Priester beschlossene Sache. Schon unter Yong-Tsching's Regierung verfolgt, wurden sie unter Kia-King und dem gegenwärtig herrschenden Kaiser fast sämmtlich vertrieben. Aber — meint Dr. Yvan — die Jesuiten haben dennoch unvergängliche Spuren ihrer vorübergehenden Wirksamkeit zurückgelassen. Mathematische und astronomische Bücher, die Erbauung eines Observatoriums, eine Kanonengießerei und noch viele andere Etablissements — dies Alles hat China, welches sie andererseits zuerst in Europa bekannter machten, ihnen zu verdanken. Ihre Gegner haben nichts gethan, wenn man die Bekehrung einiger Neophyten ausnimmt.

Auftreten protestantischer Missionarien.

Der Schiffbruch, welchen die katholische Kirche erlitten, mußte die in jenen Gegenden Handel treibenden protestantischen Völker bestimmen, ihre Prediger an die Stelle der katholischen Priester treten zu lassen. Dennoch erschien erst im J. 1807 der erste protestantische Missionair in Canton. Es war dieses der Dr. Morrison, und er hatte eine geraume Zeit hindurch keinen anderen Mitarbeiter, als Herrn William Milne. Morrison selbst, zu sehr Gelehrter, um sich ungetheilt dem Bekehrungsgeschäft hinzugeben, widmete sich mehr wissenschaftlichen Arbeiten, als der Ausbreitung seines Glaubens. Während der dreißig Jahre, welche er in China zubrachte, verfaßte er ein englisch-chinesisches Wörterbuch, eine Anzahl englisch-chinesischer Dialoge, deren chinesischer Theil im Dialekt von Canton geschrieben ist, endlich eine Uebersetzung der Bibel. Das hieß zwar seinen Nachfolgern den Weg bahnen, nicht aber sich selbst einer apostolischen Wirksamkeit widmen. Um die Aufgabe, die er sich gestellt, vollständig zu lösen, stiftete Morrison ein anglo-chinesisches Kollegium, das hauptsächlich das Studium der englischen und chinesischen Literatur, nebenbei die Verbreitung des Christenthums fördern sollte. Diese späterhin nach Penang verpflanzte Anstalt hat sich nicht über den ursprünglichen Plan ihres Stifters hinaus entwickelt; sie bildete nur eine geringe Anzahl von Zöglingen aus, und unter diesen befanden sich fast nur Abkömmlinge ausgewanderter Chinesen, nicht aber Einwohner der chinesischen Küsten-Provinzen. So beschränkte sich denn die religiöse Wirksamkeit des Instituts fast gänzlich auf die Veröffentlichung einiger Schriften, die, da das lebendige Wort nicht hinzutrat, von keinem bedeutenden Einfluß seyn konnten. Es war die Londoner Missions-Gesellschaft, die von 1807—1826 für alle Bedürfnisse des Protestantismus in China sorgte, allein die von ihr ausgesendeten Apostel, durch Familienpflichten in Canton und Macao zurückgehalten, drangen nie in das Innere des Reiches ein. Ein protestantischer Missionair ist in der Regel mit einer zu großen Bagage belastet, um sich auf jenen kleinen Krieg einlassen zu können, den der Katholizismus seit drei Jahrhunderten gegen den chinesischen Aberglauben führt.

Gützlaff.

Der Einzige unter den protestantischen Missionarien, welcher in dieser Epoche — nicht zwar sich in das Innere des Reiches wagte — aber doch nordwärts längs der Küste vordrang, war Gützlaff, damals Agent der niederländischen Missions-Gesellschaft und gegenwärtig Dolmetscher der englischen Regierung in Hong-Kong. Gützlaff, den die Natur mit einer ganz chinesischen Physiognomie ausgestattet, machte sich mit einer Anzahl Bibeln und einem Waarenballen auf den Weg. Er spricht, nach Aussage der Sinologen, den Dialekt von Canton und die Mandarinensprache vortrefflich. So ausgerüstet, stellte er sich, in chinesischer Kleidung, den Eingebornen dar, die in ihm einen Landsmann zu begrüßen glaubten. Doch beschränkte sich Gützlaff's Propaganda auf die Vertheilung seiner Bibeln, und er berechnete die Anzahl seiner Bekehrungen nach der Anzahl von Exemplaren der heil. Schrift, die es ihm an den Mann zu bringen gelungen war. Er bemerkte bei dieser seiner Bibelvertheilung, daß Exemplare in rothem Einband die geeignetsten waren, den Glauben der Chinesen zu erwecken; wenn man dieses anders daraus, daß roth eingebundene Bibeln bei jeder Austheilung am lebhaftesten begehrt wurden, mit Herrn Dr. Yvan schließen darf. Gützlaff hat eine interessante Beschreibung seiner Reise herausgegeben, die leider nicht ganz frei von Uebertreibungen ist, so daß sich ein Urtheil über den Erfolg von Gützlaff's Wirken kaum fällen läßt.

Aerztliche Missionarien.

Trotz der Begründung eines Kollegiums in Malacca, trotz der Anstrengungen der in Canton und Macao angesiedelten Missionarien und Gützlaff's Versuchen, blieben die Eingebornen gleichgültig bei allen Bestrebungen der protestantischen Mission. Unter diesen Umständen gerieth Herr Colledge, Wundarzt bei der englischen Faktorei, auf den Gedanken, den Eingebornen die Hülfe seiner Kunst unentgeltlich anzubieten und eine Klinik in Macao zu gründen, der er den Namen eines augenärztlichen Hospitals gab. Der Versuch glückte vollkommen, die Kranken strömten zu Herrn Colledge's Klinik, und einige geglückte Kuren verbreiteten den Ruf des Stifters. Eine Subscription, die er zur Unterstützung seiner Anstalt bei den europäischen Residenten eröffnete, warf ihm in dem Zeitraum von 1827 — wo er seine Klinik gründete — bis zum J. 1842 eine Einnahme ab, die bis auf 50,000 Franken jährlich gestiegen ist. Herr Colledge fand mit seiner Anstalt schnell Nachahmer, besonders verfolgte Nord-Amerika den von

dem britischen Arzte eingeschlagenen Weg, die Arzneikunde als Vehikel der Glaubens-Propaganda zu benutzen.

Nordamerikanische Missionarien.

Unter den von den nordamerikanischen Missionsgesellschaften ausgesendeten Männern verdient vor allen Dr. Bridgman erwähnt zu werden. Denn ohne Zweifel ist er es, der für das Studium der chinesischen Sprache, namentlich für das Verständniß des Dialekts von Canton, das Bedeutendste geleistet hat. Außerdem ist er Hauptredacteur des Chinese Repository (chinesischen Repertoriums), einer Zeitschrift, die einen um so größeren Erfolg zu erwarten hat, je mehr sich von allen Seiten die Blicke der Welt nach dem himmlischen Reiche zu richten beginnen. Die Amerikaner betreiben das Bekehrungsgeschäft durchaus praktisch, und man darf behaupten, daß unter allen denjenigen, die sich einem ernstlichen Studium China's oder der Verbreitung des Christenthums widmen, die einflußreichsten jener Nation angehören. Die Engländer haben keinen Namen aufzuweisen, welcher die Vergleichung mit Namen wie Will Williams, Bridgman, Lockhardt, Parker aushielte, es müßte denn allenfalls Herr Thom seyn, der gelehrte und geistreiche Konsul in Ning-po. Eine Bemerkung, die wir bei dieser Gelegenheit nicht unterdrücken können, ist diese, daß, obgleich kein anderes Land so ausgezeichnete Sinologen, als Frankreich, besitzt, es dennoch in China keinen einzigen Franzosen giebt, der sich damit beschäftigte, das praktische Studium der chinesischen Sprache zu erleichtern, ja, daß sogar die französischen Konsulate genöthigt sind, für ihre Geschäfte die Dienste portugiesischer Dolmetscher in Anspruch zu nehmen.

Bridgman ist eher ein Mann des Studiums, als ein praktischer Arzt; er überläßt das Bekehrungsgeschäft daher auch Anderen, und die ärztliche Stellung, welche er einnehmen könnte, ist Herrn Parker anheimgefallen. Freilich hat er durch seine zahlreichen Schriften größere Dienste geleistet, als es geschehen seyn möchte, wenn er sich ausschließlich dem Missionswesen oder der Medizin gewidmet hätte — Beschäftigungen, die mit seiner friedsamen, forschenden Natur im Widerspruch stehen.

Medical society.

Bis zum J. 1838 wurden die ärztlichen Missionaire von den verschiedenen Missionsgesellschaften in England und den Vereinigten Staaten besoldet. Im J. 1838 jedoch bildete sich unter dem Namen „Medical society" eine anglo-amerikanische Gesellschaft, deren Zweck es ist, für die Bedürfnisse der Apostel der Wissenschaft und der Religion Sorge zu tragen. Diese Gesellschaft, deren Thätigkeit von zwei Centralpunkten aus — dem einen in England, dem anderen in Nord-Amerika — geleitet wird, beschäftigt sich ausschließlich mit Anstellung und Ausrüstung der zahlreichen Missionaire, über welche sie verfügt. Einige derselben sind zugleich Prediger und Aerzte, andere nur letzteres. Allein alle verpflichten sich, nach allen ihren Kräften für Ausbreitung des Christenthums zu wirken. Die Gesellschaft verlangt von ihren Mandataren nur Eifer, ohne sich darum zu bekümmern, zu welcher speziellen protestantischen Kirchengemeinschaft sie gehören. Man trifft daher unter den Missionarien der Gesellschaft Methodisten, Presbyterianer, Anabaptisten, Anglikaner u. s. w. an, ja zuweilen stimmen selbst Mann und Frau nicht in allen Punkten ihres Glaubensbekenntnisses überein.

Vereinzelte Missionarien.

Die Missionsthätigkeit ist jedoch keineswegs auf das Wirken der Medical society und der Missionsgesellschaften beschränkt. Unabhängig von ihnen, geben Industrielle, Kaufleute u. s. w., die ihre Angelegenheiten, Weiber, die ihre Familien plötzlich im Stich lassen, sich einzeln mit dem Bekehrungsgeschäfte ab. Der Reichthum, die Entwickelung der Industrie, weit entfernt, den Trieb des Proselytismus zu ersticken, scheinen ihm vielmehr Nahrung zu geben.

Verhältnisse seit dem anglo-chinesischen Krieg.

Seit dem Kriege der Engländer gegen die Chinesen sind in allen den Ersteren eröffneten Häfen des Landes Repräsentanten der Medical society eingetroffen. Dagegen hält die Gesellschaft in Macao — welches als eine europäische Kolonie betrachtet wird — keinen Mandatar mehr; Macao ist gegenwärtig nur eine Station auf dem Wege zu den neu eröffneten Häfen. Die bedeutendsten Stellvertreter der Gesellschaft sind: in Canton Herr Parker, der als das geistliche Haupt der in China operirenden ärztlichen Phalanx betrachtet werden kann, und Herr Bridgman; in Amoy der Doktor Cumin; in Ning-po die Doktoren Macgatone und Mac-Carthy; in Schang-hay der Doktor Lockhart. Durch sein Verhältniß zur Gesellschaft sowohl, als durch seine individuelle Begabung, nimmt Herr Parker eine Stellung ein, wie sie ihm mehr als Ein europäischer Arzt beneiden könnte. Er besitzt ein großes, schönes Haus, welches ihm zugleich als Krankenanstalt dient, eine mit allen europäischen Erzeugnissen reichlich versehene Apotheke, eine bequeme Wohnung in der amerikanischen Faktorei und zu allem diesem eine schöne Frau, die an dem Proselytismus ihres Gatten mit allem Feuer, dessen eine junge hübsche Puritanerin fähig ist, theilnimmt. Die Zahl der Kranken, welche das Parkersche Krankenhaus besuchen, ist sehr bedeutend. Der Zudrang ist so groß, daß sie in der Vorhalle empfangen werden müssen, woselbst sie nach der Reihe untersucht werden. Ist eine Operation nothwendig, so erhält der Patient eine Karte, auf welcher der Tag vermerkt ist, an dem er sich von neuem einzustellen hat. Erheischt der Fall eine augenblickliche Behandlung, so wird ihm in einem anstoßenden Gemach sogleich die erforderliche Hülfe zu Theil. Doch wartet Herr Parker nur den geringeren Theil seiner Kranken in der Anstalt ab, er zieht es vor, sie in den verschiedenen Quartieren der Stadt, welche sie bewohnen, zu besuchen. Es ist dies ein Mittel, sich seine Popularität zu bewahren und sich bei den unteren Klassen bekannt zu machen, die, obwohl im Allgemeinen den Fremden feindlich gesinnt, doch, in Betracht der täglichen Dienste, die er ihnen leistet, Herrn Parker liebgewonnen haben. Nur Männer und Frauen des niedrigsten Standes begeben sich in die Anstalt, und es ereignet sich blos in langen Intervallen, daß einmal ein Mandarin eines unteren Grades oder ein reicher Kaufmann erscheint. Zuweilen wird Herr Parker von höheren Mandarinen in die tatarische Stadt berufen, die außer ihm noch kein Fremder betreten hat. (Schluß folgt.)

England.

Der Eisenbahn-Alp.

(Schluß.)

Es entstand eine augenblickliche Pause. Keiner von uns Dreien bewegte sich. Dann bemerkte ich, daß Jeffries die Hand nach einem schweren Hammer ausstreckte, der nicht weit von ihm lag. Die Blicke des Wahnsinnigen schweiften von Einem zum Anderen; eben wollte Jener den Hammer fassen, als Westhorpe sich mit wüthendem Geschrei auf ihn stürzte — er hatte seine Absicht errathen.

„Das wolltest Du also?" knirschte der Rasende. „Versuch' es nur." Und er schlang seine Arme um den Unglücklichen, der sich krampfhaft, aber fruchtlos gegen ihn sträubte.

„Hülfe!" schrie er, „Hülfe, um Gott des Allmächtigen willen!"

Aber ich war starr vor Schrecken. Mit übermenschlicher Kraft riß Westhorpe den Bejammernswerthen empor und schwang ihn unter tollem Gelächter wie ein Kind in seinen Armen.

„Hülfe, Hülfe!" flehte Jeffries. „O, meine Frau, meine Kinder!"

Es waren seine letzten Worte. „Geh' heim zu ihr!" brüllte Westhorpe mit einem neuen teuflischen Gelächter, indem er sein zuckendes Schlachtopfer hoch in die Luft schleuderte. Noch ein Augenblick, und ich hörte den dumpfen, krachenden Ton, wie der Körper auf dem steinigen Boden in Stücke zerschellte. Dann wandte sich der Mörder plötzlich gegen mich. „Toll!" schrie er mit gewaltiger Stimme, „nun gut, ich bin es! Toll! toll!" — Er faßte mich am Kragen — hülflos wie ein Säugling krümmte ich mich unter seiner ehernen Faust. „Toll!" wiederholte er. „Ja! ich suchte lange, es niederzuhalten — O! ich sträubte mich — ich kämpfte dagegen an. Und ich sprach zu mir selbst: ich bin es nicht, obwohl ich es recht gut wußte — aber jetzt! jetzt fühl' ich, welche Lust ein Wahnsinniger genießt. Ha, ha, ha! Wer möchte bei Vernunft seyn, wenn er die Freuden des Wahnsinns kannte!"

Er stieß mich mit diesen Worten von sich, und ich schwankte in einen Winkel vor dem Dampfkessel zurück, ohne ein Wort aussprechen zu können. Der Paroxysmus schien auf einen Augenblick nachzulassen, und er murmelte nur noch etwas vor sich hin; dann griff er plötzlich zur Schaufel und begann, das Feuer anzuschüren. Ein Schauer des Entsetzens durchbebte mich; wir fuhren jetzt mit einer Schnelligkeit, wogegen alles Frühere Kinderspiel war. Ich suchte mich zu fassen und meinem Schicksal ruhig entgegenzusehen. Wenn die Lokomotive nicht aus den Schienen gerieth, so war es augenscheinlich, daß wir bald an das Ziel kommen mußten, das uns mit einem Schlag zerschmettern und in Staub verwandeln würde.

Von neuem faßte mich der Wahnsinnige, zog mich an sich und blickte mir starr ins Gesicht. Der unheimliche Glanz in seinen funkelnden, mit Blut durchschossenen Augen, die Todtenblässe seiner gräßlich verzerrten Züge erfüllte mich mit Grauen. Endlich sprach er langsam, ja gleichgültig: „So rasch als wir ist nie ein Sterblicher geflogen, seitdem diese Welt auf ihren Angeln ruht." Er hielt inne, und das unerträgliche Schaukeln der Maschine, nebst dem blitzschnellen Spiel des rasselnden Triebwerkes, gab seinen Worten die fürchterlichste Bestätigung. „Auf wie hoch schätzen Sie jetzt unsere Geschwindigkeit?" fragte er, noch immer, wie es schien, mit vollkommener Ruhe.

„Auf nicht viel weniger als hundert Meilen die Stunde", keuchte ich.

„Volle hundert Meilen", versetzte er. „Glauben Sie wohl, daß Geister so schnell fliegen?"

Nie werde ich den Grabeston vergessen, mit welchem er diese Frage an mich richtete. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, heftete er einen langen Blick auf das lodernde und sprühende Feuer, sprang dann wüthend auf, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn und zog eine kleine Glasphiole aus der Tasche, die er mit abgewandtem Gesicht mir hinreichte. „Lesen Sie das Etikett", sagte er mit erstickter Stimme. Ich gehorchte. „Blausäure! Gift!" war die Aufschrift.

Er fuhr zusammen, als ob er einen Dolchstoß bekommen hätte. „Ich hab' es ihr nicht gegeben!" schrie er, „sie nahm es freiwillig. Aber vor Gott bin ich ihr Mörder, obgleich ich ihr das Gift nicht reichte. Ich habe das einzige Weib gemordet, welches ich je lieben konnte. O Mary, Mary! Aber Du bist gerächt — Du hast mich nie seitdem verlassen — Du schwebtest bei Nacht über meinem Lager — Du wandeltest bei Tage an meiner Seite — Du faßest mit Deiner Geisterhand in der meinigen, als ich den nagenden Wurm im Busen durch Wein zu betäuben suchte — selbst auf dem Dampfwagen fuhrest Du neben mir! Immer, überall hab' ich Dich gesehen. Ha, ha! Ich seh' Dich jetzt — Du folgst uns — folgst uns durch die Nacht — aber Du sollst uns nicht erreichen! Nein nein!"

Und der Wahnsinnige sprang auf und warf sich mit fürchterlichem Geheul auf das Triebwerk, dessen Räder er hin- und herriß, als ob er die Sturmes-Eile ihrer Bewegungen noch vermehren wollte. Völlig eingeschüchtert, drückte

ich mich in eine Ecke. In diesem Augenblick flogen wir in einen Tunnel. Der Schimmer von der Laterne und dem halb geöffneten Heerde flackerte auf dem gewölbten Dach, als wir den finsteren Gang durchschossen, und zeigte mir Westhorpe, der sich mit zuckenden Gliedern und krampfhaft verzerrtem Antlitz an die Maschine klammerte. Noch eine Sekunde, und wir befanden uns wieder unter freiem Himmel. Der entscheidende Moment war da; jetzt oder nie mußte ich ihn benutzen. Vor uns glimmerten die Lichter von Derby. Sie waren noch Meilen — viele Meilen entfernt, aber bei unserer gegenwärtigen Schnelligkeit hätten einige Minuten genügt, um uns an den Mauern der Station zu zerschmettern. Westhorpe kauerte in scheinbarer Besinnungslosigkeit auf dem Boden — ich war hinlänglich mit dem Mechanismus der Lokomotiven vertraut, um nöthigenfalls den Dampf ablassen zu können, und indem ich einen Hebel zurückzog, gelang es mir, das rasende Element zu beschwichtigen.

Die Räder hatten noch nicht eine einzige Schwingung vollbracht, als Westhorpe sich instinktmäßig aufrichtete und, ein wüthendes Gebrüll ausstoßend, mich von der Maschinerie fortschleppte. Mit einer Hand faßte er mich bei der Gurgel — ich krümmte mich unter dem Druck seiner eisernen Muskeln, während er mit der anderen den Hebel ergriff, und ich fühlte, daß er den Dampf wieder einließ. Ein schwaches Stöhnen entfuhr mir. Er ließ meine Gurgel los und zog mich an den Schultern zu sich. Ich strengte meine letzte Kraft an, um ihm Widerstand zu leisten. Indem ich meinen Schenkel um die seinigen schlang, gelang es mir, ihn rückwärts niederzuwerfen; er fiel mit donnerndem Gepolter theils auf den Boden der Lokomotive und theils auf eine Kiste, zum Aufbewahren von Utensilien und Instrumenten mancherlei Art bestimmt, die bei Unglücksfällen gebraucht werden. Der Vortheil war jedoch nur einen Augenblick auf meiner Seite; ich fühlte ihn mit titanengleicher Stärke sich unter mir aufrichten — mit einem Sprung war er auf den Beinen und hielt mich, mein ohnmächtiges Sträuben verlachend, in seinen Armen fest.

„So folge nun dem Anderen!" donnerte er.

Meine Muskeln zogen sich unwillkürlich zusammen — mir war, als ob ich zu einem Ball einschrumpfte, während er sich anschickte, mich von dem hohen Damm hinabzuwerfen, den wir so eben entlang schossen. Mit einem Mal kreischte er auf: „Ha! Da sind die Lichter von Derby! Die Stationslichter! Das grüne Signal zum Anhalten! Halten! Ha, ha, ha! Zur Hölle mit der Station! Quer durch wollen wir gehen! Durch! Durch Mauern, Häuser, Straßen — Alles soll vor uns nieder! Ha, ha, ha!"

Der Athem verging mir; noch immer umstrickten mich seine Arme mit ihrer gewaltigen Kraft. Es ward mir schwindelnd vor den Augen; blaue und gelbe Funken schienen mein Gehirn zu entzünden; die Viertel-Meilensteine schienen einer auf den anderen zu fallen; das Schwanken der Maschine ward immer stärker — sie schaukelte, krachte und stürzte brausend den Abhang hinunter, der nach der Station führt. Ich sah das Glimmern der Lichter in den Außengebäuden des Bahnhofs; ich hörte das jauchzende Gekreisch des Wahnsinnigen, mit dem Schreien, Pfeifen und Glockengeläut vermischt, das von allen Seiten ertönte; ich sah die dunklen Reihen der Waggons; ich sah den Schimmer der hell erleuchteten Station; ich sah die wogenden Gruppen auf dem Perron; ich sah Pfeiler, Lampen, Maschinen — Alles in einer verwirrten, formlosen Masse! Und immer lauter schallte das Gelächter des Wahnsinnigen; mit einem Angstruf, der die ganze Natur in ein wildes, grausiges Todtengeheul zu verwandeln schien, flogen wir weiter — weiter — weiter —

. . . .

„Nun, meine Herren, Ihre Billets, wenn's gefällig ist! Die Station zu Derby, meine Herren! Zehn Minuten Aufenthalt!

Ich fuhr mit einem Stoßseufzer in die Höhe.

„Heda! was fehlt Dir? Du hast schon seit einer halben Stunde im Schlafe gestöhnt und gewimmert."

„Westhorpe! Westhorpe!" lallte ich.

„Er schläft noch immer! Was Teufel willst Du denn mit Deinem Westhorpe? Wach' auf, Freund! wir wollen ein Glas Porter und ein Butterbrod nehmen."

Ich sank auf meinen Sitz zurück. „Es war also ein Traum?" flüsterte ich.

„Ja wohl! es war der Eisenbahn-Alp. Hab' ich Dich nicht vor dem Beefsteak-Pie in Leeds gewarnt? Aber was hat Dir denn geträumt? Gewiß von Deinen Courierreisen — nicht wahr?"

„Ganz recht! Gott sey Dank, daß es nur ein Traum — ein böser Traum war; aber nie werde ich den Eisenbahn-Alp vergessen."

Frankreich.

Eine Rechenstunde in Neuilly. *)

Lehrer. Nun, mein Prinz, nehmen Sie gefälligst Ihr Rechenbuch.

Kind. Ach, was! laß mich mit Deinen Zahlen zufrieden!

Lehrer. Erlauben Sie, mein Prinz, die Wissenschaft der Zahlen ist wichtiger, als Hoheit denken.

*) Die Mode, bekanntlich ein sehr pikantes, aber streng legitimistisches Blatt der Pariser eleganten Welt, bringt unter dem Titel „Les leçons de Neuilly ou l'enfant terrible" (das letzte, mit Anspielung auf eine bekannte Karikatur „les enfans terribles") eine Reihe satirischer Artikel über den Unterricht, den der kleine Graf von Paris erhält. Wir theilen hier den jüngsten und von denen, die uns zu Gesicht gekommen sind, interessantesten mit. Uebrigens haben diese Artikel außer ihren boshaften und satirischen Beziehungen etwas, was den Franzosen sonst in der Regel abgeht, nämlich Humor.

Kind. Und wozu dient sie, Trognon?

Lehrer. Wenn Sie groß sind, Monseigneur, werden Sie es einsehen; Sie werden dann erfahren, wie vortheilhaft es in der Welt ist, gut rechnen zu können.

Kind. O, wenn ich groß bin, dann werd' ich ja König seyn!

Lehrer. Desto mehr Grund, das Rechnen zu lernen.

Kind. Wirklich? .... Trognon, müssen die Könige auch rechnen?

Lehrer. Gewiß, Hoheit, und noch weit besser als einfache Privatleute.

Kind. Rechnet Großpapa gut?

Lehrer. Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, nicht daran zu zweifeln.

Kind. Es ist wahr, ich dachte nicht daran; da er in seiner Jugend Lehrer gewesen ist, so muß er es wohl können.

Lehrer. Das zeigt Ihnen, mein Prinz, wie die Fähigkeiten, die man bei Zeiten zu erlangen strebt, früher oder später nützlich werden können.

Kind. Es scheint in der That, daß das Rechnen meinem Großpapa keine schlechten Dienste geleistet hat! Aber — das ist ganz gleich, ich habe einmal durchaus keine Lust zum Rechnen.

Lehrer. Hoheit, Sie haben Unrecht; es ist ein sehr angenehmer Zeitvertreib .... fragen Sie nur Herrn Montalivet. Und nun, mein Prinz, ein wenig Muth, und dann sagen Sie mir gefälligst, wie viel ist zwei mal zwei?

Kind. Sechs, Trognon.

Lehrer. O, o! Wenn Ihr Großpapa das hörte! Wie kann man so rechnen!

Kind. Du langweilst mich, Trognon; was brauch' ich zu rechnen?

Lehrer. Bitte tausendmal um Verzeihung, Monseigneur; ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, daß es das nothwendigste Erforderniß eines Fürsten ist, welcher die Ordnung liebt ....

Kind. Die öffentliche? ....

Lehrer. Und seine eigene .... In der That, ein Fürst, der mit seinem Privatvermögen gut haushält, thut es auch mit dem seines Volkes.

Kind. Glaubst Du, Trognon?

Lehrer. Das ist so gewiß, wie der achtunddreißigste Satz des Euklid.

Kind. Je besser also Herr Montalivet mit Großpapa's Gelde wirthschaftet, desto besser stände es nach Deiner Rechnung um die Taschen des französischen Volkes?

Lehrer. Offenbar .... auch muß man dem Herrn Grafen nachsagen, daß er als ein treuer Verwalter, der vor Allem auf das Beste des Landes bedacht ist, die erlauchte Kasse Ihres Großpapa's aufs trefflichste berücksichtigt.

Kind. Deshalb vermindert man auch mit jedem Jahre die Abgaben; nicht wahr, Trognon?

Lehrer. Wie Sie sagen, mein Prinz .... Das Budget beläuft sich heute Alles in Allem auf sechzehnhundert Millionen.

Kind. Ach!? .... Und sonst, unter der Restauration, wie hoch belief es sich da?

Lehrer. Auf tausend Millionen; nicht weniger, mein Prinz!

Kind. Pfui! das war viel weniger!

Lehrer. Aber bedenken Sie doch! .... was wollen Sie! — Frankreich hatte noch nie das Glück, sich einer wohlfeilen Verwaltung zu erfreuen.

Kind. Das sieht man wohl .... und wie groß ist denn der Unterschied, Trognon?

Lehrer. Rechnen Sie doch, Hoheit; subtrahiren Sie ....

Kind. Ich kann nicht, Du mußt es mir etwas zeigen.

Lehrer. Nichts ist einfacher; Sie setzen erst eine Milliarde, das heißt eine Eins mit neun Nullen.

Kind (schreibend). Da!

Lehrer. Nun setzen Sie sechzehnhundert Millionen; dann ziehen Sie gefälligst ab, und Sie werden finden, daß Ihnen sechshundert Millionen bleiben.

Kind. Also schwerer ist das Subtrahiren nicht?

Lehrer. Mein Gott, nein, Hoheit!

Kind. Das ist hübsch; künftig kann das Volk leicht selbst alle die Millionen berechnen, die es unter Großpapa's Regierung gewinnt.

Lehrer. O, nichts ist leichter .... man braucht nur die ersten Elemente der Rechenkunst zu kennen.

Kind. Ja, ich weiß .... die Addition und die Subtraction .... man fügt auf der einen Seite hinzu, und dann zieht man auf der anden Seite ab, das ist das Ganze.

Lehrer. Ganz und gar, mein Prinz.

Kind. Sag', Trognon, kommen im Budget auch bisweilen Additionen vor?

Lehrer. Das versteht sich; ohne diese würde man ja die Summe nicht kennen.

Kind. Wer macht sie denn?

Lehrer. Die Herren Minister.

Kind. So? .... und die Subtractionen auch?

Lehrer. Nein, mein Prinz; Subtractionen können in einem Budget nie vorkommen .... Sie begreifen wohl, daß bei einer Volksvertretung, wie wie sie haben —

Kind. Warum nennst Du das eine Volkstretung, Trognon?

Lehrer (erstaunt). Volkstretung!?

Kind. Etwa, weil das Volk getreten wird? *)

*) Im Urtext ist hier ein durch Uebersetzung nicht wiederzugebendes Wortspiel: parlementaire und parlementeur, parceque ceux qui parlent mentent.

Lehrer. Wahrhaftig, mein Prinz, ich weiß nicht, wo Sie Ihre Etymologieen suchen?

Kind. Was sagst Du? Aus der Mythologie ist die Volksvertretung?

Lehrer. Wir verstehen uns nicht mehr, Hoheit .... das gehört schon in die Algebra, und wir sind noch bei den ersten Regeln der Rechenkunst .... Erlauben Sie mir, Sie zu dem Gegenstande unseres Unterrichts zurückzuführen; wir haben gesehen, das Subtrahiren ist eine Operation, durch welche eine Zahl kleiner gemacht wird, indem man sie um eine andere vermindert.

Kind. Ich verstehe ... um also das Budget um sechshundert Millionen zu vermindern, zieht die Regierung jährlich diese Summe ab, nicht wahr?

Lehrer. Das Beispiel hätte besser gewählt seyn können, aber das thut nichts ... Was nun die Multiplication betrifft, dies ist eine Rechnungsart —

Kind. O, ich weiß .... das ist die, welche Montalivet immer mit den Fünffrankenstücken für Großpapa macht.

Lehrer. Was meinen Sie, Prinz?

Kind. Ha! Es scheint, als ob Montalivet ganz gut multiplizirte.

Lehrer. Er ist in der That ein sehr ausgezeichneter Rechner.

Kind. Wem sagst Du das, Trognon? Hat er mich nicht eines Tages gescholten, weil ich einem Armen eine Handvoll meiner kleinen Fünfsousstücke gegeben hatte, ohne sie zu zählen?!

Lehrer. Da hat er sehr Recht gehabt, mein Prinz; man muß nie geben, ohne zu berechnen.

Kind. Wozu, Trognon? Berechnet Montalivet Alles, was er für Großpapa giebt?

Lehrer. Gewiß, Hoheit; und er rechnet lieber zwei als ein Mal.

Kind. Das ist ein Vergnügen! Wenn ich an seiner Stelle wäre, ich gäbe lieber mit vollen Händen.

Lehrer. Dann würden Sie nicht lange an seiner Stelle bleiben .... Sie würden ein großes Haus machen, Hoheit!

Kind. Was ist das, ein großes Haus?

Lehrer. Das ist ein Haus, in dem viel Geld ist.

Kind. So? Ich glaubte eher, das wäre ein Haus, in dem großer Ruhm ist.

Lehrer. Der Ruhm! .... der Ruhm! .... Sie vergessen, daß wir beim Rechnen sind; damit hat der Ruhm *) nichts zu schaffen. Wir waren, wenn ich nicht irre, bei der Multiplication.

Kind. O nein, bei der Subtraction! Denke doch, wie Du mir gesagt hast, daß man sechshundert Millionen zum Besten des Volkes vom Budget abgezogen hätte.

Lehrer. Sehr wohl; aber nachher waren wir zur Multiplication gekommen.

Kind. Höre, Trognon, Deine verdammten Zahlen fangen an, mir ekelhaft zu werden. Wenn es Dir gleich ist, so wollen wir exerziren .... Nun, also; Du kannst kommandiren! (Er nimmt ein kleines blechernes Gewehr und bewaffnet sich.)

Lehrer. Aber ich bitte Sie, Prinz, mich zu entschuldigen; ich weiß gar nicht mit Waffen umzugehen.

Kind. Gut, ich will es Dich lehren .... steh' auf, schnell, marsch!

Lehrer. Noch einmal, Hoheit —

Kind (ihn zum Aufstehen nöthigend). Wart', ich will Dir meine Patrontasche geben .... da .... jetzt nimm mein Gewehr .... Achtung auf's Kommando!

Lehrer. Hoheit, ich will kapituliren! Erlauben Sie mir, Ihnen die Waffen zurückzugeben, so verpflichte ich mich, Sie morgen zur Besichtigung des Artillerie-Museums zu führen.

Kind. Was ist da zu sehen, Trognon?

Lehrer. Waffen von der seltensten Schönheit, Gewehre, Säbel, Pistolen ...

Kind. Auch Spielsachen, wie diese? .... ich möchte wohl .... aber sag' einmal, Trognon, muß ich da wieder sprechen?

Lehrer. Immer, Prinz; aber seyen Sie ganz ruhig; ich werde schon dafür sorgen, Sie auf einige glückliche Worte vorzubereiten.

Kind. Ich danke Dir für Deine glücklichen Worte .... ich spreche eben so gern allein.

Lehrer. Es thut mir leid, Hoheit; aber ich habe gemessenen Befehl, dafür zu sorgen, daß Sie hübsche und treffende Worte sprechen.

Kind. Ach so, wie damals beim Leverrierschen Planeten, nicht wahr? .... Du willst also, dieser Besuch soll eine Art offizieller Form seyn?

Lehrer. Bedenken Sie, Prinz, daß es gar nicht anders seyn kann .... Sie werden mit allen Ihrem Range gebührenden Ehren vom General Gourgaud empfangen werden, der es übernehmen wird, Ihnen selbst alle Erklärungen zu geben, welche Eure Königliche Hoheit nur wünschen können.

Kind. Wer ist der Herr?

Lehrer. Ein alter Feldhauptmann des Kaisers, der in derselben Eigenschaft in Ihres Großpapa's Diensten steht.

Kind. Ach so, er ist Hauptmann, wenn Großpapa zu Felde zieht? **) Ja, dann muß er wohl Zeit übrig haben, die Waffen seines Museums zu putzen!

*) La Gloire — die schwache Seite der Franzosen.

**) Wieder ein nicht genau zu übersetzendes Wortspiel: aide-de-camp. — Ah! c'est lui, qui aide bon-papa dans les camps?

Lehrer. Sie werden sehen, in wie gutem Stande er seine Sammlung hält! Es wird dann auch gut seyn, wenn Sie ihm z. B. gefälligst erlauben wollten, Ihnen etwas Schießbaumwolle in der hohlen Hand zu verbrennen.

Kind. Was? Er will mich brennen?!

Lehrer. Es ist nicht gefährlich; fürchten Sie nichts. Ich bin überzeugt, dieser heldenmüthige Versuch wird allgemeine Bewunderung erregen.

Kind. Aber, mein Gott, Trognon, warum machst Du denn jetzt so viel her mit mir?

Lehrer. Wie so, Prinz? Ich verstehe Sie nicht.

Kind. Es ist wahr, seit einiger Zeit kann ich doch nicht eine Minute ruhig spielen. Bald muß man widerwärtige alte Herren empfangen, die mir nichts als Dummheiten sagen; bald soll ich Monumente besuchen, wo ich dann Deine „glücklichen Worte" auswendig lernen und hersagen muß; dann läßest Du mich Briefe schreiben, die weder Hand noch Fuß haben, wie der über den Planeten .... wenn Du etwa glaubst, daß alles dies Vergnügen macht! ....

Lehrer. Erlauben Sie, Prinz; Sie sind, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, nicht auf den Stufen des Julithrones geboren, um sich zu amüsiren. Ueberdies sind Sie schon acht Jahre alt, und Herr Guizot ist der Meinung, daß der Augenblick gekommen sey, die Aufmerksamkeit, die Theilnahme und die Liebe von ganz Frankreich auf Ihre erhabene Person zu lenken.

Kind. Aber ich frage Dich: Was geht das Frankreich an, wenn man mir Baumwolle auf der Hand verbrennt?

Lehrer. Das wird ihm zeigen, wie Eure Königliche Hoheit mit großem Muthe begabt und folglich würdig sind, über die Franzosen zu herrschen! .... Das ist mathematisch bewiesen.

Kind. Ah, das ist eine Berechnung. Danke, Trognon, für heute hab' ich genug von dieser Mathematik!

Mannigfaltiges.

— Ignaz Moscheles. Hiesige Blätter enthalten die Nachricht von der Ankunft des berühmten Klavier-Virtuosen und Komponisten Moscheles in Berlin, mit dem seltsamen Beisatze, daß das hohe Alter dem einst so gefeierten Virtuosen nicht mehr gestatte, seine Finger zum Klavierspiele mit Geläufigkeit zu gebrauchen. Ignaz Moscheles ist im J. 1794 geboren, jetzt also 32 Jahr alt und mithin immer noch ein Mann, der sich, wie man zu sagen pflegt, in den besten Jahren befindet. In London, wo Moscheles bekanntlich an der Akademie als Professor der Musik angestellt ist, weiß man so wenig von der Alterung seiner Finger, daß man sich noch immer zu den öffentlichen Aufführungen drängt, bei welchen er mitwirkt. Wir haben unter Anderem Gelegenheit gehabt, ihn vor etwas mehr als einem Jahre in einem Konzerte zu hören, das unter seiner Leitung zum Besten des in London neu gegründeten „deutschen Hospitals" zu Stande kam, und wir müssen gestehen, daß, obwohl wir kurz vorher Franz Liszt gehört hatten, das Spiel des deutschen Meisters uns einen noch nicht so empfundenen Genuß verschaffte. Besonders sind es die klassischen Werke Beethoven's, so wie die seines persönlichen Freundes Felix Mendelssohn, die Moscheles mit Vorliebe und großem Beifall in London zu spielen pflegt. Aber auch seine eigenen Etuden haben bekanntlich einen weitverbreiteten Ruf unter allen Klavierspielern erlangt.

— Berliner, Pariser und Londoner Theaterpreise. Das Journal Français de Berlin macht darauf aufmerksam, daß in der großen Oper in Paris, in der Académie Royale de Musique, die ersten Plätze (premières de face et avant-scènes des premières) nicht mehr als 9 Fr. (2 Thlr. 12 Sgr.) kosten, während man jetzt für die mit jenen Plätzen gleich zu stellenden sogenannten Fremdenlogen des Berliner Opernhauses nicht weniger als drei Thaler pro Person zu bezahlen hat — einen Preis, wofür man *) selbst einen Sperrsitz oder einen Logenplatz in der italiänischen Oper in London, die bisher als das theuerste Theater der Welt angesehen wurde, haben kann. Die italiänische Oper in London zahlt freilich ihren ersten Sängern und Sängerinnen, und zwar für die wenigen Monate der stagione (season), 4—5000 Pfund Gehalt; auch bei der Pariser Oper giebt es Gehalte von 80—120,000 Fr.; und welches ist dagegen die höchste Besoldung bei der Berliner Oper? 3—4000 Thlr.! Es scheint daher in der That unbegreiflich, weshalb man in der letzten Zeit bei der hiesigen Opernbühne zu einer so bedeutenden Erhöhung der Eintrittspreise hat schreiten müssen. Doch nicht etwa um die Tantièmen wieder einzubekommen, die man bisher für Opern an Dichter und Komponisten zu zahlen hatte? Madame Viardot-Garcia — so wird in den beiden Berliner Zeitungen berichtet — erhält freilich ein Honorar von 50 Frd'or für den Abend, aber in Paris und in St. Petersburg hat sie das Doppelte dieser Summe erhalten, ohne daß es darum doch die dortigen Theaterverwaltungen für nöthig hielten, die Eintrittspreise auf eine Art zu erhöhen, daß namentlich Fremde, die Berlin besuchen und denen das Theater ein Bedürfniß ist, auf den Gedanken kommen, man spekulire auf dieses Bedürfniß, um dadurch den abonnirten Berlinern um so wohlfeilere Plätze gewähren zu können.

*) nämlich für 10 Shill., was positiv nur eine Kleinigkeit mehr, aber relativ (d. h. mit Rücksicht auf den geringeren Werth des Geldes in England) bedeutend weniger als 3 Thlr. ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Donnerstag den 14. Januar 1847.

England.

Der Marquis von Normanby als Weltmann, Romandichter und Diplomat.

Konstantin Henry Phipps, Marquis von Normanby, Graf und Baron von Mulgrave, ist am 15. Mai 1797 geboren. Seine Genealogie ist insofern interessant, als sie uns ein treues Charakterbild der meisten Geschlechtsregister der englischen Aristokratie liefert; weshalb wir einen kurzen Ueberblick über dieselbe der persönlichen Charakteristik des Lords, der bekanntlich jetzt Botschafter der Königin Victoria in Paris ist, voranschicken wollen.

Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts finden wir in den genealogischen Tabellen des Namens Phipps einen James Phipps, seines Berufs Waffenschmied zu Bristol, der nach Neu-England auswanderte und dort sich verheiratete. Eines der jüngsten Glieder seiner sehr zahlreichen Familie, William Phipps, bildete sich zu einem tüchtigen Mathematiker heran und erwarb sich durch seine Verdienste um die Wissenschaft die Ehre, von König Jakob II. zum Ritter geschlagen zu werden. Man hat in England dem Sir William Phipps oft die Erfindung der Taucherglocke zugeschrieben. Allein diese Maschine existirte nachweislich schon 1669, da man sich ihrer an den Küsten von Mull in Schottland zur Wiederauffindung einiger Ueberbleibsel der an dieser Küste gescheiterten Armada bediente; damals aber war William Phipps noch ein Kind. Wenn er aber die Taucherglocke nicht erfunden hat, so hat er sie doch wahrscheinlicher Weise vervollkommnet. Wenigstens verstand er sie trefflich zu gebrauchen, als eine spanische Gallione in einer Bai von Neu-England ihren Untergang gefunden hatte. Dieses Fahrzeug war von Mejiko mit einer Ladung Goldbarren ausgelaufen. Sir William Phipps hob diesen Schatz, der ihn reicher machte, als Gelehrte gewöhnlich zu werden pflegen. Außerdem trug dieser anglo-amerikanische Monte-Christo, in Voraussicht eines anderen glücklichen Schiffbruchs, Sorge, sich von der Krone ein Patent ertheilen zu lassen, wodurch er ermächtigt war, auf der ganzen Küste Schätze zu fischen. Man sieht, daß die Gelehrten jener Zeit zuweilen vorsichtige Leute waren und ihre Geschäfte gern selbst machten. Heutzutage haben sie für die geringste Unternehmung eine Association, einen Banquier, einen Wechselagenten, einen Notar und andere Mittelpersonen nöthig, deren jede ihren Zehnten von allen Erfindungen und Entdeckungen des Genies oder der Industrie erhält. Sir William Phipps vergrößerte sein Vermögen mehr und mehr; doch hatte er leider weder Sohn noch Tochter, an die er dasselbe hätte vererben können; ein Umstand, der ohne Zweifel als eine Schickung der Vorsehung anzusehen ist in Rücksicht auf die zahlreichen Neffen und Nichten, die ihm seine vielen Brüder und Schwestern — er hatte deren 25 — geschenkt hatten. Es scheint, daß Jedem von ihnen eine Summe als Vermächtniß bestimmt war; aber Sir William, obschon von neugebackenem Adel, versäumte nicht, als echter Aristokrat sich einen bevorzugten Erben zu erwählen, dem mit dem größten Theil des Vermögens auch die Ehre zufiel, seinen Adel fortzupflanzen. Dieser glückliche Neffe, der direkte Vorfahr unseres Marquis von Normanby, war ein Rechtsgelehrter und behauptete während vier Jahre, von 1710—1714, den Sitz eines Lordkanzlers von Irland. Er nannte sich Sir Konstantin Phipps und zählte unter seinen persönlichen Vorfahren einen Obersten Phipps, der in den Kriegen des Parlaments und des Königs, unter Karl I., eine Rolle spielte.

Der Sohn des Sir Konstantin Phipps verband sich durch Heirat mit dem edlen Hause von Sheffield, das auf dem Punkte stand, zu erlöschen. So kam es, daß er bei seinem Tode seinem Erben die Hoffnung hinterließ, einige der auf dem Haupte des letzten Herzogs von Buckingham vereinigten Titel zu erwerben. In der That wurde der dritte Sir Konstantin Phipps, Dank den Ansprüchen seiner Mutter, Baron Mulgrave von Mulgrave und fand Eingang in das Haus der Lords. Der älteste Sohn des ersten Lord Mulgrave wurde mit jenem Instinkt für das Meer geboren, durch den England so viel kühne Seeleute besitzt; er widmete sich dem Seedienst und behauptete seit 1765 die Stellung eines Schiffs-Capitains, als im Jahre 1773 die Aufsuchung des Nordpols, welche bisher nur die Geographen beschäftigt hatte, die englische Admiralität ernsthaft zu beschäftigen schien. Der Capitain Phipps bot seine Dienste an. Man kannte seinen Muth und seine anderen Verdienste und nahm sein Anerbieten an. Es ist bekannt, was nach ihm ein Franklin und Roß versucht hat, und daß alle diese Unternehmungen scheiterten. Jedenfalls hat er den Ruhm des ersten Versuches sich erworben. Nach seiner Rückkunft in England meldete er sich zu den Wahlen des Fleckens Scarborough als Kandidat und kam in's Unterhaus. Später erhob er sich zu der Stellung eines Mitgliedes des Geheimenraths; bald jedoch meldeten sich bei ihm die Schwächen des Alters, er mußte die Bäder von Spaa brauchen und starb am 10. Oktober 1794, indem er seinen jüngeren Bruder, den Vater des jetzigen Marquis von Normanby, der damals in der Armee diente, als einzigen Erben hinterließ. Dieser stieg zu dem Grade eines Oberbefehlshabers der Artillerie auf; woraus hervorgeht, daß unser Lord, wie Lord Byron, einen berühmten Seefahrer zum Oheim und einen Offizier der Land-Armee zum Vater hatte.

Dies waren die Vorfahren des Diplomaten, welcher heute seine Königin bei dem Könige der Franzosen repräsentirt. Werfen wir jetzt einen Blick auf sein eigenes Leben. Als Kind ließ er schon sehr früh eine schmiegsame und lebendige Fassungskraft erkennen, für die alle Richtungen offen sind, abgesehen davon, ob er als Erbe von Privilegien von dem Zufall seiner Geburt Gebrauch machen wollte. Für solche glückliche Naturen paßt besonders eine öffentliche Erziehung, deren Haupthebel der Wetteifer des erregten Ehrgeizes ist. Der junge Lord wurde auf die Schule von Harrow-on-the-Hill geschickt, wo er sich bald auszeichnete.

Es sind vorzugsweise fünf Schulen, die in England sich mit der Erziehung der Söhne aus der Klasse der Aristokratie oder aus dem Stande der reichen Bürger beschäftigen, nämlich Eton, Harrow-on-the-Hill, Winchester, Westminster und Rugby. Man erhält dort eine klassische Erziehung, die durch einen drei- oder vierjährigen Aufenthalt in den Hörsälen der beiden alten Universitäten Cambridge und Oxford vervollständigt wird. Harrow hat in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts dem Parlament und den schönen Wissenschaften einen glänzenden Kontingent geliefert. Byron ist auch in Harrow erzogen worden, wo Sir Robert Peel einer seiner Mitschüler war. Diese Schulen bringen für die adeligen Kinder den Vortheil mit sich, daß sie darin an jene Gleichheit gewöhnt werden, welche in der englischen Gesellschaft das aufstrebende Talent dem erblichen Titel näher rückt, ohne doch die Etikette und die Privilegien der Geburt ganz aufzuheben. Der Verfasser des Childe Harold, Lord Byron, erzählt, daß seine jungen Kameraden von Harrow es in keiner Weise auffallend fanden, daß von dem Sterbetage seines Oheims, der ihm die Pairschaft vermacht hatte, der Lehrer seinem Namen, der bisher Byron schlechtweg gelautet hatte, das Wort dominus vorsetzte. So wird auch, wenn die domini von Eton oder Harrow auf die Universitäten Oxford oder Cambridge übergehen, kein Zögling derselben unangenehm dadurch berührt, daß Jene einen seidenen Mantel und goldene Troddeln an ihrer Mütze tragen.

Als Lord Normanby die Schule von Harrow verließ, bezog er die Universität Cambridge. Es war dies eine glückliche Wahl; denn für einen jungen Mann von 16 Jahren, welcher Homer und Virgil über Euklid, und Shakespeare und Milton über Isaak Newton stellt, bieten die Auditorien der Stadt an den Ufern des Cam hinlänglichen Stoff dar, um seine poetische Einbildungskraft zu beflügeln. An die einsamen und klösterlichen Asyle der Wissenschaft gränzen hier grüne Wiesen, und neben der erhabenen Majestät der gothischen Baukunst erhebt sich die nicht minder erhabene Majestät von alten Bäumen, unter deren Schatten viele Verse geboren sind, seit Milton's schönen Hexametern und Sonetten, in denen er die Schwermuth der Liebe und die Sehnsucht der Religion verherrlichte. Der Nachkömmling des Mathematikers Phipps trieb in Cambridge das, was Byron und Milton daselbst getrieben, nämlich Poesie; besonders aber bildete er auch seine natürliche Neigung für Declamation und Pantomime aus. Wäre er nicht verpflichtet gewesen, seinen aristokratischen Titel und seine erblichen Ehren zur Geltung zu bringen, so wäre sein am meisten hervortretender Beruf wohl die dramatische Kunst gewesen. Auch jetzt findet er noch die angenehmste Erholung darin, Komödie zu spielen. Vielleicht werden unsere Leser ganz im Geheimen oder auch ganz offen denken, daß diese Neigung zum Komödiespielen durchaus keine unnütze Beschäftigung für den edlen Lord war, dessen anderweitige Talente ihn zur Annahme einer Gesandtenstelle riefen. Der Gesandte Englands konnte wohl zu jenem Talent seine Zuflucht nehmen, als er von seiner Regierung Instructionen empfing, wodurch ihm die Pflicht auferlegt wurde, an dem französischen Hofe die Rolle eines schmollenden Diplomaten zu spielen. Aber als Mann von Geist, der die Undankbarkeit einer solchen Rolle einsah, hat Lord Normanby die Aufführung derselben geschickt zu vermeiden gewußt. Kommen wir jedoch auf die Vergangenheit zurück. Als Lord Normanby die Universität verlassen hatte, beeilte er sich, die Vortheile auszubeuten, die einem werdenden Redner durch das Talent der dramatischen Darstellung er-

wachsen können. Kaum in das Alter der Großjährigkeit getreten, repräsentirte er in dem Hause der Gemeinen den Flecken Scarborough, ebendenselben, dessen Repräsentant früher sein Oheim gewesen war.

Wie grose und zahlreiche Mängel in Rücksicht auf die Unterrichts-Methode die englischen Universitäten besitzen mögen, so haben sie doch den grosen Vorzug, daß sie die adelige Jugend frühzeitig auf ihre politische Laufbahn vorbereiten. Hierzu kömmt noch, daß die aristokratischen Familien den vortrefflichen Grundsatz haben, ihre Erben so bald als möglich in dem Drama der öffentlichen Interessen eine Rolle spielen zu lassen. Einige mögen allerdings ihre Bürgerpflichten vernachlässigen, aber selbst diese schöpfen daraus einen edlen Ehrgeiz, der sie früher oder später den oberflächlichen Zerstreuungen entreißen muß. Wenn sie, wie Lord Normanby es gleich anfangs that, den Rednerstuhl besteigen und ihn mit einigen Beifallsbezeugungen verlassen, so wird es ihnen nicht schwer seyn, zu erkennen, daß der Parteienkampf Empfindungen erregt, wodurch die Jugend in ihren eigenen Augen erhoben wird. Das verständige und vorsichtige England hat mehr Vertrauen zu seiner Jugend, als das enthusiastische Frankreich; man braucht dort nicht nothwendig graue Haare zu haben, um Minister zu seyn, wie Pitt, oder Führer der Opposition, wie Fox.

Daß Lord Normanby, dieser liebenswürdige Acteur der Gesellschaft und Romandichter der feinen Welt, wohl einsah, was er seinem Namen und seinem Range schuldig sey, scheint uns besonders daraus hervorzugehen, daß er beim Eintritt in das Parlament sich verheiratete. Er war kaum 21 Jahr alt, als er sich mit der ehrenwerthen Mary Liddell, ältesten Tochter des Lord Ravensworth, verband, die, wie er, von der Natur wie vom Schicksal mit einer reichen Mitgift beschenkt worden war. Es hat überall und immer nur eine Stimme über die Liebenswürdigkeit und den Geist der Lady Normanby gegeben; und wahrlich, der sie in seinem 21sten Jahre zur Gefährtin wählte, hat oft die schöne Stelle Shakespeare's auf sich anwenden können:

For what is wedlock, but a hell,
An age of discord and continual strife;
Whereas the contrary brings forth bliss
And is a pattern of celestial peace.

(1st part of Henry VI.)

Wir können den Charakter und das Talent des Lord Normanby am besten dadurch charakterisiren, daß wir sagen, in seinen Empfindungen wie in seinen politischen Ansichten, in seinen schöngeistigen Werken wie in seinen parlamentarischen Reden findet man stets einen ritterlichen Liberalismus und eine seltene Festigkeit in der Befolgung von Grundsätzen, die Würde des grosen Herrn und den feinen Geschmack des Künstlers. Obgleich ein guter Protestant, stand er doch nicht an, im Unterhause zu Gunsten der Emancipation der Katholiken zu sprechen; die Katholiken waren damals noch in England wenn nicht proskribirt und unterdrückt, so doch ihrer politischen Rechte beraubt. Der junge Lord, Sohn eines torypistischen Vaters und durch die erblichen Rechte seiner Familie ins Parlament eingetreten, unterstützte alle Maßregeln, wodurch Lord John Russell, sein Freund, die parlamentarische Reform ins Leben rief. Kurz darauf trat sein Vater als General-Direktor der Artillerie in das Verwaltungsfach ein. So war sein Sohn im Kampf zwischen seiner kindlichen Neigung und seinen politischen Ansichten und daher außer Stande, die Regierung anzugreifen, ohne sich zugleich seinem Vater feindlich gegenüberzustellen. Andererseits wollte er aber auch durch sein Stillschweigen nicht einer Politik dienen, deren Prinzipien er mißbilligen mußte. Er zog sich daher aus dem Parlament zurück und opferte so seiner Ueberzeugung die ersten ruhmvollen Erfolge seiner beginnenden politischen Laufbahn.

Bis die Umstände ihm eine weniger unsichere Stellung in der Politik darbieten würden, widmete sich der junge Lord ganz seiner Neigung für die Kunst und die Wissenschaft. Italien schien ihm dasjenige Land zu seyn, wo er einige Jahre freiwilliger Verbannung auf eine seinem Geschmack entsprechende Weise verleben konnte. Er besuchte die hauptsächlichsten Städte der Halbinsel und ließ sich endlich zu Florenz nieder. Die Musenstadt an den Ufern des Arno ist für jeden geborenen Künstler ein zweites Vaterland. Lord und Lady Normanby wußten daselbst das englische Leben mit dem italiänischen in einer Weise zu verschmelzen, die selbst den Neid der Fürsten erregen mußte. Lord Normanby ahmte in Italien nicht dem Lord Byron nach, der dort seine Nationalität abgelegt zu haben schien. Seine Salons öffneten sich nicht nur den Reisenden der drei Königreiche, wie den Italiänern, den Künstlern und Dichtern aller Länder, sondern Thalia und Melpomene hatten daselbst auch ihre kleinen Tempel in brittischem Styl. Endlich wünschten die Landsleute Shakespeare's, die noch die races mehr als die Bühne liebten, den Florentinern Glück dazu, daß sie in Lord Normanby einen Verehrer des englischen Wettrennens besaßen, der dasselbe in Toskana einzuführen bemüht war.

(Schluß folgt.)

China.

Das Christenthum in China.

(Schluß.)

Missions-Reklamen.

Parker benutzt, um seine Klientel und seinen Einfluß zu erweitern, alle jene kleinen Mittel, die mehr oder weniger an eine gewisse Charlatanerie anstreifen. Er hat sich von verschiedenen chinesischen Malern in der Ausübung seiner Kunst darstellen lassen. Hier ist er zu sehen, wie er ein Glied amputirt, dort, wie er einen Kranken von einer ungeheuren Geschwulst befreit, auf einem dritten Bilde endlich erblickt man den Patienten, wie er, frisch und gesund, seinem Arzte seinen Dank abstattet. Eine Scene, welche Herr Parker besonders liebt und die sich in seinem Krankenhause, in seinem Wohnzimmer, bei seinen Freunden, ja fast in allen Bilderläden Cantons vorfindet, ist die, wo einer seiner chinesischen Zöglinge unter seiner Leitung die erste Operation des Staars verrichtet. Außerdem veröffentlicht er jährlich die Liste derjenigen Personen, welche ihn konsultirt haben. Auf einem dieser Verzeichnisse findet sich auch der Name Ky-hing's, des Vicekönigs von Canton; wir haben jedoch nicht in Erfahrung bringen können, ob der Besuch des Vicekönigs Herren Cushing, dem amerikanischen Bevollmächtigten, oder dem Arzte des Krankenhauses gegolten.

Die Dispensatorien des Herrn Lockhart in Schang-hay und des Herrn Macgawne in Ning-po sind zwar nach denselben Grundsätzen, wie die Parker'sche Anstalt, eingerichtet, allein diese beiden ausgezeichneten Männer, die es weniger, als jener, auf Popularität abgesehen haben, behandeln ihre Kranken bei sich und streben dahin, den Instituten, welchen sie vorstehen, den Charakter von Hospitälern zu geben. Zu wünschen wäre nur noch, daß man mit diesen Instituten Unterrichtsanstalten in Verbindung brächte, in denen den Eingebornen Gelegenheit gegeben würde, gründlichere medizinische Kenntnisse zu sammeln, als sie auf andere Weise in China zu erlangen sind.

Ning-po. — Macgawne. — Chinesische Frauen.

Während meines Aufenthalts in Ning-po — erzählt Dr. Jwan weiter — haben Dr. Macgawne und sein würdiger Kollaborator, Dr. Mac-Carthy, es mir gestattet, an ihren Arbeiten Theil zu nehmen. Ich habe ihr Krankenhaus besuchen dürfen und habe sie zu den Kranken begleitet, welche sie in deren Wohnungen behandelten. In diesem Theil China's ist das Volk den Fremden geneigter, und die Aufnahme, welche wir fanden, war so, wie sie einem ausgezeichneten Arzt bei uns auf dem Lande wird. Die Frauen flohen nicht bei unserem Erscheinen, sie bemühten sich vielmehr, meinen Kollegen — die Beide chinesisch sprachen — Alles mitzutheilen, was sich seit dem letzten Besuche zugetragen. Sie thaten dies, indem sie ihre einsylbige Sprache — welche in ihrem reizenden Munde dem Gezwitscher der Vögel glich — möglichst scharf accentuirten. Während wir dem Kranken unseren Besuch abstatteten, wurde Thee für uns bereitet, den uns dann die Frauen, einherwatschelnd auf ihren Füßchen, servirten. Nichts ist so reizend, als diese zarten Geschöpfe im Innern ihrer Häuslichkeit zu sehen; diese holden kleinen Feen flößen ein unbeschreibliches Interesse ein. Zuweilen versuchte ich es, die mir gebotene Tasse Thee abzulehnen, allein dann wurden die Bitten so dringend, so ausdrucksvoll, es lag in ihren Gesichterchen, in ihren Augen mit den langen Wimpern eine solche Beredtsamkeit, der Ton ihrer Sprache war so hinreißend, daß ich oft meine Weigerung nur darum hätte fortsetzen mögen, um sie noch länger zu hören. Wenn wir unseren Thee getrunken und dadurch der chinesischen Höflichkeit unseren Tribut dargebracht hatten, so ergriffen meine Kollegen in der Regel die Gelegenheit, einige Worte fallen zu lassen, von denen sie glaubten, daß sie gute Früchte tragen würden. Entweder war es das Bild einer Schutzgottheit, oder es waren die vor dem Altar des Hauses brennenden Lichtchen, die ihrer Ermahnung zum Texte dienen mußten; allein ich muß gestehen, diese Ermahnungen wurden mit einem gewissen Mißbehagen angehört. Der gröbste Aberglaube ist doch am Ende auch Glauben, und es kam mir vor, als ob die armen Chinesen die Besuche eines Arztes theuer zu bezahlen glaubten, indem sie seine Aeußerungen gegen ihren Aberglauben hinnehmen mußten. Herr Mac-Carthy wohnt sogar in einem Bonzenkloster, und es verdient bemerkt zu werden, daß diese Bonzen — sie gehören zur Sekte der Tao-Tseus — ihm erlauben, zweimal in der Woche in ihrem Tempel religiöse Vorträge zu halten, ohne daß sie den geringsten Anstoß an diesen Bekehrungsversuchen zu nehmen oder die Erfolge, welche er seinem Eifer verdanken könnte, zu fürchten scheinen. Einige von ihnen wohnen sogar diesem seinem Unterrichte bei, allein sie enthalten sich jeglicher Erörterung und scheinen die Predigten des Doktors weit mehr als rhetorische Uebungen, denn als Ergüsse einer innigen Ueberzeugung zu betrachten.

Jüngere Aerzte.

Die beiden jüngsten Aerzte in diesen Gegenden, die Herren Mac-Carthy und Cumin in Amoy, begnügen sich nicht damit, ihr Geschäft in den von ihnen bewohnten Städten zu betreiben, sie durchstreifen das Land und bieten überall in den Dörfern den Leidenden ihre Hülfe an. Ich habe zuweilen an Herrn Cumin's Krankenbesuchen in der Umgegend von Amoy Theil genommen. Nie habe ich einen Menschen von innigerer Ueberzeugung kennen gelernt, als diesen jungen Missionair, der überdies der geschickteste unter allen Aerzten, die man nach China gesendet, seyn dürfte. Mit Vergnügen hörte ich ihn von den Hoffnungen reden, die er auf die Thätigkeit der Missionaire gründet, und auf den Einfluß, den das christliche Familienleben derselben auf die Eingebornen haben müsse. Auch konnte ich mich überzeugen, daß den Worten des Herrn Cumin ein gewisser Einfluß nicht abgeht.

Kindermord.

In Amoy so wie in ganz Fo-Kien ist trotz des unfruchtbaren Bodens und des ungesunden Klima's die Bevölkerung über alle Maßen dicht, und hier ist es, wo der Kindermord am meisten üblich ist. Der Grund dieser barbarischen Sitte liegt in nichts Anderem, als in dem grosen Elend des Volkes, und es ist sehr zu bezweifeln, ob das Christenthum mächtig genug seyn würde, sie auszurotten. Herr Cumin wenigstens hat mir gestanden, daß er vergeblich

gesucht habe, den Fo-Kienern das Abscheuliche einer solchen Handlung begreiflich zu machen.

Eines Tages kehrten wir nach einem Spaziergange auf den die Stadt umgebenden Anhöhen in einem kleinen Hause von melancholischem Aussehen ein; es lag am Ufer des Meeres, das mit dem Schaum seiner Wellen die Thürschwelle netzte. Die ganze Wohnung bestand nur aus einem einzigen Gemach zu ebener Erde und wurde von einer Frau bewohnt, die früher Amme in einer christlichen Familie gewesen war. Die noch junge Frau hatte in ihren Zügen einen Ausdruck von heiterem Wohlwollen; ihre Kinder, die, gleich allen chinesischen Kindern, kluge, aufgeweckte Gesichter hatten, kauerten spielend auf dem Fußboden. Alles schien auf ein ruhiges, heiteres Daseyn, nicht auf Scenen des Mordes, zu deuten, und dennoch hatte diese Frau, trotz ihres so heiteren, so wohlwollenden Wesens, mit eigener Hand zwei ihrer Töchter gleich nach der Geburt getödtet. Der Schauder, welchen wir bei ihrer Erzählung zu erkennen gaben, machte nicht den geringsten Eindruck auf sie.

Resultate der ärztlichen Missionen.

Wenn man nach den Resultaten in religiöser Beziehung fragt, zu welchen die ärztlichen Missionaire gelangt sind, die der Protestantismus in das Land ausgesendet, welches er für sich zu erobern sucht, so müssen wir gestehen, daß uns diese Resultate von geringer Bedeutung scheinen. Unter die Aufsicht der geistlichen Missionaire, ihrer Vorgesetzten, gestellt, haben sie sich begnügt, den Sonntags-Andachten regelmäßig beizuwohnen, eine tiefe Ehrfurcht für den biblischen Glauben zu erkennen zu geben, hin und wieder ihren Klienten verstohlen eine Predigt zu halten und einige Exemplare der heiligen Schrift zu vertheilen. Die Jesuiten, die sich durch ihr Wissen dem Kaiser Kang-hi so sehr zu empfehlen wußten, hatten nichts Aehnliches mit den ärztlichen Missionairen, die ihnen gefolgt sind; sie brachten nicht Frau und Kind, sie brachten kein Eigenthum mit und konnten also, ohne mit sich in Widerspruch zu gerathen, die Nichtigkeit alles Irdischen predigen. Sie vollzogen täglich die Ceremonien, welche die katholische Kirche ihren Priestern auferlegt, und verleugneten, trotz ihrer gelehrten Arbeiten, niemals ihren priesterlichen Charakter. Es läßt sich also begreifen, wie schwer es den Chinesen werden mußte, den apostolischen Charakter in jenen Gentlemen wiederzuerkennen, die, belastet mit einer Familie, sich einem speziellen Fache der Wissenschaft widmen, das in China ein Jeder ohne Zwang studiren und in Ausübung bringen darf. *)

Predigten.

Die Predigten, welche die ärztlichen Missionaire ihren chinesischen Klienten an vorherbestimmten Tagen zu halten versucht haben, sind ohne besonderen Erfolg geblieben. Der Reconvalescent und der Kranke besuchte sie gar nicht, und die Geheilten drängten sich ebenfalls nicht dazu. Man kam daher auf den Gedanken, nach den Consultationen im Krankenhause eine Art Vortrag zu halten. Ich bin einigemal Zeuge dieser Scenen, die ich nur komisch nennen kann, gewesen. Die Aermsten, nachdem man ihnen eben zur Ader gelassen, ihnen eine Purganz eingegeben oder einen Backzahn ausgezogen, mußten warten, bis ihre Leidensgefährten gleichfalls abgefertigt waren, und dann begann der Vortrag. Man mußte die jämmerlichen Gesichter der Unglücklichen sehen, denen in diesem Augenblick nichts Anderes als höchste Seligkeit galt, als die Möglichkeit, den Ort, an dem man sie festhielt, schleunigst zu verlassen! Sie wendeten zu diesem Zwecke alle mögliche Schulknaben-List an, allein das unerbittliche, britische Phlegma ließ sie nicht eher los, als bis die Begeisterung des Redners sich erschöpft hatte. Die protestantischen Prediger so wenig als die ärztlichen Missionaire haben es jemals versucht, gleich den katholischen Priestern, in das Innere des Reiches einzudringen und dort Proselyten zu machen; sie enthalten sich, wie sie sagen, dieser Versuche, um die Chinesen nicht zu erbittern, und auch aus Achtung gegen die von den englischen, amerikanischen und französischen Bevollmächtigten einer- und den chinesischen Behörden andererseits abgeschlossenen Verträge, die den Mandataren jener Nationen ein solches Recht versagen. Wir wollen nicht behaupten, daß die Heiligkeit der Verträge nur zum Vorwand gebraucht werde, allein Männer, die innig von einer Ueberzeugung durchdrungen sind, die da glauben, daß das Seelenheil des Nächsten von dem eigenen evangelischen Eifer abhänge, hegen in der Regel dergleichen politische Skrupel nicht. Auch möchten wir beinahe annehmen, daß, wenn die Heiligkeit der Verträge angeführt wird, dies mehr geschieht, weil man einsieht, daß die Weise, Proselyten zu machen, welche man einmal angenommen, nach China nicht paßt, wo der Fremde, der in die Provinzen eindringt, seine Existenz verbergen muß und keine materielle Spur seines Aufenthalts zurücklassen darf. Die Chinesen nehmen wohl den katholischen Missionair auf und entziehen ihn den Nachforschungen der Mandarine, denn er streut nur vorübergehend den Samen aus, der später Früchte tragen soll; aber wer sich unter ihnen niederlassen will, um einen Haushalt zu gründen, um am allgemeinen Leben des Landes Theil zu nehmen, um durch sein Beispiel zu predigen — wie dies eine Aufgabe der protestantischen Mission ist — der würde auch in dem christlichsten aller Chinesen sofort einen Gegner und sich vertrieben sehen. Wenn die protestantischen Missionen keinen ihrem Eifer entsprechenderen Erfolg haben, so ist das, unserer Meinung nach, eben dem Wesen des protestantischen Apostolats zuzuschreiben. Die Strenge des protestantischen Prinzips, die Einfachheit des protestantischen Kultus sind nicht geeignet, Massen zu gewinnen, die noch etwas Heidnisches haben, die an glänzende Ceremonien gewohnt sind, und die sich nicht entschließen können, eine Religion anzunehmen, welche die Bilder verwirft und deren äußerer Gottesdienst auf das Gebet, das Vorlesen der Bibel und auf Ermahnungen zur Frömmigkeit beschränkt ist.

Die protestantischen Prediger sind demzufolge in den eröffneten Häfen als Männer von großer Sittenreinheit, als respektabel in jedem Betracht aufgenommen worden, allein man hat in ihnen nicht die Diener einer Religion erblicken wollen. Was die ärztlichen Missionaire betrifft, deren Bestimmung es ist, vermöge der Wissenschaft und durch Werke der Wohlthätigkeit das Christenthum auszubreiten, so haben sie es nicht vermocht, sich an die Stelle der Jesuiten, ihrer Vorgänger, zu setzen; ohnmächtig als Diener einer Propaganda, können sie sich auch in ihren wissenschaftlichen Leistungen mit den Jesuiten nicht vergleichen. Wenn sie, anstatt Geistliche und Aerzte zugleich seyn zu wollen, sich auf die letztere Profession beschränkt hätten, so hätten sie in China etwas Aehnliches von dem leisten können, was wir Franzosen in Aegypten geleistet. Man wird uns vielleicht den Einwurf machen, daß die Franzosen die ägyptische Regierung für sich gehabt, und wir räumen dieses ein; allein dafür hatten sie auch gegen widerspänstige Naturen zu kämpfen, denen man von der Wiege an den Haß gegen die Institutionen des Occidents eingeflößt hatte, während Herr Parker, der an der Spitze der medizinischen Mission steht, wenn er nicht auf das Wohlwollen der Regierung rechnen darf, es doch mit Zöglingen ohne Vorurtheil zu thun hat, die — was sowohl für den Zweck der Wissenschaft, als den des Bekehrens, nicht zu verachten ist — ihm neu- und wißbegierig entgegenkommen. Doch, was Parker nicht versuchte, werden ohne Zweifel Cumin, Macgowne und Lockhart eines Tages durchführen.

Die Frauen der Missionaire.

Es bleiben uns noch einige Worte über die Frauen sowohl der geistlichen als ärztlichen Missionaire zu sagen übrig. Denn auch sie haben sich an dem Missionsgeschäft betheiligen wollen. Nur in gänzlicher Unkenntniß des Orients hat man wähnen können, das Weib sey zu diesem Geschäft berufen. Sollte ich auch die Eigenliebe der holden Predigerinnen verletzen, ich muß ihnen sagen, daß sie in den Augen der Chinesen nicht die rechtmäßigen Weiber ihrer Gatten sind. Der Chinese begreift es nicht, daß die, welche zur Leitung eines Hauswesens bestimmt ist, ihre Heimat, ihr väterliches Dach verläßt, um Abenteuern nachzujagen, daß sie die Interessen der Menschheit denen ihrer Kinder voranstellt. Gewiß kann das Eingreifen einer Frau bei dem Bekehrungswerke von Nutzen seyn, und im Laufe der Zeit, wenn die Völker mit amerikanischer und europäischer Sitte erst vertrauter geworden, werden die Frauen vielleicht ihren reichlichen Theil an dem Erfolg der Missionen in Anspruch zu nehmen haben — allein so lange diese Aenderungen in den Ansichten der Eingebornen nicht stattgefunden, darf man auch von der Wirksamkeit der Frauen jene Resultate nicht erwarten, die man sich von derselben zu versprechen scheint.

Norwegen.

Reisebruchstücke aus dem Norden.

II. Christiania.

Mit dem Dampfschiffe „Christiania" fuhren wir früh 9 Uhr von Gothenburg ab und kamen bei bewegter, doch nicht stürmischer See Abends im Dunkeln nach Sanesund an der Mündung des Christiania-Fiords, wo sogleich alle Seekrankheiten aufhörten. Erst früh um 4 Uhr fuhren wir im Nebel den Fiord hinauf, bis die Alles durchdringende Sonne den Nebel zerstreute und uns die schönen Gegenden an beiden Ufern, z. B. das schöne Schloß Laurvig, die Flottenstation Horton u. s. w., in vollem Glanze zeigte. Um 1 Uhr landete das Schiff im Hafen, und im empfehlenswerthen Hôtel du Nord fanden wir gastliche und, was bei der Theuerung in Norwegen selten ist, billige Aufnahme. Christiania ist eine offene Stadt, aber in aufblühender Entwickelung, so daß die Bevölkerung von 9000 Seelen im Anfange des Jahrhunderts jetzt bis auf 30,000 gestiegen ist. Ein Franzose hat deshalb diese Stadt ein großes Dorf genannt und hinzugefügt: „elle parviendra a être une ville." Allerdings ist's auf eine große Stadt abgesehen, und drei große Gebäude, die Hochschule, die Königswohnung und die Sternwarte, welche jetzt fast noch im Felde liegen, werden die Stadt, nach N. W. hin, sehr erweitern und abrunden. Die Hochschule enthält, wie die Berliner, neben dem Hauptgebäude, wo alle Hörsäle hinkommen sollen, zwei Flügel, einen für die Natur-, den anderen für die Büchersammlung. Das Schloß oder, wie man es hier nennt, die Königswohnung ist ein großes, aber einfaches Gebäude, das, von der allmälig ansteigenden Höhe, die Stadt und den Fiord beherrscht. Noch etwas höher gen W. erhebt sich die Sternwarte, deren schöne Einrichtung mir der freundliche erdmagnetische Hansteen zeigte. Die seit der Trennung von Dänemark erst entstandene Hochschule entfaltet hier ein schönes wissenschaftliches Leben. Außer Professor Hansteen, dem Vorsteher der Sternwarte, haben sich als Theologen die Professoren Keilhau und Scherer, und der Rektor Bugge als Philologe

*) Es ist die gegenwärtige nicht die einzige Stelle, in welcher der Verf. die protestantischen Missionaire gegen die Jesuiten in Schatten zu stellen sucht; mehrere andere Stellen, die einen gleichen Zweck verfolgen, haben wir um so mehr weglassen zu können geglaubt, als es wohl genügt, den Verf. ein- für allemal seine Meinung aussprechen zu lassen. Es ist nicht zu leugnen, daß er Manches beibringt, weshalb die Jesuiten einen besseren Erfolg hätten haben sollen, als die protestantischen Missionaire — wir meinen einen besseren Erfolg in religiöser Hinsicht. Aber haben die Väter der Gesellschaft Jesu einen solchen gehabt? Der Verf. selbst hat uns oben das Verzeichniß ihrer Thaten geliefert. Was finden wir in diesem Verzeichnisse? Mathematische und astronomische Bücher, ein Observatorium und — vielleicht den Bau christlicher Kirchen? — nein, eine Kanonengießerei! Von den Resultaten des jesuitischen Proselytismus weiß auch Herr Iwan nichts zu berichten.

ausgezeichnet. In des Letzteren liebenswürdiger Familie hörten wir tellemarkische, Bellmannsche und deutsche Lieder. Denn das Deutsche ist, wie in Schweden, so auch in Norwegen, in den gebildeten Ständen allgemein verbreitet.

Bei der freien Verfassung Norwegens war mir die Unduldsamkeit gegen die Juden sehr auffallend. Weder Juden noch Jesuiten werden in Norwegen zugelassen, und wenn ich den ehrlichen Norwegern Recht gebe, diese letzteren Zwietrachtsäer und Unheilstifter nicht in ihr Land zu lassen, so berührte mich unangenehm die Ausschliessung der Ersteren. Ich sprach darüber viel mit den Eingebornen und hörte, daß nicht Glaubens-Unduldsamkeit, sondern nur die Befürchtung der Kaufleute, daß die Juden den Handel durch größere Betriebsamkeit an sich reißen möchten, — diesen Ausschluß veranlaßt habe, der aber gewiß in den nächsten Storthingen aufgehoben werden würde. Die Ausschließung der Hebräer in Norwegen ist um so auffallender, da in dem früheren Schwesterreiche Dänemark dieselben nicht nur geduldet, sondern, wie in Schwedens Küstenstädten, auch sehr geachtet sind. — Von Christiania aus machten wir mit skjuts (Vorspann) eine sechstägige Fahrt nach dem sogenannten Paradiese von Norwegen, dem Thale Ringeeike, wo wir bis Krogleven bergan fuhren und die dortige „Königsaussicht" besuchten. Am anderen Morgen ging es eine steile Porphyrwand hinab, nach Hönefossen, einem Dorfe von 1000 Bewohnern und einem Labyrinthe von Straßen, das seinen Namen von den nahen Wasserfällen (Fossen) hat, welche einen See von Schaum bilden. Ueber Modum, wo das bekannte Blaufarbenwerk des Herrn Benecke von Gröditzberg, und Kongsberg, wo die Silbergruben neuerdings wieder in sehr thätigen Betrieb kommen, ging's durch Hitterdalen, wo die älteste und größte Holzkirche Norwegens, vielleicht aus dem 9. Jahrhundert, wie uns der liebenswürdige Pfarrer Flood sagte, gen Tellemarken. Hier werden Menschen und Pferde größer und blonder, denn die Norweger lieben vorherrschend Falben. Wegen der steileren Wege bekommt man hier gewöhnlich nur Hengste zum Vorspann, die, obgleich streitsüchtig unter sich, doch sehr freundlich gegen den Menschen sind. Schade, daß die Bewohner so häufig an der Krätze, ja, wie mir versichert wurde, in einigen Gegenden an der Radesyge (einer Art Aussatz, der Geschwüre und Verlust mancher Glieder, z. B. der Nase, der Arme ec., veranlaßt) leiden. Beide Krankheiten sollen theils durch Unreinigkeit, theils durch den Genuß salziger und oft verdorbener Nahrung, sowie durch den essigsaurer Molken entstehen, indem sie die Milch auf ihren Sennhütten im Sommer zu Butter und Käse verarbeiten. Sechs Stunden fuhren wir mit zwei Ruderern über den schmalen und langen Tindesee, der mich im Kleinen an den Vierwaldstädtersee erinnerte. Jenseits wahrhafte Alpenlandschaft, das Dorf Milan auf schönen grünen Matten, rings von Bergen umgeben, in deren Hintergrund der nach Hansteen und Keilhau 6000 Fuß hohe Gousta, wo aber, wegen des heißen Sommers und seines steilen Abfalles, nur in einzelnen Schluchten etwas Schnee lag. Von Milan bis zum Rukanfalle geht es durch ein enges, wildes Thal, wo man den etwa 600 Fuß hohen Wassersturz, einen zweiten „Staubach", schon von weitem hört und sieht. — Von hier kehrten wir über das freundliche Drammen, wo ich den würdigen Amtmann **Blom**, Beschreiber Norwegens, besuchte, nach Christiania zurück. Zeune.

Mannigfaltiges.

— **Aus- und Einwanderungen.** Auf interessante Weise ist der diesjährige Winter-Cyklus der Vorlesungen des Berliner „wissenschaftlichen Vereins" am 9. Januar von Herrn Geh. Oberregierungsrath und Professor Dr. **Dieterici** durch einen Vortrag eröffnet worden, der von Auswanderungen im Allgemeinen und von den Einwanderungen in Preußen insbesondere handelte. Das junge, emporstrebende Preußen hat sich von Anbeginn, also seit der Zeit des Großen Kurfürsten, durch Einwanderungen zu kräftigen gewußt, die, wenn auch seine numerische Kraft nicht eben bedeutend dadurch vergrößert wurde, doch jedenfalls seine sittliche Macht, seinen Ruf als Beschützer aller um des Glaubens wegen Verfolgten, so wie seine Intelligenz und seinen Gewerbfleiß, bedeutend vermehrten. Die Zahl der französischen Eingewanderten unter dem Großen Kurfürsten, die sich in Berlin und Potsdam, so wie außerdem in 31 Kolonieen in seinen Staaten, niederließen, gab Herr D. auf 12,000 an; ihnen folgten unter Friedrich I. viele durch die Franzosen aus der Pfalz vertriebene Reformirte, so wie, bei der Auseinandersetzung der Orange-Neuchateller Erbschaft, Auswanderer desselben Bekenntnisses aus Orange und etwa 400 Opfer der Unduldsamkeit aus der Schweiz. Unter Friedrich Wilhelm I. sind es besonders die protestantischen Salzburger, die durch ihre Niederlassung in Litthauen (in und um Gumbinnen) die innere Kraft Preußens vermehren halfen. Friedrich der Große befolgte natürlich die eben so staatsklugen als menschenfreundlichen Grundsätze seiner Vorfahren, aber zu seiner Zeit hatte bereits die Philosophie des 18ten Jahrhunderts dafür gesorgt, daß man fast überall in Europa den Wahnwitz, mit welchem sonst Tausende von Menschen und friedlichen Familien aus ihrer Heimat vertrieben und anderwärts gar — man denke nur an Spanien — ad majorem Dei gloriam hingewürgt wurden, als Wahnwitz erkannte, und so sind seitdem, wie bis auf die neueste Zeit, nur noch hin und wieder aus Oesterreich (Böhmisch-mährische Brüder und Zillerthaler) und aus Rußland (Philipponen) Einwanderungen um des Glaubensschutzes wegen, den sie hier fanden, in Preußen erfolgt. Dagegen haben vor einigen Jahren selbst aus Preußen — wiewohl nur in Folge eines Irrthums, der bald darauf als solcher erkannt und beseitigt wurde — Auswanderungen des Glaubens halber (unter den Alt-Lutheranern) stattfinden können — Auswanderungen, die uns jedenfalls mit Wehmuth erfüllen mußten, weil sie eben mit den Einwanderungen, durch welche sich das junge emporstrebende Preußen gekräftigt hatte, so grell kontrastirten. Ja, auch alle andere deutsche Auswanderungen, gleichviel aus welchem Grunde sie stattfinden, erfüllen uns mit Wehmuth, wenn wir daran denken, daß diese Kraft für das Vaterland ohne alle Entschädigung verloren geht, während doch daheim noch Gegenden genug sind, die durch besseren Anbau und stärkere Bevölkerung nur gewinnen und dadurch auch das gemeinsame Beste vermehren könnten. Das von Herrn Dieterici angeführte Beispiel der erst vor zwei oder drei Jahren von etwa neunzig hessischen Ackerwirth-Familien gegründeten Kolonie Rothfließ in Ostpreußen, die seitdem zu einer Musterwirthschaft für die ganze Umgegend geworden und eine segenreiche Zukunft vor sich hat, sollte doch recht viele Nachahmung unter den Auswanderungslustigen im westlichen Deutschland finden! Oder glaubten etwa die 1370 Weinbauern, die im J. 1845 den Regierungsbezirk Koblenz verließen, daß ihnen in Nord-Amerika fruchtbarere Weinberge dargeboten werden, als in Ostpreußen? Leider nimmt Deutschland jetzt die erste Stelle unter den europäischen Ländern ein, die einen Theil ihrer besten Kraft über das Meer in ferne Welttheile senden. Denn wenn auch die Anzahl seiner Auswandernden (jährlich etwa 70,000) noch etwas geringer ist, als die von Großbritanien und Irland (jährlich an 90,000), so kehrt doch von den Letzteren, die zum größten Theil nach englischen Kolonieen gehen, so Mancher, mit Reichthümern beladen, wieder nach dem Mutterlande zurück, was in Deutschland gewiß zu den seltensten Ausnahmen gehört. Auch ist es ein großer Unterschied, ob ich jenseits des Meeres noch die Sprache der Heimat rede und alle Gewohnheiten derselben fortpflanze, oder ob ich, jedes Band lösend, das mich an das Vaterland knüpft, mit meinem ganzen Seyn und Streben in dem eines anderen Volkes aufgehe. Daher wird die Auswanderungsfrage für Deutschland immer von einer ganz anderen Bedeutung seyn, als für England. Herr Dieterici sucht uns zwar durch die Versicherung zu beruhigen, daß Deutschlands Bevölkerung jährlich um 300,000 Menschen wachse, daß also die im J. 1845 ausgewanderten 67,000 (aus Preußen allein 7031) noch nicht den vierten Theil dieses Ueberschusses oder 1 von 550 der Gesammtbevölkerung ausmachen, aber wer steht uns dafür, daß die stetige Progression der Auswanderung, die seit einem Jahrzehend stattfindet, in den nächsten Jahren nicht noch mehr und bis zu einer erschreckenden Höhe steige? Ja, dies geschieht in dem kontinentalen, mit keinen Kolonieen, wohl aber noch mit kulturfähigen unbebauten Ländereien ausgestatteten Deutschland, während Frankreich, das so gern Algerien kolonisiren möchte, jährlich nur etwa 5000 Menschen über das Meer entsendet, und während Spanien, Portugal und Holland, die so reiche Kolonieen besitzen, zusammen mit Italien, Skandinavien und allen anderen Ländern Europa's, auch nur etwa 5000 Auswanderer jährlich liefern. Jedenfalls also ist diese Erscheinung in Deutschland nicht normal und verdient auch fernerhin, wie es Herr Dieterici gethan, zum Gegenstand ernster Betrachtungen gemacht zu werden.

— **Weill's Bauernkrieg.** Der bekannte, aus dem Elsaß stammende Schriftsteller, Herr **Alexander Weill**, der jahrelang für deutsche Journale deutsch geschrieben und der unter Anderem Berthold Auerbach's Vorgänger in der Erzählung deutscher Dorfgeschichten war, die allerdings etwas leicht, ja sogar frivol im Vergleiche mit den dem Natur- und Gemüthsleben entquollenen Schwarzwaldern genannt werden müssen, ist jetzt völlig ein Franzose geworden und schreibt nur französisch. Im vorigen Jahre haben wir Aufsätze aus seiner Feder in der Revue Indépendante, in der Démocratie pacifique und in anderen Pariser Journalen gelesen. Gegenwärtig geht uns ein französisches Buch von ihm über den Bauernkrieg zu. *) Der deutsche Bauernkrieg von 1525 mit seinen Helden und seinen Ausreißern, mit seinem Bundschuh und seinen zwölf Artikeln, mit Thomas Münzer und Götz von Berlichingen, mit Carlstadt und dem Kanzler Hipler, ist der Gegenstand dieser ganz für den Geschmack eines französischen Publikums berechneten Schrift, welche indessen auch wohl geeignet seyn möchte, demselben für die Geschichte des Zeitalters der Reformation ein größeres Interesse einzuflößen, als sich gewöhnlich unter den Franzosen findet. Herr Weill erblickt, nach dem Vorgange Zimmermann's und Theodor Mundt's, in dem, was die schwäbischen Bauern des 16. Jahrhunderts gewollt, die nothwendige politische Ergänzung der kirchlichen Reformen Luther's und weist in den Aufrufen wie in dem, als Nachschrift zu den 12 Artikeln, von Thomas Münzer erlassenen Rundschreiben die mehr als drittehalb Jahrhunderte vor ihrer Geltendmachung in Frankreich den Deutschen vorschwebenden Prinzipien der Revolution von 1789 nach. Ein Resultat neuer Forschungen hat man natürlich in diesem Buche nicht zu erwarten, aber als eine populaire französische Darstellung eines Stücks deutscher Geschichte scheint es seinem Zwecke vollkommen zu genügen. Gewidmet ist das Buch der bekannten Schriftstellerin, Madame Ancelot, die sich, wie es scheint, eben so wie Eug. Sue, des nach Paris verschlagenen Deutsch-Franzosen freundlich angenommen. Sue hatte ihm sogar angeboten, die Druckkosten dieses Buches zu tragen, falls er keinen Verleger dafür finden sollte.

*) La guerre des paysans. Par Alex. Weill. (Mit dem Motto: „L'histoire est le tribunal du monde. Schiller.") Paris, Amyot, 1847. — Berlin, B. Behr'sche Buchhandlung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Sonnabend den 16. Januar 1847.

Frankreich.

Die Kalender in Frankreich.

Man kann unseren Schriftstellern jetzt den Vorwurf nicht mehr machen, daß sie sich von der großen Masse des Volkes abwendeten, um mit ihren Erzeugnissen in den engeren Kreis der eigentlich literarisch Gebildeten zu treten. Der Theil der Literatur, welcher sich die Aufgabe stellt, den Gewinn und die Resultate der wissenschaftlichen Bestrebungen auf eine volksthümliche Weise zu verarbeiten, gewinnt vielmehr täglich an Umfang, und es ist nicht zu verkennen, daß gegenwärtig das Volk, das sonst nur äußerst wenig las, sich in einem viel höheren Grade als früher an den Fortschritten der Zeit betheiligt. Wenn auch die Nebel der Vorurtheile, die sonst so dicht auf den Tiefen der Gesellschaft lagerten, noch nicht alle zerstreut sind, so ist doch im Laufe der Zeit der Boden mehr und mehr gelockert und die Bildungsfähigkeit und Empfänglichkeit in erfreulichem Maße vermehrt. Unter diesen Umständen wird die strenge Ueberwachung und sorgfältige Pflege der für das Volk berechneten literarischen Productionen eine immer ernstere Pflicht. Fern sey von uns der Gedanke, der freien schriftstellerischen Thätigkeit durch polizeiliche Maßregeln neue Schranken setzen zu wollen. Wir wünschen nur, daß diejenigen, welche sich mit den Erzeugnissen ihrer Feder ans Volk richten, immer inniger von der Wichtigkeit und Heiligkeit ihres Berufes durchdrungen seyn möchten.

Von allen Kanälen, welche bestimmt sind, der großen Menge ihren Bedarf von Belehrung und Unterhaltung zuzuführen, erheischt unbedingt keiner so sehr die sorgfältigste und gewissenhafteste Berücksichtigung, als die Kalender, jene ephemeren literarischen Erscheinungen, deren Werth und Bedeutung von so Vielen gering angeschlagen wird, die aber dadurch so unendlich an Wichtigkeit gewinnen, daß sie eine Verbreitung finden, welche sich überall und selbst dahin erstreckt, wohin sich sonst kein Druckwerk zu verirren pflegt. In Frankreich haben dies die politischen und religiösen Parteien, welche mit Eifersucht auf die Ausbreitung ihres Einflusses bedacht sind, längst erkannt, und wir sehen, wie jede einzelne Fraction durch Gründung eines von ihren Lehren getränkten Kalenders auf die große Menge einzuwirken sucht.

So unbedeutend und geringfügig der eigentliche Werth dieser literarischen Erzeugnisse, von denen — nach einer wohl übertriebenen Angabe — funfzehn Millionen jährlich ins Publikum kommen sollen, auch an und für sich seyn mag, so dürfte doch eine kurze Beleuchtung und Charakteristik derselben für die nähere Kenntniß der französischen Zustände nicht ohne Interesse seyn. Aber so groß die Verbreitung dieser zusammengewürfelten Schriften im Inlande ist, so selten verirrt sich ein Exemplar davon nach dem Auslande, und es gehören besonders günstige Verhältnisse dazu, wenn man die Erscheinungen dieser Art, welche im Laufe eines Jahres aufgetaucht sind, in einiger Vollständigkeit auftreiben will. Dies mag auch die verspätete Beleuchtung dieser französischen Eintagsfliegen einer bereits abgelaufenen Periode einigermaßen rechtfertigen.

Im Jahre 1845 erregte der „Almanach Catholique" wegen seiner ultramontanen Färbung und wegen seines offen hervortretenden Bestrebens, die Gesammtheit des französischen Volkes im Sinne der jesuitischen Partei zu bearbeiten, bei allen denen, welchen die Pflicht obliegt, auf die Erscheinungen und Zeichen der Zeit zu achten, nicht geringes Bedenken. In den Händen eines ehrsüchtigen und wühlerischen Priesterthums mußte dieses Organ ihrer Lehre, welches in Tausenden von Exemplaren ausgestreut wurde, ein gefährliches Werkzeug werden. So groß auch der Anklang war, welchen dieser erbauliche Kalender bei allen empfänglichen Gemüthern fand, so haben doch die Freunde dieser frommen Lektüre im folgenden Jahre (1846) vergeblich auf sein Erscheinen gewartet. Der Verlust, welcher in Folge dieses Ausbleibens erwachsen könnte, ist auf keinen Fall groß zu nennen. Außerdem hat ja auch, wie wir gleich zeigen werden, dieser gewappnete Streiter für die Sache des Katholizismus mehr als einen eben so kampflustigen und salbungsreichen Stellvertreter gefunden. Dies kann nicht befremden, denn den glühenden Eiferern stehen bedeutende Mittel zu Gebote, und da der zahlreiche Priesterstand natürlich solchen Bestrebungen willig die Hand bieten muß, so kann es derartigen Erscheinungen an einer weiten Verbreitung nicht fehlen.

Ein wahres Kuriosum unter den Volksschriften dieser Gattung, welche vom zelotischen Geiste des Ultrakatholizismus eingegeben sind, ist der „Almanach der Censur und der von den Comités des französischen Index verbotenen Bücher".*)

Muß es nicht eine wunderliche Erscheinung genannt werden, wenn uns hier ein förmlicher Censur-Kalender geboten wird, während sich die Franzosen der süßen Ueberzeugung schmeicheln, die Abschaffung der Censur sey die reifste Frucht ihrer Juli-Revolution? Wie sonderbar müssen nicht dem überrheinischen Nachbar die Worte Censur und Index, die er längst aus seinem Wörterbuche verbannt glaubte, ins Ohr klingen? Und noch dazu wird hier von ordentlichen Comités geredet, welche denn doch eine förmliche Organisation und Verzweigung voraussetzen. Aber wo sind denn nun eigentlich die Beisitzer dieses heimlichen Gerichtes, von dem Niemand etwas gewußt und dessen Donnerschläge wie aus heiterer Luft auf die bestürzten armen Schriftsteller herniederdröhnen? Wer hat sie beauftragt und mit ihrer Vollmacht versehen, daß sie ihr Urtheil mit so diktatorischer Unwandelbarkeit kundgeben?

So befremdend die ganze Erscheinung uns im ersten Augenblicke entgegentritt, so erscheint der ganze Zusammenhang doch bald im rechten Lichte, wenn man den Geist, der in diesem Index spukt, einer näheren Betrachtung würdigt. Die Lösung des Räthsels drängt sich dann von selbst auf. Hier hat das Ministerium und die Regierung im Allgemeinen, welche Tag für Tag als eine erbitterte Gegnerin der freien Presse verschrieen wird, die Hände sicher nicht im Spiele. Wie es scheint, ist hier eine Anzahl priesterlich gesinnter Katholiken, die im Glauben stärker sind, als in der Kunde literarischer Erscheinungen, zusammengetreten, um die literarischen Productionen der letzten Zeit einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Wahrlich, eine schwierige Aufgabe, welche um so lästiger erscheinen muß, wenn man bedenkt, daß diese unbekannten, geheimnißvollen Herren, wie aus ihrer ganzen Arbeit hervorgeht, sich sonst nicht eben viel mit literarischen Angelegenheiten zu befassen scheinen. Wie schwer muß es ihnen, die ihre Hände von der Ansteckung der weltlichen Sünde so frei zu erhalten verstanden, geworden seyn, in den verderblichen Schlund der frivolen Tagesliteratur hinabzusteigen. Daher Ehre und Ruhm den Märtyrern, welche diese Mühe auf sich geladen haben, um von den Seelen der Gläubigen das verderbliche Gift der im Solde Satan's stehenden Schriftsteller fern zu halten.

Die Proscriptions-Liste oder richtiger der Index, welcher in diesem Almanach enthalten ist, macht nur einen Theil des ganzen Werkes. Doch von den erbaulichen Beigaben, in denen die Herausgeber wahrscheinlich eine Probe der rechtgläubigen und probehaltigen Schriftstellerei liefern wollten, reden wir später. Die Aufzählung der censirten Werke zerfällt in drei Abtheilungen: voran stehen die „Werke, welche Jedermann in die Hände gegeben werden können" (qui peuvent être mis dans les mains de tout le monde), dann folgt die Aufzählung der Schriften, welche für jugendliche Gemüther und für Personen von ungenügender Bildung (les personnes peu instruites) nicht ohne Gefahr sind, und zuletzt kommen diejenigen literarischen Erscheinungen, welche vom Bannstrahl dieser mysteriösen Censur betroffen sind, als „ouvrages mis à l'index ou censurés, comme contraires à la religion catholique ou aux moeurs."

Wenn es der Raum erlaubte, so würden wir hier eine reichhaltige Blumenlese literarischer Sonderbarkeiten mittheilen, welche im Stande wäre, die Urtheilskraft und die Bildung dieser gestrengen Censoren im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Unter den Schriften, vor denen gewarnt wird, weil sie der Religion und den Sitten Gefahr drohen, finden wir das auch ins Deutsche übertragene verdienstvolle Werk von Henri Lutteroth über Otaheiti. Wahrscheinlich hat dieses Werk den Zorn der Frommen auf sich gezogen, weil hier die Umtriebe einiger Priester mit aller Schonung und Mäßigung ans Licht gezogen werden. Ein gleiches Verdammungsurtheil trifft noch eine Menge der unschuldigsten Schriften, bei denen man, wie z. B. bei dem anspruchslosen Livre des villageois von M. de Félice, wirklich oft nicht einzusehen im Stande ist, wie sie sich in die Kategorie der gefährlichen Bücher verirrt haben. Noch reicher ist indessen die Auswahl derjenigen Werke ausgefallen, von denen es heißt, sie könnten den Gemüthern jugendlicher und wenig gebildeter Leser gefährlich werden. Diese Bezeichnung ist freilich von der Art, daß man ihr eine bedeutende Elastizität nicht absprechen kann. Welches Werk wäre im Grunde unverfänglich genug, daß man nicht bei einigem Scharfsinn irgend eine gefährliche Stelle darin ausfindig machen könnte? Am ergiebigsten

*) Almanach de la Censure, renfermant le relevé complet des jugements portés par les comités de l'index français.

ist hier die Aerndte auf dem üppig wuchernden Gebiete der Romandichtung und der Belletristik überhaupt ausgefallen. Fast alle Schriftstellernamen von einigem Gewicht finden sich in dieser Klasse des Index. Wir wollen nicht leugnen, daß Balzac, Sue, Dumas und die übrigen Koryphäen der Novellistik allerdings unendlich Vieles geschrieben haben, was sich mit den strengen Satzungen der Sitte nicht verträgt und was man unverwahrten Gemüthern lieber entziehen möchte; aber einige der Autoren, welche hier aufgezählt werden, müssen denn doch einigermaßen erstaunt seyn, daß sie sich hier mit Leuten zusammengeworfen sehen, von denen sie, ihrer Gesinnung und ihrem Streben nach, so verschieden sind. Was hat es nun dem edlen Vicomte Arlincourt geholfen, daß er sich mit so großer Beharrlichkeit — und zum Theil selbst auf Kosten seiner Popularität — zum Vertheidiger der legitimistischen Ansichten aufgeworfen hat, wenn hier durch eine tadelnde Note gerade derjenige Theil der Lesewelt, auf den er es allein abgesehen haben kann, vor ihm als vor einem Wolf im Schafskleide gewarnt wird?

Noch interessanter als das Verzeichniß der verdammungswürdigen und gefährlichen Schriften ist die Liste derjenigen Werke, welche den gläubigen Seelen als eine fördernde und empfehlenswerthe Lektüre angepriesen werden. Hier wird eine Menge von literarischen Productionen zu Meisterwerken gestempelt, von denen selbst Solche, die einigermaßen in der Literatur bewandert sind, bis jetzt auch noch nicht das Geringste vernommen haben. Wir müßten eigentlich diesen erfreulichen Theil des Verzeichnisses mittheilen, um dem Leser den Beweis von der Entdeckungsgabe dieser kundigen Censoren zu liefern und um darzuthun, welche unbekannten Schätze die französische Literatur für den noch bietet, der mit Verachtung der frivolen Tageserscheinungen sich der leitenden Hand unserer Herausgeber anvertraut. Wir verzichten aber selbst darauf, und zwar aus dem Grunde, weil schwerlich irgend eines von den hier aufgeführten Werken den Kreis, für den vorliegender Kalender bestimmt ist, überschreiten dürfte. Was würde es unseren Lesern frommen, wenn wir ihnen die salbungreichen Schriften eines Abelly, eines Baudrand, eines Hubert Lebon, eines Lambillotte, eines Bize, eines Lecoffre, eines Grenouilleau, deren Namen für uns ganz unbekannte Klänge sind, vorführen wollten? Wir zweifeln, daß sie dadurch zur Lektüre ihrer frommen Erzeugnisse, deren Titel schon selten von großem Geschmacke zeugen, angetrieben würden, und am wenigsten dürfte dadurch ihre Kenntniß der französischen Literatur gefördert werden.

Außer dem verhängnißvollen Index, von dem wir bis jetzt geredet haben, werden nun, wie gesagt, den Lesern noch interessante und erbauungsreiche Beilagen geboten. In denselben spielen die Bekehrungsgeschichten und die Erzählung von Wundern die bedeutendste Rolle. Wie es scheint, haben indessen die Herausgeber bei ihren Lesern keinen durchaus unbedingten und hingebungsvollen Glauben vorausgesetzt, sie würden sich sonst wohl die gerichtlichen und anderweitigen Beglaubigungen, durch welche sie die Wahrheit ihrer Berichte zu erhärten suchen, als unnütze Zuthaten erspart haben. Als besonders erbaulich und in ihrer Form charakteristisch bezeichnen wir die Geschichte von der Erblindung und wunderbaren Heilung des Seminaristen Pierre Renaudt, welche sich am 14. April 1845 zugetragen hat und zu deren Bekräftigung eine Bürgschaft von 200 Zeugen mitgetheilt wird.

Von einem ähnlichen Geiste eingegeben, wie der Almanach de la Censure, obgleich viel weniger anspruchsvoll, ist „Le Bon Catholique". Was in diesem ruhigen, friedfertigen Kalender allenfalls noch einiges Interesse gewährt, sind die statistischen Mittheilungen, welche wir darin erhalten. Wir finden unter Anderem eine Berechnung der Einnahmen, welche die Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens zu Lyon im Laufe des verflossenen Jahres gehabt hat. Dieselben belaufen sich auf 3,340,903 Fr. Wie wir aus den einzelnen Ansätzen ersehen, haben hierzu die Kirchenstaaten nur 114,620 Fr. beigesteuert, während von der Provinz Lyon allein 1,057,103 Fr. eingelaufen sind. Ungeachtet seines friedliebenden Charakters, enthält sich der Bon Catholique denn aber doch nicht aller Polemik. So wirft er in einem Artikel unter dem Titel „Prétendus empiétemens du clergé" allen denen, welche in den Bewegungen der Priesterpartei irgend etwas Gefährliches erblicken wollen, den Fehdehandschuh hin. Der ganze Kampf ist aber im Grunde so heiß nicht. Der ehrliche Klopffechter macht sich das wohlfeile Vergnügen, eine Reihe von Scheingründen zu bekämpfen, von denen den Anklägern gegen die Uebergriffe des Klerus keiner in den Sinn gekommen ist. Daß man sich dabei wohl hütet, auf den Kern der Frage selbst einzugehen, versteht sich von selbst.

Wenn schon in diesem kleinen unschädlichen Buche die Statistik besonders vertreten war, so ist dies in dem Kalender, welchen die Fourieristische Schule mit dem Titel „Phalanstérien" herausgegeben hat, noch im höheren Maße der Fall. Hier wird den sogenannten materiellen Interessen offenbar das Uebergewicht eingeräumt. Bekanntlich ist die Berücksichtigung solcher Fragen bei weitem die stärkste Seite Fourier's und seines ganzen Anhanges, wie denn ein nicht unbeträchtlicher Theil der gegenwärtigen National-Oekonomen Frankreichs bei ihm und mehr noch bei Saint-Simon in die Lehre gegangen ist.

Von diesem Organe der Fourieristischen Phalanx, welche im Vergleich zu den meisten übrigen politischen Partien wenigstens der Regierung gegenüber eine mehr konservative Färbung hat, wenden wir uns zu einem Kalender, welcher offenbar von solchen Männern ausgeht, die mit den gegenwärtigen nicht im Zwiespalte stehen. Es ist dies der „Almanach de France, publié de la Société nationale". Ueber die „Nationalgesellschaft", welche die Herausgabe dieser Volksschrift besorgt, erfahren wir nichts Näheres. Dieser Almanach besteht übrigens bereits eine geraume Zeit, und der gegenwärtige Jahrgang hält sich ganz im alten, gewohnten Geleise. Außer einigen Bemerkungen Napoleon's über das Evangelium und einem Aufsatze über den Abbé de la Salle und die Brüder der christlichen Lehre werden meist nur solche Artikel mitgetheilt, welche sich auf den Ackerbau, die Viehzucht und die anderen Bedürfnisse des täglichen Lebens beziehen. Was außerhalb dieser praktischen Sphäre liegt, findet gar keine oder eine wenig befriedigende Berücksichtigung. Im schroffen Gegensatze zu dem milden, gemessenen und selbst etwas philisterhaften Tone, welcher in dem „Almanach de France" eingehalten wird, steht die leidenschaftliche Sprache des „Almanach populaire de la France". Hier wird auf den Theil des Volkes spekulirt, welcher für jede Agitation empfänglich ist. In diesem Sinne mag der Anspruch auf Volksthümlichkeit, der sich auf dem Titelblatte breit macht, einigermaßen gerechtfertigt erscheinen. Aber wenn die Herausgeber sich von ihren blinden Parteileidenschaften loszumachen vermögen, können sie dann hoffen, das Volk durch ihr gegenwärtiges Treiben über seine wahren Bedürfnisse aufzuklären und es geistig zu fördern?

In dem radikalen „Almanach de la France démocratique" ist die ganze Fassung noch ungleich schneidender. Hier haben sich die Häupter der radikalen Partei, deren sehnsuchtsvolle Blicke sich dem Verfall der bestehenden Verhältnisse zuwenden, zusammengethan, um das Mißbehagen der Menge zu ihren Zwecken auszubeuten. Zu den bemerkenswerthesten Artikeln, welche dieser Kalender aufzuweisen hat, gehört ein Aufsatz, der aus der glühenden Feder des bekannten Raspail geflossen ist. Der erbitterte Republikaner ergeht sich hier auf dem Gebiete religiöser Betrachtungen und bemüht sich, die Mängel und Schwächen der katholischen Kirche aufzudecken. Man würde ihm Unrecht thun, wenn man das religiöse Bedürfniß, welches sich in seinen Zeilen ausspricht, in Zweifel ziehen wollte, obgleich es schwer fallen würde, über die wahre Aufgabe und Bedeutung der Religion sich mit einem so einseitigen Denker zu verständigen. Sonderbar ist es, daß er zwar das Cölibat der Priester angreift und in seiner Gefährlichkeit darstellt, ohne doch die Aufhebung desselben zu fordern. Gewissermaßen als Auskunftsmittel schlägt er vor, man solle die Priesterwürde nur Greisen ertheilen, welche den menschlichen Leidenschaften nicht mehr zugänglich wären.

Eine ins Einzelne gehende Besprechung aller übrigen Kalender, welche in diesem Jahre vom „Almanach prophétique" an bis zu den auf flüchtige Unterhaltung berechneten illustrirten Schriften dieser Art erschienen sind, würde theils unmöglich, theils vollkommen zwecklos seyn. Im Allgemeinen unterscheiden sie sich von den Productionen unserer Bücherfabrikanten durchaus nicht. Sie pflegen in der Regel eben so inhaltsarm, eben so platt und eben so bedeutungslos zu seyn. Dessenungeachtet finden sie ihr Publikum, für das sie oft die einzige Quelle der Belehrung sind. Wenn man sich dies vergegenwärtigt, so muß man es tief beklagen, daß überall die Abfassung dieser kleinen, aber oft so einflußreichen Bücher immer noch vielen unberufenen Federn überlassen bleibt.

G. F. G.

Das Luxembourg in Paris.

Das Luxembourg mit seinem herrlichen, spaziösen Garten vertritt die Tuilerieen im äußersten Süden von Paris. Dieses Palais mit seinen aufeinandergeschichteten Baustil-Proben, verschiedenen Façaden und Zugängen, Höfen und Flügelansätzen ist zwar nicht mehr der Wohnsitz einer fürstlichen Person, doch die Herren Pairs de France „die da sitzen die Ersten im Reiche" haben hier ihre weichen Sammetsessel aufgeschlagen und unterhalten sich, von vergoldeter Pracht umgeben, von der Freiheit und Gleichheit des Bürgerkönigthums. Indessen fehlen auch hier wie in dem Garten der Tuilerieen die demokratischen Ansiedelungen und Nachbarschaften nicht, so daß mancher gutmüthige Fremde und bösmüthige Heimathsapostat gereizt wird, sein Amen dreinzugeben in die fast schon zu Tode geleierte Gleichheitshymne der französischen Nation. Andere jedoch, und wer weiß, inwieweit es Wahrheit ist, wollen triftige Gründe haben, mit ihrem Amen einzuhalten; diesen sieht aus der Uebertünchung der neuesten Zustände noch der alte, ungeheilte, unvernarbte Riß entgegen, diesen bietet die neue Skala der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie viele Wunder der Veränderung auch darauf verzeichnet seyn mögen, noch immer den alten, eisernen Fundamental-Abstand dar: Uebermacht und Bedrückung, Habgier und Verkauftheit, Majestät und Hunger! — Doch das gehört nicht hierher.

Die wandelnde Bevölkerung im Garten des Luxembourg hat einen besonderen, sich von anderen solchen vorübergehenden Ansiedelungen sehr unterscheidenden Charakter. Im Tuilerieen-Garten offenbart sich überwiegend der gesellschaftliche Habitus: große Parvenü's und kleine Aristokraten, abonnirte Politiker und amtliche Aushorcher, eroberungsbedürftige Bürgerinnen und Amateurs in jeder Gattung — das sind hier so ziemlich die Elemente der bunten Bewegung. Im Palais-Royal hat, seitdem die Revolution den fürstlichen Besitzer daraus verjagt, „der Demokratismus vollends seinen Emeuten-Markt aufgeschlagen und seine bürgerlichen Ansiedelungen noch erweitert. Das Luxembourg hat nichts von all dem aufzuweisen. Seine Lage in der Nachbarschaft des quartier latin giebt seiner Bevölkerung den besonderen Charakter. Die Nähe so vieler wissenschaftlichen Institute, die zu ihnen gehörigen Gelehrten und die studirende Jugend des quartier latin lassen den Garten des Luxembourg nicht nur nicht leer, sondern sind fähig genug, dem ganzen Besuchspublikum einen gewissen peripathetischen Anstrich zu geben. Die Pariser studirende Jugend hat keine Ahnung von der Coterie-Wuth und dem Coterie-Leben auf manchen deutschen Universitäten. Doch nimmt man, wenn man auf die allgemeine Richtung der einzelnen Studirenden sieht, zwei Klassen an: die Piocheurs — Arbeiter, von Pioche, Hacke, Karst, und Bambocheurs — Schwelger, von Bamboche, Dickwanst. Dieser Unterschied zeichnet sich jedoch mehr in der Schrift als im Leben ab, so daß man hier, wo sie neben einander wandeln,

schwerlich die eine Species von der anderen sondern kann. Neben diesen Peripathetikern im guten wie im bösen Sinne findet sich hier noch beständig eine Menge kleiner Kinder unter der Aufsicht ältlicher Frauen oder junger hübscher Provinzialinnen, welchen letzteren es auf die Länge hin fast durchgehends zu schwer wird, die fremden Kinder zu bewachen und die eigne Unschuld. Und was bedarf's auch viel, — ein Bambocheur „mit der flammenden Klinge des Wortes", das wohl trifft, lagert sich in den herrlichen, majestätischen Baumgang, der zum Observatorium und von dort zur Barrière d'Enfer führt, und was gilt's — nächsten Sonntag wirft uns die Schau- oder Studienlust nach der Chaumière — und Er und Sie begrüßen uns aus den ungebundenen Touren des Cancan! — Weh dir, junge Provinzialin, wenn es sich so trifft, denn „die da einkehren, kehren nicht wieder zurück", dein Weg ist der Weg der Hölle, auf dem sich in ominöser Zufälligkeit die Barrière d'Enfer erhebt! —

Noch einen wesentlichen und ergänzenden Theil des Gartenpublikums bilden jene leichtgeschürzten Sylphiden mit geknickten Lebensflügeln und entfärbten Wangen, die auf keinerlei Wachtposten mehr stehen, sondern sich frei und ungebunden bewegen durch die freien und herrlichen Gänge dieses Gartens. Man könnte in der That das Luxembourg die Grisettenbörse von Paris nennen, da zwischen der Jugend des quartier latin und den Provinzialinnen oder auch Pariserinnen hier zumeist die ersten Beziehungen angeknüpft werden.

Sonntag, Montag und Donnerstag, wenn der Tag sich neigt und die zahlreichen Gasflammen mit den zierlichen Fontainen, Statuen und Gartenstücken ihr heiteres Lichtspiel beginnen und als strahlende Wächter zu beiden Seiten der stattlichen Baumgänge hervortauchen, ist das Gewühl am lebhaftesten. An diesen Tagen feiern die Chaumière sowohl als auch die anderen nachbarlichen Barrièren-Wallhalla's, zu denen hier der Hauptweg führt, ihre sogenannten ländlichen Bälle. Die Allee zum Observatorium ist die längste und schönste des Gartens, diese müssen die leichtfertigen Wallfahrer passiren; und während die Sterne hervortreten und Herr Arago sich hoch oben auf seinen Wachtposten stellt, um sie in freudigen Empfang zu nehmen; während er Himmelsbrücken baut und sich zu Häupten einen hervortauchenden Doppelstern andächtig begrüßt, zieht ihm zu Füßen ein Doppelstern um den anderen vorbei — aus der Bahn gesunken, erlöschend und verbleichend — . . . ein Jüngling und eine Grisette.

So ist Paris, so schwebt Mancherlei hier zwischen Himmel und Hölle; und wahrlich, wer von der rechten Schaulust besessen ist, der muß Herrn Arago sein erhabenes Fußgestell beneiden, von wo aus er seine Gedanken kann spielen lassen vom Sirius bis zum Cancan.

Und dennoch — so oft man sich auch hier aus dem lauten Blendwerk des Tages scheu und still in die innere Beschaulichkeit, in die innere deutsche Heimat zurückzieht; so oft auch die leisen und heimlichen Fühlhörner des Gedankens unsere ausgeschickten Sinne berühren und wie mit einem magischen Schlag dem Jubel von außen Thür und Thor absperren, — es will nicht viel sagen: der Tag ist hier zu laut und zu lebendig, als daß man lange bei diesen schweigsamen, innerlichen Prozessionen verharren könnte. Es sind hier alle Lebensäußerungen, selbst die strafwürdigsten, in so beredte und bestechliche Formen gekleidet, es sind alle an den Tag kommende Anklagepunkte so dramaturgisch gewaffnet, so advokatenhaft herausgeputzt, daß unsere innere Gerichtsbarkeit, wie andachtsvoll sie auch immer begonnen, gar oft irre und schwankend wird, ein Auge zudrückt und sich zu den billigsten Capitulationen versteht; — das Luxembourg ist ja so herrlich und so schön, das Gewühl so bunt und lebendig, das junge Volk so menschlich-frivol, so anstandsbeflissen, und die Gottlosigkeit selber so zugeständig-offen, so sündhaft ehrlich! . . .

Und dennoch — bei alle dem, unsere Ergebung bleibt getheilt, die Konzessionen rückhaltig und der Friede unstät. Es ist ein sieghaftes Ding, das Heimweh. Es giebt eine Sangweise von den Nixen, Najaden und Meerfrauen, wie sie die Jünglinge aus der Umarmung des offenen Lebens und der blühenden Natur herausflüstern und in die geheimnißvolle Tiefe ihres Aufenthalts hinabziehen. In diese Sangweise hat sich vornehmlich die deutsche Muse gar oft und wundersam eingelullt, denn diese Nixen-Siege aus der Tiefe und aus dem Geheimniß über den Tag und seinen Jubel — sie sind die ganze Feldzugsgeschichte des deutschen Gemüthes gegen die Mächte des Augenblicks. Wohl ist es ein Kampf, ein Zwiespalt, wer möcht' es leugnen; doch hier wie in jedem anderen walten unablässig die Chancen, und es sind wohl keine Verheerungen und Verwüstungen zu fürchten, von keiner Seite her.

. . . . Wenn man von der Rue de Baugirard aus durch den Haupteingang des Luxembourg in den Schloßhof tritt und mit dem rechten Flügel des Hauptgebäudes die Diagonale macht, gelangt man, wiederum rechts einbiegend, in einen kurzen Baumgang, der wenig besucht wird, da ihn ein hervorspringendes Bauwerk, eine Art Flügelansatz, plötzlich abschneidet. Wer zufällig in diesen Baumgang hineingeräth, verfolgt ihn kaum bis zum gegenüberliegenden, unscheinbaren Gebäude, sondern vertauscht ihn sogleich mit der benachbarten Gartenweite. Vormals freilich, vor einem halben Jahrhundert, war es anders. In den heute so prächtigen Gartenräumen waren damals die Statuen verstümmelt und umgeworfen, die Fontainen vernichtet und die Alleen menschenleer. In diesem abgelegenen Gartentheil aber war ein heimlicher Konvent, ein verstohlenes Zusammentreffen. Mütter und Kinder, Greise und Jungfrauen kamen und gingen, und wahrlich, damals war nicht Frivolität in den Herzen der Kommenden, noch leichter Sinn in den Gemüthern der Abgehenden. Die kleine Bodenstrecke, auf der wir uns jetzt befinden, war damals so thränengedüngt, so jammerbelastet, daß für manchen einsamen Besucher noch heute die Erinnerungen daran wie ein Miasma aus der Erde heraufsteigen, ihm das Haupt schwer machen und ihn anstecken mit dem ganzen tiefen Herzleid, mit dem ganzen tiefen Todesweh längst zu Grabe gegangener Tage. O, es war eine harte, wohl thränenwerthe Zeit! —

. . . . Während des republikanischen Terrorismus hat das vor uns liegende Gebäude zum Gefängniß, und zwar der vornehmeren Opfer, gedient. Man weiß, wie selten die Gefängnisse der damaligen Zeit ihre Opfer aus der ehernen Umarmung frei ließen; das wußten auch die Angehörigen der Verhafteten oder Bedrohten; darum mußte ihnen das Erscheinen eines Gewaffneten inmitten häuslicher Innigkeit als eine plötzliche Aufforderung zum ewigen Abschied gelten; darum mußte sich dieser Gartenfleck zu den sprachlosen, traurigen Rendezvous hergeben, doch so, daß die nach einander Begehrenden im günstigen Falle durch eine trübe, unsichere Gesichtslinie, die erst ihren Weg durch ein dichtes Eisengitter suchen mußte, mit einander verbunden werden konnten. — Wozu Namen aufzählen, es sind hier der erlauchten und glorreichen genug verunglimpft worden, die sich in dem Gedächtniß des Verweilenden zu einer erhabenen Todtenfeier sammeln.

Und so scheiden wir denn andachtheilig von diesem Friedhof des Schmerzes; und noch einige Schritte — und wiederum kämpfen um uns die Lebendigen mit den Todten! A. Hoewitz.

England.

Der Marquis von Normanby als Weltmann, Romandichter und Diplomat.

(Schluß.)

Indeß hatte sich der alte Torysmus in England überlebt, und Canning wurde Premierminister. Lord Normanby kehrte im Jahre 1822 in die Reihen der Whigs zurück und wandte sich an die Wähler des Fleckens Higham-Ferrars, um seinen Wiedereintritt in das Haus der Gemeinen zu bewerkstelligen, wo er mit einigen liberalen Anträgen als Redner auftrat. Bei den allgemeinen Wahlen von 1826 wurde er abermals gewählt; doch sprach er, außer bei Gelegenheit der Entlassung des Lord Goderich (jetzt Graf Ripon), bis zum Jahre 1831; in welchem die Parlaments-Reform in die Krisis trat, nur wenig und selten, weil er sich in dieser Zwischenzeit mehr mit literarischen Arbeiten beschäftigte und einer der Schöpfer des sogenannten „fashionablen Romans" wurde.

Seit funfzehn Jahren hatte Walter Scott ohne Nebenbuhler in dem Gebiet der Romanpoesie geherrscht. Der geschichtliche Roman, durch das Genie Walter Scott's zur Bedeutsamkeit der Geschichtserzählung erhoben, schließt allerdings alle andere Arten in sich und erstreckt sich über alle Zeiten und Völker. Walter Scott's Romane umfassen alle Epochen seit dem Mittelalter bis zur neuesten Zeit; denn Guy Mannering ist der Typus eines vollendeten Edelmanns der heutigen Zeit. Aber die meisten seiner Romane liegen doch ihrem Inhalt nach zu sehr hinter unserer Gegenwart, und die feinen Herren und schönen Damen der Londoner Welt behaupteten mit klagendem Ton, daß die Nachahmer des großen Romandichters sie über ihre guten Voraltern zu sehr vernachlässigten. Durch den fashionablen Roman erhielten sie Genugthuung, denn er malte die Sitten der nächsten Gegenwart. Um dem Geschmack derjenigen zu genügen, die nur von der Mode anerkannte Bücher lesen, mußte einige Zeit hindurch der Held oder die Heldin eines Romans unter Georg III. geboren seyn. Mehr als ein Dichter oder eine Dichterin von Romanen, die vielleicht nicht einmal ihre Adelsbriefe in Ordnung oder Zutritt zu den Salons von West-End hatten, unternahm es kühnlich, das Innere der modernen Salons und Schlösser zu beschreiben, gleichsam als ob Asmodeus plötzlich die Dächer der Häuser vor allen diesen fahrenden Schülern abgehoben hätte. Einige von ihnen erriethen ohne Zweifel, was sie selbst weder gesehen noch gehört hatten, da ihre vorgeblichen Aufdeckungen Erfolg hatten; welchen Vortheil aber mußte nicht ein Autor vor ihnen voraus haben, der, wie Lord Normanby, überall empfangen wird und selbst die schöne und feine Welt bei sich sieht. Ja und Nein, der Kontrast, Matilda sind sicherlich anziehende Gemälde des „fashionablen" Lebens; doch muß man dem Verfasser, unserer Meinung nach, dazu Glück wünschen, daß er es verstanden hat, mit dieser Beschreibung des Lebens der feinen Welt, die doch immer nur als eine Art von Rahmen gelten kann, jenes dramatische Interesse zu verbinden, das seinen Romanen noch Leser sichern wird, wenn der feine Weltmann von Morgen den von Heute völlig in den Hintergrund gedrängt hat.

Man hat dem Lord Normanby den Vorwurf gemacht, daß seine Beschreibung der aristokratischen Sitten glücklicher und gelungener sey als die der ländlichen Sitten. Er hat, sagt man, die Sprache und die Empfindungen der Pächter des Nordens zu edel gehalten. Wir können dieses Urtheil nicht für begründet halten; denn es dünkt uns nothwendig, daß in der Literatur noch mehr als in der Malerei ein Ideal vor den Augen des Künstlers schwebt, der es unternimmt, das Leben auf dem Lande zu schildern, ohne daß er indeß in die fade Sentimentalität der Schäferidyllen verfallen darf. Wir bewundern das Talent von Charles Dickens in der Schilderung volksthümlicher Scenen; gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß man das Vulgäre vermeiden kann, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun. Lord Normanby besitzt alle Mittel, um dem einfachsten Stoff eine vielseitig interessante Form zu geben. Am meisten wird dies Urtheil durch seine Novellen bestätigt, besonders durch „Clorinde oder das Perlenhalsband", und andere, die man in den Keepsakes und den Annuals suchen muß. Sein Name befindet sich dort in rein aristokratischer Gesellschaft, denn die Mitarbeiter an diesen in moirirte Seide eingebundenen Bänden bestehen vorzugsweise aus solchen Verfassern, die einen Titel tragen, obschon die

nur literarischen Notabilitäten keineswegs ausgeschlossen sind. Lord Porchester, Lord Gower, Lord Morpeth, Lord John Russell und andere whiggistische oder toryistische Lords figuriren hier, wie Lord Normanby, neben Southey, Wordsworth, Savage Landor, Leigh Hunt und ihren jüngeren Zeitgenossen.

Man schreibt Lord Normanby auch die Autorschaft einiger politischer Flugschriften zu, die aber nicht mit seinem Namen gedruckt sind, mit dem er nur in der aristokratischen Romanliteratur öffentlich aufgetreten ist. Seit 1832 hat er jedoch keinen neuen Roman herausgegeben. Die Pflichten seiner politischen Stellung haben seit dieser Zeit seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen. Denn in diesem Jahre starb sein Vater, wodurch das Bedenken verschwand, welches ihn bisher hinderte, seinen Sitz in dem Hause der Lords einzunehmen. Nachdem die Whigs durch die parlamentarische Reform die Majorität erlangt hatten, mußte er nach einander mehrere hohe Aemter in der Verwaltung einnehmen. Zunächst begab er sich als Gouverneur nach Jamaika, eine Stellung, die in jener Epoche, wo die englischen Antillen der Schauplatz eines Sklaven-Aufstandes waren und es andererseits galt, die Kolonisten auf die große Maßregel der Abschaffung der Sklaverei vorzubereiten, sehr große Schwierigkeiten darbot. Da Lord Normanby ein persönlicher Anhänger der Emancipation war und überdies seine Ansichten in dieser Rücksicht in keiner Weise zu verheimlichen suchte, obwohl er stets bemüht war, die Gemüther mit einander zu versöhnen, so erhielt er auf seine Rede in dem Assembly-Hause, das er nach einer Rundreise ins Innere des Landes eröffnete, als Antwort eine Adresse, worin dem Parlament der drei Königreiche das Recht abgesprochen wurde, in Bezug auf die inneren Angelegenheiten der Kolonie gesetzmäßigen Einspruch zu thun. Man ging sogar so weit, unter den Truppen gegen den Gouverneur eine Verschwörung anzuzetteln. Aber Lord Normanby vereinigte eine unbeugsame Festigkeit mit großer Klugheit; so gelang es ihm endlich, beide Seiten zu befriedigen, indem er die Kolonisten zu bewegen wußte, gegen eine Entschädigungssumme von 20 Millionen Pfund Sterling in die Emancipation zu willigen.

Nach seiner Rückkehr in das Vaterland trat das Ministerium des Lord Melbourne an die Stelle des Ministeriums von Lord Grey, und Lord Normanby erhielt das Geheimsiegel, das er bis zum Auftreten Sir Robert Peel's, d. h. bis zum November 1834, bewahrte. Die Tories hielten sich jedoch nicht lange, und als die Partei des Lord Normanby, im April 1835, wieder zur Macht gelangte, wurde er zum Lord-Lieutenant von Irland ernannt. In diesem Vice-Königthum stieß er noch auf weit größere Schwierigkeiten als in dem Gouvernement von Jamaika. Denn treu seiner freisinnigen Politik in Rücksicht auf die unglücklichen Paria's von Irland, die vielleicht noch mehr zu bedauern waren, als die Sklaven auf Jamaika, konnte er doch die Gränzen seiner Befugniß nicht überschreiten, welche von der Regierung so eng gezogen waren, daß dadurch keine Partei befriedigt wurde. Der Lord-Lieutenant nahm eine große Verantwortlichkeit auf sich und ließ sich weder von der Kälte der höheren Klassen, noch von dem vielleicht weit gefährlicheren Beifall des Volkes irre leiten. Er durchreiste die Grafschaften, um Alles mit eigenen Augen zu sehen, und wurde durch das, was er sah, in seinen Grundsätzen nur befestigt. Aber die Regierung mißtraute seiner Popularität, obschon sie ihn für seine Bemühungen mit dem Marquistitel belohnte. Bei der Wiederherstellung des Kabinets im Jahre 1839 wurde der neue Marquis zum Minister der Kolonieen erhoben; doch schon nach einigen Monaten trat er dieses Departement an Lord John Russell ab und übernahm das Portefeuille des Ministeriums des Innern, einen Posten, den er noch im September 1841 behauptete, als die Whigs ihre Macht verloren.

Das gegenwärtige Kabinet des Lord John Russell konnte sich, wie man weiß, nur dadurch bilden, daß es seine Stellen einigen der neuen Verbündeten öffnete, durch welche die Whigs wieder die Macht in die Hände bekamen. Der Marquis von Normanby hat weder das Geheimsiegel, noch das Departement der Kolonieen, noch das Ministerium des Innern zurückerhalten; aber bei der politischen Stellung Frankreichs und Englands ist der Gesandschaftsposten zu Paris eben so wichtig als irgend ein Ministerium. Hat vielleicht die Regierung der Königin Victoria dadurch, daß sie jene Stellung dem Marquis von Normanby anvertraut hat, dessen versöhnlicher Charakter und vollendete Hofbildung bekannt ist, an Frankreich eine Garantie geben wollen gegen den schwierigen Charakter des Ministers, dessen Befehle er empfangen muß? Niemals wird der Marquis von Normanby sich zu einem Werkzeug diplomatischer Ränke gebrauchen lassen. So hat er neulich, als er gezwungen war, sich fern zu halten, da der Herzog und die Herzogin von Montpensier die übrigen Gesandten empfingen, durch einen Privatbesuch gegen die Instructionen des Lord Palmerston protestirt und diesem die Verantwortlichkeit für ein Betragen auferlegt, das er nur für ein unpassendes Schmollen hielt.

Hiermit sind wir an das Ende der Biographie des Marquis von Normanby gelangt. Er ist noch zu jung, als daß seine zukünftigen Lebensbeschreiber vor uns nicht den Vortheil haben sollten, dieser Geschichte noch einige Kapitel hinzuzufügen; uns bleibt hier nur der Wunsch übrig, daß das Interesse dieser zukünftigen Kapitel nicht durch irgend eine neue Verwickelung der politischen Beziehungen zwischen Frankreich und England erregt werden möge.

Mannigfaltiges.

— Leipziger Politik in Paris. Es ist bereits durch französische Blätter selbst als ein Irrthum bezeichnet worden, wenn sie früher die Artikel, welche die „Deutsche Allgemeine Zeitung" aus der Feder des Herrn Prof. Bülau über die Aufhebung der Republik Krakau brachte, dem „Oesterreichischen Beobachter" in die Schuhe schoben. Gleichwohl bleibt es bei der französischen Presse ausgemacht, daß diese Artikel aus der Wiener Hofkanzlei gekommen seyen, obwohl Jeder, der nur irgendwie damit bekannt ist, wie man in Wien und wie man im Studirzimmer eines Leipziger Professors die europäische Politik auffaßt, eine solche Vermuthung abweisen muß. Auch Herr v. Haussonville, dessen in der Revue des deux Mondes abgedruckter Artikel über die spanischen Vermählungen und die Krakauer Angelegenheit die Ehre gehabt hat, in die Spalten des Journal des Débats und dadurch zum Theil auch in die der deutschen politischen Blätter überzugehen, nimmt es als positiv an, daß die Argumente der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" direkt aus der Feder des Fürsten Metternich geflossen seyen, der sich, um der Sache ein um so besseres Ansehen zu geben, „diesmal sogar an ein Blatt gewandt, das eine Art liberalen Rufes genießt." Hinterher führt dann Herr v. Haussonville die Bemerkung der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" an, daß es im Grunde gleichgültig sey, ob die Franzosen sich noch an die Verträge von Wien und Paris für gebunden erklärten oder nicht, denn nicht die Achtung vor diesen Verträgen sey es, was Frankreich bisher von ihrer Uebertretung zurückgehalten; „hätten sich die Franzosen für mächtig genug gehalten, sie zu brechen, so wäre es längst von ihrer Seite geschehen, und wir würden sie deshalb nicht getadelt haben", fügt der Leipziger Journalist hinzu, und diese Worte werden dem österreichischen Kabinet in den Mund gelegt! Wahrlich, Herr von Haussonville giebt sich dadurch als einen Mann von außerordentlichem politischen Scharfsinn zu erkennen.

— System des Elends. Philosophie de la misère ist der zweite Titel eines kürzlich von dem bekannten französischen Socialisten Herrn Proudhon herausgegebenen Buches, das sich in seinem Haupttitel als ein „System der Widersprüche in der Staatsökonomie" ankündigt.*) Man könnte diese beiden Titel jedoch parodirend auf das Buch selbst anwenden, denn in seinem kritischen Theile ist es ein System innerer Widersprüche, und in seinem positiven offenbart sich eine wahre Philosophie des Elends, d. h. eine elende Philosophie. Was die inneren Widersprüche betrifft, so gehen sie schon daraus hervor, daß der Verf. überall Staatsökonomie und Socialismus unter einander wirft, daß er keinen Unterschied macht zwischen Adam Smith und Fourier, zwischen Cabet's ikarischen Luftschlössern und Cobden's internationaler Handelsfreiheit; daß er mit derselben unbarmherzigen Kritik diejenigen verfolgt, die, auf dem Boden des heutigen Staates stehend, mit praktischem Blicke die Wege bezeichnen und ebnen, welche zu einer größeren Wohlfahrt führen können, und diejenigen, die, ohne Rücksicht auf die bestehende Gesellschaft, eine ganz neue herzustellen die Anmaßung haben, indem sie ihre Ideen von gestern an die Stelle einer mehrtausendjährigen Geschichte setzen wollen. Sehr scharf und sehr treffend deckt Herr Proudhon die Schwächen aller socialistischen Systeme seiner Landsleute auf; besonders den Kommunisten sagt er derbe Wahrheiten, indem er nachweist, daß sie nicht sowohl die Freiheit als den Despotismus, nicht sowohl die Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft als die Erstarrung derselben bezweckten, aber wenn es nun darauf ankömmt, sein eigenes System darzulegen, macht es Proudhon auch wie jener Fremdenführer im Irrenhause, der sich zuletzt als der Wahnsinnigste von allen Bewohnern desselben ausweist. Er ist hauptsächlich gegen jene Systemmacher, weil sie dabei auch noch an eine höhere Erziehung des Menschengeschlechts, d. h. an ein göttliches Walten glauben, das Herrn Proudhon eben so unkritisch erscheint, wie der Begriff des Eigenthums, den er bekanntlich einmal in einem früheren Werke mit den Worten „La propriété c'est le vol" definirt hat. Herr Grün, der deutsche Socialist, wird jetzt seine Freude an Herrn Proudhon haben, dem er auch einmal den Vorwurf der Inkonsequenz gemacht, weil er noch an Gott glaube. Auf die Frage übrigens, was eigentlich nun zu thun sey, wenn sowohl die jetzigen gesellschaftlichen Einrichtungen als alle neue socialistische Systeme nichts taugen, bleibt uns Herr Proudhon die Antwort schuldig, so daß von seinem Motto „Destruam et aedificabo" nur die erste Hälfte auf sein Buch paßt.

Berichtigung. Im vorigen Blatte des Magazins S. 22, Sp. 2, Z. 8 v. u. statt „Theologen" l. Geologen.

*) Système des contradictions économiques, ou Philosophie de la misère, par P. J. Proudhon. 2 vol. Paris, 1846.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 8. Berlin, Dienstag den 19. Januar 1847.

Frankreich.

Eine Episode aus der Zeit der Kontinentalsperre Napoleon's.

Es ist allgemein bekannt, in welcher Absicht Napoleon es unternahm, die Kontinentalsperre zu organisiren. Durch verschiedene Umstände an seinem Projekt, Englands Küsten anzugreifen, verhindert und unaufhörlich gezwungen, die Feinde zu bekämpfen, welche ihm das Kabinet von St. James auf dem Kontinent schuf, schleuderte der Kaiser, weil er daran verzweifelte, mit seinem glücklichen Widersacher von Angesicht zu Angesicht zu kämpfen, gegen ihn die berühmten Dekrete von Mailand und Berlin, die den Zweck hatten, die Industrie und den Handel des englischen Volks zu vernichten und ihm auf diese Weise einen empfindlichen Schlag beizubringen.

Die Geschichte dieser Sperre ist jedoch wenig bekannt. Die Maßregeln, die man zu ihrer Aufrechterhaltung ergriff, die daraus entstandenen Leiden, welche noch weit mehr auf dem Kontinent als auf dem Feinde lasteten, den sie eigentlich treffen sollten, die Anstrengungen des sinkenden Handels zur Vermeidung oder zur Ueberwindung der Gefahr, diese und noch viele andere Einzelheiten sind nicht an den Tag gekommen. Es gab und giebt zwar Leute genug, die alles dies genau kennen; doch waren es nur solche, die eine Stellung behaupteten, worin eine derartige Mittheilung ihnen die härtesten Strafen hätte zuziehen können; und später haben sie es nicht der Mühe werth gehalten, uns Ergebnisse zu erzählen, die durch die darauf folgenden Katastrophen, welche den Fall des Kaiserreichs und die Restauration herbeiführten, an Wichtigkeit verloren hatten. Die hier erzählte Episode hebt einen Theil des Schleiers, der diese Epoche bedeckt. Vorher müssen wir jedoch einige zum Verständniß derselben nothwendige Bemerkungen über jene Zeit mittheilen.

Die Häfen des Festlandes von Europa waren allen Schiffen, die jenseits des Meeres gelegenen Ländern angehörten, geschlossen. Daher wurden die außereuropäischen Handelsartikel und diejenigen Waaren, deren Fabrication England zu jener Zeit allein verstand, dergestalt selten und erreichten eine solche Höhe des Preises, daß nur die Reichsten im Stande waren, sie sich zu verschaffen, während der Handel im Allgemeinen sie gänzlich entbehren mußte. Die französische Industrie verdankt zwar dieser für sie so unglücklichen Epoche einen großen Aufschwung; aber mit wie viel Elend und Sorge hat sie diesen Vortheil erkaufen müssen! Es gab damals keine Freiheit der Presse. So gab es auch Niemand, der das Recht gehabt hätte, die Entbehrungen des Volks und den Umfang seiner Leiden aufzudecken. Man kann sich kaum einen Begriff von der Menge strenger Urtheile und grausamer Strafen machen, die für Zollvergehen verhängt wurden; man bestrafte nicht nur diejenigen, welche sich derselben durch die That schuldig gemacht hatten, sondern auch alle diejenigen, die man mit Recht oder Unrecht im Verdacht hatte, daß sie irgend ein Interesse daran haben konnten. Hierzu kam noch ein völlig organisirtes Spionir- und Denunciations-System, so daß sich Niemand vor den Verfolgungen dieser Art sicher glauben konnte. Man sah Handlungshäuser mit ungeheuren Geldbußen belegt, weil sie ihre Verbindungen mit dem Auslande fortgesetzt hatten, ihre Chefs auf lange Jahre eingekerkert, weil sie außer Stande waren, die Buße zu bezahlen. Das System der Gränzbewachung wurde mit einer Geschicklichkeit und einer Strenge aufrecht erhalten, die eine Uebertretung der Gesetze in dieser Beziehung so gut wie unmöglich machten. Die Führer dieses Verwaltungszweiges bedienten sich ihrer außergesetzlichen und fast diktatorischen Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung; denn sie wußten, daß ihre Strenge vom Kaiser, der sich das letzte Urtheil über alle die Gränzbewachung betreffenden Angelegenheiten vorbehalten hatte, stets gebilligt wurde.

Es war nicht nur untersagt, Waaren irgend welcher Art mit dem Auslande auszutauschen, sondern das Verbot erstreckte sich auch auf Personen und Korrespondenzen. Die Absendung eines einfachen Briefes, der nur von Familien-Angelegenheiten handelte, wurde wie ein Majestäts-Verbrechen bestraft. Alle Küsten waren streng bewacht. Niemand konnte sich ihnen bis auf einige Meilen nähern, ohne den größten Plackereien ausgesetzt zu seyn, wenn er seine Anwesenheit in den Augen der überall nur Schuldige erblickenden Behörden nicht rechtfertigen konnte. Die Gendarmen und die Polizei unterstützten die Zollbeamten nach besten Kräften, um jeden Ausweg abzuschneiden; und Frankreich befand sich, trotz seiner zu dieser Zeit unermeßlichen Größe, wie von einer dreifachen eisernen Mauer eingeschlossen. Dieser Zustand wäre für England zuletzt doch gefährlich geworden, wenn der Nationalgeist seiner Bewohner sich nicht gegen diesen Uebelstand zu schützen gewußt hätte. Man bediente sich des bis auf den niedrigsten Preis herabgesunkenen Zuckers, um damit das Vieh zu mästen: man suchte und fand andere Punkte des Erdtheils für die Ausführung der Waaren, an die man bisher nicht gedacht hatte; und endlich versuchte man, trotz aller drohenden Gefahren, den Schleichhandel. Die meisten dieser Versuche hatten einen traurigen Erfolg. Derjenige, von dem wir hier eine Schilderung geben wollen, machte eine Ausnahme von der Regel, Dank den Anstrengungen und der Ausdauer des jungen Mannes, der sie ohne Autorisation seiner Vorgesetzten unternommen hatte. Wir wollen ihn jedoch selbst sprechen lassen.

* * *

Im Jahre 1797 schickte mich mein Vater, der mich für die Handlung bestimmt hatte, als Lehrling in ein geachtetes Haus zu Genf. Ich zählte damals funfzehn Jahr, liebte die Arbeit; auch traute man mir einigen Verstand zu. Da ich mich nun meinen Vorgesetzten nützlich zu machen wußte, behielten sie mich nach abgelaufener Lehrzeit als Kommis in ihrem Geschäft. Jedoch blieb ich nur meinen Aeltern zu Gefallen, die mich nicht gern weit entfernt von sich wissen wollten; denn ich hatte nur ein geringes Einkommen und würde überdies lieber, wenn es nach meinem Geschmack gegangen wäre, mein Glück im Auslande gesucht haben. So verharrte ich denn in derselben Stellung bis zum Jahre 1806, als die berühmten Dekrete von Mailand und Berlin erschienen. Wir besaßen einige Waaren, die schnell vergriffen waren und nun durch kein Mittel erneuert werden konnten. Chefs, Kommis und Lehrlinge kreuzten die Arme und warteten. Zum Zeitvertreib lasen wir Romane von allen Sorten, schlechte und gute. Mehr als eine Leihbibliothek verdankt ihr Glück dem Hasse Napoleon's gegen England, was wahrscheinlich weder der Eine noch das Andere sich träumen ließen. Täglich wiederholte man das alte treffreiche Sprüchwort: „Wenn man den Bogen zu sehr spannt, so bricht er." Der Bogen schien jedoch ziemlich stark zu seyn. — Im Februar 1809 kündigten die Zeitungen an, daß zu Cherbourg ein Fahrzeug verkauft werden würde, das den Engländern von einem Kreuzer abgenommen war und dessen Ladung gerade aus solchen Artikeln bestand, deren wir schon seit langer Zeit entbehrten. Meine Chefs beschlossen, mich mit Instructionen und einem Kredit von hunderttausend Francs auf Paris versehen an Ort und Stelle zu schicken. Froh, mein Pult, meine Romane und meine Unthätigkeit verlassen zu können, mache ich mich auf den Weg nach Paris. Hier halte ich mich gerade nur so lange Zeit auf, als nothwendig ist, unsere Korrespondenten zu sehen und zu sprechen. Da begegne ich einem alten Schulkameraden, der mir geheimnißvoller Weise ins Ohr flüstert, daß die Engländer ein Comtoir zu Helgoland errichteten, und daß schon ein kleines Fahrzeug an der Küste Ostfrieslands gelandet sey. Mehr theilte er mir nicht mit. Wenig bedeutend, wie mir diese wichtige Mittheilung damals erschien, achtete ich nicht sehr darauf und nahm Postpferde nach Cherbourg.

Kaum hatte ich jedoch Paris im Rücken, als sich die Bewegung des Wagens meiner Einbildungskraft mittheilte; und während mein Körper sich der französischen Küste näherte, flog mein Geist nach Ostfriesland und schwebte um den Felsen von Helgoland. „Welche Narrheit", dachte ich bei mir, „in Cherbourg englische Waaren zu kaufen, die ich neunmal theurer bezahlen muß, als sie werth sind. Ob man den Versuch wagt, nach London zu gehen? Es wird doch in dieser lebendigen Hecke von Zollwächtern irgend ein Loch zu finden seyn, wo man hindurch schlüpfen kann. Aber was werden meine Vorgesetzten sagen? Schlagen wir uns das aus dem Sinn. Gelingt's, so werde ich ihnen rein wie der Schnee erscheinen. Gelingt's nicht ... nun dann? ... Aber es wird gelingen." — Noch mit dem Bau dieser Luftschlösser beschäftigt, kam ich in Cherbourg an; doch ganz erfüllt, wie ich war, von meinen großartigen Plänen, gab ich mich nicht damit ab, die vielen Liebhaber, welche von allen Gegenden Frankreichs wie Raubvögel um ihre Beute sich gesammelt hatten, zu überbieten, sondern eilte, ohne an das Sprüchwort: „Ein Sperling in der Hand ist besser als ein Dutzend auf dem Dache" zu denken, nach Paris zurück.

Aber als ich mich den Barrièren näherte, fing ich einigermaßen an, die Schwierigkeiten zu schätzen, die sich der Ausführung meines Planes entgegenstellten. Wie war es vor allen Dingen möglich, von unseren Geschäftsfreunden für ein Geschäft, dessen ich gar nicht Erwähnung thun konnte, ohne mich der Gefahr auszusetzen, sofort verhaftet zu werden, eine Summe von

hunderttausend Francs zu erhalten, auf die ich allein für den Einkauf zu Cherbourg angewiesen war? Hier galt es, einen Vorwand zu erfinden und allen möglichen Hindernissen schon vorher zu begegnen. Es gelang. Ich erhielt die Uebertragung meines Kredits und Empfehlungsbriefe auf ein holländisches Haus. Bald befand ich mich auf dem Wege nach Holland. Noch hatte ich keinen bestimmten Plan gefaßt, da ich weder die Orts- noch anderen Verhältnisse kannte. Aber der Würfel war einmal geworfen. Vorwärts mußte ich nun, und hätte ich mir durch die Ostsee einen Weg bahnen sollen, oder gar nach Rußland, Archangel oder Torneo gehen müssen, um mir einen Durchweg zu suchen. Indeß bot sich mir ein kürzerer Weg dar, der aber, genau betrachtet, weder besser noch leichter war.

Zu Rotterdam angekommen, stattete ich einem ehrenwerthen Kaufherrn, dem ich empfohlen war, meinen Besuch ab. Er empfing mich so gut, daß ich, dadurch ermuthigt, ihm meine Hoffnungen anvertraute und ihm mein Vorhaben, nach England zu gehen, einfach auseinandersetzte. In demselben Augenblick ging mit der Sprache und dem ganzen Benehmen dieses Mannes eine große Veränderung vor. Sein Ton wurde kalt, seine Miene streng, als er, mich mit einem durchbohrenden Blick betrachtend, sagte: „Sie verlangen Unmögliches. Ihre Unbesonnenheit würde uns Alle verderben.“ — „„Gut““, erwiederte ich, „„so geben Sie mir Briefe nach Ostfriesland, Hamburg und Bremen mit. Es würde mir leid thun, Sie in irgend einer Weise bloßzustellen; aber mein Weg führt nach England.““ — „Sie sind also fest entschlossen?“ — „„Durchaus.““ — „Es ist eine Thorheit!“ — „„Thut nichts; ich muß nach England.““ — „So kommen Sie morgen wieder; ich werde mich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigen.“ Ein kurzer Gruß gab mir den Abschied.

Am anderen Tage, früh Morgens, war ich wieder bei ihm. Er führte mich in sein Kabinet, setzte sich mir gegenüber und sprach: „Ich habe Ihre Forderung reiflich erwogen; können Sie dasselbe von sich sagen? Haben Sie alle Folgen Ihres gefährlichen Unternehmens berechnet? Wissen Sie, welcher Gefahr Sie sich und die Ihrigen aussetzen, wenn Sie darauf bestehen, sich einzuschiffen? Kennen Sie Ihr Loos, wenn, wie es zu fürchten steht, es Ihnen nicht gelingt, sich der Wachsamkeit der zahlreichen Agenten zu entziehen, die den Auftrag haben, die Befehle des Kaisers zu vollstrecken?“

„„Ja. Ich weiß sehr wohl, daß ich Gefahr laufe, gefangen genommen und eingekerkert zu werden, oder irgend eine Kugel zu verschlucken, wenn ich Miene zur Flucht mache. Aber, wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Ich bin entschlossen, nach England zu gehen.““

„Holland ist vorzugsweise überwacht. Man betrachtet es mit desto größerem Mißtrauen, als die Interessen seines Handels sehr gelitten haben. Die Pariser Polizeigewalt wird hier mit derselben Genauigkeit und Strenge gehandhabt als im Palais-Royal; und ich darf es Ihnen nicht verschweigen, daß ähnliche Versuche schon gemacht und sämmtlich gescheitert sind. Die einzige Festung Enkhuysen schließt mehr als 250 Personen ein, die bei solchen Gelegenheiten auf der That ertappt wurden.“

Der gute Mann redete so im freundschaftlichsten Ton zu mir mehrere Minuten lang, bis er sich zuletzt von der Festigkeit meines Entschlusses überzeugte. „Wohlan“, sagte er darauf, „Sie können diesen Abend reisen. Ein mir bekannter Fischer wird Sie nach Harwich bringen, in Gesellschaft von zwei Herren, deren Bekanntschaft Sie am Bord machen werden. Der Patron ist ein einfacher und harmloser Mensch; sein Fahrzeug ist in ziemlich schlechtem Zustande: Beides Umstände, die, in gewisser Rücksicht, nicht gerade angenehm, in anderer doch den Vortheil mit sich bringen, daß sie den Verdacht vermeiden. Sie werden vierundzwanzig Guineen für die Ueberfahrt zahlen, alle Kosten mit eingerechnet. Gepäck führen Sie wohl nicht mit sich? — Wohl, so finden Sie sich heute Abend um 6 Uhr vor dem Thorwege Ihres Gasthauses mit einem einfachen Mantelsack ein. Sie werden dann ein Kabriolet mit einer schwarzen Stute bespannt bemerken, dessen Kutscher ein dicker, untersetzter Mann ist. Steigen Sie unbesorgt ein; und nun reisen Sie glücklich. Von diesem Augenblick an kennen wir uns nicht mehr, haben nie einander gesehen. Leben Sie wohl.“ Mit einem Händedruck entließ er mich, ohne mir einmal zum Aussprechen meines Dankes Zeit zu lassen. Um so fester nahm ich mir vor, Nichts zu thun, wodurch ich ihn irgendwie bloßstellen oder in Gefahr bringen könnte.

Am Abend, es fehlten noch einige Minuten an 6 Uhr, war ich auf meinem Posten, als ich auch schon das mir beschriebene Kabriolet heraneilen sah. Es war richtig: eine schwarze Stute, ein dicker Mann. Ich stieg auf, die Peitsche knallte, im scharfen Trabe rollten wir dahin. — Schon lange hatten wir die Stadt hinter uns, aber noch immer ging es mit derselben Eile durch die dunkle Nacht vorwärts. Endlich erreichten wir einen Kreuzweg, wo uns zwei Männer von ziemlich schlechtem Aussehen erwarteten. Mein Führer sprang vom Bock, reichte meinen Mantelsack den beiden Unbekannten, mit denen er einige leise Worte wechselte, und wandte sich darauf mit den Worten zu mir: „Folgen Sie diesen da ....“ Bald war er und sein Kabriolet aus meinen Augen verschwunden. Meine neuen Führer setzten sich in Bewegung. Nachdem wir fast zwei Stunden durch nasse Wiesen und weite Haiden geschritten waren, wurde wieder an einem Kreuzwege Halt gemacht, und abermals erschienen zwei Männer, denen meine bisherigen Führer mein Gepäck übergaben, und sich entfernten. Die Nacht war kalt und sehr dunkel. Aber ich fühlte weder Kälte, noch Ermüdung, noch Furcht. Denn mich beschäftigte nur der eine Gedanke, daß ich mich bald auf dem Meere befinden würde, um nach England zu segeln.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Der erste Anblick von Neapel.

(Aus Bentley's Miscellany.)

„Ecco, signore! la Montagna, la Montagna!“ rief die Stentorstimme unseres alten Conduttore, mit aller Begeisterung eines echten Neapolitaners. Halb erstickt von der Juli-Hitze und von dem Staube einer neapolitanischen Landstraße, wurden wir durch diese Ankündigung mit einem Male wieder ins Leben gerufen.

Es war in der That der Vesuv, den eine Krümmung des Weges uns zu Gesicht brachte — der Vesuv, mit seinem waldbedeckten Gefährten Somma, im Dunste des italiänischen Sonnenuntergangs dahinschmelzend. Das felsige Vorgebirge von Sorrento, der hohe Gipfel des Monte St. Angelo verschwammen in der Entfernung, und so weit das Auge reichte, erstreckte sich zu ihren Füßen das Mittelländische Meer.

Wir hätten dieses Schauspiel noch eine Stunde lang genießen können, aber Postillone und Pferde wurden ungeduldig — wir setzten uns wieder in Bewegung, und in zehn Minuten erreichten wir die Porta Capuana. Die gewöhnlichen Annehmlichkeiten des Päffe-Vorzeigens und Bagage-Durchsuchens hielten uns, wie immer, una piccola mezz' oretta (ein kleines halbes Stündchen) am Thore auf; doch verursachte uns diese Verzögerung durchaus keine Langeweile. Hätte sich auch kein anderer Gegenstand zur Betrachtung dargeboten, als die Gruppe Doganieri, die sich um unseren Wagen versammelte, so würde uns dieses schon hinlängliche Unterhaltung gewährt haben. Nichts macht in der That auf den Fremden einen stärkeren Eindruck, als die scharf ausgeprägte Physiognomie, die den wahren regnicolo *) eben so unverkennbar bezeichnet, wie das Lispeln den Venetianer, die Gutturaltöne den Toskaner und die eigenthümliche Aussprache des U den Lombarden. Doch gab es noch andere Sehenswürdigkeiten, die nicht minder anziehend waren als die beaux yeux der Beamten König Ferdinand's. Es war gerade ein Festtag, und die Volkshaufen, welche den Tag mit Tanz und Spiel in den Osterie und Dörfern der Umgegend zugebracht hatten, kehrten jetzt nach Hause zurück. Zahllose Fuhrwerke von allen möglichen Gestalten eilten rasch an uns vorüber; von dem seltsamen kleinen vierräderigen Kabriolet bis zu dem bunten Corricolo mit den patagonischen Rädern und dem lilliputanischen, von oben bis unten mit menschlichen Wesen vollgepfropften Kasten fehlte Nichts, um die malerische und überraschende Wirkung des Ganzen zu vervollständigen. Ich unterhielt mich damit, den Inhalt einer neben uns haltenden Carretella zu mustern, die auf die Untersuchung der Mauthbeamten wartete. Nie habe ich eine aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Gesellschaft erblickt. Vierzehn Passagiere hatten sich hineingepackt, worunter vier Soldaten, zwei Nonnen vom Kapuziner-Orden, dem strengsten, den es giebt, ein Bettelmönch, zwei Priester und die Uebrigen Lazzaroni; Alle lachten, schrieen, plauderten oder sangen (mit Ausnahme der Nonnen), und zwar mit der ganzen Kraft neapolitanischer Lungen, die eben nicht gering ist. Kurz, es war ein Babel in Miniatur.

Während ich mich an diesem Schauspiel ergötzte, jagte das kleine, feurige, stark gebaute, aber halb verhungerte Pferd, dessen schmächtige Glieder eine so schwere Last zu tragen hatten, in voller Carrière davon, und die Carretella rasselte mit solcher Schnelligkeit über die Steine, daß nur die unnachahmliche Geschicklichkeit eines neapolitanischen Kutschers die gänzliche Zertrümmerung des Fuhrwerks verhindern konnte. Wäre mir diese außerordentliche Geübtheit der hiesigen Wagenlenker und ihr wüthendes Jagen nicht schon durch den Ruf bekannt gewesen, so hätte ich glauben müssen, daß jede Equipage, die an uns vorbei flog, mit Windes-Schnelle dem sicheren Untergang zueile.

Wir fuhren langsam durch die Foria oder Vorstadt, die den prachtvollen Eingang zur Hauptstadt selbst bildet. Der Straßendamm ist hier so breit wie die Boulevards oder Champs Elysées, und die weißen Häuserreihen erstrecken sich in langer Perspektive bis zum kolossalen Gebäude des Museo Borbonico, während der unermeßliche Albergo dei poveri zur Rechten einem königlichen Palaste ähnlicher als einem Zufluchtsort für Arme erscheint. Vor den zahlreichen Wirthshäusern standen Tische auf freier Straße, an denen wir fröhliche Gruppen mit Essen und Trinken beschäftigt sahen. Der Volksgeist zeigte sich von allen Seiten. Die Zöglinge von zwei oder drei Militair-Schulen schritten in langen Reihen einher; vorzüglich bemerkbar machten sich aber die unzähligen Priester, unter denen uns die Jesuiten, mit ihren ernst gesenkten Blicken und langen Schaufelhüten, am meisten auffielen. Es schien wirklich die eine Hälfte der Bevölkerung aus Soldaten, die andere aus Geistlichen zu bestehen. Auf Ersteres war ich vorbereitet, da mir die Vorliebe des Königs bekannt war, aber das Zweite überraschte mich; es schien mir, als ob mehr Priester und Mönche sich in den Straßen Neapels als in denen von Rom bewegten. Unterdessen stieg die gigantische Façade der Studii — deren hellrothe, dem ägyptischen Granit ähnliche Ziegelsteine aber nicht dazu beitragen, ihren imposanten Eindruck zu vermehren — vor unseren Blicken auf, und in einem Moment befanden wir uns im Toledo.

Die Toledo-Straße war mit Equipagen, Reitern und Fußgängern angefüllt, die im bunten Gemisch sich in tobender Verwirrung überboten. Es war heute Corso, und nie hatten wir ein so bewegtes Leben gesehen; man

*) Eingeborenen des Königreichs Neapel.

könnte von einem Ende der Welt bis zum anderen reisen, ohne seines gleichen anzutreffen. Die Toledo-Straße ist ganz einzig in ihrer Art. Während der zehn Minuten, die wir im Gedränge zubrachten, hatten wir Zeit, uns umzuschauen und beschauen zu lassen: denn obschon die Ankunft englischer Reisenden zu einer anderen Jahreszeit etwas Alltägliches ist, so war doch die unsere, die mitten im Sommer stattfand, ein ungewöhnliches Ereigniß, und es flogen uns nicht wenig neugierige Blicke von allen Seiten zu.

Als wir zuletzt in die Via eingedrungen waren, verschwand die letzte Gluth der Abendsonne, und durch den schnellen Wechsel, der dieses Klima bezeichnet, trat die Finsterniß der Nacht plötzlich an ihrer Stelle ein. Aber wir hatten bei dem Uebergang nichts verloren, denn in einem Nu war die Straße so hell als am Tage, und für uns, die wir an die dunklen Gassen und traurigen Oellampen Roms gewöhnt waren, bot das strahlende Lichtmeer, das sich plötzlich vor uns entzündete, einen eben so überraschenden als blendenden Anblick dar. Schöne Gaslampen, die hoch über unseren Köpfen hingen, vermischten ihre Flammen mit der Beleuchtung, die aus langen Reihen von Läden hervorströmte und die ausgesuchten Toiletten und niedlichen Gesichter der Damen in den Equipagen, nebst den sie begleitenden Kavalieren, mit hellem Glanz übergoß. Ueberall bemerkten wir Kaffeehäuser, von denen jedes einzelne eine Illumination bildete; die vom zweiten Rang waren nach allen vier Winden offen und von Rauchern und Müßiggängern gefüllt, die eleganteren aber mit Gruppen von Eis- und Limonade-Trinkern umringt, deren Equipagen die Straße ganz versperrten, wodurch alle fünf Minuten ein Stillstand hervorgebracht wurde.

Wir konnten uns jedoch nicht über die Langsamkeit unseres Fortschritts beklagen, da sich bei jeder Wendung eine neue Scene, eben so überraschend und eigenthümlich als die vorhergehenden, eröffnete. Bald zeigte sich uns eine Garküche, deren offene Schauseite das ganze Innere enthüllte, von oben bis unten mit kupfernen Gefäßen, Zuckerformen und anderen zur Kochkunst gehörigen Utensilien von jeder Größe und Gestalt angefüllt — Alles so blank polirt, daß es beinahe mit den Spiegelscheiben wetteiferte, die überall von Gold, Silber und Krystall strahlten, während der Meister und seine Gehülfen an der Thür ihre Geschäfte betrieben, die Kuchen zubereiteten und sie unter ihre Kunden vertheilten. Im nächsten Augenblick nahmen wir am Eingang einer Querstraße eine Erleuchtung wahr, die dem Anschein nach in der Luft schwebte. Als wir um Lösung dieses Räthsels baten, erfuhren wir, daß es die Gala-Nacht einer königlichen Prinzessin sey, bei welchen Gelegenheiten alle öffentliche Gebäude illuminirt werden. Die Lampenreihen, die in schwindelnder Höhe über uns glänzten, waren an den Festungswerken von St. Elmo angebracht, und von den Palästen der Minister, wie von dem Jesuiter-Kollegium am Largo del Mercatello, brannten unzählige Lichter und Fackeln. Noch blendender aber, noch geschmackvoller und origineller als alle diese, waren die kleinen Buden der Limonadieri, von denen eine oder zwei sich an jeder Straßenecke befinden und bei welchen der volksthümliche Sinn für Decoration und Beleuchtung sich besonders hervorzuthun weiß. Von Aesten überwölbt und mit Guirlanden bekränzt, waren sie mit Blumen-Labyrinthen zu vergleichen; sogar die Orangen und Citronen hatte man in symmetrische Reihen geordnet und um die vier kleinen grünen Säulen aufgehängt, die das leichte Dach tragen, während die frischen Blätter in dem Schein einer Menge kleiner Glas-Laternen prangten, die von den Zweigen herabhingen und rings umher ihr funkelndes Licht verbreiteten. In der Mitte dieser Feenlauben stand der sonnenverbrannte Austheiler der acqua gelata und Limonade, im möglichst leichten Anzuge, d. h. im Hemde und Beinkleide, aufs thätigste beschäftigt, Orangen zu verkaufen, Citronen auszupressen oder Gläservoll des Saftes aus den Fässern abzuziehen, die sich an jeder Seite aufthürmten, und deren Inhalt er abwechselnd mit Eiswasser und dem beliebten Kakao den zahlreichen Käufern verabreichte, die sich um seine Bude drängten.

Endlich gelangten wir aus der Toledo-Straße nach dem prachtvollen Largo, oder vielmehr nach der Reihe von freien Plätzen, die mit jenem anfangen. Wir hielten ein paar Minuten an, um sie in Augenschein zu nehmen. Neben uns waren die Equipagen in fünf Reihen vor dem Café de l'Europe, dem Sammelplatz der schönen Welt, aufgefahren — einem passenden Vorposten für die Straße aller Straßen, der mit seinen Vergoldungen und Arabesken nach der letzten Pariser Mode alle früheren Nebenbuhler in den Schatten wirft. Zur Linken trat der Portikus und die Façade des Theaters San-Carlo hervor, dessen ungeheure Masse an einen Flügel des königlichen Palastes stößt, der mit seinen Blumenterrassen sich längs dem Meere erstreckt, bis sie auf einer Seite sich dem Hafendamm anschließen. Als wir den Largo di San Francesco erreichten, hätte ich beinahe glauben können, daß wir durch einen Zauberschlag nach der „ewigen Stadt" zurück versetzt seyen; denn vor uns stand, der Hauptfronte des Palastes gegenüber und halbmondartig den Platz umgebend, die Kolonnade von St. Peter! Die zwischen den Säulen aufgehängten Gaslampen bildeten keine üble Nachahmung der Portiken in ihrer Ostersonntags-Erleuchtung, und es fehlte nur der hohe Peristyl und der gewölbte Dom des Pantheons, an dessen Stelle die stattliche Säulenhalle der basilica regina sich im Lichte schimmernd erhob. Obwohl mit Rom verglichen nur im verringerten Maßstabe, machte das Ganze doch eine ergreifende Wirkung, und dieses erste Gefühl erlosch nachher nie ganz wieder. Selbst dann, als uns das Tageslicht zeigte, daß die Combination etwas barocker Art sey, und die Puristen in der Baukunst versicherten, daß die San-Francesco-Kirche mit allen ihren schönen Marmorpfeilern und brillanten Fresko's nichts weiter als ein kostspieliger Barbarismus sey, konnte ich als Laie nicht umhin, bei meinen früheren Eindrücken zu beharren und gegen die Entscheidung der Kunstverständigen Protest einzulegen.

Nachdem wir San-Francesco verlassen hatten, fuhren wir an dem Palast des Prinzen von Salerno vorbei und erblickten von neuem den schattigen Umriß des Vesuv, der sich dunkel gegen den Himmel zeichnete, die Spitze ganz in Flammen stehend, während der Fuß bis in die Bai hineinzuragen schien. Die Betrachtungen, in welche uns diese Scene versenkte, wurden durch das Anhalten des Wagens vor dem Hôtel de Rome unterbrochen, aber sobald wir von unseren Zimmern Besitz genommen, eilte ich nach dem Balkon, um den Anblick in Muße zu genießen. Die Aussicht, welche sich uns hier darbot, ist durch ihre Herrlichkeit zum Sprüchwort geworden, und dennoch übertraf sie alle meine Erwartungen. Sie glich in der That einem Traumgebilde. Es schien kein Mond, und dennoch konnte man es nicht finster nennen. Die Himmelsdecke war mit Sternen besäet, und ihr ungewisses Licht zeigte den ganzen Umkreis der Küste, nebst den Gipfeln der entfernten Gebirge. Castellamare und Sorrento lagen dunkel, aber deutlich gezeichnet am Horizont, und der Vesuv krönte das Ganze, indem er von Zeit zu Zeit seine röthlichen Flammen ausspie. Vor uns erstreckte sich die Bai, über deren dunkle Fläche bisweilen ein Fischerboot, von einer kleinen Fackel beleuchtet, dahinglitt und hinter die Zinnen des Schlosses del Uovo verschwand. Von den Fenstern der anderen Zimmer hatten wir einen von jenem ganz verschiedenen Anblick. Sie gingen nach Sta. Lucia hinaus, dem klassischen Aufenthalt aller Fischer und Fischerinnen, Seeleute, Barkenführer und schönen Mädchen des schönen Neapels. Nichts konnte sich niedlicher ausnehmen als die kleinen Buden der Krabben- und Schalfisch-Verkäufer, die mit ihren hohen, blau- und weißgestreiften Zeltdecken und kleinen blinkenden Lichtern längs der Brustwehr gereiht waren, während der pescatore selbst mit rother Mütze und Schärpe in einer Ecke saß und die wenigen Spaziergänger, die an dem jetzt fast verödeten Quai vorbeikamen, mit dem Ausruf: Frutta del mare, frutta del mare! begrüßte.

Aber so anziehend dieses Alles auch war, kehrte ich doch bald auf den Balkon zurück, wo wir bis tief in die Nacht hinein saßen, uns des kühlenden Seewindes erfreuten und die Wellen beobachteten, die zu unseren Füßen plätscherten.

Dänemark.

Andersen's Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht.

H. C. Andersen's Erstlingsprodukt, seine „Fußreise nach Amack", ist jetzt unter vorstehendem Titel in einer deutschen Uebersetzung von Dr. Le Petit erschienen.*) Der Bearbeiter hatte Recht, dem Titel des Originals eine Erläuterung zu geben, da der humoristische Sinn des dänischen Titels „Fußreise nach Amack"**) eben nur einem Dänen von selbst verständlich ist. Zur Geschichte der Andersenschen Muse ist dieses Capriccio, das der junge Schuhflickerssohn im 23sten Lebensjahre, als er eben Student geworden war, entworfen hat, gewiß sehr interessant, und da man diese Muse auch in Deutschland recht lieb gewonnen, so wird man dem Uebersetzer für seine Arbeit, ganz besonders aber für das dem Büchlein vorangeschickte Lebensbild des Dichters, sehr dankbar seyn. Wir haben in Nr. 41 u. 42 des Magazins von 1846 eine Biographie Andersen's mitgetheilt, die in weiten Kreisen angesprochen hat und unter Anderem auch ins Vlaamische übertragen worden (abgedruckt in der Broederband, Jahrgang I., Heft XII.); das von Herrn Le Petit gegebene Lebensbild ist noch vollständiger, indem der Zeichner den Vortheil hatte, den Dichter von dessen frühester Zeit her persönlich zu kennen, woran er ihn auch in einer zwar etwas zu langen, aber nicht uninteressanten Dedication erinnert. Die Abenteuer und Märchen selbst tragen noch nicht das anmuthige Gepräge, das die späteren ähnlichen Arbeiten des Verf. auszeichnet; es ist darin noch das Bemühen zu erkennen, fremden Mustern, besonders aber deutschen, es nachzuthun. Daß der junge Däne, dessen Jugend- und Studienjahre mit den größten Entbehrungen zu kämpfen hatten, damals schon mit Tieck, Hoffmann, Jean Paul, Hölty u. A. so vertraut war, wie aus seiner Darstellung hervorgeht, zeugt jedenfalls von seiner außerordentlichen, früh geweckten, geistigen Regsamkeit. Seine Phantasie versetzt ihn auf der „Fußreise nach Amack" in ein späteres Jahrhundert, und wie dies schon von einigen Seiten versucht worden, giebt er uns eine Schilderung von den außerordentlichen Fortschritten, die dann das Menschengeschlecht in allen Wissenschaften, Künsten und Gewerben gemacht haben wird. Unter Anderem erblickt er ein Luftdampfschiff, das wie der Blitz an ihm vorüberfliegt und dann wie ein dunkles Pünktchen am Horizont verschwindet. Vom Bord desselben war ihm ein angefangener Brief zugeflogen, datirt von der Sylvesternacht des Jahres 2100, und aus demselben theilt er folgende Länder- und Völker-Beobachtungen eines Luftreisenden mit:

„Unsere armen Voraltern, wie sehr beklage ich sie! Langsam mußten sie, gleich Würmern, im Staube der Landstraßen einherkriechen; während wir nunmehr mit dem Fluge des Adlers wetteifern. In sechs Wochen habe ich schon die Merkwürdigkeiten der halben Erdkugel in Augenschein genommen. Wo soll ich anfangen, wo enden? Ich habe die ehemalige Grabesstätte des Helden Napoleon besucht; die rhodische Bildsäule von gegossenem Eisen, welche man ihm in späterer Zeit auf den Felsenzacken von St. Helena errich-

*) Abenteuer und Märchen einer Neujahrsnacht, auf einer Fußreise nach Amack. Von H. C. Andersen. Ins Deutsche übertragen und mit einem biographischen Lebensbilde des Verfassers eingeleitet von Dr. Le Petit. Hamburg, Verlag von Hermann Gobert, 1848.

**) Amack ist eine mit Kopenhagen durch eine Brücke verbundene Insel, die hauptsächlich von Fischern bewohnt ist und auf der sich eine Vorstadt der Residenz befindet.

tete, soll ungemein ähnlich seyn. — Ich bin mitten unter den Ruinen des Serails spazieren gegangen und habe die Messe gehört in der Sophienkirche, die einmal eine Moschee gewesen seyn soll. Uebrigens sah ich da keinen einzigen Türken; es scheint, als ob sie eine unüberwindliche Scheu hätten, ihre asiatische Heimat zu verlassen und ihre früheren Besitzungen zu betreten. — Das Freiheits-Denkmal der Griechen ist einfach, aber schön; die große Figur daran, will man sagen, sey von Thorwaldsen; ich glaube nicht, daß sie so alt ist. — In der Schweiz erzählte man mir noch die alte Sage vom Tell mit einem patriotischen Feuer, das der romantischen Dichtung fast eine Färbung von Wahrheit lieh. Die brüderlichste Einigkeit herrschte unter der gesammten durchgehends protestantischen „Eidgenossenschaft". — Spanien ist ein blühender Garten; es giebt da keine Spur mehr von der früheren Geistesnacht und Priester-Anarchie; denn den „heiligen Vater" zu Rom hat man vom Norden her mit seinem eigenen Jesuitengewebe so eng umsponnen, daß ihm keine mit Vernunft und Gefühl begabte Menschenseele so leicht mehr ins arg zusammengeflickte Netz läuft. Eben so reift la giovine Italia, nach einer vielgeprüften Entwickelungsperiode von drittehalb Jahrhunderten, immer entschiedener zur kräftigsten Organisation heran; der Italiäner braucht nicht mehr mit Filicaja zu jammern:

Italia, Italia, o tu, cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza, ond' hai
Funesta dote d'infiniti guai
Che'n fronte scritti per tua doglia porte!

— Deutschland, das nach dem letzten zwanzigjährigen Kriege, in welchem ein Urgroßvater meiner Mutter tapfer mitgefochten haben soll, allmälig zum Bewußtseyn seiner wahren Nationalität und zur Erkenntniß seiner politischen Würde gelangte, schreitet mit dem Palladium der allgemeinen Constitution seinem glänzenden Ziele rüstig entgegen.... Die Perle aller Reiche und Staaten Europa's ist und bleibt jedoch, in gewisser Hinsicht, das mächtige Rußland; spät erhob es sich zu einiger Kultur, doch strahlt es deshalb auch jetzt in einer um desto frischeren Glorie, weil es die Phasen seiner Barbarei, oder (wie ich mich lieber ausdrücken möchte) seine „Flegeljahre", so bedächtig zurücklegte. Aus den öden Steppen wachsen freundliche Dörfer, niedliche Städtchen, wie Aehrenhalme unter Disteln, hervor; und das einst so verschrieene Sibirien liefert den besten Beweis davon, daß das Klima immer milder wird, je fleißiger man den Boden bebaut. Nie und nimmer, wenn man es nicht aus den Annalen der Weltgeschichte wüßte, geriethe man jetzt auf den Gedanken, daß hier vor nur dreihundert Jahren die fürchterlichsten Verbannungsörter für meistentheils unschuldige „Sträflinge" existirten! — — Aber mein Brief wird nur lose Bruchstücke; während ich dieses schreibe, hat das Schiff schon in nordwestlicher Richtung zwanzig bis dreißig Meilen gewonnen. Lustig geht es hin über Berge und Meere; von unten lächelt uns die bunte Erdfläche an, wie ein Maulbeerblatt, worin sich eine Seidenraupe verspinnen will. Die Hauptstadt Dänemarks bekomme ich nur vom Verdeck zu sehen; doch habe ich dänischen Grund und Boden betreten, bewundert habe ich das herrliche Schloß Friedrichsburg, wo wir trotz der strengen Winterkälte bei unseren transportabeln Wärmeapparaten table d'hôte im Freien hielten. Heute haben wir nämlich wegen der Hagelwolken viel kreuzen müssen; nun ist die Luft wieder rein und klar; keine Gefahr droht uns mehr von jenen fliegenden Klippen. Nächsten Sommer mache ich eine kleine Tour über das Weltmeer; ich muß doch das Land sehen, wo das Menschengeschlecht auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung thronen soll. Die Zeit kann kommen, wo der Amerikaner zum Mutterlande Europa zu Fuß pilgert; mancher ehemalige See und Meerbusen ist jetzt Land, aber manche bebaute Strecke Landes mit Schiff unter den Wogen bedeckt! Vielleicht hat das Nordmeer sich bald eine neue Bahn gebrochen, und die Brandung schlägt gegen die Küsten, deren Bewohner sonst nie die Majestät des Oceans erschauten; vielleicht —"

Mannigfaltiges.

— **Die Vorlesungen des Dr. Prutz.** Es gab allerdings eine Zeit, wo in Berlin auch außerhalb und noch vor Errichtung der Universität der historische und der philosophische Lehrstuhl eine auserwählte Schaar von Zuhörern um sich versammelte und durch diese auf die gesammte Nation zu wirken suchte. Wir erinnern nur an die Vorträge, die Fichte im Winter 1804—5 in Berlin über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" gehalten, zu einer Zeit, wo er noch Professor an der damals preußischen Universität Erlangen war, aber in jedem Winter auf einige Monate nach der Hauptstadt kam, um hier die Gebildeten, an welche auch Schleiermacher seine Reden über die Religion richtete, für seine Ideen zu begeistern. Und welche Begeisterung Fichte durch seine im Winter 1807—8 in Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation" erregte, ja, wie unter den Zuhörern dieser Reden ein Theil der Männer sich befand, die in den darauf folgenden Jahren durch ihre Theilnahme an den größten Friedens- wie an den größten Kriegesthaten des Jahrhunderts Preußens und damit auch Deutschlands Wiedererhebung bewirkten, das ist aus der Geschichte jener Zeit hinlänglich bekannt. Haben wir seitdem auch eine Hochschule in unsere Mitte bekommen, deren Hörsäle jedem Gebildeten geöffnet sind, so werden doch Vorträge, die sich außerhalb der Universitätsräume an ein gemischtes Publikum von Männern und Frauen, von Jünglingen und Greisen wenden, immer eine große und allgemeine Wirkung haben können, wenn sie in einer empfänglichen Zeit über einen die Gemüther beschäftigenden Gegenstand von Männern gehalten werden, die, wie Fichte oder Schleiermacher, zugleich Träger des Geistes sind, von welchem sie getragen werden.

Herr Dr. Prutz, der in diesem Winter, wie im vorigen, zu uns nach Berlin gekommen, um Vorlesungen vor einem gemischten Publikum zu halten, hat sich das große Ziel gesteckt, auf ähnliche Weise zu begeistern und zu wirken, und hat auch in der That in diesem Jahre ein dazu viel geeigneteres Thema erwählt, als die Geschichte des deutschen Theaters war, von welchem letzteren man jetzt überhaupt, wie einst Schiller von dem Kotzebue-Ifflandschen Drama, sagen darf: „Was kann wohl dieser Misère Großes begegnen?" Das Interesse wendet sich heutzutage einer ganz anderen Welt zu, als den Brettern, die eben nur einem Volke, das sich, wie die Deutschen des 18. Jahrhunderts, mit einem Scheinleben unter den Völkern begnügte, die „Welt" bedeuten konnten. Herr Dr. Prutz hat diesmal Vorlesungen über die „Geschichte der Literatur der Gegenwart" angekündigt, doch wie er in der Einleitungsrede angedeutet, wird dies nur der Kettenfaden seyn, welchem ein Einschlag politischer und historischer Art erst seine wahre Gestalt und seine Benennung zu geben bestimmt ist, so daß er uns, wie es Fichte richtiger und unumwundener bezeichnen durfte, die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" zu zeichnen denkt. Zwar hat der Vortragende einen besondern Nachdruck auf das Wort Geschichte in seiner Ankündigung gelegt, allein wir erlauben uns, ihm zu entgegnen, daß sich die Literatur der Gegenwart eben so wenig in eine geschichtliche Darstellung bringen lasse, als die Gegenwart überhaupt, denn die Geschichte hat es eben mit dem Geschehenen und nicht mit dem Werdenden zu thun, weshalb wir es auch nicht so auffällig wie Herr Prutz finden können, daß sämmtliche deutsche Literarhistoriker, die sich in den letzten Jahren einen Namen erworben, wie ausführlich sie sich auch über die Anfänge und die klassische Periode unserer Literatur verbreiten, doch, sobald sie an die neueste Zeit kommen, einsylbig werden oder den Faden der Erzählung ganz fallen lassen. Der Geschichtschreiber wird ein rückwärts gekehrter Prophet genannt; sollte er aber auch das Werdende, gleichviel ob in der Literatur oder im Staate, darstellen, so müßte er die Sehergabe des vorwärts gekehrten Propheten besitzen. Darum erwarten wir von Herrn Prutz wohl ein philosophisches, nicht aber ein historisches Gemälde unseres Zeitalters und seiner Literatur, wie denn auch schon sein am 15. Januar vor einem sehr zahlreichen Publikum gehaltener Einleitungs-Vortrag dargethan, daß er nicht blos — nach den Worten Fichte's, den er auf sehr schöne und treffende Weise neben Schiller, wie Kant neben Göthe, gestellt — „als Empiriker manche auffallende Phänomene der Zeit, wie sie sich ihm in der zufälligen Beobachtung darbieten, auffassen und herzählen will, ohne je sicher zu seyn, daß er sie alle erfaßt hätte, und ohne je einen anderen Zusammenhang derselben angeben zu können, als den, daß sie nun eben in einer und derselben Zeit beisammen seyen", sondern daß er „das vorliegende Mannigfaltige der Erfahrung auf die Einheit des gemeinschaftlichen Prinzips zurückführen und wiederum aus dieser Einheit jedes Mannigfaltige in der Zeit uns erschöpfend erklären und ableiten will."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 9. Berlin, Donnerstag den 21. Januar 1847.

Rußland.

Der Wiederaufbau des Winterpalastes in St. Petersburg.

> Das größte Lob zu unsrer Väter Zeit
> War kurz: der Mann ist ein gerechter Mann.
>
> Stolberg.

Custine sagte in seinem Buche „Rußland im Jahre 1839", den Wiederaufbau des Winterpalastes betreffend: „Es mußten ungeheure Anstrengungen gemacht werden, um die Arbeit zu der von dem Kaiser gewünschten Zeit zu Ende zu bringen. Im Innern arbeitete man während des stärksten Frostes fort; fortwährend waren sechstausend Arbeiter beschäftigt. Zwar starben täglich mehrere, aber die Opfer wurden sogleich durch Andere ersetzt, die ihrerseits in dieser ruhmlosen Bresche sterben mußten. Und der einzige Zweck so vieler Opfer war die Erfüllung einer Herren-Laune. Bei den natürlich, d. h. längst civilisirten Völkern giebt man das Leben der Menschen nur wegen gemeinsamer Interessen preis, deren Wichtigkeit fast Jedermann anerkennt. Aber wie viele Generationen von Herrschern hat das Beispiel Peter's I. verleitet.

„Bei einer Kälte von 25—30 Grad waren 6000 unbekannte Märtyrer, Märtyrer ohne Verdienst, die unfreiwillig Gehorsam leisteten, was bei den Russen eine angeborene und aufgenöthigte Tugend ist, in Säle eingeschlossen, welche man bis zu 30 Grad geheizt hatte, damit die Wände um so schneller trockneten. So setzten sich diese Unglücklichen, wenn sie dieses Haus des Todes, das durch ihre Aufopferung ein Asyl der Eitelkeit, der Prachtliebe und des Vergnügens wurde, hinein traten oder aus ihm heraus, einer um 50—60 Grad verschiedenen Temperatur aus.

„Die Arbeiten in den Minen des Ural-Gebirges sind nicht so verderblich, und doch waren diese Arbeiter keine Verbrecher. Und diesen Kaiser hatten so Viele, die nun vor seinen Augen der Befriedigung seiner kaiserlichen Eitelkeit zum Opfer gebracht wurden, ihren Vater genannt! Die auf den Bau von Versailles verwendeten Millionen haben eben so viele französische Handwerker-Familien ernährt, als der Bau des Winterpalastes in zwölf Monaten slawische Leibeigene zu Grunde gerichtet."

Gretsch trat in seiner bekannten Gegenschrift dem Marquis von Custine wegen dieser Auslassung mit den kurzen Worten entgegen: „Es ist nicht für einen Heller Wahrheit in den Worten des Marquis!" Der Engländer Bourke sagt in seiner Reisebeschreibung „St. Petersburg and Moscow" *): „Der Winterpalast ward allerdings in unglaublich kurzer Zeit renovirt, aber ich stelle es ganz in Abrede, daß dieses Resultat nur auf Kosten unzähliger Menschenleben erreicht wurde."

Der Kaiser Nikolaus, um dessen Charakterschilderung es sich hier handelt, darf gewiß mit allem Rechte den ausgezeichnetsten Zeitgenossen beigezählt werden. Es ist daher nicht ohne Interesse, zu wissen: was ist Wahrheit bei so verschiedenen Meinungen? Vielleicht erscheint das Urtheil eines Augenzeugen, der an Ort und Stelle Gelegenheit gehabt, zu sehen und zu hören, und zwar fast immer an ersten Quellen, nicht ganz am unrechten Platze, deshalb möge mir vergönnt seyn, mein Votum in der Sache hier abzugeben.

Je mehr wir vielleicht Ursache haben, uns als Gegner des politischen Prinzips, für dessen Hauptvertreter Kaiser Nikolaus gilt, zu bekennen; je weniger wir uns zum Absolutismus hinneigen, um so mehr haben wir — meines Erachtens — Veranlassung, der Person des Kaisers Nikolaus strengste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich halte zum mindesten dafür, daß man seiner Sache durch absichtliche Parteifärbung und sogenannte systematische Opposition endlich selbst großen Schaden zufüge. Daher wollen wir denn auch demnächst den Stand der Dinge vor dem Beginne des Winterpalastbaues ein wenig näher ins Auge fassen und die Umstände betrachten, unter denen derselbe begonnen wurde.

Durch den Brand des erwähnten Gebäudes war das Lokal vernichtet, welches allein in St. Petersburg die eingeführte Repräsentation des Hofes möglich machte. Die kaiserliche Familie bezog allerdings in der Zwischenzeit den Anitschkoffschen Palast, worin jedoch die Räume notorisch so beschränkt waren, daß dieselben kaum zur nothdürftigen Unterbringung des zur Kaiserfamilie gehörenden Personals nebst allernächster Umgebung ausreichend erklärt werden konnten. Bei der geringsten Bewegung, sey es der Empfang eines Gesandten oder dergleichen, befand man sich in der That verlegen, denn der Platz wollte nirgend zureichen; die Reichsrepräsentation gehört aber namentlich in Rußland, sobald man nur iegend Rücksichten auf Menschen und Verhältnisse zu nehmen nicht abgeneigt ist, eben so zu den unerläßlichen Dingen, als z. B. Truppen-Exercitien und sonstige Beschäftigungsmittel der Menge oder Einzelner. Wer demnach zu behaupten Willens wäre: es hätte dem Kaiser Nikolaus nicht um möglichst raschen Wiederaufbau zu thun seyn müssen, der spricht völlig ohne genügende Kenntniß und Ueberlegung.

Nun gab es aber nur zwei Wege des Baues: entweder man übergab die Sache den Händen des seitherigen Hofbaumeisters Montferrand, der ein Menschenalter und darüber an der Isaakskirche baute, ohne fertig werden zu können, und von dem offen gesagt wurde: er werde den reichen Demidoff bei seinen (des Baumeisters) Lebzeiten das Fertigwerden seines Palastes nicht erleben lassen; oder: es wurde der Wiederaufbau energischer verfahrenden Händen anvertraut. Die Umstände drängten zu letzterem Verfahren, daher der Bau dem General Kleinmichel übertragen wurde. Sollte der Letztere den Bau rasch vollführen können, dann mußte ihm natürlich freie Hand gelassen werden, und so arbeiteten — wie ich dies selbst mit angesehen habe — im Winter des Jahres 1838/9 allerdings eine Menge Menschen in sehe stark geheizten Gemächern; namentlich waren dies Stubenmaler, Stukkaturarbeiter und dergleichen. Ich sah, daß mehrere von denen, die in der Höhe arbeiteten, sich nasse Lappen um den Kopf gewunden hatten, um die Hitze erträglicher zu machen. Diese Arbeiter, deren Zahl Custine entsetzlich übertreibt und deren, nach meiner Ansicht, kaum 600 anstatt 6000 gewesen seyn dürften, arbeiteten ganz gewiß freiwillig und zwar nach vorher eingegangenem Akkord; denn ich lernte in Gesellschaften ein paar Deutsche kennen, die selbst zur Zahl dieser Arbeiter gehörten, und die sich so wenig gezwungen zum Baue gemeldet hatten, als es nur irgendwo in der Welt geschehen konnte. Und obwohl ich persönlich mit einem der angestellten Baumeister Umgang gehabt habe, so hörte ich doch nirgend von Zwangarbeitern sprechen, die bei diesem Bau gebraucht worden seyn sollten. Ein Unterrichteter sagte mir: es arbeiteten überhaupt durchschnittlich nur etwa 2—3000 Arbeiter am Winterpalaste, und bei weitem die Minderzahl befand sich in den stark geheizten Zimmern. Daß häufige Erkrankungsfälle vorgekommen seyn sollen, hörte ich gelegentlich wohl behaupten, allein daß der Kaiser hiervon nur Nachricht erhalten haben dürfte, muß ich durchaus bezweifeln. Er ließ Kleinmichel gewähren, der allerdings seinerseits kein Empfindlichkeitsmensch genannt wurde. Wer aber in Rußland irgend Etwas rasch durchsetzen will, der ist, meiner Erfahrung nach, sogar gezwungen, von dem individualisirenden Prinzipe abzugehen, das jedoch sicherlich, bei uns wenigstens, das allein empfehlungswerthe genannt werden muß.

So viel ist sicher, die Herren Franzosen, welche sich z. B. bei ihren Eisenbahn-Verwaltungen so unverantwortlich gleichgültig gegen die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit ihrer Mitmenschen bezeigen, hätten alle Ursache, vor den eigenen Thüren demnächst besser zu fegen, ehe sie das schärfste Urtheil an andere Völker und deren Oberhäupter legen. Gefehlt wird von uns Menschen ganz sicher unter jeder Form, aber in den westlichen Ländern Europa's, wo Freiheit in weit höherem Grade herrscht oder herrschen soll, als dies in Rußland der Fall ist und unter Umständen seyn kann, da fallen Mängel der gerügten Art sicher am schwersten ins Gewicht.

Hiernach glaube ich bewiesen zu haben, daß weder Custine, noch Gretsch oder Bourke der Wahrheit die Ehre gaben, wie dies doch als erste Pflicht unter Menschen erscheint.

Eduard Pelz.

*) Vergl. hierüber Nr. [illegible] d. Bl. vom [illegible] Nov. 1846.

Frankreich.

Eine Episode aus der Zeit der Kontinentalsperre Napoleon's.

(Fortsetzung.)

Als die ersten Strahlen der Morgensonne sichtbar wurden, erblickte ich in einiger Entfernung eine kleine Hütte, die an der Mündung der Maas gelegen war. Meine Führer gaben mir ein Zeichen, daß ich dort erwartet würde, und verließen mich alsbald. Jetzt erst, als ich am ersten Ziele angelangt war, fühlte ich, daß mich fror, und daß ich müde und hungrig war. Aber der Anblick der weiten Wasserfläche belebte von neuem meine Kräfte, und froh trat ich in die Barake ein, deren Inneres indeß nichts Erfreuliches darbot. Sie war mit Bohlen und Netzen fast vollgestopft. Ein Mann verließ einen Haufen von Netzen, auf dem er geruht hatte, schlug Feuer an und lud mich in schlechtem

Deutsch zum Schlafen ein. Zugleich kündete er mir an, daß das Fahrzeug, worin wir übersetzen würden, am anderen Morgen den Fluß herabkommen werde. Dieses „wir" rief mir die beiden Herren ins Gedächtniß zurück, die mir in Rotterdam zu Reisegefährten versprochen worden waren; und in demselben Augenblick, wie, um auf meinen Gedanken zu antworten, sah ich zwei Personen hinter den Dielen hervortreten, die sich eben so begierig zeigten, nach England überzusetzen, wie ich es war. Sie befanden sich schon seit fünf langen Tagen in der Hütte und zehrten von den Lebensmitteln, die sie selber mitgebracht hatten. Ich hätte es eben so machen müssen; unglücklicher Weise aber hatte ich in dem Glauben, daß es sich nur um eine Ueberfahrt von 24 oder höchstens 30 Stunden handelte, nicht viel Lebensmittel mitgenommen, so daß es um meinen Unterhalt schlecht aussah. Die Netze dienten uns statt der Betten; es war kein kleiner Abstand zwischen ihren harten, knotigen Maschen und einem Eiderdaunenlager; doch gelang es uns, darauf zu schlafen. Am traurigsten aber war, daß das versprochene Fahrzeug nicht ankam. Es ließ drei tödtliche Tage auf sich warten, die wir dazu anwandten, Vermuthungen über die Gründe seines Ausbleibens anzustellen. Endlich am Morgen des vierten Tages weckte unser Wirth uns mit der Nachricht, daß es den Fluß eben herunter gekommen sey und einige hundert Klaftern von unserer Behausung angebunden läge. In wenig Augenblicken waren wir an Bord.

Kaum hatten wir es uns in dem Boote bequem gemacht, als der Patron die Segel aufspannte. Da konnten wir uns vor Freuden kaum halten; wir tanzten, umarmten uns und .... saßen plötzlich, wie uns ein heftiger Stoß belehrte, auf einer Sandbank fest. Da keine Gewalt im Stande war, uns wieder flott zu machen, so mußten wir fünf lange Stunden warten, bis die steigende Fluth uns aus unserer traurigen Lage erlöste, aber nur, um uns auf den Punkt zurückzuwerfen, von wo wir ausgefahren waren. Hierzu kam noch ein zweites Ungemach, indem uns der Patron erklärte, daß er nur mit einem Erlaubnißschein für eine bestimmte Zeit versehen sey und sich nicht der Gefahr aussetzen wolle, bei seiner Rückkehr sein Fahrzeug konfiszirt und selber ins Gefängniß geworfen zu sehen. Ich hielt mit meinen beiden Gefährten Rath. Wären wir bewaffnet gewesen, so würde es keinem Zweifel unterlegen haben, daß wir die Widerspenstigkeit unseres Patrons mit der Pistole in der Faust gebändigt hätten. Unglücklicherweise aber besaß ich nichts als ein kleines Taschenmesser; meine Gefährten aber waren nicht einmal so gut bewaffnet. So mußten wir der Nothwendigkeit weichen und ans Land zurückkehren. Jetzt galt es, einen guten Schlupfwinkel ausfindig machen. Ich, als der zuletzt Gekommene und Ueberzählige, wurde unter einen großen Haufen von Netzen begraben, während die anderen Beiden sich in ein Versteck einschließen ließen, das in der Wand des Fahrzeugs angebracht war. Nachdem Alles gehörig versichert war, schiffte das Boot wieder stromaufwärts bis zu einem schönen Dorfe, dessen Namen ich niemals erfahren habe. Nachdem der Anker geworfen und das Fahrzeug am Ufer angebunden war, unterlag es einer Untersuchung, die jedoch nicht allzu streng war. Ich konnte alle Worte der Zollbeamten hören, fast erdrückt von der Last meiner Netze, unter denen ich den ganzen Tag zubringen sollte. Gegen Abend endlich, als ich mich schon vergessen und dazu verdammt glaubte, die ganze Nacht in dieser Lage zuzubringen, wurde ich endlich befreit. Ich warf eine Matrosenjacke über und wurde darauf in ein von Nettigkeit und Reinlichkeit glänzendes Haus geführt, wo ich auch meine beiden Freunde bei einem guten Feuer und an einem trefflich gedeckten Tische wiederfand. Eine Frau von sehr gutem Aussehen bediente uns. Nie habe ich in meinem Leben ein vorzüglicheres Mahl eingenommen; auch hatte man uns ganz vortreffliche Betten bereitet. Leider mußten wir diese ausgezeichnete Herberge schon vor Tagesanbruch verlassen, um unsere Schlupfwinkel wieder aufzusuchen. Meine Netze waren ganz durchnäßt vom Regen, der die ganze Nacht hindurch gefallen war. Kaum hatte ich mich wieder darunter verkrochen, als auch schon die Zollbeamten einen abermaligen Besuch uns abzustatten kamen. Einer von ihnen begann auch an meinen Netzen zu rühren. Ein fürchterlicher Schreck ergriff mich; denn mit der Furcht, entdeckt zu werden, verband sich noch die Angst, von einem etwas zu tief eindringenden Sonde- oder Bajonnettstoß durchbohrt zu werden. Glücklicher Weise stand er bald von seinem Vorhaben ab und warf die Netze wieder auf ihren vorigen Platz zurück, ehe er sie ganz gemessen hatte. So kam ich mit der bloßen Furcht davon.

Gleich nach dieser Untersuchung lichtete unser Patron den Anker und begann von neuem, die Maas hinabzusegeln. Jetzt aber, durch sein erstes Mißgeschick belehrt, zeigte er sich aufmerksamer und vermied glücklich die Sandbänke. Das Wetter war schön, das Meer ruhig, ruhiger als es uns lieb war; aber die vielen Strömungen, die es durchziehen, ließen ihn fürchten, in den Kanal und auf die französische Küste verschlagen zu werden; weshalb er sich nicht dazu verstehen wollte, die Nacht hindurch zu segeln. So kam es, daß wir anstatt 36 oder 40 Stunden fast 7 Tage zur Ueberfahrt brauchten; und wir würden noch mehr gebraucht haben, wenn wir nicht einem kleinen englischen Schmugglerfahrzeug begegnet wären, das uns auf den richtigen Weg zurückbrachte, da wir uns fast um 10 Linien südlich von dem Hafen entfernt hatten, den wir erreichen wollten. Während dieser sieben Tage mußten wir uns in Rücksicht auf Nahrungsmittel mit der Matrosenkost begnügen, die den Appetit nicht sehr reizte, da sie gewöhnlich aus einer Zwiebelsuppe mit Bier bestand, wozu der Capitain, falls er seine Leute festlich bewirthen wollte, ein Maaß Zuckersyrup hinzufügte. In dieser Suppe verschlangen unsere Fischer noch große Stücke rohen Specks. Vergeblich wollte ich mich zwingen, ihrem Beispiel zu folgen. Da die Vorsehung mich nicht mit einem holländischen oder grönländischen Magen ausgerüstet hat, so litt ich aus Mangel an gesunder Nahrung unbeschreiblich.

Endlich, sieben Tage nach unserer Einschiffung in der Mündung der Maas, bot sich die hübsche kleine Stadt Harwich mit ihren schmucken Häusern und ihrem mit Fahrzeugen aller Art angefüllten Hafen unseren erfreuten Blicken dar. Der Morgen war frisch und heiter; die Sonne strahlte von dem unbewölkten Himmel so glänzend nieder, als ich es selten in England wahrgenommen. Wir beeilten uns mit der Ausschiffung; aber ein Polizeibeamter kam zu uns an Bord und bat uns, noch so lange zu warten, bis wir die Erlaubniß des Alien Office erhalten hätten. Indeß schrieben wir an unsere Londoner Freunde und befanden uns am anderen Tage, nachdem alle Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, in einem der besten Gasthäuser Londons. Ich muß hier einen Zwischenfall erwähnen, der einen Begriff von der Strenge giebt, mit der die Gränzbewachung ausgeführt wurde. Bei unserer Ankunft in Harwich drang eine Menge von Korrespondenten der vornehmsten Londoner Journale auf uns mit der stürmischen Frage ein, ob wir nicht Neuigkeiten oder fremde Zeitungen mitgebracht hätten? In der That fand einer von meinen beiden Reisegefährten in seiner Tasche ein halbzerrissenes und beschmutztes Bruchstück einer Zeitung, die aber wenigstens drei Wochen alt war; nichtsdestoweniger wurde ihm auf der Stelle für diesen Papierfetzen eine bedeutende Summe gezahlt, womit er seine Reisekosten von Harwich nach London decken konnte.

Die ersten Tage meines Aufenthalts in London widmete ich ausschließlich den Geschäften. Vor allen Dingen begann ich über mein Unternehmen, nach Helgoland zu schiffen, alle nur mögliche Notizen zu sammeln, wozu ich 14 Tage brauchte, ehe ich zu einem wirklichen Resultat gelangte. Dieser Plan war bisher ein Geheimniß für das Publikum geblieben; denn die große Masse der Kaufleute kannte kein Mittel, Waaren nach dem Festlande zu senden. Endlich entdeckten meine Freunde den Unterhändler, der das erste Fahrzeug nach Helgoland expedirt hatte, wovon ich schon in Paris ein paar Worte gehört hatte. Er hatte in diesem Augenblick eine zweite Expedition vorbereitet. Sofort machte ich Einkäufe im Betrage der Summe, über die ich gebieten konnte, und schiffte nach und nach meine Waarentransporte ein. Das Geheimniß war indeß bald verschwunden, und alle Welt wollte an dem Unternehmen Theil haben; die Reisegelegenheiten waren jetzt fast täglich geworden; und da ich mich davon überzeugt hatte, daß meine Waaren bereits unterweges waren, so bestieg auch ich bald ein Schiff und eilte ihnen nach, um ihre Einführung auf das Festland zu überwachen. Als ich in Helgoland anlangte, befanden sich meine ersten Sendungen bereits auf dem Festlande; Alles schien einen glänzenden Erfolg zu versprechen, als wir eines Tages plötzlich durch die Nachricht aufgeschreckt wurden, daß 6000 Zollbeamten die Ufer des Rheins verlassen hätten, um eine Linie von Düsseldorf bis Lübeck zu bilden und so das Land, wo die Waaren kürzlich eingeführt worden waren, zu umzingeln. Am Vorabend der Schlacht von Wagram hatte Napoleon mit jener Unermüdlichkeit, wodurch er den ganzen Umfang seines ungeheuren Reiches überwachte, und mit jener Erbitterung gegen die Engländer, womit er sie in Deutschland und auf allen Meeresküsten angriff, diesen Befehl gegeben, der alle unsere Maßregeln über den Haufen warf. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren; es galt jetzt, die bedrohten Waaren, wenn es noch möglich war, in aller Eile zu retten.

Helgoland ist ein nackter, etwa 4 Meilen von der Mündung der Elbe entfernt im Meere gelegener Felsen, dessen Umfang ¼ Meile beträgt. Seine Ufer sind fast überall so schroff und steil, daß er kaum zu besteigen ist. In der That gelingt dieses nur auf der einen Seite, wo der Fels sich in ein Sand-Ufer von einigen Klaftern Ausdehnung abplattet, und von wo aus man den Felsen auf einer in das Gestein eingehauenen Treppe besteigt. Diese kleine, von dreißig und einigen Fischerfamilien bewohnte Insel gehörte lange Zeit den Dänen, die sie jedoch in dem letzten Kriege den Engländern abtreten mußten, weil Letztere darin ein gutes Verbindungsmittel für ihren Handel mit der Küste Norddeutschlands erblickten. Als ich dort anlangte, war dieser bisher ungekannte Punkt der Erde seit einigen Wochen von einer zahllosen Menge Fahrzeuge umgeben und mit Waaren der verschiedensten Art überfüllt. Man würde dort Alles gefunden haben, außer Wohnung und Lebensmitteln. Denn es gab auf der ganzen Insel nur ein schlechtes Wirthshaus und zwei Betten, und Niemand hatte daran gedacht, die geringste Vorbereitung zur Aufnahme der schwimmenden Bevölkerung zu machen. Mit 30 Francs auf den Tag konnte man sich kaum das Nothwendigste beschaffen, wofür man in Paris 40 Sous gezahlt hätte. Ein Glück war es, daß die Gesellschaft sich unaufhörlich erneuerte, wodurch wenigstens der Ausbruch einer Krankheit verhindert wurde.

Die Hoffnung, mir ein Bett verschaffen zu können, hatte ich längst aufgegeben; so machte ich mich denn mit einigen anderen Unglücksgefährten auf den Weg nach dem Leuchthurm, mit der Absicht, dort die Nacht zuzubringen. Wir setzten uns auf unsere Schlafröcke und Mantelsäcke rings um den ungeheuren, blendenden Lichtglobus; der Himmel war hell, die Luft scharf und durchdringend; obwohl sehr gut bekleidet, hielt ich es doch in dieser Lage nicht länger aus, sondern kehrte nach dem Dorfe zurück, um noch einen Versuch zu wagen, ein anderes Nachtlager zu erobern. In der Wohnung meines Korrespondenten war noch Licht; ohne Zögern klopfe ich an die Hausthür, die auch alsbald geöffnet wird. „Treten Sie ein", sagte der Wirth des Hauses, der mich selbst willkommen hieß, „wir werden uns einzurichten wissen." Seine Wohnung war nur klein, 6 Fuß lang und 8 Fuß breit; zwei Stühle, ein Tisch, zwei Koffer und ein kleiner gußeiserner Ofen schmückten das Zimmer. Er lud mich ein, mich zu wärmen, und nahm seine Korrespondenz wieder auf, wobei er sich einer kleinen mit Thran gefüllten Lampe bediente, deren Qualm den kleinen Raum sehr unbehaglich machte. Nach einiger Zeit stand er vom Tische auf und zog zwei Dielen aus der Wand, in der nun eine Vertiefung

sichtbar wurde. „Dies ist mein Bett" sagte er. „Bedienen sie sich desselben; ich werde mit meinem Kommis zusammenschlafen." Nach einigem Zögern nahm ich das Anerbieten an. Das Bett, auf das ich mich ganz angekleidet warf, weil es sehr stockig und dunstig roch, bestand aus zwei Federmatratzen und einem Strohsack. Zu müde, um viel Reflexionen zu machen, schlief ich bald ein. Als ich aber am anderen Morgen erwachte, fühlte ich eine solche Uebelkeit und ein so großes Bedürfniß, frische Luft zu schöpfen, daß ich meinen Wirth einlud, mich zum Strande zu begleiten, um zu sehen, ob meine Sachen angekommen seyen. „Ach, lieber Freund", erwiederte er zu meinem nicht geringen Erstaunen, „mein Kommis wird Sie begleiten; ich darf nicht ausgehen, denn es ist heute mein Fiebertag." — „„Wie!"" rief ich aus; „„Sie haben das Fieber?"" — „Leider! Schon seit Monaten kann ich es nicht los werden." Diese Worte machten mich zittern. Ich hatte die ganze Nacht in dem Bett eines Fieberkranken zugebracht. Schnell rannte ich zu dem Strande des Meeres, das mir nicht genug Wasser zu haben schien, um mich von dem Krankheitsstoff zu reinigen. Meine Furcht war jedoch, Gottlob, unnütz; ich kam auch diesmal mit dem bloßen Schreck davon.

Einige Stunden später machte ich alle nöthige Vorbereitungen zu einer Ueberfahrt nach Wangenroog, einer an der ostfriesischen Küste gelegenen, sandigen Insel. Die kleine Schaluppe spannte auch bald die Segel auf und stach ins Meer. Das Wetter war uns nicht günstig; wir hatten widrigen Wind, und das Meer war unruhig. Aber die Helgoländer sind anerkannt die besten Matrosen der Erde; auch ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Nichts kam der Schnelligkeit und Genauigkeit gleich, womit alle Manöver ausgeführt wurden. Es dauerte auch nicht lange, so langten wir in Wangenroog an, wo ich sogleich einen Führer nahm, der mich bei eintretender Ebbe auf's Festland geleiten sollte. Wir hatten einen schmalen Meeresarm zu überschreiten; aber das Wetter war ruhiger geworden, und das wenig tiefe Wasser erreichte selten unsere Kniee. So gefahrlos diese Dünen bei stillem Wetter erscheinen, so gefährlich werden sie, sobald der Wind ein wenig stärker weht. Es erheben sich dann ungeheure Wellen, zwischen denen das Wasser den Boden fast ganz frei läßt, so daß die sich bei solchem Wetter in diese Gegend wagenden Fahrzeuge in wenig Augenblicken zerschmettert werden. Man zeigte mir einen Ort, wo kurz vorher zwei Reisende, die, wie ich, den Uebergang gewagt hatten, mit fünf sie begleitenden Fischern umgekommen waren.

Eine Stunde vor Karolinensyhl verließ mich mein Führer, nachdem er mir die Richtung, der ich zu folgen hätte, genau beschrieben hatte. Seinen Anweisungen folgend, trat ich in das erste Haus, das sich meinen Blicken darbot und dessen Besitzer mir jener als einen „braven Mann" geschildert hatte. Ich fand einige kleine Kinder und eine Frau, von der ich Etwas zu essen verlangte. In demselben Augenblick trat auch der Mann ein. „Bereite zwei Eierkuchen", sagte er, „ich werde unterdessen einigen Wein suchen." In der That brachte er eine halbe Flasche einer ziemlich trinkbaren Flüssigkeit, die ich nebst den beiden Eierkuchen mit großem Appetit verzehrte. Inzwischen fragte ich, ob nicht vielleicht eine Gelegenheit nach Aurich, einer 4 Stunden von Karolinensyhl entfernten Stadt, ginge. — „Wir wollen sehen", erwiederte er. „Wie viel bin ich schuldig für die beiden Omeletten?" — „Zwei Louis." — „Wie? Zwei Louis? Das ist sehr theuer." — „Glauben Sie? Wohlan, so erkundigen Sie sich beim Commissair, ob es zu theuer ist." — „O, ich glaube Ihnen schon aufs Wort", antwortete ich, großmüthig den Beutel ziehend. „Gut; ich sehe, daß Sie ein „„braver Mann"" sind; ich werde Sie selber nach Aurich bringen. Verziehen Sie noch einen Augenblick, bis ich angespannt habe."

Während seiner Abwesenheit, die nicht lange währte, hatte ich Zeit, an jene bekannte Anekdote Joseph's II. zu denken, dem man auf ähnliche Weise zwei Louis für zwei Eier abgefordert hatte; eine Vergleichung, die mir sehr schmeichelte, wenn ich mich auch nicht zu den berühmten, sondern nur zu den seltenen Passagieren zählte. Bald jedoch wurde ich in meinen Reflexionen durch den Knall einer Peitsche unterbrochen, und durch das Fenster blickend erblickte ich meinen Wirth, wie er eben beschäftigt war, ein hübsches junges Pferd vor einen offenen Bauerwagen zu spannen und auf dem Rücksitz ein Bund Stroh und darüber ein gegerbtes Kuhfell zurechtzulegen. Nachdem er seine Arbeit vollbracht hatte, trat er wieder ein und forderte mich auf, meinen kleinen englischen Hut gegen einen groben Filzhut mit breiten Rändern, den er mir reichte, umzutauschen. Darauf warf er mir noch einen alten Mantel um und bat mich, den Wagen zu besteigen. Nachdem wir zuerst durch das ganze Dorf gefahren, ging es im scharfen Trabe ein paar Stunden über die Ebene fort. Bald hatten wir Zollbeamten, Commissaire und Gendarmen hinter uns. Ich athmete seit langer Zeit etwas freier. Nach Sonnenuntergang erreichten wir Aurich; aber da ich hier Niemanden kannte, setzten wir unsere Reise weiter fort bis Emden, wo ich Korrespondenten hatte. Ich erwartete, in Rücksicht auf den Preis der Eierkuchen, für die vier Meilen, welche ich im Wagen zugebracht, 20—25 Louis zahlen zu müssen, die ich übrigens ohne Zögern und gern gegeben hätte, da es sich hier darum handelte, eine Linie der Zollbeamten zu passiren. Aber mein Führer mißbrauchte diesmal die Gelegenheit nicht, sondern forderte einen sehr mäßigen Preis.

So hatte ich also die Zollgränze glücklich überschritten. Nun kam es jedoch noch darauf an, meine Angelegenheiten mit der Polizei zu ordnen und vor allen Dingen ein Standquartier zu finden, von wo aus ich die Bewegung meiner Waaren beobachten konnte. Was den ersten Punkt betrifft, so verschaffte ich mir vermittelst des allbekannten Zauberstabes, des Goldes, einen Paß unter falschem Namen, dessen ich mich von jetzt an immer für meine Korrespondenzen mit dem Inlande bediente. Einen zweiten brauchte ich für meine Geschäftsverbindungen mit England und einen dritten für die mit meinem Hause in Frankreich. Diese mit einigen speziellen Vorsichtsmaßregeln verbundenen Anordnungen mußten jede Nachforschung in Betreff meiner Person, wenn nicht unmöglich machen, so doch sehr erschweren.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus ungedruckten Dokumenten.

In den Jahrhunderten, wo die Fäden der Journalistik noch nicht den ganzen gebildeten Erdkreis gleichsam wie übersponnen hielten, war es ein regelmäßiger, lebhaft unterhaltener Briefwechsel, welcher die Verbindung der Gelehrten unter einander rege hielt. Ein großer Theil der gedruckten Korrespondenz der hervorragendsten Männer des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts liegt im Staube der Bibliotheken aufgespeichert, und doch ist aus ungedruckten Quellen noch eine reiche Nachlese zu diesen Schätzen zu erwarten. Das Studium dieser unzähligen Dokumente ist für Jeden unerläßlich, der sich ein klares und umfassendes Bild vom literarischen Treiben jener Jahrhunderte machen will, und so unermeßlich auch bereits das Feld ist, welches sich hier vor unseren Blicken ausbreitet, so muß doch jede neue Erweiterung desselben mit besonderem Interesse begrüßt werden.

Einen solchen Beitrag zur Geschichte der Gelehrten-Republik während des bezeichneten Zeitraumes erhalten wir in einem von Matter vor kurzem herausgegebenen Werke. Der Titel desselben lautet: „Lettres et pièces rares ou inédites, publiées et accompagnées d'introductions et de notes." Der Plan, welcher dem Verfasser, wie er in der Vorrede selbst anführt, vorgeschwebt hat, ist der, eine möglichst große Anzahl solcher Stücke zusammenzustellen, durch welche das Verhältniß der Wissenschaften zu den Sitten beleuchtet wird. Matter, der durch seine Stellung als General-Inspektor aller Bibliotheken Frankreichs zu einem solchen Unternehmen besonders berechtigt erscheint, hat daher sich nicht allein an die brieflichen Ergüsse wirklicher Gelehrten gehalten, sondern auch namentlich auf solche Personen Bezug genommen, welche gewissermaßen das Vermittlergeschäft zwischen den Männern der Wissenschaft und den Fürsten und Staatsmännern geführt haben. Einige Partieen seines Werkes scheinen allerdings diesem Plane etwas ferner zu liegen. Dahin rechnen wir unter anderen die Kataloge von fünf Bibliotheken, durch welche der vorliegende Band eröffnet wird. Aber bei näherer Betrachtung dürften sich die Beziehungen auf das Hauptthema, welches der Verfasser verfolgt, denn doch nachweisen lassen. Das vorzügliche Interesse, welches diese Büchersammlungen — sie gehören sehr verschiedenen Zeiten an — in Anspruch nehmen, beruht besonders darin, daß wir durch eine nähere Kenntnißnahme derselben uns einigermaßen einen Begriff von der wissenschaftlichen Bildung ihrer Inhaber verschaffen können.

Die erste Bibliothek, von der hier die Rede ist, gehörte einem gewissen Wilelm, der im zehnten Jahrhundert lebte. Hieran schließt sich eine auf die Geschichte der Sorbonne-Bibliothek bezügliche Notiz. Matter enthält sich einer ausführlicheren Erörterung, weil der Katalog dieser umfassenden Sammlung binnen kurzem der Oeffentlichkeit übergeben werden wird. Die Mittheilungen, welche hier gemacht werden, beziehen sich nur auf die Jahre 1290 und 1338.

Der Katalog der Bibliothek der Margarethe von Flandern, Gemahlin Philipp's des Kühnen von Burgund, gewährt ein mehrfaches Interesse und giebt Veranlassung zu beachtenswerthen Bemerkungen über das wissenschaftliche Treiben dieser bedeutenden Frau, während wir in dem Verzeichniß der Bibliothek der fürstlichen Abtei von Murbach vom Jahre 1464 einen Blick in die mönchische Gelehrsamkeit des 15ten Jahrhunderts thun können.

Eine ausführliche Notiz über die handschriftlichen Schätze Richelieu's steht an wissenschaftlichem Gehalte den vorangehenden Aufsätzen nicht nach. Der Verf. begnügt sich nicht mit einer trockenen bibliographischen Aufzählung, sondern weiß vielmehr überall durch eingestreute Bemerkungen und Andeutungen nach höheren Gesichtspunkten hinzuleiten. Vielleicht räumt er selbst der Reflexion ein zu weites Feld ein, indem er sich oft durch anscheinend unwichtige Daten zu den unerwartetsten Folgerungen hinreißen läßt. Es mag freilich schwer seyn, wenn man sich einmal in das Gewirr von Hypothesen dieser Art eingelassen hat, überall das richtige Maß zu behalten.

Unter den merkwürdigen Dokumenten, welche in diesem Bande aus dem 16ten Jahrhundert mitgetheilt werden, bemerken wir vorzüglich einen Brief der Maria Stuart an Philipp II. Dieses Schreiben, welches sich im Original in der Bibliothek von Saint-Dié befindet, ist den sorgfältigen Nachforschungen des Fürsten Labanoff entgangen und bildet einen nicht unwichtigen Nachtrag zu den 736 Nummern, welche derselbe in seiner bekannten Sammlung zusammengebracht hat.

Auch aus der ohnehin schon so reichen Korrespondenz des berühmten Gelehrten Casaubon, den — wie wir hier sehen — Heinrich IV. gern für die Pariser Universität gewinnen wollte, werden hier noch ungedruckte Mittheilungen gemacht. Ein Theil derselben, besonders die Briefe an Bongars und Hérauld, verdankt Matter den Bibliotheken zu München und Wien. Sie liefern einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Bekehrungsversuche, durch welche man namhafte Männer wie Casaubon in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen beabsichtigte. Der Briefsteller, welcher uns hier vorgeführt wird, gab den Bewerbungen, welche ihn von seinem Glauben abziehen wollten, nicht nach, obgleich er — wie er selbst bitter klagt — nichtsdestoweniger der reformirten Partei verdächtig wurde.

Wir erhalten ferner einen ungedruckten Brief von Descartes, ein Schreiben von Mademoiselle de Scudéry, einige Mittheilungen von Ménage und

dann eine Korrespondenz von Chapelain, in welcher dieser Schriftsteller uns die Rolle eines Waibels für privilegirte Lobhudler Ludwig's XIV. zu spielen scheint. So fordert er unter Anderem den bekannten Gronovius auf, unter Verheißung einer ansehnlichen Pension, in den Chor der Schmeichler, welche diesen vielgepriesenen Monarchen verherrlichten, einzustimmen. Die Zahl derer, welche durch Vermittelung von Chapelain mit außerordentlichen Gratifikationen für ihre Dienste belohnt wurden, beträgt an sechzig. Wir übergehen viele andere Papiere, in denen sich mancher charakteristische Zug für die Kenntniß jenes ekeln Treibens auffinden ließe, und bemerken nur noch, daß die reiche Sammlung, die hier vor uns ausgebreitet wird, außer vielen Mittheilungen, welche der in Berlin befindlichen Korrespondenz von Formey entnommen sind, manche interessante Stücke aus dem 18ten Jahrhundert, namentlich Briefe von Aguesseau, Voltaire, d'Alembert, Condamine, Réaumur, enthält.

G. F. G.

Mannigfaltiges.

— Irland, von einem Engländer in Berlin beurtheilt. Herr Wilkinson aus London, der sich seit mehreren Jahren in Berlin als Lehrer der englischen Sprache aufhält, hat nach dem Vorgange seines geschätzten Landsmannes, Herrn Thomas Solly, in diesem Winter vor einem Publikum von Herren und Damen Vorträge in englischer Sprache und zwar über die Zustände und die Literatur Großbritaniens und Irlands angekündigt und in seiner Wohnung bereits zwei über Irland gehalten. Die erste am 7. d. M. umfaßte die ältere Geschichte, die zweite am 14. die gegenwärtige Lage Irlands. Der Redner spricht mit Sachkenntniß und Klarheit und fesselt seine deutschen Zuhörer gewiß auch durch die Gemessenheit seiner schönen Sprache. Sein Urtheil dagegen über Ursachen, Veranlassungen und Folgen des tiefen Elends in Irland scheint uns durch englische Einseitigkeit befangen. Zuhörer, die weniger mit der Geschichte Irlands vertraut sind und darüber erst von Grund aus durch den Redner belehrt werden mußten, werden allerdings in dem guten Glauben den Saal verlassen haben, daß die Engländer das Stiefschwesterland nur mit Liebe behandeln und mit Wohlthaten überhäufen, während die Irländer mit Haß vergelten und ihre Heimat mit Verbrechen erfüllen. Sie werden ferner gelernt haben, daß O'Connell nicht nur der Agitator, sondern auch der Verderber des grünen Erin ist, der Mann, welcher alles Unglück des Landes auf dem Gewissen hat, kurz der, wie der Redner sich wörtlich ausdrückte, der Fluch Irlands ist, während die jetzige von ihm herrührende Hungersnoth ein Segen für dasselbe seyn wird, indem es von jetzt an sehen wird, daß der Agitator schuld an allem Uebel ist! Solche politische Philosophie klingt aber nicht blos englisch, sondern auch echt hochtoristisch, und wir sind der Meinung, daß in diesem Punkte Herr Wilkinson die Lösung seiner Aufgabe weit von der Wahrheit entfernt gehalten hat. Ist es schon gewagt, einen Mann hinsichtlich seines Patriotismus und seiner Einsichten zu verdammen, wenn sieben Millionen seiner Landsleute ihn als den edelsten und weisesten Patrioten vergöttern, so ist es noch gewagter, die englische Gerechtigkeit und Liebe gegen Irland auf Kosten dieses Landes zu feiern. Allerdings ist das Bestreben der Regierung aufrichtig, den Uebeln möglichst abzuhelfen, und sie thut für Irland das, was Großbritanien für sich nicht erwartet, nicht beansprucht, aber auch nicht bedarf; allerdings werden Steuern erlassen, die Arbeitskreise erweitert und Bildungs-Anstalten gehoben: allein die Gerechtigkeit und die Wohlthaten kommen zu spät! Englands Verhältniß zu Irland gleicht dem Verhältniß eines endlich freigebig werdenden Wucherers zu der von ihm ausgesogenen Gegend, eines Wucherers, der in seinen alten Tagen ein Armenhaus auf seine Kosten baut, in welchem aber nur wenige aus der Masse Platz finden, die er arm gemacht hat. Seit dritteshalbhundert Jahren wurden die Irländer geplündert, man nahm unter dem Namen von Confiscation ihre Aecker und Wiesen und gab sie schwelgenden Edelleuten und Geistlichen, die die Kräfte des Landes auspreßten, um sie in London oder auf dem Kontinente zu verprassen. Nach und nach wurden viele Millionen Menschen von Haus und Hof gejagt, damit einige hunderttausend Protestanten darin Platz nehmen: wie konnte es nun anders werden, als daß Armuth, Hunger und Verbrechen endlich die Oberhand erhalten? Erst seit 1829 hat England angefangen, die Tausende von Grausamkeiten gegen Irland zu sühnen, und zwar gezwungen durch die Agitation O'Connell's. Es hat daran eben so klug als weise gehandelt, denn ohne die Emancipation und die späteren Zugeständnisse wäre Irland ein unabsehbares Feld von Blutvergießen und Empörungen geworden. Aber in der kurzen Zeit von achtzehn Jahren konnte nicht Alles gut gemacht werden, was seit dreihundert Jahren verschuldet worden ist. In Irland muß eine gründliche Aenderung im Bodenbesitz vorgenommen werden, den verschwenderischen und unwirthschaftlichen Gutsherren muß ein Theil ihrer Ländereien abgekauft werden, damit die armen Bauern zu Eigenthum oder billiger Pacht kommen. England, das vor einigen Jahren zwanzig Millionen Pfd. St. zum Loskaufe der Sklaven in Westindien bewilligte, wird und muß auch Geld genug zum Loskauf der verhungernden Irländer haben.

Wir wollen hierbei noch einen Irrthum berichtigen, der in Betreff Irlands auf dem Kontinente, namentlich in Frankreich, herrscht.

Man glaubt nämlich an vielen Orten, Irland sey die offene Wunde Englands, durch die es gehindert wird, eine drohende Stellung anderen Staaten gegenüber einzunehmen. Man glaubt, es wäre das, was für Rußland der Kaukasus und Polen, was für Frankreich Algerien und das Budget, was für Oesterreich Italien und Galizien, und Manche sind so weit gegangen, zu versichern, daß man der jetzigen Noth in Irland den Frieden der Welt zu verdanken habe. Nichts ist widerleglicher als diese Meinung! Gerade durch einen großen Krieg könnte die britische Regierung Irland beschäftigen und beruhigen. Die tapfersten, treusten und zahlreichsten Regimenter im Kriege gegen Frankreich bestanden aus Irländern, und gerade durch die militairischen Einrichtungen Englands, durch das Werbesystem, würde die arbeitsfähige Jugend Irlands einen Wirkungskreis erhalten, während der ins Feld rückende Adel sich durch Abfindung mit den Bebauern seiner Güter vergleichen und die Industrie des Landes durch erhöhten Bedarf vielfach erweitert würde. Frankreich muß bei ausbrechendem Kriege 100,000 Mann für Algerien abziehen, Rußland so viel und noch mehr für den Kaukasus und Polen, Oesterreich so viel und noch mehr für Italien ꝛc.; England dagegen kann bei ausbrechendem Kriege gerade aus Irland 100,000 tapfere Iren ziehen.

— Die zunehmende Bevölkerung einiger Hauptstädte. Man pflegt in der Regel anzunehmen, daß der Nationalreichthum überall in Mittel-Europa während des letzten Jahrhunderts große Fortschritte gemacht, und unsere statistischen Handbücher bestätigen dies auch durch zahlreiche Data, aber in einzelnen Gegenständen der Consumtion giebt sich doch, und zwar vorzugsweise in den größeren Städten, eine entgegengesetzte Erscheinung kund. Paris hatte vor dem Jahre 1789 eine Bevölkerung von nur 300,000 Seelen und wies dabei in den städtischen Schlachthaus-Registern eine jährliche Verzehrung von 70,000 Ochsen nach. Gegenwärtig beläuft sich die Einwohnerzahl der französischen Hauptstadt auf beinahe eine Million, und doch werden jetzt nur fast eben so viele Ochsen wie vor 60 Jahren, nämlich 73,000 jährlich geschlachtet, ohne daß sich darum die Einfuhr von geschlachtetem Vieh sehr vermehrt hat. Eine ähnliche Erscheinung, nämlich eine Abnahme der Fleisch-Consumtion bei stets steigender Bevölkerung, wird seit einigen Jahren auch in Berlin wahrgenommen, während in Städten wie Wien, Prag, Frankfurt a. M. und selbst Hannover nicht blos ein größeres Maß von animalischen Speisen auf den Kopf kommen soll, als in Paris und Berlin, sondern auch die Consumtion selbst mit der Bevölkerung in gleichem Maße wächst. Zum Theil mag die Erklärung dieser abweichenden Zustände wohl in den verschiedenen Verhältnissen der Handwerker in Paris, Berlin und Wien gesucht werden, in welcher letzteren Hauptstadt noch die Zünfte — allerdings mit unzähligen Mißbräuchen, Uebelständen und Hemmungen, aber auch mit einem größeren Schutz für ihre Angehörigen — bestehen, während man in Paris und in Berlin bis jetzt noch vergebens auf Auskunftsmittel gesonnen hat, um der Förderung des Proletariats, die leider im Gefolge der in vielen Stücken so wohlthätigen Gewerbefreiheit ist, ein Ziel zu setzen. Eine zweite Aehnlichkeit, die Paris mit Berlin hat, und zwar wohl aus demselben Grunde wie die erste, ist, daß bei jeder neuen Rekrutenaushebung die Anzahl der jungen Leute, die durch Kleinheit der Gestalt oder durch einen schwächlichen Körperbau nicht geeignet zum Kriegsdienst befunden werden, verhältnißmäßig sehr gestiegen ist. Man kann annehmen, daß das heutige Paris mit seiner doppelten Bevölkerung keine größere Anzahl streitbarer Männer aufzuweisen habe, als das von 1789.

— Patscholi und Juften. Corsaire-Diable muß einen deutschen Mitarbeiter haben, da er sich jetzt sogar auch mit solchen literarischen Persönlichkeiten in Deutschland beschäftigt, von denen selbst deutsche Blätter selten Notiz nehmen. So vertheidigte er kürzlich den russisch-deutschen Salon-Novellisten, Herrn A. von Sternberg, welchen Herr St. René Taillandier in seinen geistvollen Artikeln über deutsche Literatur als einen „vornehmen Schriftsteller mit zweifelhafter Einbildungskraft und verdunstetem Styl" bezeichnet hatte. *) Es sey unrecht, meint Corsaire-Diable, in Frankreich einen Schriftsteller zu verspotten, welcher der deutschen Salon-Literatur eine Richtung gegeben, die sich so wesentlich von der jetzt in Deutschland vorherrschenden, patriotischen und darum oft antifranzösischen Schriftstellerei unterscheide. Es sey ein großer Irrthum, wenn man etwa Herrn A. v. Sternberg, als geborenen Russen, für einen den Franzosen eben so gefährlichen und dagegen dem russischen Einflusse in Deutschland vorarbeitenden Schriftsteller halte, wie es der selige A. v. Kotzebue gewesen, welcher Letztere, vermöge seines Witzes und seiner Popularität als dramatischer Schriftsteller wie als Journalist, allerdings manchen ehrlichen Deutschen für das Interesse Rußlands gewonnen habe. Herr A. v. Sternberg dagegen, dessen Novellen den Duft des Patscholi mit dem der Juften so unnachahmlich zu vereinigen wüßten, der äußerlich ein Pariser und innerlich ein Petersburger sey, dürfte eher einer französisch-russischen Allianz in die Hände arbeiten, als den Russen neue Sympathieen in Deutschland gewinnen, und somit sey nur zu bedauern, daß es nach diesem Muster nicht noch ein Dutzend anderer Salon-Schriftsteller in Berlin und in Wien gäbe.

---

*) Revue des deux Mondes vom 15. Juni 1846.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 10. Berlin, Sonnabend den 23. Januar 1847.

Frankreich.

Halphen, der jüdische Stadtbeamte in Paris.

Seitdem mein kleiner Aufsatz „die jüdischen Notabilitäten in Paris"*) geschrieben war, hatte sich einer der dort Genannten, Herr Edmond Halphen, zum Gegenstande eines heftigen Wahlkampfes gemacht und sowohl die Wähler wie die Presse in lebhafte Bewegung versetzt. Ich will, theils zur Vervollständigung des früher Gesagten, theils um eine politische Betrachtung daran zu knüpfen, den Leser mit dieser Thatsache, ihren Umständen und Erfolgen kurz bekannt machen, nachdem ich zuerst die geehrte Redaction über eine Bedenklichkeit zufriedengestellt.

Bei der Angabe, daß in Bordeaux ein Unteroffizier zum Judenthume übergetreten sey und sich dabei, wie nothwendig, einer schmerzlichen Operation unterworfen habe, klammerte die Redaction ein Fragezeichen ein, als Zeichen ihrer Bezweiflung der Thatsache.**) Ich kann weiter nichts thun, als meine Quelle zeigen, die frisch aus einer Spalte der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums" (Nr. 47, 1846) hervorsprudelt und die selber ihren Ursprung auf das in Paris erscheinende Journal L'Univers Israélite zurückführt. Der Unteroffizier gehörte dem 4. Linienregimente an, das in Bordeaux garnisonirt, und hat nicht aufgehört, demselben anzugehören (es wird Letzterem wenigstens nicht widersprochen). Der Großrabbiner Marx hatte acht Monate dazu verwandt, die Absichten des Mannes zu prüfen, seinem Vorsatze durch Darstellung aller Folgen der Ausführung entgegenzutreten und seine Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen. Erst nachdem er sich von der Wahrheit der Absichten des Proselyten überzeugt hatte, nahm er ihn in den Verband des Judenthums auf und ließ unter feierlichem Zudrange die Ceremonie an ihm vollziehen. Haben wir somit die Redaction, wie wir glauben, wegen ihres Unglaubens beruhigt, so fügen wir hinzu, daß auch in England und noch mehr in Nord-Amerika solche Feierlichkeiten gar nicht zu den Seltenheiten gehören. Einer unserer Freunde, der seit acht Jahren in New-York wohnt, berichtete erst vor kurzem an seinen hier lebenden Bruder, wie er Zeuge von eilf Beschneidungen war, die an erwachsenen Christen in der Synagoge vollzogen wurden, und daß einer der Letzteren ein englischer Lord gewesen sey. Selbst einen preußischen Christen hatten wir vergangenen Herbst in Berlin, der zu Jerusalem den mosaischen Glauben angenommen hatte und der hier der Küche der orthodoxesten Juden nicht einmal trauen wollte.

Nach dieser Episode mögen uns die Leser erlauben, unseren Blick wieder nach Paris zu wenden. Die einfache Thatsache, über die wir referiren wollen, ist folgende:

Herr Edm. Halphen war bisher Kommunalbeamter der Stadt Paris, Adjunkt des Maire im zweiten Arrondissement, und verwaltete sein Amt ehrenvoll, so wie zur Zufriedenheit der Regierung, deren konservative Grundsätze er auch theilt. Eben diese Grundsätze aber sind es, die ihm einen Vorzug im Auge der Regierung gewähren und ihn zum Dorn im Auge der Opposition machen, weshalb er bei den eben stattgehabten Wahlen eben so eifrig von der einen Seite unterstützt, wie von der anderen bekämpft wurde. Bekämpft wurde er von der Opposition, nicht aber verfolgt, wie es in manchem anderen Lande seyn würde, wenn durch Wahl oder Wiederwahl eines Juden zu einer Ehrenstelle der alte Sauerteig des Judenhasses seinen Gährungsdrang geltend macht. Der National, der erbittertste Gegner der Wahl Halphen's, sagte nicht etwa, dieser stamme von Menschen ab, die Christus gekreuzigt haben, oder von Menschen, die nicht mit Dagobert und den Haimonskindern verwandt waren, oder Halphen verwende seinen amtlichen Einfluß zum Vortheile des Hauses Israel auf Kosten guter Christen, oder er drücke ein Auge zu, wenn die Juden seines Arrondissements jährlich zu Ostern einem Christenkinde Blut abzapfen, oder er werde bei ausbrechendem Kriege sich mit dem Feinde verständigen, werde, statt seinen Berufsgeschäften obzuliegen, unter allerlei räthselhaften Ceremonien der Ankunft des Messias harren, um mit diesem nach Palästina zu wandern, eventualiter auch Gelder und Akten der Kommune mitnehmen u. s. w. Alles dies hat der National nicht gesagt, denn solche Beschuldigungen haben seit dreißig Jahren in Frankreich aufgehört, Glück zu machen, und es würde sie der gröbste Judenfeind in Paris nur unter der Gefahr, sich lächerlich zu machen (was dort sehr viel heißt), wagen. Der National machte den Kandidaten der Regierung wegen zwei anderer Dinge bei den Wählern verdächtig; erstlich sey dieser Mann streng konservativ, was schon der Beistand des Ministeriums zur Genüge beweise, zweitens sey er der Freund und Kandidat Rothschild's. Rothschild ist aber die politische Bête noire des National, und ganz weiß erscheint er uns selber auch nicht. Der Ausgang der Wahlschlacht hat die Verkündigungen der Opposition nicht gerechtfertigt, und aller Aufwand von Talent und Thätigkeit ist fast nutzlos hingeopfert, denn der konservative Halphen ist glänzend, und zwar nicht blos zum Adjunkt, sondern zum Maire eines der 12 Pariser Stadtbezirke gewählt, und er wird ohne Zweifel noch weiter das Aergerniß seiner Regierungs-Grundsätze geben.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die politischen Grundsätze der französischen Juden im Allgemeinen und der Beamten insbesondere, und vergleichen wir dann die Erscheinung mit den politischen Meinungen und Bestrebungen der Juden in Deutschland, so wird aus dieser prüfenden Vergleichung ein neuer Gesichtspunkt für die Emancipation der Juden gewonnen werden, der namentlich die Aufmerksamkeit derer verdient, welche bisher so hartnäckig und zum Schaden ihrer eigenen Interessen den ihren Händen jetzt zum Theil entschlüpften Gang der Emancipation gehemmt haben.

Halphen und drei der vier Deputirten, welche aus dem Schoße der Pariser Judengemeinde in die Kammer gekommen sind, bekennen sich zu den Grundsätzen der jetzigen Verwaltung, d. h. zu den Grundsätzen eines gemäßigten Konservatismus, der in der Juli-Revolution den Schlußstein einer fortbildungsfähigen, durch die Gesetzgebung sich vervollkommnenden Verfassung erblickt, entgegengesetzt derjenigen Meinung, die überhaupt nirgends einen Schlußstein, in der Juli-Revolution aber einen Grundstein fortlaufender Bewegungen oder gar Umwälzungen erblickt. Nur der vierte Deputirte, Cremieux, gehört der dynastischen Opposition an. Nach diesem Verhältniß sind fast alle jüdische Beamten, ja im Allgemeinen die ganze jüdische Bevölkerung, d. h. die stürmischen Liberalen verhalten sich zu den gemäßigten wie 1 zu 4. Nicht so ist es in Ländern, wo die Juden noch die bürgerliche Gleichstellung zu ihren eifrigsten Wünschen zählen; hier sind die Juden mehr oder weniger voll Sympathie für den Fortschritt constitutioneller Gesinnung, schließen sich in Meinung und Wort der Opposition an und unterstützen entweder durch Schreiben oder durch Lesen jene liberale Presse, welche jenseits ihrer Kreise auch die „schlechte Presse" genannt wird. Bleiben wir bei Deutschland stehen! Hier, darf man behaupten, haben jüdische Publizisten und mündliche Anhänger des Liberalismus seit 1830 in einem weit größeren Verhältnisse als die Seelenzahl der jüdischen Bevölkerung zuläßt, beigetragen, das Streben nach freien Verfassungen allgemeiner zu machen. Sie traten in Büchern, Zeitungen und im Umgange als Apostel der Freiheit auf, und vom Untergange Polens bis zu den Reformen Pius' IX. ging selten ein politisches Ereigniß so spurlos an ihnen vorüber, daß es ihnen nicht, je nach dem Inhalte, Freude oder Schmerz machte, daß es sie nicht entweder zum Kampfe dafür oder dagegen veranlaßte. Ihre Wärme für die ergriffene Sache und ihre öffentliche Thätigkeit zog Tausende von christlichen Lesern oder Hörern an eine politische Erkenntniß, der sie früher ganz fremd waren, oder der sie sich früher als einer für falsch erklärten verschlossen haben, und so halfen sie mit, Gedanken unter Bürger und Volk zu bringen, die innerhalb der letzten 16 Jahre hier durch Begünstigung von oben, dort durch Widerstand erstarkten. Wählen wir ein Beispiel. Börne, der Jude aus Frankfurt am Main, hat durch seine kernige und doch klangreiche Sprache, durch seine Satire, seinen Ernst, Spott, Witz und patriotischen Schmerz der Sache des Absolutismus mehr geschadet, als ein siegreiches Heer französischer Republikaner in Deutschland geschadet haben würde. Wie Börne, strebten tausend andere jüdische Schriftsteller, und wenn auch nicht alle mit solcher heiligen Innigkeit und Liebe, und wenn auch keiner mit solchem beispiellosen Erfolge, so gaben ihnen doch dieselben Umstände die Feder in die Hand, verlieh dieselbe Wahrheit ihren Worten Eindruckskraft, und der Erfolg vieler Einzelnen reihte sich riesenmäßig an einander.

Fragen wir nun nach dem Grunde der Verschiedenheit in der politischen Anschauungsweise der deutschen und französischen Juden, so drängt sich die Antwort hervor, der Grund ist hier die Emancipation, dort der Mangel derselben. Aber mit diesen Worten ist die Angabe des Grundes nur ausgesprochen, noch nicht erschöpft. Es wäre eine lächerliche Beschuldigung, wollte man behaupten, die Juden seyen am linken Ufer des Rheines für die Regie-

*) Nr. 134 des Magazins von 1846.

**) Allerdings bezweifelten wir diese, jedoch nicht weil wir den einzelnen Fall für unmöglich hielten, sondern weil uns bekannt ist, wie wenig das Judenthum die Proselytenmacherei begünstigt. Unstreitig beruhen die Fälle, die unser geehrter Mitarbeiter gleichwohl anführt, lediglich auf individuellen Ansichten oder Verhältnissen, nicht aber auf von außen her gekommenen Aufforderungen oder Verlockungen. D. R.

rung, weil sie von ihr Aemter haben, sie wären dagegen am rechten Ufer in der Opposition, weil sie keine Aemter von der herrschenden Gewalt haben. Nach dieser Theorie würde man sich auch keinen christlichen Beamten anders als servil oder wenigstens konservativ denken dürfen. Aber das Wahre an der Sache ist, sie sind drüben nicht mehr und nicht minder wie die Christen dem Geiste der Opposition ergeben, weil sie wie die Christen Aemter haben können, weil sie jüdische Franzosen und nicht französische Juden sind; sie sind dagegen hüben verhältnißmäßig mehr wie ihre christlichen Mitbürger liberal, weil sie keine Aemter haben können, weil sie deutsche Juden und nicht jüdische Deutsche seyn sollen. *)

Aber auch dieses bedarf noch einer näheren und sofortigen Erklärung. Nicht der Unmuth, sich von den Ehren und den Vortheilen des Staatsdienstes ausgeschlossen zu sehen, hat den so stark entwickelten Liberalismus bei den Ausgeschlossenen hervorgerufen, nicht deshalb wendet sich ihr Talent der Opposition zu, weil es der Staat von der verdienten Auszeichnung zurückweist, nein! Die Ausstoßung und Zurücksetzung, deren man sich gegen die Juden schuldig machte, mußte sie bei ihrer wachsenden Bildung und bei der erwachten Aufklärung der Zeit unwillkürlich in die Laufbahn des Liberalismus treiben. Aufgenommen in, und erzogen und beschäftigt für den Staat, würden sie wie die Christen in der Thätigkeit ihres Berufes Genugthuung gefunden haben, und die Freudigkeit über die nützliche Anwendung ihrer Talente und Zeit für das Vaterland würde eben diese Talente und diese Zeit von zu starker Berührung mit kosmopolitischen Gedanken fern gehalten haben. Statt dessen machte man die Juden zu Unterdrückten und ließ sie ohne ehrenvolle Beschäftigung, nachdem man sie dafür reif geworden sah. Die Unterdrückten aber sehen in jedem Unterdrückten einen Leidensgenossen, und sie fühlen für die denationalisirten Polen und für die vertriebenen Sieben aus Göttingen gleich warm, so wie sie die allgemeinen Wünsche für Freiheit wärmer und tiefer fühlen, während zugleich diejenigen, welche alle Mittel in Händen hatten, dem Staate treu zu dienen, eben mit diesen zurückgewiesenen, unbeschäftigten Mitteln nichts Besseres anzufangen wußten, als sie dem kosmopolitischen Geiste unserer Zeit zur Verfügung zu stellen. Doch vielleicht wird diese Behauptung klarer durch das Beispiel des genannten Börne.

Börne hatte nicht nur alle Fähigkeiten für ein Amt im Staate, sondern hatte das Amt selbst schon, als seine Vaterstadt die Hauptstadt des Großherzogthums Frankfurt unter dem Fürsten Primas war. Die Rückkehr der alten Zustände fand ihn als Angestellten im Büreau — der Polizei. Hätte man ihn nicht von seinem Amtspulte vertrieben, er würde wahrscheinlich dennoch liberal gewesen seyn, aber wahrscheinlich auch ganz unschädlich liberal für seine Regierung. Er hätte seine Zeit und seine Gedanken dem Berufe, vielleicht auch einen Theil derselben der Aussicht auf und den Schritten für Beförderung gewidmet, hätte sich dann und wann über Vorgesetzte, über kleinstädtische Bocksbeuteleien, vielleicht gar selbst über bundestägliche Maßnahmen mit einem satirischen Worte hergemacht, hätte ein treffliches Buch in den Mußestunden geschrieben, und hätte gewiß zum Heile der maßhaltenden Freiheit die Ansichten der absoluten Macht mit den Wünschen der Völker versöhnen helfen; denn er war Patriot wie Keiner, und das edle Gefühl von Heimweh, welches bei seinem schonungslosesten Spotte wie heitere Sonne hinter Gewitterwolken aus dem Himmel hervorbricht, zeigt, was Deutschland verlor, als es ihn verstieß. Es hat ihn verstoßen, hat ihm die göttlichen Gaben seines Geistes mit Geringschätzung zur freien Verfügung gestellt, was Wunder, daß er diese unbeschäftigten Gaben gegen seine Unterdrücker kehrte? Ein schöner Baum war sein Genie, er hätte tiefe Wurzeln im heimischen Boden geschlagen, hätte sich schattenreich über die Fläche gestreckt und hätte die edelsten Früchte getragen; aber man entwurzelte den stolzen Baum, warf ihn lieblos über den Rain des Feldes, und der Eigenthümer wußte nun nichts Anderes damit zu unternehmen, als daß er aus den Zweigen Ruthen für die Rathgeber der Regierungen schnitt und den Stamm zu Feuerbränden bereitete, die er in die Paläste warf. Nachdem, was man durch Börne einerseits, durch Halphen andererseits erfahren, ist es klar, daß die judenfeindlichen Absolutisten durch ihre Schritte gegen die Juden nur die Stützen des Liberalismus gemehrt und der eigenen Sache geschadet haben.

F. Lt.

Eine Episode aus der Zeit der Kontinentalsperre Napoleon's.

(Schluß.)

Um meinen Aufenthalt in der Nähe der Küste nicht zu auffallend erscheinen zu lassen, hatte ich mir ein Geschäft gemacht, unter dessen sichtbarer Außenseite ich ungestört meine eigentlichen Zwecke verfolgen konnte; ich etablirte mich nämlich als umherreisender Uhrenhändler. Einer meiner Freunde aus Holland hatte mich mit einem Lager von Taschenuhren versehen, die ich nun dem ersten Besten, der mir begegnete, zum Verkauf anbot. So lebte ich unter dem Schatten meines Titels als Colporteur freier und sorgloser als irgend einer meiner Schicksalsgefährten, die nichts weniger als gesichert in ihrer Stellung waren. In Rücksicht auf den zweiten Punkt erkannte ich bald, daß ich mich darin getäuscht hatte, Emden für ein passendes Centrum meiner Operationen zu halten; weshalb ich mein Standquartier nach Meppen verlegte. Da man aber, nachdem die französischen Zollbeamten schon 14 Tage im Lande sich befanden, doch noch Nichts davon zu wissen, oder sich wenigstens nicht darum zu kümmern schien, so war ich gezwungen, die Zollgränze, die sie gebildet hatten, selbst zu untersuchen. Dadurch überzeugte ich mich, daß man mit ein wenig Thätigkeit und Umsicht in den verlorenen 14 Tagen Alles, was Ostfriesland an Waaren besaß, hätte ausräumen können. Jetzt war die Sache schon schwieriger, doch konnten sich die Zollbeamten noch keine hinlängliche Kenntniß des Landes erworben haben, um einen Versuch gefährlich zu machen. Ich wagte einen Transport über die Linie; er gelang, und nun folgten bald mehrere.

Während dreier Monate habe ich so das abenteuerlichste und bewegteste Leben geführt, das man sich nur denken kann. Denn ich mußte nicht nur die Ankunft der Waaren übernehmen und für ihre sichere Unterbringung Sorge tragen, sondern war auch genöthigt, unaufhörlich die Zollgränze zu studiren, um ihre schwachen oder schlecht bewachten Punkte herauszufinden und stets überall persönlich zugegen seyn, um entweder mit gewaffneter Hand die Waarentransporte zu vertheidigen oder die Unterhandlungen mit den Zollbeamten zu leiten, je nachdem das eine oder andere Mittel anzuwenden war. Im Grunde war unsere Operationssphäre nur klein. Zwar hatten wir keinen Mangel an Männern, die sich für unsere Angelegenheiten interessirten, weil sie dadurch Geld gewinnen konnten; aber die Furcht, sich bloßzustellen, lähmte ihren guten Willen. Später wurden sie jedoch williger, weil es augenscheinlich war, daß wir von den Lokalbehörden gegen den Kaiser beschützt wurden und selbst bis in die Familie desselben hinauf Freunde hatten. Denn der König von Westfalen, dessen Gebiet wir häufig zum Schauplatz unserer Operationen wählten, hatte es sehr ungern gesehen, daß sein älterer Bruder sein Land mit einer Linie von Zollwächtern durchzogen hatte, ohne ihn vorher davon in Kenntniß zu setzen. Er sandte deshalb zahlreiche Couriere an Napoleon ab, der sich damals in Oesterreich befand, um sich über diese Rechtsverletzung zu beklagen, und während der ganzen Dauer dieser Korrespondenz zwischen den beiden Brüdern sahen sich die französischen Zollbeamten auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, da sie seitens der Lokalbehörden auf keine Weise unterstützt wurden. Diesen Zustand der Dinge benutzten wir so gut, daß wenige Nächte verflossen, ohne daß nicht eine oder zwei Karavanen, aus 30 bis 200 Wagen bestehend, den Durchgang versuchten. Zwar wurden einige Flintenschüsse gewechselt, auch ging es selten ganz ohne Opfer von der einen oder anderen Seite ab, doch war die Anzahl der letzteren immer nur sehr gering. Auch zielten die „Zeisige" — so nannten wir die Zollbeamten der grünen Farbe ihrer Uniform wegen — schlecht, häufig schossen sie nur aus bloßem Zeitvertreib, und nur zweimal wagten sie es, uns ernstlich anzugreifen.

Der erste Angriff fand gleich im Anfange dieser Periode von Abenteuern statt. Ich hatte eine kleine Unterhaltung mit einem Unteroffizier der Zollbeamten, welcher einen Posten von fünf Mann befehligte und mir mit vielem Zartgefühl zu verstehen gegeben hatte, daß er die ganze Nacht mit mir zubringen wollte, ohne die Runde zu machen. Natürlich ging ich diesen Vorschlag ein. Wir vereinigten uns über die einzelnen Punkte unseres Kontrakts und kamen dahin überein, daß er gegen die Summe von sechzehn preußischen Friedrichsd'ors um 7 Uhr Abends mir mit seinen Leuten und Waffen einen Besuch abstatten werde, der bis auf den anderen Morgen ausgedehnt werden würde. Ich ließ nun meinen Unteroffizier nicht mehr aus den Augen und schickte einen Expressen ab, um die nöthigen Befehle für den Transport der Waaren zu überbringen. Als es sieben Uhr schlug, trat der ganze Posten zu mir ein und lieferte mir seine Waffen aus, die ich in einen Winkel des Zimmers warf. Darauf stellte ich einen langen Tisch quer durch das Zimmer, so daß er von dem bewußten Winkel, vor dem ich mich an dem einem Ende des Tisches niedersetzte, bis zur anderen Seite der Wand reichte, und ich auf diese Weise mich, meinen Winkel und die Thür verbarrikadirt hatte. Für meine Gäste war in einer anderen Ecke des Zimmers ein kleiner Tisch aufgestellt, versehen mit Allem, was sie zur Unterhaltung bedurften: Wein, Fleischspeisen, Taback und Karten. „Ist Alles in Ordnung?" fragte ich den Führer, und erhielt eine fünffach bejahende Antwort. Hierauf schloß ich die Fensterladen und die Thür zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und sandte einen zweiten Expressen ab, um den Transport, den man unterdessen Zeit hatte, zum Durchgange vorzubereiten, in Bewegung zu setzen. Die Zollbeamten setzten sich indessen zu Tische, während ich hinter meiner Stegreif-Brustwehr, zwei Paar Pistolen vor mich hinlegend, keine ihrer Bewegungen aus den Augen verlor. Ich mußte ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie waren ganz in ihre Beschäftigung vertieft und brachten die ganze Nacht mit Essen, Trinken, Rauchen, Spielen und schlechten Witzeleien zu; aber die Atmosphäre in der Stube wurde allmälig so dick und dunstig, daß ich aus Mangel an frischer Lebensluft einer Ohnmacht nahe war. Um drei Uhr Morgens weckte mich ein Schlag an die Fensterladen aus meiner halben Betäubung; es war das Zeichen, daß der Transport glücklich am Ziel seiner Bestimmung angelangt sey. Ich war froh, meinen Gästen ihre Entlassung ankündigen zu können, und hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Gefahr, der man sich bei gewaltsamer Durchbrechung der Linie aussetzte, doch keinen Vergleich mit der grausamen Lage auszuhalten vermöge, in der ich mich diese Nacht hindurch befunden hatte.

Ein anderes Mal hatten die Zollbeamten Wind von den Vorbereitungen zu einen großen Transport (von ungefähr 300 Wagen) bekommen und deshalb

---

*) Der Umstand kömmt freilich auch noch hinzu, daß in Deutschland das Beamtenthum immer noch fast die einzige Laufbahn ist, auf welcher Talent und Studium die öffentliche Aufmerksamkeit und die öffentlichen Ehren zu erlangen vermögen. In England, wo dieses Verhältniß sich gar nicht oder doch wenigstens nicht in einem ähnlichen Maße wie in Deutschland findet, hat es allerdings eine viel geringere Bedeutung, von der Beamten-Laufbahn ausgeschlossen zu bleiben.

alle disponiblen Posten auf den Punkt des wahrscheinlichen Durchgangsortes konzentrirt, so daß an der einen Seite einer Brücke sich die Spitze des Zuges plötzlich bei einer Schaar von 33 Gränzwächtern befand, die Miene machten, den ganzen Transport in Beschlag zu nehmen. Man ruft „Halt!" und der ganze Zug steht. Wir fangen an zu parlamentiren; wir bieten ein bedeutendes Opfer an, zuerst 200 Louis, nachhre mehr: wir steigen bis auf 2800 Louis. Vergebens; alle unsere Vorschläge werden zurückgewiesen. Es war der bestimmte Befehl gegeben, unsere Waaren unter jeder Bedingung aufzufangen. Glücklicherweise war die Ausführung nicht so leicht; auch waren wir nicht gesonnen, ohne Kampf eine und eine halbe Million an Werth aufzugeben. Die Hauptsache war jetzt, Zeit zu gewinnen, damit die auf fast ½ Meilen ausgedehnte Linie unserer Leute sich zusammenziehen konnte, was während des vielfachen Hin- und Herredens, des Gehens und Kommens glücklich erreicht wurde. Unter der Führung eines alten Jägers, der als Parteigänger schon manchen Kampf bestanden, entwickelte sich die ganze Linie nach der linken und rechten Seite und setzten sich in Vertheidigungszustand, die Einen beschützt durch die Wagenreihen, die Anderen sich hinter Baumstämmen verbergend oder das Rohr ihres Gewehrs aus einem niedrigen Busch hervorstreckend. Als nun unsere 33 Zollbeamten von mehr als 400 sämmtlich gut bewaffneten Männern umgeben waren, änderten wir unseren Ton und erklärten, daß, da wir einen im Lande gestatteten Handel trieben, wir uns nicht Gesetze von Fremden vorschreiben lassen, sondern uns an die Behörden von Osnabrück wenden würden, die unserer Behauptung nach allein ein kompetentes Urtheil hierüber besäßen. Zugleich wurde Befehl gegeben, den Zug in Bewegung zu setzen, und den Zollbeamten der Vorschlag gemacht, uns bis auf die Präfektur zu begleiten. Obgleich sie aus lauter entschlossenen Männern bestanden, so standen sie doch von dem Versuche eines Kampfes ab, der leicht mit ihrem gänzlichen Untergange hätte endigen können, da sie sich von allen Seiten umzingelt sahen. Als der Zug in Osnabrück eintrat, zerstreuten sich alle Wagen in die verschiedenen Straßen; jedes Haus wurde ein Schlupfwinkel für einen Karren, so daß die Zollbeamten zuletzt sich ganz allein auf dem Markte befanden. Wenn ich hierbei noch erwähne, daß sich unter unseren Leuten eine Abtheilung von Garde-Soldaten der Präfektur befanden, die sich in Bürger verkleidet hatten, so reicht dieser einzelne Umstand schon hin, um die Meinung und die Neigung der Behörden in Rücksicht auf die Maßregeln der Zollbeamten ans hellste Licht zu setzen.

Einige Tage zuvor hatte ich einen Kampf ganz anderer Art zu bestehen. Da wir damals den kleinen Krieg gegen die Zollbeamten, 40—30 Stunden vom Meere entfernt, führen mußten, so traten wir mit einem oder zwei Commissionairen zu Emden in Verbindung, die es über sich nahmen, unsere Waaren auszuschiffen und bis zur Zollgränze zu schaffen, mit deren Durchbrechung wir uns beschäftigten. Diese Commissionaire kamen auf den Einfall, neben ihrem schon sehr großen Gewinn noch eine kleine ziemlich ergiebige Erwerbsquelle zu entdecken: Von zwei oder drei Schiffen, die von Helgoland abgingen, zeigten sie eines den Zollbeamten an, mit denen sie unter einer Decke steckten. Sobald nun das Fahrzeug anlegte, wurde es in Beschlag genommen, aber sogleich durch die Commissionaire für 150—200 Louis zurückgekauft und sein Inhalt ins Innere des Landes transportirt. Dann schrieben sie an ihre Korrespondenten, d. h. an uns, einen Brief, worin sie die Beschlagnahme des Schiffes ankündigten, bald darauf aber einen zweiten, worin sie meldeten, daß sie das große Glück gehabt hätten, es für die Hälfte des Werthes zurückzukaufen. So verschafften sich diese Herren, die man im eigentlichsten Sinne des Worts „Industrieritter" nennen könnte, einen Nebenverdienst von 60—80,000 Francs bei jedem sogenannten Mißgeschick. Ich kannte wohl diese neue Art des Gewinnes, hatte jedoch noch nichts davon zu leiden gehabt, als ich von einem Herrn W.... zu Emden eine Rechnung über den Rückkauf eines Waarentransportes im Werthe von 12000 Francs erhielt, die sich also auf 6000 Francs belief. Da ich aber nicht die Absicht hatte, mich auf diese unverschämte Weise prellen zu lassen, so ritt ich selbst nach Emden hinüber, verschaffte mir sogleich die genauesten Nachrichten über die Angelegenheit und machte darauf meinem Herrn Commissionair, die Rechnung in der Hand, einen freundschaftlichen Besuch. — „O", sagte er zu mir, „ich wünsche mir Glück dazu, daß es mir möglich gewesen ist, Ihre Ballen wieder zurückkaufen zu können. Sie glauben nicht, mein Herr, wie peinlich und verfänglich diese Art von Vergleich ist. Es liegt für einen ehrlichen Mann die Gefahr, sich zu kompromittiren, gar zu nahe." — Ich ließ ihn seinen ganzen Vortrag zu Ende bringen und versicherte ihn darauf, daß ich das Geschäft ganz genau kennte, so wie auch die Summe, die ihn der Rückkauf gekostet hätte, und daß ich nicht aufgelegt wäre, eine solche Rechnung, wie er sie mir zugesendet hätte, anzunehmen. Da fängt sich mein Herr Commissionair an zu ereifern; worauf ich ihm erkläre, daß ich ihn wie einen gemeinen Dieb behandeln und allen Börsen des Nordens genaue Mittheilungen über ihn zukommen lassen würde, wenn er auf seinem Verlangen beharrte. Darauf verließ ich ihn und erhielt eine Stunde später eine andere Rechnung, die von 6000 Francs bis auf 200 herabgesunken war.

Die Zollbeamten fingen zuweilen Waaren auf, die dann nach Hamburg transportirt wurden, wo sie Herr Bourienne verkaufen ließ. Diese auf solche Weise verkauften Artikel konnten mit gewissen Certifikaten nach Frankreich eingeführt werden. Man bot mir eines Tages mehrere von diesen Certifikaten an, aber ich fand den Preis so übermäßig, daß ich mir nicht einmal die Mühe gab, sie zu lesen; worin ich einen großen Fehler beging, wie ich später bei meiner Durchreise durch Straßburg erkannte. Man hatte ohne Zweifel Herrn Bourienne glauben gemacht, daß alle Kaffee-, Pfeffer- und Baumwollenballen dasselbe Gewicht hätten, da die Certifikate in dieser Beziehung keine Andeutung enthielten, sondern nur die Worte trugen: „Gut für 15... Gut für 25 Ballen" oder „Kisten". Sobald diese Lücke wahrgenommen wurde, etablirte man am rechten Rheinufer eine Fabrik von Kisten, Tonnen und Ballen von dem größtmöglichen Umfang. Die Herren Commissionaire von Straßburg und sämmtliche Zollbeamten fanden ihre Rechnung dabei, so daß der Kaiser zuletzt davon unterrichtet wurde und — was kaum glaublich ist — es duldete: bis zu einer solchen Höhe war bereits der Mangel an und die Gier nach gewissen Artikeln in Frankreich gestiegen.

Es geht aus diesen Thatsachen hervor, daß Napoleon, der über die mächtigsten und umfassendsten Mittel gebot, wie sie nie ein Mensch auf der Erde in seiner Gewalt hatte, doch den natürlichen Lauf der Dinge nicht völlig aufhalten konnte. Seine Kontinentalsperre war sehr streng, aber sie wurde nie absolut und konnte es nie seyn. Je größere Strenge angewandt wurde, desto mehr Arme und Köpfe warb die allgemeine Entbehrung zum Widerstande gegen die harten Maßregeln. Es wird vielleicht nicht wieder einen Willen und eine Macht geben, die den Vergleich mit denen des Kaisers aushielten; aber selbst wenn diese beiden Elemente wieder vereinigt auftreten sollten, so glauben wir doch, daß nach der Erfahrung, die man bei der Kontinentalsperre Napoleon's gemacht hat, die Idee desselben, in dieser Ausdehnung wenigstens, nicht mehr angewandt werden würde.

Ostindien.

Musikalisches aus Indien.

Die Foreign and Westminster Review theilt in einem Briefe aus Ostindien einige Notizen über den Zustand der Musik unter den Hindus mit. Auch für deutsche Leser dürfte der Inhalt des in Rede stehenden Schreibens nicht ohne Interesse seyn; wir geben daher hier eine Uebersetzung desselben:

Surate, 21. Februar 1846.

Als ein wunderliches Beispiel der Vorurtheile, welche Erziehung und frühzeitige Verbindungen erzeugen können, und das sich zugleich bei einem Gegenstande manifestirt, für den Sie sich, wie ich weiß, interessiren, sende ich Ihnen einige Zeilen aus einem Tagebuch, welches ich während eines Ausfluges von einem Monat in das Innere von Guzerat geführt und welches mit einer Schilderung einer hier einheimischen Virtuosin beginnt.

„Die Sängerin und ihre Begleiter hatten sich in einem kleinen Seitenraum fertig gemacht; sie erschienen einige Minuten später und hockten (schneidermäßig) auf dem Fußboden, Bhon-Sahib gegenüber, nieder. Der Saal füllte sich alsbald mit indischen Besuchern, namentlich mit Mahratta-Braminen. Die Sängerin war ein Frauenzimmer von ungefähr fünfunddreißig Jahren; sie sah leidlich aus, war aber, meiner Meinung nach, entsetzlich entstellt durch die Masse von schwarzer Farbe, womit ihre Augen und ihre Zähne befleckt waren. Sie erhält monatlich 200 Rupien von dem Guicowar, abgerechnet das, was sie bei Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, und an beiläufigen Geschenken von Kleidern und Juwelen annehmen mag. Was die letzteren anbelangt, so trug sie ihrer eine Menge zur Schau; ihre Hände, ihre Ohren und ihre Nase waren beladen mit Ringen, in denen Diamanten, Perlen u. s. w. eingefaßt waren. Die akkompagnirenden Musiker waren zwei Schauspieler aus Saringay, die an beiden Seiten der Sängerin Platz nahmen. Des Einen Instrument war eine sehr stramm angezogene und sehr lilliputartige Kesselpauke, während der Andere, ein junger Bursche, eine ganz gigantische Guitarre spielte. Beide Instrumente habe ich Ihnen bereits beschrieben.

„Und nun zum Gesang der Sängerin! Eine Künstlerin, die in einem so armen Lande, wie dies, vielleicht 3—400 Rupien monatlich einnimmt, und die, bei ihrer gerade nicht sehr angesehenen Profession, blos wegen ihrer Verdienste als Sängerin, auf fast gleichem Fuße mit den höchsten Klassen der Eingebornen verkehrt, muß — was europäische Vorurtheile auch einwenden mögen — etwas mehr als eine nur barbarische Fertigkeit in ihrer Kunst, etwas mehr als einen nur barbarischen Geschmack besitzen; auch glaube ich, daß dieses Frauenzimmer sogar in Europa Aufsehen erregen würde.

„Die Musik, welche sie vorträgt, ist an sich freilich höchst einfach und besitzt, als Composition betrachtet, nur geringen Werth, allein alle diejenigen, welche Wilson hörten, werden zugeben, daß die Wirkung, die ein Gesang erzeugt, sehr unabhängig seyn kann von dem musikalischen Verdienste des vorgetragenen Stückes. Die Stimme der Virtuosin war ein guter Alt von mäßigem Umfang, ihr Vortrag rein, die Verzierungen waren zweckmäßig angebracht und wurden geschickt ausgeführt; was Geschmack und Gefühl betrifft, so stand sie nur hinter den besseren europäischen Virtuosen zurück.

„Die hiesigen Eingebornen betrachten uns allgemein als musikalische Barbaren; ein Urtheil, welches sich vermuthlich auf die Vergleichungen gründet, die sie zwischen einem Gesange, wie dem dieser Prima Donna und dem rasenden Gebrüll anstellen, welches englische Gentlemen nach Tisch zu erheben pflegen. Ja, einer der Freunde meines Wirthes, den — wie das bei allen anderen Anwesenden der Fall war — mein warmes Lob seiner Landsmännin entzückt hatte und der mich daher von allen National-Vorurtheilen frei glaubte, fragte mich um meine Ansicht über das Verhältniß der europäischen zur Hindu-Musik, ohne Zweifel in der Voraussetzung, daß er eine die Meinung der Eingebornen bestätigende Antwort erhalten werde. Ich versuchte auszuweichen, allein es gelang mir nicht, ihm zu entschlüpfen und ich sah mich zuletzt genöthigt, meinen ganzen Ruf der Unpartheilichkeit aufzugeben, indem ich ihm versicherte, daß, obwohl es in Indien

sehr vorzügliche Sänger gebe, doch die Kunst daselbst noch in ihrer Kindheit sei. Ich habe oben bei meiner Aufzählung der Musiker einen vergessen. Dieser war ein kleines, ungefähr fünf Jahr altes Kind, die Nichte der Sängerin, die, nachdem sie eine ganze Weile den prächtigen Putz ihrer Tante bewundert, und, während diese sang, die Augen nicht von ihr verwendet hatte, auch bei jeder längeren Note mit ihrem dünnen Stimmchen zur Aushülfe einfiel — etwas, wodurch weder die Sängerin noch das Auditorium gestört zu werden schien — endlich in einen tiefen Schlaf auf dem Teppich verfiel und nicht eher erwachte, bis das Concert zu Ende war.

„Daboda kam von Baroda, um seine Festtage in Bombay zu beschließen. Er ist Gründer einer Mahratta-Zeitung, des „Prubharkur“, deren Herausgabe, in Folge seiner Uebersiedelung nach Surate, auf einen sehr gescheidten jungen Braminen übergegangen ist. Er war sehr erzürnt auf Bhon-Sahib, daß er sich von mir zu der Ansicht hatte beschwatzen lassen, als ob es in Europa etwas, was den Namen Musik verdiene, gebe. Er (der Bramine) habe sein ganzes Leben in einer europäischen Stadt, in Bombay, zugebracht, und was sich Daboda auch habe aufbinden lassen, es sey das und bleibe Unsinn; was ein Europäer Musik nenne, sey ein bloßes Geräusch ohne Empfindung und Gefühl.

„Ich erinnere mich, daß, als Daboda zuerst von mir hörte, daß wir die Kunst, Musik zu schreiben, besäßen, er mich angelegentlich bat, einige indische Musikstücke zu Papier zu bringen, offenbar in der Meinung, daß, wenn Proben indischer Musik nach Europa gelangten, seine Landsleute in unserer Achtung sehr steigen würden, da es sich in solchem Fall ausweisen würde, daß sie, in seiner Hinsicht mindestens, über uns ständen. Die Sache steht leider so, daß es eben so unmöglich ist, die Musik dieser Musik — wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten — niederzuschreiben, als z. B. Wilson's Vortrag einer schottischen Ballade. Niedergeschrieben würde vielleicht die schottische Melodie als die barbarischere, von beiden die indische als die monotonere, erscheinen.

„In der That hat bei allem seinen Nutzen das Notenschreiben eine goße Menge blos mechanischer Musik unter uns, selbst bei unseren besten Komponisten, veranlaßt. Ohne Zweifel werden Ihnen Fontenelles „Sonate, que me veux tu“ *) und Dr. Johnson's „I wish, Madam, it had been impossible“ **) einfallen. In Indien giebt es obendrein — in Bombay wenigstens ganz bestimmt nicht — keine Spur von wirksamer europäischer Vokalmusik; unsere Pianofortes aber, unsere Orgeln und Musik-Chöre sprechen nicht deutlich genug zu dem Eingebornen, um auch nur einen Augenblick den Vergleich mit einem leidenschaftlichen Gesang in seiner eigenen Sprache aushalten zu können.“

Mannigfaltiges.

— Ein Vortrag über die Reformation in England. Die Vorlesungen in englischer Sprache häufen sich in Berlin so sehr, daß man hier bald eine englische Akademie begründen könnte, was keine übele Speculation wäre, indem dadurch manche britische Familie veranlaßt werden würde, ihren Winter-Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Nachdem wir hintereinander die Herren Solly, Wright und Wilkinson gehört, ist am 19. Januar auch der anglikanische Geistliche, Herr Bellson, im Lokale der Monatsversammlungen des English Club mit einem Vortrage aufgetreten, in welchem er „Skizzen der Reformation in England“ geben zu wollen angekündigt hatte. Dergleichen Skizzen hätten allerdings auch für die zahlreich versammelt gewesenen Damen sehr interessant gemacht werden können, da die Geschichte der Reformation auf den britischen Inseln reich an dramatischen Verwickelungen und an Katastrophen ist. Wir erinnern nur an die Intriguen Heinrich's VIII., dieses englischen Blaubart, der durch eine gewaltige Ironie des Schicksals vom Papste zum Beschützer derselben Kirche ernannt wurde, die er bald darauf eben so behandelte, als wäre sie eine seiner Frauen gewesen, und der gleichwohl diesen Titel (Defensor Fidei) bis auf seine heutigen Nachfolger vererbte. Wir erinnern ferner an die englische Reformatorin Anna Askew, deren Lebensskizze den Damen gewiß sehr anziehend gewesen wäre, und deren Prozeß, in welchen auch die sechste Gemahlin Heinrich's VIII., Katharina Parr, verwickelt war, zu dem Raupachschen Mulier taceat in Ecclesia Stoff gegeben; an die Reactionen der „blutigen Maria“; an Kardinal Pole's Absolution für das gesammte englische Parlament und dessen Wiederaufnahme in den Schoß der katholischen Kirche; an Elisabeth's Maßregeln (den Suprematseid ꝛc.), durch welche eigentlich erst der Abfall Englands von der römischen Kirche bewirkt wurde; an die Geschichte der für die Kenntniß der anglikanischen Kirche so wichtigen 39 Artikel, welche 1571 zu einem Theile der Grundverfassung erhoben wurden; an die Entstehung der Presbyterianer, Nonconformisten und Puritaner, deren Geschichte so eng mit der der englischen Reformation verbunden ist, und endlich an die Uniformitäts-Akte (1562 und 1662), ohne deren Kenntniß die in unserer Zeit geschehene Aufhebung der Testakte, so wie selbst die Emancipation der Katholiken, in ihrer historischen Bedeutung von einem deutschen Publikum kaum richtig aufgefaßt werden können. Alle diese Momente (mit Ausnahme allein der bekannten Schrift Heinrich's VIII.: De septem sacramentis), von denen jeder einzelne zu einer interessanten Skizze aus der Zeit der englischen Reformation Anlaß geben konnte, überging Herr Bellson, der sich damit begnügte, zunächst einen Rückblick auf die Zeit der Ausbreitung des Christenthums, in welcher bereits England mit Deutschland in geistiger Verbindung gestanden, und sodann auf Wiclef, den Vorläufer der Reformation im 14. Jahrhundert, zu werfen, dessen Einwirkungen auf Huß und Luther als unbestritten dargestellt wurden, demnächst aber eine Uebersicht dessen zu geben, was der Erzbischof Cranmer durch Herstellung der Liturgie, des Common prayer book und des Lehrbegriffes der englischen Kirche geleistet, und wie unter Jakob I. nach der bekannten theologischen Disputation auf Schloß Hampton-Court die auch heutzutage noch als meister- und musterhaft geltende englische Uebersetzung der Bibel (NB. ohne die apokryphischen Schriften des A. T.) entstanden. Bei Gelegenheit der Bibel-Uebersetzung wurde zwar der früheren Versuche William Tindal's, der mit John Fryth eine 1530 auf Befehl Heinrich's VIII. verbrannte englische Bibel herausgab, ausführlich gedacht, doch hätten wir gewünscht, daß der Redner auch, mindestens mit einigen Worten, an den ersten schottischen Bibelübersetzer und Reformator John Knox erinnert hätte, der der Stifter der Kirk of Scotland wurde und dessen imposantes Denkmal sich auf dem schönen Bergkirchhof in Glasgow erhebt. Man sieht hieraus, daß noch Manches und viel Interessantes über die Reformation auf den britischen Inseln einem deutschen Publikum zu erzählen bleibt, und wir hoffen, daß entweder Herr Bellson selbst oder einer seiner Landsleute auf diesen Gegenstand einmal zurückkommen werde.

*) Sonate, was willst Du von mir?
**) Ich wünsche, Madam, es wäre unmöglich gewesen.

— Repertorium der Staats-Oekonomie. Ein gelehrter Holländer, Herr A. Sandelin, giebt jetzt in französischer Sprache, die seine Landsleute immer noch der deutschen vorziehen, wenn sie sich in einem dem wissenschaftlichen Europa verständlicheren Idiom ausdrücken wollen, als das ihrige ist, ein „allgemeines Repertorium der älteren und neueren Staats-Oekonomie“ *) heraus. Jährlich sollen zwei Bände dieses Werkes in lexikographischer Form erscheinen. Der bis jetzt erschienene erste Band umfaßt die Buchstaben A — C und hat in seiner inneren Einrichtung manche Aehnlichkeit mit dem „Staats-Lexikon“ von Rotteck und Welker, nur mit dem Unterschiede, daß in dem letzteren die historisch-politischen Artikel überwiegend sind, während in dem ersteren die social-ökonomischen und die handelspolitischen vorherrschen. Herr Sandelin, der früher ein Mitglied der Generalstaaten war, bekennt sich, seinen staatsökonomischen Grundsätzen nach, zu der von den Holländern allezeit verfochtenen, jedoch von ihrer Regierung selten befolgten Freihandels-Politik, und die Artikel seines Repertoriums tragen größtentheils auch diese Färbung. Jedenfalls verdient dasselbe im Auslande bekannter zu werden, als es in der Regel mit den in Holland zu Tage kommenden wissenschaftlichen Arbeiten der Fall ist.

*) Répertoire général d'Économie politique ancienne et moderne. Par A. Sandelin. Premier vol. A La Haye, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅗ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Dienstag den 26. Januar 1847.

Frankreich.

Die Kredit-Institute in Frankreich.

Die Bank von Frankreich und ihre Zweigbanken. — Die selbständigen Banken. — Die Privatbanken.

Am Ende des vorigen Jahres sah man in Frankreich wie bei uns und in mehreren anderen Staaten, wo man die Eisenbahn-Bauwuth etwas zu weit getrieben hatte, mit Schrecken einer finanziellen Krisis entgegen; man beunruhigte sich über die bedenkliche Abnahme des baaren Bestandes der Bank und über die Rolle, welche sie spielen werde; man glaubte jeden Augenblick, daß sie zu äußersten Maßregeln schreiten würde; man zitterte fast bei dem Hinblick auf die finanzielle Lage des Landes und besonders auf das fortwährende Steigen des Zinsfußes (Diskontos) auf allen europäischen Plätzen und des Preises des baaren Geldes, während das Wachsen des Nationalreichthums eher ein dauerndes Sinken desselben hatte erwarten lassen. Um nun dies und die Befürchtungen zu erklären, die die eben stattgefundene Erhöhung des französischen Bank-Diskonts von 4 auf 5 pCt. überall erregte, schien es uns zweckmäßig, einen Blick auf die großen Radien des französischen Banksystems zu werfen und mit Rücksicht auf die jetzt auch in Preußen stattfindende Reorganisation der Bank und ihrer Filial-Institute einige interessante Thatsachen mitzutheilen, die wohl geeignet seyn möchten, die inneren Verhältnisse jenes Systems näher zu beleuchten. Wir benutzen dabei eine in der Revue Nouvelle enthaltene Abhandlung.

Der Kredit hat in Frankreich, wie wir schon in der Ueberschrift dieser Betrachtung angedeutet, eine dreifache Form, indem die Hierarchie seiner Kredit-Institute in drei nach ihrer inneren und äußeren Einrichtung durchaus verschiedene Klassen zerfällt. Zur ersten, die zugleich der Gipfel und Mittelpunkt des ganzen Systems ist, gehört die „Bank von Frankreich“; die zweite machen die selbständigen Banken aus, welche sich in den Hauptstädten der Provinzen gebildet haben und deren Wirkungskreis sich über letztere nicht hinauserstreckt; die dritte endlich enthält die Privatbanken, die, gestützt auf ein großes von einer Gesellschaft zusammengeschossenes Kapital, bestimmt sind, die natürlichen Kanäle und wirksamsten Verbindungsmittel zwischen den Wohlthaten des Kredits, deren Quelle die Hauptbanken sind, und dem Handel zu werden. Wir wollen nun diese drei Klassen des großen Systems näher betrachten und besonders auf die Stellung, welche jede darin einnimmt, so wie auf die aus jeder für dasselbe entspringenden Vortheile, unser Augenmerk richten.

Man hat der Bank von Frankreich, mit Berufung auf das Beispiel der Vereinigten Staaten und Englands, den unüberlegten Vorwurf furchtsamer Trägheit und selbstsüchtiger Unbeweglichkeit gemacht; aber grade diese Beispiele, auf die man sich berufen hat, haben vollständig bewiesen, daß das, was man Furcht nannte, nur kluge Vorsicht war, und daß jene Unbeweglichkeit nur aus verständiger Einsicht entsprang. Zwar hat die übermäßige Anstrengung des öffentlichen und Privat-Kredits in den Vereinigten Staaten fast übernatürliche Wirkungen hervorgebracht, aber man kennt auch die Größe der Opfer, mit denen man diese leichtsinnige Verfahrungsweise hat abbüßen müssen, und die Zahl der Unglücksfälle, die dieser blinden und krankhaften Beweglichkeit gefolgt sind. In gleicher Weise hat England die Ausschweifungen zu bereuen, denen sich seine Kredit-Institute überlassen haben, wiewohl hier durch ein gesetzteres und vorsichtigeres Benehmen seit den letzten funfzig Jahren der Kredit aus einer völligen Zerrüttung in einen regelmäßigen und normalen Zustand zurückgekehrt ist. Trotz der heftigsten Opposition hat England im Jahre 1821 die uneingeschränkte Ausgabe von Banknoten eingestellt und die Zahlungen in klingender Münze wieder aufgenommen, und vor zwei Jahren hat Sir Robert Peel, dessen Zollreformen die Erwartungen der wüthendsten Neuerer übertroffen haben, trotz der Kühnheit seiner Handelspolitik, der Bank von England eine Verfassung gegeben, deren gemäßigte und vorsichtige Prinzipien er zum Theil aus dem Statut der französischen Bank entnommen hat.

Die Erfahrung der Vereinigten Staaten und Englands hat also das System der „Bank von Frankreich“ gerechtfertigt, und es ist fernerhin nicht mehr gestattet, ihre Verfahrungsweise auf's Gerathewohl hin mit Vorwürfen zu überhäufen. Die in Rücksicht auf Handel und Gewerbe am meisten vorgeschrittenen Nationen sind zur Ueberzeugung gekommen, daß ein Institut dieser Art, das so zu sagen das Vermögen eines ganzen Volks in Händen hat und der Schlußstein seines finanziellen Gebäudes ist, niemals zu viel Bürgschaften für seine Solidität bieten kann. In dieser Beziehung hat man keinen Grund zur Klage gegen die „Bank von Frankreich“. Wenn man jedoch die Art und Weise lobend anerkennen muß, in der sie durch die Behutsamkeit ihrer Operationen den strengsten Forderungen der Klugheit Genüge leistet, und auch dem Widerstande Beifall zollt, den sie neuerungssüchtigen Plänen unwissender Optimisten entgegenstellt, so darf man ihr andererseits auch die Langsamkeit zum Vorwurfe machen, mit der sie in der Verbreitung der Wohlthaten des Kredits über das ganze Land und in der Gründung von Zweigbanken in den wichtigsten Städten, deren Interesse es verlangt, zu Werke geht.

Wir berühren hiermit eine Prinzipienfrage, die nächstens bei Gelegenheit der Erneuerung des Privilegiums der Bank von Bordeaux auf die Tages-Ordnung der Kammern kommen wird. Sie lautet: Darf man die Provinzialbanken durch die „Bank von Frankreich“ verdrängen lassen und letzterer dadurch eines Tages alle Hülfsquellen des Kredits in die Hände spielen? — oder ist es besser, daß man dem Associationsgeist gestattet, überall, wo hinreichende Kräfte vorhanden sind, unabhängige Banken zu gründen? Soll man nur die Einheit und Gleichförmigkeit des Kreditsystems in Frankreich im Auge haben und somit einer einzigen und absoluten Macht das Recht einräumen, dieses ungeheure System zu leiten, oder würde es für die kommerzielle Lage Frankreichs nicht von größerem Vortheil seyn, die Lokalinteressen ihre eigenen Systeme bilden und die Leitung derselben nach ihren Mitteln und Bedürfnissen selbst übernehmen zu lassen? Dies ist die Frage, deren Entscheidung durch die Kammern an dem Tage bevorsteht, an dem das Privilegium der Bank von Bordeaux abläuft. Hier müssen wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß, bevor diese so inhaltsschwere Frage nicht durch die Kammern definitiv entschieden ist, es, wie allgemein zugegeben wird, der Würde der Regierung und dem allgemeinen Interesse Eintrag thun muß, wenn der bedauernswerthe Zwiespalt, der zwischen der „Bank von Frankreich“ und dem freien Associationsgeist auf mehreren Punkten des Landes herrscht, nicht bald unterdrückt wird. In mehreren Städten, wo der Associationsgeist sich lebhaft genug äußert, um die Elemente für die Errichtung einer Bank darzubieten, hat die „Bank von Frankreich“ dem Unternehmen Hindernisse in den Weg gelegt, obgleich sie, seit langer Zeit wenigstens, selbst niemals mit gutem Beispiel vorangegangen ist. Als daher zu Nimes die Blüthe der dortigen Handelswelt eine Gesellschaft zur Bildung einer Lokalbank gründete und deshalb eine Aufforderung an die „Kapitalisten“ erließ, der man von allen Seiten mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkam, trat die „Bank von Frankreich“ mit ihrem Veto der Verwirklichung des Unternehmens entgegen, indem sie erklärte, daß sie selbst am 1. Januar 1847 eine Zweigbank dort gründen werde. In diesem Falle ist das Uebel wenigstens nicht groß, da nun Nimes doch nicht länger ein Kredit-Institut entbehren wird. Anders verhält es sich aber zu Avignon. Seit zwei Jahren ist hier Alles für die Gründung einer Bank vorbereitet; nichtsdestoweniger legt auch hier die Bank von Frankreich ihr Veto ein, mit dem Vorbehalt, ebenfalls dort eine Zweigbank zu errichten, ohne daß sie jedoch einen bestimmten Zeitpunkt für die Befriedigung der Bedürfnisse und Wünsche des Handels zu Avignon festzusetzen für nöthig hielte. Dasselbe Verfahren hat sie in Rücksicht auf Algier beobachtet. Auch hier wurde ein Plan zur Errichtung einer Bank gefaßt, Unterschriften wurden gesammelt und bestimmte Schritte gethan. Plötzlich kündigte die „Bank von Frankreich“ den Unternehmern an, daß sie selbst zu Algier eine Zweigbank errichten werde. Indeß deutet Nichts darauf hin, daß eine solche Errichtung vorbereitet werde. Vielmehr darf man im Gegentheil bestimmt annehmen, daß die Bank Anstand nimmt, oder daß sie es wenigstens aufschiebt, dort eine Zweigbank zu gründen. Gleichwohl verbindet sich hier das Interesse der höheren Politik mit dem des Handels. Die Gründung eines Comtoirs zu Algier seitens der Bank von Frankreich würde gleichsam der Akt einer kommerziellen Besitzergreifung der ganzen Provinz gewesen und das Unterpfand für die Colonisation geworden seyn, deren erster und ernstlicher Versuch in kurzer Zeit stattfinden soll. Aus der Errichtung eines solchen Comtoirs würde die Bank von Frankreich nicht nur bedeutenden Gewinn gezogen, sondern sich auch den ehrenvollen Ruhm einer großen Uneigennützigkeit erworben haben, abgesehen von den unberechenbaren Vortheilen für die Entwickelung des Handels und der Industrie daselbst. Jetzt erklärt die Bank den Grund ihres Zauderns durch die bedenkliche Lage, in der sich der Handel von Algier befunden habe; eine Lage, deren Bedenklichkeit vorübergehend war und leicht hätte, wenn nicht verhindert, so doch gemildert werden können, da die ganze Verantwortlichkeit dafür auf die Regierung zurückfällt, die, mit unerklärlicher Kurzsichtigkeit handelnd, beträchtliche Fonds einhält, die sie den Lieferanten der Kolonie, welche fast sämmtlich Kaufleute zu Algier sind, schuldet.

Bis daß die Prinzipienfrage, deren wir oben Erwähnung gethan, entschieden ist, sollten Maßregeln zur Unterdrückung jener Abneigung ergriffen werden, wodurch die erfolgreichsten Anstrengungen vernichtet und die wichtigsten Interessen verletzt werden. Dieser fortwährende Kampf der „Bank von Frankreich" gegen die Privat-Banken kann nur durch die auf dem Prinzip eines vernünftigen juste-milieu beruhende Ausgleichung beendet werden, daß man einerseits überall, wo der Associationsgeist hinlänglich stark ist, um aus eigenen Mitteln die Errichtung einer Lokal-Bank ausführen zu können, demselben nicht nur keine Hindernisse in den Weg legt, sondern ihn wo möglich ermuthigt und ihm das von ihm geforderte Privilegium gewährt; daß andererseits die Bank von Frankreich es als ihre Pflicht betrachtet, die Städte zweiter Klasse, in denen eine selbständige Bank keine hinreichende Nahrung finden würde, mit Zweigbanken zu versehen.

Wir sind übrigens weit entfernt, den selbständigen Banken für alle Fälle das Wort zu reden oder ihnen überall einen Vorzug vor Zweigbanken der großen Bank einzuräumen; vielmehr wissen wir recht wohl, daß es manche unabhängige Banken in Frankreich giebt, deren Verwaltung nichts weniger als Lobsprüche verdient, und daß dagegen der liberale Geist, durch den sich die Operationen der ersteren auszeichnen, viel zu wenig gewürdigt wird. Wir können sogar in dieser Beziehung einige sonderbare und dem Publikum im Allgemeinen unbekannte Thatsachen anführen, woraus hervorgeht, daß die unabhängigen Banken, je nach der Art ihrer Verwaltung, entweder sehr nützlich oder aber sehr schädlich werden können, und daß folglich im letzteren Falle ihre Verfassung große Mängel enthält.

Die Bank von Marseille und die von Lyon sind fast zu gleicher Zeit errichtet worden, auch sind ihre Statuten die nämlichen: gleichwohl sind sie eben so sehr von einander verschieden, als ihr Ursprung es ist, dessen Gepräge sie tragen. Die erstere, von zahlreichen Actionairen aus allen Klassen der Marseiller Handelswelt gegründet, besteht wesentlich, wenn man diesen Ausdruck aus der politischen Sphäre hier anwenden darf, aus demokratischen Elementen und zeigt in ihren Operationen eine demokratische Gesinnung. Die andere, die ihre Errichtung zwölf bedeutenden Lyoner Häusern zu verdanken hat, die dabei nur den Zweck im Auge hatten, aus ihren Kapitalien den größtmöglichen Gewinn zu ziehen, scheint von dem Aristokratismus des Monopols beherrscht zu werden. Mit anderen Worten, die Marseiller Bank strebt vor Allem danach, den Interessen der großen und glücklichen Bürgerschaft, aus deren Mitte sie hervorgegangen, zu dienen, während die Lyoner Bank die Interessen des Lyoner Handels denen ihrer Actionaire unterordnet. Es bedarf nur weniger Worte, um die ursächliche Verschiedenheit in der Verfahrungsweise der beiden Banken darzuthun.

Es ist bekannt, daß die Provinzial-Banken durch das Gesetz ermächtigt sind, nach Belieben Papiergeld auszugeben, unter der einzigen Beschränkung, daß sich wenigstens der dritte Theil des in Umlauf gesetzten Geldes als baare Münze in ihrer Kasse befindet. Um nun dieser Vorschrift nachzukommen, kann eine Bank, wenn ihr baarer Bestand sich verringert, nur zwei Wege einschlagen, nämlich entweder einen Theil der in Umlauf gesetzten Bankkassen-Anweisungen einziehen, oder den baaren Bestand der Kasse erhöhen. Den ersten Weg schlägt die Lyoner Bank ein, den zweiten die Bank von Marseille. Wenn zu Lyon der baare Bestand abnimmt, so verringert die Direction ihre Diskonten in demselben Verhältniß, und wenn die Verlegenheit durch den Mangel des baaren Geldes zu einer bedeutenden Höhe steigt, dann schließt die Bank buchstäblich ihre Thüren und läßt ihre Diskonten wenigstens nur der Form nach offen; ein Umstand, der sich jedes Jahr im Juni ereignet, wenn die Seiden-Aerndte in den Cevennen, in den Depart. Ardèche und Drôme eine große Menge klingender Münze erfordert. Dann existirt die Bank von Lyon blos dem Namen nach, indem sie nur noch Wechsel von 2—3000 Francs diskontirt.

Die Bank von Marseille dagegen, obgleich sie in Rücksicht auf den Bedarf des baaren Geldes eine weit ungünstigere geographische Lage hat und oft unvorhergesehenen und dringenden Geldforderungen ausgesetzt ist, während zu Lyon der Bedarf schon meistens vorher bekannt ist, ist nichtsdestoweniger stets darauf bedacht, daß ihre Kassen gut versehen sind, indem sie keine Opfer scheut, um von allen Seiten her sich baares Geld zu verschaffen. Sie bezieht es zugleich von St. Etienne, Montpellier und Grenoble und fürchtet sich nicht vor den Kosten, die ihr aus der Bezahlung der Kommissionen und des sehr theuern Transports erwachsen. Man wird von der Größe ihrer Opfer eine Vorstellung erhalten, wenn man erfährt, daß sie jedes Jahr 30—40 Millionen Francs von außen her kommen läßt. Ohne Zweifel geht der beste Theil ihres Gewinnes auf diesem Wege verloren; aber die Bank bleibt ihrer Bestimmung getreu. Sie weicht niemals den Umständen, wie schwer und dringend sie seyn mögen. Wenn der Staatsschatz großer Summen bedarf, um sie nach Algerien zu senden, so findet er sie in der Kasse der Marseiller Bank; wenn Italien baares Geld bedarf, um die Kosten für die Seiden-Aerndte zu decken, so wendet es sich an die Marseiller Bank; wenn Spanien für die Silberbarren, deren es monatlich im Werth von 12—15,000 Francs nach Frankreich einführt, bezahlt werden muß, so reicht die Marseiller Bank das geprägte Geld dazu dar; wenn für die unzähligen Fahrzeuge, jene Handelsflotten, die das Getraide vom Schwarzen Meer nach dem Mittelländischen Meere transportiren, Fracht und Spesen einkassirt werden, so ist es wiederum die Marseiller Bank, welche die erforderlichen Summen hergiebt. Man hat die Frachtgelder der im vorigen Jahre mit Getraide vom Schwarzen Meer für Marseille befrachteten Schiffe auf 8 bis 10 Millionen Francs geschätzt; wobei jedoch zu erwähnen, daß nur diese Frachtgelder von Marseille bezahlt werden, indem der Betrag für die Ladung dieser Fahrzeuge größtentheils zu St. Petersburg mit feinem Gold und Silber ausgezahlt wird, das durch Pariser Bankhäuser ausgeführt wird. Den Werth des russischen Getraides, das in vorigem Jahre in Marseille eingeführt ist, schlägt man auf 60—80 Millionen Francs an, die in dieser Weise bezahlt worden sind. — Wenn die Bank von Marseille das System der Lyoner Bank befolgte, so würde sie an ihre Actionaire höhere Dividenden ertheilen und ihre Actien von 1900 Francs vielleicht bis auf 4300 Fr., wie die Lyoner, bringen können; aber sie würde auch den Platz häufigen Krisen aussetzen, die Geschäfte erschweren, den Handel und den Kredit in ein gefährliches Schwanken bringen, kurz, den Zweck ihrer Begründung verfehlen. Das Alles hat ihr trefflicher Direktor, August Rondel, einer der in finanzieller Hinsicht tüchtigsten Köpfe Frankreichs und, was mehr werth ist, einer der wenigen waderen Männer, die ihre hohe Stellung und ihren großen Einfluß zum Vortheil Aller zu benutzen verstehen — sich zum vollen Bewußtseyn gebracht.

Betrachtet man jedoch nur die Diskontosätze der beiden Banken, so scheint die Lyoner Bank das Verdienst einer größeren Liberalität zu haben, da sie das ganze Jahr hindurch das Diskonto auf 3 pCt. erhält, während die Marseiller Bank es fast immer auf 5 pCt. läßt. Aber es ist leicht zu zeigen, daß diese scheinbare Großmuth von der einen Seite in Rücksicht auf die von der anderen geleisteten wesentlichen Dienste eben nur scheinbar ist. Die Bank von Lyon erhebt ihr Diskonto allerdings niemals über 3 pCt., aber sie nimmt dafür auch fast nie Wechsel über 14 Tage Verfallzeit an, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß sie, wie wir oben erwähnt haben, nur unbedeutende Summen annimmt, im Fall ihr Kassen-Bestand sich verringert; wogegen die Marseiller Bank, selbst dann, wenn das Geld sehr selten und der Kredit sehr beschränkt ist, Wechsel bis auf drei Monate Verfallzeit niemals zurückweist. Uebrigens würde, und darüber herrscht zu Lyon selbst nur eine Stimme, dieser Platz jedes Jahr heftige Krisen zu bestehen haben, wenn er auf die unsicheren und imaginären Hülfsquellen, die seine Bank ihm darbieten kann, beschränkt wäre; und das Institut würde für Lyon nur ein unheilbares Geschenk seyn, dessen man sich so bald als möglich entledigen müßte, wenn nicht von einer anderen Seite her die Pflichten, deren Erfüllung die Lyoner Bank auf so eigenthümliche Weise vernachlässigt, erfüllt würden. Wir müssen hier einer Thatsache erwähnen, wodurch die Schuld der Lyoner Bank wo möglich noch vergrößert wird. Neben diesem sein Privilegium so übel anwendenden Institut giebt es glücklicherweise ein Comtoir der Bank von Frankreich, das, obschon es selbst die Früchte seiner Uneigennützigkeit nicht genießt, doch großmüthig genug ist, die Aufgabe der Lyoner Bank zu der seinigen zu machen und die lästigsten Functionen derselben zu übernehmen: Dies Comtoir ist das von St. Etienne. Die Bank von Frankreich bedarf zu ihrer Rechtfertigung gegen die ungerechten und leidenschaftlichen Angriffe ihrer Gegner nur einer Hinweisung auf das, was sie zu St. Etienne und Montpellier leistet. Denn während die Bank von Lyon ihre Diskontirungen jedesmal, wenn es ihr egoistischer Vortheil erfordert, willkürlich beschränkt, erhält das Comtoir von St. Etienne die seinigen, wie zahlreich sie immer seyn mögen, auf der gleichmäßigen Höhe von 4 pCt., und ist sogar der Disconteur für die Banquiers und Kaufleute von Lyon, so daß diese ihre Wechsel eben so wohl zu St. Etienne wie bei ihrer eigenen Bank diskontiren. Das ist noch nicht Alles: nachdem sie ihre Wechsel zu St. Etienne diskontirt haben, ziehen sie zu Lyon selbst den baaren Betrag ein. Man bemerke den Gegensatz: die Bank von Lyon zieht es lieber vor, ihre Diskonten zu schließen, als sich für die Herbeischaffung baaren Geldes Kosten zu machen; wogegen die Bank von Frankreich keinen Anstand nimmt, St. Etienne durch die Kanäle oder Messagerieen mit baarem Gelde zu versorgen, das sie in Lyon den Kaufleuten dieses Platzes zur Verfügung stellt. Kurz, sie erträgt freiwillig die Ausgaben, die der Lyoner Bank zur Last fallen müßten, ohne von dem glänzenden Umlauf des Papiergeldes, dessen Privilegium die letztere besitzt, Nutzen zu ziehen. Nach diesem einen Faktum kann man die Verfahrungsweise der Lyoner Bank und der Bank von Frankreich beurtheilen: dort ein abscheulicher Eigennutz, hier eine edle Uneigennützigkeit.

Uebrigens giebt die Bank von Frankreich nicht blos zu St. Etienne und in Bezug auf Lyon Proben ihrer Großmuth; zu Montpellier und in Rücksicht auf Marseille verfährt sie, obwohl unter sonst ganz verschiedenen Umständen, auf dieselbe lobenswerthe Art. Wir haben von den Opfern gesprochen, denen sich die Bank von Marseille unterzieht, um dem zuweilen zu einer bedenklichen Höhe steigenden Mangel an baarem Gelde abzuhelfen. Gleichwohl würde der gute Wille derselben oft nicht hinreichen, und die Direction in nicht unbedeutende Verlegenheit gerathen, wenn sie nicht einen kräftigen Beistand in dem unerschöpflichen Bestande der Bank von Frankreich fände. Einen Theil ihres baaren Geldes bezieht sie durch ihre Transportwagen von der Zweigbank von Montpellier, den anderen von Lyon vermittelst der Rhonedampfer; wobei wir das Comtoir zu Grenoble mit Stillschweigen übergehen können, das zu dieser Versorgung mit baarem Gelde nur einen schwachen Theil beiträgt vermittelst des Geldes, das es aus Valencia bezieht. Fragt man nun, welchen Preis die Bank von Frankreich auf diesen unberechenbaren Dienst setzt, und welchen Gegendienst sie für diese Versorgung verlangt, die zwei ihrer Comtoirs fast zu Grunde richten würde, wenn sie nicht wahre Danaïdenfässer zu seyn schienen, die fortwährend gefüllt und geleert werden, so erfährt man, daß sie kaum auf Kostenentschädigung Anspruch macht. Denn zu Montpellier verlangt sie nur, daß die auf Paris lautenden und für Rechnung der Marseiller Bank diskontirten Wechsel wenigstens 60 Tage Verfallzeit haben, und zu St. Etienne wenigstens 40 Tage, weil der Transport des baaren Geldes nach Montpellier in der That ein Drittel mehr kostet als der nach Lyon.

Wir wollen nicht leugnen, daß derartige Thatsachen gegen uns und

für die Gegner der unabhängigen Banken zu sprechen scheinen. Wenn wir sie nichtsdestoweniger mitgetheilt haben, so wird man wenigstens anerkennen, daß wir in diesem Streit gleich weit von Leidenschaftlichkeit und Partei-Interesse entfernt sind. Ohne Zweifel muß es sonderbar scheinen, daß die Bank von Frankreich so bedeutende Opfer bringt zum Nutzen von Instituten, an deren Vortheilen sie nicht Antheil nimmt; offenbar hat sie das Recht, alle unabhängige Banken zu verdrängen. Aber wir sind überzeugt, daß Rücksichten einer höheren Art sich diesem logischen Schluß widersetzen, daß die kommerzielle Lage des Landes noch nicht hinlänglich befestigt und die Handels-Interessen der verschiedenen Gegenden des Staats noch nicht genug mit einander vermischt und in bestimmte, feste Verhältnisse gebracht sind, um die Beherrschung dieser Seite der Existenz Frankreichs ohne Gefahr der absoluten Gewalt eines einzigen Instituts zu überlassen; kurz, wir glauben, daß, obwohl die Bank den verschiedenen Städten Frankreichs dankenswerthe Dienste leistet, sie ihnen doch nicht Lokal-Banken ersetzen kann, weil sie sich nicht mit allen ihren Bedürfnissen so identifiziren, nicht nach allen ihren Interessen sich richten und nicht direkt und kräftig genug auf sich einwirken lassen kann.

(Schluß folgt.)

England.

Bulwer's Lucretia oder die Kinder der Nacht.

Es sind vier Jahre her, daß der Verfasser der Lucretia in seinem „letzten Baron" erklärte, daß dieses Produkt aller Wahrscheinlichkeit nach sein letztes Erzeugniß im Fach des Romans seyn werde. Heute entschuldigt er sich mit dem Uebergewicht, welches schlechte Angewohnheiten über gute Vorsätze haben, und giebt uns scherzweise zu verstehen, wie er sich in demselben Falle mit jenem Fabricio befinde, den Gilblas im Hospital antraf und der so sehr überzeugt war von den traurigen Folgen seiner poetischen Gelüste, daß er feierlich einen so undankbaren Beruf aufzugeben gelobte, in der That aber durch eine versifizirte Abschiedsepistel an die Muse sich ihm aufs neue zu widmen begann.

Der zweite Titel der „Lucretia" bezeichnet die Art und Weise des Interesses, welches zu erreichen der Roman bestimmt ist. Die beiden Hauptpersonen des Buches werden zu Kindern der Nacht durch die Verübung schauderhafter Verbrechen. Allein nichts in ihrer Umgebung nimmt die Farbe ihrer Schuld an. Sie sind durch ihr Verbrechen von Allem, was nicht Verbrechen ist, isolirt, getrennt von Allem, was nicht mehr oder minder den Charakter der Schuld trägt. Sie haben Erfolg durch das, was in den wahrhaften Erscheinungen um sie her falsch ist, nicht durch das an sich Wahre. Ein wichtiger Unterschied für ein Werk dieser Art und der mit genialer Kraft durchgeführt ist. Die erschütternde Theilnahme, mit welcher wir von Verbrechen vernehmen, beginnt schon im ersten Kapitel und verläßt uns bis zum letzten nicht wieder, allein es ist kein Interesse krankhafter Art und setzt uns nicht der Gefahr aus, Kinder der Nacht für Kinder des Tages zu nehmen; es flößt uns nicht die Lust ein, mit unserem Gewissen zu spielen, und wir werden befestigt in der Ueberzeugung, daß ungestraft kein Mensch die breiten und entschiedenen Gränzmarken zwischen Tugend und Laster überspringt oder wegvernünftelt.

Der Verfasser bemerkt in seiner Vorrede, daß, als er die Geschichte der beiden Verbrecher — sie existiren noch heute — die ihm den Stoff zu seinem Roman lieferte, kennen lernte, er darauf bedacht gewesen sey, in einer oder der andern Form die verderblichen Folgen der unsere Zeit charakterisirenden Geldgier und der fieberischen Hast, mit der sie uns vom gebahnten Wege ab gerade auf unser Ziel lostreibt, darzustellen, und daß er geglaubt, mit der klar hervortretenden Moral, die sich aus der Darstellung des Verbrechens ergebe, welche der eigentliche Vorwurf seines Werkes ist, manche seinem frühern Zwecke entsprechende Erläuterungen verbinden zu können. Wie er uns zu verstehen giebt, so war, was ihm jenes Verbrechen interessant erscheinen ließ, hauptsächlich der Umstand, daß es — wie blutig es immer war und wie wenig gemildert durch jene Züge eines Instinkts von Wohlwollen oder einer großmüthigen Leidenschaft, die sich zuweilen bei der Verübung großer Verbrechen finden und, ohne das Individuum zu entschuldigen, mit der Gattung versöhnen — nicht mit der stumpfsinnigen Wildheit des reißenden Thieres, sondern mit Bildung und Unterricht verbunden war.

„Durch diesen Charakter — schließen wir — schien es ihm geeignet, in Verbindung mit dem Zufälligen eines Naturells oder einer Erziehung, wie sie zu Verbrechen führen, zugleich jene falsche, unbesonnene Tendenz hervortreten zu lassen, welche sich in der Gesellschaft selber kundgiebt und die es ist, welche dem Verbrecher die leichtesten Mittel verschafft, mit Sicherheit alles das, was die Gesellschaft am höchsten geschätzt und geehrt wissen möchte, zu vereiteln. Doch zweifeln wir, ob diese Absicht überall im Auge behalten wurde.

Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn — und es berührt auch die Frage nach der Art und Weise der Behandlung gar nicht — daß ein solcher Zweck die Verwendung solcher Materialien rechtfertigt. „Ich bin der Meinung" — sagt der Verf. sehr schön in der Vorrede — „daß die Arbeit des Menschen beste Freundin ist; daß selbst Wissen, ohne Anstrengung gewonnen, werthlos seyn dürfte; daß, wenn wir zur Erlangung von Kenntnissen uns anstrengen lernen, dies das Beste ist, was wir lernen können; daß die Anstrengung, mit welcher wir dem Ruhm nachstreben, edler ist, als der Ruhm selbst; daß nicht plötzlich erworbene Reichthümer Huldigungen verdienen, sondern vielmehr die Tugenden, die Jemand bei dem langsamen Erwerb von Vermögen aufbieten, die Geschicklichkeit, die er entwickeln, die Selbstverleugnung, die er sich auferlegen muß; mit Einem Worte: ich glaube, daß Fleiß und Geduld unsere wahren Erzieher sind." Aber wie soll eine solche Wahrheit durch Verbrechen, gleich denen der Helden unsers Romans, ins Licht gestellt werden? durch — möchte vielleicht der denkende Dichter antworten — daß eben durch dies Verbrechen dargethan wird, wie das Verbrechen nicht ausgerottet, wie die Tugend nicht allgemein werden kann, so lange wir uns begnügen, Lehren blos anzuhören und zu ertheilen, während wir handelnd Alles verleugnen, was uns gelehrt worden oder wir gelehrt haben; daß wir, mit anderen Worten, nur zu gern glauben, Rechtlichkeit sey eine bloße Eigenschaft der Intelligenz, und deshalb den Werth einer nur geistigen Kultur viel zu hoch anschlagen. Wo immer ein Verbrechen sich nicht als das Erzeugniß eines unkultivirten Geistes, einer ohne Leitung entwickelten Intelligenz ausweist, da darf man sicher seyn, daß es an der Bildung des Herzens fehlt, daß seine Triebe, seine Affekte keiner Zucht und Regel unterworfen wurden. Ohne Zweifel muß die Erziehung für Beides sorgen. Wo es zwischen Herz und Geist nichts Gemeinschaftliches giebt, da wird, je mehr wir den letzteren kultiviren, das erstere um so tiefer depravirt. In der ganzen Sammlung von Kriminalfällen, die Anselm von Feuerbach selbst aburtheilte, machte sich, außer den mehr ursprünglichen Trieben der menschlichen Natur, nichts so sehr bemerklich, als das Vorherrschen der Intelligenz, das Prädominiren des Willens.

Mit außerordentlicher Kraft und — wenn man eine gewisse, vielleicht durch die Gesetze der Kunst gebotene Milderung ausnimmt — mit außerordentlicher Treue hat der Verf. der „Lucretia" die eingefleischte Niederträchtigkeit, Grausamkeit und Lasterhaftigkeit einer Zeit, die in England zu den noch nicht längst vergangenen gehört, mitten unter jenen Schwächen und Täuschungen der Gesellschaft, vermöge deren allein jene momentan gedeihen und sich halten konnten, zu malen verstanden.

Wir heben hier einige Bemerkungen des Verfassers aus, die — wenn sie auch einem Menschen, an dem Alles, außer dem Laster, eine Lüge war, zu viel Geist zugestehen — doch schon deshalb hervorgehoben zu werden verdienen, um daran noch einige andere Bemerkungen zu knüpfen:

„Die uneingeschränkte Herrschaft der Sinnlichkeit, welcher Gabriel Varney sich von Kindheit an überlassen, fand in dem Manne einen willigen Sklaven. Selbst die Talente, welche er entwickelte, entsprangen aus einer nur auf das Sinnliche gerichteten Bildung. Sein Auge, die Außenseite studirend, machte ihn zum Maler, sein geübtes, rasches Ohr zum Musiker. Seine wilde, ausschweifende Phantasie schwelgte in jeder Aufregung und ließ ihn eine reiche Aerndte von Erfahrungen an solchen Schwächen und Fehlern sammeln, an denen sie ihre unstäten Experimente anstellte. Menschen, welche eine sinnliche Kunst zu sehr kultiviren, ohne in ihrer Vernunft und Intelligenz ein Gegengewicht zu haben, werden nur zu leicht zu einem unregelmäßigen, ausschweifenden Leben verleitet. Wir sehen dies, wenn wir die Biographieen von Komponisten, Sängern, Malern lesen, häufig; weniger bei Dichtern, weil derjenige, dessen Werkzeug das Wort, nicht der Ton oder die Farbe ist, stets die sinnlichen Eindrücke mit den reineren Bildern zusammenhalten muß, deren äußerer Schein allein sich den Sinnen darbietet. Kurz, er muß seine Intelligenz anwenden, und seine Selbsterziehung muß eine umfassende seyn. Aber das wahrhafte Genie, schöpfte es auch seine Nahrung hauptsächlich aus der Sinnenwelt, und mögen große Tonkünstler und Maler immer auf Abwege gerathen, wurzelt in einem zu reichen Boden, als daß nicht aus diesem eine Fülle guter Eigenschaften sprießen sollten, die den übeln das Gegengewicht halten — solche geniale Menschen sind daher in der Regel mitleidig, großmüthig, theilnehmend. Nicht so bei Varney u. s. w.

Wir können, was die vorstehenden Bemerkungen betrifft, nicht ganz mit dem Dichter der „Lucretia" übereinstimmen. Bulwer verwechselt Ursache und Wirkung. Nicht dadurch, daß Jemand eine sinnlichere Kunst treibt, wird er sinnlicher, sondern weil er sinnlicher ist, treibt er eine sinnlichere Kunst, als etwa ein Anderer. Bulwer schreibt der Kunst zu, was auf Rechnung des Temperaments, des Naturells, der körperlichen und geistigen Organisation des Menschen kömmt. Die Kunst, auch die sinnlichste Kunst, wird immer einen mäßigenden Einfluß haben, und dasselbe Temperament, welches sich bei der Ausübung einer sinnlichen Kunst freilich nicht verleugnen kann, würde ohne Ausübung dieser Kunst der Sinnlichkeit nicht geringere, sondern größere Konzessionen machen. Auch in der bildenden und Tonkunst endlich ist es der Gedanke, die Idee, welche den Künstler macht, wenn auch der Weg zum Gedanken vom Worte aus ein näherer seyn mag, als von Ton, Farbe und Form.

Eine englische Zeitung bemerkt übrigens in Bezug auf die lebenden Originale der Kinder der Nacht: „Das Urbild „Lucretia's" war, wenn wir nicht irren, eine Französin; ihr gemeinerer Genosse ein Engländer, der jetzt seine Schuld durch eine — wie wir leider sagen müssen — weniger schreckliche Strafe abbüßt, als diejenige, die ihm in dem Werke des Dichters zu Theil wird. Sein Verbrechen war ganz das in diesem geschilderte, nur mit dem fürchterlich erschwerenden Umstand, daß sein letztes Opfer die junge und einzige Schwester seiner Gattin war."

Italien.

Gewinnung der Borsäure in Italien.

Unter der Leitung eines Franzosen, des Herrn Larderel, wird in Toskana gegenwärtig die Borsäure in großem Maßstabe aus den sogenannten Lagoni gewonnen, Wasseransammlungen, welche sich auf dem vulkanischen Boden dieses Landes in Folge plötzlicher Dampfausbrüche theils von selber bilden, theils künstlich für obigen Zweck hergestellt werden. Der Bericht, welcher kürzlich an die französische Akademie über diese Betriebsart der Gewinnung

..n Borsäure abgestattet worden, lautet sehr interessant und enthält manche Aufschlüsse über den noch dunkeln Ursprung dieses Stoffes. Dieser bildet in seiner Verbindung mit dem Natron ein bekanntes Salz, den Borax, der in der Technik mehrfach, besonders als Flußmittel beim Schmelzen, ferner auch in der Medizin benutzt wird, wo er unseren Leserinnen namentlich als bewährtes Schönheitsmittel wichtig ist. Bis vor nicht langer Zeit erhielten wir dieses Salz in unreinem Zustande unter dem Namen Tinkal oder Borech aus Persien und besonders Thibet, wo man es aus dem See Nekbal sammelt. — Die Umstände, unter denen dies dort geschieht, ließen die älteren Chemiker, u. A. Baumé, vermuthen, daß die Bildung des unreinen Borax ein Produkt der gleichzeitigen Zersetzung vegetabilischer und animalischer Stoffe sey, zu welcher die Austrocknung jenes Sees, der sich im Winter mit Wasser und einer großen Menge Wassergeschöpfen füllt, im Sommer Veranlassung giebt. Die Mittheilungen des Herrn Larderel zeigen indeß eine ganz andere Quelle der Borsäure an. Nachdem Hoefer und Mascagni schon lange ihre Anwesenheit in den Lagoni nachgewiesen hatten, ist sie aus denselben zuerst von dem Obigen im Großen gewonnen worden, indem man sie aus ihrer Lösung durch langsame Abdampfung herauskrystallisiren läßt. Folgendes ist nun das Verfahren bei der künstlichen Herstellung einer solchen Lagone (kleinen Sees): Sobald man eine Spur von der unterirdischen Anwesenheit eines Vulkans bemerkt, so fängt man Ausgrabungen an, bis eine Dampfsäule aus dem Innern der Erde hervorbricht. Die Temperatur dieses Dampfes übersteigt oft 125° C., daher sind eigenthümliche Vorkehrungen nöthig, um ihn einzuzwängen und fortzuleiten. Meistens bedeckt man die Mündung des Vulkans mit einem hölzernen Rauchfang, um die Arbeiter gegen die Schwankungen der Säule zu schützen; hierauf gräbt man rings um diesen Punkt ein Bassin aus, welches an den Seiten eine gemauerte Auskleidung erhält, während der Boden meist schon von Natur durch eine wasserdichte Thonschicht gebildet wird. Die Dimensionen dieses Bassins müssen in einem genauen, durch Erfahrung festgestellten Verhältniß zu der Mächtigkeit der zu verwendenden Dampfsäule stehen, indem sonst mehrfache Uebelstände erwachsen würden; wäre die Lagone z. B. zu tief, so würde das hineingeleitete Wasser einen für die Steigekraft des Dampfes zu starken Druck auf die Dampfsäule ausüben, sie würde zurückgedrängt werden und nach einem kurzen Kampfe sich einen anderen Ausgang suchen; manchmal wechselt sie allmälig die Stelle, rückt, ohne das Bassin ganz zu verlassen, aus der Mitte mehr nach der Peripherie fort und zerstört daselbst die gemauerten Wandungen. Oft aber macht sie solche Ortsveränderungen ganz plötzlich, ohne alle ersichtliche Ursache. Der Vulkan verlegt zuweilen seinen Wohnort aus einem Bassin in ein anderes, verschwindet auch wohl nach jahrelanger, regelmäßiger Thätigkeit eine Zeitlang gänzlich, um sich dann eine neue Mündung 30—60 Metres von der früheren entfernt zu eröffnen. In einem solchen Falle muß man ihn denn verfolgen, ihm so zu sagen zu Leibe gehen, ihn wieder in seine Haft bringen und von neuem zur Arbeit zwingen. Diese launischen Wanderungen des Dampfes machen den Besuch dieser Lokalitäten ohne einen sicheren Führer gefährlich, denn zuweilen bildet eine solche desertirte Dampfsäule, indem sie sich einen Weg durch den Boden wühlt, eine kleine unterirdische Lagone, von deren Existenz sich keine Spur wahrnehmen läßt; aber das Gewicht eines darüber gehenden Pferdes reicht öfters hin, um die Decke zu durchbrechen, und man stürzt in einen schlammigen, über 100° C. heißen Wassertümpel.

Nachdem das Bassin fertig ausgemauert ist, entfernt man den Rauchfang und leitet aus einer Quelle oder einem Flusse in der Nähe Wasser zu, welches nach und nach das Reservoir füllt, ohne jemals durch die Spalten, aus denen der Dampf hervorbricht, in die gewundenen engen Gänge, die denselben aus den Tiefen der Erde heraufführen, sich eindrängen zu können. In der unmittelbaren Berührung mit dem Dampfe erhitzt sich das Wasser mehr und mehr und geräth ins Sieden, wobei natürlich die Aufwallung am merklichsten an der Austrittsstelle der Dampfsäule stattfindet. Unter unbedeutender Abnahme durch die Verdampfung sättigt sich hierbei das Wasser mit Borsäure und hat schon nach 24 Stunden den höchsten Sättigungsgrad, 1—1½ pCt., erreicht, worauf die Lagoni abgelassen und aufs neue gefüllt werden. Das abgelassene Wasser wird in anderen Behältern geklärt, darauf in Verdampfungs-Kesseln langsam konzentrirt, wobei man sich wieder vulkanischer Dämpfe als Heizungsmittel bedient; endlich läßt man die Borsäure in hölzernen Gefäßen herauskrystallisiren und trocknet sie in großen, wiederum vulkanisch geheizten Trockensälen vollständig; so gelangt sie alsdann in den Handel.

Die Ansicht, welche Herr Larderel über den Ursprung der Borsäure hiernach aufzustellen wagt, geht dahin, „daß wahrscheinlich im Innern der Erde, in einer großen Tiefe sich Gänge von Schwefel und Bor vorfinden; in die Tiefe hinabgedrungenes oder unterirdischen Strömen angehöriges Wasser gelangt zu diesen Gängen, und die große Hitze, die aus dieser Begegnung entsteht, erzeugt die Dämpfe, die sich gewaltsam einen Weg durch das darüber liegende Erdreich brechen. Diese enthalten einerseits Schwefelwasserstoffgas, welches fortwährend von der Lagone ausgehaucht wird, andererseits gasförmiges Bor, welches unter Einwirkung des Wassers an der Oberfläche der Erde, noch vor der Berührung mit der atmosphärischen Luft, zur Borsäure oxydirt."

Mannigfaltiges.

— Autographa und deren Preise. Nächstens wird der Buchhändler Ant. Bär in Frankfurt a. M. einen Theil der Autographa zur Versteigerung bringen, die dem verstorbenen Dr. Dorow gehört haben, zu welchem Zwecke von dem Erstgenannten ein recht zweckmäßig geordneter Katalog ausgegeben worden. Liebhaber von Handschriften-Sammlungen, deren es bis jetzt in Deutschland im Vergleiche zu England und Frankreich nur noch sehr wenige von Bedeutung giebt, werden dadurch Gelegenheit zu interessanten Erwerbungen bekommen. Inzwischen scheint der Werth der Autographa bei uns immer noch hauptsächlich auf ihren Tauschwerth sich zu beschränken. Selten hört man, daß deutsche Sammler geneigt sind, sich ihre Liebhaberei Geld kosten zu lassen, wogegen sich eine Art von Preis-Courant für die Abschätzungen bei gegenseitigem Austausche festgestellt hat. Dabei kömmt denn nicht selten ein sehr barockes und von dem allgemeinen überaus abweichendes Urtheil über den Werth der einzelnen Namen in der Staaten- wie in der Literatur- und Kunstgeschichte an den Tag. Ein Baron Trenck, ein Pastor Götze oder ein Gottsched wird oft eben so geschätzt, als ein Friedrich der Große, ein Lessing oder ein Goethe, blos weil die Handschriften der Ersteren seltener als die der Letzteren sind. Eine unter Umständen sehr gesuchte und vielleicht mit einem Autographon von Schiller nicht zu theuer bezahlte Handschrift kann einmal die des verstorbenen Theater-Direktors, Herrn Cerf, werden, denn die Autographa werden stets um so höher geschätzt, je weniger der berühmte Mann geschrieben hat, von dem sie herrühren. Aehnliche Ansichten über den Werth der Autographa scheinen auch in England vorzuherrschen, wo man doch nicht blos tauscht, sondern allerdings oft mit schwerem Gelde seine Liebhaberei bezahlt. Auf einer gegen Ende des vorigen Monats in London stattgefundenen Versteigerung ging ein in französischer Sprache abgefaßter Brief von Goethe, datirt aus Jena vom 16. Dezember 1803, für 25 Sh. (8½ Thlr.) fort, während ein Blatt, das nur die Unterschrift Robespierre's trug, mit 33 Sh. (11 Thlr.) und ein Brief des bei uns höchstens durch seine Elegie auf einen Dorfkirchhof bekannten Dichters Thomas Gray an eine Freundin, worin er ihr seine Ernennung zum Professor in Cambridge anzeigt, mit 3 Pfd. 12½ Sh. (24 Thlr.) bezahlt wurde. Wir reihen hieran noch die Angabe einiger anderen Preise, die in dieser Versteigerung bewilligt wurden und nicht eben beweisen, daß der Artikel in England ein Gegenstand großer Speculation und Kaufluft sey. Man zahlte für ein eigenhändiges vom J. 1587 datirtes Schreiben der Königin Elisabeth von England an den König von Frankreich, worin sie sich über gewisse Feindseligkeiten der Franzosen gegen englische Schiffe beklagt, 8 Pfd. 10 Sh.; für einen Brief von Franz I. von Frankreich 31 Sh.; einen Brief Heinrich's IV. 31 Sh.; eine Empfangs-Bescheinigung von Jean Calvin, ausgestellt am 12. Dez. 1543, 3 Pfd. 4 Sh.; eine Unterschrift Mazarin's vom 29. Dez. 1642, 2 Pfd.; eine Unterschrift der Königin Marie Antoinette, datirt Paris, Nov. 1789, 25 Sh.; ein Schreiben Montesquieu's aus Paris vom 24. Aug. 1749, 33 Sh.; einen französischen Brief des englischen Geschichtschreibers Gibbon, aus Lausanne vom 19. Oct. 1784, 2 Pfd. 6 Sh.; ein Schreiben J. J. Rousseau's an Frau v. Houdetot, vom 4. Jan. 1758, 6 Pfd.; ein auf vier Folio-Seiten geschriebenes Leben Alexander's des Großen, mit eigenhändigen Randbemerkungen von Napoleon, 7 Pfd.; vier Briefe Napoleon's, einzeln 25 bis 31 Sh.; eine Unterschrift Nelson's zu einem Flottenbefehl am Bord der „Victory", vom Jahre 1805, 25 Sh.; 75 Briefe von der Handschrift Voltaire's und seines Secretairs Wagnière, über den Calas'schen Prozeß, 9 Pfd. 15 Sh.; eine Handschrift Lavater's unter dem Titel „Mélanges de règles physionomiques, manuscrit pour des amis", welche Handschrift einst vom Verfasser an den Gatten der Frau v. Staël geschenkt wurde, und wovon sich nur noch eine Abschrift auf dem britischen Museum befindet, 10 Pfd. 10 Sh. Letzteres ist der höchste Preis, der für ein einzelnes Stück bei dieser Versteigerung bezahlt wurde, und zwar ging dasselbe in die Sammlung des Sir Frederic Madden über.

— Der neue Planet. Im Londoner Athenaeum vom 2. Januar d. J. wird der Vorschlag gemacht, daß, da Herr Arago und die französischen Astronomen, mit Einschluß des Herrn Leverrier selbst, von der Marotte, dem zuletzt entdeckten Planeten den Namen seines Errechners beizulegen, nicht abgehen wollten, die englischen und die deutschen Astronomen sich darüber vereinigen möchten, dem jüngsten Bürger unseres Sonnensystemes einen mythologischen Namen zu geben, welcher dann gewiß auch eben so von der übrigen Welt acceptirt werden würde, wie der Name „Uranus", welcher anfangs ebenfalls nach seinem Errechner und Entdecker „Herschel" genannt worden sey. Der Engländer schlägt zugleich vor, daß man in diesem Falle Herrn Adams die Ehre erweisen möge, seine Ansicht über jene mythologische Benennung einzuholen, da bekanntlich Herr A. ebenfalls auf die Entdeckung des neuen Planeten einen Anspruch zu machen habe. Soll aber schon diese Ehre einem Anderen als Herrn Leverrier zugesprochen werden, so gebührt sie wohl Niemand sonst als Herrn Dr. Galle in Berlin, dessen Anspruch in jedem Falle wohl berechtigter ist, als der des Herrn Adams. Von Berlin aus hat jedoch Encke, bald nach der Auffindung des Sterns durch Herrn Galle, im Einverständnisse mit Letzterem und mit der ursprünglichen Intention des Herrn Leverrier selbst, den Vorschlag gemacht, dem neuen Planeten den Namen Neptun zu geben, wofür auch bereits ein entsprechendes Zeichen (der Dreizack) gefunden, und so sollten auch wohl die Engländer dem Meer- und Wassergotte, dem sie ohnedies zu Dank verpflichtet sind, die ihm endlich zu Theil gewordene Auszeichnung gönnen, mitten unter den Seinigen am Himmel zu wandeln.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von Buchhandlung (in Berlin bei D. ... & Comp., Jägerstraße Nr. 25), wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 12. Berlin, Donnerstag den 28. Januar 1847.

England.

Die englischen Universitäten und Studirenden.

Nach einer Vorlesung des Herrn Thomas Solly.*)

In dem eigentlichen England (ohne Schottland und Irland) giebt es nur drei große Universitäten: Oxford, Cambridge und London. Von diesen stimmt die Londoner in ihren Einrichtungen mit den deutschen Universitäten im Allgemeinen überein, weshalb hier ihre spezielle Beschreibung unnöthig ist.**) Cambridge und Oxford dagegen sind dem, was auf dem Kontinent unter einer Universität verstanden wird, in Allem unähnlich, weshalb ihre Schilderung wohl von Interesse seyn dürfte. Da beide jedoch in den wesentlichsten Punkten nicht von einander abweichen, so wird eine kurze Skizze der einen hinreichend seyn, um auch von der anderen einen vollständigen Begriff zu geben. Wir wählen Cambridge. Es kann ferner nicht unsere Absicht seyn, eine Geschichte der englischen Universitäten zu liefern oder sie mit den Hochschulen anderer Länder zu vergleichen — es giebt hierfür andere Quellen genug — vielmehr ist der Hauptzweck dieser Abhandlung, ein mehr auf positiven Thatsachen als auf betrachtenden Reflexionen gegründetes Bild des Universitätslebens selbst zu geben. Hauptsächlich werden hier solche Thatsachen erzählt werden, die man in Büchern vergeblich sucht, da diese sich meist nur auf historische und statistische Erörterungen einlassen, deren Kenntniß man sich leicht verschaffen kann. Der Verfasser der gegenwärtigen Skizze hat selbst fünf Jahr in Cambridge gelebt und darunter vier Jahr als Mitglied der Universität, woraus man auf die Genauigkeit seiner Bemerkungen schließen kann.

Wir werden folgende Punkte bei der Beschreibung des Universitätslebens in Cambridge in Betracht ziehen: 1) die Gesammt-Einrichtung der Universität; 2) die Erziehungs-Methode auf derselben; 3) die Prüfungen und Würden; 4) die Disziplin; 5) Vergnügungen der Studenten; 6) eine kurze Vergleichung der Universitäten zu Cambridge und Oxford rücksichtlich der auf ihnen gebildeten großen Männer.

1. Gesammt-Einrichtung der Universität.

Die Universität Cambridge besteht aus 17 besonderen Instituten, „Kollegien“ genannt, deren Namen folgende sind: Peter House gründete im Jahre 1265 Clare-Hall, Pembroke, Cajus, Trinity-Hall, Corpus Christi, King's, Queen's, Catharine-Hall, Jesus, Christus, St. John's, Magdalen, Trinity, Emmanuel, Sidney, Sussex und Downing. Von dem Verhältniß dieser Kollegien zur Universität erhalten wir eine richtige Vorstellung, wenn wir uns an die Verfassung der Vereinigten Staaten erinnern. Wie hier jeder Staat seine eigene Regierung und seine eigenen Beamten hat, aber alle diese einzelnen Staaten zugleich der allgemeinen Regierung zu Washington unterworfen sind, so ist auch in ähnlicher Weise jedes Kolleg eine besondere Körperschaft, die ihre besonderen Gesetze und Gewohnheiten hat und von ihren eigenen Beamten regiert wird, so aber, daß alle wiederum der höchsten Regierung, der Universitäts-Verwaltung, untergeordnet sind. Die Einrichtung der Kollegien ist in allen 17 dieselbe, weshalb die Beschreibung eines derselben hinreichen wird.

Die Mitglieder der Universität können zunächst in zwei Hauptklassen eingetheilt werden, in graduirte (Graduates) und nicht graduirte (Undergraduates), je nachdem sie irgend eine akademische Würde bekleiden oder bloße Studenten sind. Die Graduirten werden auch von den Studenten Don's genannt (von dem spanischen Wort Don, so viel als Herr, dominus), die Studirenden selbst aber heißen gewöhnlich „Robenträger“ (gownsmen), nach der Bekleidung (gown), die sie tragen. Jedes Kollegium hat ein „Haupt“ oder „Meister“ und eine gewisse Anzahl von Kollegiaten (fellows) und Scholaren (Scholars), welche Letzteren in Folge eines jährlich angestellten Examens aus den Studirenden gewählt werden. Sie empfangen ein kleines jährliches Stipendium im Betrage von 100—400 Thlr., zur Erleichterung ihres Unterhalts während der Zeit ihrer Studien. Die Fellows werden aus den Graduirten oder solchen Personen erwählt, die bereits einen akademischen Grad erlangt haben. Die Art und Weise ihrer Wahl ist auf den verschiedenen Kollegien verschieden, in einigen werden sie von den vorhandenen Fellows selbst ernannt, in anderen richtet sich die Wahl nach der Größe ihrer Verdienste, die durch ein zu diesem Zweck angestelltes Examen geprüft werden. Die Fellows bilden die Ordnungs-Behörde auf dem Kolleg und erhalten einen jährlichen Gehalt von 700—4000 Thlr. In ihrer bloßen Eigenschaft als Fellows haben sie wenig oder keine Pflichten zu erfüllen, weshalb die größere Zahl derselben sich gewöhnlich gar nicht zu Cambridge aufhält. Aber alle andere Beamten des Kollegs, wie die Inspektoren (Tutors), Dechanten (Deans) u. s. f., werden aus dieser Körperschaft gewählt, und diese dürfen, da sie bestimmte Amtsgeschäfte zu verrichten haben, ihren Wohnplatz nicht anderswo nehmen.

Die Würde eines Fellows dauert entweder eine gewisse Anzahl von Jahren oder gilt für die Lebenszeit, je nach der Einrichtung der verschiedenen Kollegien. Ihr Zweck besteht darin, solche Studirende, die sich durch ihre Talente ausgezeichnet haben, in der Verfolgung ihrer Studien zu unterstützen und sie in den Stand zu setzen, sich denselben hinzugeben, ohne durch Nahrungssorgen gequält zu werden.

Der „Meister“ (Rektor) des Kollegs hat seine Stellung für Lebenszeit inne; auch er wird zwar aus den Fellows gewählt, aber seine Ernennung hängt in jedem Kolleg von bestimmten und zwar verschiedenen Personen ab; so z. B. wird der Meister des „Trinity-Collegs“ von der Krone eingesetzt, der des Kollegs „Jesus“ durch den Bischof von Ely und der von „Catharine-Hall“ durch die Fellows. Sein jährlicher Gehalt wechselt zwischen 6000—14,000 Thlr. Seine Pflichten sind sehr leichter Art; denn sie bestehen hauptsächlich nur darin, daß er den Vorsitz bei den Versammlungen der Fellows führt, in denen die Eigenthums-Verhältnisse der Kollegien verhandelt, oder neue Beamten angestellt, oder andere Einrichtungen getroffen werden. Die Studenten kommen niemals in Berührung mit ihm, außer in unangenehmer Weise, z. B. wenn sie sich irgend eines schweren Vergehens schuldig gemacht haben; in welchem Falle sie vor eine Art von Gerichtshof geladen werden, der aus dem Meister und den Fellows zusammengesetzt ist. Mit der sonstigen Handhabung der Disziplin oder der Leitung des Unterrichts hat der Meister nicht das Geringste zu thun.

Die vorzüglichsten Beamten der Kollegien sind der Inspektor, die Docenten (lecturers) und die Dechanten, die sämmtlich aus den Kollegiaten gewählt werden. Der Inspektor und die Docenten halten die Vorlesungen in den Kollegien, und die Dechanten versehen den Dienst in der Kapelle jeden Morgen und Abend. Die Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung liegt dem Inspektor und den Dechanten als gemeinschaftliche Pflicht ob.

Außer diesen Beamten giebt es in jedem Kolleg noch einen Schatzmeister (Bursar), der für das Eigenthum des Kollegs Sorge tragen muß, und einen „Vater des Kollegs“ (father of the Coll.), dessen Amt jetzt nur noch dem Namen nach besteht.

In architektonischer Rücksicht gehört Cambridge zu den ausgezeichnetsten Universitäts-Städten. Jedes Kolleg hat seine eigenen Gebäude, bestehend aus einer Kapelle, einer großen Speisehalle, einem Versammlungssaal für die Fellows, der den Namen Combination-room führt, einer Bibliothek, verschiedenen Lehrsälen, einem Wohngebäude für den Meister und den Wohnungen für die verschiedenen Beamten des Kollegs, so wie für die Studirenden. Abgesehen hiervon, besitzt jedes Kolleg ein nicht unbedeutendes Eigenthum an Land und Häusern, deren Ertrag auf die Gehalte des Meisters, der Fellows, Scholaren und Beamten des Kollegs, ferner zur Erhaltung der Gebäude und Gärten, die zum Kolleg gehören, so wie zu anderen ähnlichen Ausgaben, verwandt wird. Bei weitem der größte Theil derselben fällt jedoch den Fellows zu. Denn es giebt in Cambridge 430 Fellows, deren jeder ein Gehalt von durchschnittlich 1700—1800 Thlr. erhält, und der ganze Betrag der jährlichen Einkünfte aus den den Kollegien zugehörigen Ländereien und Gebäuden beläuft sich auf mehr denn 900,000 Thaler.

Auch besitzt jedes Kolleg eine gewisse, nicht unbedeutende Anzahl von Pfründen, die im Fall der Vakanz an die geistlichen Fellows vertheilt werden.

Nachdem wir somit die Verfassung eines einzelnen Kollegs betrachtet haben, wollen wir noch einen Blick auf die Einrichtung der ganzen Universität werfen. — Das Haupt derselben ist der Kanzler, dessen Würde jedoch

*) Wir nehmen mit Vergnügen diese Gelegenheit wahr, auf die von dem geschätzten Lektor der englischen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, Herrn Solly, vor einem Kreise von Herren und Damen gehaltenen Vorlesungen (Nr. 151 des Magazins von 1846) zurückzukommen und hoffen, daß Herr S. auch recht bald sich bewogen finden werde, die versprochenen Vorträge über Shakespeare zu halten.

**) Die London-University ist bekanntlich eine Stiftung der neueren Zeit, die nicht der Staat, sondern das Bedürfniß, eine nicht an das kirchliche (anglikanische) Bekenntniß gebundene Hochschule zu besitzen, in das Leben gerufen hat. D. R.

meistentheils nur ein blosses Ehrenamt ist und gewöhnlich irgend einem Adligen von Bedeutung übertragen wird. Der eigentliche aktive Rektor der Universität ist der **Vice-Kanzler**, der immer zugleich Meister eines Kollegs ist und seine Stellung wenigstens zwei Jahr behauptet. Ihm steht der **Senat** zur Seite, dessen Mitglieder in zwei „Häuser" zerfallen, genannt Ober- und Unterhaus (upper and lower house). Die Geschäfte und Verhandlungen dieses akademischen Parlaments werden in lateinischer Sprache geführt, eine Bestimmung, die insofern von großem Vortheil ist, als sie die Glieder der beiden Häuser zwingt, sich in ihren Reden kurz zu fassen, manche auch wohl ganz zu schweigen veranlaßt. Der Vice-Kanzler hat ferner einen engeren Ausschuß zur Unterstützung, der den Namen Caput trägt und aus 5 Personen besteht, welche jeden Gesetzesvorschlag einstimmig annehmen müssen, ehe derselbe dem Senat vorgelegt werden darf.

Von den übrigen Beamten der Universität wollen wir ihrer großen Anzahl wegen nur einige namentlich erwähnen, den **öffentlichen Redner**, den **Quästor** (High-Steward), den **Bibliothekar** und andere, deren Beschäftigung aus dem Titel erhellt. Vorzugsweise müssen wir jedoch hier die **Prorektoren** der Universität (Proctors) nennen, da diese Würde eine ganz eigenthümliche ist, obwohl sie in mancher Rücksicht mit den Universitäts-Richtern der deutschen Universitäten übereinstimmt, wie sich aus weiteren Bemerkungen ergeben wird.

Die Universität besitzt zwei Gerichtshöfe behufs der Untersuchung von Rechtsfällen, bei denen eines oder mehrere von ihren eigenen Gliedern betheiligt sind, wiewohl die Autorität derselben sich auch über alle sonstige Rechtsverhältnisse innerhalb des Umkreises von einer englischen Meile um die Stadt herum erstreckt. Auch haben sie das Recht, zwei Mitglieder zum Parlament zu schicken.

Es ist nöthig zu bemerken, daß alle Kollegien der Universität untergeordnet sind, und daß letztere allein das Recht der Würdenvertheilung besitzt. — Die Universität besitzt auch eine Anzahl von Gebäuden und Anstalten, abgesondert von denen der einzelnen Kollegien, wozu besonders die **Universitätskirche**, das **Senatshaus**, die **öffentliche Bibliothek**, die **Universitäts-Druckerei**, das **Anatomische Museum**, die unter dem Namen „Fitzwilliam-Museum" bekannte **Bildergalerie**, das **Hospital** und einige andere gehören. Alle diese Gebäude im Verein mit denen der Kollegien gewähren einen imposanten Anblick. Wir müssen aus ihnen besonders die Kapelle des King's-Kollegs hervorheben, die für eines der schönsten Denkmäler der gothischen Baukunst im Perpendikularstyl betrachtet wird; sie gehört in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Fitzwilliam-Museum ist gleichfalls ein schönes Gebäude in griechischem Styl, und die „runde Kirche", welche kürzlich restaurirt worden ist, gehört noch in die Zeiten der altsächsischen Baukunst.

2. Erziehungs-Methode auf der Universität und sonstige Verhältnisse der Studirenden.

Die Studirenden oder Nichtgraduirten (Undergraduates), wie sie genannt werden, zerfallen in vier Klassen: 1) Die **Adeligen**; 2) die **Mitkollegiaten** (Fellowcommoners); 3) die **Pensionaire**; 4) die **Stipendinten** (Sizars). Zur ersten Klasse werden nur diejenigen gerechnet, welche entweder selbst Pairs oder älteste Söhne von solchen sind; was die zur zweiten gehörigen betrifft, so besteht ihr Unterschied von den folgenden nur darin, daß sie ein höheres Honorar zahlen, wofür sie das Privilegium genießen, mit den Adeligen und Fellows zusammmen zu speisen und mehr Schnüre auf ihren Röcken zu tragen. Die größte Zahl der Studirenden findet sich jedoch in der dritten Klasse. Die letzte dagegen enthält die wenigsten. Sie zahlen ein weit geringeres Honorar als die ersteren und empfangen in einigen Kollegien selbst noch eine geringe Summe für ihren Lebensunterhalt. Die Ausgabe eines Studenten einer der beiden ersten Klassen beläuft sich jährlich auf ungefähr 600 Pfd. Sterling, oder 4000 Thaler, doch wird diese Summe in vielen Fällen noch weit überschritten. Unter 15 Studenten gehören jedoch wenigstens 14 zu der dritten Klasse, deren Ausgaben zwischen 200—600 oder 700 Pfd. Sterling, d. h. zwischen 1400—4000 oder 5000 Thalern wechseln. In der letzten Klasse, unter den Stipendiaten (Sizars), befinden sich vielleicht überhaupt nur 40—50 Studenten, deren Ausgaben sicherlich nicht mehr als 700—800 Thaler betragen.

In früheren Zeiten war es Sitte, die jungen Leute in sehr frühem Alter nach Cambridge zu senden, etwa wenn sie 12—13 Jahre zählten, und in der That giebt es ein altes Gesetz, das die Bestimmung enthält, es sey keinem Studenten erlaubt, vor der Front des Senatshauses mit **Märmeln zu spielen** (to play at marbles), woraus man wohl schließen kann, daß die damaligen Studenten noch im Knabenalter standen. Heutigen Tages ist das gewöhnliche Alter eines jungen Mannes, der die Universität Cambridge bezieht, ungefähr 18 oder 19 Jahr. Es giebt jedoch auch nicht selten Studenten von 25—30 Jahren und zuweilen sogar solche, die 40 zählen. Eine andere Eigenthümlichkeit der englischen Universitäten ist die große Anzahl **verheiratheter** Studenten, die sich auf denselben befinden. Es giebt jetzt wenigstens 20—30 zu Cambridge, die in der Stadt mit ihren Frauen und Familien leben. Am meisten finden sich verheirathete Studenten unter den Mitkollegiaten (fellowcommoners).

Alle Mitglieder der Universität, sowohl „Don's" als Studenten, tragen ein eigenthümliches Kostüm, und zwar nicht blos bei besonderen Gelegenheiten, sondern alle Tage beim Essen, in der Kapelle, in den Auditorien und auf der Straße. Jedes Kolleg hat eine besondere Kleidung, so daß man hieran die einzelnen Kollegien auf den ersten Anblick unterscheiden kann. Aber die „Dons" oder „Graduirten" haben je nach der Verschiedenheit ihrer Grade oder ihrer Aemter, die sie in der Universität bekleiden, verschiedene Kleidung.

Die Studenten wohnen in den Gebäuden des Kollegs, und zwar hat Jeder wenigstens zwei Zimmer und gewöhnlich noch eine Kammer für den Diener. Einige der reicheren Studenten haben dagegen drei, vier, ja fünf Zimmer inne. Die Bedienung wird entweder von einem Mann oder einer Frau besorgt; gewöhnlich kommen auf sechs oder sieben Studenten ein männlicher und zwei weibliche Aufwärter, die reicheren aber haben fast immer Jeder seine besondere Dienerschaft. Das ganze Kolleg speist zusammen in einem großen Saal um 4 Uhr zu Mittag, aber so, daß die geringe Anzahl Studenten, die zur Klasse der Adeligen oder Mitkollegiaten gehören, mit den Fellows und Kollegs-Beamten an demselben Tisch und abgesondert von den Pensionairen sitzt, welche den größten Theil der Studirenden ausmachen.

Die volle Studirzeit für einen Cambridger Studenten beträgt ungefähr 3¼ Jahr, d. h. vom Oktober bis zum Januar des darauf folgenden vierten Jahres. Von dieser Zeit wird jedoch meistentheils nur etwa die Hälfte wirklich auf das Studium verwendet. Während des ersten Jahres heißt der Student ein „**Neuling**" (freshman), in dem zweiten wird er ein „**angehender Sophist**" (junior soph) oder „**Zwei-Jahrs-Mann**", in dem dritten erhebt er sich zum „**alten Sophisten**" (senior soph) und im vierten zum „**Disputator**" (questioner). Die vorzüglichsten Gegenstände des Studiums zu Cambridge sind die **mathematischen Wissenschaften**, die alten **Klassiker** und **Theologie**, hauptsächlich aber wird auf dieser Universität Mathematik gelehrt und studiet. Die Vorlesungen werden von den Inspektoren (Tutors) und den Docenten gehalten, und zwar für die „Neulinge", die „Zwei-Jahrs-Männer" und „Drei-Jahrs-Männer" in besonderen Klassen. Außer diesen Kollegial-Vorlesungen giebt es auch andere über sehr verschiedenartige Gegenstände und von verschiedenen „Professoren" gehalten, die durch die Universität besoldet werden und nicht blos auf ein und dasselbe Kolleg beschränkt sind. Doch haben die Kollegial-Docenten immer den größten und wichtigsten Antheil an dem Universitäts-Unterricht, da die Vorlesungen der Professoren kaum besucht werden. Außerdem müssen die Studirenden in den Kollegial-Vorlesungen thätigen Theil nehmen, z. B. durch Lösung mathematischer Probleme oder durch Interpretation eines klassischen Autors, aber in den Universitäts-Vorlesungen, die von den Professoren gehalten werden, sind die Studirenden nur passive Zuhörer. Dieser Unterschied zwischen den Kollegial- und Universitäts-Vorlesungen ist streng festzuhalten, weil man in Deutschland glauben könnte, daß es mit dem öffentlichen Unterricht auf der Universität schlecht bestellt sey, wenn man hört, daß die Vorlesungen der „Professoren" so wenig besucht werden; denn in Oxford und Cambridge sind es die Inspektoren (Tutors) und Docenten der Kollegien, die den deutschen „Professoren" entsprechen. Außer den Universitäts- und Kollegial-Vorlesungen wird auch in Cambridge an die Studenten viel Privat-Unterricht ertheilt. Jeder Studirende, der seine Prüfung gut zu bestehen und einen höheren Grad zu erlangen wünscht, nimmt Privat-Unterricht, der von jungen Leuten ertheilt wird, die sich vorzugsweise ausgezeichnet haben und aus diesem Unterricht eine nicht unbedeutende jährliche Revenüe ziehen. Manche von ihnen gehen auch mit ihren Zöglingen im Sommer während der dreimonatlichen Ferien aufs Land, wofür sie gewöhnlich 200 oder mit Einschluß der übrigen Monate 500 Thaler empfangen, so daß ein Mann, der acht solcher Zöglinge hat, bis auf 4000 Thlr. jährlicher Einkünfte besitzt.

Die Studenten zu Cambridge können eingetheilt werden in solche, die wirklich studiren, und solche, die sich nur ihres Vergnügens wegen auf die Universität begeben und die bei weitem größere Zahl bilden.*) Auch giebt es noch eine dritte Klasse, die „Naturlichter" (the light of nature men), welche die beiden ersten Klassen in sich vereinigen, indem sie zwar gleichfalls nach wissenschaftlicher Bildung und Auszeichnung streben, aber dieselbe nicht durch fortgesetztes strenges Studiren, sondern durch ihr Genie, was sie ihr „Naturlicht" (light of nature) nennen, zu erringen streben. Diese „Genialen" versagen sich kein Vergnügen, sondern gehen den ganzen Tag über müßig, sitzen dafür aber die halbe Nacht bei der Arbeit. Wir können uns nicht versagen, hier eine Anekdote mitzutheilen, die von einem dieser Genie's erzählt wird. „Ich wundere mich", sagte einst ein anderer Student zu ihm, „wie es möglich ist, daß Sie bei allen Prüfungen so gut bestehen, da man Sie den ganzen Tag über Nichts thun sieht." — „„Ich weiß selber nicht, wie es zugeht"", war die Antwort, „„es muß wohl mein „Naturlicht" seyn."" — „Ah", erwiederte ein Anderer, „dann wird es wohl Ihr Naturlicht seyn, was ich jede Nacht bis drei Uhr Morgens durch Ihr Fenster schimmern sehe."

(Fortsetzung folgt.)

Das eingefrorene Schiff.

An einem heiteren August-Abend des Jahres 1775 fand sich Capitain Warrens, der Befehlshaber des „Grönland", eines Wallfischfahrers, im Bereich von ungefähr 77 Grad nördl. Breite, von einer unzähligen Menge von Eisbergen eingeschlossen. Auf einer Seite und in der Entfernung einer Meile von seinem Schiffe waren dieselben von unermeßlicher Höhe, dicht zusammengefügt, und eine Folge schneebedeckter Gipfel, die einer hinter dem

*) Letztere führen den Spitznamen rowing men, „Ruderleute", weil die Spazierfahrten in Kähnen zu den beliebtesten und häufigsten Vergnügungen der Cambridger Studenten gehören. Die ersten dagegen heißen reading men, „Lesende", Studirende par excellence.

anderen emporragten, erschien, so weit das Auge reichte, so daß es klar war, wie das Meer nach dieser Seite hin völlig umschlossen, ja es vielleicht schon lange Zeit gewesen war. Dem Capt. Warrens war in seiner Lage nicht allzu wohl zu Muth, aber da eine Windstille eingetreten, so war ihm jede Möglichkeit, von der Stelle zu kommen, abgeschnitten, und er begnügte sich daher, genaue Wache zu halten, wohl wissend, daß er sicher sey, so lange die Eisberge in ihrer gegenwärtigen Lage blieben.

Um Mitternacht erhob sich der Wind zu einem Sturm, der von einem dichten Schneegestöber begleitet war, während zugleich schreckliche Donnerschläge und ein schmetterndes Getöse keinen Zweifel darüber ließen, daß das Eis sich in Bewegung gesetzt hatte. Das Schiff erhielt in jeder Sekunde die heftigsten Stöße, da der Nebel in der Atmosphäre die Leute am Bord verhinderte, zu sehen, in welcher Richtung das offene Wasser lag, oder ob überhaupt auf irgend einer Seite noch offenes Wasser zu finden war. Die Nacht ging damit hin, daß man, so oft sich eine Gefahr zeigte, umlegte.

Als der Morgen anbrach, fand Capt. Warrens zu seiner großen Freude, daß sein Schiff keinen ernstlichen Schaden erlitten. Er bemerkte mit Erstaunen, daß die auf einander gethürmten Eisberge, die sich am vorhergehenden Abend als ein so undurchdringlicher Wall zeigten, von dem Winde getrennt worden waren, und daß sich zwischen ihnen ein Kanal zur offenen See gebildet hatte, der sich, so weit das Auge reichte, fortschlängelte.

Zwei Meilen jenseits des Einschnitts, welchen dieser Kanal bildete, wurde gegen Nachmittag ein Schiff sichtbar. Die Sonne schien eben glänzend, und ein frischer Wind wehte von Norden. Anfänglich konnte Capt. Warrens, verhindert durch einige herbeischwimmende Eisberge, nichts weiter sehen, als die Maste, doch war er betroffen ob der eigenen Art, in welcher die Segel geordnet waren, und über den Anblick der Zerstörung, den Tau- und Takelwerk bot. Das Schiff trieb mehrere Meilen vor dem Winde her, gerieth dann an einigen der niedrigeren Eisberge auf den Grund und blieb bewegungslos liegen.

Capt. Warren's Neugier war so lebhaft erregt, daß er sogleich mit einigen seiner Leute in sein Boot sprang und nach dem Schiffe ruderte. Als er näher kam, gewahrte er, daß der Rumpf desselben vom Wetter außerordentlich mitgenommen war, und daß sich auf dem mit dichtem Schnee belasteten Deck nicht eine Seele zeigte. Er rief zu verschiedenen Malen die Mannschaft an, ohne eine Antwort zu erhalten. Ehe er an Bord ging, fiel ihm eine offene Schiffsluke ins Auge, und als er hineinblickte, sah er einen Mann, Schreibmaterial vor sich, zurückgelehnt in einem Stuhle sitzen; die Schwäche des Lichts jedoch machte Alles sehr undeutlich.

Er bestieg nun mit seinen Leuten das Verdeck, und nachdem sie eine verschlossene Luke geöffnet, stiegen sie in die Kajüte hinab. Ein Schauder ergriff sie, als sie dieselbe betraten. Ihr Bewohner hatte seine frühere Stellung beibehalten; er schien die Ankunft von Freunden nicht zu bemerken. Es ergab sich, daß es ein Leichnam war; grüner, feuchter Schimmel bedeckte ihm Stirn und Wangen und überzog seine offen stehenden Augen. Er hielt eine Feder in der Hand, ein Schiffstagebuch lag vor ihm, und auf einer unvollendeten Seite war folgendes der letzte Satz:

„14. November 1762. Es sind nun siebzehn Tage, daß wir vom Eise eingeschlossen sind. Das Feuer ist gestern ausgegangen, und der Schiffsmeister hat vergebens versucht, es aufs neue anzumachen. Seine Frau ist diesen Morgen gestorben. Es ist keine Rettung —"

Ohne ein Wort vernehmen zu lassen, eilten Capt. Warrens und seine Leute von diesem Orte des Grausens hinweg. Als sie in die Hauptkajüte eintraten, war der erste Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, eine weibliche Leiche, die in einer Stellung gespannter Aufmerksamkeit an einem Bette lehnte. Ihr Gesicht hatte die Frische des Lebens, aber an ihren zusammengezogenen Gliedern ließ sich erkennen, daß man eine leblose Gestalt vor sich hatte. Auf dem Boden saß der Leichnam eines anscheinend noch jungen Mannes, der in der einen Hand einen Stahl, in der anderen einen Feuerstein hielt, als sey er im Begriff, mit dem neben ihm liegenden Schwamm Feuer anzuschlagen.

In dem Vordertheil des Schiffes lagen mehrere Matrosen todt in ihren Räumen, und am Boden der Fallreepstreppe fand man den zusammengekauerten Körper eines Jungen. Weder Nahrungs- noch Feuerungs-Material war irgendwo zu sehen, doch wurde Cap. Warrens durch die abergläubischen Vorurtheile seiner Leute abgehalten, genauere Nachforschungen anzustellen. Er nahm daher das schon erwähnte Tagebuch mit sich, als er zu seinem Schiff zurückkehrte, und steuerte alsbald südwärts, tief ergriffen von dem entsetzlichen Beispiel, welches ihm so eben die Gefahren veranschaulicht hatte, die mit der Schifffahrt auf den Polarmeeren in hohen Breitegraden verbunden sind.

Nach England zurückgekehrt, stellte er verschiedene Nachforschungen über verloren gegangene Schiffe an, und durch Vergleichung der Resultate dieser seiner Nachforschungen mit den in seinem Besitz befindlichen Dokumenten gelang es ihm, den Namen und die Geschichte des eingefrorenen Schiffes und seines Befehlshabers zu entdecken. Es stellte sich heraus, daß es dreizehn Jahre vorher, ehe es unter den Eisbergen aufgefunden, von seinem Schicksal ereilt worden war.

Frankreich.

Die Kredit-Institute in Frankreich.

(Schluß.)

Wenn wir bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge das System der selbständigen Banken dem System der Comtoirs der Bank von Frankreich vorziehen, so liegt der Grund, wie man gesehen hat, nicht darin, daß wir gegen die offenbaren Fehler in der Verfassung jener Institute blind sind. Gleichwohl ist nicht zu bestreiten, daß die meisten Lokal-Banken den Interessen der Städte, in denen sie errichtet sind, einen mächtigen Beistand und Schutz gewähren, wie wir es an der Bank von Marseille gezeigt haben. Andererseits ist eben so wenig zu leugnen, daß, wie aus dem Beispiel der Lyoner Bank erhellt, dem wir auch das der Bank von Nantes hätten beifügen können, daß sie ihren Zweck gänzlich verfehlen und die auf sie gebauten gerechten Hoffnungen völlig täuschen können. Es muß folglich in der Verfassung der Lokal-Banken ein ursprünglicher Fehler vorhanden seyn, der herausgebracht werden muß, wenn das System aufrecht erhalten werden soll; man muß größere und bestimmtere Garantieen von diesen Instituten verlangen, wenn sie das Privilegium, Papiergeld auszugeben, behalten sollen.

Es bleibt uns nun noch ein Wort über eine dritte Form zu sagen, die der Associationsgeist in Frankreich neuerdings den Kredit-Instituten gegeben hat und die ein neuer und mächtiger Hebel zur Vervollständigung des Systems und zur Beschleunigung der Thätigkeit desselben ist. Wir meinen die bis auf einen gewissen Punkt nach dem Modell der englischen joint-stock-banks *) eingerichteten Institute, die Privat-Actienbanken. Man weiß, daß Jacques Laffitte sie zuerst in Frankreich eingeführt hat, und daß er es besonders seiner politischen Popularität zu verdanken hatte, wenn er die Pariser Handelswelt so bald für seine Neuerung gewann. Dennoch gelangte das durch Laffitte gegründete Institut erst nach seinem Tode und unter der kräftigen Leitung Gouin's zu seiner jetzigen Blüthe, in der es dem Handel wahrhaft kostbare Dienste leistet. Ein Beweis für die Nützlichkeit des Systems der Privat-Banken liegt schon in der Zahl und der Wichtigkeit der nach diesem Plan errichteten Institute, als da sind: das General-Comtoir des Handels, Ganneron u. Comp.; die Handels-Kasse, Béchet, Dethomas u. Comp.; und endlich die Central-Kasse des Handels und der Eisenbahnen, Baudon u. Comp., die durch die beträchtlichen Kapitalien, worüber sie gebietet, so wie durch die hohe Stellung ihrer Dirigenten, bald unter den Instituten ersten Ranges einen Platz behaupten wird.

Die Function und das Verdienst dieser Institute bestehen darin, die öffentlichen Banken kräftig zu unterstützen, um ein Gleiches von ihnen erwarten zu können, was leicht begreiflich ist, wenn man den natürlichen Gang des Kredits beobachtet. Ein Kaufmann zum Beispiel ersteht eine Waare und bezahlt sie durch einen Wechsel mit drei Monat Verfallszeit. Dieser Wechsel, mit den Unterschriften des Ausstellers und des Acceptanten, wird von Privat-Banken diskontirt, die ihn ihrerseits an die öffentlichen Banken verkaufen, von denen drei Unterschriften gefordert werden. Somit ist die Stellung und die Function der Privat-Bank leicht zu bestimmen. Ein unsinniges Verlangen wäre es, zu fordern, daß sie durch die öffentliche Bank ersetzt würden; denn diese soll den Kredit auf der höchsten Stufe seiner Sicherheit repräsentiren, den Kredit in seiner konzentrirten Macht und durchschnittlichen Festigkeit, da sie verpflichtet ist, den Zinsfuß auf einer bestimmten Höhe zu erhalten und die präsentirten Papiere, ohne Rücksicht auf deren ursprünglichen Werth und besondere Güte, nach allgemeiner Bestimmung zu diskontiren. Deshalb müssen die ihr präsentirten Wechsel eine mittlere Sicherheit darbieten und bis auf einen gewissen Punkt dem öffentlichen Kredit gegenüber unter einander gleich seyn. Daher die Nothwendigkeit der drei Unterschriften, deren letzte, gewöhnlich die des Banquiers oder der Privat-Bank, diese durchschnittliche Sicherheit so viel wie möglich verbürgt. Die Privat-Bank schätzt dagegen die Grade der Sicherheit und Unsicherheit ab, welche die von ihr diskontirten Effekten darbieten, und prüft die Schattirungen des Kredits; sie läßt sich in persönliche Beziehungen mit ihren Klienten ein, die nach dem Vertrauen, das diese einflößen, enger oder loser sind. Kurz, die Privat-Bank verleiht ihren Operationen einen individuellen, veränderlichen Charakter, während die öffentliche Bank in den ihrigen stets dasselbe allgemeine und feste Gepräge trägt. Diese beiden Arten von Institutionen erfüllen daher, obschon sie sich wechselseitigen Beistand leisten und nach demselben Ziele streben, doch verschiedene Functionen und gewähren verschiedene Vortheile. Man erkennt dies am besten in der Praxis. In den Augenblicken, wo das Geld in Ueberfluß vorhanden ist, hört man überall Anklagen gegen die Bank von Frankreich; man wirft ihr Unbeweglichkeit und Strenge vor, weil sie dem Auf- und Abwogen des Kredits zu folgen sich weigert und sich auf eine rein passive Rolle beschränkt. Aber sobald eine Krisis eintritt und die Geldquellen vertrocknen, dann geräth sie in Thätigkeit und läßt sich ihrerseits durch den Sturm nicht wankend machen. Nur dadurch, daß sie sich von der Fluth nicht fortspülen läßt, vermag sie auch der eintretenden Ebbe zu widerstehen. Die Privat-Actienbanken dagegen entsprechen durch die Stärke ihrer Kapitalien ganz anderen Bedürfnissen; sie können sich dem Speculationsgeist überlassen, den der Kredit eben so wie andere Handelszweige mit sich bringt. Ihre Einrichtung macht sie auch den Kaufleuten weit zugänglicher; denn da sie durch deren Theilnahme gebildet sind, so gehen sie dadurch gegen die Kapitalien, denen sie ihren Ursprung verdanken,

*) Die joint-stock-banks sind schottischen Ursprungs und wurden im J. 1836 auch in England eingeführt, als der bedenkliche Zustand der englischen Bank 1825 die Regierung bewog, eine Kommission zur Untersuchung und Hebung der Mängel des englischen Bankwesens niederzusetzen. Im Jahre 1838 bestanden schon gegen 100 solche Banken in den bedeutenderen Städten Englands, deren Statuten meistens nach denen der schottischen sich richteten. Sie unterscheiden sich von den anderen englischen Privat-Banken besonders dadurch, daß die Anzahl ihrer Theilnehmer nicht beschränkt ist, während die letzteren nicht über 6 Theilnehmer haben dürfen, daß sie jährlich die genaueste Rechnung ablegen, und daß sie sich nicht blos dem Großhandel, sondern auch dem Kleinhandel und den übrigen Gewerben widmen. Als Depositen-Banken befolgen sie eine Art von ausgedehntem Sparkassen-System.

Verbindlichkeiten ein. Endlich üben auch die Unabhängigkeit ihrer Leitung, die Freiheit und Mannigfaltigkeit ihrer Geschäfte einen eben so wohlthätigen Einfluß auf den Handel aus, als die unbewegliche Regelmäßigkeit der öffentlichen Institute.

Deshalb darf man sich über die schnellen Fortschritte freuen, die Frankreich auf diesem neuen Wege macht. Zahlreiche, durch Gesellschaften gegründete Kredit-Institute bestehen schon in den Departements, und täglich sieht man Pläne zu neuen hervortreten. Metz besitzt nach diesem Modell eine Handels-Bank, Saint-Quentin eine Handels-Kasse, Valenciennes ein Diskonto-Comtoir. Zu Havre, wo zwei Pariser Häuser Zweig-Banken haben, existiren und floriren vier andere Privat-Banken, nämlich die Handels-Bank Dubois u. Comp.; die Handels-Kasse Morin u. Comp., das Handels-Contoir und die Havrenser-Kasse. Bordeaux hat gleichfalls seine Handels-Kasse Lucien Darsant u. Comp.; Nimes eine Handels-Kasse Henri Deleuze u. Comp; Rouen, Orleans, Nancy, Dieppe haben Kassen und Comtoirs. Endlich haben sich am Ende des vorigen Jahres drei ähnliche Institute gebildet und ihre Geschäfte am 1. Januar d. J. begonnen; eines ist die Kasse von Nantes, Gouin père, fils et Comp; Marseille hat die beiden anderen ins Leben gerufen. Das älteste von ihnen ist die Handels-Kasse von Marseille, Warrain, Décugis, und Laurent, gegründet unter den Auspizien der Kasse Béchet, Dethomas u. Comp; das andere, welches in 8 Tagen durch freiwillige Unterschriften ein Kapital von 2 Millionen Francs zusammengebracht, operirt unter dem Patronat der Central-Kasse des Handels und der Eisenbahnen, Baudon u. Comp.; und unter dem Namen der Marseiller Central-Handelskasse: Bay Grandval u. Comp. Es war auffallend, daß Marseille, aus dessen täglich wachsender Geschäftigkeit man hätte schließen können, daß es den Anfang mit solchen Unternehmungen machen würde, und welches in einem anderen Zweige eine so einsichtsvolle und glückliche Anwendung des Kredits gemacht hat, indem es auf den Rath seines neuen Deputirten Clapier, eine Hypotheken-Kasse gründete, die ihres gleichen in ganz Frankreich, selbst in Paris, nicht hat, daß Marseille, sagen wir, bei jenem Unternehmen bisher im Hintergrunde blieb. Aber wenn es lange gezögert hat, so konnte es wenigstens keinen besseren Anfang machen, als jetzt, da es den Weg gleichfalls betreten hat, und man kann diesen beiden neuen Privat-Banken das Prognostikon stellen, daß sie wenigstens denselben Erfolg haben werden, als ähnliche Institute ihn in Städten errungen haben, welche die höhere Bedeutung Marseilles in kommerzieller Beziehung nicht leugnen können.

Wir beendigen hier die kurze Uebersicht über den Mechanismus der französischen Kredit-Institute. Bevor wir tiefer in die Fragen eingehen können, die sich an diesen höchst wichtigen Gegenstand knüpfen, wird das Wenige, was wir bis jetzt darüber gesagt haben, hinreichen, um die dreifache Form des französischen Kreditwesens daraus zu erkennen. Diese Form ist naturgemäß und logisch. Sie zeigt uns das Kreditwesen auf der ersten Stufe in den Privat-Banken als die Verbindung der Associationskräfte mit der Actienfreiheit der Privat-Unternehmungen; auf der zweiten Stufe in den unabhängigen Banken als die Vertretung bedeutender Lokal-Interessen; endlich auf der höchsten Stufe in der „Bank von Frankreich" als das durchschnittliche Maß des National-Kredits und die Centralisation aller dahin gehörigen Hülfsquellen des ganzen Landes, auf das sie daher auch einen großen, sey es direkten oder indirekten, Einfluß ausübt. Abgesehen von einigen Mängeln, ist dieses System gewiß normal, vollständig und läßt auf einen sicheren und kraftvollen Kredit schließen, der die stärksten Proben zu bestehen im Stande ist. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge hat Frankreich also gegenwärtig, in Rücksicht auf sein Kreditwesen, ein richtiges Gleichgewicht und eine regelmäßige Organisation erlangt. Um die finanziellen Gefahren abzuwenden, denen andere weiter als Frankreich vorgeschrittene Handelsvölker sich leichtsinnig ausgesetzt haben, hat Frankreich nichts weiter nöthig, als den Prinzipien, die es jetzt befolgt, stets treu zu bleiben und wo möglich sie weiter zu entwickeln.

Mannigfaltiges.

— Noch Einiges über die Bank von Frankreich. Dem Artikel über die Kredit-Institute in Frankreich, den wir im heutigen Blatte des Magazins beendigen, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß es nicht sowohl die von der „Bank von Frankreich" angeordnete Erhöhung des Diskonto von 4 auf 5 pCt. war, was die französische Handelswelt so in Schrecken gesetzt — da, wenn nur Geld überhaupt zu haben ist, ein pCt. Diskonto auf das Jahr mehr oder weniger für den Handel in einer bewegten Zeit etwas ganz Gleichgültiges ist — sondern das zugleich verbreitete Gerücht, daß die Bank fortan nur Wechsel, die höchstens zwei Monate zu laufen haben, diskontiren werde, während es im französischen Handelsstande Gebrauch geworden, einen viermonatlichen Kredit zu bewilligen. Dieser Gebrauch gränzt allerdings an einen Mißbrauch, denn eben so gut wie der französische Handel die ursprüngliche Usance der zweimonatlichen Beziehungen zuerst auf drei und dann auf vier Monat ausgedehnt, könnte er jetzt auch bis zu zwölf Monaten und noch weiter gehen, wenn sich Kredit-Institute bereit finden ließen, solche Wechsel zu diskontiren, d. h. ihre Kapitalien nur ein einziges Mal in jedem Jahre umzusetzen. Die englische Bank sowohl als die neuorganisirte preußische diskontirt mit Recht nur Wechsel mit höchstens dreimonatlichem Ziel, aber nachdem einmal die „Bank von Frankreich" in Zeiten des Geldüberflusses ihren Kredit bis auf vier Monat ausgedehnt, würde sie unrecht thun, ihn in dieser Zeit der Geldklemme mit einemmal auf die Hälfte zu beschränken, da dies die Krisis nicht, wie man beabsichtigt, vermindern, sondern noch bedeutend gefährlicher machen würde. In der That hat auch bisher von dieser Beschränkung nichts weiter verlautet und die bloße Erhöhung des Zinsfußes wird sicher bald ihre bereits vorher ausgebeutete unvortheilhafte Einwirkung auf die Pariser Börse verloren haben, wenn diese sich erst vollends durch die Debatten im englischen Parlament überzeugt haben wird, daß Großbritanien nicht um der Schlösser wegen, die einst dem Herzog von Montpensier in Spanien zufallen könnten (Chateaux d'Espagne), jetzt seine Flotten ausrüsten läßt. Was übrigens die in unserem Artikel über die Kredit-Institute erwähnten Comtoire (Filialbanken) der „Bank von Frankreich" betrifft, so wird der letzteren jetzt auch zum Vorwurf gemacht, daß sie seit zwanzig Jahren stets neue Sukkursalen ins Leben gerufen habe, ohne doch seitdem ihren Kapitalstock zu vermehren. Dieser Umstand sey es hauptsächlich, der ihre Kräfte so geschwächt, daß sie die diesjährige Bedrängniß nicht mit gleicher Energie zu überwinden gewußt, wie sie in früherer Zeit (1815 bei der Rückkehr Napoleon's aus Elba, 1830 bei der Juli-Revolution ꝛc.) viel gefährlichere Krisen überwunden habe, ohne zu dem Mittel einer Anleihe in England ihre Zuflucht zu nehmen. Entweder also hätte sie bei jeder neuen Bildung eines Filial-Institutes ihre Kapitalien vermehren oder doch mindestens, je nachdem es die steigenden Bedürfnisse erheischten, einen Theil der Rente (Staatspapiere), die sie liegen hat, versilbern müssen, um mit dem Erlös ihren neuen Comtoiren einen hinreichenden Baarfonds zu überweisen. Gegenwärtig besitzt die Bank 2½ Millionen Fr. Rente (was, einen gleichen Theil von 5 und von 3procentiger Rente vorausgesetzt, ein Kapital von 62½ Mill. Fr. bildet), die sie bereits besaß, als ihre Operationen sich lediglich auf die Hauptstadt beschränkten. Gegenwärtig wäre der Moment allerdings schlecht gewählt, um einen Theil dieser Staatspapiere zu verkaufen, aber lange und oft genug hat die Bank die Gelegenheit vorübergehen lassen, ihre Baarvorräthe mit Vortheil zu vermehren, ohne dadurch dem Staatskredit auf irgend eine Weise zu nahe zu treten. Diesen Vorwurf scheinen ihr sogar auch die Regierung und der Finanzminister zu machen, denn gerade in den von ihnen abhängigen Journalen wird jetzt auf diese Mängel nicht sowohl des Systems — da dieses von der Regierung selbst regulirt wird und in der That vortrefflich wirkt — als der Dispositionen der „Bank von Frankreich" hingewiesen.

— Pariser Sparkasse. Die gegenwärtige Theurung des Brodtes und der übrigen Lebensmittel übt natürlich auf die Ersparnisse der arbeitenden Bevölkerung einen nachtheiligen Einfluß. In den ersten Tagen des Jahres pflegen in der Regel die meisten Einzahlungen in der Pariser Sparkasse stattzufinden, wo Mancher das hinterlegt, was er sich vom Jahresverdienst abzusparen wußte, oder was er von baaren Neujahrsgeschenken nicht schon in der nächsten Zeit wieder auszugeben gedenkt. Im J. 1845 haben diese Einlagen während der ersten Tage des Januars 1,150,000, im J. 1846 hundertundfunfzigtausend Francs weniger, nämlich nur eine Million, und im J. 1847 gar nur 800,000 Fr. betragen. Man kann daraus einen Schluß ziehen, wie sehr sich das Wohlbefinden der niederen Klassen seit zwei Jahren vermindert hat.

— Napoleon und Talleyrand. Der Baron Menneval hat so eben einen dritten Band seiner „historischen Erinnerungen an Napoleon und Marie Louise" herausgegeben, worin er neuerdings manche interessante Anekdote, manchen Charakterzug aus der Kaiserzeit mittheilt, die bis jetzt noch nicht bekannt waren. So erzählt er unter Andern, daß Napoleon zu der im J. 1808 in Erfurt stattgefundenen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auch den Fürsten von Benevent (Talleyrand) mitgenommen habe, obwohl dieser zur Zeit nicht mehr Minister war. Napoleon bediente sich seiner als eines vertrauten Vermittlers in seinen persönlichen Beziehungen zum Kaiser von Rußland. Jeden Morgen nach dem Lever, nachdem die Uebrigen sich zurückgezogen hatten, unterhielt sich Napoleon mit Herrn von Talleyrand über seine Pläne und über seine Politik mit Bezug auf Alexander. Fast jeden Abend nach dem Theater traf der Fürst von Benevent den Kaiser von Rußland bei der Fürstin von Thurn und Taxis, und hier theilte er ihm mit, was ihm Napoleon anvertraut hatte. Auch gegen Oesterreich soll er nicht zurückhaltender gewesen seyn als gegen den russischen Monarchen. Kaiser Franz hatte den Freiherrn von Vincent nach Erfurt gesandt, scheinbar um den Kaiser der Franzosen zu bekomplimentiren, in der That aber um sich von dem, was hier vorgenommen würde, Kenntniß zu verschaffen. Vincent war ein alter Bekannter des Fürsten Talleyrand, und von diesem erhielt er die werthvollsten Mittheilungen. Talleyrand selbst erzählt dies sehr naiv in seinen Memoiren, und Baron Menneval versichert, diese und namentlich die eben erwähnten Selbstbekenntnisse gelesen zu haben. Zu seiner Rechtfertigung, fügt der Fürst hinzu, daß er zu jener Zeit schon vor den gefährlichen Fortschritten der Napoleonischen Macht erschrocken gewesen und daher gesucht habe, den Ungestüm, mit welchem der Kaiser immer weiter vordringen wollte, zu mäßigen und ihn an der Ausführung seiner abenteuerlichen Pläne zu hindern.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von je Buchhandlung (in Berlin bei Vei u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Sonnabend den 30. Januar 1847.

Algerien.

Bona.*)

Übo heißt im Syrischen, eben so wie übbo im Phönizischen und übbon im Arabischen, eine Bai. Der Name Hippo ist eine Corruption des syrischen Stammwortes; er bezeichnet eine an einer Bai gelegene Stadt. Und eine so gelegene Stadt ist Hippo in der That; das p in diesem Namen ist an die Stelle des b im Arabischen getreten. Die neuesten Herren jener Küste haben der zu Ende des elften Jahrhunderts aus den Trümmern des alten Bischofssitzes vom heiligen Augustin erbauten Stadt den Namen Bona gegeben. Der Reisende Shaw und einige Andere haben gemeint, Bona liege auf der Stelle des alten Aphrodisium; allein es ist kaum anzunehmen, daß Hippo und Aphrodisium in der geringen Entfernung einer Viertelmeile von einander gelegen haben sollen. Bona ist ganz einfach die Erbin des alten Hippo und sein Name eine Corruption des Namens dieser alten Stadt.

Bona war einer der ersten Punkte, welche nach der Eroberung von Algier besetzt wurden; allein bei der ersten Nachricht von der Juli-Revolution gab man ihn wieder bloß. Die Stadt, einen Augenblick aus der Gewalt von Achmed-Bey, dem Haupte der Provinz Konstantine, befreit, blieb sich selbst überlassen und auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Indessen bedurfte Achmed eines Hafens zur Ausfuhr der Erzeugnisse seiner Provinz; er verlor Bona, dessen Einwohner ihm die Thore schlossen, nicht aus dem Auge und ließ die Stadt von der Landseite einschließen. Gegen das Ende des Jahres 1831 wurde den Einwohnern von Bona Hülfe geschickt; der Chef des Bataillons Houder erschien auf den Befehl des Generals Berthezène an der Spitze von hundertfünfundzwanzig Mann eingeborner Truppen. Eine Intrigue, deren Fäden in der Hand Ibrahim's, des früheren Bey von Konstantine, lagen, täuschte die Einwohner über den Zweck der Sendung des tapferen französischen Offiziers. Als er nach langen, vergeblichen Bemühungen, sein Werk zu vollenden, seine bisherige Stellung verlassen wollte, wurde er ermordet. Bona war in einer schlimmen Lage; es kam Alles darauf an, Achmed diesen wichtigen Posten nicht wieder nehmen zu lassen und eine Bevölkerung, die zu Gunsten der französischen Herrschaft Feindseligkeiten gegen ihn unternommen hatte, seiner grausamen Rache nicht preiszugeben. Der Herzog von Rovigo beschloß daher, eine französische Besatzung nach Bona zu legen. Er sandte den Artillerie-Hauptmann d'Armandy und den Jäger-Hauptmann Jussuf, um die Einwohner zu ermuthigen und mit Rath zu unterstützen, bis die verheißenen Streitkräfte ankämen. Es war aber zu spät! Am 5. März 1832 hatte Bona, nachdem es seine letzten Kräfte des Widerstandes erschöpft, den Truppen Achmed's seine Thore geöffnet, und mit den Soldaten des Bey von Konstantine war das Unglück in die Stadt eingezogen. Von keinem Gräuel blieben die armen Bewohner verschont. Die Stadt war erfüllt von Scenen der gräßlichsten Plünderung; überall Raub, Mord, Verwüstung. Wo noch einen Tag vorher ein rüstig und geschäftig Volk sich tummelte, da sah man jetzt nur noch Ströme Blutes, Trümmer, Einöde.

Ibrahim, der ehemalige Bey, der sich zur Zeit, als der Chef des Bataillons Houder ankam, der Kasbah von Bona bemächtigt, hatte sich bis zur Ankunft der Hauptleute d'Armandy und Jussuf daselbst gehalten. Zwanzig Tage schon waren Achmed's Truppen Herren der Stadt und Ibrahim noch in der Kasbah. Schon dachte er daran, dieselbe zu verlassen, als plötzlich die beiden kühnen Hauptleute durch einen bewundernswerthen Handstreich bei Nacht mit dreißig Mann Seesoldaten in die Festung eindrangen und die französische Fahne aufpflanzten, welche seitdem nie wieder von ihren Mauern abgenommen worden ist.

Unter die Erinnerungen an diese Einnahme der Kasbah von Bona mischt sich auch das Andenken einer heldenkühnen That. Jussuf war davon unterrichtet worden, daß die Türken, mit welchen er in die Kasbah eingedrungen war, vorhätten, ihn und alle Franzosen, die sich dort befanden, in der Nacht umzubringen. Er theilt die Nachricht von der Verschwörung dem Hauptmann d'Armandy mit, zeigt ihm die ganze Größe der Gefahr und sagt ihm, er kenne kein anderes Rettungsmittel, als mit seinen Türken die Kasbah zu verlassen. „Aber, sie werden Dich tödten!" antwortete ihm der französische Offizier. — „Was thut das?" erwiederte Jussuf; „ich werde Zeit haben, die Schiffsgeschütze zu vernageln. Ich werde unterliegen, das sehe ich voraus; aber Du wirst gerettet werden, und die französische Fahne wird nicht aufhören, über Bona zu wehen." So zieht er wirklich mit seinen Türken aus dem Thore, welches sich hinter ihm wieder schließt. Unterhalb der Stadt macht Jussuf Halt und eröffnet seiner Schaar mit lauter, strenger Stimme, daß er das nichtswürdige Komplott kenne, und nennt die Verräther, die beschlossen haben, ihn in der Nacht zu ermorden. Darauf wendet er sich gegen einen von ihnen, und mit den Worten: „Du gehörst auch unter ihre Zahl!" streckt er ihn nieder. Diese kühne und schreckliche Wendung, dieses muthige Benehmen erschreckt die Schaar, die vor ihm auf die Kniee fällt und ihm unerschütterliche Treue schwört. Jussuf, das unbekannte Kind von der Insel Elba, der abenteuernde Liebhaber der schönen Kabbura, der unerschrockene und wackere Jüngling, der auf der Ebene von Sidi-Ferruch sein Geschick mit dem Frankreichs verband, gab so bei Bona ein Vorspiel von den Erfolgen, durch welche sein Name später in die Reihe der glorreichsten Namen des französischen Afrika erhoben werden sollte.*)

Die Ankunft einer Abtheilung Fußvolk fand ziemlich bald nach der Einnahme der Kasbah von Bona durch die Hauptleute d'Armandy und Jussuf statt. Dreitausend Mann, die unter dem Befehl des Generals d'Uzer von Toulon aus in See gegangen waren, landeten in den ersten Tagen des Mai-Monats bei Bona, schickten sich an, die verlassene Stadt vom Schutt zu reinigen, bauten sich auf ihren Trümmern an und gaben ihr in kurzer Zeit ein völlig neues Ansehen. Der General d'Uzer hatte den Angriff einiger benachbarten Stämme und die letzten Anstrengungen Ibrahim-Bey's zurückzuschlagen; aber die Masse der umliegenden Stämme wich, sobald sich die französischen Streitkräfte entfalteten. So begann die Befestigung der französischen Herrschaft in dieser östlichen Provinz, die sich stets als die ruhigste der drei Provinzen Algeriens gezeigt hat.

Bona, von einer arabischen Mauer eingeschlossen, beherrscht durch die Kasbah, in deren Nähe die Franzosen eine Kaserne erbaut haben, umfaßt gegenwärtig eine Bevölkerung von ungefähr 8500 Seelen; dieselbe hat sich in dem letzten Jahre um ein Sechstheil vermehrt. Am 1. Februar 1846 war dieselbe folgendermaßen zusammengesetzt: 1969 Franzosen, 2135 Malteser, 1107 Italiäner, 1308 Mauren, 607 Neger, 345 Türken, 255 Kolugli's, 247 Deutsche, 132 Spanier, 133 Araber, 128 Kabylen, 65 Portugiesen, 85 Marokkaner, 39 Laguachen, 45 Mzita's, 16 Engländer, 13 Irländer, 8 Polen, 5 Russen, 11 Griechen, 16 Biskri's, 8 Schweizer. Aus dieser Uebersicht wird man sich eine Vorstellung von dem bunten und seit kurzer Zeit so gewaltig veränderten Aussehen der Stadt machen können.

Vormals ragten mehrere Moscheen über die Stadt Bona empor; gegenwärtig ist nur eine einzige große Moschee, Dschemma-el-Beg genannt, übrig, und zwei Zavia's oder kleine Moscheen, von denen die eine Dschemma-Sidi Krelil, die andere Dschemma-Sidi Abderrahman heißt. Die ehemals bedeutendste der Moscheen von Bona ist in ein Militair-Krankenhaus umgewandelt. Die Kirche, zu deren Erbauung man den Plan gemacht hat, wird sich außerhalb der jetzigen Ringmauer, welche dann weiter hinausgerückt werden soll, erheben. Der Kostenanschlag ist auf 160,000 Francs berechnet, von denen bis jetzt 50,000 Francs gezeichnet sind. Die Verwaltung der Civilbauten, welche in diesem Augenblick ein sehr schönes Wohngebäude für den zweiten Direktor in der Abtheilung für die inneren Angelegenheiten aufführen läßt, sollte sich wohl endlich ans Werk machen, ihrem Herrn Jesu Christo ein Haus zu erbauen, denn wahrlich, er hat zu Bona nicht, wohin er sein Haupt lege. Verschiedene Kanäle zur Trockenlegung der Straßen, sieben Kasernen, ein Standquartier für die Reiterei, ein großes Militair-Krankenhaus, ein Palast für den kommandirenden General der Division, ein Gestüt und ein Gebäude zu dessen Beaufsichtigung und Verwaltung, ein Artillerie-Zeughaus, die Werkstätten für das Ingenieur-Corps, ein bedeutendes Gebäude für Privat-Vorräthe, das sind die durch die Militair-Verwaltung seit dem Jahre 1832 aus-

*) Nach einem Reiseberichte von Poujoulat. Der Verf. hat, von religiösem Gefühle bewogen, zwei Jahre im nördlichen Afrika zugebracht, nur um die Geschichte des heiligen Augustinus an Ort und Stelle zu studiren und so ein lebendigeres Bild von dessen Leben und Wirken sich entwerfen zu können. Seine Reise-Erinnerungen erscheinen so eben (Paris, 2 Bände) und sind, wie schon einige Stellen dieses Berichtes zeigen, nicht ohne Spuren der, gelinde ausgedrückt, etwas unkritischen Richtung des übrigens sehr achtbaren Verfassers.

*) Die hohe Stellung, die Jussuf seiner bedeutenden Persönlichkeit verdankt, und die ihm durch seine unlängst geschlossene Ehe mit der Tochter eines der bedeutendsten Männer Frankreichs noch weitere Aussichten eröffnet, mag uns bei dem geneigten Leser entschuldigen, wenn wir diese Episode mit der ganzen, echt französischen Parrhesie des Originals wiedergegeben haben.

geführten Bauten; zu diesen bedeutenden Werken muß man noch die Straße nach dem Edug hinzufügen, welche es sogar schweren Fuhrwerken möglich macht, die höchsten Regionen dieses Gebirges zu erreichen. Diesem Wege verdankt das Gebirge den beständigen Besuch von Europäern, und die Stadt Bona den täglichen Verkehr mit den Kabylen, welche hier ihre Waaren zu Markte bringen. Eine große Wasserleitung, château d'eau genannt, die Vertheilung des Wassers in alle Theile der Stadt vermittelst Röhren und Brunnen, der Ausladungsplatz für die Waaren, die Abzugs-Kanäle der Stadt, das Pflasterlegen auf den Hauptstraßen, fünf Kilometer fahrbare Chaussee auf dem Wege von Bona nach Baruch, ebensoviel auf dem Wege nach dem genuesischen Fort, zwei Kilometer auf dem Wege nach den Karesas, fünf Kilometer auf anderen Wegen in der unmittelbaren Umgebung von Bona, das sind die Werke der Abtheilung für die Verwaltung der Brücken und Kunststraßen. Dieselbe ist im Begriff, über ein kleines Wasser, ruisseau d'Or genannt, eine sehr schöne Brücke schlagen zu lassen. Was den Brückenbau über die Seybouse betrifft, so ist derselbe nur noch im Entwurfe. Die Brücke wird gebaut werden, aber nicht an der Stelle, wo sich jetzt die Fähre befindet, sondern etwa fünf Kilometer von Bona entfernt. Die Stadt hat auch einen der Regierung gehörigen botanischen Garten, oder vielmehr eine Baumschule. Die Besatzung von Bona ist nicht viel über zweitausendfünfhundert Mann stark; zu diesen kommen noch etwa zweihundertundachtzig mit verschiedenen Arbeiten beschäftigte Militair-Sträflinge.

Bona hat einen Boden, wie man ihn kaum reicher denken kann. Jede Art von Landbau und Gartenbetrieb, der im südlichen Frankreich blüht, könnte sich hier kostbare Früchte versprechen. Der Olivenbaum entfaltet sich hier in üppig schneller Kraft. Bei dem gegenwärtig so niedrigen Preise des Getraides *) wäre der ertragreichste Anbau der des Tabacks. Der Ackerbau in den Kolonieen wird von Anfang an und jetzt noch weit mehr durch arabische als durch europäische Arbeiter betrieben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Araber sich viel weniger bezahlen läßt als der Europäer. Die Araber, welche vor der französischen Herrschaft wegen des Absatzes ihrer Erzeugnisse sehr oft in großer Verlegenheit waren, verkaufen jetzt sämmtliche Vorräthe, die sie zu Markte bringen, und zwar zu viel höheren Preisen als sonst. Die Benutzung und Ausbeutung des Bodens wird immer thätiger und ausgedehnter betrieben. Ein Landgut, das vor etwa sechs Jahren höchstens sechs arabische Pflüge im Gange hatte, hat jetzt deren sechzig. Ganz Algerien hat keinen bedeutenderen Markt als den von Bona. In diesem Jahre (1846) ist von der Aerndte bis zur Zeit der Aussaat für 2,500,000 Francs Getraide auf demselben verkauft worden. Der Hafen von Bona ist der einzige (!) afrikanische Hafen, welcher leere Fahrzeuge ankommen sieht, um von da aus Ladung einzunehmen. Der Reichthum Bona's hat nichts künstlich Gemachtes und darum schnell Vorübergehendes; er ist wahrhaft natürlich, er ist fest gegründet, weil er auf den Reichthum des Bodens gegründet ist. Wenn man erst die Eisenbergwerke der umliegenden Gegenden auszubeuten beginnen wird, so wird eine große industrielle Bewegung daraus hervorgehen.

Es giebt um Bona herum noch kein Dorf; und man muß sich wundern, daß in einer Gegend, wo wie dort vollkommene Sicherheit herrscht, sich nicht kleine Mittelpunkte und Brennpunkte der Bevölkerung gebildet haben. Man findet in der Nachbarschaft höchstens einige Pächterwohnungen und kleinere Meierhöfe, bastides genannt. Die bedeutendste dieser ländlichen Besitzungen, „das Schloß" genannt, gehört einem Herrn Ailland, einem der ehrenwerthesten und trefflichsten Kolonisten von Bona, dessen Gastfreundschaft auch der Verfasser dieser Zeilen in dankbarer Erinnerung bewahrt. Er hat den Theil von dem Boden des ehemaligen Hippo, auf welchem das Denkmal des heiligen Augustinus sich erhebt, freiwillig hergegeben, und von dem heiligen Stuhle für seinen frommen Eifer eine sehr schmeichelhaft anerkennende Auszeichnung erhalten.

Eine wichtige Frage in Beziehung auf die französischen Besitzungen in Afrika ist jedesmal die nach der gesunden und heilsamen Beschaffenheit des Klima's. Das Land um Bona herum ist sehr gesund, und man hat mir gesagt, daß es in Algerien keine Gegend gäbe, die weniger von Krankheiten heimgesucht würde. Man schreibt mir sogar, der Todtengräber in Bona klage jetzt über sein kärgliches Einkommen und befürchte, inmitten der allgemeinen blühenden Gesundheit Hungers zu sterben.

Dem Landbau und der Kolonisation des Landes um Bona steht eine reiche Zukunft bevor. Jetzt hat man den Plan, eine Herberge für die Karavanen der Araber zu erbauen. Einzelne Stämme wohnen an dem „Thore von Konstantine", in Zelten gelagert. Ein anderer Stamm hat sich an einem Abhange in der Nähe der Wasserleitung der „Fontaine" niedergelassen. Die dort so unter dem Schutze der Franzosen lebenden Araber erinnern lebhaft an jene Stämme, welche im Jahre 1832, kurz nachdem Bona von französischen Truppen eingenommen war, sich in die Schußlinie der Kanonen des Platzes stellten, um nur der Rache Achmed-Bey's zu entgehen.

Ein afrikanischer Geograph des zwölften Jahrhunderts, Edrisi, spricht von den schönen und reichen Märkten von Bona; der berühmte Abulfeda, ein Fürst des dreizehnten Jahrhunderts, der bekanntlich zugleich ein bedeutender Geschichtsschreiber und Geograph war, nennt Bona eine hübsche und blühende Stadt. Dieselbe hatte im sechzehnten Jahrhundert dreihundert Feuersbrünste. Leo Africanus sagt von den Bewohnern Bona's: „Die Menschen, die man daselbst trifft, sind heiter und liebenswürdig. Die Einen beschäftigen sich mit dem Befördern von Kaufmannsgut, die Anderen treiben Handwerke, namentlich webt man viel Leinwand, welche in großen Massen nach den kleineren numidischen Staaten hin verkauft wird. Aber sie sind so übermüthig, roh und wild, daß sie ihre Statthalter, sobald ihnen dieselben mißfallen, sogleich niedermachen *). Ja, sie treiben ihre Frechheit noch weiter; sie drohen nämlich dem König von Thunes (Tunis) immer damit, sich und ihre Stadt der Herrschaft der Christen zu unterwerfen, wenn er nicht dafür sorgte, daß sie gute und ihnen zusagende Statthalter bekämen. Wie übermüthig sie aber auch sind, ihr Uebermuth schützt sie nicht vor einer großen Einfalt; so haben sie einen unerschütterlichen Glauben an Leute, die sich wie Irre und Wahnsinnige geberden, sie halten diese für Heilige und der Gottheit Theilhaftige und zollen ihnen deshalb eine große Verehrung und heilige Scheu. Sie kennen keine Brunnen, sondern bedienen sich an deren Stelle der Cisternen .... Die Ebene von Bona ist von einem arabischen Volksstamme, Merdez genannt, bewohnt, welcher sie anbaut. Derselbe hält Ochsen, Kühe und Schafe, zwar nicht in großer Menge, doch so viel, daß die Milch, die sie liefern, und die daraus bereitete Butter in Bona fast gar keinen Geldwerth hat. In ähnlicher Fülle ist das Getraide vorhanden." Der oben erwähnte arabische Geograph fügt noch hinzu, daß man von Tunis, sogar von Genua käme, um auf dem Markt in Bona Butter und Getraide anzukaufen. Dieser Markt fand immer am Freitage statt.

Der Weg nach dem Genuesischen Fort und dem Cap de Garde ist es wohl werth, daß man ihm einen Tag widmet. Das Genuesische Fort erhebt sich auf einer Anhöhe, etwa zwei Meilen von Bona entfernt. Wir fanden dasselbe von Strafgefangenen und freien Soldaten bewacht. Es ist von den Genuesern gebaut worden, um die Korallenfischerei, welche der Bey von Tunis ihnen an dieser Küste vertragsmäßig eingeräumt hatte, gegen die Seeräuber zu schützen. Die Ueberfahrt von der Stadt nach diesem Fort zeigt eine prächtige, wilde Vegetation, aber nicht den geringsten Anfang einer Kultur. Die herrlichen Ginstern, die wilden Rosen und blühenden Myrthen, das Geisblatt und das rosenfarbene Heidekraut an seinem schlank aufgeschossenen Stamm, dies Alles reicht nicht hin, um den Mangel des menschlichen Geistes zu ersetzen. Die Begegnung mit einigen Arabern, welche wir damit beschäftigt fanden, einen kleinen Raum eines so eben in Kultur gewonnenen Abhanges urbar zu machen, gewährte uns ein anziehendes Schauspiel. Ihre Pflüge waren leicht; sie spornten die Stiere mit einem Stachel, um sie zum Gehen anzutreiben, und begleiteten ihre Schläge mit lauten Worten, welche auf die Thiere einen besonderen Einfluß auszuüben schienen.

Eine Meile östlich vom Genuesischen Fort sahen wir die merkwürdigen Grotten, welche am Rande steiler Abhänge vom Meere nach der Seite vom Strom zu gelegen sind. Die erste jener Grotten, zu welcher man kommt, scheint fast in den Felsen eingeschnitten zu seyn, sie dient den Heerden und deren Hütern bald zum Schutze bald zur Wohnung. Die beiden anderen, unter dem Namen „Grotten der Heiligen" bekannt, bieten sonderbare und merkwürdige Gestaltungen dar, Höhlungen, Ausschnitte, überhängende Felsen und andere auffallende Formen, welche an die phantastischen Licht-Effekte mancher am Himmel vorübereilender oder auch am Abendhorizont unbeweglich stehender Wolkenbildungen erinnern. Die arabische Phantasie muß sich hier im Angesichte dieser launenhaften Naturspiele so recht wohl und heimisch fühlen. Etwas weiterhin erblickt man einen tiefen Steinbruch von röthlichem und grauem Marmor, der schon so alt ist, daß die Römer aus ihm den Marmor zu vielen Denkmälern in Hippo geholt haben. Jetzt haben die Franzosen angefangen, denselben auszubeuten. Wir haben deutliche Spuren von den eisernen Werkzeugen erkannt, mit welchen jene Herren der Welt den Marmor losgebrochen und abgehoben haben. Es ist wahrscheinlich, daß kein Volk nach den Römern diesen Steinbruch berührt hat; denn diejenigen, welche nach ihnen Herren im Lande waren, haben keine Monumente gebaut. So nimmt nach achtzehn Jahrhunderten die Hand der Franzosen das Werk wieder auf, welches die der Römer liegen gelassen. In den Spalten und Lücken des Marmors in diesem Bruche wächst eine Art Quittenbaum, der Weinstock, der europäische und der indianische Feigenbaum; diese Vegetation auf den Rücken jener Steinmassen ist von überraschender Wirkung auf den Wanderer.

Possidius, der fromme Biograph des heiligen Augustinus, erzählt uns, daß die Katholiken Afrika's von den Verfolgungen der Alles vertilgenden Vandalen in den Grotten und Steinbrüchen ihre Zuflucht suchten; und es ist wohl denkbar, daß auch an die Orte, von welchen wir so eben gesprochen haben, sich Erinnerungen an die Christenverfolgungen knüpfen. Die Grotten und der Steinbruch des Cap de Garde liegen wie verloren in dem äußersten nordöstlichen Winkel des Bezirks von Hippo; und sie mochten wohl einen ziemlich sicheren Versteck gewähren, um so sicherer, da man von dort aus jeden aus der Ferne Kommenden sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Ohne Zweifel also hat die Einsamkeit dieser Grotten und die Tiefe dieses Steinbruchs die flüchtigen Christen geschützt, und diese verborgenen Orte, die jetzt fast nur noch arabischen Hirten bekannt sind, nehmen in unseren Augen einen ehrwürdigen Charakter an. Sollte dieser den Felsenhöhlen vierzehn Jahrhunderte hindurch erhaltene Name „Grotten der Heiligen" nicht ein theures Andenken seyn, welches die auserwählten Gläubigen am Tage der Verfolgung in das Geheimniß jener Zufluchtstätten zurückrufen sollte?

Von der Höhe der Gipfel des Cap de Garde bietet sich dem Auge so manches großartige Schauspiel dar. Wendet man sich gegen Westen, so hat man die Kasbah von Bona vor sich, näher das Genuesische Fort, dann die Berge des Edug, deren Kette man mit dem Blicke bis an ihre äußersten

---

*) Tempora mutantur!

*) Das ist allerdings „heiter und liebenswürdig".

Spitzen verfolgen kann. Zur Rechten, im Norden, das Meer und die steile, zerrissene, massenhaft aufgethürmte Küste bis zum Eisen-Cap und dem Strande von Stora; zur Linken, gegen Süden, wieder das Meer, der Golf von Bona, der kleine Atlas, die gelben Dünen im Wiederschein der Sonne und die Küste bis zum Cap Rosa; zur Rechten also und zur Linken das Meer und mächtig erhabene, mannigfache und völlig von einander verschiedene Gemälde. Die Hochebene, auf welcher wir standen, bildete eine Halbinsel; die beiden Meere scheinen sich vereinigen zu wollen und sind nur durch einen kleinen Raum von einander getrennt. Auf dem äußersten Vorsprung des Cap de Garde erhebt sich auf einer gewaltigen Masse von den Wellen unterwaschener und so niedergerissener Felsen ein französischer Leuchtthurm, den man zehn Meilen in die Weite bemerkt. Die afrikanischen Küsten sind im Allgemeinen schlecht, und man kann frühestens von der Mitte des Mai bis spätestens zur Mitte des September einigermaßen mit Sicherheit daselbst landen. Aber von Stora bis zum Cap de Garde scheint das Meer einer ewig flutenden Bewegung preisgegeben zu seyn; die nie einen Schutz gewährende Küste bleibt jeder Hoffnung verschlossen, weshalb die Poesie den schwarzen Genius der Stürme und das dunkle Reich der Zerstörung hierher versetzte.

Die allgemeine Physiognomie von (dem nördlichen) Afrika ist ernst und streng; freundliche, liebliche Gegenden gehören zu den Ausnahmen. Die Natur zeigt sich dort fast überall von ihrer ernsten rauhen Seite. Theokrit, Moschus und Bion hätten hier nicht geboren werden können; es ist hier kein Ort für Idyllen und Schäfergedichte. Der Charakter der Afrikaner ist glühend wie ihr Himmel, unbändig wie ihre Berge, kurz, entschieden und heftig, wie die Bewegungen ihres dem Meere gleich bewegten Bodens. Tertullian ist der Typus dieses Charakters. Der heilige Augustin macht eine eben so merkwürdige Ausnahme von jener Regel, wie die lieblichen Gegenden von Thagaste und Hippo von dem rauhen Charakter jener Gegenden.

England.

Die englischen Universitäten und Studirenden.

(Fortsetzung.)

3. Prüfungen und Würden.

Die Prüfungen finden in den Kollegien jedes Jahr statt, aber die wichtigste ist die Universitäts-Prüfung, in Folge deren die Examinanden, wenn sie bestanden, zum „Magister der freien Künste" (Bachelor of Arts) erhoben werden, und die zu Ende der Studienzeit angestellt wird. Wer nur einen einfachen Grad zu erlangen wünscht, muß sich einer Prüfung unterziehen, die keine besondere Schwierigkeiten darbietet, in den alten Klassikern, den mathematischen Wissenschaften und ein wenig Theologie. Diejenigen, welche sie glücklich überstanden haben, werden Poll genannt, von dem griech. Worte οἱ πολλοί, die „Vielen"; die sich aber auszuzeichnen wünschen und nach der Würde eines Kollegiaten oder Inspektors streben, haben eine weit schwerere Prüfung in der höheren Mathematik und den alten Klassikern zu bestehen. Sie werden, ebensowohl in den mathematischen Wissenschaften, wie in den Studien der Alten, in drei Klassen getheilt, in denen Jeder seinen bestimmten Platz einnimmt. Die erste Klasse in den mathematischen Wissenschaften heißt „die Wortkämpfer" (wranglers), weil sie in früherer Zeit ihre Fertigkeit im Streiten (wrangling) oder Disputiren zeigen mußten. Der „Kämpfersenior" zu seyn, war die größte Ehre und das Ziel alles studentischen Ehrgeizes. Für Jeden, der nicht selbst die Verhältnisse in Cambridge studirt hat, ist es unmöglich, sich eine Idee von der Wichtigkeit zu machen, die mit dieser Ehre verknüpft wird. Jahre vorher schon werden Wetten gemacht, wer die größten Erfolge im Disputiren gewinnen wird, und die Bewegung, in welche die ganze Universität geräth, wenn das Resultat der Prüfung bekannt gemacht wird, ist unbeschreiblich. Der „Kämpfersenior" empfängt seine Würde mit mehr als gewöhnlicher Feierlichkeit, in Gegenwart der ganzen Universität und unter dem Jubel der anderen Studenten. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn der Kämpfersenior bald sich selbst als einen großen Mann betrachten lernt. Ein lächerlicher Zufall passirte einmal dem Professor Farish, der im Jahre 1778 Kämpfersenior war. Gleich nachdem er diese große Würde erlangt hatte, kam er nach London und ging noch denselben Abend in's Theater. Hier traf es sich, daß gerade bei seinem Eintritt ein berühmter Schauspieler, wenn wir nicht irren, war es Garrick, auf der Bühne erschien und von dem Publikum mit großem Beifall empfangen wurde. Da wandte sich der unglückliche Kampfsenior zu seinen ihn begleitenden Freunden und sprach, von seinen Gefühlen übermannt: „Ich hätte niemals geglaubt, daß man so bald in London erfahren würde, daß ich Kämpfersenior geworden bin."

Zu Cambridge jedoch, wie auf den meisten andern Universitäten, giebt es einige unglückliche Studenten, die ihr Examen nicht bestehen können und dann, ohne einen Grad erlangt zu haben, in ihre Heimath zurückkehren müssen. Diese durchgefallenen Jünger der Wissenschaft heißen in Cambridge „gerupft" (plucked). Einige sind jedoch nicht so leicht abzuschrecken, sondern gehen jedes Jahr in das Examen, obgleich sie jedesmal von neuem „gerupft" werden.

Noch immer giebt es eine große Menge veralteter Formen und Ceremonien auf der Universität bei Vertheilung von Würden. Zum Beispiel wenn der Vicekanzler den theologischen Doktorgrad verleiht, so erhebt er sich von seinem Katheder und führt den Doctoranden darauf, aber dann sogleich wieder herab; dann steckt er einen Ring an seinen Finger, den er aber ebenfalls sogleich wieder abzieht, und nach dieser Ceremonie küßt er ihn. Andere Würden haben noch andere Feierlichkeit bei ihrer Ertheilung, die gleichfalls noch aus der alten Zeit herstammen.

4. Die Disziplin.

Hier müssen wir zuvörderst bemerken, daß man sich in einem großen Irrthum befindet, wenn man, wie es sich in Deutschland häufig genug findet, glaubt, daß die Disziplin auf den englischen Universitäten so streng ist, daß sie den Geist und die Freiheit des Studentenlebens ganz beschränkt, kurz, daß die englischen Studenten wie Schulknaben behandelt würden und muthwillige Streiche bei ihnen zu den Mährchen gehören. Es ist zwar zuzugeben, daß die Disziplin spezieller und auch strenger als auf deutschen Universitäten ist, obwohl der Standpunkt der Sittlichkeit auf beiden ziemlich gleich seyn dürfte; nichtsdestoweniger herrscht dort ein eben so lebendiges Treiben als auf Deutschlands Universitäten.

Die Studenten, welche sämmtlich, wie bekannt, in den Gebäuden der Kollegien selbst wohnen und also gewissermaßen ein großes Alumnat bilden, haben freien Ein- und Ausgang von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends. Nach dieser Zeit werden die Pforten geschlossen und kein Student darf mehr hinaus; hinein aber kann Jeder zu jeder beliebigen Zeit in der Nacht, indessen muß er in diesem Fall seine Karte — Thürbillet (gate bill) genannt — beim Portier abgeben, der sie am folgenden Morgen dem Inspektor abliefert. Wenn jedoch ein Student nur 2—3 Mal in der Woche bis 11 oder 12 Uhr oder gelegentlich auch einmal bis 2 Uhr fortbleibt, so wird darauf keine Rücksicht genommen. Nur wenn er mehrere Nächte in derselben Woche bis 2 oder 3 Uhr ausbleibt, so wird er zum Inspektor gerufen, von dem er einen Tadel empfängt, der im Wiederholungsfall in eine geringe Strafe verwandelt wird. Diese besteht zuerst in dem Verbot, während einer oder mehrerer Wochen nach 10 Uhr auswärts zu seyn; wird dies Verbot übertreten oder begeht derselbe Student dasselbe Vergehen trotz der erlittenen Strafe bald darauf wieder, so erfolgt Hausarrest für einige Tage oder auch wohl Wochen. Für schwerere Vergehen giebt es auch schwerere Strafen. Hierzu gehört die **Verbannung auf's Land** (rustication), wodurch das Studium unterbrochen und daher die ganze Studienzeit um einige Monate verlängert wird. Diese Strafe kann nur durch einen Konferenzbeschluß des „Meisters" und der „Fellows" und nur für bedeutende Vergehen erkannt werden. Die **Relegation vom Kolleg** (expulsion from the College) ist eine noch schwerere Strafe, die höchst selten erfolgt, durchschnittlich Einmal jährlich auf der ganzen Universität. Wenn ein Student von einem Kolleg relegirt ist, so findet er schwer Aufnahme bei einem andern. Die äußerste und strengste Strafe endlich ist die **Relegation von der Universität** (expulsion from the Univ.), wodurch der Bestrafte nicht nur von jeder anderen Universität, sondern auch von fast allen bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen ist. Denn er kann weder in der Armee, noch in der Kirche, weder als Rechtsgelehrter noch als Arzt, eine Stelle erhalten. Nur das Comtoir des Kaufmanns steht ihm offen. Seit den letzten 20 Jahren ist jedoch unseres Wissens Niemand in Cambridge mit dieser harten Strafe belegt worden. Gleichwohl hat man es nur der Furcht vor derselben zu verdanken, daß das Duell unter den Studenten der dortigen Universität fast gänzlich ausgerottet ist, da jeder Student, welcher einen anderen fordert oder sich zum Kartellträger brauchen läßt, ohne Weiteres von der Universität ausgestoßen und somit auch von jeder öffentlichen Laufbahn, die ihm sonst offen gestanden hätte, abgeschnitten wird. Ein anderer Grund, der diese übertrieben scheinende Strenge gegen das Duell sehr nothwendig macht, beruht darin, daß die Zweikämpfe in England immer mit Pistolen ausgemacht werden und nicht mit dem Degen, so daß durch sie im eigentlichsten Sinne des Worts die Frage über Leben oder Tod entschieden wird und sie keineswegs der kindischen Spielerei gleichen, zu der der Zweikampf unter den deutschen Studenten gemacht zu werden pflegt. Uebrigens läßt sich mit Recht vermuthen, daß, wenn der Zweikampf auf den Universitäten erlaubt wäre, er bald allmälig in die Verachtung kommen würde, die ein solcher lächerlicher Rest barbarischer Zeiten mit Recht verdient.

Was den Besuch der Vorlesungen betrifft, so sind die Studenten verbunden, täglich wenigstens zwei zu besuchen, worauf während der ersten beiden Studienjahre sehr streng gehalten wird. Dies mag sein Gutes haben, obschon wir überzeugt sind, daß diejenigen, welchen es um die Wissenschaft Ernst ist, eines solchen Zwanges nicht bedürfen, und die ihn bedürfen, durch ihn nicht wissenschaftlicher gestimmt werden. Wahrhaft drückend ist aber ein anderer Zwang, nämlich täglich dem Gottesdienst in der Kapelle beizuwohnen. Jedes Kolleg hat seine besondere Kapelle, wie schon erwähnt, worin allmorgens- und abends Andacht ist, die gewöhnlich eine halbe Stunde dauert. Von den 14 Andachtsübungen, welche wöchentlich stattfinden, muß jeder Student bei 6, 7 oder 8 zugegen sein; die Verschiedenheit dieser Zahlen hängt theils mit der Verschiedenheit der Kollegien, theils mit der Länge der Studienzeit zusammen. Sobald aber Jemand einen Grad erlangt hat, so ist er von dieser Verpflichtung frei, weshalb denn die meisten Dons selten öfter als einmal wöchentlich die Kapelle besuchen. Gegen diesen Zwang suchen sich denn auch die Studenten auf alle mögliche Weise zu rächen, wie folgender Vorfall beweist, der sich am Trinity-Kolleg zutrug. Bekanntlich giebt es in London zwei Gesellschaften, von denen die eine „Gesellschaft für die Verbreitung des Christenthums unter den Juden", die andere „Gesellschaft für die Verhütung der Thierquälerei" heißt. Als nun einmal die Inspektoren und Kollegiaten, kurz die Don's des Trinity-Kollegs, den Beschluß faßten, entweder die Anzahl der Kapellen zu vergrößern oder wenigstens auf den regelmäßigen Besuch

derselben strenger zu sehen, so gaben die Studenten ihren Unwillen über die Verfahrungsweise in mancherlei Satiren, die fast täglich veröffentlicht wurden, kund. So bildeten sie eine „Gesellschaft für die Verhütung der Studentenquälerei" und eine andere, welche den Namen trug: „Gesellschaft für die Verbreitung des Christenthums unter den Don's". Letztere führte ein genaues Register darüber, wie oft jeder der Dons des Trinity-Kollegs dem Gottesdienst beigewohnt hatte, und machte jede Woche das Resultat dieser Berechnung bekannt, das darauf hinauslief, daß die meisten Dons und Kollegiaten durchschnittlich jede Woche ein-, höchstens zweimal die Kapelle besuchten, während sie von den Studenten den täglichen Besuch verlangten. Diese Veröffentlichung wurde so lange fortgesetzt, bis die Dons in ihrer Strenge wieder nachließen. (Schluß folgt.)

Der neue Planet, die Herren Le Verrier und Adams.

In einer am Schlusse unseres vorletzten Blattes befindlichen Notiz haben wir des Anspruches gedacht, den ein junger englischer Gelehrter, Herr Adams in Cambridge, auf die erste Entdeckung des Le Verrierschen Planeten macht. Dieser Anspruch ist keinesweges so haltlos, wie französische Blätter ihn darstellten und wie Herr Arago behauptet, der in der französischen Akademie gesagt hat, daß Herr Adams auch nicht auf die allergeringste Erwähnung in der Geschichte dieser Entdeckung ein Recht habe. Der Prozeß ist zwar vorläufig auch in Deutschland zu Gunsten des Herrn Le Verrier entschieden worden, doch sind die Akten keinesweges schon ganz geschlossen, und man kann wohl sagen: adhuc sub judice lis est. Es dürfte daher unseren Lesern nicht uninteressant seyn, mit der Lage der Sache bekannt gemacht zu werden, und wir benutzen dazu eine im neuesten Heft der Foreign and Westminster Review enthaltene Abhandlung „über astronomische Entdeckungen".

Schon bei der im Frühjahre 1846 stattgefundenen Versammlung der britischen Naturforscher in Southampton sprach Sir John Herrschel, als er den bei der Versammlung in Cambridge von ihm innegehabten Präsidentenstuhl dem Geologen Sir R. Murchison abtrat, die Gewißheit aus, daß die Entdeckung eines neuen Planeten nahe bevorstehe. Nachdem er der merkwürdigen astronomischen Ereignisse des vorigen Jahres und der von Herrn Hencke entdeckten „Asträa" gedacht, fügte er nämlich die merkwürdigen Worte hinzu: „Das vorige Jahr (1845) hat uns übrigens noch mehr gebracht, es hat uns die Aussicht auf Entdeckung eines neuen Planeten eröffnet. Wir sehen ihn, wie Columbus Amerika von den spanischen Küsten aus erblickte. Seine Bewegungen sind empfunden worden, zitternd an der weit reichenden Linie unserer Analysis entlang, mit einer Gewißheit, die einer in die Augen fallenden Demonstration kaum nachsteht." Diese Gewißheit begründete Sir John Herrschel hauptsächlich auf das, was ihm Bessel schon im Jahre 1842 mitgetheilt, daß die Abweichungen des Uranus unmöglich von den Störungen durch bekannte Planeten herrühren könnten, sondern nothwendig der Einwirkung eines noch unbekannten Planeten zugeschrieben werden müßten, während ihm andererseits bekannt war, daß der junge Adams in Cambridge bereits im J. 1845 die wahrscheinliche Stelle des neuen Planeten bezeichnet hatte und mit der näheren Feststellung dieses Momentes beschäftigt sey. In diesem Augenblicke hatte übrigens auch schon Herr Le Verrier seine erste, wiewohl noch sehr unvollständige Mittheilung über den Uranus an die französische Akademie gemacht.

Noch positiver, als Sir John Herrschel, treten jedoch für Herrn Adams die Herren Airy, „königl. Astronom", und Challis, Professor der Astronomie in Cambridge, in die Schranken. Herr Airy hat an die Astronomical Society in London ein Sendschreiben über den Gegenstand gerichtet, das in dem letzten Monats-Berichte dieser Gesellschaft abgedruckt ist und das über die Priorität der Adamschen Entdeckung keinen Zweifel läßt, wiewohl daraus auch hervorgeht, daß die englischen Mathematiker kein unbedingtes Vertrauen zu ihrer eigenen Theorie hatten und daher mit deren Bekanntmachung noch zögerten, während der kühnere und seiner Sache gewissere Le Verrier mit der seinigen, ohne sich lange zu besinnen, an das Licht der Oeffentlichkeit trat.

Die Auseinandersetzung des Herrn Airy ist sehr weitläufig. Wir heben aus derselben die nachstehenden Einzelnheiten hervor, so weit sich daraus die Betheiligung englischer Mathematiker und Astronomen bei der Entdeckung des neuen Planeten ersehen läßt. Schon vor mehr als 12 Jahren, nämlich im J. 1834, hatte der Geistliche Dr. Hussey in einem Schreiben an Herrn Airy die Vermuthung ausgesprochen, daß jenseits des Uranus die Ursache der Störungen desselben gesucht werden müsse, wobei er sich darauf berief, daß auch die Herren Bouvard und Hansen über eine ähnliche Konjektur mit einander in Briefwechsel gewesen seyen. Herr Airy antwortete damals, daß die Art der Abweichungen des Uranus erst noch viel näher durch eine fortgesetzte Reihe von Beobachtungen festgestellt werden müßte, bevor man daran denken könne, den Platz zu bestimmen, wo sich der neue Planet befinde.

Im J. 1844 theilte Herr Challis in Cambridge dem Herrn Airy zuerst mit, daß sich Herr Adams mit einer Ausarbeitung der Theorie des Uranus beschäftige, und im September 1845 zeigte er ihm an, daß Herr A. diese Berechnungen beendigt habe. Herr Airy befand sich damals in Frankreich, und erst im Oktober 1845 ging ihm daher das Schreiben des Herrn Adams selbst zu, worin ihm dieser über seine Berechnungen in Bezug auf die beobachteten Unregelmäßigkeiten des Uranus Bericht abstattete und diese durch das Daseyn eines jenseitigen Planeten erklärte, dessen Entfernung, Masse und Bahn er genau angab. Herr Airy erwiederte darauf mit der Anfrage: „ob diese angenommene Störung die Unregelmäßigkeit des Radius Vector des Uranus zu erklären vermöge?" Auf diese Anfrage erhielt derselbe keine sofortige Antwort. Sechs Wochen darauf las Herr Le Verrier in der Pariser Akademie seine erste Abhandlung, deren Fortsetzung in den Comptes Rendus vom 1. Juni 1846 abgedruckt wurde. Bis dahin hatte Herr Airy noch immer einige Zweifel in die Richtigkeit der Angaben des Herrn Adams gesetzt; als er jedoch fand, daß Herr Le Verrier dem Planeten, von dem die Störungen des Uranus ausgehen, ganz dieselbe, nur um einen einzigen Grad abweichende Stelle wie Herr Adams anwies, da gab er sich gefangen und setzte er in beide Berechnungen volles Vertrauen. Er schrieb sofort an Herrn Le Verrier und legte ihm dieselbe Frage vor, die er an Herrn Adams gerichtet hatte, worauf ihm dieser eben so rasch als präcis erwiederte, daß die beobachteten Unregelmäßigkeiten des Radius Vector in der von ihm angegebenen Bahn wegfielen, sie verbesserten sich selbst, ohne daß sie weiter in Betracht zu kommen brauchten: „Excusez moi, Monsieur", fügte Herr Le Verrier hinzu, „d'insister sur ce point; c'est une suite du désir que j'ai d'obtenir votre suffrage."

Im Juli 1846 ersuchte Herr Airy den Prof. Challis, den Planeten zu suchen, wobei er ihm einen Assistenten von der königl. Sternwarte anbot. Herr Challis begann darauf am 29. Juli seine Aufsuchungen, und am 4. Aug. sah er den Planeten und notirte sich die Stelle, ohne jedoch großes Gewicht darauf zu legen. Am 12. Aug. fiel ihm abermals ein Stern achter Größe in einer Himmelsgegend auf, wo er am 30. Juli keinen Stern dieser Art gesehen hatte. Dies war natürlich wieder der Planet. Aber Herr Challis verglich seine verschiedenen Beobachtungen desselben nicht eher, als bis aus Berlin die Nachricht eingegangen war, daß Dr. Galle am 23. September den Planeten nicht blos aufgefunden, sondern ihm auch bereits mit Prof. Encke in seinem Laufe an mehreren Abenden gefolgt sey. Herr Challis entschuldigt das wahrhaft holländische Phlegma, mit welchem er und seine Freunde bei dieser Gelegenheit zu Werke gegangen, mit dem Drange von Geschäften, mit denen er zur Zeit überhäuft gewesen, und daß er damals gefühlt habe, seine Beobachtungen bedürften erst noch einer viel genaueren Feststellung, um sie als zuverlässig anzusehen. In der Zwischenzeit hatte indessen Herr Adams abermals, und zwar am 2. Sept., an Herrn Airy geschrieben und ihm seine Berechnungen als vollkommen befriedigend dargestellt.

Aus Vorstehendem ist also zu ersehen, daß Herr Adams drei Vierteljahre früher als Herr Le Verrier die Elemente des neuen Planeten berechnet und gekannt, und daß er diese Elemente den Direktoren der beiden größten Sternwarten Englands, den Herren Airy und Challis, mitgetheilt hat. Jedenfalls verdient also auch Herr Adams neben Herrn Le Verrier genannt zu werden, obwohl dem Letzteren, gerade wegen der Zuversichtlichkeit, mit der er gleich anfangs auf die Bestätigung seiner Theorie rechnete und diese als unumstößlich verkündete, der Triumph seines Namens über den seines englischen Mitbewerbers zu gönnen ist.

Mannigfaltiges.

— Der fünfte Mai. Alessandro Manzoni's berühmter Grabgesang auf den Todten von St. Helena „Il Cinque Maggio" hat, als er bald nach dem 5. Mai 1821 erschien, in ganz Europa ein hohes poetisches Interesse erregt. Fast in alle Sprachen dieses Welttheils wurde er übersetzt, und in Deutschland hat Goethe zuerst eine Uebertragung versucht, die jedoch dem Originale nicht ganz entsprechend gefunden ward. Der verstorbene Professor Karl Giesebrecht in Berlin forderte deshalb mehrere seiner Freunde auf, das schöne Gedicht treuer in Form und Sinn zu übertragen, was denn auch von Giesebrecht selbst, vom Baron de la Motte Fouqué, von Aug. Zeune, von Ribbeck, Wolfart und Anderen versucht wurde. Diese Uebersetzungen erschienen 1828 und wurden vielfach mit dem beigedruckten Texte verglichen, wobei denn zugestanden ward, daß Zeune den Wendungen und Gedanken des Dichters am treuesten geblieben, wiewohl die Kraft und die Schönheit des italiänischen Gedichtes in einer deutschen Uebertragung vollständig wiederzugeben ein vergebliches Bemühen bleibt. Mit Vergnügen empfangen wir jetzt eine zweite Auflage dieses Zeune'schen „fünften Mai", der, da er abermals mit dem italiänischen Texte gegenüber abgedruckt ist, vielen Freunden Manzoni's ein willkommenes Geschenk seyn wird.*) Sehr treffend sagt Zeune am Schlusse seines Vorwortes: „Weht uns aus Manzoni's Gedichten ein weltgeschichtlicher Geist an, wie Goethe so schön sagt, so ist es besonders der Fall mit diesem an die Urne gehefteten Klagelied. Es ist eine ewige Steinschrift, eingehauen im Felsen des Bernhard, den der Held kühn überschritten, oder in den Werkstücken der Pyramiden, an deren Fuß er siegreich gekämpft. Die Ode nennt keinen Namen des Helden, und doch erkennen ihn beide Halbkugeln der Erde."

*) Il Cinque Maggio, di Alessandro Manzoni. — Der fünfte Mai, übersetzt von August Zeune. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Vereins-Buchhandlung, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 14. Berlin, Dienstag den 2. Februar 1847.

Türkei.

Ein Russe in der Sophienkirche.*)

Konstantinopel liegt vor uns. Ungeduldig schweift der Blick von Ort zu Ort, von Wunder zu Wunder, ohne eine Moschee zu bemerken, die von den ringsum an sie stoßenden Gebäuden erdrückt und von anderen prunkvolleren und vortheilhafter gelegenen Moscheen in den Schatten gestellt wird. Dieses unscheinbare Bethaus ist die ehemalige St. Sophienkirche, der Stolz des byzantinischen Reichs, das Wunderwerk der morgenländischen Baukunst. Wenn man jedoch den Tempel betritt, inmitten desselben stillsteht und den bisher gesenkten Blick aufwärts richtet, so erstarrt man vor Bewunderung — der Himmel ist über uns! Ja, diese majestätische Kuppel, die dem Anschein nach ohne Stütze über uns hängt und deren Massenhaftigkeit den menschlichen Geist niederbeugen würde, wenn sie ihn nicht mit freudigem Staunen erfüllte, kann nur mit dem Himmel verglichen werden, und es ist sichtbar, daß der Künstler hier keinem anderen Muster nachahmte, als dem Himmel selbst. Das Wort Justinian's: „O Salomo, ich habe Dich übertroffen!" wird uns beim Anblick dieses Tempels verständlich; wir begreifen diesen menschlichen Hochmuth bei einer Handlung der christlichen Frömmigkeit und Demuth und verargen es ihm nicht länger, daß er die Schätze seines Reichs auf den Bau der heiligen Sophia verschwendete. Er hat ein würdiges Monument hinterlassen! — Und welche Nation rühmt sich nicht eines Denkmals, das sie dem Ruhme Gottes errichtet zu haben glaubt! Venedig hat seinen San Marco, Rom seine Peterskirche, London seinen St. Paul's, Paris seine Notre-Dame, Wien seine Stephanskirche und Petersburg baut an seinem Isaakstempel. Es sind dies die Monumental-Chroniken des menschlichen Glaubens und der menschlichen Hoffnungen.

Konstantin der Große hatte schon eine St. Sophienkirche gegründet, die aber von Feuersbrünsten und Erdbeben zerstört wurde. Von neuem erbaut, ward sie von neuem in einem Aufruhr unter der Regierung Justinian's niedergebrannt, bis dieser Kaiser sie endlich in derjenigen Gestalt herstellte, in der wir sie jetzt sehen. Anthemius aus Lydien entwarf den Plan des Tempels, Isidor von Milet war der Baumeister. Der Hauptgedanke des Künstlers war, keine Nachahmung, sondern eine eigene Schöpfung hervorzubringen. Die Kuppel des Pantheons konnte ihm hier nicht zum Muster dienen, wie Manche ohne Grund behauptet haben. Anthemius bedeckte seinen Tempel mit einer sphärischen Kuppel, die auf vier Halbkuppeln ruht, so daß die Stützen fast unbemerkt bleiben und die Kuppel in der Luft zu schweben scheint. So leicht ist sie, schreibt Prokop, daß man glauben möchte, sie wäre mit Ketten an den Himmel befestigt. — Dem Anthemius gebührt die Ehre, die sphärische Form der Kuppel zuerst auf viereckige Gebäude angewendet zu haben; die Sophienkirche diente in dieser Beziehung als Vorbild des St. Markus in Venedig und anderer italiänischen Tempel, und auch die Türken richten sich beim Bau ihrer Moscheen stets nach diesem Muster.

Die Lage der Kirche von Westen nach Osten trug nicht wenig dazu bei, ihre Umwandlung in ein muhammedanisches Gotteshaus zu erleichtern, da der Mirab oder die Erhöhung, worauf der Imam während des Gebetes steht, bekanntlich eine östliche Richtung haben muß, und das Gebäude hat daher in seiner inneren Einrichtung keine bedeutende Veränderung erlitten. Die Reihe von Porphyr-, Jaspis- und Marmorsäulen, die aus allen Enden der Welt herbeigeholt, dem Tempel der Diana in Ephesus, dem Sonnentempel Aurelian's entrissen wurden, erhebt sich noch immer in ihrer früheren Pracht, obwohl die Verschiedenartigkeit ihrer Kapitäle die Harmonie des Ganzen etwas stört. Der herrliche, mit Mosaikarbeit ausgelegte Marmorboden ist, wie es in den türkischen Moscheen gebräuchlich, mit Teppichen und Matten bedeckt und daher vollkommen gut erhalten. An den Seiten der Kirche befinden sich zwei Gallerieen, die auf Porphyr- und Serpentinpfeilern von seltener Schönheit ruhen; es ist dieses das ehemalige Gynäkikon, wo die Frauen nach griechischer Sitte während des Gottesdienstes abgesondert von den Männern standen. In die Kirche führen neun, mit kostbarem weißen Marmor eingefaßte Thore aus Erz, und das Licht strömt durch vierundzwanzig Fenster herein, die nicht, wie gewöhnlich in der Mitte, sondern an den Seiten der Kuppel angebracht sind. So weit bietet St. Sophia noch denselben Anblick dar, wie zur Zeit der byzantinischen Kaiser, aber wie hat sich alles Uebrige verändert, wo ist die Pracht der Schreine und Altäre, deren Reichthümer auf 25 Millionen Thaler geschätzt wurden!. An ihrer Stelle erhebt sich der Divan des Sultans und das Rostrum des Imams, und eine endlose Menge kleiner, verschiedenfarbiger Lampen zieht sich wie ein Netz die ganze Länge und Breite des Tempels entlang. Wenn sie angesteckt werden, mögen diese Lampen einen guten Eindruck machen, aber bei Tage versperren sie die Aussicht und haben überhaupt ein kümmerliches Ansehen. Von den früheren Mosaikgebilden der Heiligen sind durch einen sonderbaren Zufall nur die zwei Evangelisten an der östlichen Seite der Kuppel übrig geblieben, gleich zwei Wächtern, die das erste christliche Gotteshaus auch in seinem Unglück nicht verlassen und den Augenblick erwarten, wo das Gebet des Christen von neuem innerhalb seiner alterthümlichen Ringmauern erschallt.

Die beiden merkwürdigsten Epochen in der Geschichte dieser Basilika liegen fast ein Jahrtausend aus einander. Sie wurde zweimal eingeweiht: zuerst im Namen der heiligen Sophia, das zweite Mal in dem des Propheten der Muselmänner. Der Bau eines Tempels, der zu den Weltwundern gehören und alles bisher Bekannte an Pracht und Größe übertreffen sollte, war für Justinian ein Gedanke, der seiner Eitelkeit in so hohem Grade schmeichelte, daß er keine Mittel zur Verwirklichung desselben scheute; alle Thätigkeit seines Geistes, alle Kräfte seines Landes wurden dazu aufgewendet. Als ihm Geld fehlte, kürzte er den Beamten ihren Sold, schrieb neue Steuern aus, nahm die silberne Bildsäule des Theodosius von ihrem Gestell und ersetzte sie durch eine von Erz, die freilich nicht mehr den Theodosius, sondern ihn selbst darstellte, benutzte die bleiernen Wasserröhren der Stadt zur Bedeckung der Kuppel und ersetzte sie durch backsteinerne, die noch heutzutage existiren, beraubte andere Städte ihrer Kleinodien, um seine Kirche damit zu schmücken — führte die schönsten Säulen aus Rom, Athen und Ephesus weg, ließ rothen Marmor aus Sinai, grünen aus Lakonien, grauen aus Libyen, weißen von den Ufern des Bosporus und Granit aus Thessalien, Epirus und Aegypten kommen, Alles zur Verschönerung des St. Sophien-Tempels. Zehntausend Menschen arbeiteten an dem Bau, und doch schien es dem ungeduldigen Justinian, daß er zu langsam vorwärts gehe. Endlich war das große Werk vollendet. Am 27. Dezember 537 hielt der Patriarch Mennos eine feierliche Prozession um die Kirche, im kaiserlichen Wagen fahrend, während Justinian demüthig voran ging; Hunderttausende von Zuschauern lobten Gott und neigten das Knie vor einem Seiner würdigen Tempel, voll Bewunderung für das Werk und für dessen Urheber .... Neun Jahrhunderte zogen seitdem an ihm vorüber, und noch immer stand er, zwar von den Elementen und von den Revolutionen der Zeit erschüttert, aber stets sorgfältig erneuert und restaurirt. Da fiel Konstantinopel; die Türken ergossen sich gleich einer verwüstenden Fluth in die Hauptstadt Griechenlands; es gab keine Gräuel, die sie nicht verübten. Die zitternden Christen flohen zum Tempel der heiligen Sophia, ihrem einzigen Zufluchtsort in jenen Tagen der Angst. Aber in den Tagen ihres Glückes hatten sie Gott vergessen — ihre Verirrungen und ihre Laster hatten die Welt mit Staunen erfüllt, und Gott verwarf sie in ihrem Unglück oder sandte ihnen eine lange, bittere Prüfung. Vergebens hofften sie auf ein Wunder. Es ging die Sage, daß ein Engel mit einem Schwerte bewaffnet von der Standsäule Konstantin's des Großen niedersteigen und das Schwert einem an ihrem Fuße sitzenden Mann von geringer Herkunft, aber großer Seele und frommem Wandel reichen werde — daß dieser berufen sey, die Türken nicht nur aus Konstantinopel, sondern aus ganz Kleinasien zu vertreiben; aber der Engel erschien nicht, und wenn er auch wirklich erschienen wäre, so hätte er kaum einen des Rächeramtes Würdigen gefunden. Das Wunder blieb aus; die Thüren flogen aus ihren Angeln, und die Türken drangen in das Innere der Kirche. Ein schonungsloses Gemetzel erfolgte: Greise, Männer und Kinder wurden hingewürgt; nur die Schönheit der Frauen und Knaben rettete ihnen das Leben oder gab vielmehr Anlaß, ihre Qualen zu verlängern; das schon vergossene Blut erweckte den Durst nach neuem Blutvergießen — die Altäre wurden entweiht, ihre Schätze geplündert, aber nicht alle fortgetragen. Endlich, am Mittag des 29. Mai 1453, hielt der Sieger seinen feierlichen Einzug in die Stadt, von seinen Wesiren, Pascha's und Kriegsbefehlshabern umringt. Am Thore der Sophienkirche stieg er ab und trat in den Tempel ein, um dort die Herrschaft über Konstantinopel zu empfangen. Der Tradition zufolge, tauchte Mohammed seine Hand in das Blut, welches nicht in Pfützen, sondern in Bächen über den Marmorboden strömte, stieg auf die haufenweise über einander gethürmten Leichen und legte seine blutige Hand zehn Ellen hoch an die Mauer, als Zeichen, daß er die Kirche und die Stadt, deren kostbarster Schmuck sie war, in Besitz nehme. Noch heute zeigt man dieses blu-

*) Nach dem Russischen des bekannten Reisenden Kowalewski, Verfassers des in diesen Blättern mehrmals erwähnten Stranstwowanie pa suschi i morjam.

tige Merkmal nicht weit von dem ehemaligen Kaiserthore, rechter Hand von dem Eingang; doch stimmt diese Erzählung nicht ganz mit der Geschichte überein. Beim Anblick der Pracht und des Reichthums, der den Klauen der plünderungssüchtigen Eroberer noch entgangen war, konnte der Sultan seine Bewunderung nicht unterdrücken: die hundert und sieben Marmorsäulen, meistentheils von unschätzbarem Werth, die Mosaikgemälde von farbigem Glas, welche die Evangelisten, die Apostel, die Mutter Gottes und den Herrn Zebaoth darstellten, und das prächtige Kaiserthor fesselten vor Allem seinen Blick. Er machte die Runde um die Gallerieen, und als er einen Soldaten bemerkte, der ein Stück Mosaik abhieb, schlug er ihn mit der flachen Klinge; schon war ihm die Beute werth, auf die er seine schwere Hand gelegt hatte. Nach Besichtigung des Gebäudes ließ der Sultan den ihn begleitenden Muezzin die Gläubigen zum Gebet rufen. „Es ist kein Gott, als Gott, und Muhammed ist sein Prophet!" ertönte zum erstenmal im Tempel der Christen. Der Sultan bestieg den Altar und verrichtete seine Andacht. So geschah die Verwandlung der ersten christlichen Basilika in eine Moschee, wo jetzt schon seit vier Jahrhunderten der Name des Propheten gepriesen und die Vereinigung Konstantinopels mit dem türkischen Reiche gefeiert wird.

Der Verräther Notaras stand zur Seite des Padischah's, der die Frage an ihn richtete, was aus dem Kaiser geworden sey — ob er sich auf das kleine genuesische Geschwader gerettet habe, dem es gelungen war, das offene Meer zu erreichen. Aber Konstantin Paläologos hatte durch einen rühmlichen und würdevollen Tod die unwürdige Reihe der letzten byzantinischen Herrscher geschlossen; er fiel im heißesten Kampf unter den Säbeln der Janitscharen. Der Sultan ließ die Leiche aufsuchen, welche man bald an der purpurnen, mit goldenen Adlern gestickten Fußbekleidung erkannte. Man hieb ihr den Kopf ab und legte ihn zu den Füßen des Siegers, der Befehl gab, ihn öffentlich auf dem Augusteum dem Volke zu zeigen. Auf diesem Platze stand einst die kolossale silberne Bildsäule des Theodosius, deren Schicksal wir schon erwähnt haben; Justinian hatte eine von Erz an deren Statt gesetzt, die ihn selbst zu Pferde darstellte, in der linken Hand eine Weltkugel, mit der rechten nach Osten zeigend, als Symbol seiner Herrschaft über diesen Erdtheil. Das Haupt des Kaisers wurde dem Pferde dieser Statue unter die Füße geworfen ....

Wir erstiegen noch einmal die Gallerie, trotz der mißvergnügten Miene unseres türkischen Führers, ohne welchen und ohne einen besonderen Ferman kein Ungläubiger dieses Heiligthum betreten darf. Auf das Geländer gestützt, ließ ich die Augen noch einmal über den Tempel schweifen und vertiefte mich in die traurigen Erinnerungen, welche dieses Schauspiel vergangener Größe und Herrlichkeit dem Christen darbeut.

England.

Die englischen Universitäten und Studirenden.

(Schluß. *)

Jährlich werden aus den Fellows zwei Beamten mit dem Titel Proctors, und zwei andere, welche Proproctors heißen, gewählt, deren Beruf es ist, über die Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung auf der Universität zu wachen. Einer dieser Beamten macht in Begleitung zweier Polizeidiener, die den Spitznamen „Bulldogs" führen, die Runde durch die Stadt und Nachbarschaft und fordert von jedem Studenten, den sie entweder angetrunken oder in sonstiger Unordnung auf der Straße antreffen, die Angabe seines Namens und des Kollegs, zu dem er gehört, während sie ihn zugleich auf den nächsten Morgen vor sich laden. Die „Bulldogs" sind thätige Leute und gut auf den Beinen, damit sie Jedem, der beim Anblick des Proctors sich aus dem Staube machen möchte, die Flucht abschneiden können. Der häufigste Grund, weswegen die Studenten durch die Proctors „abgefaßt" werden, ist, daß sie oft ohne ihre akademische Kleidung (gown) ausgehen, was die Universitätsgesetze durchaus verbieten. Die Proctors halten jedoch auf die Beachtung jenes Verbots meistentheils nur nach Eintritt der Dämmerung. Die Strafe, welche für die Uebertretung desselben verhängt wird, ist eine Geldbuße im Betrage von 2 Thlr. 10 Sgr. Der große Nutzen, den dieses Gesetz mit sich bringt, besteht darin, daß die Proctors an der Mütze und der Robe den Studenten sogleich von einem Stadtbewohner unterscheiden können: übrigens mag auch sonst noch das Gute darin liegen, daß diese besondere Kleidung den Studenten einen gewissen esprit du corps verleiht und sie auch in äußerer Rücksicht vor Zersplitterung bewahrt.

Wir müssen hier auch der Kämpfe und Reibungen erwähnen, die in Cambridge zwischen den Studenten und den „Stadtleuten" (townspeople) stattfinden. Bekanntlich ist der 5. November ein großer Freudentag in England, weil an demselben einst die Lords und Gemeinen der Gefahr, unter der Regierung Jakob's I. durch die Pulververschwörung in die Luft gesprengt zu werden, entgangen sind. Nun sind zwar die Vorstellungen von der angenehmsten Art, einen Festtag zu feiern, sehr verschieden, aber die Ansicht, welche die Bewohner von Cambridge in dieser Rücksicht haben, gehört denn doch zu der eigenthümlichsten in ihrer Art. Es ist nämlich in dieser Stadt Sitte, daß der 5. November durch einen ernsten Kampf zwischen den Studenten und Stadtleuten verherrlicht werde (town- and gown fights). Am Abend dieses Tages begeben sich die Studenten in kleinen Haufen auf die Straße, wo sie mit ziemlich bedeutenden Haufen von Bürgern zusammentreffen und alsbald den Kampf beginnen. Die Fäuste und Stöcke werden nach allen Richtungen hin in Bewegung gesetzt, und die Schlacht wogt hin und her, indem bald die eine, bald die andere Partei in Vortheil kommt, bis die Proctors und Polizisten endlich eine Art von bewaffneter Intervention bilden und den Frieden wieder herstellen. Besonders eine Straße, genannt „die blühende Rose", wird wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Engpaß von Thermopylä zum Schlachtfeld ausersehen, weshalb man denn auch in ihr an diesen und anderen Tagen manch blaugeschlagenes Auge und blutenden Kopf sehen kann. Im Jahre 1833 gab es jedoch in Cambridge einen Kampf ernsterer Art. Es war nämlich ein Aufstand in der Stadt ausgebrochen, der sich darin kund gab, daß der Pöbel einige öffentliche Gebäude angriff und in Flammen zu setzen versuchte. Unglücklicherweise war kein Militair in der Stadt anwesend, weshalb der Vicekanzler die verschiedenen Kollegien entbieten ließ, so viel Studenten als möglich zu versammeln und gegen die Aufrührer zu führen. In dem Trinity-Kolleg brachen die Studirenden von der Mittags-Tafel, an der sie gerade saßen, auf, bewaffneten sich mit Keulen und Knotenstöcken und marschirten darauf 2—300 Mann hoch in geschlossenen Haufen gegen den Pöbel, dessen Zahl sich ungefähr auf 2—3000 Menschen belief. Der Kampf dauerte etwa eine Stunde, nach deren Verlauf die Straßen gesäubert und in den Händen der Studirenden waren. Einige von ihnen waren jedoch stark verwundet und Einer sogar unglücklicherweise getödtet. Im vorigen Jahr hatten einige zufällige Ereignisse die Eifersucht und den Haß zwischen den Studenten und den Polizisten in einem Grade erregt, daß, als es zum Kampf zwischen ihnen kam, dieser nicht weniger als 3 Tage dauerte, was an die 3 glorreichen Julitage erinnerte.

3. Vergnügungen der Studenten.

An Vergnügungen aller Art haben die Studirenden keinen Mangel; die vorzüglichsten bestehen im Reiten, Fahren, Jagen, Ball- und Billardspielen; sehr beliebt sind auch die Vergnügungsfahrten zu Wasser. Viele der Cambridger Studenten besitzen eigene Pferde, die sie in passender Jahreszeit zur Fuchsjagd besteigen, mit der sie sich zuweilen mehrere Tage beschäftigen. Auch giebt es ungefähr 5—6 englische Meilen um Cambridge eine gute Schnepfenjagd, die von ihnen fleißig benutzt wird. Das Ballspiel wird gleichfalls in Cambridge viel getrieben, weil es viel Aufmerksamkeit und Beweglichkeit erfordert. Aber das allgemeinste Vergnügen gewähren die im Sommer angestellten Lustfahrten zu Kahne. Jedes Kolleg hat seinen Fahrklub (boating club), die zwei größten, das Trinity- und St. John-Kolleg, besitzen deren sogar mehrere, so daß im Ganzen gegen 26 Klubs auf der Universität sich befinden. Jeder Klub besitzt einen oder zwei lange Kähne, ungefähr 36 Fuß lang und 4½ breit, für 8 Ruderer eingerichtet, weshalb sie auch „Achtruderboote" genannt werden. Die Bemannung besteht aus den 8 Ruderern und einem Steuermann, und die Schnelligkeit ihrer Fahrt beträgt ungefähr 7—10 englische Meilen in der Stunde. Im Sommer werden auch zwischen den Booten der verschiedenen Kollegien Wettfahrten (boat races) angestellt, bei denen die größtmögliche Eifersucht und der lebendigste Ehrgeiz herrscht. Da in jedem Boot sich neun Mann befinden und zu einer Wettfahrt gewöhnlich über 20 Boote versammelt sind, so beträgt die ganze Anzahl der Studenten, die sich in einen solchen feindlichen Kampf einzulassen pflegen, über 200 Mann, aber eine noch weit größere Menge befindet sich gewöhnlich am Tage nach den Wettfahrten in den Booten. Auch ist die vom Ufer aus der Fahrt zuschauende Menge nicht unbeträchtlich; theils zu Fuß, theils zu Pferde, auch in einspännigen Wagen begleiten diese Zuschauer unter großem Jubel, Beifallsrufen und Freudenschüssen die Wettfahrenden bis zu ihrem Ziel. Und nicht blos auf die Studenten beschränkt sich dieser Enthusiasmus für die Ehre der Bootklubs der Kollegien; nicht selten sieht man auch die Inspektoren und Professoren zu Pferde am Ufer des Flusses, um die Wettfahrt mit anzusehen, obschon ihre Würde es ihnen nicht gestattet, thätige Theilnehmer derselben zu werden. Diese Wettfahrten gewähren einen sehr lebendigen und wahrhaft erquicklichen Anblick; die 26 Boote sind in Reihe und Glied aufgestellt, geziert mit Wimpeln und Fahnen, die Mannschaften nach echter Seemannsart in bunten Hemden und kleinen Strohhüten. Dabei ertönt von den Zuschauern auf den Deichen ein helles Freudengeschrei. Alles drängt sich an dem Ufer, das mit Fußgängern, Reitern und Wagen bedeckt ist, um den Zeitpunkt der Abfahrt nicht zu versäumen. Wer zum ersten Male einer solchen Wettfahrt beiwohnt, muß glauben, daß es die wichtigste Angelegenheit der Universität sey, gute Bootsleute und Matrosen zu bilden.

Sehr beliebt sind zu Cambridge auch gemeinschaftliche Mahlzeiten, deren es zu jeder Tageszeit und von der verschiedensten Art giebt. Gegen 10 Uhr Morgens versammelt sich ein Dutzend Studenten in den Zimmern eines von ihnen zu einem regelmäßigen englischen Frühstück, das einen sehr anziehenden Anblick darbietet. Ein halb Dutzend Schüsseln, bedeckt mit warmen und kalten Speisen, bestehend aus den üblichen Braten, Schinken, Zunge, Pökelfleisch, Kaffee, Thee, Eiern und „Toast", laden zum fröhlichen Imbiß ein. Nachdem der Hunger gestillt ist, werden gemeiniglich Cigarren umhergereicht und eine große Bowle, enthaltend einen köstlichen kalten Punsch, „Cup" genannt, aufgetragen. Auf diese Art wird der Vormittag zugebracht, bis um 1 oder 2 Uhr die Einen spazieren gehen, die Anderen sich zu ihren Booten begeben, noch Andere sich am Billard versammeln, bis die vierte Stunde sie wieder um den Mittagstisch versammelt. Die reicheren Studenten geben auch oft in ihren eigenen Zimmern Mittagsmahlzeiten, bei denen der Wein in Ueberfluß vorhanden ist und das Knallen der Champagner-Pfropfen ein regelmäßiges Klein-Gewehrfeuer unterhält, bis der Nachtisch dieses edle Getränk durch Claret und Portwein ersetzt. Fast noch häufiger sind Abendmahlzeiten. Sie beginnen gewöhnlich um 9 Uhr und dauern bis gegen 1 oder 2 Uhr Morgens. Das Hauptge-

*) In der Einleitung dieses Artikels (Nr. 12) ist statt: „Peter House gründete im J. 1303" zu lesen: Peter-House, gegründet im J. 1265.

tränk während derselben ist Punsch, und zwar in den verschiedensten Arten, als Branntweinpunsch, Rumpunsch, Milchpunsch, Kardinalpunsch ꝛc. Toaste werden ausgebracht, verschiedene Lieder gesungen und Reden gehalten, bis die Gesellschaft zur Ueberzeugung kommt, daß es besser ist, wenn Jeder in seinem Bett läge, wozu denn auch bald Einer dem Anderen behülflich ist.

Diese drei Mahlzeiten, Frühstück, Mittags- und Abendmahlzeit werden meistens nur von denjenigen jungen Leuten besucht, welche in Cambridge blos einen Vergnügungsort sehen, an dem das Studiren nur als Nebensache zu betrachten sey. Aber auch die ihren Studien in ernsterer Weise obliegenden Studenten versagen sich nicht das Vergnügen, einer Mahlzeit beizuwohnen, die den Namen wine party führt und unmittelbar nach dem Mittagstisch in dem Kollegiensaal stattfindet. Es versammelt sich dann eine kleine Gesellschaft auf dem Zimmer eines Kommilitonen, wo sie einen erklecklichen Nachtisch und eine große Batterie voller Weinflaschen finden. Hier läßt man sich dann um einen großen Tisch nieder und knüpft ein Gespräch über die politischen Zustände des Landes oder der Universität an, was ungefähr 1—2 Stunden dauert, bis der Kaffee servirt wird, nach welchem sie entweder in die Abendandacht oder auf ihre Zimmer gehen, um zu studiren.

Trotz dieser Vorliebe für die materiellen Genüsse und der vielen Gelegenheiten, sie zu befriedigen, kann man doch die Cambridger Studenten nicht der eigentlichen Unmäßigkeit anklagen. Man kann allerdings nicht verlangen, daß eine fröhliche Gesellschaft in demselben Zustande auseinandergeht, worin sich die einzelnen Mitglieder vorher befanden, oder worin sie sich befinden würden, wenn sie eine nüchterne Vorlesung mit angehört hätten, doch kommen Fälle von Exzessen aus Trunkenheit nicht allzuhäufig vor. Dagegen bieten solche Gesellschaften nicht selten Gelegenheit dar, um irgend einen muthwilligen oder witzigen Streich auszuführen, der sich dann gewöhnlich gegen die Dons richtet. Eines Morgens, als die Don's des Trinity-Kollegs aufstanden, waren sie nicht wenig erstaunt, die vier Statuen, welche das Dach der Kollegs-Bibliothek zierten, mit Kollegienkleidern aufgeputzt zu finden. Es war das Werk eines Studenten, der sich später einen europäischen Namen erworben, nämlich Lord Byrons, der sich damals in dem Trinity-Kolleg befand.

Wir müssen unter den Vergnügungen der Cambridger Studenten auch den großen Diskussions-Klub erwähnen, der die Union heißt. Die Anzahl seiner Mitglieder beläuft sich auf einige hundert, und seine Haupttendenz besteht darin, den Studirenden Gelegenheit zum öffentlichen freien Sprechen zu geben, so daß er eine Art von Pflanzschule für die beiden Häuser des Parlaments bildet. Er besitzt auch ein großes Lesezimmer und eine Bibliothek. Man kann über den Maßstab, nach welchem dieses Lesezimmer eingerichtet ist, am besten urtheilen aus der Bemerkung, daß darin nicht weniger als acht Exemplare der Times, sechs der Morning-Chronicle und die übrigen Zeitungen und Reviews in demselben Verhältniß ausliegen. Aber die Debatten, welche jeden Dienstag Abend über irgend eine Frage aus der Literatur, der Geschichte oder der Politik gehalten werden, bilden doch den interessantesten Theil dieses Instituts, wiewohl die politischen Diskussionen, besonders wenn sie die Gegenstände betreffen, welche zu derselben Zeit im Parlamente verhandelt werden, geistreicher sind und eine größere Theilnahme erregen, als die über literarische Fragen.

Alle Formen und Gebräuche des Unterhauses findet man in dieser Gesellschaft wieder, was insofern von großem Vortheil ist, als dadurch die jungen Leute, wenn sie in das öffentliche politische Leben als Parlaments-Mitglieder eintreten, schon gewissermaßen auf ihren Beruf vorbereitet sind. Wichtiger noch wirkt dies Institut dadurch, daß es den jungen Leuten Vertrauen in ihre eigene Fähigkeit, vor einer großen Versammlung zu sprechen, einflößt, da es nicht selten ist, daß, wenn ein interessanter Gegenstand vorliegt, die Versammlung aus zweihundertfunfzig bis dreihundert Mitgliedern besteht. In der That hat das Parlament schon großen Nutzen von dieser Gesellschaft gezogen, wie denn z. B. die Meisten von den Mitgliedern desselben, welche eine kleine Partei unter dem Namen Jung-England bilden, sich in der Union befunden hatten, wie Lord John Manners, Alexander Hope, Lord Ellot, Mr. Smythe und Mr. Christie. Letzterer war einer der größten Sprecher in der Union.

Sobald die Union gegründet worden war, gegen das Jahr 1814, fürchteten die Behörden der Universität, daß die völlig zwanglosen Diskussionen über öffentliche Beamte und deren Maßregeln zu großen Mißbräuchen Anlaß geben könnten, weshalb sie die Unterdrückung der Gesellschaft beschlossen. In Folge dessen begaben sich die beiden Proctors eines Abends während der Debatte in das Lokal der Versammlung und forderten die letztere auf, sich aufzulösen. Der damalige Präsident der Gesellschaft, welcher jetzt Meister des Trinity-Kollegs ist, Whewell, antwortete den Proctors mit der vollkommensten Ruhe und in der würdigsten Weise, daß, „wenn sie das Lokal verlassen wollten, die Gesellschaft ihren Vorschlag in Ueberlegung ziehen werde." Die Proctors waren klug genug, diesem Begehren zu willfahren, worauf die Gesellschaft sich unverzüglich in aller Ruhe selbst auflöste. Kurze Zeit darauf ward sie jedoch von neuem begründet, aber mit der Bestimmung, Gegenstände aus der neueren Politik von der Diskussion auszuschließen; eine Bestimmung, die entweder bald darauf wieder aufgehoben wurde, oder so in Vergessenheit gerieth, daß jetzt die neuere Politik das vorzüglichste Bild für die Debatten der Union abgiebt.

6. Vergleichung der Universitäten Cambridge und Oxford.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß in Rücksicht auf die disziplinarischen und legislativen Einrichtungen kein wesentlicher Unterschied zwischen den Universitäten von Cambridge und Oxford existirt. Was ihre sonstige Verschiedenheit betrifft, so beschränkt sich dieselbe auf folgende Hauptpunkte. Zunächst ist die politische Gesinnung der Studenten in Cambridge weit liberaler, als derer zu Oxford, weil unter den Letzteren ein starrer Toryismus herrscht. In wissenschaftlicher Beziehung ferner wird zu Cambridge mehr Mathematik getrieben, dagegen weniger Theologie; in disziplinarischer Rücksicht wird zu Oxford strenger auf den Besuch der Vorlesungen gehalten: beide Universitäten aber verdienen darin großen Dank, daß jede von ihnen eine lange Reihe berühmter Männer aufzuweisen hat, die dort ihre Studien vollendet haben; und wenn hierin keine der anderen bedeutend nachsteht, so ist es doch auffallend, daß fast sämmtliche große Dichter Englands zu Cambridge studirt haben, wie Spencer, Ben Jonson, Beaumont, Cowley, Milton, Samuel Butler, Dryden, Prior, Gray, Wordsworth, Byron, Tennyson, wogegen Oxford Gower, Withers, Massinger, Otway, Young, Collins, Southey und Shelley gehabt hat. Chaucer aber, der große Vater der englischen Literatur, war auf beiden Universitäten.

Kritische Revue für die Literatur des Auslandes.

Don Diego Hurtado de Mendoza. — Die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.

Wir heben diese beiden historischen Skizzen nicht darum aus dem „Literarhistorischen Taschenbuch für 1847 von R. E. Prutz" heraus, weil es die besten, sondern nur weil es die einzigen Stücke sind, die, da sie Objekte der ausländischen Literatur behandeln, mit Recht zur Besprechung in diesen Blättern gezogen werden können. Um jedoch den Leser der letzteren mit dem übrigen Inhalt des erwähnten Taschenbuchs im Allgemeinen bekannt zu machen, so wollen wir, ehe wir auf jene beiden Stücke genauer eingehen, wenigstens die Titel der übrigen darin enthaltenen Abhandlungen anführen. Den Reigen derselben eröffnet die Vielen unserer Leser aus einer im Winter des verflossenen Jahres in der Sing-Akademie gehaltenen Vorlesung bekannte Charakteristik „Anton Reiser's" oder, was dasselbe ist, des Verfassers dieser Biographie, Moritz; eine Charakteristik, deren innere Vortrefflichkeit und anziehende Darstellungsweise eines Verfassers wie W. Alexis ganz würdig ist. Es folgt sodann eine nicht minder treffliche, jedoch in einer durch den Gegenstand bedingten größeren Wissenschaftlichkeit der Form auftretende Abhandlung „über die Geschichtschreibung der Griechen", von der indeß vorläufig nur die erste Abtheilung: „die Logographen und Herodot" abgedruckt ist. Das dritte Stück giebt uns eine literarhistorische Uebersicht des Lebens und Wirkens der „Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus von E. Meyen", die in mehrfacher Beziehung eine interessante Episode in der bekanntlich von Herrn Prutz selbst bearbeiteten Geschichte der deutschen Journal-Literatur genannt werden muß, andererseits aber auch sehr lehrreich ist, indem der Verfasser es verstanden hat, an die in jener Monatsschrift behandelten, aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart gegriffenen Gegenstände anzuknüpfen und auf diese für uns allerdings nur noch in den Resultaten existirende Gegenwart einen theils prüfenden, theils charakterisirenden Blick zu werfen.

Es folgt nunmehr die Biographie „Don Diego Hurtado de Mendoza's", für welche der Verf., Karl Stahr, wie er selbst erwähnt, zwei über denselben Gegenstand erschienene Berichte bei Bouterweck und bei Friedr. von Schack verglichen hat. v. Schack's, die Geschichte der spanischen dramatischen Poesie behandelndes, in diesen Blättern (Nr. 87 des Mag. von 1846) bereits ausführlich besprochenes Werk ist die bedeutendste Leistung auf diesem Felde; er hat seinen Gegenstand mit solchem Fleiße, solcher Genauigkeit und dabei mit so viel Geist und feiner Form behandelt, daß man sich hier mit Freude nur anerkennend, nur lernend zu verhalten hat. Beide übrigens, Schack wie Bouterweck, kommen in ihrer Darstellung auf denselben Punkt, Beide haben ein Interesse, ihn zu erörtern; dennoch gehen sie in eigenthümlichen Unterschieden aus einander. Hören wir Bouterweck zuerst:

„Derselbe geht in der Einleitung zu dem zweiten Buche seines bekannten Werks (erschienen 1804), das die ersten Jahrzehnte des 16ten bis zur Hälfte des 17ten Jahrhunderts umfassen soll, aus von der politischen Vereinigung Aragoniens und Castiliens durch Ferdinand und Isabella. Erst nachdem beide Monarchieen, nach dem Tode Ferdinand's (1516), zusammengeschmolzen, kommt geistiger Zusammenhang, geistige Einheit in diesen seiner Naturbestimmung nach kontinentalsten Theil Europa's; Spanien fängt an, ein Staat zu werden. Für Castilien wird ritterlicher Sinn, frische Thatenlust und Jugend, für Aragonien als Moment und sich mischende Zuthat Industrie und bürgerliche Gesetzmäßigkeit angegeben. Mit der Vermählung des Herrscherpaars vereinigt sich, wenngleich in nicht völlig entsprechender Stellung in den Ländergebieten, ein weibliches und ein männliches Element. Doch hat der neue Staat den mittelalterlichen Mangel an Zusammenhang mit dem übrigen gebildeten Europa noch erst zu überwinden: und Gonsalvo Fernandez de Cordova erobert Neapel 1504. Die dadurch hergestellte Verbindung mit Italien, über hundert Jahre dauernd, übte einen großen Einfluß auf Spanien und seine Literatur; die Schönheit der italiänischen Dichtungsformen geht aus dem kurzen Kampfe mit den Vertretern der abstrakten Nationalität, an deren Spitze der fanatische Cristoval de Castillejo in Satiren „contra los Petrarquistas" eifert und die poetischen Neuerungen gehässig, aber unter einem Karl V. vergeblich mit den „novedades" vergleicht, die dermalen Luther auf dem Gebiet des Glaubens eingeführt habe, siegreich hervor und hilft den

Durchbruch der Literatur durch die Antike erleichtern. Die Mauren waren 1492 erlegen: damit hörten auch die Zegris und Abencerragen auf besungen zu werden. Die Nation war im höchsten Grade orthodox, und diese Sinnesweise ward in der von Ferdinand und Isabella (los reyes catolicos) gestifteten Inquisition benutzt, die absolute Königsmacht zu heben und die ständischen Freiheiten zu vernichten. Ohne weiter die Zeit Karl's von der seines Nachfolgers Philipp II. in dieser Beziehung zu scheiden, faßt Bouterweck das Ganze zusammen und geht zu der Behauptung fort, wie sich der Geist der Nation mit dem furchtbaren Institute der Inquisition ganz in Einklang befunden habe, während dasselbe in ganz Deutschland, in den Niederlanden, ja fast im ganzen übrigen Europa gefürchtet und verabscheut sey. Das Volk, heißt es, sey einverstanden gewesen mit dem Hasse, mit der Vernichtung der Ketzerei: ja, während Alba in den Niederlanden das Beil schwenkte, dichtete Cervantes den Don Quijote, dichtete Lope, bei der Inquisition selbst angestellt, seine Komödien. Aus diesem Einsseyn der Glaubenswuth mit dem Nationalleben sey dann die ungestörte Heiterkeit des Volks und seiner Dichter entsprungen. Da Kirche und absolutistische Diplomatie die Nation von der ohnehin etwas scholastisch-kirchlichen Philosophie ausschloß, so strömte aller Lebensgehalt geistiger Kraft, welcher der Inquisition widerstand, in die Poesie ein, und diese ward die Seele der Literatur. Der Spanier, der, von dem konsequenten Mechanismus der Inquisition beherrscht, seine politische und geistige Knechtung nicht gewahr ward, hielt sich noch immer für einen freien Mann. Es konnte deshalb hier auch keine Hofpoesie, wie unter Ludwig XIV., aufkommen; die Könige Spaniens waren spärliche Gönner. Auch hat diese ganze Periode durch Akademieen, etwa in italiänischer Weise, keine sonderliche Förderung gewonnen: erst im achtzehnten Jahrhundert ward eine königliche Akademie der spanischen Sprache und Literatur gebildet. Die anderen Künste ruhten: das Drama war herrschend, blieb national, ward von Helden, Staatsmännern und Geistlichen gepflegt und gefördert und verschlang alle ästhetische Geistesrichtungen der Nation. So weit Bouterweck.

Hr. v. Schack beginnt den zweiten Theil seines genannten Werks mit einer schönen Darstellung von dem Glanze der spanischen Städte; er erzählt, was die Heldennation in der Zeit von Isabella bis Philipp auf den verschiedenen Gebieten des Lebens, im Kriege, in der Eroberung, im Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft sich erarbeitete. Doch lesen wir alsbald die traurige Thatsache, daß die geistige Herrlichkeit der Nation erst nach dem Verfall ihrer politischen Größe eintritt, das goldene Zeitalter der Literatur, besonders der Poesie, erst in die Zeit der drei Philippe fällt. Unabsehbare treffliche Werke, sagt er, liegen zwischen Cervantes und Calderon, ja er nimmt nicht Anstand, geradezu zu behaupten, daß die einzelnen schätzbaren Leistungen der früheren dagegen wenig bedeuteten. Von der Inquisition wird behauptet, daß sie durch die Permanenz und Stabilität ihrer Einrichtungen, so wie durch das Methodische ihres Verfahrens, den Kern der Nation vernichtet habe. Indeß gelang es ihr, der Reformation jeden Zugang zur Halbinsel abzuschneiden und das Land vor den Revolutionszerrüttungen und blutigen Kriegen, wie sie in England und Frankreich wütheten, zu bewahren.

Hiermit hätten wir beide Zeugen gehört. Eine Kritik derselben würde ergiebig seyn. Beschränken wir uns indeß hier auf die Frage: Wie steht es denn eigentlich mit der Sache? Sieht es nicht so aus, als sey die Blüthe der spanischen Literatur und Kunst ins Daseyn getreten durch die spanischen Pfaffen, und als sey sie ein Produkt der Inquisition? Die Wahrheit ist, daß die spanische Kunst sich trotz der Inquisition zum Daseyn verholfen hat. Fragt man aber, war die spanische Kunst und Literatur der drei Philippe wirklich das ganze naturgemäße Erzeugniß, wie es aus der Heldenzeit der politischen Kraft, welche diese Nation unter Karl V. äußerte, hervorgehen mußte — oder ist sie nicht vielmehr der aus diesem Boden zwar aufgeschossene, aber durch die Bigotterie der spanischen Katholizität angekränkelte Blüthenbaum, so muß man das Letztere bejahen. Selbst Cervantes ist von diesem entnervenden Einfluß des Pfaffenthums nicht ganz frei geblieben. Man wage einmal den Gedanken, dem Cervantes ein gereinigteres und freieres Bewußtseyn unterzubreiten; welche Schöpfungen hätte die Welt von einem Manne erwarten können, der trotzdem, daß er Spanier war, dennoch unter Philipp den Don Quijote dichten konnte! Nimmer läsen wir die Geschichte des scharfsinnigen Ritters, wenn die Zeit Karl's V. nicht noch nachgewirkt hätte. Aber wenn man nun nach der Lesung dieses Buches zu der Ueberzeugung kommt, daß es hier mit dem mittelalterlichen Geist ein Ende habe, so bewirkt die nähere Kenntniß seiner anderen Werke bald eine vollständige Enttäuschung. Auch in dem Lorbeerkranze des größten spanischen Dichters finden sich Blätter, zusammengeschrumpft von dem Eiseshauch des spanischen Pfaffenthums. Versteht man aber bei Cervantes sich nur mit Zögern dazu, ein solches Urtheil auszusprechen, so schwindet für die anderen Größen dieser Epoche, für Calderon und für den bei der Inquisition angestellten Lope, jedes Bedenken. Die Literatur, die Poesie unter den drei Philippen bildet, noch mehr als ihre Geschichte, die eigentliche Tragödie der Nation, und aller Farbenglanz der epischen Romanzendichtung, alle „Sterne und Blumen" des Calderon verscheuchen nicht die Schwermuth über die geknickte Blüthe des Volksgeistes. Die Größe, welche die Literatur dennoch zeigt, verdankt sie den Elementen der vorangegangenen, freieren, größeren Zeit unter Karl V., in der sich im vorbereitenden Verhältniß die versprechendsten Anfänge zeigten: Anfänge, stark und dauerhaft genug, um sich auch späterhin in der Weise jener gebrochenen Literaturblüthe nach fortzusetzen. Schon unter Isabella ward viel geschrieben, die Literatur wuchs in der üppigsten Fülle aus dem Boden der politischen Größe hervor, Spanien zählte schon zu Karl's Zeiten mehr Pressen als gegenwärtig. Es lassen sich aus der Haltung der kaiserlichen Theologen auf dem Konzilium zu Trient Züge anführen, die von der Bigotterie und dem Fanatismus der Philippschen Zeit weit entfernt sind. Noch vor 1540 hatte Juan Valdez in seinem Buche „von der Wohlthat Christi" die protestantische Lehre von der Rechtfertigung empfohlen: Männer wie Boscan und andere in der lyrischen Poesie, die Gelehrten in der klassischen Literatur: Arias Barbosa, Nuñez de Guzman Vives, Olivario, Montalvo der Rechtsgelehrte u. s. f. deuten auf die Literaturepoche, welche die Keime der größten und vielseitigsten Entfaltung in sich trug. Es ist die schöne Anfangszeit der Literatur unter Karl: der vornehmste und edelste Repräsentant dieser Epoche aber ist Diego Hurtado de Mendoza. — Bis hierher haben wir den Verfasser begleitet. Es folgt nun eine sehr vollständige und durch die vielen neuen Ansichten über den Standpunkt der spanischen Literatur- und Kulturverhältnisse unter Karl V. sehr lehrreiche Lebensbeschreibung des genannten Dichters, auf welche wir den Leser durch die oben im Auszuge mitgetheilte Einleitung hinlänglich aufmerksam gemacht zu haben glauben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Heil-Gymnastik. Herr Rothstein, Ober-Lieutenant der preußischen Artillerie, dessen Aufenthalt in Stockholm bei Herrn Professor Branting ich schon Nr. 116 des Magazins vom v. J. erwähnte, ist eben im Begriff, ein größeres Werk über das schwedische Turnwesen herauszugeben. Der Titel ist: „Die Gymnastik, nach dem Systeme des schwedischen Gymnasiarchen P. H. Ling, dargestellt von Hg. Rothstein. Berlin, bei Schröder, 1847." Der Herr Verfasser giebt zuerst den 3ten Abschnitt: „die Heil-Gymnastik", welche Herr Branting vorzugsweise ausgebildet hat. Herr R. hat sich mit derselben sehr vertraut gemacht und führt merkwürdige Heilungen an, die ich allerdings in Stockholm von Augenzeugen selbst bestätigen gehört, und die ich in meinem früheren Aufsatz schon angeführt. Auf dem letzten Blatte theilt der Herr Verf. ein Fragment aus Ling's gymnastischer Bewegungslehre mit, welches des Meisters Grundsätze vom Keime an zu entwickeln sucht. Ich halte es für meine Pflicht, dieses Werk deutschen Schulmännern, Turnlehrern und Aerzten zur Prüfung zu empfehlen. 3—e.

— Englische Buchhändler-Speculationen. Auch in England giebt es Buchhändler, die alte Bücher mit neuen Titelblättern ausstatten und sie dann für ein anderes Werk oder doch wenigstens für eine neue Auflage, gedruckt in diesem Jahre, ausgeben. Auch in England läßt man von irgend einem Kompilator aus zehn Büchern, die bereits über einen Gegenstand vorhanden sind, ein elftes zusammenstellen, das keinen eigenen Gedanken, ja kein einziges originales Wort enthält, aber gleichwohl mit irgend einem berühmten (oder doch dem berühmten nachgebildeten) Verfasser-Namen auf dem Titelblatte prangt. Das Londoner Athenaeum beginnt jetzt, diese Speculationen zu enthüllen, die, wenn sie auch verwerflich genug sind, doch noch lange nicht den Charakter jener wahrhaft großartigen Fabrik-Industrie haben, mit der sie von einigen bekannten Winkelfirmen in Deutschland betrieben werden. Ganz besonders thut sich darin die Firma Shoberl in London hervor, die unter Anderem vor einigen Jahren „Campbell's Leben Friedrich's des Großen" herausgab, von welchem jetzt nachgewiesen wird, daß der verstorbene Thomas Campbell nicht eine einzige Zeile davon geschrieben, und daß das Ganze eine von Herrn Shoberl selbst veranstaltete Compilation sey. Nicht minder ist Herr Shoberl bisher vergebens aufgefordert worden, anzugeben, aus welcher Quelle die bei ihm erschienenen „Bonaparte Letters" geflossen seyen, und wo sich die Originale dieser Bonapartischen Korrespondenz befänden. Herr Shoberl hat sich hinter die Angabe geflüchtet, daß der „Gentleman", welcher diese Briefe herausgegeben, sich gegenwärtig auf dem Kontinent befände und er daher die an ihn gerichtete Frage nicht zu beantworten vermöge. Das Athenaeum findet sich durch diese Erwiederung veranlaßt, an Herrn Shoberl die zweite Frage zu richten, wie viel von den bei ihm erschienenen „Roscoe's Lebensbeschreibungen der Könige von England" Roscoe selbst und wie viel der „Gentleman" auf dem Kontinent geschrieben habe. In Bezug auf Halliwell's in demselben Verlage erschienene „Briefe der Könige von England" ist eine ähnliche Manipulation bereits nachgewiesen. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß die genannten Werke bei zwei verschiedenen Londoner Verlegern Namens Shoberl erschienen sind, daß jedoch der Eine der Vater des Anderen ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 15. Berlin, Donnerstag den 4. Februar 1847.

Frankreich.

Royer-Collard.

Royer-Collard war eine so bedeutende Persönlichkeit und hat auf die wissenschaftliche und politische Bildung des neueren Frankreichs einen so mächtigen Einfluß geübt, daß es seinem Nachfolger in der Akademie, Herrn Charles de Rémusat, zur herkömmlichen Lobrede auf den Vorgänger sicherlich nicht an Stoff gebrach, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu erregen und zu fesseln; die Schwierigkeit lag vielmehr gerade im Reichthume des Materials, und es bedurfte eines sehr sicheren Taktes, um eine zweckmäßige Auswahl zu treffen. Der Redner hat die Vielseitigkeit seiner Aufgabe lebhaft gefühlt und dadurch bewiesen, daß er sie vollkommen begriffen, indem er von vorn herein in scharfen Strichen ein Bild des Mannes entwarf, das alle wesentliche Züge vereinigt. „Die Staatsmänner", sagt er, „waren selten Philosophen, die Philosophen sind nicht immer Weise; weder Philosophen, noch Staatsmänner, noch Weise sind als solche auch Schriftsteller. Royer-Collard war ein Staatsmann, ein Philosoph, ein Schriftsteller, ein Weiser und überdies ein Mann von lebhafter Phantasie, ein kühner und besonnener Denker, ernst und witzig, unbeugsam und beweglich, ein Charakter, der nur seiner inneren Ueberzeugung gehorchte, und der nicht allein durch die Herrschaft der Vernunft, sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, durch die der Tugend die Einheit seines Lebens schuf und bewahrte." Was Herr Rémusat hier in wenig Worten zusammengefaßt hatte, begründete er durch eine ausführlichere Nachweisung an der Lebensgeschichte des Gefeierten; unseren Zwecken genügt ein gedrängterer Abriß.

Royer-Collard wurde geboren im Jahre 1763 im Städtchen Sompuis bei Vitry-le-Français in der Champagne. Seine Familie bewahrte, wie die Mehrzahl der Bürger jener Stadt, das Andenken und die Ueberlieferungen Port-Royals*) mit frommer Ehrfurcht. Die Bücher und die großen Männer von Port-Royal erregten zuerst seine Bewunderung; man darf sagen, daß sie nicht nur seinem Glauben, sondern auch seinem Denken und selbst in gewisser Weise seinem Charakter die Richtung gaben. Frühzeitig lernte er ihre Ueberzeugungstreue liebgewinnen und jenen festen Widerstand gegen angemaßte Macht und Ansehen. Daher glich seine spätere Stellung zum Königthume so sehr der ihrigen zum römischen Hofe: eine Opposition, die sich hütet, in Widerspänstigkeit auszuarten, eine Unabhängigkeit, die feindseliges Auftreten vermeidet, eine Ueberzeugung, die bei allem Gehorsam sich kräftig ausspricht. Royer-Collard wollte in der Monarchie vor 1830 nicht als Ketzer auftreten, aber doch war er ein Sektirer. Deshalb galt er in den Augen der rechtgläubigen Royalisten für einen Revolutionair, während er den Liberalen nicht weit genug ging. Gerade dieselbe Stellung behauptete Port-Royal zwischen den ultramontanen Katholiken und den Philosophen.

Nachdem Royer-Collard seine weitere Vorbildung zu Chaumont und dann zu Saint-Omer fortgesetzt und beendigt hatte, kam er als Parlaments-Advokat nach Paris. Hier trat er unter Verhältnisse, die ganz geeignet waren, seinen auf das Hohe gerichteten Sinn noch mehr zu erheben und die Grundsätze eines von Natur so überlegten Charakters zum Abschlusse zu bringen. Es war die Zeit, wo Frankreich, des Despotismus müde, mit edlem Vertrauen und unbegränzten Hoffnungen der Freiheit zueilte. Royer-Collard konnte dem Kampfe nicht fremd bleiben; er trat mit gegen die Privilegien in die Schranken. Aber es kamen die Tage, welche das mit Jubel begrüßte Beginnen verunstalteten. Auch sie waren für ihn nicht verloren. Er hatte das Große der Freiheit und der bürgerlichen Gleichheit kennen gelernt: er erfuhr nun, was eine Freiheit ohne Beaufsichtigung und eine Macht ohne Gegengewicht ist. Von dieser Zeit her schreibt sich der Kampf dieser in der Mäßigung so festen Seele gegen alle Uebergriffe, welchen Ursprungs sie auch seyen. Er wartete nicht auf das Jahr 1793, um mit Entschiedenheit gegen die Tyrannei der Klubs und gegen die Pöbelherrschaft Einspruch zu erheben, und als er seine letzten Hoffnungen auf eine weise Freiheit und ein geachtetes Königthum schwinden sah, entfernte er sich von Paris. In seinem Geburtsorte suchte er über den Studien die Erinnerungen an das geschehene Uebel zu vergessen und durch nachdenkende Ueberlegung die trostreiche Ueberzeugung zu erlangen, daß alle Uebertreibungen nur kurze Dauer haben. Der Wendepunkt trat ein, und Royer-Collard kehrte 1797 als Deputirter seines Departements in den Rath der Fünfhundert nach Paris zurück, wo er für die Zurückrufung der Deportirten und gegen den Priestereid sprach und allen gemäßigten Maßregeln sich anschloß. Zu jener Zeit begann er, angeregt durch die rasche Hinfälligkeit aller nach einander getroffenen Einrichtungen, überzeugt, daß die Regierung eines beharrlichen Elementes bedarf, welches nur durch die Vergangenheit geschaffen werden kann, und noch an dem schönen Traume von 1789 hängend, daß man der alten königlichen Linie den Gedanken der Freiheit einpflanzen könne, die Lehre von der Legitimität aufzustellen. Der 18. Fructidor überraschte ihn mitten unter seinen royalistischen Hoffnungen und traf ihn sogar persönlich, indem er seine Wahl annullirte, doch konnte er seine politischen Ueberzeugungen nicht erschüttern. Für die Mehrzahl war die Legitimität damals eine ritterliche Leidenschaft, eine Sache der Phantasie und des Herzens; für Herrn von Talleyrand war sie 1815 beim Wiener Kongresse ein diplomatisches Hülfsmittel: er brauchte sie, um die verbündeten Könige zu bewegen, in ihrem Triumphe nicht die Besiegung Frankreichs zu erblicken, was sie berechtigt haben würde, dasselbe als erobertes Land zu behandeln, sondern die bloße Herstellung eines allen Monarchieen gemeinschaftlichen und sie alle gleichmäßig angehenden Prinzipes, das durch die Revolution erschüttert worden wäre: für Royer-Collard war sie eine philosophische Thesis, eine geschichtliche Wahrheit, ein sociales Dogma. Er war Legitimist nach eigenthümlicher Weise und höherer Auffassung.

Während des Kaiserreiches hielt sich Royer-Collard zurückgezogen, er verabscheute die Gewalt aus Herzensgrunde, mochte sie sich Volksherrschaft, Tyrannei eines Einzigen, Despotismus von Körperschaften oder Regiment des Schwertes nennen. Ueberzeugt von der Nutzlosigkeit vorzeitiger Bemühungen, blieb er auch jeder Beziehung zur royalistischen Partei fern und begnügte sich, gegen die Gewalt zu protestiren, indem er ihr seinen Beistand versagte. Desto emsiger suchte er die Wahrheit und das Recht im Reiche des Gedankens zu ergreifen. Aber auch dieses stand damals in Frankreich unter der Botmäßigkeit eines unbeschränkten Herrschers; Condillac regierte es noch ohne Widerspruch und genoß das Ansehen eines unfehlbaren Orakels. Auch Royer-Collard beugte sich anfangs unter sein Joch. Da fiel ihm ein schon 1768 übersetztes, aber unbeachtet gebliebenes Werk des Schotten Thomas Reid in die Hände, welches ihm die Augen öffnete und die Veranlassung für ihn wurde, die französische Philosophie auf neue Bahnen zu lenken.

Im Jahre 1811 als Professor der Philosophie an die Faculté des Lettres berufen, begann er seine Vorlesungen vor drei Zuhörern in sehr bescheidener Weise mit einer für ein französisches Publikum ziemlich trockenen Untersuchung, indem er die Lieblingsfrage des schottischen Philosophen aufstellte: ob die gesunde Vernunft das Daseyn der äußeren Welt beweisen könne? Durch ihre Beantwortung, an welche sich eine prüfende Untersuchung der Condillacschen Lehre von selbst anknüpfte, erschütterte er das Gebäude der sensualistischen Philosophie von Grund aus, so daß es einstürzte und sein Erbauer fast in Verachtung gerieth. Doch erkannte er seine Gränzen und zog seinen Horizont nicht weiter, als bis wohin er ihn völlig beherrschen konnte; die Fortsetzung des begonnenen Werkes durfte er ruhig den von ihm angeregten jüngeren Kräften überlassen. Neue philosophische Wahrheiten hat Royer-Collard nicht entdeckt. Seine Ideen, sein Gang, seine Beweisgründe, seine psychologischen Ansichten sind ganz dieselben, die man bei Reid findet; auch seine Gelehrsamkeit war nicht bedeutend; als er die Geschichte der Philosophie zu lehren begann, kannte er Plato, Leibnitz und selbst die älteren französischen Philosophen, als Malebranche und Descartes, fast nur so weit als Reid sie angeführt hat. Dennoch

*) Port-Royal des Champs war ein altes Cisterzienser-Nonnenkloster bei Versailles, das schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch ein Filial in einer Vorstadt von Paris, Port-Royal de Paris genannt, in engere Beziehung zu den Pariser Theologen gelangte. Um dieselbe Zeit hatte Cornelius Jansen, Professor der Theologie zu Löwen, den Streit über die Gnadenwahl aufgenommen und im Sinne des heil. Augustinus (daß der Mensch, von Natur böse, nur durch Gottes Gnade das Gute wollen und thun könne, daß einige von Gott zur Besserung und Seligkeit, andere zum ewigen Verderben von vorn herein bestimmt seyen) lebhaft vertheidigt. Ihm gegenüber standen mit milderer Auffassung die Jesuiten, die Franziskaner und der Papst; doch fand er in dem heftig entbrennenden Streite Mitkämpfer an vorzüglichen französischen Theologen. Auch die Nonnen von Port-Royal bekannten sich zu seiner Ansicht, geleitet von seinem Freunde, dem Abbé von St. Cyran, Jean de Vergier du Hauranne, und befestigten in sich denselben um so mehr, als bedeutende Theologen und Gelehrte, die beredtesten Vertheidiger des Jansenismus, Nicole, Perrault, Pascal, die Brüder Arnauld und Lemaitre, sich in der Nähe des Klosters in einem eigenen Gebäude, les Granges genannt, ansiedelten und neben ihren Schriften in neu gegründeter Schule durch strenge Zucht und verbesserten Unterricht kräftig wirkten. Der Ruf dieser Gelehrsamkeit und Frömmigkeit verschaffte dem Kloster und der Kolonie von Port-Royal, trotz dem verdammenden Papste, allgemeine Achtung und gewaltigen Zulauf. Erst Ludwig's XIV. letzte jesuitische Beichtväter konnten diesen Heerd des Jansenismus überwältigen. Das Kloster ward 1709 durch die Polizei aufgehoben, die Nonnen zerstreut und die Gebäude niedergerissen.

war in dieser entlehnten Philosophie und Gelehrsamkeit ein gewisses Etwas, welches jenen gewaltigen Umschwung erzeugen konnte: nämlich Royer-Collard selbst. In jeder Zeile erkennt man ihn. Der Inhalt ist Reid, die Form, die Behandlung ist Royer-Collard, der höher stehende, der männlichere Geist. Gewappnet, schlagend, treffend, Ehrfurcht gebietend, erscheint er auch in der Logik und Metaphysik als Mann der Opposition. Er hat seinen „Accent", der ihn als bedeutenden Schriftsteller kennzeichnet.

Deshalb durfte er, als er vom Katheder auf die Rednerbühne stieg, nur die Waffen verändern. Derselbe entschiedene und überzeugte Ton, dieselbe mächtige und geschlossene Satzgliederung, dasselbe Feuer der Rede, dieselbe Manier, einen sicheren und fruchtbaren Grundsatz hinzustellen und seine Folgen in einer Schlußreihe zu entwickeln, mit einem Worte, dieselbe Ordnung der Gedanken und des Stiles, mit der er Locke und Condillac bekämpft, diente ihm gegen die unconstitutionellen Minister. Was in ihm als Redner vorherrscht, ist nicht, wie bei Benjamin Constant, die Leichtigkeit und Feinheit, noch, wie bei dem General Foy, der äußere Glanz der Rede und der rauschende Strom der Leidenschaft, sondern die Kraft der Ueberlegung, die Fülle der Form, die Gewalt des Ausdruckes und die Erhabenheit des Tones, dem sich eine feine Ironie besänftigend beimischt, ohne seinem Ernste Eintrag zu thun. Dazu kommt endlich noch eine Vollendung im Einzelnen, welche mit jenen Vorzügen vereint diese Reden zu wahren Kunstwerken stempelt.

(Schluß folgt.)

England.

Charles Dickens' letzte Weihnachtsgabe.

Die Lebensschlacht.

Es findet sich in dieser neuesten Weihnachtsgabe des beliebten Erzählers Nichts, was Bezug auf die Weihnachtszeit hätte; doch scheinen Gedanken, wie sie dieser Jahreszeit angehören, das rechtmäßige Eigenthum des Herrn Dickens zu seyn, dessen herzliche und kindliche Phantasie so unerschöpflich ist, Gestalten hervorzubringen, die ihr gemäß sind.

Die köstlichste Laune, die nur gemäßigt wird durch den Ernst der Gedanken, aus welchen sie entspringt, ein herrlicher Humor, gleich hinreißend, wo er im Ernst und wo er im Scherz sich ergeht, durchdringen die kleine Erzählung. Es handelt sich in derselben nur um zwei Schwestern, deren jüngere ihre Liebe dem Glück der älteren zum Opfer bringt. Doch liegt in dieser Aufopferung nicht jene extravagante Selbstverleugnung, der es einzig um Bewunderung zu thun ist. Wem das Buch einen solchen Eindruck zurückläßt, der hat es nicht auf die rechte Weise gelesen. Ehe Marion (die eine Schwester) sich opfert, ist Gratia's (der anderen Schwester) Leben bereits eine Kette von Aufopferungen für Marion gewesen. Sie sind beide seit ihrer Kindheit mit Alfred Heathfield, ihres Vaters Mündel, aufgewachsen:

„Der Unterschied im Alter zwischen beiden" — sagt der Dichter — „mochte aufs höchste vier Jahre betragen, allein wie es sich in solchen Fällen, wo kein Mutterauge über den Kindern wacht, ereignet — Gratia's und Marion's Mutter war gestorben —, so schien Gratia, die nach diesem Verluste ihre jüngere Schwester mit der zärtlichsten Sorgfalt, mit einer mütterlichen Selbstverleugnung behandelt hatte, älter als sie in der That war; ja es schien, als gehe es ganz natürlich zu, wenn sie entfernter von allem Wetteifer mit Marion war, als es durch ihr beiderseitiges Alter geboten wurde, und wenn sie an Marion's Einfällen und Grillen nur insofern Theil nahm, als sich die Liebe zu ihrer Schwester dabei bethätigen konnte. So reinigt der hehre Charakter einer Mutter, selbst da, wo er nur Schatten und schwacher Reflex ist, das Herz und verklärt die menschliche Natur zu der eines Engels."

Marion ist beim Beginn der Erzählung mit Alfred verlobt, allein sie hat seit kurzem entdeckt, mit welcher Preisgebung ihrer eigenen Hoffnungen, ihrer eigenen Liebe die Schwester diese Verbindung befördert hat. Gratia und Alfred waren als Kinder verlobt gewesen und haben einander nur um der jüngeren Schwester willen entsagt. Gratia ist in der ersten und heißesten Schlacht des Lebens Siegerin geblieben; Alfred aber weiß davon nichts, und wären die Ansprüche ihres Herzens nicht plötzlich und stillschweigend zurückgenommen worden, niemals würde er sie zurückgewiesen haben. Erst durch Marion's späteren Sieg erfährt er dies, und nach einem kurzen, Kummer und Schmerz bringenden Kampf kehrt bei Allen die Freude wieder ein. Kein Herz wird durch die ihm auferlegte Pflicht gebrochen, und, nicht wie ein entschwindender Feiertag, zeigt sich das Leben ihm von jener Seite, wo es in großmüthiger Selbstverleugnung und edlem Schmerz Verzicht leisten muß auf jeden Anspruch auf Freude.

Von ihrer ersten Erscheinung beim Tanz im Obstgarten bis zu ihrer letzten Zusammenkunft, in der eine hochgesinnte Liebe sich ausspricht, sind diese schwesterlichen Heroinen herrlich gezeichnet. Die Erzählung besteht aus drei Theilen; beim Schluß des ersten verläßt Alfred die Heimat auf eine Zeit lang. Die Abschiedsscene ist vortrefflich. Es möchte schwer seyn, ein Gemälde zu erdenken, in welchem weibliche Zartheit, Selbstverleugnung und Sinnesreinheit sich glücklicher ausdrücken, als in dieser Scene zwischen Gratia und Marion, während der Gegenstand ihrer Neigung im Begriff ist, zu scheiden. Die eine wähnt, daß ihre geheime Liebe nicht entdeckt worden, die andere denkt nur an das Opfer, welches zu bringen sie beabsichtigt; jede verbirgt vor der anderen etwas von höchster Bedeutung, und doch wie wahrhaft sind beide! Es ist der Triumph der Seelenschönheit über den sinnlichen, obgleich hier nicht minder unschuldigen Reiz.

„Marion" — heißt es — „stand abseits, das Auge auf den Boden geheftet; ihr junger Geliebter führte sie zu seiner Schwester und legte sie ihr an den Busen.

„Ich habe Gratien gesagt, theure Marion", sprach er, „daß sie Sorge für Dich tragen soll, daß ich ihr in Dir mein Kostbarstes anvertraue. Und wenn ich zurückkomme und Dich, Theuerste, zurückfordere, und wenn der heitere Prospekt unseres ehelichen Lebens ausgebreitet vor uns liegt, so soll es eines unserer Hauptvergnügen seyn, darüber zu berathschlagen, wie wir Gratien glücklich machen, wie wir ihren Wünschen zuvorkommen, wie wir ihr unsere Dankbarkeit und Liebe zeigen und ihr einen Theil der Schuld abtragen können, die sie auf uns gehäuft hat."

„Die jüngere Schwester hatte die eine Hand in die seinige gelegt, während ihre andere auf Gratiens Schulter ruhte. Sie schaute der Schwester ins Auge, in das ruhige, heitere, freundliche Auge, mit einem Blick, in welchem Neigung, Bewunderung, Kummer, Staunen, ja fast Ehrfurcht zusammen zu lesen waren. Sie sah auf das Gesicht der Schwester, wie auf ein Engels-Antlitz. Ruhig, heiter, freundlich schaute diese wieder zurück auf sie und auf ihren Geliebten.

„Und wenn die Zeit kömmt, wie sie es denn einmal muß", sagte Alfred, „— es wundert mich beinahe, daß sie noch nicht gekommen, aber Gratia wird das am besten wissen, denn sie hat immer Recht — wenn sie eines Freundes bedarf, ihm ihr ganzes Herz zu eröffnen, der ihr etwas von dem ist, was sie uns gewesen — dann, Marion, wie treu wollen wir uns ihr bewähren und mit welchem Entzücken soll es uns erfüllen, wenn wir erfahren, daß sie, unsere gute Schwester, liebt und geliebt wird, wie wir es ihr wünschen."

„Immer noch sah die jüngere Schwester ihr ins Auge und wendete sich nicht ab — nicht einmal nach ihm. Und immer noch ruhte dieses Auge auf ihr und ihrem Geliebten mit demselben ruhigen, heiteren, freundlichen Blick.

„Und wenn das Alles vorüber ist und wir alt sind und — wie das seyn muß — wir zusammen leben, dicht zusammen, und wir reden dann von alten Zeiten", sagte Alfred, „dann soll unser Lieblingsthema der heutige Tag seyn, und wenn wir einander erzählen, was wir Alles dachten und fühlten und hofften und fürchteten beim Scheiden, und wie wir es nicht übers Herz bringen konnten, uns Lebewohl zu sagen —"

„Die Kutsche kömmt durch den Wald", rief Britannia.

— „Gut! ich bin bereit — und wie wir dann wieder, trotz Allem, uns glücklich zusammen fanden, so soll uns dieser Tag der glücklichste in unserem Leben seyn, und wir wollen ihn als einen dreifachen Geburtstag feiern!"

„Ja", fiel die ältere Schwester ein, eifrig und mit einem strahlenden Lächeln, „ja, Alfred! aber nun zögere nicht länger. Es ist keine Zeit zu verlieren. Sage Marion Lebewohl, und der Himmel sey mit Euch!"

„Er drückte die jüngere Schwester an sein Herz, die, sobald sie von seiner Umarmung frei, sich an die Brust der Schwester warf und mit demselben so Vieles sagenden Blick, wie vorher, wieder ihr ruhiges, heiteres, freundliches Auge suchte."

Wir übergehen die — gleichfalls vortreffliche — Entwickelungsscene, in der Marion ihrer Schwester Gratia, die indessen Alfred's Gattin geworden, erzählt, wie sie nicht — was man fälschlich geglaubt — mit einem jungen Mann, unter dessen Schutz sie aus dem väterlichen Hause gewichen, in eine eheliche Verbindung getreten, sondern ledig, nachdem sie ihre Neigung gegen Alfred überwunden, heiter, ruhig und zufrieden zurückkehrt, um forthin an der Seite der Schwester zu leben. Diese Scene, so gut ausgeführt sie ist, würde hier zu viel Raum wegnehmen; wir geben statt ihrer lieber noch die Schilderung Clemency Newcomes, einer Dienerin im Hause der beiden Schwestern, und zwar um so mehr, als diese Stelle ein Beweis ist, daß auch die komische Kraft des Dichters in seinem neuesten Werke sich einen Spielraum zu verschaffen weiß.

„Clementia Newcome war ungefähr dreißig Jahr alt und hatte ein leidlich dickwangiges Gesicht, obgleich sie dasselbe zu einem eigenen Ausdruck von Behutsamkeit zusammenzuhalten verstand, wodurch es komisch wurde. Allein die außerordentliche Unbeholfenheit ihres Ganges und ihres ganzen Wesens würde die Aufmerksamkeit von jedem Gesichte in der Welt hinweggelenkt haben. Wenn man sagt, daß sie zwei linke Beine hatte und Arme, die irgendwem anders zugehörten, und daß alle diese vier Glieder ausgerenkt zu seyn und sich von ganz unrechten Ausgangspunkten aus in Bewegung zu setzen schienen, sobald sie gebraucht wurden, so heißt das nur eine mildernde Darstellung der Wirklichkeit geben. Wenn man ferner sagt, daß sie völlig zufrieden mit dieser ihrer leiblichen Einrichtung war, daß sie that, als wenn dasselbe sie nichts anginge, daß sie vorlieb mit ihren Armen und Beinen nahm und sie gewähren ließ, wie der Zufall es wollte, so erzeigt man ihrem Gleichmuth nur Gerechtigkeit. Ihr Anzug bestand aus einem Paar wunderbar starrköpfiger Schuhe, die nie dahin wollten, wohin die Füße gingen; aus blauen Strümpfen; einem bunten Kattunkleide, nach dem abscheulichsten Muster, das für Geld zu haben war, gedruckt, und aus einer weißen Schürze. Sie trug stets kurze Aermel und hatte dabei das Unglück, daß ihre Ellenbogen immer durch irgend einen Zufall geschunden waren, ein Umstand, der sie veranlaßte, dieselben in einem fort nach vorn zu kehren, um dieselben einer unmöglichen Besichtigung zu unterwerfen. Gewöhnlich saß irgendwo auf ihrem Kopfe eine kleine Haube, die sich jedoch höchst selten an dem Orte befand, den andere Leute diesem Bekleidungsgegenstande anzuweisen pflegen. Von der Zehe bis zum Wirbel jedoch war sie sauber und suchte eine leider etwas übel angebrachte Nettigkeit zu be-

haupten. In der That veranlaßte ihr löbliches Bestreben, nicht blos vor dem Auge des Publikums, sondern auch in ihrem eigenen Bewußtseyn, nett zu seyn, eine ihrer auffallendsten Bewegungen, die darin bestand, daß sie sich von Zeit zu Zeit selbst bei einer Art von hölzernem Griff (gewöhnlich Blankscheit genannt) anfaßte und gleichsam einen Ringkampf mit ihren Kleidern begann, bis diese sich in die gehörigen Falten fügten."

Man sieht es, wie uns dünkt, der ganzen Erzählung an, daß sich Herr Dickens in ihren Gränzen einigermaßen beengt gefühlt hat. Der Stoff würde in der That für eine Erzählung von der doppelten Länge ausreichen. Doch hat die Nothwendigkeit des Zusammendrängens zugleich ihre Vortheile gehabt. Die Schärfe der Umrisse, das Gleichgewicht der Theile und die bewundernswerthe Vollendung der Zeichnung, die uns in Voltaire's kleineren Novellen so sehr ansprechen, üben auch hier ihren Reiz. Die Aufeinanderfolge und die lebendige Anschaulichkeit der Scenen giebt dem Ganzen einen dramatischen Anstrich.

Auch das Beiwerk der Erzählung trägt zur Erreichung ihres Zweckes bei. Die Herrn Dickens so eigenthümliche Fähigkeit, auch den gewöhnlichsten Gegenständen neue und schöne Seiten abzugewinnen, die Gabe, auch in den niedrigsten Gestaltungen des Lebens Reize zu entdecken, der Aufschwung, den der Dichter stets von der Alltagswirklichkeit in die Regionen des Gedankens und der Phantasie nimmt — alles dieses findet sich auch hier und trägt zu dem schönen Eindruck bei, welchen das Werk hinterläßt.

Kritische Revue für die Literatur des Auslandes.

Von Diego Hurtado de Mendoza. — Die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.

(Schluß.)

Außer den bereits erwähnten Stücken enthält das **literaturhistorische Taschenbuch** noch eine Vorlesung von J. W. Schäfer: „**über die Epochen der deutschen Literatur**"; ferner eine Abhandlung von H. Köchly über: „**die Alkestis des Euripides**"; eine **Charakteristik Schubart's** vom Herausgeber, die sich durch die Kraft und Gediegenheit der Sprache ebensosehr als durch die würdevolle Unpartheilichkeit des Urtheils auszeichnet; zuletzt „**Miszellen und Notizen**" über verschiedene Dichter und von verschiedenen Verfassern. Absichtlich haben wir bei dieser Uebersicht eine Abhandlung übergangen, da wir sie, weil sie gleichfalls in die Literatur des Auslandes schlägt, genauer betrachten wollen. Dieselbe handelt nämlich:

„**Ueber die politischen Gedichte der provençalischen Troubadours.**" Von Eduard Brinkmeyer. — Es ist eine durch die Geschichte fast aller Literaturen bestätigte Erfahrung, daß überall, wo eine besondere politische Poesie auftaucht, die Poesie im Allgemeinen ihrem Untergange nahe ist. Das praktische Leben, scheint es, macht in derartigen Epochen seine Ansprüche zu fühlbar geltend, die allgemeine Gedrücktheit der Gemüther ist zu empfindlich zum Bewußtseyn gekommen, die Verstimmung zu tief, zu allgemein, als daß für die poetische Begeisterung in ihrer Reinheit, ohne äußeren Zweck, noch länger Raum wäre; die Muse, zu stolz, fremden Absichten dienstbar zu seyn, zieht sich zurück und überläßt die Welt anderen, mächtigeren Gewalten. — Nirgend findet diese Wahrnehmung eine glänzendere Bestätigung, als in der Geschichte der provençalischen Troubadours, indem hier die Entwickelung der politischen und der Untergang der Dichtung überhaupt sogar thatsächlich zusammenfallen. Zwar ringt sich nachher bisweilen noch eine Art künstlicher Poesie hervor, die ihr Ziel theils in den dunklen Ausdruck, die sogenannte schwere Manier, setzte, theils das Mittel zur Wiederherstellung der Poesie in der Didaktik suchte. Allein gerade das Gemachte dieser Versuche, dieses Vorwalten des reflektirenden Verstandes beweist mehr als alles Andere, daß die wahre Dichtkunst damals bereits in Verfall gerathen war, indem sie aufgehört hatte, das allgemeine und eigentliche Merkmal aller Kunst zu theilen, das heißt: sich selbst Zweck zu seyn. Der erstgenannten, schweren Gattung huldigte schon Marcabrun, einer der ältesten und merkwürdigsten Troubadours, der bis nach dem Jahre 1185 blühte und eine Menge Nachahmer fand; er setzte das Wesen der Poesie in die schwere, gekünstelte Form und den dunklen Ausdruck, ohne zu beachten, daß die meisten seiner Gedichte dadurch geradezu unverständlich wurden. Der zweitgenannten Richtung dagegen widmete sich Guiraut Riquier, der von 1250 bis 1294 dichtete, der Letzte in der Reihe der eigentlichen Troubadours. In ihm zeigt sich ein vollkommen bewußtes Kunststreben; nicht selten spricht er selbst die Ansicht aus, daß er berufen sey, durch seine Bemühungen die sinkende Kunst wieder aufzurichten. Das einzige Mittel aber fand er nach seiner eigenen Erklärung in der didaktischen Poesie, weshalb er sich nicht nur selbst den Doktor nannte, sondern auch in einer Zuschrift an Alphons X. diesen Fürsten ersuchte, er möge den Dichtern einen besonderen Titel, z. B. den Doktortitel, verleihen. Beweis genug, wie sehr er die Dichtkunst bereits als etwas Lehr- und Lernbares, eine bloße Kenntniß, eine Fertigkeit, wie jede andere, betrachtete.

Sehr nahe liegt es, zwischen den politischen Gedichten der Troubadours und denen unserer heutigen Dichter einen Vergleich zu ziehen; wobei sich denn folgende Unterschiede herausstellen: — einmal, daß, während die heutigen Dichter sich mehr leidend verhalten, mehr allgemeine politische Uebelstände, eine fühlbare sociale Gedrücktheit und Unbehaglichkeit beklagen, jene, die provençalischen Dichter, sich fast durchgängig auf spezielle Fälle bezogen und in den Lauf der Verhältnisse unmittelbar einzugreifen suchten; so daß sie theilweise demselben Zwecke dienten, welcher die Aufgabe der heutigen raisonnirenden Zeitungen bildet. Das politische Lied eines Troubadours war häufig nichts Anderes, als was heutzutage der leading article einer politischen Zeitung ist. Ein zweiter Unterschied liegt darin, daß die heutigen politischen Gedichte unendlich viel mehr eigentliche Poesie, mehr Schwung und Enthusiasmus enthalten, als selbst die besten aus jener Zeit. In der That ist die Mehrzahl der letzteren nur Prosa in Versen. Der Form nach gehören die politischen Gedichte der Troubadours zu den Sirventes, einer Art satirischer, in Strophen abgetheilter und zum Singen bestimmter Gedichte. Als solche gehören sie im weiteren Sinne zu den Chansons, Kanzonen, Liedern, und wurden bisweilen auch so genannt, z. B. von Uc von St. Cyr, der seine Sirvente gegen den Grafen von Verona „eine leicht zu verstehende und angenehm zu singende Kanzone" nannte. Indeß wurden die Sirventes nicht immer neu komponirt, sondern bisweilen nach schon vorhandenen Melodieen gedichtet.

Wahrscheinlich war diese Dichtungsart anfänglich für die Troubadours ein Mittel, sich gegen diejenigen zu äußern, die ihren Haß oder ihren Neid auf sich zogen; in allen diesen Fällen also war sie wenig Anderes, als der Ausdruck unmittelbarster, persönlicher Gehässigkeit, kurzum — was wir heutzutage mit dem verächtlichen Namen eines Pasquills belegen. Diesen Charakter zeigt z. B. gleich ein Gedicht des Peire von Auvergne auf die Troubadours seiner Zeit. Noch heftiger ist ein Sirvente, worin Lafranc Cigala den Markgrafen Bonifaz III. von Montferrat straft, der, sonst ein Anhänger Friedrich's II., sich von Mailand und anderen Städten in Italien im Jahre 1242 hatte erkaufen lassen. Bald jedoch erhielten die Sirventes auch eine edlere Bestimmung, indem man, mit Beseitigung des unmittelbaren persönlichen Angriffs, sich dieser Form bediente, um die Unsittlichkeit in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft zu geißeln. Diese Gedichte gehören der Mehrzahl nach zu den besseren, die in dieser Art überhaupt erhalten sind; so namentlich ein sehr ernst und würdevoll gehaltenes und offenbar aus moralischer Entrüstung hervorgegangenes Rügelied des Peire Kardinal, woraus wir beispielsweise folgende zwei Strophen mittheilen wollen:

Vom Aufgang bis zum Niedergange, wißt,
Wär' mir ein Handel recht, der seltsam klingt:
Ein Goldstück geb' ich dem, der ehrlich ist,
Wenn mir der Schelm nur einen Nagel bringt;
Dem Güt'gen geb' ich eine Mark in Geld,
Wenn mir der Unhold einen Kreuzer zollt;
Und einen Goldberg dem, der Wahrheit liebt,
Wenn mir ein Ei nur jeder Lügner giebt.

Auf eines Lederschnitzchens engen Raum
Schreib' ich der meisten Menschen Redlichkeit,
Ich brauchte nur des Handschuhs halben Daum.
Mit einem Törtchen speis't ich weit und breit
Die Guten ab, der Aufwand wär' gering;
Doch mit den Bösen wär's ein ander Ding:
Da könnte man, ohn' aufzublicken, schrein: —
Kommt her und eßt, ihr Edlen groß und klein.

Ein sehr beliebtes Ziel für die satirische Laune und den strafenden Unwillen der Troubadours bildeten die Mißbräuche der Kirche, insbesondere die politischen Anmaßungen der Hierarchie, so wie die Heuchelei und das anstößige Leben der Geistlichen, wie eine andere Strophe des oben erwähnten Gedichts beweist:

Mit allen Händen sieht man sie bemüht,
Die Welt zu fah'n, die sie auch ohne Zweifel
Erlangen, sey's gewaltsam, sey's in Güt',
Sey es mit Heucheln oder sey's mit Schmeicheln,
Sey es mit Ablaß, Trinken oder Essen,
Mit Bannstrahlschleudern, Predigten und Messen,
Sey es mit Gott, sey es auch mit dem Teufel rc.

Und nicht blos die Geistlichen, auch der Papst selbst war nicht selten den heftigsten Angriffen ausgesetzt. So rügt Bertran von Alamanon die Anmaßung Innocenz's IV., daß er, um das Geld der Fürsten länger zu beziehen, keinem von ihnen die deutsche Krone zuerkennt, und fordert Letztere auf, ihre Ansprüche mit den Waffen durchzusetzen.

Hinsichtlich der eigentlich politischen und historischen Gedichte der Troubadours ist zu bemerken, daß sie die Personen, von denen sie reden, oft sehr unbestimmt, nur mit einem Beinamen oder irgend einer anderen leichten Andeutung bezeichnen. Oft würde es geradezu unmöglich seyn, solche willkürliche Beinamen zu enträthseln, wenn nicht die handschriftlichen provençalischen Lebensnachrichten hier und da einiges Licht gäben. Wer würde z. B. vermuthen, daß Bertran von Born unter dem Namen Marinier (Seemann) den jungen König Heinrich, den er auch häufig Jove Rei (junger König) nennt, unter Rassa (einem unbekannten Ausdruck) Gottfried von Bretagne, und unter Oc e No (Ja und Nein) Richard Löwenherz, alle drei Söhne Heinrich's II. von England, versteht. Vielleicht rührte dieser Gebrauch theils aus einer gewissen Vertraulichkeit zwischen dem Troubadour und dem Angeredeten, theils aber auch davon her, daß die Troubadours den Damen, welchen sie in ihren Liedern den Hof machten, gewöhnlich erdichtete Namen zu geben pflegten, um dieselben durch Nennung des wirklichen Namens nicht zu kompromittiren. So nannte Raimbaut von Vaqueiras die Beatrix von Carret: „schöner Ritter", Arnault von Mareuil die Adalasia, Gemahlin des Burggrafen von Beziers: „Hold-Errungen", Rambaut von Orange eine seiner Geliebten: „mein Teufel", Peire Rogier die Ermengarde von Narbonne: „Ihr habt Unrecht", Bertran von Born die Dame von Montignac: „Magnet" u. s. f.

Eigenthümlich, wiewohl ganz in den Umständen begründet, ist die Erscheinung, daß die politischen Gedichte der Troubadours sich selten zu einer allgemeineren Auffassung der Ereignisse erhoben, sondern meist bei speziellen Thatsachen stehen blieben, ganz ähnlich wie unsere Zeitungen. Sie waren bestimmt, durch Lob oder Tadel, oder durch beides zugleich, denjenigen, an den sie gerichtet waren, zu irgend einer politischen Handlung zu bestimmen. Was dagegen die allgemeinen Prinzipien und die politischen Grundsätze selbst angeht, so hielten sie sich zu der Partei desjenigen, in dessen Dienste sie standen, d. h. bei dem sie sich als Hofdichter und nicht selten als vertraute Freunde aufhielten. Sie waren also Parteimänner, und zwar oft in dem Maße, daß sie an den Helden und Häuptern ihrer Zeit, je nachdem diese zu ihrer oder zur feindlichen Partei gehörten, nur Licht oder Schatten erblickten. Aber so richtig es auch der Mehrzahl nach ist, daß sie „deß Lied singen, deß Brod sie essen", so finden sich doch nicht nur bei Einzelnen häufig edlere Motive der Freundschaft und Ueberzeugung, sondern es ist auch überall eine Seltenheit, daß ein Troubadour die von ihm bevorzugte Partei verließe oder gar mit einer feindlichen vertauschte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, bilden ihre Gedichte als Dokumente der Zeitgeschichten und der damaligen öffentlichen Stimmung eine höchst interessante Erscheinung, die eines gründlichen Studiums um so würdiger ist, als in denselben unzählige Andeutungen enthalten sind, aus denen die Spezialgeschichte Frankreichs und Italiens und namentlich die Genealogie der kleinen französischen und italiänischen Dynastenhäuser erweitert und wesentlich berichtigt werden kann. Sr.

Mannigfaltiges.

— Prof. Dönniges und der freie Handel. Die Vorlesung, die Herr Professor Dönniges am 30. Januar vor der gemischten Versammlung in der Sing-Akademie über die Natur des Handels oder vielmehr über die Unnatur aller Schutzzölle und über die Vorzüge der Freihandels-Theorie gehalten, hat bereits zu Gegenbemerkungen Anlaß gegeben und dürfte deren noch manche zur Folge haben. Der Vortrag war allerdings interessant, aber um wirksam zu seyn, hätte er nicht hier in Berlin, sondern in Petersburg oder in Paris gehalten werden müssen. Dort wäre es allerdings von großem Segen für das eigene Land wie für die Nachbarländer, wenn man endlich einsehen lernte, daß das Prohibitivsystem nur zweien Gewerbsarten von entschiedenem Nutzen sey: den privilegirten Fabrikherren und den Schleichhändlern. Bei uns zu Lande dagegen, wo man nichts von Prohibitionen weiß und wo es nur wünschenswerth ist, daß das bestehende System mehr in Uebereinstimmung mit sich selbst gebracht werde, indem einige Zweige des Handels und des Verkehrs zu viel und andere zu wenig geschützt sind, ist eine Philippika gegen den Zollschutz eben so am unrichtigen Orte wie eine Apotheose des Freihandels à la Cobden.

Was Herr Dönniges aus dem Tarife des Zollvereins gegen die Theorie der Schutzzölle beibrachte, ist zum Theil ganz unrichtig und mit der Natur des bestehenden Zolles in direktem Widerspruch. Denn nicht um die erst seit etwa einem Jahrzehend mit einigem Erfolg arbeitenden Runkelrübenzucker-Fabriken zu schützen, zahlen die Bewohner des Zollvereins Jeder im Durchschnitte jährlich 7 Sgr. Zuckerzoll, sondern weil der Zollverein in dieser, ihrem Wesen nach seit der ersten Festsetzung des Zolltarifs (1818) bestehenden Steuer eine der ergiebigsten Quellen seiner Einnahmen sieht. Hat ja doch der Runkelrübenzucker eine ähnliche, wenn auch nicht eine ganz eben so große Steuer wie der indische Zucker zu tragen! Auch ist das Verhältniß der Consumtion des ersteren zu dem des letzteren immer noch unbedeutend *).

Nicht minder giebt Herr Dönniges zu einer unrichtigen Anwendung des Verhältnisses, in welchem der freie Handel und in welchem der Zollschutz den Verkehr begünstigt, Anlaß, wenn er mit Bezug auf ersteren anführt, daß Hamburgs Handel allein den des gesammten Zollvereins (natürlich nur so weit vom Handel mit dem Auslande die Rede ist) an Umfang übertrifft. Hamburg, von allen Häfen des europäischen Kontinents der am günstigsten gelegene, beherrscht den Handel sowohl des Nord- als des Ostseegebietes. Da es nicht blos den Handel des Zollvereins, sondern zum Theil auch den der übrigen norddeutschen Staaten, sowie Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und Oesterreichs, vermitteln hilft, so ist es kein Wunder, wenn sein Ex- und Importhandel stärker ist, als der des Zollvereins allein, wie sich denn auch, wenn der auswärtige Handel Londons oder Liverpools mit dem von Yorkshire, Lancashire und allen übrigen englischen Grafschaften verglichen wird, ähnliche Resultate herausstellen dürften. Etwas Anderes wäre es, wenn uns nachgewiesen würde, daß unter ganz gleichen lokalen Verhältnissen der Handel des Zollvereins gegen den des nicht dazu gehörenden nördlichen Deutschlands zurückstehe, daß, z. B. Stettin einen geringeren Verkehr habe als Lübeck oder Rostock, was bekanntlich keinesweges der Fall ist. Hamburg, mag es nun außerhalb des Zollvereins bleiben oder ihm beitreten, wird immer, wenn es nur auch Docks wie Liverpool, London, Amsterdam ꝛc. besitzt, der wichtigste Handelsplatz Deutschlands und des Kontinents seyn.

*) In Preußen haben im J. 1843 die bestehenden Zucker-Raffinerien 946,842 Centner indischen Rohzucker und Schmelzlumpen, die Runkelrübenzucker-Fabriken dagegen nur 189,281 Ctr. ihres Rohzucker-Produkts versteuert. (Vgl. das treffliche Werk Dieterici's „über den Volkswohlstand im preuß. Staate", S. 296.)

Die Nutzlosigkeit der Schutzzölle überhaupt durch die der englischen Getraideschutzzölle nachweisen wollen, scheint uns ebenfalls sehr gewagt, da das Getraide als unentbehrlichstes Lebensbedürfniß mit keinem anderen Erzeugnisse, sey es des Bodens oder gar der Industrie, gleichzustellen ist. Ganz entschieden aber müssen wir es in Abrede stellen, wenn behauptet wird, daß die durch Schutzzölle hervorgerufene erhöhte Fabrikenthätigkeit den Pauperismus begünstige. Wir verweisen in dieser Beziehung nur auf die britischen Inseln und fragen, ob der Pauperismus in Irland etwa durch die dortigen Fabriken hervorgerufen sey, ob dieses unglückliche Land nicht vielmehr seine einzige Hülfe aus dem fabrikenreichen England und Wales erhalte, und ob es nicht ein Glück für Irland wäre, wenn man dort Fabriken genug errichtet hätte, um die hungernden Müßiggänger zu beschäftigen? Allerdings treten zuweilen Konjunkturen ein, durch welche die Fabriken-Distrikte ganz besonders leiden, aber mehr oder weniger ist auch der Landmann und der Handwerker ähnlichen Kalamitäten einer „schlechten Zeit" ausgesetzt; im Ganzen jedoch stehen sich die Fabrikarbeiter Englands, die täglich ihre Fleischkost haben und sonst auch gut leben, ungleich besser, als die vereinzelt arbeitenden kleinen Handwerker bei uns und überall, wo die durch unbeschränkte Gewerbefreiheit hervorgerufene Konkurrenz sie viel schutzloser gemacht hat, als die Fabriken-Bevölkerung. Ja, die unter Anderem von der Statistik nachgewiesene Thatsache, daß in den Fabriken-Distrikten Englands bei weitem weniger uneheliche Kinder geboren werden, als in den fabrikenlosen Gegenden Bayerns oder Oesterreichs, spricht keinesweges dafür, daß in den letzteren eine größere Sittlichkeit und, wenn man wieder aus dieser einen Schluß ziehen darf, ein geringeres Maß von Pauperismus, als in jenen, anzutreffen sey.

Dies ungefähr sind die Bedenken, die wir dem Dönnigesschen Vortrage entgegen zu setzen haben, welchen ein Referent in der Allg. Preuß. Zeitung mit Recht als eine Partei-Demonstration bezeichnet hat, die um so weniger hier am richtigen Orte gewesen sey, als die Wissenschaft nicht der Partei dienen, sondern vielmehr die Parteien versöhnen soll.

— Berlin und die Berliner, von einem Berliner. Hat auch unsere gute Stadt noch keinen Geschichtschreiber gefunden, wie ihn Paris an Dulaure und Anderen besitzt, so dürfen wir doch auch nicht über Vernachlässigung klagen, und der Griffel wie die Feder haben in neuester Zeit das Ihre gethan, die Lichtseiten, wie die Schattenseiten unserer gewiß noch einer großen Bestimmung entgegengehenden Residenz vor dem Fremden bald ernst, bald scherzend aufzurollen. Das neueste und in seiner Art eigenthümliche Werk über das gewesene, daseyende und kommende Berlin mit Potsdam, das gleichsam als der Trabant jenes Planeten angesehen wird, ist die in München bei Poppel und Kurz erscheinende Beschreibung der beiden Residenzen, von Beta, mit 24 Ansichten nach der Natur gezeichnet, gestochen und herausgegeben von den Verlegern *). Beta, der auch sonst als Erzähler und Publizist bekannt, hat gerade in der Kunst, das Berliner Leben mit satirischem Pinsel und oft mit bitterer Wahrheit zu malen, sich einiges Ansehen erworben. Wir nennen sein vor mehreren Jahren (mit dem Motto: Nanu!) erschienenes „Berlin in der Westentasche" und die vor wenigen Monaten erschienene „Physiologie von Berlin". Auch in dem vorliegenden, bis zum sechsten Hefte gediehenen Werke erkennt man die spitze, an schlagenden Worten reiche Feder, die aber häufig durch den verführerischen Reiz eines Kraftwortes den Verfasser berauscht und zur Uebertreibung verleitet. Die schonungslose Entblößung der wunden Flecke im socialen Zustande des Berliner Lebens ist gewiß redlicher und heilsamer, als die hypokritische Buhlschaft um die Gunst der Mitbürger und Landsleute durch selbstlobende Aufzählung ihrer vorhandenen und nicht vorhandenen Tugenden und durch Verdeckung oder gar durch Entschuldigung ihrer Laster; aber die strafredende Bitterkeit in ihrem ununterbrochenen Fortgang läßt denn doch bei Lesern, die nicht immer den Wunsch zu bessern hinter dem Spotte und den sittlichen Ernst hinter der Satire erkennen, einen leisen Verdacht aufkommen, als gefalle sich Herr B. in Schilderungen des Elends und der Verderbtheit und schwinge die Geißel nur zum Vergnügen. Wir glauben auch, daß eine größere Verwendung von Rücksichten auf das häusliche Leben der höheren und mittleren Stände das Verdienst des Werkes vermehrt, und daß die Unterdrückung von Seitenhieben gegen Rellstab, Birchpfeiffer und Andere dem Werthe desselben nicht geschadet hätte. Wer sich an einer blos pikanten und an Persönlichkeiten reichen Darstellung weiden will, der mag auch von dieser Seite den Text rühmen. Allein man hat, um Genuß und Belehrung aus dem Werke zu schöpfen, nicht nöthig, ein Freund jener Einzelheiten zu seyn; das Buch bietet eine solche Fülle wichtiger Nachweise und schöner Gedanken dar, daß Jeder es mit Befriedigung lesen wird. Am mißlungensten ist die Beschreibung der königlichen Bibliothek, bei der das Gebäude, die Beamten und das Reglement unrichtig angegeben sind. So z. B. wird, wahrscheinlich durch eine Verwechselung des Journalzimmers mit dem Lesesaale, gesagt, im letzteren werden nur gewisse privilegirte Personen zugelassen, was durchaus unrichtig ist, denn der Lesesaal war von jeher Jedem ohne Ausnahme einige Stunden des Tages offen, seit zwei Jahren sogar von Morgens 9 bis Nachmittags 4 Uhr ununterbrochen. Die Stahlstiche sind sehr sauber und liefern einen neuen rühmlichen Beweis von der künstlerischen Thätigkeit Münchens.

*) Der vollständige Titel ist: Berlin und Potsdam. Ihre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, geschildert von Beta mit 24 Ansichten. Nach der Natur gezeichnet, gestochen und herausgegeben von J. Poppel und M. Kurz. Es wird aus 8 Heften bestehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅓ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 16. Berlin, Sonnabend den 6. Februar 1847.

China.

Canton und seine Bevölkerung.

Canton, welches die Chinesen Sang-schien nennen, ist die Hauptstadt der Provinz Kuang-tung; letztere ist halb so groß als Frankreich und enthält 15 Distrikte. Canton gehört zwei Distrikten an, — eine Eintheilung, welche bei fast allen großen Städten China's vorkömmt. Eine beinahe viereckige Mauer umgiebt die Stadt und eine andere theilt dieselbe in zwei Hälften, von welchen die nördlich gelegene die alte oder tatarische Stadt heißt, und dieser Stadttheil ist noch immer bis zum heutigen Tage den Fremden verschlossen.*) Der zweite Stadttheil bildet die neue oder chinesische Stadt, und die Ausländer haben hier freien Zutritt, obgleich sie noch immer nicht gern gesehen sind. Die äußere Mauer, welche die Stadt umgiebt, hat zwölf Thore, während die innere blos vier hat, durch welche man von der tatarischen zur neuen Stadt gelangt.

Canton ist von vielen Kanälen durchkreuzt, und während der Ebbe- und Fluthzeit bilden mehrere Straßen selbst Kanäle. Die gesammte Stadt soll 600 Straßen, welche aber meistens schlecht gepflastert und eng sind, aufzuweisen haben. An vielen sind Sicherheitsthore angebracht, welche die Polizei jeden Abend verschließt, um die Ueberwachung der Straßen besser handhaben zu können. Im Winter werden die Dächer durch Bohlen verbunden, von welchen aus die Nachtwächter die Straßen überwachen und von Zeit zu Zeit ein Geräusch hören lassen, wodurch sie den Dieben zu erkennen geben, daß sie auf ihrem Posten sind. Bei Feuersbrünsten verfahren sie ganz wie unsere Nachtwächter.**)

Die Straßen Cantons haben oft ihren Namen nach dem Geschäft, welches darin vornehmlich getrieben wird. So giebt es Zimmermann-, Apotheker- und andere nach Gewerken benannte Straßen. In den chinesischen Kaufmanns-Straßen sieht man ungeheuer große Schilder über den Ladenthüren angebracht, auf welchen man mit großen vergoldeten Buchstaben in chinesischer Sprache nach der hier gegebenen Uebersetzung Folgendes lesen kann: „Alle ehrbare Personen, wenn sie kaufen wollen, müssen das Schild dieses Ladens ansehen. Für die Waaren darin wird garantirt und der Preis ist billig. Weder Greise noch Kinder werden betrogen." Im Innern des Ladens ist ein Waaren-Tarif angebracht, der wiederum von kommerziellen erbaulichen Sprüchen mit Lobeserhebungen auf die darin befindlichen Waaren umgeben ist. Die Stellung des Ladentisches und des Verkäufers ist ähnlich der unsrigen. Etwa zehn Fuß hoch über dem Platze, wo der Ladendiener steht, erblickt man in der Wand eine Nische mit einem schönen, vielfach verzierten, dem Buddha geweihten Altar, neben welchem sich ein Balkon befindet, von wo aus der Prinzipal seine Diener überwacht. Ein Dachfenster beleuchtet den Laden, und ein zweiter Altar ist dem Tu-Thei, dem Gotte des Reichthums, geweiht, einem Idol, welches unter den chinesischen Kaufleuten nicht minder als unter den europäischen immer die größten Verehrer gefunden hat.

Die schönsten Läden Cantons befinden sich in der Medizinalstraße (Physic-Street), einer der schönsten Straßen dieser Weltstadt. Die prächtigsten Vasen und andere Kunstarbeiten des alten China's, so wie Bildsäulen chinesischer Götter und Weisen, Waffen und Münzen der ältesten Dynastieen — lauter Arbeiten, welche die Geduld und Geschicklichkeit des chinesischen Meisters im höchsten Grade bewundern lassen, sind hier in großen Museen und Niederlagen dem Publikum zur Schau gestellt. In einer anderen Straße erblickt man Kaufmannsläden, in welchen Laternen der verschiedensten Form aufgehängt sind. Dieselben lassen sich vergrößern und verkleinern und präsentiren sich bald als Cylinder, bald als Sphäroide, bald als Polygone, kurz in allen möglichen mathematischen Figuren. Auch findet man hier allerhand heilige Flitterarbeit, womit der Chinese die Altäre und Tempel seiner Hausgottheiten schmückt. — In einer anderen Straße verkauft man Porzellan aus der Provinz Kiangsi, so wie Stroh- und Rohrarbeiten. Nicht weit davon ist der Gemüse- und Fleisch-Markt, auf welchem letzteren sich auch unter Anderem geräucherte Ratten befinden. Die Nase hat indessen in den Straßen Cantons weniger zu leiden, als das Auge, denn ein harziges Holz und anderes Räucherwerk verbreitet daselbst beständig Wohlgerüche.

Die Bevölkerung, welche die Straßen Cantons belebt, bietet einen eigenthümlichen Anblick dar. Hier sieht man eine unzählige Menge von Köpfen, über welche schweigende Barbiere ihre großen Rasirmesser gravitätisch hinweggleiten lassen; dort erblickt man ganze Reihen von Wahrsagern vor ihren langen Tafeln sitzen und umgeben von einer neugierigen Menge, welche von ihrem künftigen Schicksal Kunde haben will. In der Rechten halten die Astrologen eine Wetterfahne und in der Linken mathematische Instrumente und wunderliche Bilder von Göttern und Dämonen. Der Weissager hat Papier und Feder vor sich liegen, um damit seine Berechnung anzustellen, so wie staubige Folianten, die er hin und wieder mit einer mysteriösen Miene vergleicht oder auch nur berührt. Er sagt lange Sprüche her, worauf der Gläubige die Hand ausstreckt, deren Linien und Falten der Prophet deutet. Nachdem Letzterer seine Zahlung erhalten, macht er eine Prophezeiung, die in tiefes Dunkel gehüllt ist. Etwas weiter sieht man Kranke, welche sich Fausthiebe auf den Rücken versetzen, eine Art homöopathisches Mittel der Chinesen. Kesselflicker, Schuhmacher und andere Handwerker treiben ihre Profession auf der Straße. Bettler, mit ihren elenden zerrissenen Matten auf dem Rücken, singen Klagelieder her oder schlagen sich mit dem Kopf an die Erde; ganze Karawanen von Blinden durchziehen an Stäben die Straßen, Almosen bettelnd. Hinter ihnen ziehen wieder Musikanten und Sänger her, welche mit beliebten National-Liedern die Menge belustigen. Alles ist auf der Straße vertreten. In diesem Gewühle fehlt es auch nicht an solchen, welche uneingeladen Einem die Taschen untersuchen. Besonders muß der Europäer auf seiner Hut seyn, denn bei ihm glauben die chinesischen Taschendiebe am meisten zu finden.

Hinsichtlich der Bauart ist zu bemerken, daß die Häuser mit runden Ziegeln bedeckt sind, wodurch das Dach gewölbt erscheint. Die Bauten sind im Ganzen mehr geziert als solid. Auch ist China arm an alten Denkmälern. Die Häuser haben in der Regel nur ein Stockwerk und deren Fenster sind eingerichtet, wie unsere mittelalterlichen. — Die Wohnungen der Reichen sind von Mauern umgeben, um sie den Blicken der Vorübergehenden, namentlich der äußerst scheelsüchtigen Mandarinen, zu entziehen. Die inneren Wände der Häuser sind mit schön ausgeputzten Altären, den Vorfahren oder Schutzgöttern gewidmet, ausgeschmückt. Auf denselben brennt stets eine Lampe, und die Gläubigen stecken daran Weihrauch und vergoldetes Papier und andere Opfergaben an. Die Stubenwände sind gewöhnlich mit moralischen Sprüchen beschrieben. Die Wohnung der Männer ist natürlich von der der Frauen getrennt, und erstere heißt Gun-ting, letztere Ka-kunting. Die Zimmer sind klein, dagegen sehr zahlreich, und sind mit großen und viereckigen Divans und Lehnstühlen möblirt. Maler- und Schnitzarbeiten, welche besonders die Pflanzen- und Thierwelt darstellen, sind allenthalben angebracht. Die an den Wänden und Möbeln befindlichen allegorischen Sprüche sind oft den Chinesen selbst nicht verständlich, was sie indessen lieben, denn sie halten nur das für geistreich, was schwer zu begreifen ist. Oft jedoch ergänzen sich die Sprüche, wodurch sie auch verständlich werden.

Ueber die Bevölkerung Cantons hat man manche Vermuthung aufgestellt. Die Einen nahmen die verhältnißmäßig geringe Häuseranzahl zum Maßstabe und ließen so die Einwohner ½ Million seyn; andere wollten eine Million herausgerechnet haben; noch andere nahmen den Handwerkerstand zu 250,000 an, die Schiffsbevölkerung zu eben so viel und die übrigen Stadtbewohner zu einer Million, und wollten so 1½ Millionen Seelen gefunden haben. Alle diese Angaben sind aber nicht mehr als Vermuthungen, und es wird noch lange dem Fremden schwer halten, über die Anzahl der Einwohner Cantons, so wie China's überhaupt, auch nur eine annähernde Gewißheit zu gewinnen.

Die Cantoner sind in der Regel von hoher Gestalt. Die chinesische Menschengattung hat nicht eine so große Mannigfaltigkeit in der einzelnen Abweichung aufzuweisen, wie die europäische. An physischer Kraft dieser nachstehend, ist sie minder einer Abnormität ausgesetzt, welche letztere fast immer nur eine Folge des Zufalls ist. Die Gesichtsfarbe der Chinesen ist gelblich, im Norden jedoch auch weiß. Die Nase ist kurz und platt, die Nasenlöcher aufgeworfen, Augenknochen hervorragend, Ohren groß, Augen klein, fast ohne Augenwimpern, Hände zart, Finger lang, Füße sehr kurz, das Haar schwarz; so ist der Chinese in seiner leiblichen Gestalt beschaffen. Die Chinesen rasiren den Vordertheil des Kopfes, die Schläfen und den Nacken, so daß im Hinterkopfe eine 4—5 Zoll umfassende Haarkugel bleibt, von wo aus nun aber ein Schweifzopf herabwirbelt, welcher noch mit falschen Flechten gemischt ist und bis zu den Fersen reicht. Das Kopfscheeren bei den Chinesen ist erst seit 1644 in Gebrauch gekommen. Auch hat diese Sitte stets mehr Wurzeln geschlagen; höchstens ist sie bei den Bettlern, Gefangenen und den unbesiegten Bergvölkern noch nicht ganz eingeführt. Einem Chinesen den Zopfschweif ab-

*) Das neueste Edikt des Kaisers scheint diesen Stadttheil jedoch den Ausländern zugänglicher gemacht zu haben.

**) Das Verfahren der unsrigen ist allerdings zuweilen sehr chinesisch.

schneiden, heißt, ihm den größten Schimpf anthun. Diejenigen Gefangenen, welche die Engländer im letzten Kriege dieses seltsamen Kopfputzes vor ihrer Befreiung beraubten, zogen sich so lange zurück, bis dieses Uebel wieder theilweise durch einen Nachwuchs gut gemacht war. Der Bart dagegen wird nicht für eine Zierde gehalten. Man läßt denselben erst im Alter wachsen und den Schnurrbart nicht vor dem vierzigsten Jahre.

Die Kleidung der Chinesen ist gewöhnlich einfach und anständig. Reichere und höhere Personen tragen zwei Röcke von dunkler Farbe, von welchen der eine länger ist als der andere. Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Mandarinen dunkel seidene Kleider und mit Tressen besetzte farbige Röcke. Die Winterkleidung ist in der Regel viel eleganter als die des Sommers. In dieser Jahreszeit pflegen die Reichen 4 – 5 Kleidungsstücke über einander anzuziehen. Die Fußkleidung der Chinesen gleicht im Ganzen der unsrigen. Die mittleren Klassen sind gewöhnlich mit einem blauen langarmigen Oberrock bekleidet, welcher bis an die Schenkel reicht und sich an den Hals fest anschließt. Unter demselben befindet sich eine kurze, bis an die Knie reichende, weite Hose. Die Kaufleute Cantons gehen im Sommer nie ohne Fächer und Sonnenschirm aus. Die Tracht der Domestiken und unteren Volksklassen weicht wenig von der letztbeschriebenen ab. — Was die Abzeichen betrifft, so spielen diese unter den Chinesen eine eben so bedeutsame Rolle, als unter uns, indem durch sie der Rang und die Stellung im Staate ausgedrückt wird. Die Staatsdiener tragen bei feierlichen Gelegenheiten auf der Brust und auf dem Rücken zwei mit allegorischen Figuren verzierte seidene Streifen. Die Minister des Kaisers sind an dem Bilde eines fabelhaften und mit Schuppen bedeckten Thieres (tschi-ning genannt) erkenntlich. Der Kaiser trägt das Bild eines Drachen auf der Brust, wozu nur er das Recht hat. Die Minister werden eingetheilt: in die gelehrten und in die militairischen, diese nehmen zur Rechten des Kaisers und jene zu seiner Linken, welche der Ehrenplatz ist, ihre Stelle ein.

Die verschiedenen Beamten des Staates (kuang), welche die Europäer „Mandarinen" nennen (eine falsche und den Chinesen unbekannte Benennung), sind in 9 Klassen getheilt, von welchen eine jede die beiden Kategorien, namentlich die der Gelehrten und der Krieger, umfaßt. Das Abzeichen der Gelehrten stellt Vögel und das der Krieger vierfüßige Thiere dar. Der Kranich mit ausgebreiteten Flügeln bezeichnet die erste und zweite Klasse der Gelehrten. Pfauen oder wilde Gänse, ebenfalls mit ausgebreiteten Flügeln, charakterisiren die dritte und vierte Klasse. Der Adler und der Fasan sind die Zeichen der Gelehrten der fünften Klasse. Die wilde Ente, auch die mandarinische Ente genannt, welche nur in Gesellschaft leben kann, macht die sechste und siebente Klasse erkenntlich. Der Papagey bezeichnet endlich die achte und neunte Klasse. Die erste und zweite Klasse der Mandarinen des Militairstandes haben einen Löwen zum Abzeichen, die dritte und vierte einen Tiger, die fünfte einen Panther, die sechste und siebente einen Leoparden oder auch eine wilde Katze, und die achte und neunte endlich das See-Einhorn. — Die Tracht hat bei den Chinesen eine Gewichtigkeit, die der Europäer nicht vermuthet. So ist der auf dem Hute angebrachte, und in verschiedener Gestalt und Farbe abwechselnde Knopf, ebenfalls ein Abzeichen der höheren und niederen Beamten, sowohl in der bürgerlichen, wie in der militairischen Sphäre. Der Knopf ist indessen eine tatarische Schöpfung, und stellt sinnbildlich durch einen Stein ihm die Unabhängigkeit der Nation dar.

Der Traueranzug um Vater und Mutter ist weiß. Der um Schwiegereltern Trauernde bringt drei Monate lang blaue Flechten in dem Zopfe an; nur die Frau trägt in diesem Falle ein weißes Kleid. Die Trauer um Vater und Großvater dauert drei Jahre. — Die Kleidung der Frauen nähert sich in China mehr der der Männer als in Europa. Die Schönen des himmlischen Reiches sind besonders darauf bedacht, ein kleines niedliches Füßchen zu zeigen. Dagegen haben die Frauen der unteren Klassen um so größere Füße aufzuweisen. Der Kaiser und die hohen Würdenträger des Staates haben ebenfalls die tatarische Sitte beibehalten, ihre Füße recht groß und breit auszutreten.

Die chinesische Etikette ist sprüchwörtlich geworden; Alles bietet hier zu feierlichen Handlungen Gelegenheit dar. Wir beschreiben hier eine Leichenfeier. Wenn ein Kranker in den letzten Zügen liegt, legt man ihm ein Silberstück auf den Mund und man schließt ihm sorgfältig Nase und Augen. Kaum hat er seinen letzten Athemzug gemacht, als man auch schon am Dache des Hauses eine Oeffnung anbringt, damit seine Seele einen bequemen Ausgang findet. Hierauf beeilt man sich, Priester oder Bonzen herbeizuschaffen, welche, mit langen rothen Mänteln bedeckt, gleich nach ihrer Ankunft ihre Gebete mit greulichem Flötengetön und Gesang gemischt, beginnen. Man breitet jetzt ein rothes Tuch über ein Bett aus und legt den Leichnam darauf. Zur Seite bringt man einen Tisch an und deckt denselben mit Speisen, Wachskerzen und Räucherwerk. Eine Art Kapelle wird am Eingange des Hauses errichtet und mit vergoldeten Papieren und großen Laternen verziert. Die Familie und Freunde des Verblichenen weiß gekleidet und das Gesicht mit Taschentüchern bedeckt, legen sich um den Tisch herum und stoßen von Zeit zu Zeit ihre Seufzer aus. Die Bekannten des Todten, welche den Mitleidsbesuch abstatten, setzen sich ebenfalls zur Erde, nachdem sie eine Gabe, z. B. eine Kerze oder Räucherwerk den Trauernden überreicht haben. Mehrere Bonzen nehmen ihren Platz um einen kleinen Tisch an der Thür und lassen sich da mit Thee und Pfeife bewirthen, worauf sie wiederum singen und musiciren und den Flammen eine große Menge vergoldeten Papiers übergeben. In Canton wird das Paradebett einen Tag ausgestellt, worauf man den Leichnam, in seine schönsten Kleider gehüllt, in einen großen, aus Sandelholz verfertigten Sarg legt. Diesen behält man dann noch mehrere Monate, ja oft mehrere Jahre im Hause bei sich. Die Beerdigung findet erst dann statt, nachdem die Sterne oder sonst ein überirdisches Zeichen die Zustimmung gegeben. Die jungen Leute, selbst aus guter Familie, werden mitbegraben; Kinder unter einem Jahre werden, nachdem man ihre Gestalt geschwärzt, einfach ins Wasser geworfen. Die Reichen liegen auf dem Kirchhofe getrennt von den Armen. Bei der Rückkehr findet im Trauerhause ein großes Mahl statt.

Unter anderen giebt es eine Ceremonie in China, die unserem Taufnamengeben entspricht. Außer den Familiennamen giebt es noch die Sondernamen, welche mit Stand und Alter des Bürgers abwechseln. Der erste dieser Namen (ming) unterscheidet die Mitglieder derselben Familie und gilt für beide Geschlechter. Das Kind erhält ihn, noch ehe es einen Monat alt ist. Zu derselben Zeit wird dem Kinde auch zum erstenmale der Kopf rasirt. Die Mutter ruft dabei die Gnade der Göttin der Barmherzigkeit auf das Kindeshaupt herab und der Vater spricht feierlich vor Zeugen dessen Namen zum erstenmale aus, worauf ein Festmahl stattfindet. Tscho-ming heißt das Kind, wenn es beginnt, die Schule zu besuchen. Der Lehrer kniet vor einem Pulte, auf dem der Name eines alten Weisen geschrieben ist, nieder, und empfiehlt das Kind dem Schutze desselben. Später, nach abgelegtem Examen, nimmt es seinen Amtsnahmen an (kuang-ming). Bei der Verheirathung geht abermals ein Namenswechsel vor, und jetzt spielt der Schwiegervater die Stelle des Pathen. Jetzt treten noch die Geschäftsnamen ein. Zwei Individuen geben sich oft, wenn sie einen Freundschaftsbund schließen, gegenseitig ihre Namen. Auch der Wunsch, sein Glück zu verbessern, veranlaßte oft einen anderen Namen.

Das chinesische neue Jahr fällt anfangs Februar. Um diese Zeit werden die Werkstätten geschlossen, die Menge begiebt sich auf die Straßen, wobei auch die Diebe nicht fehlen. Als Neujahrsgeschenk schickt man sich Pampelmusbäume und gebratene Ferkel. Die Bettler nehmen mannigfache Entstellungen mit ihrer Person vor. Auch findet eine öffentliche Neujahrs-Ausstellung statt, auf welcher der ganze chinesische Markt vertreten und wo Alles um das Vierfache billiger ist, als in den Läden; Versteigerungen werden auch hierbei vorgenommen, und zwar von reichen Kaufleuten, die es für eine Schande halten, gewisse Putzwaaren länger als ein Jahr im Laden zu haben.

Im September findet die Feier des Tai-tséou, oder des Schutzgottes der Häuser statt. Die Straßen werden mit farbigen Tüchern behangen, die Erde mit Dielen belegt, auf welchen Götter, Göttinnen, Heilige und Heroen mit ihren Thaten und Kämpfen gemalt sind. Auch befinden sich in den Straßen große brennende Armleuchter und geschmückte Altäre, so wie öffentliche Feuerwerke und theatralische Vorstellungen für das Volk. Die Volksmenge auf den Straßen ist während dieses Festes unübersehbar; letzteres dauert drei Tage und wird in den verschiedenen Stadtvierteln nicht auf einmal, sondern nach einander gefeiert. Die Kosten werden durch Privat-Beiträge bestritten.

Der reiche Kaufmann Pun-ting-kua, mit welchem wir in Geschäfts-Verbindung standen, besitzt mehrere Häuser, die theils ziemlich europäisch, und theils streng chinesisch möblirt sind. Die Küche aber, die uns das Mahl bereitet, ist echt chinesisch, denn es kommen bei demselben unter Anderm Speisen vor, wie die Flossfedern eines Hayfisches, Seeblasen und andere in Europa nicht gesuchte Leckerbissen. Unter anderen besitzt auch unser Wirth ein Serail, in welchem jedoch nicht alle seine Frauen wohnen; um keine Eifersucht zu erwecken, hat er zwölf von ihnen zerstreut in der Stadt einquartiert. Seine Hauptfrau, die er für 2000 Piaster gekauft, wohnt aber im Serail; alle übrigen Weiber kosten ihm zusammen etwa 40,000 Thlr. Unter der Reihe von Häusern, die unser Kaufmann in der Stadt und auf dem Lande besitzt, befindet sich auch eines in seinen Garten-Anlagen, in welchem er von Zeit zu Zeit vor seinen Freunden Theaterstücke aufführen läßt. In einem Kabinette dieses Theatergebäudes befindet sich eine Puppe, welche in Lebensgröße eine europäische Dame vorstellt. Man sagt, daß der Besitzer schon lange den Wunsch hegt, in sein Serail eine Europäerin aufzunehmen, und da ihm dies bis jetzt noch nicht gelungen, so begnügt er sich vorläufig mit ihrem Bilde — jedenfalls ein Beweis, daß unter den Chinesen der Haß gegen alles Europäische zu schwinden beginnt.

Pun-ting-kua lud auf den 15. November 1844 eine große Anzahl europäischer Handelsfreunde zu einem Festmahle und einer theatralischen Vorstellung ein. Letztere wurde durch eine unterirdische Musik, wobei eine Pauke, eine Art Trommel, Violinen mit einer Saite, Flöten, Klarinetten und Trompeten thätig seyn mochten, eingeleitet. Das Stück war ein in mehreren Akten eingetheiltes Vaudeville etwa folgenden Inhalts: Ein Ehegatte macht in einem Launenanfalle seiner Frau den Vorwurf, gealtert zu seyn. Letztere geräth darüber in eine verzweiflungsvolle Wuth. Der Mann sucht seine Frau zu besänftigen und sein Wort zu widerrufen. Allein vergebens. Die Frau bleibt unversöhnlich und will dem Gatten in ihrer Wuth das Gesicht zerfleischen. Der Mann weint, sie wird gerührt, der Friede wird wieder geschlossen. Das Stück soll die Moral enthalten: daß beide Ehegatten wissen müssen, daß sie beide ohne ihre Schuld durch die Jahre altern, und sich darum keine Vorwürfe machen dürfen. (R. d. d. M.)

Frankreich.

Royer-Collard.

(Schluß.)

Durch die Ereignisse des Jahres 1814 ward Royer-Collard in das Treiben der Parteien zurückgeworfen. Die Bourbons erschienen, von einigen Getreuen schon lange schmerzlich erwartet, dem ermüdeten Frankreich als nothwendiges Unterpfand des Friedens und der Freiheit; aber die Wahrheit, welche die Menschen am schwersten lernen, ist die, daß die Gewalt sich ihr

Grab gräbt durch Mißbrauch, wie die Freiheit durch Uebertreibung. Das neue Regiment begann mit Reactionen. Royer-Collard hatte sich schon längst eine ganz andere Idee von der Legitimität und ihrem Verhältnisse zum Geiste der neueren Zeit gebildet, und war über dieses unüberlegte Herausfordern der öffentlichen Meinung empört; gleichwohl hielt er für nöthig, daß die Regierung unter jenen außerordentlichen Umständen auch eine wirkliche Macht besitzen müsse. Ja, um die Wahrheit zu sagen, da er allen heftigen Maßregeln abgeneigt war und sich den lächerlichen Bestrebungen einer Gegen-Revolution entschieden widersetzte, entging er selbst nicht ganz der reactionairen Bewegung, welche die Royalisten antrieb, der öffentlichen Meinung und der Presse zu mißtrauen. Zum Generaldirektor des Buchhandels ernannt, billigte er die präventive Censur, die er später lebhaft bekämpfte. Allerdings verfehlte er nicht, zu erklären, daß er sie nur als vorübergehende Nothwendigkeit betrachte und sich durch die Wahl der Censoren im voraus ihrer Wirkung versichert habe; doch war dies nur eine Milderung, nicht eine Aufhebung derselben, und muß als eine Ueberschreitung seiner Grundsätze bezeichnet werden. Uebrigens fand ihn die zweite Restauration seinem vermittelnden und gemäßigten, aber entschiedenen Auftreten durchaus treu.

Als die Königsherrschaft aufs neue eingesetzt worden war und sich gegen die Anhänger des Kaiserthums und der Republik sicherer gestellt hatte, zeigte die Regierung, während Herr von Talleyrand das Ministerium des Aeußeren, Herr Pasquier das des Innern verwaltete, eine mildere Gesinnung gegen die Besiegten und eine günstigere Stimmung für die Grundsätze der Revolution. Royer-Collard unterstützte das Amnestiegesetz und bekämpfte die Wahl in zwei Abstufungen, weil sie zwar dem Volke einen größeren Antheil einzuräumen schien, durch die vermehrte Anzahl der Wähler, in der That aber ein mächtiges Werkzeug in den Händen der Privilegirten werden konnte, wegen ihres Einflusses auf die niederen Klassen. Doch sein Hauptwerk in dieser Zeit, was allein schon seinen Namen im Andenken erhalten würde, ist der große Antheil, den er an der neuen Einrichtung der Universität nahm.

Am 15. August 1815 ward Royer-Collard zum Präsidenten der Kommission für das öffentliche Unterrichtswesen ernannt, in welcher de Sacy, Frayssinous und Cuvier neben ihm saßen. Die Universität war durch ein Gesetz von 1806 gegründet, durch ein Dekret vom 17. März 1808 organisirt und durch einen königlichen Kabinetsbefehl vom 17. Februar 1815 aufgehoben worden. Die zweite Restauration hatte zwar schon etwas mehr Einsicht, konnte sich aber doch noch nicht ganz von ihren Vorurtheilen losmachen und beschloß, einen Mittelweg einzuschlagen. Die Universität wurde beibehalten, aber der Großmeister und der königliche Rath für den öffentlichen Unterricht aufgehoben. Man legte die ausübende Gewalt des ersteren und die berathende des zweiten zusammen in die Hände einer Kommission für den öffentlichen Unterricht. Royer-Collard glaubte, daß diese Vereinigung der Gewalten nur hinderlich auf die Thätigkeit der Universität wirken könne, und trat als Vertheidiger der alten Verfassung auf, indem er den Satz hinstellte: Die Universität ist der Staat, angewandt auf die allgemeine Leitung des öffentlichen Unterrichts. Er behielt den Sieg über alle Gegner. Am 1. September 1820 nahm die Kommission den Namen eines königl. Unterrichtsrathes an, und am 1. Juni 1822 ward das Großmeisterthum wiederhergestellt.

So lange die Regierung der Restauration einige Ueberlegung blicken ließ und sich das Ansehen gab, als wolle sie die Freiheit ertragen, zeigte sich Royer-Collard als einer ihrer ergebenen Anhänger. Er vertheidigte den Gesetzvorschlag des Herrn Decazes über die Suspension der persönlichen Freiheit, doch mit Vorbehalt, denn er meinte, es sey an der Zeit, die Ausnahmegesetze aufzugeben. Er vertheidigte ferner das Wahlgesetz von 1817, welches auf das Prinzip der direkten Wahl gegründet war, und jedem dreißigjährigen Bürger, der 300 Franken direkte Steuern zahlte, Stimmrecht gab. Bemüht, das Repräsentativ-System möglichst zu vervollständigen, arbeitete er mit de Serre und Guizot im Staatsrathe einen vortrefflichen Entwurf zu einem Preßgesetze aus.

Aber die Zeit der Weisheit war noch nicht gekommen und wollte auch nicht kommen. Die Partei des Herrn Decazes ging in ihrem Krebsgange immer weiter, und Royer-Collard konnte einer Regierung nicht mehr als Beamter dienen, welche er, seinem Gewissen folgend, als Deputirter bekämpfen mußte. Er gab seine Stellung als Rath des öffentlichen Unterrichtes auf und trat, mit jener Ruhe, die seiner Würde ziemte, entschieden in die Reihen der Opposition. In dieser Zeit war es, wo er einer schwer begreifenden Kammer mit strenger Logik die Lehre vom Repräsentativsystem beibringen wollte und sich häufig veranlaßt sah, das Wort „Doctrine" zu brauchen, wofür ihm und einigen Gleichgesinnten von einem witzigen Mitgliede der Majorität der Spitzname „Doctrinair" zu Theil wurde, welcher sich, je nach der Ansicht der Parteien in lobendem oder tadelndem Sinne gebraucht, erhalten hat.

Von 1821 bis 1828 verfocht Royer-Collard eine thätige, zusammenhängende und hartnäckige Opposition. Zwischen den Vierhundert und zehn des Ministers Villèle und den Siebzehn der Linken stehend, bildete er allein das linke Centrum der Kammer, denn er wollte nicht über die Charte von 1815 hinausgehen, aber auch nichts von derselben aufgeben. Er bekämpfte das Recht der Erstgeburt, die Septennalität der Kammer, das Sakrilegiengesetz, die Unterdrückung der Preßfreiheit mit aller Kraft und aus Gesichtspunkten von einer Höhe, zu der nur er sich erhob. Im Jahre 1827 erfuhr er dafür die doppelte Genugthuung, daß er von der Akademie zum Mitgliede und von sieben Wahlkollegien zum Deputirten gewählt ward. Man kann sagen, daß er damals ganz Frankreich repräsentirte, welches keine neue Revolution wünschte, wohl aber den Genuß der aus der alten erwachsenen Früchte begehrte.

Die Hoffnung, daß das versöhnliche Ministerium des Herrn von Martignac den Frieden zurückführen könne, dauerte nur kurze Zeit. Herr von Polignac und Karl X. wollten der schiefen Stellung ein Ende machen und trieben das Uebel zum Gipfel. Das neue Ministerium erklärte sich offen gegen alle Ideen, die in Frankreich seit vierzig Jahren Wurzel gefaßt hatten. Der König fügte noch drohende Ausdrücke hinzu und bedeutete die Kammer, daß sie jede freie Opposition aufgeben müsse. Royer-Collard, als Präsident der Kammer, erklärte dem Könige dagegen in der berühmten Adresse der 221, übrigens in den ruhigsten und ehrfurchtsvollsten Ausdrücken, daß er nur zwischen freier und ehrlicher Annahme der Repräsentativ-Verfassung oder dem Verluste der Anhänglichkeit des Volkes zu wählen habe. Vergeblich! die Regierung machte aus ihrer Verblendung eine Gewissens- und selbst eine Religionsfrage. Mit allem Eigensinn schlechter Systeme, mit allem Eifer aufrichtig gemeinter, aber engherziger und falscher Ueberzeugung, rannte sie schnurstracks dem Abgrunde zu, und die alte Monarchie stürzte zusammen.

Royer-Collard, der ihr seine Unterstützung und seinen wohlgemeinten Rath gewährt hatte, sah ihren Untergang mit Bedauern. An der Revolution nahm er keinen Theil, gleichwohl trat er in die neue Kammer, weil er die Ordnung in Gefahr sah, und unterstützte die neue Regierung aus Liebe zum Vaterlande. Er blieb seinem alten Grundsatze: mächtige Regierung im Bunde mit einem freien Volke, getreu; doch war er mit den Jahren verdrießlich geworden; auch mochte der Umstand, daß seine Lieblings-Hoffnung, der alte Zweig werde mit den neu aufgesproßten Ideen verwachsen können, gescheitert war, seine Mißstimmung vermehren. In eine Art nachdenklicher Betrachtung versunken, ließ er nur zuweilen noch einen blitzenden Gedanken oder ein treffendes Witzwort aufleuchten. Indeß war seine Opposition nicht gefährlich. Und er hatte auch in der That erreicht, was er gewollt und erstrebt: die Befestigung der Repräsentativ-Regierung in Frankreich, nur Reformen blieben noch auszuführen, keine Revolution mehr.

Royer-Collard hat zu drei wichtigen Dingen bedeutend mitgewirkt: Er hat in der Philosophie den Spiritualismus in Frankreich erweckt, er hat die Universität aufrecht erhalten und neu gestaltet, er hat die hauptsächlichsten Grundsätze der constitutionellen Regierungsform festgestellt und zur Sicherung einer aufrichtigeren Handhabung derselben beigetragen. Er war, was Wenige in unseren Tagen sind, frei im Urtheil, uneigennützig im Wandel. Das gab seinem Worte so großes Gewicht, das verlieh selbst seinem Schweigen solche Bedeutung. Das Geheimniß seiner Kraft liegt in ihm selbst, es liegt in der kleinen Anzahl derer, die damit beginnen, Grundsätzen zu gehorchen, um später im Namen derselben mit Recht befehlen zu können.

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo. *)

1. Die Malayen und Deyaks auf Borneo.

Das innere Afrika und Neu-Holland ausgenommen, giebt es keinen Erdtheil, dessen Geographie uns weniger bekannt wäre als die von Borneo. Diese größte aller Inseln — denn Neu-Holland, obschon vom Meere umflossen, wird mit Recht als Kontinent betrachtet — entlehnt den Namen, den wir ihr geben, von der an ihrer nordwestlichen Küste liegenden Stadt und Provinz Borneo oder Bruni, die in den Tagen der alten portugiesischen Seefahrer einen mächtigen (jetzt sehr gesunkenen) Staat bildeten. Die Malayen, die hier der herrschende Volksstamm sind, nennen ihre Insel gewöhnlich Kalamantan.

Das Klima von Borneo ist äquatorisch — d. h. im höchsten Grade feucht und zu allen Jahreszeiten von häufigen Regengüssen heimgesucht, aber nicht ungesund und mit einer nur geringen Schwankungen unterworfenen Temperatur. Die schönen, von dem periodischen Regen angeschwollenen Ströme sind viele Meilen weit schiffbar, und ihr Lauf ist das Einzige, was Europäer bis jetzt hier erforscht haben; denn ihre Ufer sind mit dichten Waldungen bedeckt — man weiß nicht, ob das Binnenland aus Gebirgen, Ebenen oder Niederungen besteht, und auch von den Einwohnern sind unsere Kenntnisse nicht weniger mangelhaft. Borneo stellt auf der Weltkarte einen leeren Raum dar, den Phantasie und Tradition mit seltsamen Thieren und noch seltsameren Menschen bevölkert haben; in seinen Einöden haust der Waldmensch — Buffon's Pongo — die wildeste und scheußlichste Abart des Orangutang-Geschlechts, neben Menschenstämmen, die auf Bäumen wohnen und ihn kaum an geistigen Fähigkeiten übertreffen. So viel man weiß, bestehen Letztere aus zwei Racen, den Malayen und den Deyaks. Die Malayen, deren Wiege in den Bergschluchten Sumatra's gesucht wird, haben sich über den ganzen ostindischen Archipel verbreitet, wie einst die Pelasger über Griechenland, und da sie durch größere Energie des Charakters und eine gewisse Kultur sich vor den Ureinwohnern, den Deyaks, auszeichnen, so haben sie diese überall unterjocht und mehrere kleine Handelsstaaten an der Seeküste gegründet. Sie bekennen sich durchgängig zum muhammedanischen Glauben und werden zum Theil von Fürsten oder Scherifs arabischen Ursprungs beherrscht, die in direkter Linie vom Propheten abstammen wollen. Wenige Völkerschaften haben einen schlechteren Ruf als die Malayen; in allen indischen Meeren werden sie als

---

*) Nach einem Artikel der Edinburgh Review, der über die Expedition des Capitains Keppel gegen die borneischen Seeräuber berichtet und zugleich einige interessante Nachrichten über die Unternehmungen des britischen Philanthropen Brooke mittheilt, der zu Sarawak an der Küste von Borneo ein eigenes Fürstenthum gegründet hat. — Man vergl. auch den Aufsatz im Magazin für 1845, Nr. 1: Borneo und das Pontianakische Reich.

grausame Seeräuber gefürchtet, und man schildert ihren Charakter als ein Gemisch von Rachsucht, Habgier und verrätherischer Hinterlist. Es fehlt ihnen aber keineswegs an guten Seiten, und ihre Laster sind vielleicht eher dem Einflusse ihrer Machthaber und dem verderblichen Beispiel europäischer Handelsleute als ihrem eigenen Naturell zuzuschreiben. „Im Allgemeinen", schreibt der britische Reisende Brooke, „sind die Malayen weder treulos noch blutgierig. Gutmüthig, höflich, gastfrei und von milden Sitten, leben sie in ihren Gemeinden mit einer geringeren Anzahl Verbrechen und Strafen, als in den meisten anderen Ländern unseres Erdballs. Ihre Liebe und Nachsicht gegen ihre Kinder geht bis zur Uebertreibung, und die Bande der Verwandtschaft bleiben durch mehrere Generationen in Kraft. Die Gefühle des Malayen sind höchst empfindlich, und die Furcht vor der Schande vermag ihn bis zum Aeußersten zu treiben; aber so leicht er durch wirkliche oder vermeinte Beleidigungen zur Wuth gereizt wird, so erkenntlich ist er für erzeigte Wohlthaten. Der schlimmste Zug im malayischen Volks-Charakter ist der Mangel an Offenheit und geradem Sinne und die rastlose Liebe zur Intrigue, von der Alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, beseelt werden. Wie bei allen Asiaten, ist die Wahrheitsliebe unter ihnen eine seltene Eigenschaft. Fanatisch und in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen zur Verschmitztheit geneigt, verbietet ihnen weder ihre Religion noch ihr Gewissen, den Ungläubigen zu täuschen oder den Dayak zu unterdrücken, der an Geisteskraft und Bildung unter ihnen steht."

Die Dayaks, welche die Hauptmasse der Bevölkerung dieser Insel bilden, sind dem Anschein nach ein Stamm mit den Budschi's auf Celebes, einem Zweige der großen und in ihrem Ursprung so zweifelhaften polynesischen Menschenrace. Sie theilen sich in zwei Tribus — die Land- und See-Dayaks. Die Letzteren sind, wie schon ihr Name zeigt, ein Schiffervolk, welches in unzugänglichen Lokalitäten an den Ufern der zahlreichen Flüsse wohnt und in seinen leichten Praus unter Anführung der Malayen jene Raubzüge unternimmt, welche die borneischen Gewässer unsicher machen. Wie in den Homerischen Tagen, ist Seeräuberei die Lieblingsbeschäftigung aller kriegslustigen, Abenteuer suchenden Geister, und dieser Trieb ist in den Nationalsitten so tief gewurzelt, daß es schwer seyn wird, ihn auszurotten, obgleich die englische Regierung von Zeit zu Zeit Expeditionen abfertigt, um die dortigen Piratennester zu zerstören. „Die Datus oder Häuptlinge", schreibt Capitain Keppel, der eine solche kommandirte, „sind unverbesserlich; Seeräuber durch Abstammung und Geschmack, betrachten sie ihr Gewerbe als das schönste und glorreichste Erbtheil. Blutvergießen ist ihnen ein Spiel, und Plündern, besonders aber Sklavenmachen, ihre Lust; den Handel verachten sie, wenn auch seine Vortheile größer sind, da er ihnen als eines freien Mannes unwürdig erscheint. Ihr höchster Stolz ist, Schwerter zu besitzen, die meist von ihren Ahnherren auf berühmten Raubzügen getragen wurden und die in ihren Augen für die heiligsten Familienstücke gelten." — Die wildesten unter diesen Stämmen sind die Sarebus und Sakarrans, die man als schöne Männer, von hellerer Farbe als die Malayen, mit blitzenden Augen, feinen Lippen und wohlgebildeten Zügen schildert, deren Physiognomie aber durch einen arglistigen Ausdruck entstellt wird.

Die Dayak-Darrat oder Land-Dayaks unterscheiden sich, was Sprache und Sitten betrifft, in den Hauptpunkten nur wenig von ihren seefahrenden Brüdern, aber ihre Lage ist eine viel unglücklichere. Seit undenklichen Zeiten werden sie von den Malayen und deren Radschahs aufs ärgste mißhandelt und mit schweren Auflagen erdrückt, die sie von den Produkten ihrer Industrie zahlen müssen. Man zwingt sie, die von ihnen verfertigten Matten und Geräthschaften, die eßbaren Vogelnester, das Geflügel, das Obst — kurz, sämmtliche Landes-Erzeugnisse zu willkürlichen Preisen abzulassen; der unglückliche Dayak ist der Laune eines jeden angesehenen Malayen unterworfen, der ihn bis aufs Blut aussaugt. Wenn er seine Armuth vorschützt und sich für unfähig erklärt, das Verlangte zu leisten, so ist die Antwort gleich bei der Hand: „Gieb mir Dein Weib oder eines Deiner Kinder"; fügt er sich auch dem nicht, so nimmt man ihm wirklich sein Weib oder sein Kind, um es in die Sklaverei zu verkaufen. Der gemeinste Malaye kann einen Dayak nach Gutdünken kränken und beleidigen; wenn aber Letzterer durch Zufall oder mit Vorsatz einem Malayen zu nahe tritt, so ist es ein schweres Verbrechen, und er muß hart dafür büßen. Ist das Haus eines Dayaks baufällig und kommt ein Malaye dadurch zu Schaden, so wird eine hohe Strafe auferlegt; giebt ein Malaye vor, daß er in einer Dschangel durch die den wilden Ebern gestellten Fallen oder durch die Holz-Pallisaden verletzt worden sey, welche die Dayaks um ihre Dörfer ziehen, so ist die Strafe noch schwerer — ist er aber wirklich verwundet, wenn auch noch so zufällig, so ist der Untergang des Dayaks gewiß. Die Malayen kommen und gehen nach Belieben, quartieren sich bei den Dayaks ein, brandschatzen sie und zwingen sie noch, das geraubte Eigenthum für sie nach ihrer Heimat zu transportiren. Bei solchen Bedrückungen ist es nicht zu verwundern, daß die Verzweiflung oft zu blutigen Aufständen treibt; bisher waren sie aber stets erfolglos, da die Malayen von den See-Dayaks unterstützt wurden, die sich durch die Aussicht auf reichliche Beute bewegen ließen, zur Unterdrückung ihrer Stammgenossen mitzuwirken. Der Bürgerkrieg wüthete dann mit allen seinen Schrecken; die Männer wurden getödtet, die Frauen und Kinder in die Sklaverei geschleppt, die Dörfer verbrannt, die Obstbäume niedergehauen und Alles zerstört, was von den Siegern nicht weggeführt wurde. Die beklagenswerthen Dayaks suchten in den Bergen oder in den dichten Dschangels Zuflucht: „wir leben nicht wie Menschen", sagte ein Bewohner der Provinz Sarawak zum Capitain Keppel, „wir leben wie die Affen; man jagt uns von Ort zu Ort; wir haben keine Heimat, und wenn wir ein Feuer anzünden, so fürchten wir, daß der Rauch uns dem Feinde verrathen werde."

Mannigfaltiges.

— Zur Dante-Literatur. Es liegt uns eine vor wenigen Wochen in Deutschland erschienene, italiänische Schrift über einen alten Kommentar des Dante, so wie über die Bibliographie dieses Dichters, vor, die in mehrfacher Hinsicht ein Curiosum genannt zu werden verdient. Außerdem nämlich, daß sie von einem Deutschen, Herrn Prof. Karl Witte in Halle, verfaßt ist, ist sie in der Form eines Sendschreibens an einen Engländer, den in Florenz lebenden Maler Seymour Kirkup, gerichtet, und zwar zur Widerlegung einiger von einem Franzosen, dem Vicomte Colomb de Batines, in einer ebenfalls italiänisch abgefaßten und dem Maler Seymour Kirkup gewidmeten Schrift ausgesprochenen Behauptungen über das Alter jenes Kommentars, der unter dem Namen Ottimo Comento bekannt ist *). Dieser Ottimo Comento, obwohl nicht der erste und auch kein ganz ursprünglicher Erklärer des Dante, wie Witte bereits in einer Abhandlung nachgewiesen, die 1824 im „Hermes" erschien, hat doch noch einen Zeitgenossen Dante's zu seinem Verfasser und ist, wie in der eben erschienenen kleinen Schrift unseres Landsmanns durch mehrere Stellen des Kommentars selbst unzweifelhaft bewiesen wird, im Jahre 1333—34 geschrieben, während ihn Herr Colomb de Batines erst zwanzig Jahre später, in der Zeit von 1351—54, entstehen läßt. Das Moment des Streites scheint vielleicht manchem unserer Leser von keiner großen Wichtigkeit, aber in Bezug auf Dante, über den bereits so viel geschrieben worden, daß eine Sammlung der verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen seines Gedichtes, so wie der Kommentare dazu, allein schon eine große Bibliothek bildet, ist doch jedes neue Datum, jeder Wink, der über ihn und seine Zeit einen neuen Aufschluß zu geben vermag, vom höchsten Interesse. Was hat es nicht z. B. für Bedeutung in Bezug auf den Dichter, wenn wir von einem Zeitgenossen Dante's die von Witte aus dem Ottimo Comento angeführten Worte lesen: „Io scrittore udii dire a Dante, che mai rima nol trasse a dire altro che quello, ch'avea in suo proponimento; ma ch'elli molte e spesse volte facea li vocaboli dire nelle sue rime altro che quello, ch'erano appo gli altri dicitori usati di sprimere." **)

Im Uebrigen giebt jedoch auch Witte zu, daß der anonyme Verfasser des Ottimo Comento theilweise den noch älteren Kommentar des Jacopo della Lana (identisch mit dem sogenannten Comento Visconti, aber nicht zu verwechseln mit den zwei Kommentaren, die man den beiden Söhnen des Dichters, Pietro und Jacopo di Dante, zuschreibt) benutzt und abgeschrieben habe. Die beiden Handschriften des Ottimo in der Bibliothek von San Marco und im Vatikan sind mit den Initialen A. L. N. F. unterzeichnet, in welchen sowohl Herr Colomb de Batines als Herr Witte den Namen Andrea Lancia, Notar Fiorentino, erkennt.

Bei dieser Gelegenheit bemerken wir auch noch, daß von dem dem ältesten Sohne Dante's, Pietro, zugeschriebenen lateinischen Kommentar der Divina Comedia im J. 1845 zu Florenz eine neue auf Kosten des Lord Warren Vernon veranstaltete und von dem gelehrten V. Nannucci redigirte Ausgabe erschienen ist. Jeder Bogen dieser prachtvollen Ausgabe trägt in seinem Wasserzeichen die bekannte doppelsinnige Devise des Hauses Vernon: Ver non semper viret, wonach dieses Haus vor dem Frühling den Vorzug hat, daß es zu allen Zeiten grünet.

*) Quando e da chi sia composto l'Ottimo Comento a Dante. Lettera al Sign. Seymour Kirkup a Firenze, di Carlo Witte. Colla giunta di alcuni supplimenti alla Bibliografia Dantesca del Sign. Visconte Colomb de Batines. — Lipsia, Ambr. Barth, 1847.

**) Ich, der Schreiber dieses, hörte Dante bemerken, daß der Reim niemals ihn bewog, etwas Anderes zu sagen, als was er eben im Plane hatte; daß er jedoch vielfach und öfter den Worten in seinen Versen eine andere Bedeutung gebe, als sie bei sonstigen Schriftstellern zu haben pflegten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Dienstag den 9. Februar 1847.

Spanien.

Die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich seit der französischen Revolution.

Es hat sich in dem südwestlichen Theil Europa's, zunächst in Frankreich und dann in Spanien, eine politische und historische Schule gebildet, die auf den Namen einer „philosophischen" Anspruch macht, weil sie mit Verwerfung aller engherzigen und unfruchtbaren Anschauungsweisen der Vergangenheit in den Annalen der Nationen nicht etwa eine blos zufälligerweise zusammenhängende Reihe von Ereignissen, sondern vielmehr in allen geschichtlichen Entwickelungsphasen der Völker einen fortlaufenden Faden erblickt, der nirgend unterbrochen wird. Diese Schule, zu der auch der Dichter Martinez de la Rosa, früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Madrid, gehört, zeigt besonders das Streben, zum Vortheil für die gegenwärtigen Generationen die Lehren und Erfahrungen auszubeuten, die uns durch die Geschichte aus dem socialen und politischen Leben der verflossenen Jahrhunderte überliefert werden. Martinez de la Rosa, über dessen literarisches und politisches Wirken wir am Schluß dieses Artikels einige kurze Andeutungen geben werden, hat neuerdings ein Werk erscheinen lassen, das den bedeutungsvollen Titel „Geist des Jahrhunderts" (el espiritu del siglo) führt und das, weniger in einem vollständigen und in sich abgeschlossenen Gemälde, als in skizzenhaften, aber beziehungsreichen Umrissen, eine Totalanschauung der seit der französischen Revolution in dem westlichen Theil Europa's mit einander kämpfenden Ideen und der sich aus diesem Kampfe herausgestaltenden Verhältnisse in dem inneren und äußeren Leben der Nationen gewähren will, um in dieser Anschauung einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die Ereignisse der Gegenwart als die nothwendigen Resultate jener Entwickelung erscheinen. Es ist, wie ein französischer Kritiker sich darüber ausspricht*), „eine Art von Lehrkursus über praktische Politik mit der Nutzanwendung auf die Gegenwart", ein Ausdruck, der jedoch nicht viel besagen will, da er keine Charakteristik des Geistes dieses „Geistes des Jahrhunderts" giebt. Da wir überzeugt sind, daß das erwähnte Werk in kurzem zu nicht unbedeutendem Rufe gelangen wird, so mag hier, ehe wir auf seinen Inhalt, den wir in der Ueberschrift dieses Artikels so allgemein und zugleich so bestimmt wie möglich bezeichnet haben, näher eingehen, eine kurze Notiz über die historische Darstellung folgen, deren Gegenstand der „Geist des Jahrhunderts" ist.

Niemand war in der That geeigneter, die neuere Zeit gut zu beschreiben und zu beurtheilen, als Martinez de la Rosa, da er, im Anfange der französischen Revolution geboren, vom Schicksal gleichsam bestimmt war, diesen inhaltsschweren und erfolgreichen Kampf von seinem Beginn bis zu seinem Ende zu verfolgen, der die Oberfläche der europäischen Gesellschaft und die Richtung der europäischen Politik vollkommen verändern sollte, und dem er selbst nicht blos als ruhiger Zuschauer, sondern auch zuweilen als thätiger Theilnehmer beiwohnte. Die erste Idee zu diesem wichtigen Werke faßte er im Jahre 1823, als jene Krisis, wodurch Spanien bis in seine Grundvesten erschüttert wurde, ihrem Ende nahte. Die Juli-Revolution, deren verschiedene Phasen er in Paris selbst verfolgen konnte, bestärkte ihn in dem Entschluß, es fortzusetzen, den er jedoch erst nach seiner Rückkehr nach der Halbinsel ausführen konnte. Trotz der Forderungen, welche seine hohe politische Stellung an ihn machte, fand er doch in der unermüdlichen Thätigkeit seines Geistes die nöthige Zeit, es zu vollenden, so daß im Jahre 1846 der siebente Band desselben zu Madrid erschien, der das Gemälde der französischen Revolution seit 1789 bis zur Wiederherstellung der Bourbonschen Dynastie 1814 beendete. Obgleich hiermit das eigentliche Werk selbst, seiner ersten Anlage nach, vollendet ist, so hat der Verfasser doch den Entschluß gefaßt, in einem späteren besonderen Komplement die politische und philosophische Geschichte der folgenden sechzehn Jahre, einer Periode, die besonders für Spanien so reich an fruchtbaren Lehren und erbitterten Kämpfen ist, und die durch die Juli-Revolution geschlossen wurde, hinzuzufügen. Hoffen wir endlich, daß Martinez de la Rosa, über sein Versprechen hinaus, späterhin den Rahmen seines Gemäldes durch die Fortführung seines Werkes bis zur Geschichte der Jetztzeit noch erweitern wird. — Aus dieser historischen Bemerkung über die Entstehung des erwähnten Werkes geht freilich hervor, daß wir in unserer Betrachtung über die politischen Beziehungen Frankreichs und Spaniens dem Verfasser desselben nur bis zum Jahre 1814 folgen können, mit welchem Jahre seine Geschichte schließt.

Das achtzehnte Jahrhundert war ein Jahrhundert der Arbeit und des inneren Kampfes. Schon geraume Zeit hatten die verschiedenen Völker theils mit einer gewissen Aengstlichkeit, theils mit Kühnheit versucht, die in ihnen bisher schlummernden, aber nunmehr erwachenden Kräfte zu prüfen und ihnen einen angemessenen Spielraum zu verschaffen, als die französische Revolution, diese große Lehrerin nicht nur der Regierungen, sondern auch der Nationen, die bisherigen Verhältnisse der politischen Welt mit einem Schlage entweder ganz aus ihren Fugen riß oder doch bedeutend veränderte und umgestaltete. Durch dieses ungeheure Ereigniß wurde der Epoche, worin wir leben, ein ganz eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Den ohnmächtigen Theorieen einer abstrakten Schwärmerei folgte die Herrschaft praktischer Verbesserungen; die Prüfung der Thatsachen und die aus ihren Resultaten gewonnenen Maximen des Handels verdrängten die leeren Doktrinen, deren Grundlage nur in der Einbildung beruhte; und die ernsten Männer der Gegenwart, unterstützt durch die Verachtung, in welche die Mordbrennergesinnungen und Kopfabschneidersysteme gefallen sind, beschäftigen sich nur noch mit den Mitteln, eine Vereinigung zwischen der gesetzlichen Ordnung und der Freiheit hervorzubringen, ohne weder der ersteren ihre Festigkeit noch der zweiten ihre Wirklichkeit zu rauben.

Dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus der Verfasser die Reihe der Zeitereignisse überschaut und beurtheilt, obgleich er, mitten in einem Lande, worin nicht nur überhaupt zu jeder Zeit die Leidenschaften glühender waren, als anderswo, sondern das auch nur kürzlich der Schauplatz der heftigsten Kämpfe gewesen, sich nicht verhehlen konnte, daß er durch das Bekenntniß solcher Gesinnung und Ansicht manche Wunde wieder aufreißen und manches „patriotische Gemüth" tief kränken werde. Er hat daher auch, dies wohl ahnend, als Motto auf den ersten Band seines Werkes die edlen Worte Benjamin Constant's gesetzt: „Das, was wir schreiben, ist der Art, daß es die Fanatiker „zweier einander entgegengesetzten Factionen aufbringen wird; aber wenn „man einmal fest entschlossen ist, seinen Namen und sein Leben der Verherr„lichung und Verwirklichung gewisser Prinzipien zu weihen, so tröstet man „sich leicht über einseitige Mißbilligungen, weil man überzeugt ist, früher „oder später die allgemeine Billigung zu erhalten."

Wir wollen uns hier nicht bei des Verfassers Darstellung der Ereignisse der französischen Revolution aufhalten, wiewohl das unbestreitbare Talent desselben in der Schilderung dieser wichtigen Epoche nicht zu verkennen; so viel bedeutende Köpfe, so viel geschickte Federn haben sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, daß es schwer ist, ihm eine neue Seite abzugewinnen, wenn man seiner Behandlung auch ein Interesse verleihen kann. Was hier, wie schon erwähnt, besonders in Betracht kommt, ist der Zustand der politischen Beziehungen, welche am Ende des verflossenen Jahrhunderts zwischen dem spanischen Kabinet und der französischen Regierung existirten, und die Veränderungen, die durch die ersten Akte der Revolution in jene gegenseitige Stellung gebracht wurden, wobei wir besonders den durch die Verurtheilung des Königs Ludwig's XVI. auf die Bevölkerung der ganzen Halbinsel hervorgebrachten Eindruck berücksichtigen müssen.

Die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen, durch den Grafen von Florida-Blanca fast abgebrochen, wurden durch seinen Nachfolger, den Grafen von Aranda, wieder angeknüpft. Die versöhnlichen Ansichten dieses Staatsmannes verhindern jedoch das spanische Kabinet nicht, sich zuerst sehr zurückhaltend gegen Frankreich zu zeigen und später sogar jede Verbindung mit dem französischen Gesandten, Herrn von Bourgoing, abzubrechen. Als dieser auf die Nachricht von den Ereignissen des 10. August den Muth hatte, sich zu Karl IV. und der Königin Marie Louise zu begeben, deren Namenstag man feierte, begegnete er auf allen Gesichtern einer eisigen Kälte, die ihm bald die Ueberzeugung gab, daß er sich von jetzt ab von dem Hofe fern zu halten habe, da die Gefangennehmung des Königs Ludwig XVI. ihm nicht mehr das Recht verlieh, sich seinen Repräsentanten zu nennen. Indessen vernachlässigte das Kabinet zu Madrid keine für die Sicherheit des Landes nöthige Maaßregel, und selbst der Graf von Aranda stand nicht an, am 24. August dem Könige den Vorschlag zu machen, daß ein Truppen-Corps an der Gränze zusammengezogen und eine bewaffnete Neutralität ergriffen, ohne daß jedoch die neuerdings bestätigten spanischen Geschäftsträger am französischen Hofe abgerufen würden, weil dadurch die spanische Regierung von allen Ereignissen, die sich in Frankreich begaben, und welche die Zukunft und die Stellung der spa-

*) Duflos de Mofras in der Revue Nouvelle vom 15. Dezember.

nischen Dynastie in unmittelbarer Weise interessiren mußten, die genauste und schnellste Kunde erhalten konnte. In der Folge verlor durch eine Hofintrigue der Graf von Aranda seine Stellung als erster Secretair, die nunmehr Don Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, einnahm. Der abgesetzte Minister, dessen Haare in der Leitung der Angelegenheiten des Königreichs gebleicht waren, und der den Gesammtzustand Europa's durch die Erfahrung einer langen Praxis vollkommen erforscht hatte, gab nichtsdestoweniger dem Lande neue Proben seiner Ergebenheit. Als er im Februar 1793 den blutigen Tod Ludwig's XVI. erfuhr, reichte er dem Staatsrath eine Schrift ein, worin er die Frage behandelte, ob Spanien sich offen gegen Frankreich erklären oder ob es seine drohende, aber neutrale Stellung bewahren müsse. Die Politik des spanischen Kabinets hatte einen ganz besonderen Charakter angenommen. Nicht als ob es durch irgend einen ehrgeizigen Gedanken bestimmt wurde, aber die Bande der Verwandtschaft, wodurch die beiden Kronen verknüpft waren, legten Karl IV. die gebieterische Pflicht auf, für das monarchische Prinzip und den unglücklichen Monarchen, in welchem jenes Prinzip repräsentirt war, auf den Kampfplatz zu treten und gegen die neugeborne Revolution zu protestiren. Allein zum Kampfe selbst kam es nicht. Denn nachdem das Madrider Kabinet für die Erreichung seines Zweckes weder Forderungen noch Bitten, noch Opfer gespart hatte, und als es endlich zur Ueberzeugung kam, daß Nichts mehr im Stande war, dem erhabenen Opfer die Freiheit zurückzukaufen, beschränkte es sich darauf, als Preis seiner Neutralität, die Forderung zu stellen, daß das Leben des unglücklichen Königs geschont werde. Die spanische Regierung war in der That weit davon entfernt, eine Schwächung oder eine Zerstückelung Frankreichs zu wünschen; sie sah im Gegentheil mit einer gewissen Besorgniß die Anstrengungen, welche die anderen Kabinette, besonders das Londoner, machten, um diese große Erschütterung zu ihrem Vortheil auszubeuten. Seine Besorgniß rechtfertigte sich bald, denn es sah, wie die Einnahme von Toulon ausschließlich England von Nutzen gewesen war, und wie in Amerika die britische Flotte sich auf St. Domingo mehrerer wichtiger Punkte des französischen Theils der Insel bemächtigt hatte, so daß zu fürchten stand, der spanische Theil werde einmal derselben Raublust zur Beute werden. Als daher das Haupt des Königs von Frankreich gefallen war, so war es eben um das auf dem Heerde der Revolution vergossene Blut, für welches sich das spanische Volk und die Regierung mit edlem Unwillen erhoben. Der Krieg brach aus; zuerst erlangten die kastilianischen Truppen in Roussillon einige Vortheile; aber diese ersten glücklichen Erfolge wurden bald durch das siegreiche Vordringen der französischen Armeen paralysirt, und nicht lange währte es, da wehten die republikanischen Fahnen schon an den Ufern des Ebro. Die Staatsmänner Spaniens erkannten jetzt die Richtigkeit der Ansichten, welche der Graf von Aranda gegen den König ausgesprochen, und wofür er so ungerecht verfolgt worden war, sie begriffen, daß Spanien für die Rettung der königlichen Familie Frankreichs Alles gethan hatte, was die Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlangte, und daß die wohlverstandenen Interessen des Landes ihnen die Pflicht auferlegten, einen Kampf zu beenden, der bei der unverhältnißmäßigen Stärke der beiden Seiten keinem Zweifel über den Ausgang Raum gab, da nicht nur die Bevölkerung Frankreichs doppelt so groß war, als die Spaniens, sondern auch die eigenthümliche Gestaltung der Umstände und die Begeisterung eines glühenden Patriotismus die Stärke Frankreichs um das Zehnfache vermehrt hatten. Obwohl es unter Androhung der Todesstrafe verboten war, das Wort „Frieden" auszusprechen, so wünschte jetzt die Convention doch selbst seine Wiederherstellung. Dieses Verlangen wurde bald so bestimmt, daß drei Verhandlungen zu gleicher Zeit zu diesem Zweck angeknüpft wurden. Auf der Gränze Kataloniens setzte sich Herr von Bonegoing mit dem Ritter von Ocariz in Verbindung; zu Bayonne begann der Marquis von Iranda mit Servent zu unterhandeln, und endlich wurde den Bevollmächtigten, Iriarte und Barthélemy, die Sorge überlassen, in der Konferenz zu Basel den Grund zu einer friedlichen Ausgleichung zu legen.

Indessen fing die französische Republik an, durch die glänzenden Erfolge verblendet, welche ihre Generale in Deutschland und Holland erreicht hatten, dem Madrider Kabinet die allerunvortheilhaftesten Bedingungen zu stellen. So vergaß sie die ungeheuren Opfer, denen sich die Halbinsel seit der Allianz von 1761 freiwillig unterzogen hatte, in einem Augenblick überdies, wo Spanien gegen seinen augenscheinlichen Vortheil in Verbindung mit Frankreich Theil an dem Kriege genommen hatte, den die Vereinigten Staaten Nordamerika's gegen Großbritanien führten; das französische Kabinet verlangte die Rückerstattung der Kosten, die ihm durch die Vorbereitungen für den von Spanien erbetenen Beistand gegen England erwachsen waren, als dieses Miene machte, den Hafen von Nutka und die Nordwestküste Amerika's zu besetzen. Außerdem verlangte die Republik, ihre Forderungen hierauf keineswegs beschränkend, eine Entschädigung für den Verlust der Fahrzeuge und ihrer Ausrüstung, deren sich die Engländer im Hafen von Toulon bemächtigt hatten; eine Forderung, die keinerlei gerechten Grund hatte, da einerseits die abscheuliche, an die Zeiten des Vandalismus erinnernde Verfahrungsweise, die man bei dieser Gelegenheit befolgt, nur England selbst Vortheil gebracht hatte, andererseits auch die seitens der Anführer des spanischen Geschwaders damals bewiesene Menschlichkeit in den Augen der französischen Regierung eher einen gerechten Anspruch auf ihre Dankbarkeit enthalten konnte. Denn als die Bewohner Toulons, Greise, Kinder und Frauen, beim Herannahen der französischen Armee, vor der sie bedrohenden furchtbaren Strafe fliehend, sich in die Schaluppen geworfen hatten, um von den Admirälen des britischen Geschwaders Aufnahme zu erflehen, so wurden sie von den gefühllosen Engländern abgewiesen und entgingen der Rache der Republikaner nur durch die Bereitwilligkeit, womit der spanische Admiral Langara sie sämmtlich am Bord seiner Schiffe aufnahm. Aber das republikanische Frankreich verlor daran d innerung um so mehr und stieg in seinen übertriebenen Forderungen um so l als seine Waffen immer neue Triumphe errangen. Auch konnte es sic schwer mit der Idee befreunden, einen Frieden mit Spanien zu schließen, ohn durch irgend eine Vergrößerung seiner geographischen Ausdehnung zu gewi Gleichwohl war eine Vereinigung der Halbinsel mit der französischen Rep in der Art, wie man es mit Belgien gemacht hatte, oder eine Konstitu derselben als sekundäre Republik, wie man es mit Holland gemacht hatte möglich. Die französischen Bevollmächtigten versuchten daher nur die tretung der Cerdagna und der Provinz Guipuzcoa zu erlangen; wobe auffallend scheint, daß Niemand an die Wiederherstellung des Königr Navarra dachte, das ein glücklicher Handstreich im Jahre 1512 mit der K von Kastilien vereinigt hatte, obgleich es unbestreitbarer Theil von Frank war. Das Madrider Kabinet verlangte dagegen, ohne die Zeit und Umstände gehörig zu berücksichtigen, für den Sohn Ludwig's XVI. ein Königspurpur, was ihm natürlich abgeschlagen wurde. Hierauf bot dem jungen Fürsten Spanien als Asyl und Gefängniß an; und als di letzte königliche Opfer im Elend umgekommen war, äußerte die spanische gierung den Wunsch, daß sie ihren Schutz wenigstens der Herzogin Angoulême angedeihen lassen möchte. (Fortsetzung folgt.)

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo.

II. Unternehmungen des Engländers Brooke.

Es war unter diesem Volke, wo ein kühner Brite, der schon von uns g nannte Brooke, mit der Mission auftrat, die Leiden desselben zu mildern u zum Theil durch seinen unmittelbaren Einfluß, zum Theil durch den Schreck des britischen Namens den Despotismus der malayischen Gewalthaber zu z geln. James Brooke war früher Offizier im Dienste der ostindischen Com pagnie, unter deren Fahnen er sich im Birmanenkriege auszeichnete, bis ei Reise nach China ihm Anlaß gab, sein Augenmerk auf die Erforschung un Civilisirung des großen indischen Archipels zu richten. Er rüstete auf eige Kosten ein Schiff aus, bemannte es mit einer Schaar erprobter Seeleute, un nachdem er sich durch dreijährige Kreuzfahrten im Mittelländischen und in anderen Meeren zu seinem Unternehmen vorbereitet hatte, trat er so unabhängig wie die alten Flibustier, obwohl mit ganz anderen Absichten, seine Reise nach Borneo an, dessen Küste er am 1. August 1839 erreichte. Er landete zu Sarawak, einer kleinen Stadt mit einem Distrikte gleichen Namens, welcher damals zu den Besitzungen des Radschah's Muda-Hassim, eines Lehnsfürsten des Sultans von Borneo, gehörte. Mit diesem Malayen-Häuptling ließ sich Herr Brooke in Handels-Verbindungen ein und erbot sich zugleich, ihm gegen seine rebellischen Unterthanen beizustehen, mit denen er eben im Kriege begriffen war. Der Beschreibung nach, hatten diese Feindseligkeiten einen ziemlich unschuldigen Charakter; wie die Helden Homer's und Ossian's, griffen sich die Bornesen mit Schimpfreden und lautem Geschrei an, aber zum Handgemenge kam es nur in den seltensten Fällen. Ihr Hauptmanöver bestand darin, Verhaue zu errichten, hinter welchen sich die schwächere Partei so lange vertheidigte, bis ihre Gegner sie nach einer anderen Stellung trieben; ungeachtet die Operationen zur See und zu Land stattfanden, hatten die Truppen des Radschah's in einem ganzen Feldzuge keinen einzigen Mann verloren und nur vier von den Rebellen getödtet. Wenn jedoch in diesen Kriegen nur wenig Blut fließt, so richten sie doch auf andere Weise unsägliches Unheil an. Während beide Theile bei ihren langwierigen Feindseligkeiten beharren, wird das Land zur Wüste; Handel und Ackerbau gerathen in Verfall, und das Elend ist allgemein. Die aufgeregten Leidenschaften verbieten alle Nachgiebigkeit, die auch zu nichts führen würde; denn ein Jeder kennt den unversöhnlichen Geist, der den anderen beseelt — er weiß, daß keine Gnade für ihn zu erwarten ist, und wenn der Hunger ihn zum Aeußersten treibt, so zieht er den Tod der Unterwerfung vor. „Der Dyak weiß zu sterben", sagt Herr Brooke, „obwohl er den Kampf vermeidet, so lange das Leben ihm noch einige Hoffnungen beut."

Die Erscheinung unseres Helden und seiner Handvoll Engländer inmitten dieser unkriegerischen Insulaner hatte die nämliche Wirkung, wie die der englischen und französischen Abenteurer des Mittelalters in den Reihen der italiänischen Condottieri, die früher Schlachten geliefert hatten, worin die Streitenden höchstens vom Gewicht ihrer Rüstungen erdrückt wurden. Der Aufruhr ward bald gedämpft — schwerer war es dem Sieger, das Leben der Bezwungenen zu retten. „Wer den malayischen Charakter kennt", bemerkt er, „wird zugeben, daß es kein kleines Unternehmen war, mich zwischen den Monarchen und seine Schlachtopfer zu stellen. Nach einer langen Unterredung, in der er meine Bitten hartnäckig zurückwies, stand ich auf, um ihm Lebewohl zu sagen, indem ich hinzufügte, daß ich sogleich absegeln werde, da er nach allem meinem Eifer in seiner Sache mir das Leben seiner eigenen Unterthanen verweigere. Jetzt erst gab er nach."

Durch solche und ähnliche Dienste machte sich Brooke dem Radschah immer unentbehrlicher. Er ließ sich in Sarawak nieder und widmete sich ganz dem Plane, einen Handel mit Singapore einzuleiten und das Loos der unglücklichen Dyaks in seiner Nachbarschaft zu verbessern. In diesem Vorhaben hatte er mit unzähligen Hindernissen zu kämpfen, die ihm die Arglist seiner halbwilden Gegner, die Trägheit und Undankbarkeit des Radschah selbst und die Treulosigkeit seiner Untergebenen in den Weg stellten, und mehr als einmal sah er sich, in der Abwesenheit seiner Schiffe, mit zwei oder drei

päischen Gefährten den geheimen Intriguen der Malayen-Häuptlinge und der offenen Feindschaft der Piraten-Chefs preisgegeben. Aber seine Energie und Klugheit überwanden alle Schwierigkeiten; einige glückliche Handelsspeculationen setzten ihn in den Stand, seine Entwürfe nach und nach zu erweitern, und es gelang ihm endlich, den Radschah Muda-Hassim zur Abtretung der Stadt Sarawak und ihres Gebietes zu bewegen und somit eine Stelle unter den bornesischen Fürsten einzunehmen. Der hierauf bezügliche Vertrag ward am 24. September 1841 unterzeichnet.

Eine der ersten Sorgen des neuen Radschah von Sarawak war die Abfassung eines Gesetzbuches in malayischer Sprache, welches er auf seine eigenen Kosten drucken ließ. Es besteht aus acht Artikeln. Der erste enthält die Bestimmung, daß Mord, Raub und andere Kapital-Verbrechen nach dem Ondong-Ondong, d. h. dem geschriebenen Gesetz von Borneo, bestraft werden sollen, wenn der Angeklagte durch ein unparteiisches Gericht als schuldig befunden wird; durch die drei folgenden wird freier Handel eingeführt, der sechste bezieht sich auf die Steuern, der siebente auf das Münzsystem, und der achte ermahnt alle Uebelthäter: „für ihre Sicherheit bedacht zu seyn und ein anderes Land aufzusuchen, wo sie die göttlichen und menschlichen Gesetze brechen können." — Aber ehe das Civilisationswerk beginnen konnte, waren dringendere Uebel zu beseitigen. Der Distrikt Sarawak war von Piratenflotten umlagert, mehrere von Herrn Brooke's Depaks wurden von den anderen Stämmen ermordet, und der Häuptling der Sarebus hing auf einem hohen Baum einen Korb aus, der den Kopf des neuen Radschah aufnehmen sollte. Dieser bot jedoch allen seinen Feinden die Spitze, und um seine Macht zu befestigen, unternahm er eine Reise nach Bruni, der Hauptstadt des Sultans von Borneo, wo er mit gehöriger Feierlichkeit die Belehnung als Fürst von Sarawak empfing.

Von größerer Wichtigkeit für den Erfolg seiner Pläne war die Ankunft der britischen Fregatte „Dido", die zur Züchtigung der räuberischen Sarebus und Sakarrans bestimmt war. Herr Brooke schloß sich ihr mit seinen eigenen Vasallen und einigen Haufen wilder Depaks an, und nach dreijährigen Kämpfen (1843—45), an denen auch andere britische Kriegsschiffe nebst dem Dampfboote „Phlegethon" theilnahmen, wurden die Seeräuber völlig zu Paaren getrieben und ihre vornehmsten Festungen zerstört. Unterdessen erhielt Sarawak allmälig eine neue und verbesserte Gestalt. Als unser Engländer zuerst in dessen Besitz trat, bestand der Hauptort aus einer geringen Anzahl elender Hütten; er selbst wohnte in einer großen, auf Pfeilern erbauten Scheune, von einem verpallisadirten und durch einen Wassergraben geschützten Raum umgeben, in welchem sein Viehstand untergebracht war. Seitdem nahm die Bevölkerung und der Handel des Platzes mit raschen Schritten zu, täglich erhoben sich neue Häuser, unter denen sich besonders die fürstliche Residenz auszeichnet, fleißige Chinesen und sogar europäische Kolonisten ließen sich gern an einem Orte nieder, der ihnen größere Sicherheit gewährte, als die anderen Häfen der Insel, vor Allem aber strömten die Depaks nach dem Gebiet des neuen Potentaten, wo sie mitten unter der sie umgebenden Anarchie eine friedliche Zuflucht fanden. Diejenigen, die früher von den Korsaren in der Sklaverei gehalten wurden, siedelten sich hier als Ackerbauer an, und dieses so lange unterdrückte Geschlecht athmete endlich frei auf, indem es nicht mehr zu befürchten hatte, daß seine kleinen Tyrannen es der Früchte seiner Arbeit, des Eigenthums, der Freiheit und selbst des Lebens berauben würden. Durch die Ernennung zum britischen Agenten auf Borneo erlangte Herr Brooke noch größeren Einfluß, da sie ihn unter den unmittelbaren Schutz der englischen Flagge stellte und ihm Gelegenheit verschaffte, seinen Wirkungskreis vorkommenden Falls auf die ganze Insel auszudehnen.

So standen die Sachen, als der Capitain Keppel, dem wir diese Nachrichten entlehnt haben, die Küste von Borneo verließ. Seitdem haben leider ungünstige Ereignisse stattgefunden. Der treueste Bundesgenosse des neuen Radschah's, Pandscheran-Budruddin, war von den Seeräubern angegriffen und in seiner Veste eingeschlossen worden, wo er sich mit hartnäckiger Tapferkeit vertheidigte; aufs Aeußerste gebracht, zog er seinen Ring vom Finger, sandte ihn an Herrn Brooke und sprengte sich dann mit seiner ganzen Familie in die Luft. Er hatte den Ring von Brooke erhalten, um als Pfand zu dienen, wenn er seiner Hülfe bedürfen würde. Muda-Hassim und andere Freunde des Letzteren wurden hinterlistiger Weise ums Leben gebracht, und der verrätherische Sultan von Borneo gab Befehl, ihn selbst durch Gift oder andere Mittel aus dem Wege zu räumen. Von solchen Gefahren bedroht, hatte Brooke den Beistand seiner Landsleute angerufen, und der Admiral Cochrane eilte in eigener Person mit einem zahlreichen Geschwader von Segel- und Dampfschiffen nach der bornesischen Küste. Ob nun die Engländer sich begnügen werden, für die künftige Sicherheit ihres Bevollmächtigten zu sorgen und seine Feinde zu demüthigen, oder ob sie die Gelegenheit wahrnehmen, ihr indisches Reich mit noch einer wichtigen Kolonie zu vermehren, muß die nächste Zukunft entscheiden; in jedem Fall wird Borneo seiner bisherigen Abgeschiedenheit entrissen und dem europäischen Unternehmungsgeiste eröffnet werden, der sich jetzt überall nach neuen Kanälen umsieht, um die Produkte des so weit vorgeschrittenen Kunstfleißes abzuleiten.

Rußland.

Russen in Paris.

In den höheren Cirkeln der Pariser Gesellschaft giebt es außer der englischen wohl keine Nation, die so zahlreich repräsentirt wäre, als die russische; ihre Mitglieder bilden sogar in der französischen Hauptstadt eine Art von Kolonie, die vor mehreren Jahren in einem eigenen Romane geschildert wurde, der zu jener Zeit unter den Betheiligten großes Aufsehen und einige Bestürzung erregt haben soll. So wenig das in Rußland herrschende „System" mit dem der Juli-Regierung harmoniren mag, läßt sich doch die slawische Natur in ihrer, durch Cyprien Robert nachgewiesenen Wahlverwandtschaft mit der französischen nicht irre machen, und Schaaren begüterter Moskowiter pilgern alljährlich nach der Seine, um in dem gelobten Lande europäischer Civilisation sich von den noch anklebenden Schlacken der asiatischen Barbarei zu reinigen. Der Staatsrath v. Gretsch hatte eine Zeit lang sein Hauptquartier im Faubourg St. Germain aufgeschlagen und versorgte die Sjévernaja Ptschelà von dort aus regelmäßig mit langen Berichten über die literarischen, socialen und politischen Zustände Frankreichs. So theilen denn auch die neuesten Petersburger Zeitungen eine Reihe von Briefen mit, die von einer russischen Dame während ihres vorjährigen Aufenthalts in Paris geschrieben wurden und in denen wir manche anziehende Details finden, was bei ihrem staatsräthlichen Vorgänger nicht immer der Fall gewesen ist; es sind freilich nur leichte Skizzen, die jedoch durch ihr Thema ein Interesse gewinnen, wie z. B. folgende Schilderung einer Pariser Soirée:

„Man hält die Franzosen allgemein nicht nur für sehr gefällig, sondern auch für zudringlich, und doch sind sie nichts weniger als dieses. Ihr munteres Wesen, ihre Art zu sprechen verursacht diesen Irrthum. Sie nehmen Jedermann freundlich auf, aber sie gehen nur schwer vertrautere, innige Verbindungen ein. Die Abendgesellschaften gehören zu derjenigen Gattung von Genüssen, die Paris auch den Fremden darbietet. Die Kunst der ungezwungenen und angenehmen Unterhaltung feiert hier ihren Triumph. Das Gespräch geht in kapriziösen Sprüngen fort, bis der entscheidende Moment herannaht, in welchem die Soirée einen Charakter annimmt. Sie wird politisch, wenn die Zahl der Männer die größere ist, literarisch, wenn die Damen zahlreicher sind, und unfehlbar kommerziell, sobald sich eine gewisse Anzahl von Literaten beisammen findet. Als Beispiel diene uns eine von den Abendgesellschaften des Deputirten R****, der, obgleich dem alten Regime zugethan, unter welchem er eine bedeutende Rolle gespielt hat, dennoch alle Berühmtheiten der Gegenwart an sich zu ziehen weiß. In einem Salon wie der seinige, der auch allen von irgend einer Seite empfohlenen Fremden offen steht, ist es, wo diese in der Regel den Stoff zu ihren wunderbaren Erzählungen schöpfen: wie sie mit diesem Minister über Staats-Angelegenheiten disputirt und mit jenem berühmten Schriftsteller einen Freundschaftsbund geschlossen. In der That wurde diesmal Herr Guizot angemeldet und wie jeder Andere empfangen. Sein Gesicht zeigt einen besonderen Ausdruck von Ruhe, aber ohne Beimischung von Stolz. Bei Tische drehte sich die Unterhaltung um die Preisvertheilungen der Universität, die an demselben Tage stattgefunden hatten. Der Sohn des Ministers war zweimal gekrönt worden, und man versicherte mir, der Vater hätte dabei Freudenthränen vergossen, ohne zu fürchten, daß er seiner Würde etwas vergebe. Ein Minister, der weinen kann, gefällt mir recht wohl. Nach dem Essen sprach er angelegentlich mit einem Manne von sehr lebhaften, ausdrucksvollen Mienen. Es war Herr Villemain. Niemand mischte sich in ihr Gespräch, in welchem es sich um Meinungsverschiedenheiten, die unausgeglichen blieben, zu handeln schien. Nachdem sich der Minister entfernt hatte, mußte ich einige Spöttereien über die ausschließliche Aufmerksamkeit hinnehmen, die ich seinen Worten und Bewegungen zugewendet. — „Ein Mann, der so viel von sich sprechen macht", erwiederte ich zu meiner Vertheidigung, „und von so überlegenem Geiste . . ." — „Seine Frau hat Geist", war die Antwort, „nicht er."

„Der Hausherr ergriff einige Zeitungsblätter und schickte sich an, einen Feuilleton-Roman vorzulesen. Er las mit seltener Virtuosität, und der Roman war das jüngste Produkt Eugène Sue's: Martin das Findelkind. In dem Fragmente, das wir anhörten, kommt ein Dialog zwischen Vater und Sohn vor, der die lauteste Mißbilligung hervorrief. Ein Sohn, der von seinem Vater in alle Liederlichkeiten eingeweiht worden und der sich dann rühmt, seinen Vater an Cynismus und Schlechtigkeit übertroffen zu haben! „Diese Situation ist leider keine Erfindung", bemerkte mir im Vertrauen die Wirthin; „Sie werden noch heute einen Mann hier erscheinen sehen, der in ganz ähnlichen Verhältnissen mit seinem Sohne lebt." — „Warum empfangen Sie solche Ungeheuer?" — „Es ist Alexander Dumas; er hat die vogue für sich." — Bald kam auch das dunkle Gesicht dieses so unerschöpflichen und angenehmen Erzählers zum Vorschein. Seine Manieren sind eben nicht die besten; sie zeugen von einer etwas kavaliermäßigen Zuversichtlichkeit. Aber die Kunst der Unterhaltung besitzt er im höchsten Grade. Er spricht wie er schreibt — den geringfügigsten Dingen weiß er ein Relief zu geben. Allein der Gegenstand, von welchem er an diesem Abende durchaus nicht abzubringen war, konnte auch durch seine Rednergaben nicht interessant werden. Das Steigen und Fallen der Börsen-Papiere, eine verunglückte Speculation des Schriftstellers, unter dem Preise losgeschlagene Actien waren das Thema. — Um zehn Uhr trennte sich die Gesellschaft. Während der fünf Stunden, die seit dem Mittagessen verflossen waren, hatte man uns nur ein Täßchen wässeriger, charakterloser Medizin, die man mit dem Namen Thee beehrte, angeboten. Jedes Land hat doch sein Gutes, dachte ich, als ich mich zu Hause an einen nach russischer Art servirten Theetisch setzte."

Ein lebhaftes Bild giebt unsere Reisende von dem Treiben an der Pariser Börse, wozu ihr die Farben aber auch diesseits des Rheins nicht gemangelt hätten. „Um auch dem kommerziellen Elemente von Paris unsere Huldigung nicht zu versagen", schreibt sie, „begaben wir uns auf die Börse. Zwischen 4 und 5 Uhr ist es schwer, sich durch das Gewühl der Kabriolette und Tilburies einen Weg zu bahnen bis zu den Stufen dieses Gebäudes, das, eben so wie die St. Petersburger Börse, einen dorischen Tempel darstellt. Für

den Götzen Mammon eignet sich auch die heidnische Tempelform recht gut. Wer hier kein anderes Geschäft als physiognomische und praktische Moral-Studien betreiben will, der wird nur auf der oberen Gallerie des Börsensaales gelitten. Von dort unterscheidet man sehr deutlich ein wogendes Meer von Köpfen und hört aus dem allgemeinen Gemurmel Worte wie: „3 Prozent", „Zucker", „Kaffee", „England", „Spanien", „Eisenbahn-Actien", „Actien-Versprechungen", „Versprechen der versprochenen Actien-Versprechungen" u. s. w. heraus. Gehen die Actien in die Höhe, so sieht man es sogleich klar in den Mienen der Interessirten, die sich selbst, weil sie weder agens de change noch courtiers sind, außerhalb gewisser Schranken halten müssen und keinen direkten Antheil an den Verhandlungen der Mitte nehmen dürfen. Schwanken die Papiere, so drehen diese Herren vor Ungeduld ihre Hüte nach allen Seiten und wissen nicht, auf welchem Fuße sie stehen sollen. Wenn man eine Viertelstunde lang dieses Treiben mit angesehen hat, würde man sehr froh seyn, wieder in die frische Luft zu kommen, allein da ist an kein Entrinnen zu denken. Alle Ausgänge, alle Treppen sind von einer heftig sprechenden und gestikulirenden Menge besetzt, durch die kein Weg denkbar ist. Hat man endlich den Schluß abgewartet und gelangt man glücklich auf die Straße, so ist man deshalb der Börse noch immer nicht entronnen — man hat nach wie vor Menschen um sich, die mit erhitzten Gesichtern und funkelnden Augen von Actien sprechen. Und wenn dieser Eifer für materielle Interessen sich nur auf den Börsenplatz und den Kaufmannsstand beschränkte! Allein die ganze Pariser Gesellschaft ist in allen ihren Theilen davon entzündet. Der eleganteste Salon ist nur das Echo der Börse. Man vergißt sogar das Kartenspiel über Actien- und Fonds-Speculationen, und selbst der Handwerker und Tagelöhner, der sich ein Paar hundert Franken zusammensparen kann, eilt damit auf die Börse, um das Geschick des Milchmädchens in der Fabel zu erfahren."

Mannigfaltiges.

— Berichtigung in Bezug auf den Dönnigesschen Vortrag. Herr Professor Dr. Dönniges hat das in Nr. 15 des Magazins enthaltene Referat über seinen Vortrag vom 30. Januar, eben so wie dasjenige, das die Allg. Preuß. Zeitung geliefert hatte, mit einer Erwiederung beehrt, die wir um so weniger Anstand nehmen, unseren Lesern mitzutheilen, als es nicht im entferntesten unsere Absicht war, durch jenen Artikel die, wie es scheint, sehr leicht erregte Empfindlichkeit des wegen seiner Verdienste auf historischem Gebiete auch von uns geschätzten Gelehrten zu verletzen. Uns war es blos um die Aufklärung einiger Mißverständnisse zu thun, die doch der Vortragende überall veranlaßt haben muß, da sie ja auch von denjenigen Referenten getheilt werden, deren Berichte der Berichtiger selbst als vollkommen genau bezeichnet hat. So heißt es z. B. in der Spenerschen Zeitung, daß Herr D. gesagt habe: „Man nehme aber nun den Tarif des Zollvereins mit seinen Schutzzöllen im Gegensatz zu der niedrigen (anderweitigen) Besteuerung desselben und frage, welche Wirkung diese Zölle auf die von der Arbeit lebende Bevölkerung gehabt? Hierbei ergebe es sich denn unter Anderem, daß, um Einen Zweig zu retten, um die inländischen Zuckersiedereien zu schützen, jeder Bewohner 7 Sgr. jährlich allgemeine Steuer zu zahlen habe." Herr D. berichtigt, indem er sich dabei auf Bergius beruft, daß nicht von einer Steuer, sondern von einer Preis-Erhöhung, abgesehen von der Staats-Abgabe, die Rede gewesen sey. Wir geben zu, daß hier ein Mißverständniß vorliegt, welches um so leichter möglich war, als der Vortragende kurz vorher von den Runkelrüben-Zuckerfabriken in Frankreich gesprochen hatte. Allein läßt sich nicht auch jetzt noch gegen seine Thesis der Einwand machen, daß sie auf einer unrichtigen Folgerung beruhe? Würde, wenn die inländischen Raffinerieen (gleichviel ob von Kolonial- oder von Runkelrübenzucker) heute ihre Thätigkeit einstellten, dadurch irgend eine Preiserniedrigung des Zuckers eintreten? Würde nicht vielmehr blos die Staats-Einnahme um so mehr durch den stärkeren Konsum des im Auslande raffinirten Zuckers wachsen? Und würde nicht endlich, auch wenn der bisherige Differentialzoll von 10 und 5 Thlr. in einen allgemeinen Finanzzoll von 5 Thlr. verwandelt würde — das konsumirende Publikum gar nichts gewinnen, indem ihm schon jetzt die 5 Thlr. zu gut kommen, die der inländische Raffinadeur weniger zahlt als der ausländische, so daß lediglich der Letztere bei dem Finanzzoll gewinnen würde? — Uebrigens haben wir dem Herren Berichtiger den uns gemachten Vorwurf zu erwiedern, daß er uns mißverstanden und namentlich unter 3) unsere Aeußerungen unrichtig wiedergebe, denn das, was Herr D. hier anführt, paßt auf das, was in Nr. 15 gesagt ist — wie sich jeder unserer Leser leicht überzeugen kann — ganz und gar nicht. Wir lassen nun nachstehend die Berichtigung des Herrn Prof. Dönniges folgen:

„Der Rezensent meiner Vorlesung vom 30. Januar d. J. im Magazin des Auslandes schiebt mir fast dieselben Entstellungen unter, wie der in der Allg. Preuß. Zeitung, und folgert aus diesen eigens fabrizirten (!) Thatsachen, daß meine Bemerkungen über die Schutzzölle des Zollvereins unrichtig und falsch seyen.

1. Habe ich von den inländischen Runkelrüben-Zuckerfabriken mit keiner Silbe gesprochen. Hat der Rezensent des Auslandes das, was ich vom Schutze der inländischen Siedereien und Raffinerieen des eingeführten Roh- und Lumpenzuckers sagte, auf die Runkelrüben-Fabrication bezogen, so ist dies ein Mißverständniß von seiner Seite, das nur die vollständige Unkenntniß desselben von der Sachlage an den Tag bringt. (?)

Ich sagte: „So z. B. hat man berechnet, daß der Schutzzoll für die vereinsländischen Siedereien den inländischen Preis eines Centners Zucker wenigstens um 5 Thlr. erhöhe." (?!!)

Herr Regierungsrath Bergius hat dasselbe schon vor mehreren Jahren in seiner Schrift über Schutzzölle mit besonderer Beziehung auf den preußischen Staat S. 60 nachgewiesen. (!) Die vereinsländischen Siedereien sind in dreifacher Weise begünstigt dadurch, daß

1) fremder raffinirter Zucker einer Eingangs-Abgabe von 10 Thlrn. unterliegt, welche den Kostenpreis desselben etwa verdoppelt.
2) daß Rohzucker und Lumpenzucker sehr viel geringer besteuert sind, mit 5 und resp. 5½ Thlr., wenn sie für Siedereien eingehen, als für den unmittelbaren Verbrauch, und
3) daß die inländische Zuckerfabrication aus Runkelrüben jetzt auch einer Auflage unterliegt, deren weitere Erhöhung vorbehalten ist. —

Ich fuhr weiter fort: „Es gingen aber in den Jahren 1843 und 1844 durchschnittlich 1,301,432 Centner Zucker aller Art ein; d. h. die Einwohner des Zollvereins trugen wenigstens eine Preiserhöhung von 6,507,000 Thlr. (!) zur Begünstigung der inländischen Zuckersiedereien oder eine Steuer von 7 Sgr. auf den Kopf, abgesehen von der Abgabe an die Staatskasse — damit die inländischen Siedereien produziren." —

Was der kluge Rezensent daher von den Finanzzöllen spricht, findet gar keine Anwendung auf die vorliegende Bemerkung, zeigt vielmehr, daß ihm die Thatsache des Unterschieds des Zolls, ob der Zucker für Siedereien oder für Konsumenten eingeführt wird, vollkommen unbekannt war. (?) Ich überlasse es daher den Lesern Ihres Blattes, über die Folgerungen zu urtheilen, die er dabei anknüpft. Ihm ist wahrscheinlich unbekannt, daß man schon öfters vorgeschlagen, den Schutzzoll oder Unterschiedszoll ganz aufzuheben und denselben durch einen ermäßigten Finanzzoll zu ersetzen, um die Einnahmen des Staats durch die vermehrte Consumtion zu erhöhen.

2. Was er über den Handel Hamburgs beibringt, trifft eben so wenig meine Vorlesung. Nirgendwo habe ich davon gesprochen, daß die Beschränkungen des Zollvereins die Schuld trügen davon, daß der Handel des Gebiets nicht größer sey. Vielmehr gebrauchte ich das Beispiel Hamburgs vor der Erwähnung aller beschränkenden Schutzmaßregeln, um die Anschauung zu erläutern, wie der freie Handel alle Arbeitsleistungen und Güter mit einander verbinde und verwerthe.

3. Was er endlich über den höheren Lohn der englischen Fabrikdistrikte anführt, gehört gar nicht zur Sache; denn dies habe ich nicht geleugnet; vielmehr ist es meine Ueberzeugung, daß eine gesunde und natürlich entstandene Fabrication eben jene Uebelstände in höherem Grade vermeidet — die Schwankungen des Arbeitslohnes und die Entlassung der Arbeiter bei Handelskrisen — die mit einer künstlich emporgetriebenen verbunden sind. Will sich der Rezensent über den Unterschied belehren, so lese er die Berichte der Schweizer über ihre freierwachsene Industrie. Prof. Dr. Dönniges."

— Französische Geschichtschreibung des Papstthums. Herr Alex. de St. Chéron, von dem die französische Literatur bereits eine Geschichte der Päpste nach Ranke, eine Geschichte Gregor's VII. nach Voigt und eine Geschichte Innocenz's III. nach Hurter besitzt, von dem jedoch Ranke einmal gesagt, daß er nicht sowohl ins Französische als ins Jesuitische zu übersetzen pflege, hat jetzt auch eine Geschichte des heiligen Leo des Großen nach Arendt herausgegeben *). Man sieht, daß es ausschließlich deutsche Quellen sind, aus welchen Herr v. St. Chéron schöpft, und zwar sind es zufällig auch lauter Protestanten, deren Darstellungen der päpstlichen Weltherrschaft er benutzt, denn Hurter war eben so wie Arendt (gegenwärtig Professor der Geschichte in Löwen) noch nicht öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten, als er sich mit Innocenz III. beschäftigte, wie denn auch Arendt noch als Privatdocent in Bonn seine Geschichte Leo's des Großen schrieb. Das Merkwürdigste bei allem diesem ist aber, daß Herr v. St. Chéron selbst nicht des Deutschen kundig genug ist, sondern sich immer der Hülfe eines Anderen bedient (früher des Herrn Haiber), um sich mit seinen Quellen bekannt zu machen. So beruft er sich denn auch bei seiner Benutzung Arendt's, den er jedoch nur beiläufig nennt, obwohl er dessen Forschungen wie dessen Irrthümer ohne Unterschied adoptirt hat, auf einen Herrn Cohen, der ihm bei dieser Arbeit beigestanden. Daß Herr v. St. Chéron die Legende von dem wunderbaren, mit Hülfe des Apostels Petrus erlangten, friedlichen Siege Leo's I. über den Gothen-König Alarich als eine historische Thatsache nimmt, obwohl Leo selbst in seinen uns überlieferten Briefen und Reden gänzlich darüber schweigt, versteht sich von selbst. Die Geschichte Leo's, als des ersten römischen Bischofs, der eine eigentliche Papstgewalt über seine Zeitgenossen übte und vielen späteren Päpsten als Vorbild diente, mußte natürlich ein besonders anziehendes Thema für den Bearbeiter seyn, der in Frankreich ein Hauptvertreter derjenigen Schule ist, welche dem römischen Prinzip, selbst unter Preisgebung aller alten Freiheiten der gallikanischen Kirche, den Sieg verschaffen möchte.

*) Histoire du Pontificat de St. Léon-Le Grand, et de son siècle; par Alexandre de Saint-Chéron. Ouvrage approuvé par Mgr. Parisis, évêque de Langres. 2 vol. Paris, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Donnerstag den 11. Februar 1847.

England.

John Ford, ein Zeitgenosse Shakespeare's.

Ein Berliner Schriftsteller, Herr Dr. M. Wiener, veranstaltete vor einiger Zeit für Schriftsteller und Literaturfreunde eine Vorlesung, worin er seine Uebersetzung eines fünfaktigen Trauerspiels, dessen Verfasser John Ford, ein Zeitgenosse Shakespeare's, war, vortrug. Wie wir hören, bereitet Herr Dr. Wiener auch von den übrigen dramatischen Arbeiten dieses englischen Dichters eine Uebersetzung vor; jeder Gelehrte und jeder Literaturfreund ist darauf aufmerksam zu machen. Die dramatischen Productionen des John Ford, geboren 1586, verdienen nämlich nach zwei Seiten hin eine ganz besondere Beachtung: einerseits in ihrem Verhältnisse zu Shakespeare und zu der Zeit, worin beide Dichter lebten; andererseits an sich, wegen ihrer dramatischen Größe und Eigenthümlichkeit. Es erscheint uns in ihnen ein dramatisches Talent ersten Ranges, welches auch in Deutschland zu Ehren gebracht werden muß.

Wie kommt es, fragten wir uns nach der Lektüre des Ford'schen Trauerspiels „T'is Pity she's a Whore", dessen Titel Wiener übersetzt „Schade, daß sie fiel", wie kommt es, daß bei einem so umfassenden Shakespeare-Studium, wie es in Deutschland getrieben wurde und noch getrieben wird, bei einer so ungeheuren Literatur über den großen Briten und seine Zeit, auf einen Dichter wie Ford so gar keine oder so wenig Rücksicht genommen wurde? Unsere Selbstantwort war: weil das Studium Shakespeare's bei uns in der Regel in eine einseitige Shakespeare-Bewunderung überschlägt, weil man, wie z. B. bei den Romantikern, indem man das „unsagbare Genie" Shakespeare's proklamiet, ihn meistens aus den Bedingungen seiner Zeit herausnimmt und den Einflüssen derselben auf ihn keinen allzu überwiegenden Werth gestattet. Shakespeare erscheint hier als ein Gott, als ein Riese, der, das Haupt unter den Sternen, mit den Fußspitzen kaum die Erde und seine Zeit berührt. Wir verkennen nicht den Werth der literaturhistorischen Studien, welche Tieck u. A. über Shakespeare und seine Zeit gemacht haben, aber das göttliche Individuum Shakespeare thront hier immer so hoch über dem Wogenschlage der Zeit und des unmittelbaren Lebens, daß man diesen großen Dichter darnach eher für einen vom Himmel herabgestiegenen Heiland, als für ein Kind der Erde halten muß. So entstand denn jener Shakespeare-Kultus, der dieses Genie zu einem katholischen Heiligen in der Literatur machte, der durchaus nicht einsehen will, daß auch Shakespeare unter den Bedingungen der Zeit und des Lebens stand, ja, daß auch Shakespeare nicht immer der ganze Shakespeare war, daß auch er dramatisch fehlte, z. B. im „Andronikus" u. s. w. Man kann vielleicht nicht schlimmer sündigen, als wenn man Shakespeare, diesen großen Darsteller der Welt und der Menschen, zu einem Gotte macht und den Menschen, d. h. das Individuum in seiner Beziehung zu seiner Zeit und zu dem allgemeinen Leben, darüber zurücksetzt. In dieser Beziehung ist der Hinweis auf Ford und seine dramatischen Productionen von außerordentlicher Bedeutung. So Manches, was uns im Shakespeare ganz individuell erschien, ganz verbindungslos mit allen übrigen Literatur-Productionen, erhält nun einen allgemeinen Grundton; nichts geht verloren an der Größe Shakespeare's, aber wohl Mancherlei kann gewonnen werden für seine Erkennung. Nicht isolirt steht Shakespeare auf dem Gipfel englischer Dramatik, ähnliche Bemühungen, ähnliche Kühnheit, große Kräfte, ein ungeheurer Quell dramatischer Leidenschaft waren ringsum thätig. Die große Zeit Albions, in welcher Shakespeare lebte und welche durch ihn ihren höchsten, allgemein menschlichen, dramatischen Inhalt und Ausdruck erhielt, hatte auch im ganzen Volke gewirkt und auch noch andere große dramatische Kräfte erhoben, deren Kühnheit und Macht um so mehr anerkannt werden muß, je schneller und je gefährlicher der Puritanismus nahte.

Vor allen Uebrigen groß ist Shakespeare durch die Vollendung seiner Charakteristik, durch die volle Wirklichkeit seiner Menschen, durch die Stärke seiner dramatischen Leidenschaft, durch die innere Nothwendigkeit der Handlung, durch die erhabene Größe und Einheit seiner Weltanschauung. Durch alles dieses ist er der Dichter der Dichter geworden. Wie steht es nun hierin mit Ford, seinem Zeitgenossen? Ist er würdig, mit einem Shakespeare in Parallele gestellt zu werden? Jedenfalls wird eine solche Parallele Vielen sehr gewagt erscheinen, und wir wagen sie allerdings selber nicht, da wir bisher nur das eine Stück von Ford kennen und also in unserem Urtheile nicht zum Gesammt-Abschluß über seine dramatischen Leistungen kommen konnten. Aber dies Eine ist uns klar, für das Studium Shakespeare's muß die Kenntnißnahme von Ford zur Schuldigkeit werden. Wenn wir bei Ford nicht jene klare, stählerne, innere Nothwendigkeit finden, in der Shakespeare als Dramatiker ganz ausschließlich dasteht, so ist doch die dramatische Berechtigung der Leidenschaft, der Wirbelwind der Leidenschaft, welche Alles mit sich fortreißt, die pathetische Kraft und Stärke, wie wir sie finden in „T'is Pity she's a Whore", ganz eben so ungeheuer, wie in den kühnsten und allgewaltigsten Productionen Shakespeare's. Die Menschen, welche uns Ford bringt, sind, wie bei Shakespeare, ganz reale Menschen, sie sind Menschen von Fleisch und Blut, nur in ihren Handlungs-Motiven müssen sie sich den Gestaltungen Shakespeare's unterordnen, es herrscht darin zuweilen ein Wirrwarr. Da man aber „T'is Pity she's a Whore" vielleicht zu den Erstlingen des Dichters rechnen muß, so ist hier ein absprechendes Urtheil über die Fähigkeit Ford's noch auszuschließen. Im Humor scheint Ford jedoch tief unter Shakespeare zu bleiben. Die komischen Figuren, welche, zwar ganz wie in Shakespeare'scher Weise, das Stück durchkreuzen, sind doch jedenfalls dürftig gegen die merkwürdigen Gestalten seines Zeitgenossen. Eine Doppelhandlung, wie Shakespeare sie liebt, finden wir auch bei Ford. Verschiedenen Wendungen und Ausdrücken, die uns bei Shakespeare als durchaus originell erscheinen, begegnen wir auch bei Ford, ein Beweis, daß sie nicht Shakespeare'sche Original-Productionen waren, sondern ganz einfach allgemeine Volks-Ausdrücke, Productionen jener Zeit, des ganzen derben merry old England. In der dramatischen Berechtigung und Ungeheuerlichkeit der Leidenschaft, in dieser wesentlichen Nothwendigkeit für das Drama, in der pathetischen Macht und Stärke, wir wiederholen es noch einmal, hierin steht Ford (und wenn er nichts als die beiden letzten Akte von „T'is Pity she's a Whore" geschrieben hatte) dicht an seinem großen Zeitgenossen. Shakespeare war kein übernatürliches Wesen, er war der größte Dichter einer großen Zeit, deren Brandungen auch noch anderswo die Kraft und den Sturm der Leidenschaft weckten. John Ford kann uns dieses beweisen.

Bewunderungswürdig ist Shakespeare durch die Entschiedenheit und Klarheit seiner Weltanschauung. Im Lear, im Hamlet, im Macbeth u. s. w. tritt sie erschütternd hervor; die Klarheit und die Konsequenz seiner Weltanschauung ordnet den ungeheuren Sturm der Leidenschaft und steht mahnend und siegreich selbst über dem fürchterlichsten Untergange. Wie ist es nun hierin mit Ford? Tritt uns auch hier in „T'is Pity she's a Whore" eine große, freie Weltanschauung über der pathetischen Kraft und Kühnheit entgegen? Oder ist es ihm vielleicht nur um die Erregung der Leidenschaft selber und um die äußerliche Tragik ihres Vernichtungskampfes zu thun? Die dramatische Berechtigung und Ausführung der Leidenschaft ist allerdings wesentlich für das Drama und den dramatischen Dichter, aber sie allein macht weder das Drama noch den dramatischen Dichter. Ueber dem Sturm der Gefühle muß sich erheben die Einheit und die Freiheit des Gedankens. Einseitig mag es erscheinen, und wir geben es selber zu, wenn wir den großen Grundgedanken Shakespeare's unter die Kategorie der Politik bringen: wir thun dies hier aber auch nur im Gegensatze zu Ford. So groß das Meer der Leidenschaft ist, welches Ford in „T'is Pity she's a Whore" aufregt, so sind wir doch nicht der Meinung derer, welche behaupten, die Leidenschaft sey eben sein Zweck gewesen, und die ihm höchstens die Absicht zusprechen, er habe den nothwendigen Untergang einer schuldigen Liebe dramatisch nachweisen wollen. Ein socialer Grundgedanke ist es, der durch das ganze Stück geht und der in demselben seine volle Berechtigung findet. Die innere Auflösung des gesellschaftlichen Organismus ist der Gegenstand seiner Dramatik. Eine Liebe zwischen Bruder und Schwester ist der eigentliche Mittelpunkt von „T'is Pity she's a Whore".

Wie Shakespeare italiänische Novellen für seine Productionen benutzte, so scheint hier auch Ford dieses gethan zu haben. Der Stoff für T'is Pity she's a Whore ist sehr wahrscheinlich irgend einer italiänischen Novelle entnommen. Der Schauplatz des Stückes ist Italien (Parma). In diesem Lande hatte sich gegen das sechzehnte Jahrhundert der sittliche Ruin des Mittelalters vollendet, die Borgia's und ihre Laster sind bekannt, Blutschande und jede geschlechtliche Ausschweifung waren an der Tages-Ordnung, die gesellschaftliche Auflösung lag offen da. Hier knüpft Ford an, indem er die Neigung Giovanni's zu seiner Schwester Annabella schildert und sie durch alle Phasen bis zum tragischen Untergange führt. Giovanni „die Blume von Bologna" erscheint uns als ein Repräsentant der mittelalterlichen Skepsis, vermischt mit antiken Elementen, dadurch rechtfertigt er sich und sein Thun dem Mönche Bonaventura und seiner Schwester gegenüber, als diese, von ihrem Bruder schwanger, durch den Mönch und den Vater an den Edelmann Soranzo verheiratet, endlich

unter den Lasten der christlichen Sündenqual verzweifelt. Allerdings überwiegt die Leidenschaft Giovanni's die ruhige Reflexion über sein Thun und Lassen, die Reflexion erscheint bei ihm nur im Dienste der Leidenschaft, aber dieses ist gerade hier um so mehr eine Nothwendigkeit, je mehr seine strafbare Leidenschaft entschuldigt werden soll. Diese Leidenschaft ist so ungeheuer, daß er sagen kann:

Wenn spät're Zeiten hören sollten
Von unserer festgeknüpften Neigung, uns
Gewissensfassung, eingeführter Brauch,
Mit Recht dann schmäht; erkennet unsre Liebe
Man ganz, verwischt sich wohl die Glut, die sonst
In Andrer Blutschand' Abscheu muß erregen.

Der Priester Bonaventura hat seiner aufkeimenden Leidenschaft nur christliche Reue und Selbstkasteiung entgegenzusetzen, als aber das unheilvolle Verhältniß zwischen Giovanni und Annabella geknüpft war, ja, als Annabella schon schwanger ist, da weiß er noch den Rath zu einer „christlichen Ehe" zwischen Annabella und dem Edelmann Soranzo, welche stattfindet, zu geben. So charakterisirt sich der Priester und die christliche Ehe — jener italiänischen Zeit. Als Soranzo den Zustand seiner Gemahlin entdeckt, bricht er in Raserei und Mißhandlungen aus gegen das unglückliche Weib, obgleich sein Hochzeitsfest unterbrochen wurde durch die rachedürstige Hippolita, mit der er lange im vertrauten Umgange gestanden und die er ihrem Gemahle entwendet hat; — so charakterisirt sich der Ehemann — jener italiänischen Zeit. Die Demoralisation des hohen Priesterstandes hat in dem päpstlichen Nuntius seinen Ausdruck. Putana, die Erzieherin der Annabella, erinnert sehr an die Amme in Romeo und Julie und charakterisirt den vollständig entsittlichten Zustand des gemeinen Volkes — jener italiänischen Zeit. Bei vielen Gestalten des Stückes darf man es tadeln, daß sie in die Behandlung hinaustreten, ohne dieselbe zu fördern, und darin liegt eine Schwäche, die sich bei Shakespeare uns selten zeigt, aber über den großen socialen Gedanken des Dichters kann nicht leicht ein Zweifel walten, und in den beiden letzten Akten durchbricht die Leidenschaft in ihrer ganzen furchtbaren Schönheit alle übrige Schranken. Annabella stirbt durch die Hand ihres Bruders, ihres Geliebten. Ihrer christlichen Reue setzt er noch in der Todesstunde die Skepsis entgegen:

Es wäre sonderbar,
Gewässer brennen sehn, und könnt' ich's glauben,
So glaubt' ich auch, daß Höll' und Himmel sey'n.

So sehen wir denn in der ganzen Anlage und Ausführung, daß Ford in seinem Drama T'is Pity she's a Whore weit mehr als die Erregung und dramatische Durchführung der Leidenschaft wollte. Ueber den furchtbaren Sturm der dramatischen Leidenschaft erhebt sich auch bei ihm, wie bei Shakespeare, ein großer Gedanke, ein durchaus klares und bestimmtes Weltbewußtseyn. Shakespeare ist bei weitem größer, wie in so Mancherlei, so auch in der richtigen dramatischen Motivirung der Einzelhandlungen, in der organischen Gliederung des Ganzen, aber die dramatische Berechtigung der Leidenschaft wird in Ford nicht minder; als in ihm, eine großartige Wahrheit, und wenn uns Shakespeare riesenhaft erscheint durch das klare Weltbewußtseyn, welches sich in seinen Tragödien abspiegelt, so darf doch Ford, so weit wir ihn bis jetzt kennen, — durch sein T'is Pity she's a Whore, — ihm nicht ohne Grund an die Seite gestellt werden.

Den Puritanern, welche bald nach Shakespeare den Nerv des englischen Volksgeistes und natürlich auch den der dramatischen Literatur Englands paralysirten, steht Ford in seiner ganzen kühnen Keckheit entgegen! Die Blutschande auf die Bühne zu bringen und sie zum Mittelpunkt einer dramatischen Handlung zu machen! Welch ein Vergehen! Ein Freund des Dichters, Thomas Ellice, spricht sich indeß in folgenden Versen über das Trauerspiel aus:

With admiration I behold this Whore,
Adorn'd with beauty, such as may restore
(If ever being, as thy muse hath famed)
Her Giovanni, in his love unblamed:
The ready Graces lent her willing aid,
Pallas herself now play'd the chambermaid,
And help'd to put her dressing on. Secure
Rest thou that thy name shall endure
To th' end of age: and Annabella be
Gloriously fair, even in her infamy.

So möge denn der Name Ford's, des Zeitgenossen Shakespeare's, wieder genannt werden, — trotz der Puritaner. Selbst trotz der Puritaner und Philister unserer Zeit, die schon fortwährend gegen eine „Maria Magdalena" von Hebbel Sturm laufen *). Die Bühne ist nicht da für Gemeinheiten, wie der alte Ayrer z. B. eine wirkliche Nothzucht auf das Theater bringt, aber für die Darstellung socialer Konflikte steht die Bühne weder zu hoch noch zu niedrig. Unserem Publikum wird man allerdings ein Stück, wie das Fordsche, nicht zumuthen dürfen, aber damit ist kein Stab über Ford gebrochen. Ford möge leben trotz der Puritaner! Herr Dr. Wiener erwirbt sich durch seine eben so wort- als sinngetreue Uebersetzung ein großes Verdienst um denselben.

Friedrich Saß.

*) Das Sturmlaufen ist dabei freilich wie jeder Angriff, der nicht auf dem Gebiete der Schönheit und der Kunst stattfindet, vom Ueberfluß. Aber daß sich der talentreiche Hebbel im Stoffe vergriffen, als er in seiner „Maria Magdalena" ein Kunstwerk für unsere Zeit zu schaffen vermeinte, darf man wohl zugeben, ohne ein Puritaner oder ein Philister zu seyn. D. R.

Spanien.

Die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich seit der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Obwohl der Wohlfahrts-Ausschuß diesen großmüthigen, aber unzweckmäßigen Erbietungen nur abschlägige Antworten entgegensetzte, so erlitten die Unterhandlungen deswegen doch keine Unterbrechung, und es kam endlich der Friedensschluß zu Basel am 27. August 1795 zu Stande. Die beiden Nationen erstatteten sich gegenseitig ihre festen Plätze zurück, tauschten ihre Gefangenen aus und behielten sich vor, später die Gränzen in den Thälern der Pyrenäen definitiv zu bestimmen und den Grund zu einem neuen Handelsvertrag zu legen. Außerdem brachte der Friede zu Basel dem Friedensfürsten seinen Namen und den Franzosen die spanische Hälfte von Domingo, ein Gewinn, nach dem das Königthum lange vergebens gestrebt hatte.

Das Kabinet von Madrid überhäufte seine Bevollmächtigten mit Ehren. Don Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, erhielt, wie schon erwähnt, den Titel „Friedensfürst", und der Ritter Iriarte wurde spanischer Geschäftsträger in Paris. Was den Wohlfahrts-Ausschuß betrifft, so dachte er weniger daran, seine Bevollmächtigten auszuzeichnen, als die Friedensbedingungen zu seinem Vortheil auszubeuten. Er schickte die Armee der West-Pyrenäen nach den Ufern der Loire, um die Unterwerfung der Vendée zu vollenden, und gab den die Gränzen der Cerdagna und Kataloniens besetzt haltenden Truppen den Befehl, die in den Alpen stehenden Heeres-Abtheilungen zu verstärken und somit den Kontingent der unter dem Befehl des jungen Generals Bonaparte stehenden ruhmvollen italiänischen Armee vollzählig zu machen. — Die Präliminarien des Baseler Friedens zeigten hinreichend, welche Ideen der Konvent über die künftige Stellung Frankreichs, Spanien gegenüber, hatte, nämlich ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen ihnen zu errichten. Frankreich sollte Spanien in der Eroberung von Portugal und Gibraltar unterstützen, während Spanien seinerseits sich mit Frankreich zur Bekämpfung der englischen Macht im Mittelländischen Meer und in Amerika verbunden und außerdem zur Vernichtung des österreichischen Einflusses in Italien hülfreiche Hand geleistet hätte. Alle diese geheimen Bestimmungen wurden durch den ein Jahr später geschlossenen Traktat von Ildefonso noch genauer und fester bestimmt; nur nahm hier Spanien die Gelegenheit wahr, zu erklären, daß England die einzige Macht sey, gegen die es feindlich gesinnt wäre, daß es dagegen in Bezug auf die anderen Mächte seine Neutralität bewahren werde. Auch der 18. und 19. Brumaire änderte nichts in der gegenseitigen Stellung Spaniens und Frankreichs.

Wir können mit der Ansicht des Verfassers über die Stellung, die Napoleon seit der unblutigen Revolution des 18. Brumaire Frankreich gegenüber einnahm, nicht übereinstimmen. Er beurtheilt ihn zu hart, wenn er sagt: Napoleon habe sich des Vertrauens, das Frankreich ihm entgegentrug, nicht würdig gezeigt, er habe die Rechte eines ganzen Volks konfiszirt und die Geschichte einer Nation zur Geschichte eines einzelnen Menschen gemacht. Napoleon ist gleichsam als die lebendige Incarnation des französischen Geistes zu betrachten. Die Hellenen pflegten die Idee ihres Staates und dessen Vorbildlichkeit sich in der Gestalt eines stiftenden Heroen zu vergegenwärtigen; so ein Gründer Frankreichs ist Bonaparte; er selbst, der noch mit den Jakobinern geschwärmt, der Italien republikanisirt und dann seinen Namen in den Wunderglanz morgenländischen Ruhmes getaucht hatte, er identifizirt sich und sein persönliches Wesen mit dieser neuen Ordnung der Dinge; er ist der Heros dieser neuen Weltordnung, dieses neuen, vernunftgemäßen Staates, und in diesem Prinzip hat er die Gewißheit seiner Herrschaft, seiner Siege; er weiß sich und macht sich geltend als den Inbegriff des allgemeinen Willens, als die Allgewalt der leitenden, herrschenden, sich selbst und nur selbst sich bestimmenden Gesammtvernunft. Mit einem Wort, hier ist die Vollendung der Monarchie, ein l'état c'est moi, vollständiger und energischer, als es je Ludwig XIV. möglich gehalten haben mochte. Die Nation mit allen ihren alten Unterschieden und Gliederungen war ja absorbirt worden in jene Republik der Einheit, Freiheit und Gleichheit, die nur eben so vollkommen der neue Monarch absorbirte, beginnend in der Form eines kollegialischen Konsulats, bald als einziger, lebenslänglicher Konsul, endlich als Kaiser — ein Cäsar im vollsten Sinne des Worts. Gleichwohl müssen wir bekennen, daß es der vollkommenste Absolutismus werden mußte, den die Welt noch gesehen, nicht der der ungegliederten morgenländischen Despotie, nicht der der historisch herausgebildeten Territorial-Gewalt, sondern des Absolutismus, der im Namen des Staats alle lebendigen Kräfte des Volks, der Gesellschaft, des Bürgerthums, die öffentlichen und privaten Verhältnisse in straffster Ordnung, widerstandslos, in jedem Augenblick zur alleinigen Verfügung hat — der Despotismus der Staatsidee. Napoleon ist in diesem Despotismus die verkörperte volonté générale, die Vernunft in lebendiger Kraft; „er weiß Alles, er kann Alles, er will Alles" *). Er gründet die Kirche wieder, aber er beherrscht sie auch; er schafft eine neue Erziehung, aber er bestimmt auch ihr Ziel, ihre Mittel, ihre Methode; er bereitet der Wissenschaft die glänzendste Repräsentation, die stolzeste Anerkennung, aber auch in das stille Heiligthum der Wahrheit stellt er seine uniformen Ansprüche, und selbst die Ideen dürfen nicht mehr ein Reich für sich bilden wollen; er gründet das Gewerbe, die Industrie, den Ackerbau von neuem und großen Theils in neuer Weise, aber nicht um ihnen dann ein möglichst weites Feld eigenen, selbstgesuchten Gedei-

*) Worte Sievès'.

dens zu überlassen, sondern alle Zeit von Personen und Sachen blinde Aufopferung für seine hoch über der Masse schwebenden Zwecke gebieterisch fordernd. Das Resultat von allen Kämpfen war also, daß von aller der Freiheit, Gleichheit und Einheit nur der Staat und dessen Träger übrig war, daß das Volk nur ein statistisches Material, nur eine Fiction war, die beibehalten wurde, um diese Monarchie zu legalisiren, die sich bald die einzige Repräsentation des Volks nannte. Die Welt schien um keinen Tritt weiter gekommen, alles Blut der Revolution, alle Sündenschuld des entfesselten Wahns und der selbstsüchtigen Bethörung — sie schienen nur als ein neuer Beweis des alten und demüthigenden Satzes da zu seyn, daß eine gute Regierung die beste Verfassung ist. — Kehren wir jedoch zu Spanien zurück.

Obschon das erste Auftreten des ersten Konsuls die Einigkeit der Kabinette Frankreichs und Spaniens nicht störte, so fand sich doch bald eine Ursache zur gegenseitigen Unzufriedenheit; es war die Frage über die Besetzung Portugals. Die französische Regierung hatte Alles aufgeboten, um Spanien dahin zu vermögen, Portugal zu besetzen; aber das Kabinet von Madrid weigerte sich beharrlich, dieser Forderung zu genügen, weil es die Gefahren eines solchen Unternehmens wohl voraussah und überdies die beiden regierenden Familien durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft waren. Portugal indeß war auf's engste mit England verbunden. Mehr als einmal hatte es, taub gegen die Mahnungen Spaniens, seine Häfen feindlichen Seeräubern geöffnet, und oft hatte man bei Expeditionen zur See die portugiesischen Farben neben den englischen im Winde flattern sehen. Der erste Konsul, ungeduldig über die Fortdauer dieser Lage der Dinge, setzte es endlich, nach Besiegung des langen Widerstandes seitens Spaniens, durch, im Jahre 1801 durch Vermittelung seines Bruders Lucian einen Traktat mit Spanien zu schließen, den man mit Recht als die Quelle aller unglücklichen Ereignisse betrachten kann, in welche die Halbinsel bis zum Sturz des Kaisers verwickelt wurde. Dieser Traktat, wodurch unter anderen Bestimmungen den französischen Truppen auch das Recht eines freien Durchgangs durch das spanische Gebiet eingeräumt wurde, hatte den geheimen Zweck, von neuem Portugal mit Spanien, von dem es sich im 16. Jahrhundert getrennt hatte, zu vereinigen. Die Ausführung eines solchen Planes mußte für beide Kabinette unbestreitbar Vortheile mit sich bringen. In Rücksicht auf Spanien würde die politische Einheit der Halbinsel unter gleichförmiger Regierung nicht nur möglich gewesen seyn, sondern auch die Kräfte und Hülfsquellen des Landes verzehnfacht haben: seitens Frankreich würde es einen unberechenbaren Gewinn gewährt haben, England diesen wichtigen Anhaltspunkt zu rauben, da Portugal nicht nur für den englischen Handel einen bedeutenden Marktplatz, sondern auch für die englischen Flotten einen sicheren Zufluchtsort abgab. Der Traktat von Ildefonso hatte zur unmittelbaren Folge den Einfall spanischer Truppen in das portugiesische Gebiet. Nach einem Feldzug von einigen Tagen, machte der Hof von Lissabon Friedensanträge, die angenommen und durch den Traktat von Badajoz zum definitiven Abschluß gebracht wurden. Bald nachher wurde der Friede von Amiens geschlossen.

Uebrigens ist zu berücksichtigen, daß, mitten in dem durch die brennende Eifersucht zwischen Frankreich und England sich erhebenden europäischen Konflikt, die Lage der beiden Mächte der Halbinsel sehr bedenklich wurde, welche Stellung sie auch ergreifen mochten. Denn einerseits liefen Spanien und Portugal Gefahr, daß die britische Regierung durch ihre furchtbaren Geschwader nicht nur den Seehandel der ganzen Halbinsel vernichtete, sondern sie auch ihrer blühendsten Kolonieen beraubte; andererseits forderte Frankreich mit gebieterischem Tone, daß die sämmtlichen Häfen der Halbinsel den englischen Fahrzeugen verschlossen blieben, und zog, um seinen Wünschen mehr Nachdruck zu geben, eine zahlreiche Armee auf der Pyrenäenlinie zusammen. Um dieser doppelten Gefahr zu entgehen, willigte Portugal darein, an Frankreich eine Million monatlicher Hülfsgelder zu zahlen; Spanien dagegen wurde gegen eine Summe von 6 Millionen monatlicher Hülfsgelder von der Verpflichtung entbunden, die es in den früheren Verträgen gegen Frankreich eingegangen war, nämlich ein bestimmtes Kontingent an Truppen oder Schiffen zum französischen Heere zu stellen.

Das spanische Kabinet hatte bis dahin mit dem unverdächtigsten Eifer und völliger Offenheit gehandelt; was man von der französischen Regierung nicht behaupten kann. Durch den Vertrag von Paris war die französische Provinz Louisiana an Spanien überlassen, später jedoch unter der Bedingung zurückgegeben worden, sich niemals davon zu trennen. Ohne Rücksicht auf diese Bedingung und ohne Vorwissen Spaniens wurde die Provinz an die Vereinigten Staaten verhandelt. Es geschah durch ein Dekret des ersten Konsuls vom 3. April 1803 gegen eine Summe von 75 Millionen Francs, von denen 20 Millionen zur Entschädigung der genommenen Güter bestimmt wurden; es geschah trotz der gerechten Einsprüche von Seiten Spaniens. Der Rest jener Summen ging in die Hände französischer Kommissionäre über, und am 23. Dezember trat der Präfekt von Neu-Orleans durch einen öffentlichen Akt an den amerikanischen Gouverneur die ganze Louisiana ab. Wenn das französische Kabinet hierin einen unverbesserlichen Fehler begangen hatte, verfuhr das Washingtonsche Kabinet mit desto größerer Vorsicht, indem es sich beeilte, einen so vortheilhaften Handel abzuschließen, und sofort eine Anleihe mit 6 Prozent erhob, um Frankreich zu befriedigen, das also für eine elende Summe von 9 Millionen Piaster seine letzte Besitzung auf dem neuen Kontinent verlor. Diese Erwerbung Louisiana's war der erste Schritt zu jenem großen System, kraft dessen sich die Freiheit Nord-Amerika's zur Vertreterin der Unabhängigkeit des amerikanischen Kontinents erheben sollte; jenem System, das endlich jetzt, wie in der Frage über Texas faktisch geltend gemacht, so in der neuesten Botschaft des Präsidenten mit den stolzen Worten ausgesprochen ist: „Die Vereinigten Staaten können auf dem amerikanischen „Kontinent keinerlei Einmischung europäischer Mächte gestatten und sind, „sollte eine solche versucht werden, bereit, ihr zu widerstehen, was auch „daraus kommen möge; Amerika darf von keiner europäischen Macht mehr „als Colonisations-Objekt behandelt werden." *)

Trotz jener unverzeihlichen Handlungsweise Frankreichs, verleugnete sich die Ergebenheit der Spanier keinen Augenblick; einen Beweis davon gaben sie bei Trafalgar, an jenem fürchterlichen Tage, der für lange Zeit die französische Seemacht vernichtete und die von Ferdinand VI. und Karl III. langsam und vorsorglich angehäuften Schätze Spaniens in den Wellen des Meeres begrub. Uebrigens suchte Großbritanien nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika alle möglichen Ränke gegen Spanien zu schmieden. Es unterstützte im Geheimen die Vicekönigreiche des spanischen Amerika gegen den Mutterstaat und fachte die ersten Funken des Aufruhrs zur hellauflodernden Flamme an. Voller Angst, es werde die reichen Kolonieen verlieren, die durch so viele Jahrhunderte die Quelle und Fundgrube seines blühenden Wohlstandes gewesen waren, lieh das Madrider Kabinet zum erstenmale den geschickten Einflüsterungen Englands ein aufmerksames Ohr und schien selbst zu einem offenen Bruch mit Frankreich entschlossen. Zu diesem Wankelmuth trug besonders auch die traurige Verfassung des spanischen Hofes viel bei.

(Schluß folgt.)

Algerien.

Ein Beitrag zur Charakteristik und Geschichte Abdelkader's.

Wir entnehmen die folgenden Bemerkungen über Abdelkader's Anfänge aus den durch A. de Lacroix **) unter dem Titel „Geschichte von Abd-el-Kader's politischem und Privatleben" zusammengestellten Mittheilungen R. Manucci's, der nach Angabe des Verfassers zwei Jahre in dem Zelte des Emirs gelebt haben soll. In der That sind viele, besonders auf die Familien-Verhältnisse bezügliche Notizen in dieser Schrift von so spezieller Art, daß sie wohl nur durch längere persönliche Bekanntschaft mit dem Emir erworben werden konnten; obwohl andererseits sich auch Vieles darin findet, was keinesweges neu ist und unter Anderem schon von Naaslöff in seinem Werke über Algerien mitgetheilt ist. Hier werden wir uns hauptsächlich auf diejenigen Bemerkungen des Verfassers beschränken, die des Emirs Persönlichkeit unmittelbar betreffen.

Der Vater Abdelkader's war ein berühmter Marabut im Stamme der Haschem und hieß Sidi-el-Hadschi Mahhi-Eddin (d. h. der pilgernde Meister und Beschützer der Religion). Vor des Emirs Geburt war er schon Vater von drei noch jungen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, die ihm von verschiedenen Frauen geboren waren. Der älteste hieß Sidi Mahomed-Said, der zweite Sidi-Mustapha; die kleine bei Abdelkader's Geburt kaum 2 Jahr alte Tochter hatte den Namen Kadischa erhalten, und ihre Mutter, deren Schönheit, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit sehr gepriesen wird, zählte damals erst 18 Jahr. Mahhi-Eddin — erzählt unser Chronist im Ton von Tausend und Eine Nacht — freute sich in seinem Herzen über Sahara's ausgezeichnete Eigenschaften eben so, wie über ihre Schönheit, und, weil selbst mit großem Verstande begabt, so war es sein heißer Wunsch, einen Sohn zu erhalten, welchem Sahara mit dem Leben die Fähigkeiten des Geistes und die Kraft der Seele gäbe, wodurch sie allen Frauen überlegen war. Dieser Wunsch sollte erhört werden. Zwei Jahre nach Kadischa's Geburt brachte Lella Sahara ein männliches Kind zur Welt, das den Namen Abdelkader erhielt, d. h. Verehrer des Allmächtigen.

Abdelkader war in seiner ersten Kindheit schmächtig und kränklich, und seine von Natur schwache körperliche Beschaffenheit schien erst durch die Kraft der Seele und durch das rauhe Lagerleben gestärkt werden zu müssen. Die erste Erziehung des Knaben wurde von seinem Vater geleitet, der bald den Keim der großen Eigenschaften erkannte, wodurch sein Sohn sich einst auszeichnen sollte. Er selbst lehrte ihn lesen, schreiben und beten, und durch ihn lernte er noch als Kind die 64 Hasab (Artikel) lesen und verstehen, womit der Schulunterricht bei den Arabern beschlossen wird. Diese erste völlig religiöse Erziehung machte auf den Geist des Knaben einen unvertilgbaren Eindruck. Ahmed-ben-Tahar, Kadi von Arsac, einer der gelehrtesten Araber der Provinz, setzte das Werk Mahhi-Eddin's fort, und mit so gutem Erfolge, daß Abdelkader in wenigen Jahren ungewöhnliche Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie, Gesetzeskunde und Geographie erlangte. Als er sein funfzehntes Jahr erreicht hatte, schickte ihn sein Vater zur Vollendung seiner Erziehung zu Sidi Ahmed-ben-Chodscha nach Oran, wo er fast ein Jahr mit den Söhnen der ersten türkischen und arabischen Familien zubrachte und darauf in die Gatna (arabisches Dorf) seines Vaters zurückkehrte. Kurze Zeit darauf vermählte er sich mit Lella Cheira, der Tochter des Sidi Ali-ben-Taleb, eines angesehenen Marabuts im Stamme der Gharaber, zu dem er mit einem Auftrage seines Vaters gesandt worden war.

Zu jener Zeit, wenige Jahre bevor die Franzosen nach Afrika gekommen waren, war die türkische Herrschaft schon allen arabischen Stämmen verhaßt geworden, denn ihre Verwaltung bestand nur in Unterdrückung und Zugrunderichtung. Mehr noch die gemeinsame Religion, als ihre Schwäche und Furcht, hatte sie bis dahin in scheinbarer Unterwürfigkeit gehalten. Doch war der

*) Botschaft des Präsidenten Polk im Herbste 1845.

**) Deutsch mit Abdelkader's Portrait und Facsimile. Grünberg, bei Fr. Weiß, 1846.

Dante gepriesen und seinen Werth zu schätzen gewußt, so geht bei ihm das Lob der Divina Comedia doch mehr auf die Schönheit als auf die Hoheit und Tiefe der Dichtung, mehr auf das, was Theologie und Philosophie in Dante an wahrhaft poetischen Elementen noch neben sich dulden und aufkommen lassen, als auf das, wobei sie selbst die Quelle großer Empfindung und der erhabensten Anschauung sind. Theologie und Philosophie Dante's erscheinen hier unvermittelt neben den anderen Momenten seines dichterischen Charakters, fast als unvermeidliche unangenehme Beigabe, fast als lästiger Ballast, während sie bei Ozanam in inniger Verbindung mit jenen den Quellpunkt des Danteschen Wesens bilden, den Boden, in welchem die Dichtung ihre tiefsten Wurzeln geschlagen, aus welchem sie im reichsten Maße ihr Lebensmark gewinnt."

(Schluß folgt.)

Spanien.

Die politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich seit der französischen Revolution.

(Schluß.)

Karl IV., dessen liebstes Vergnügen es war, Schweine abzuschlachten, wurde nach seiner Vermählung mit der intriganten Marie Louise plötzlich still und träge; die Messe, die Jagd, die Tischler-Arbeit und Abends ein Kartenspiel, das war sein Leben; die Königin und ihr Günstling Godoy, der als Leibgardist seine Laufbahn begonnen, regierten das Reich. So ist es nicht zu verwundern, daß Verschwendung, Sittenlosigkeit und die verruchteste Nichtachtung aller Ehre und Pflicht am Hofe von Madrid heimisch wurden — ein Zustand, den unser Verfasser theils ganz übersieht, theils sehr zu mildern versucht. Zwar gab es in Spanien, wenn man sie so nennen will, zwei Parteien; denn seit den Reformbestrebungen Karl's III. war der ganze Klerus und der bei weitem größere Theil des Adels gegen die Neuerungen mit Entschiedenheit gewandt, während in den Städten, namentlich in denen der Küste, sich eine Art von Liberalismus festgesetzt hatte, der die Anfänge der französischen Revolution freudig begrüßt hatte; der eigentliche Kern der Nation, der stolze und träge Kastilianer, der Maulthiertreiber von Aragonien und Gallizien, der Gärtner in Murzia, der katalonische Schleichhändler, die bei größter provinzieller Mannigfaltigkeit in dem einen Gefühl des nationalen Stolzes sich vereinen, sie waren von jenen Strömungen und Wechseln der Hofregionen so gut wie gar nicht berührt; ihre Sitte und ihre Bildung war noch auf dem Standpunkt der Zeit Philipp's III. und Cervantes. Für Godoy war jedoch weder Adel, noch Volk, noch Klerus vorhanden; durch seine unsinnige Verschwendung und empörende Anmaßung hatte er Alle gleichmäßig verletzt; so entschieden sie einander feind waren, die Liberalen wie die Konservativen arbeiteten in gleicher Weise auf eine Veränderung hin, und englische Agenten in den Küstenstädten, die Priester im Innern des Landes schürten den Haß der Bevölkerung gegen ihn und das von ihm begünstigte Bündniß mit Napoleon, der seit der Schlacht von Trafalgar jedem Spanier ein Gräuel war.

Godoy verkannte den ihm drohenden Sturm nicht; doch glaubte er ihn beschwören zu können. Als der Krieg Napoleon's mit Preußen, dessen Waffen man in Spanien für unüberwindlich hielt, im Anzuge war, begann er Rüstungen und berieth sich mit den englischen Agenten. Außerdem wirkten auch die Ueberredungskünste des russischen Gesandten zu Madrid, Grafen Strogonoff, auf den „Friedensfürsten" so ein, daß dieser unvorsichtig genug war, eine Art von Proclamation zu erlassen, die einen für Frankreich durchaus feindlichen Sinn hatte. Dies Dokument erhielt Napoleon am Vorabend der Schlacht bei Jena. Er verbarg vorläufig seinen Zorn, aber beschloß im Innern, Spanien unter jeder Bedingung dem Einfluß Englands zu entziehen. Als nun die Kunde von der Schlacht bei Jena erscholl, da war Alles plötzlich wie umgewandelt; nun eilte das Kabinet von Madrid, 20,000 Spanier unter Romana nach Deutschland zu schicken — und Napoleon schien begütigt. Godoy erhielt wegen seiner neuen Verdienste um Spanien neue Ehren, neue Güter, den Titel „durchlauchtigste Hoheit"; schon war er mit der Infantin vermählt, schon Generalissimus der Land- und Seemacht, und ein Königsbefehl gebot, ihn wie einen König zu ehren. Wir wollen hier nicht genauer auf den nun folgenden Krieg mit Portugal eingehen, der die Quelle einer langen Reihe der schlimmsten Verwickelungen und abscheulichsten Intriguen am spanischen Hofe wurde und mit der Abdankung Karl's IV. zu Gunsten Ferdinand's VII. endete, der am 24. März 1808 seinen Einzug in Madrid hielt. Doch schon stand auch Murat in der Hauptstadt; aber er hielt sich dem neuen Könige fern, er mißbilligte das Geschehene. Die entthronte Königin begann ihre Intriguen; schon am 21. März hatte Karl einen Protest gegen seine Entsagung ausgefertigt, am 23sten ihn an Napoleon übersandt. Dieser schien anfangs freundlicher gegen Ferdinand VII. als Murat; „er wünsche mündliche Besprechung; er werde nach Burgos kommen". Dorthin eilte Ferdinand ihm entgegen, dann weiter nach Vittoria; ein Schreiben des Kaisers lud ihn nach Bayonne; es war streng genug abgefaßt: „Es ist nicht Spaniens Interesse, einen Fürsten zu strafen, der so lange das Reich gelenkt hat und dessen Gemahlin königlichen Blutes ist; er hat keinen Freund mehr; auch Sie werden keinen haben, wenn Sie einst unglücklich sind" (Schreiben vom 16. April 1808). Mancher warnte vor weiterer Reise, das Volk zerschnitt die Stränge an Ferdinand's Reisewagen; dennoch ging er nach Bayonne. Auch der alte König, seine Gemahlin und der „Friedensfürst" kamen. Die jetzt folgenden abscheulichen Scenen zwischen dem Sohn und seinen Aeltern, die dem ganzen Europa ein grausenhaftes Beispiel sittlicher Entartung in diesem Königshause bloßstellten, endeten mit der Resignation beider Könige zu Gunsten der Dynastie Napoleon. Beide erhielten ihren Aufenthalt in Frankreich. Eine spanische Junta ward berufen, die neue Verfassung zu entwerfen; auf Napoleon's Wunsch erbat sie sich des Kaisers Bruder Joseph zum Könige, der als solcher am 6. Juni proklamirt wurde. Neapel erhielt statt seiner Murat, dessen Großherzogthum Berg mit Frankreich vereinigt wurde.

Napoleon hatte sich jedoch in der Sinnesart der Spanier völlig getäuscht. Er rechnete darauf, daß eine nicht kleine Anzahl aufgeklärter Männer, die bisher im Dunklen gestanden, eine Veränderung mit Freuden begrüßen würden, die endlich dem Vaterlande ein wohlgeordnetes Regiment geben werde. „Eure Monarchie", hieß es in seiner Proclamation, „ist gealtert, meine „Sendung ist, sie zu erneuern; eure Institutionen werde ich verbessern, ich „werde euch die Wohlthaten einer Reform genießen lassen, ohne daß ihr Zer„störung, Unordnung und Verwirrung erfahrt." Vergebens waren die Proclamationen Murat's, die Mahnungen der Behörden, der Friedensruf der Inquisition; der Entsagungsakte der Infanten in der Madrider Zeitung vom 20. Mai folgte die Explosion des kühnsten, wildesten, nationalsten Freiheitskampfes. Neben Thaten großartigster Tapferkeit finden wir aber auch gräßliches Wüthen. Im Anfange des Juni war ganz Spanien bis unter die Mauern von Madrid ein wildes Chaos, es herrschte die vollständigste Anarchie. Bald folgte auch Portugal diesem Beispiel. Zwar wurden die Insurgentenhaufen in freiem Felde fast immer von den französischen Truppen geschlagen, aber sie zerstreuten sich in die Berge, in die wegelosen Einöden, um wie Bienenschwärme immer wieder hervorzubrechen. Wo französische Kolonnen marschirten, waren sie wie von gespenstigen Gewalten umgarnt, jeder vereinzelte Zug war verloren, überall vor ihnen wich Alles aus, hinter ihnen schlug es wieder zusammen; kein Bergpaß, kein altes Gemäuer entbehrte der verborgenen Schüsse der Guerillas.

Der erste glänzende Schlag war, daß die französische Flotte im Hafen von Cadix, aus fünf Linienschiffen und einer Fregatte bestehend, gezwungen wurde, vor den Kanonen der empörten Festung die Flagge zu streichen. Dann folgte die erste blutige Vertheidigung Saragossa's (15. u. 16. Juni). Vier Wochen darauf stand Castaños wider Dupont bei Baylen, umzingelte ihn und zwang den von Märschen, Kampf und Durst ermüdeten Feind zur Capitulation, wodurch 18,000 Mann in die Hände der Spanier fielen. Der neue König verließ auf diese Nachricht seine Residenz, und die ganze französische Armee zog sich hinter den Ebro zurück. Am 13. August hielten die Spanier ihren Triumph-Einzug in Madrid. — So sah man das schon unmöglich Geglaubte, daß Napoleon's Heere besiegt werden könnten; man sah, daß ein Volk, das sich selber treu bleibe, unüberwindlich sey und Gottes Segen habe. Wer konnte ahnen, daß es der Anfang einer Revolution war, die nach 40 Jahren noch nicht beendet ist, einer Revolution freilich, in der Spanien das versäumte Leben zweier Jahrhunderte nacharbeiten, sich innerlich befreien sollte.

Niemand freute sich mehr hierüber als England. „Bis jetzt", sprach Sheridan im Parlament in der Sitzung vom 15. Juni 1808, „hat Napoleon nur gegen Fürsten ohne Würde, gegen Minister ohne Weisheit, gegen Völker ohne Patriotismus gekämpft — jetzt soll er erfahren, was es heißt, gegen ein Volk zu kämpfen, das von freiem Geiste wider ihn entflammt ist; bis jetzt haben alle englischen Minister nur eine kleinliche Politik befolgt, sie sind nur darauf ausgegangen, Zuckerinseln zu stehlen, und haben die wahren Interessen und die Würde des Landes vernachlässigt, — jetzt ist der Augenblick da, der Welt zu zeigen, daß wir entschlossen sind, uns fest und ernst für die Errettung Europa's zu erheben." Es ist sehr bezeichnend, mit welchem Eifer die Regierung nach so vielen kläglichen Kontinental-Expeditionen nun im großartigsten Stil den unmittelbaren Kampf gegen Frankreich aufnahm und fortführte. Schon am 4. Juli erklärte ein Geheimerathsbefehl den bisherigen Kriegsstand gegen Spanien für aufgehoben. Mit Eile wurde eine große Expedition ausgerüstet; schon am 14. Juli ging sie von Cork aus unter Segel. Mit wahrer Verschwendung unterstützte England den Kampf der Spanier; allein im Jahre 1808 wurden, außer 3 Mill. Pfd. Sterl., 216 Geschütze mit 38,000 Kugeln und 23½ Mill. Kartätschen, 200,000 Flinten mit 6 Mill. Bleikugeln, 125,000 Mäntel, 92,000 Uniformen, 407,000 Paar Schuhe u. s. w. gesandt. Die vereinigte spanische, portugiesische und englische Armee war den französischen Truppen um 10,000 Mann überlegen; in kurzer Zeit war Spanien von den Franzosen bis zum Ebro geräumt. Es ist hier nicht der Ort, die weitere Schilderung der sehr verwickelten spanischen Verhältnisse zu geben. Napoleon's kurzer und glänzender Feldzug machte allen weiteren Streitigkeiten ein Ende. In dem blutigen Treffen von Coruña (16. Januar 1809) wurde fast das ganze englische Heer aufgerieben und sein Anführer Moore getödtet; und durch die bald darauf folgende furchtbare Belagerung und Erstürmung Saragossa's, bei welcher in der Stadt selbst von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, über und unter der Erde mit allen wildesten Mitteln des Hasses und der Wuth gekämpft wurde, bis endlich mehr als die Hälfte der Stadt in Trümmerhaufen verwandelt war und 20,000 Todte beider Geschlechter die Luft verpesteten, wurde dem König Joseph wieder der Weg nach Madrid gebahnt. Die Josephinische Verfassung hatte unleugbare Vorzüge vor dem schauderhaft anarchischen Zustande, in dem sich Spanien trotz seiner vielen Junten befand, aber sie war dem nationalen Stolze der Spanier, der selbst nicht durch das Wohlwollen des Königs bezwungen werden konnte, unerträglich. Es gab nur Ein Mittel, über die Alternative der Fremdherrschaft und der Anarchie hinauszukommen: die Berufung der Cortes. Es war die höchste Zeit; denn schon stellte Napoleon die Landschaften nordwärts vom Ebro unter französische Statthalter; wie einst Karl der Große, gedachte er, Frankreichs Gränzen bis an jenen Strom auszudehnen. Er forderte diese Abtretungen von Joseph. Am 24. September

versammelten sich zum ersten Male die allgemeinen Cortes, deren erster Beschluß war, sich für die legitimen, allgemeinen, souverainen Cortes zu erklären; der zweite, Ferdinand VII. als König anzuerkennen, ihm von neuem zu schwören und seine Entsagung als erzwungen und nichtig zu erklären; der dritte, da die drei Gewalten nicht wohl zu vereinigen seyen, sich nur die Legislation in ihrer ganzen Ausdehnung vorzubehalten. Auf die Volkssouverainetät, den Gehorsam gegen die Cortes, die Treue gegen die Kirche und den König wurden dann die Tribunale, alle Militair- und Civilbeamte, das ganze Volk in Eid genommen.

Dies war der Anfang jener merkwürdigen Verhandlungen, die mit der vielgenannten Verfassung von 1812 beschlossen worden, jener „politischen Constitution für die gute Regierung und gerechte Verwaltung des Staates" (Const. Pol. tit. I. §. 1.). Wie man auch über diese Verfassung, auf deren genauere Würdigung einzugehen wir uns hier versagen müssen, denken mag, für den Augenblick hatte sie den Werth, das Selbstgefühl des stolzesten Volkes dem Feinde ins Angesicht auszusprechen, der gesammten Bewegung, die je länger je mehr zersplitterte und verwilderte, einen neuen Halt zu geben und vor Allem dem wüsten Treiben der Hofkabalen und fremden Intriguen eine Gränze zu setzen. Doch dauerte es nicht zwei Jahre, und die alte Legitimität stürzte die neue Verfassung. Es ist nicht nöthig, die Umwälzung in Spanien zu schildern, die Napoleon durch die Heimsendung des Königs Ferdinand eingeleitet hatte. Es galt, alle die freiheitlichen Regungen zu ertödten, die der große Freiheitskampf hervorgerufen hatte; es galt, die alte, faule Pfaffen- und Schranzenherrschaft wiederherzustellen, die Alles, was ihr feindlich ist, revolutionair zu nennen pflegt. In Wahrheit, das Prinzip der Legitimität stand in reichster und reifster Vollendung da. Aber welcher Legitimität? Einst hatten freilich tausendfach verschlungene und sich gegenseitig bindende Rechte, Freiheiten, Autonomieen den legitimen Rechtsbestand gebildet; und wenn Gewalt ihn da oder dort durchriß, das Recht überdauerte die Gewalt. Aber nun war das Wort Legitimität zusammengeschrumpft und bedeutete nur noch die dynastische Fürstlichkeit.

• • •

Bis hierher sind wir der Darstellung der Ereignisse in Betreff der politischen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich, wie wir sie in dem Werke Martinez de la Rosa's finden, gefolgt, aber auch nicht gefolgt. Denn der Leser wird wohl gemerkt haben, daß wir oft selbständig aufgetreten und unsere eigenen Worte dareingesprochen haben. In der That ist der Verfasser, trotz seiner sonst anerkennenswerthen Unparteilichkeit, zu sehr Spanier, um nicht seiner patriotischen Empfindung einigen Antheil an seinem Urtheil zu gewähren, und zu naher Theilnehmer oder doch Zuschauer jener Ereignisse selbst, besonders der späteren, um sie stets aus dem richtigen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Hierzu kommt noch, daß der Verfasser durch das lobenswerthe Streben, in allen Verwickelungen der Verhältnisse einen bestimmten tieferen Grund und gleichsam einen leitenden Faden zu finden, verleitet wird, manchen Thatsachen eine Bedeutung unterzulegen, die sie für das unbefangene Auge nicht haben. Eine philosophische Betrachtungsweise ist gewiß der würdigste Standpunkt, den ein Geschichtsforscher einnehmen kann. Doch darf er nicht vergessen, daß die Philosophie stets nur auf das Allgemeine, Prinzipielle und Große geht und nur dann auf das Besondere und Spezielle mit Sicherheit anzuwenden ist, insofern das Letztere sich als unmittelbare Konsequenz und ohne Zwang aus jenem erklären, ableiten läßt. In dem vorliegenden Werke aber hat der Verfasser hauptsächlich nur mit einem besonderen Volke, dem spanischen, zu thun, obwohl er, nach dem Titel zu urtheilen, sich über den „Geist der Zeit" aller civilisirten Völker zu verbreiten die Absicht haben mochte. Somit war es unmöglich, daß er — da ihm jener allgemeine Standpunkt fehlte — aus der philosophischen Betrachtung überall den richtigen Maßstab für die Beurtheilung der einzelnen, sich auf jenen besonderen Kreis beschränkenden Thatsachen gewinnen konnte. Aus diesen Gründen haben wir es für angemessen gehalten, die subjektive Anschauungsweise des Verfassers so viel wie möglich ihrer Subjektivität zu entkleiden und die Thatsachen in einem mehr objektiven und daher richtigeren Lichte darzustellen.

Zum Schluß mögen hier noch einige Bemerkungen über die Persönlichkeit und die politische, so wie literarische Bedeutung des Verfassers folgen: Don Francisco Martinez de la Rosa stammt aus Granada in Andalusien, einer Gegend, deren romantische Lage und die sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen seine Neigung zur Poesie schon frühzeitig ausbildeten. Er studirte zu Salamanca Philosophie und hielt daselbst später Vorlesungen über diesen Gegenstand. Als im Jahre 1808 Spanien durch die Franzosen überschwemmt wurde, wirkte er als Mitarbeiter an mehreren politischen Organen für Befreiung der Nation vom französischen Joche mit, wofür er von den in Cadix konstituirten Cortes mit einigen diplomatischen Sendungen beauftragt und 1813 von Granada in die erste Versammlung der ordentlichen Cortes gewählt wurde. Ferdinand's VII. Rückkehr brachte ihm jedoch das Loos der damaligen Liberalen: er wurde gefangen gesetzt und in die Verbannung geschickt, in der er sich mit literarischen, besonders poetischen Arbeiten beschäftigte, unter Anderem das Drama „Morayma" schrieb. Erst im Jahre 1820, da Ferdinand die Constitution von 1812 anerkannte, kehrte er zurück und ward abermals als Repräsentant seiner Vaterstadt in die Cortes gewählt, die ihn zu ihrem Präsidenten ernannten. Im Jahre 1822 erhielt er das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums, und nach seiner Tendenz, die Extreme zu vermitteln, bekamen seine Freunde den Namen „der Gemäßigten". Nach der blutigen Unterdrückung des Aufstandes der königlichen Garden am 7. Juli 1822 trat er, da er die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit seines Mäßigungs-Systems unter den obwaltenden Umständen gewonnen hatte, zurück. Im Jahre 1823 ging er nach Italien und lebte, von den Franzosen geachtet, bis 1833 meist in Paris, wo er wiederum sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst und Literatur, hingab. Schon im Jahre 1830 erhielt er die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren, da nach der Aufhebung des Salischen Gesetzes der König und die Königin sich nach Stützen in der öffentlichen Meinung umsehen mußten; eine Erlaubniß, von der er jedoch erst im Jahre 1833 Gebrauch machte, worauf er auch bald (1834) abermals Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Kabinets wurde. Als solcher führte er durch das Estatuto real vom 10. April 1834 das Zweikammer-System ein, bewirkte die Zurückberufung der noch verbannten Liberalen und legte den Grund zu der die Aufrechterhaltung der neuen Ordnung beschützenden Quadrupel-Allianz zwischen Spanien, Portugal, Großbritanien und Frankreich. Indeß gelang es ihm nicht, die Ruhe im Lande vollkommen zu bewahren, auch war er nicht energisch genug, um die Schwierigkeiten, welche ihm aus den Kriegen in den nördlichen Provinzen und aus dem Kampf der Proceres mit den Anhängern der Constitution von 1812 erwuchsen, zu überwinden, weshalb er 1835 aus dem Ministerium ausschied. Erst im Jahre 1843 trat er wieder öffentlich in die politischen Verhältnisse ein, indem er in der Kommission wegen der Volljährigkeits-Erklärung der Königin Isabella den Vorsitz führte und bald darauf Gesandter am französischen Hofe wurde. Ganz neuerdings hat man ihm, Zeitungs-Nachrichten zufolge, zum dritten Male das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten angeboten, das er jedoch, anderen Nachrichten zufolge, ausgeschlagen hat. Was seinen Charakter betrifft, so herrscht über die Biederkeit und Aufrichtigkeit desselben nur Eine Stimme, wiewohl man ihm andererseits den nicht ungegründeten Vorwurf eines Mangels an Energie und Entschlossenheit gemacht hat. Dieses Gepräge tragen auch seine Schriften, die sich mehr durch den blühenden und eleganten Stil und die tolerante Humanität seiner Gesinnung als durch Kraft des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken auszeichnen. Auch als Redner und selbst als Improvisator wird er sehr gerühmt; als Dichter hat er vorzüglich die „klassische" Schule der Franzosen zum Muster genommen. Er ist übrigens beständiger Secretair der königlichen Akademie, eine Stelle, die er selbst als Minister nicht aufgegeben hatte. Seine „Obras literarias" erschienen zu Paris (4 Bde. 1832). Außerdem ist unter seinen zahlreichen Arbeiten zu nennen: seine „Poetik", „Aben-Humeya oder die Mauren unter Philipp II.", ein französisch geschriebenes Drama; ferner „die Verschwörung zu Venedig", „Oedip" und einige Lustspiele; endlich „Isabella de Solis, die Königin von Granada", ein sehr gelungener historischer Roman, so wie einige andere Erzählungen, die wir hier nicht alle aufzählen wollen. Für deutsche Leser wird es noch von Interesse seyn, daß eine deutsche Uebersetzung seiner „Auserlesenen Schriften" von Schäfer (2 Bde. Heidelberg 1835. 36) veranstaltet worden ist. Sr.

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo.

III. Die Insel Labuan bei Borneo in britischen Händen.*)

Großbritanien, sagt eine englische Zeitschrift, hat sich bei einer der größten und schönsten Inseln der Welt ein Absteigequartier verschafft; man muß wünschen, daß es dasselbe nicht wieder aufgebe. — In der That, das Absteigequartier scheint der Mühe werth, daß man es sich daselbst wohnlich mache. Es handelt sich um eine Zwischenstation zwischen Singapore und Hong-Kong, um einen Sicherheitshafen in dem gefährlichen chinesischen Meere, auf welchem jährlich in Waaren ein Kapital von 15 Mill. Pfd. Sterl. in Umlauf ist.

Die kleine Insel Labuan, welche der Sultan von Borneo den Engländern überlassen hat**), besitzt einen tiefen und sicheren Meerbusen, den man Victoria-Bai nennt. Während des Nordost-Monsuns, der gefahrbringender ist, als der aus Südwest, müssen alle Segel- und Dampfschiffe, die von Indien nach China wollen, vor Labuan vorbei. In kommerzieller Beziehung berechtigt die Insel zu den größten Hoffnungen. Labuan gehört gewissermaßen zu Borneo, von dem es nur durch eine Meerenge von etwa sechs bis sieben englischen Meilen getrennt ist. Binnen kurzem dürfte es ein Stapelplatz für den Handel dieser Insel sowohl, als eines großen Theils des indischen Archipels seyn. Die englischen Kaufleute werden dort die einheimischen Erzeugnisse gegen die des Mutterlandes, Indiens und China's eintauschen, und wird erst der Hafen für frei erklärt, wie es der von Singapore ist, so wird sich auch der Welthandel der neuen Niederlassung zuwenden und sie in kurzem blühend machen. Man versichert ferner, daß die Insel Labuan Kohlengruben besitze, und will in dem benachbarten Borneo ebenfalls dergleichen entdeckt haben. Dieser Umstand würde es herbeiführen, daß England fast ganz allein in diesem Theile der Erde die Kohlen-Lieferungen übernähme. Wenn neue Zwistigkeiten mit dem himmlischen Reiche ausbrechen, so haben die Engländer an Labuan einen unangreifbaren Posten, von wo aus sie mit noch größerer Sicherheit, als 1842, einen Zug nach China unternehmen können. Endlich im Fall eines

*) Vgl. Nr. 16 und 17 des Magazins.

**) In den Zeitungen ist kürzlich davon die Rede gewesen, daß die Holländer gegen diese Abtretung Einspruch thun wollten. Dies beruht aber auf einer Verwechselung, da es zwar einige Inseln im indischen Archipelagus giebt (wozu auch das von dem preußischen Missionair Rötger besuchte Bintang oder Riouw gehört), die vertragsmäßig von den Engländern nicht besetzt werden dürfen, sondern unabhängig bleiben sollen, doch ist darunter weder Borneo noch Labuan begriffen.

Seekrieges mit einer europäischen Macht oder mit den Vereinigten Staaten ist England durch den Besitz der Insel Labuan in den Stand gesetzt, das chinesische Meer gegen die Handelsschiffe seiner Feinde abzusperren.

Alle politischen und kommerziellen Vortheile der neuen Kolonie werden in England auch vollkommen gewürdigt. Man sieht in ihrer Erwerbung einen neuen Schritt zur ausschliesslichen Herrschaft über Australien. Die äußersten Enden Asiens, Singapore und Hong-Kong, besetzt haltend, hat England schon einen grossen Theil Neu-Hollands inne, im Osten Sidney und Port-Philipp, im Süden Adelaide, im Westen die Niederlassungen am Schwanenfluß, im Norden Port-Eslington. Es hat sich in Vandiemensland festgesetzt, schickt methodistische Missionaire nach allen Inselgruppen des grossen Oceans, trifft Maßregeln, um in Neu-Seeland die Fehler des letzten Gouverneurs zu verbessern, und faßt festen Fuß bei und in Borneo — immer bemüht, sich aller Punkte zu bemächtigen, die auf dem Wege des Welthandels liegen, und seiner unermüdlichen Industrie neue Absatzquellen zu eröffnen.

Die Insel besitzt eben so wie Borneo selbst eine verschwenderische Fruchtbarkeit; abwechselnd der Sonnenhitze und dem Regen ausgesetzt, ist der Boden beider Inseln für den Anbau der verschiedensten Pflanzen empfänglich. In den Wäldern findet man dieselben üppigen, riesenhaften Bäume, als auf der mährchenhaft schönen Insel Celebes; Benzoe, Kampher, Wachs, Pfeffer, Zuckerrohr bilden die hauptsächlichsten Ausfuhr-Artikel, die nach Singapore gebracht werden. Die Sagopalme ist in Borneo besonders häufig, und wenn wieder Ruhe und Sicherheit ins Land zurückkehrten, so würden sich bald fleißige Chinesen, die, troß der Verbote ihres Kaisers, schaarenweise nach den Sunda-Inseln auswandern, auf Labuan und Borneo niederlassen und nach einem vervollkommneten Verfahren, wie sie es in Malakka eingeführt haben, die Sagobereitung betreiben. Die gebirgigen Gegenden Borneo's eignen sich vortrefflich zum Anbau des Kokos-, Kaffee-, Muskatbaums u. s. w. Die Nutzhölzer sind ausgezeichnet und könnten selbst zum Schiffbau gebraucht werden. Der Reis, der bei den Eingebornen das Korn ersetzt, wird zwar mit vielem Erfolge in Borneo angebaut; indessen wird es immer vortheilhafter seyn, ihn aus Siam und Cochinchina zu beziehen und den Boden zu einträglicheren, mehr von dem europäischen Handel gesuchten Erzeugnissen zu benutzen.

Der Reichthum an Mineralien ist in Borneo eben so groß, als der an kostbaren Pflanzen. Man findet daselbst Diamanten, Gold, Zinn, Eisen, Spießglanz und, wie wir bereits sagten, ein noch kostbareres Mineral als diese alle — Steinkohlen. Die Bergleute der Insel sind Chinesen. Man schätzt den Werth des jährlich in der Provinz Sambas gewonnenen Goldes auf eine halbe Million Pfund Sterling, obgleich die Vorrichtungen, die dabei angewendet werden, höchst unvollkommen sind. Das meiste Gold soll übrigens in der von dem Engländer Brooke (vgl. Nr. 17) beherrschten Provinz Sarawak zu finden seyn.

Die Klasse der Vögel hat auf der Insel ihre glänzendsten Repräsentanten. Affen von jeder Gattung und jeder Größe, vom kleinsten bis zum Orang-Utang, bevölkern die Wälder. Nützliche Thiere dagegen, wie Pferde, Esel, Kameele, sind nicht vorhanden; das Geschlecht der Elephanten ist im Erlöschen, die Familie der Katzen fehlt ganz und gar; man trifft weder Tiger, noch Löwen, noch Leoparden. Eben so ungekannt sind dort Bären, Wölfe, Füchse, Schakals und Hunde. Dafür finden sich Nashorne, Eber, Büffel, Ziegen und Kaninchen. Die Schlangen sind an der Küste selten, im Innern häufig; die Flüsse wimmeln von Alligatoren. Die Seefische, die an der Küste gefangen werden, sind ausgezeichnet; der Fischfang selbst ist in den Händen der Chinesen.

Die Willkür der Pangerans oder Beamten des Sultans ist in Borneo unbeschränkt; das Volk ist völlig ohne Schutz. Die Rechte des Schwachen werden nirgends vertheidigt und anmaßliche Uebergriffe niemals bestraft. Die Existenz der Bevölkerung schwebt in einer fortdauernden Unsicherheit, denn bald führen die Stämme unter einander Krieg, bald machen die Seeräuber verheerende Einfälle, bald rauben und plündern die Pangerans oder ihre Diener. Der Sultan ist unumschränkter Herr, die Unterthanen werden als sein Eigenthum betrachtet, indeß reicht seine Macht nicht weit. Der Mangel einer geordneten Verwaltung, die Schwierigkeit der Communication zwischen der Hauptstadt und den Provinzen, die Aufsässigkeit gewisser Stämme beschränken das landesherrliche Ansehen. Der Abstand der Racen vermehrt desgleichen die Schwäche der Centralregierung. Die inneren Kämpfe, die Brooke zu seiner Herrschaft verholfen haben, können später den Engländern die ganze Insel in die Hände liefern. Ein einziges Wort der neuen Herren in Labuan kann einen unversöhnlichen Krieg der Racen unter einander hervorrufen.

Brooke schildert den Sultan nicht eben mit schmeichelhaften Worten. „Er ist", sagt er, „ein Mann von mehr als funfzig Jahren, klein und dick, mit Gesichtszügen, die vollkommen die Schwäche seines Geistes verrathen. Man liest ihm die Verwirrung seiner Begriffe aus den Augen; er hat weder Würde, noch Beobachtungsgabe, noch überhaupt gesunden Menschenverstand. Er kann weder lesen noch schreiben und ist immer der Meinung dessen, mit dem er zuletzt gesprochen hat. Seine Rathgeber sind von niedriger Herkunft und werden ihm sowohl durch ihre Unwissenheit als Habgier verderblich. Er spricht fortwährend und gewöhnlich in spaßhaftem Tone, denn eine ernste Sache kann ihn nicht fünf Minuten aufmerksam erhalten. Das Beste, was man von ihm sagen kann, ist, daß er weder boshaft noch grausam ist und, troß seiner Habsucht, auch großmüthig seyn kann."

Mannigfaltiges.

— George Sand in England. Unter den von der englischen Presse angekündigten literarischen Neuigkeiten befindet sich auch eine Uebersetzung der sämmtlichen Werke George Sand's, die von einer Dame, Mrs. (oder Miß) Hays, herrührt. Noch vor zehn Jahren hätte ein solches Unternehmen in England zu den Unmöglichkeiten gehört — so stark waren die Vorurtheile, welche man gegen die geistvolle Französin hegte. Ein damals in der Quarterly Review erschienener Artikel, der die Gefährlichkeit ihrer Schriften und das Unsittliche der darin entwickelten Grundsätze mit den grellsten Farben zeichnete, hatte sie in den sozialen Bann gethan; der Abscheu gegen diese Repräsentantin des emanzipirten Frauenthums gab zu den widersinnigsten Fabeln Anlaß, und man stellte sie als ein moralisches und physisches Ungeheuer dar, um das Recht zu haben, ihre Werke auch ungelesen zu verdammen — ja, diejenigen, die ihre Stimme am lautesten gegen sie erhoben, hätten den Verdacht, sie gelesen zu haben, als eine Beleidigung aufgenommen. Wie ein Jeder, so wenig er auch seinem Urtheil über andere Gegenstände trauen mag, sich doch für fähig hält, über Politik und Religion mitzusprechen, so glaubte man auch durch eine Art von moralischem Instinkt über die unbekannten Lehren einer unbekannten Schriftstellerin den Stab brechen zu können. Seit einigen Jahren ist jedoch in diesem Punkte eine bemerkenswerthe Reaction eingetreten. Der in neuester Zeit so oft genannte italiänische Flüchtling Mazzini war der Erste, der es sich zur Aufgabe machte, dem britischen Publikum richtigere Begriffe über den Charakter und die Tendenzen der Sand beizubringen, und die Foreign Quarterly Review theilte bald darauf eine kritische Uebersicht ihrer Werke mit, die, vom strengsten moralischen Standpunkt ausgehend und ohne die Verirrungen der leidenschaftlichen Südländerin zu entschuldigen, die hohe Genialität ihrer poetischen Conceptionen, ihre tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens und den Adel ihrer Gesinnungen ins gehörige Licht stellte. Das Vorurtheil gab erst dem Zweifel und dann der Neugier Raum; man fühlte das Bedürfniß, sich durch eigene Prüfung über die wahre Natur der so verschrieenen Bücher aufzuklären, die jetzt anfingen, im Original wenigstens einen zahlreichen Leserkreis zu finden. Uebersetzungen erschienen nur einzeln in Fraser's Magazine und anderen periodischen Blättern, die aber, wie es scheint, auch im grösseren Publikum Anklang fanden und das Verlangen erregten, eine vollständigere Version dieser in unserer Zeit Epoche machenden Dichtungen zu besitzen. Ob es indessen hierbei ganz ohne Auslassungen und resp. Umschreibungen abgehen wird, möchten wir bezweifeln, da die öffentliche Meinung in England eine scharfe, fast peinliche moralische Censur ausübt und manche Situationen, namentlich in den früheren Romanen der Sand, mit etwas zu glühenden Farben ausgemalt sind, um vor jenem strengen Richterstuhle Gnade zu finden. Es will uns übrigens bedünken, daß eine solche moralische Censur auch diesseits des Kanals nicht ganz unzweckmäßig seyn dürfte und sich durch ganz andere Gründe rechtfertigen ließe, als die Beaufsichtigung der politischen Presse, indem hier der wichtige Umstand eintritt, daß sie vom Volke selbst gehandhabt wird und den Ausdruck des Volkswillens und des Volksgeistes bildet. Wo das sittliche Gefühl abgestumpft ist, wird auch die wahre politische Freiheit eine Chimäre bleiben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Dienstag den 16. Februar 1847.

Blicke auf den Zustand der Bewohner unserer Provinzen an den russischen und polnischen Gränzen.

Von Eduard Pelz (Treumund Welp).

Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
Malte, eh sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute waltet schon das Morgen.

Schiller.

Im ersten Bande von Weil's constitutionellen Jahrbüchern für 1844 habe ich, die Gegenwart betrachtend, zu zeigen versucht: wie wenig wir Deutschen die Eventualität eines Krieges mit Rußland zu fürchten haben, wenn wir den Feind unter uns nur gehörig bekämpfen und besiegen.*) Weit minder beruhigend aber sind die Ergebnisse einer Betrachtung, die wir über jenes Land in Bezug auf eine Zukunft anstellen, wie sie, dem natürlichen Laufe der Dinge nach, sich gestalten kann, wird oder muß. Wir sehen seit Peter I. Rußland einen höchst bedrohlichen Weg einschlagen, der in den neuesten Zeiten schon bis auf die bedenklichste Höhe gesteigert worden ist. Ich meine die Verfolgung des Fabriken- und Manufaktur-Systems. Daß Rußland, in Folge seiner dünnen Bevölkerung und unzureichenden Bodenbenutzung, namentlich in den nördlichen Gegenden, der Zufuhr von Lebensmitteln bedurfte und bedarf, hat sich zu allen Zeiten dargethan. Daß es noch heute hiervon keine Ausnahme macht, thut sich in seinen Ausfuhr-Verboten kund. So lange die Bevölkerung eben, hauptsächlich mit der Bodenkultur sich beschäftigend, über das weite Land verbreitet war, gab dieser Umstand — verbunden mit der Leibeigenschaft — noch ziemliche Garantie gegen die Folgen großer Umwälzungen; denn ehe sich eine, Gefahr für uns abgebende, Menge zusammenzuschaaren vermochte, ließen sich Mittel zur Dämpfung finden, zumal wenn eine kräftige Hand im Reiche das Ruder führt. So lange Polen, mit seiner leibeigenen, meist ackerbauenden, also auch zerstreut lebenden Bevölkerung, noch eine Vormauer bildete, lag für uns die Sorge um eine tüchtige Gränzwache immer noch ferner als dermalen, wo ohne besondere Vorsichtsmaßregeln vom Hunger in Bewegung gesetzte Völkerschaften binnen wenigen Stunden vor den Thoren einer deutschen Hauptstadt stehen könnten. Der Hunger peitschte die Horden in der Völkerwanderung auch einst aus unkultivirten Gegenden und kann es wieder thun; wenigstens liegt nicht die geringste zuverlässige Sicherstellung dagegen vor.

Allerdings ist der dritte Theil der zwanzigtausend Fabriken Rußlands in den Händen der Krone, und dem anderen Drittheil fließen noch Staats-Unterstützungen zu; indessen schon jetzt fängt man an, mit diesen Unterstützungen einzuhalten, obschon die Menge der Fabriken in der jüngsten Zeit so im Steigen war, daß sie sich binnen drei Jahren verdoppelte. Dazu kömmt der Umstand, daß diese Fabriken sich hauptsächlich zu zwei Hauptknoten in und um Petersburg und Moskau zusammenballen, und daß der Russe, wenn er Fabrikarbeiter geworden ist, zum Ackerbau noch viel untauglicher erscheint, als selbst unsere Fabrikbevölkerung, so daß in Rußland die Hinleitung zum Fabrik-System geradezu das Grab der jetzt schon so oft unzulänglichen Bodenkultur genannt werden muß. Kommt eine Eisenbahn-Verbindung zu Stande, so können sich diese bedenklichen Zustände nur steigern. Jeder deutsche Patriot wird gewiß geneigt erscheinen, sich die Frage zu stellen: Wie steht es unter solchen Umständen um die Bevölkerung unserer Gränzmarken? Diese Frage drängt sich uns um so unabweisbarer auf, je mehr wir in letzterer Zeit Gelegenheit gehabt, die Unzuverlässigkeit der früheren Gränzwächter Rußlands zu erkennen.

Obschon durch meine Bestrebungen, mich selbst zu unterrichten und Anderen die Ergebnisse mitzutheilen, in den schimpflichen Verdacht der Theilnahme an geheimen aufrührerischen Bestrebungen der Westslawen gekommen oder böswillig gebracht, habe ich doch nie aufgehört, nach Kräften fortzustreben, weil ich dies für eine Pflicht als Sohn des deutschen Vaterlandes erkannte. Nicht als ob ich mir dazu einen besonderen Beruf angemaßt, sondern weil mir in der That etliche Mittel zu Gebote standen, die nicht Jeder hat. Namentlich konnte und kann ich mich auf persönliche Bekanntschaften mancher Art stützen, so daß mein Sehen nicht blos auf die beschränkten eigenen Augen zurückgeführt ist. Demnächst will ich hier ein paar briefliche Mittheilungen der Oeffentlichkeit übergeben, die von einem Manne herrühren, der unter tausend Anderen geschickt erscheint zu einem kompetenten, unparteiischen Urtheil in der Sache; denn er ist selbst polnischen, altadeligen Stammes, bewohnt eine Gränzprovinz und hat als großer Grundbesitzer eine lange Lebenszeit hindurch die mannigfaltigsten Gelegenheiten gehabt, die Verhältnisse ganz genau kennen zu lernen. Sein Name thut vor der Hand nichts zur Sache, darum will ich denselben noch weglassen und nur die gehaltvollen Briefe mittheilen; sie lauten wörtlich:

*) Der Aufsatz führte den Titel: Rußlands Lage und Deutschlands Gefahren.

E. P.

1.

Sehr verehrter Freund! Sie wünschen von mir eine genauere Schilderung der Lage und Stimmung des polnischen Volkes in den von Deutschen beherrschten polnischen Provinzen, insbesondere Oberschlesiens. Diesem Wunsche möglichst nachzukommen, schreibe ich Ihnen zuvörderst ein Urtheil eines hiesigen, sehr geachteten, eingeborenen Gutsbesitzers, des Herrn von Hochberg auf Mokrau bei Nikolai, über diese Zustände ab, welches sich gedruckt in den Verhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1845 findet; es lautet folgendermaßen:

„Der Oberschlesier slawischer Abkunft unterscheidet sich in seiner Volksthümlichkeit vor allen anderen benachbarten Völkern, besonders von den Deutschen, weil er sehr natürlich darin den Polen mehr gleicht. Alle Verhältnisse, die Jahrhunderte lang in ganz anderer Art, als in Polen, auf dieselbe einwirkten, haben endlich aus ihm einen Deutsch-Polen gebildet, der den Polen nicht liebt, aber auch dem Deutschen kein Vertrauen schenkt; der keine entschiedene Nationalität, wohl aber nationelles Naturell besitzt, blos an seinen alten Gebräuchen hängt; der zwar nicht aus Grundsatz Alles verwirft, was ihn dem Deutschen näher bringt, der jedoch germanisirt, wenn er nicht fortwährend unter Deutschen lebt, sofort in seine Eigenthümlichkeit zurückkehrt. So wird denn zwar deutsche Sprache mit Eifer verbreitet, deutsche Sitte seit langer Zeit eingeführt, die Fortschritte sind indeß als wenig genügend zu bezeichnen. Der Schulknabe legt für immer sein deutsches Lehrbuch bei Seite, wenn er der Schule entgangen ist; der Soldat vergißt das wenige erlernte Deutsch und nimmt seine alte Sitte und Kleidung an, wenn er seine Dienstzeit beendet hat. Ausnahmen hiervon sind ziemlich selten.

„Der Oberschlesier ist übrigens folgsam, seinen Vorgesetzten bei guter Behandlung innig ergeben und zugethan, und hat ein natürliches Rechtsgefühl, so daß er eine angemessene Strafe ohne Rachegefühl als natürliche Folge seines Vergehens ansieht und empfängt. Leichtsinn ist dagegen sein Fehler. Was er erworben, will er gewöhnlich auch verzehren. Daher ist Eigenthums-Erwerbung nicht seine Sache. „„Ich muß sehen, wie ich durch die Welt komme; meine Aeltern haben mir nichts hinterlassen; mögen meine Kinder sich auch selbst das Brod verdienen!““ das ist eine sehr vielfältig gehörte Ansicht der Leute, aus welcher dann wenig Achtung für fremdes Eigenthum entspringt.

„Alte Sitten und Gebräuche vererben sich, indeß mildert die Zeit das Schroffe derselben, und insbesondere ist bereits so mancher Gebrauch verschwunden, sobald polizeiliche Maßregeln demselben entgegentreten, denn der Oberschlesier beweist sich meist erst dann recht folgsam, wenn man ihm mit Ernst entgegentritt. Jede halbe Maßregel aber bleibt unbeachtet. So z. B. ist die Gewohnheit, am ersten Mai vor den Hausthüren junge Bäume aufzustellen, verschwunden, als die Polizei dies zur Schonung der Wälder streng untersagte. Die Ankündigung, daß binnen sechs Jahren breite Wagenspur einzuführen sey, blieb gänzlich unbeachtet, als aber am Ausführungstage mit Strenge darauf gehalten wurde, war das breite Geleis in kürzester Zeit allgemein im Gange.

„Der Enthaltsamkeits-Verein gegen das im Uebermaße bestandene Branntweintrinken hat unendlichen Segen gebracht, und obgleich Viele rückfällig geworden sind und noch werden, so bleiben die Bessergesinnten dem Versprechen der Enthaltsamkeit dennoch treu, sehen den überwiegenden Nutzen derselben ein und betrachten den Rausch als Schande, was früher gar nicht der Fall war."

So von Hochberg, und ich kann meinerseits dieser Sittenschilderung unseres oberschlesischen Landvolks (in seinem polnischen Theile, denn mehrere Kreise sind deutsch) in allen Stücken nur zustimmen; natürlich handelt es sich hier nur von dem eigentlichen Volke, wozu auch die meisten niederen Klassen der Bewohner unserer Städte noch zu rechnen sind, während alle übrige,

höhere Klassen derselben bereits gänzlich deutsch oder germanisirt sind und gar nicht mehr zum Volke gerechnet werden können, da dieselben in der That durchgängig nur die gewöhnlichen deutschen Ansichten in Sitte und Gesinnung hegen und pflegen und mit dem eigentlichen Volke nur in geringe Gemeinschaft und nähere Berührung kommen, oder, wo dies doch der Fall, sich dabei nur als Gebietende benehmen, ohne irgend in die Eigenthümlichkeit des Volkes weiter einzugehen.

In der That existirt dermalen in ganz Oberschlesien nur noch das eigentliche Volk als besonderer Stamm mit eigener Sprache, Sitte und Gesinnung, und muß man die höhere Klasse des oberschlesischen Stammvolks als ganz ausgestorben ansehen, da Alles, was dahin zu rechnen, nämlich alle öffentliche Beamten bis auf den Gendarm herunter, mit alleiniger Ausnahme der Dorfschulzen, alle Rittergutsbesitzer und deren Beamte, alle Geistlichen und Schullehrer in den Städten, ja selbst die Meisten derselben in den Dörfern, alle Künstler und höhere Gewerbetreibenden, Deutsche oder doch dem Wesen nach Verdeutschte sind, die — wenn sie ihre Muttersprache noch verstehen — sich derselben doch nur im Umgange mit Leuten aus dem Volke und ihrem Gesinde zu bedienen pflegen, die in der Regel nur deutsche Bücher lesen und das Polnische nicht, wenigstens nicht korrekt, zu schreiben verstehen, mit Polen und polnischer Literatur und polnischen Bestrebungen in fast gar keiner Verbindung stehen, ja ohne Kenntniß derselben sind und daher lediglich nur deutsche Bestrebungen und deutsche Ideen kennen und von deutschen Impulsen getrieben werden, wenn sie überhaupt, was gar häufig der Fall nicht ist, von Fortschritten angeregt werden können. In diesen Klassen kann daher überhaupt nicht von einer politischen Farbe oder Gesinnung die Rede seyn, die irgendwie noch den Charakter oder die Nationalität der Polen erreichte.

Am ersten noch dürfte unter den katholischen Geistlichen, da sie sämmtlich unmittelbar aus unserem polnischem Volke hervorgehen, indem nicht leicht ein reiner Deutscher, der Sprache halber, das Amt eines Pfarrers in Polnisch-Oberschlesien sucht und erlangt, ein Rest von altpolnischem Wesen anzutreffen seyn und dieselben auch hier und da noch mit der echt polnischen Geistlichkeit im Konigreich Polen und den unter Oesterreichs Scepter stehenden Slawen-Ländern, z. B. auch mit der Klostergeistlichkeit in Czenstochau, Krakau und anderen Orten, in näherer Verbindung stehen, die sich indeß doch im Wesentlichen nie eigentlich auf politische Ansichten und Gegenstände bezieht, sondern im Ganzen nur darauf hinaus läuft, durch Erhaltung der alten abergläubischen Bigotterie und jedes Licht scheuenden Dummheit unter dem ganzen polnischen Volke der niederen Stände gemeinschaftlichen Nutzen von demselben zu ziehen und dasselbe fortwährend in der alten hergebrachten Weise, durch Seelenmessen, Opfergänge, Kollekten rc., gemächlich zu besteuern.

Dieses Volk seinerseits hat sich hingegen gegen den Einfluß seiner deutschen Beherrscher und Umgebungen fast gänzlich abgeschlossen und mit Unempfänglichkeit gewappnet, und was auch gethan wird, um dasselbe ebenfalls, gleich den höheren Ständen, zu verdeutschen, es will nicht gelingen und wird nicht gelingen. Es hegt ein unbegränztes Mißtrauen gegen Alles, was von diesen ausgeht, dagegen die Ueberzeugung, daß der König selbst es gut mit ihnen meine, und daß nur die unteren Behörden und die Dominialbesitzer die Schuld trügen, daß die Bauern nicht durchgängig schon freie Eigenthümer ihrer Besitzungen ohne Abgaben und Lasten seyen. Es weiß sehr wohl, daß es unter der preußischen Herrschaft sich minder bedrückt finde, als drüben in Polen, und dies weiß es sehr wohl zu schätzen; nichtsdestoweniger aber würde es, falls etwa einmal ein Aufstand im Sinne der Volkspartei, wie z. B. der letzte in Gallizien, Fortgang gewänne und sich weiter ausbreitete, nicht anstehen, ebenfalls in diesem Sinne aufzustehen, um am Gutsbesitzer und Beamten sein Müthchen zu kühlen und seine Raublust vorwalten zu lassen, wobei mitunter, wenn auch nicht so allgemein, auch Grausamkeiten und Todtschläge wohl vorkommen dürften, wie dies z. B. bereits im Jahre 1811 in ähnlicher Art der Fall war; besonders ist dies im Pleßner Kreise, der überhaupt noch am meisten den altpolnischen Charakter in dieser Hinsicht sich erhalten, am ersten zu befürchten. Eigentlicher Haß gegen die Deutschen als solche findet zwar nicht statt, allein — wie gesagt — ein großes und allgemeines Mißtrauen gegen deren Einwirkungen auf das Volk, was auch so lange fortdauern wird und ganz natürlich ist, so lange man fortfährt, auf bisherige Weise die Nationalität gänzlich zu ignoriren; alle öffentliche Erlasse, Gesetze und Befehle rc. nur in deutscher Sprache kundzuthun, die polnische Sprache als solche in Schulen und im öffentlichen Leben gänzlich zu vernachlässigen und zu beseitigen und sich dadurch das Volk ganz und gar zu entfremden und von sich entfernt zu halten. Denn — wie gesagt — die Hoffnung muß man aufgeben: unser Volk zu germanisiren und zu Deutschen zu machen; und einen Einfluß zum Bessern auf dasselbe wird man nur dann gewinnen, wenn man z. B. in den Schulen aufhört, die Jugend gleich Papageien deutsche Wörter buchstabiren und lesen zu lehren, ohne ihnen deren Sinn begreiflich zu machen, statt ihnen reelle, für das Leben brauchbare Kenntnisse in polnischer Sprache beizubringen und ihren Geist durch gute, in polnischer Sprache geschriebene Bücher moralisch und intellektuell auszubilden, statt — wie bisher — denselben nur durch abergläubische Ceremonien und Herplappern von oft anstößigen Gebeten und Litaneien immer mehr zu verfinstern und zu verdumpfen und dadurch zu dem unsinnigsten Aberglauben, der ohnehin noch von früher im Volke vorherrscht, noch fortwährende Nahrung zu geben. Wenn man ferner seitens der höheren and anderen Behörden die Einsicht gewinnt, daß, wenn man auf das Volk Einfluß gewinnen will, man sich zu demselben herablassen und in seinem Sinne und in seiner Sprache mit ihm verkehren müsse, nicht aber erwarten dürfe, daß das Volk seinerseits sich zu seinen, ihm als fremd erscheinenden Behörden und Herren erheben und deren Sprache und Sitte annehmen solle, was stets zwar hier und da, doch immer nur von Einzelnen, so lange es deren Vortheil unumgänglich erheischt, geschehen, nie aber bei der Masse des Volks der Fall seyn wird; und daß man demnach, statt wie bisher in den niederen Schulen Deutsch, bei uns in den höheren Schulen auch Polnisch lernen müsse, damit der in polnischen Gegenden anzustellende Beamte Gelegenheit habe, sich diese Sprache anzueignen, um in derselben dann mit dem Volke in dessen Sprachweise verkehren und dadurch Vertrauen und Einfluß gewinnen zu können. *)

Uebrigens ist im Allgemeinen unser Volk noch immer arm zu nennen, wennschon es in neuerer Zeit vielfache Gelegenheit zu gutem und fortwährendem Verdienst in den meisten Gegenden der Provinz und darin einen großen Vorzug vor vielen Gegenden Deutschlands und besonders Niederschlesiens hatte; allein dasselbe ist von Natur zum Leichtsinn geneigt und hat noch nicht gelernt, mit Gelde umzugehen, da es in früherer Zeit dasselbe in der That oft kaum dem Namen nach kannte; die gemachten Arbeits-Verdienste gewannen in der Tasche desselben daher noch keinen rechten Halt und wanderten meist ihrem größten Theile nach unmittelbar nach der Löhnung in die Taschen der Branntweinschenker und Branntwein-Fabrikanten **), da andere Genüsse als Branntweingenuß, höchstens mit einem Tanze nach höchst roher und unharmonischer Musik verbunden, unserem Volke noch bis heute nicht bekannt oder genießbar sind. Und was auch hauptsächlich die Ursache ist, daß das gethane Gelübde der Enthaltsamkeit bei uns jetzt so häufig gebrochen wird, da es an Etwas fehlt, was dem Volke diesen seinen bisher einzigen Genuß irgend zu ersetzen im Stande wäre und dessen, der Erholung gewidmete, Stunden auszufüllen vermöchte, und man es versäumt hat, in dieser Hinsicht auf geeignete Ersatzmittel einzuwirken.

In wirthschaftlicher Hinsicht herrscht im Allgemeinen im Lande unter dem Bauernstande noch große Vernachlässigung vor, und insbesondere ist die eigentliche Hauswirthschaft und Häuslichkeit noch gewaltig zurück und scheint überhaupt nicht Sache des slawischen Stammes. Indeß kann man nicht sagen, daß der hiesige gemeine Mann aus Eigensinn und althergebrachten Vorurtheilen, wie dies so häufig in vielen deutschen Gegenden der Fall ist, ein Fortschreiten in wirthschaftlicher Hinsicht verschmähe, da er im Gegentheil leicht dahin zu bringen ist, Neuerungen und Verbesserungen in seiner Wirthschaft einzuführen, nur müssen sie seine Thätigkeit und Achtsamkeit nicht allzusehr auf die Länge in Anspruch nehmen.

Im Allgemeinen sind überhaupt in der Provinz alle Bedingungen gegeben, den Fortschritt im landwirthschaftlichen Betriebe zu befördern, indem z. B. die Grundstücke der einzelnen Besitzungen und Stellen in der Regel beisammen in einem Komplexus belegen sind, nicht aber — wie in vielen anderen Gegenden — in eine Menge von einzelnen Stückchen und schmalen Streifen vertheilt und vereinzelt; dieselben meist nur in geringerem Maße als in anderen Gegenden mit Lasten und Abgaben belastet sich finden; die Hütungs- und anderen Servituten fast überall bereits abgelöst und die Gemeinheiten getheilt sind; bis jetzt aber auf deren bäuerlichen Besitzungen, die im Ganzen etwa zwei Drittheile der gesammten Grundfläche der Provinz ausmachen, nur noch ganz unbedeutende Schulden haften. Zwar findet sich annoch eine Anzahl von 23,400 Besitzungen der sogenannten Robothgärtner, welche ihre Stellen nicht eigenthümlich besitzen, sondern für deren Besitz den Dominien eine Anzahl von Handarbeitstagen ableisten müssen, allein wenngleich die Inhaber dieser Stellen im Allgemeinen sich nicht in demselben Wohlstande befinden können, als es der Fall wäre, wenn sie dieselben ohne jene Arbeitslast zu Gunsten der Dominien besäßen; so ist doch dies Verhältniß nicht von dieser Seite anzusehen, sondern da diese Besitzungen doch jedenfalls Eigenthum der Dominien und zu deren Besitz gehörig sind, so handelt sich die Frage lediglich darum: ob es für das Wohlbefinden dieser Klasse von kleinen Stellen-Inhabern zuträglicher seyn würde, falls sie diese Stellen von den Dominien lediglich zeitpachtsweise gegen Geld zu erlangen vermöchten, statt wie bisher blos gegen Leistung gewisser, größtentheils nicht eben drückender Handarbeitsdienste? zumal, wie bereits erwähnt, das zu verdienende baare Geld in der Regel nicht großen Halt in den Taschen unserer Dorfbewohner zu haben pflegt; und ob für den Fall der Selbstbewirthschaftung dieser Grundstücke, durch Einziehung seitens der Dominien, die statt der bisherigen Robothgärtner dann nothwendig anzusetzenden Tagelöhner-Familien, in welche Jene dann umzuwandeln, sich wohl in besseren Umständen und Verhältnissen befinden würden? ***)

Da übrigens die große Bildungsfähigkeit und der leicht fassende Geist, die Leichtigkeit, sich in Verlegenheiten zu helfen, so wie der lebhafte Charakter des slawischen Stammes, also auch des Oberschlesiers, allgemein bekannt sind, so erspare ich es mir hinsichtlich derselben mich noch des Näheren auszulassen und dieselben näher zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Von diesen goldnen Lehren könnte man sich in Beziehung des Umganges mit dem deutschen Volke ein gutes Theil gleichfalls gesagt seyn lassen. C. P.

**) Zur großen Schande der Arbeitsgeber, die es unterlassen, die Köpfe ihrer Arbeiter zu seyn. C. P.

***) Ohne gewisse, vorher zu treffende, immerhin vormundschaftlich zu nennende Einrichtungen, dürfte dies durchschnittlich kaum der Fall seyn, wie ich kürzlich in einer kleinen Broschüre: „Die Stellung der Arbeiter bei der Landwirthschaft" (Breslau), darzuthun versucht habe. C. P.

Frankreich.

Ozanam über „Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts“.

(Schluß.)

„Ozanam“, führt sodann der Verf. weiter aus, „hat es sich zur Aufgabe gemacht, zunächst die Philosophie Dante's ins Licht zu setzen. Er beklagt die meist so ungünstige Beurtheilung der Philosophie des Mittelalters aus Unwissenheit, die Verachtung erweckt, aus Verachtung, die ihrerseits wieder die Unwissenheit ermuthigt. „„Man schildert sie uns““, sagt Ozanam, „„als sey sie barbarisch in ihrer Sprache, pedantisch in ihren Formen, mönchisch in ihrer Richtung .... Nun aber ist hier bei Dante eine Philosophie, welche sich in der klangvollsten Sprache ausdrückt, in einer Mundart, welche Frauen und Kinder verstehen. Ihre Unterweisungen sind Gesänge, welche die Fürsten sich vorlesen lassen, um ihre Mußestunden zu schmücken, welche die Handwerker deklamiren, um sich von ihrer Arbeit zu erholen. Hier ist sie vom Gefolge der Schule und der Dienstbarkeit des Klosters befreit; sie liebt es, sich den süßen Geheimnissen des Herzens zuzugesellen, den lärmenden Kämpfen öffentlicher Streitigkeiten. Sie ist traulich, weltlich und ganz volksthümlich. Versucht man, ihr im Verlaufe ihrer Forschungen zu folgen, so sieht man, wie sie vom tiefen Studium der menschlichen Natur ausgeht, wie sie ihre Vermuthung über die ganze Schöpfung ausbreitet, um sich am Ziele zu verlieren, am Ziele aber nur in der Betrachtung der Gottheit.““ In Dante findet Ozanam einen Dichter, der in einem stürmischen Jahrhundert erscheint und gleichsam mit Gewittern umhüllt einherschreitet. Dennoch ahnt er hinter den veränderlichen Schatten des Lebens die unveränderlichen Wirklichkeiten. Geleitet durch die Vernunft und den Glauben, eilt er der Zeit voraus. Er dringt in die unsichtbare Welt ein, nimmt Besitz von ihr und läßt sich darin nieder, wie in seinem Vaterlande, er, der kein Vaterland mehr hat. Läßt er von dieser Höhe seine Blicke auf die menschlichen Dinge fallen, so enthüllt er deren Ursprung und Ziel zu gleicher Zeit; folglich mißt und richtet er sie. Seine Reden sind Lehren, welche die Ueberzeugung beherrschen und die Gewissen unterjochen; zugleich prägen sie sich durch den Rhythmus dem Gedächtnisse ein. Sie sind gleichsam eine niemals schweigende Predigt, welche der Masse gehalten wird, die sie dadurch fesselt, daß sie sich dessen bemächtigt, was am stärksten in ihr ist, nämlich der Vernunft und der Liebe.“

„In der göttlichen Komödie“, fährt der Verfasser fort, „erkennt Ozanam die Vereinigung zweier so seltenen Dinge, eine poetische und volksthümliche Philosophie und eine philosophische und wahrhaft soziale Poesie, ein merkwürdiges Ereigniß, wie er sagt, das eine der höchsten Stufen bezeichne, welche der menschliche Geist jemals erreicht habe. Dieses Ereigniß soll, meint Ozanam, die Veranlassung seyn, die intellektuelle Kultur der Epoche, in der es sich ereignete, zu würdigen, und daß wir uns könnten versucht fühlen, den Zeitpunkt, den man als die Wiedergeburt der Wissenschaft bezeichnet, um zwei Jahrhunderte hinaufzuschieben. „„Man wird eingestehen müssen““, sagt Ozanam, „„daß man damals die Kunst, zu denken, und das Gedachte auszusprechen schon kannte, als man noch zu glauben und zu beten verstand. Wir werden diesem katholischen Zeitalter unsere Huldigung darbringen, jener schönen Jugend der christlichen Menschheit, wohin wir in unseren Tagen, wo wir im stürmischen Mannesalter sind, unsere Blicke zu wenden das Bedürfniß haben. An diesen verspäteten Bekenntnissen fehlt es gegenwärtig nicht, und dennoch, wenn es erlaubt ist, an diese Arbeiten einige Hoffnungen zu knüpfen, so wären es die, jene noch zu vermehren. Es war hauptsächlich eine kindliche Pietät, welche uns beherrschte, als wir die Thatsachen und Ideen sammelten, welche in diesem Buche enthalten sind; es waren einige Blumen mehr, die wir auf die Gräber unserer Väter streuten, welche groß und gut waren, einige Weihrauchkörner, welche wir auf dem Altar dessen opferten, der sie für seine Absichten groß und gut machte.““

„Somit“, bemerkt der Verf. weiter, „hat denn auch Ozanam selber die innerlich religiöse Beziehung seines Werkes angegeben. Da die alle Zeitlichkeit und Ewigkeit, alle Höhen und Tiefen umfassende Weltanschauung Dante's wesentlich auf philosophisch-theologischem Grunde ruht und zugleich als ein nur auf dem erhabensten Standpunkte der so reichen philosophischen Entwickelung seiner Zeit gewonnenes Ergebniß sich darstellt, so ist eine genetische Darlegung der Philosophie Dante's, wie sie Ozanam namentlich in Bezug auf die Divina Comedia giebt, für das Verständniß der letzteren offenbar von der höchsten Bedeutung. Von hier verbreitet sich über Inhalt und Form der Divina Comedia in ihrer ganzen vollen Eigenthümlichkeit oft das überraschendste Licht, und es ist hier stets, man möchte sagen, der von der Phantasie beschwingte Gedanke, der seinen Weg vom Kopfe in die Feder durch das Herz nimmt. Dante selber erklärt, daß die Art der Philosophie, der er sich ergeben, die moralische oder ethische, daß das Ziel, welches er sich vorgesteckt, das Praktische und nicht die müßige Speculation sey. Die Moral ist in seinen Augen die Lenkerin der menschlichen Vernunft, sie ordnet deren Oekonomie, sie bereitet den übrigen Wissenschaften, die ohne sie nicht bestehen können, ihre Stelle. „„Weil nun““, bemerkt Ozanam (zum Theil mit Berufung auf den italiänischen Dichter und Aesthetiker Grabina aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts), „„der praktische Nutzen das Ziel aller Forschungen Dante's ist, weil sogar das Studium als eine moralische Verbindlichkeit und die Wissenschaft als eine Pflicht betrachtet wird, so kann es nicht auffallen, wenn alle erworbene Kenntnisse nach dem Begriffe des Guten und des Bösen eingetheilt sind. Es wird sich ein Inbegriff von Lehrsätzen zeigen, welche zuerst das Böse umfassen, dann das Böse im Kampfe mit dem Guten, endlich das Gute selbst im Menschen, in der Gesellschaft, im zukünftigen Leben und den äußeren Wesen, deren Einfluß die menschliche Natur unterworfen ist. Die unsichtbare Welt wird der Hauptschauplatz seiner Forschungen seyn, weil die Räthsel dieser sichtbaren Welt erst dort ihre sichere Lösung finden ..... So werden die wissenschaftlichen Vernunftbegriffe gleichsam von selbst in den poetischen Rahmen eintreten, welchen die religiöse Tradition in Hölle, Fegefeuer und Paradies darbietet.““

„Hier ist Ozanam“, bemerkt der Verf. zum Schlusse seines Vortrags, „was in dem wunderbaren Gedichte selber Virgil dem Dante ist, ein kundiger und sinniger Führer, dessen erleuchtetes Auge alle Höhen und Tiefen gemessen und im Verborgenen die lebendigen Mächte geschaut hat, die hier der Schöpfung unsterbliche Hülle gewoben. Hat man, von den vortrefflichen Erläuterungen deutscher Uebersetzer geleitet, in der göttlichen Komödie die ernste Wanderung durch die mächtigen Räume ewiger Verzweiflung, durch das dämmernde Land trostvoller Läuterung bis in die glanzvollen Gefilde des himmlischen Lichtes und zu dem Urquell göttlicher Herrlichkeit hin, unter den wechselnden Empfindungen des schauervoll erhabenen Entsetzens, der freudigen, hoffnungsreichen Erhebung und des seligen Entzückens vollbracht, so darf man es nicht verschmähen, an der Hand Ozanam's die Wanderung noch einmal zu unternehmen, um diesem Hohenliede der Weisheit und Liebe, wie es hier zu reichster Fülle des herrlichsten menschlichen Fühlens und Denkens sich erschließt, die gerechteste Bewunderung, die wärmste Verehrung zu zollen. Aber wie oft wir fernerhin, angezogen und gefesselt von dem Reizvollen und Gewaltigen der erhabensten Dichtung, jenen so reich und tief bedeutsamen Weg durch ihre sinnvollen Gebiete der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses von neuem beschreiten mögen: immer werden wir doch in den Wunsch jenes Weibes einstimmen dürfen, das zu den Zeiten der Kreuzzüge während der Belagerung von Damaskus zwischen Stadt und Lager einem Geistlichen der Franken begegnete, während sie ein Becken mit glühenden Kohlen und ein Gefäß mit Wasser trug. „„Was willst Du thun mit dem Wasser in diesem Gefäße, und was mit der Gluth der Kohlen?““ fragte sie der Mönch. „„Ich trage sie““, antwortete das Weib, „„um mit der Gluth zu verbrennen das Paradies und mit dem Wasser zu verlöschen die Hölle, damit die Menschen künftighin Gott dienen mögen nur und ausschließlich um der Liebe willen.““

Polen.

Der Krakauer Aufstand und die polnische Emigration.

Wir haben lange einer Schrift entgegengesehen, welche von den in Paris angesessenen Polen ausgehen und den Krakauer Aufstand näher beleuchten sollte, so daß sie gewissermaßen als offizielles Aktenstück der Emigration angesehen werden könnte. Erst jetzt sind wir in den Besitz derselben gelangt und machen die Entdeckung, daß die Schrift ihren Ursprung nicht der Emigration überhaupt, sondern nur einer Partei derselben verdankt. Wir müssen gestehen, daß wir sie mit einigem Mißtrauen zur Hand genommen, und daß dieses auch hernach seine vollständige Begründung erhalten hat. Wir haben hier eine Art von Staatsschrift des Fürsten Czartoryski, dessen Verehrer und Anhänger ihre Verfasser sind. Es kann nicht fehlen, daß diese die Gelegenheit benutzen, um gegen ihre Antagonisten, die Demokraten, einen neuen Kriegszug zu eröffnen. Die demokratische Partei ist die Urheberin und die Seele der neuesten Verschwörung so wie des Aufstandes selbst gewesen, eine Thatsache, welche von ihr nicht in Abrede gestellt wird. Da ihr Plan so total mißlang, glauben die Anhänger einer Dynastie Czartoryski oder, was dasselbe ist, die Aristokraten Recht zu haben und ergehen sich gegen ihre Landsleute in leidenschaftlichen Expectorationen. Gewiß hat die demokratische Partei, in dem Maße als sie erstarkt ist, ihre Kräfte überschätzt und sich dadurch zu manchen groben Fehlern verleiten lassen; es ist natürlich unmöglich, ihre neuesten Schritte zu rechtfertigen — aber gegenüber der Aristokratie hat sie am wenigsten Unrecht. Denn einmal hätte diese den Aufstand eben so gern begünstigt, als die Republikaner, wenn sie die Ueberzeugung gehabt, daß sie im Besitze der Sympathieen sey, ja sie hat ihn im Anfange zum Theil begünstigt; dann aber hätte sie zuversichtlich, wenn sie in Aktivität gekommen, noch ärgere Fehler gemacht, als die Demokraten. Denn sie schmeichelt sich, ein Haupt und einen Mittelpunkt zu haben, und zwar im Fürsten Czartoryski; sie meint, es sey nun die Folge dieser äußerlichen Concentration, daß sie auch einem bestimmten Ziele entgegengehe und für dessen Erreichung sichere Mittel ergreife; aber sie merkt nicht die Größe dieser Illusion. Welche Stütze ein schwacher Greis bieten könne, wenn sich Stürme erheben; daß er überhaupt einstweilen nur an der Spitze einer Partei stehe, weil er Reichthümer und offene Salons hat, das haben diese Aristokraten nicht bedacht. Die Aristokratie hat also, Alles in Allem genommen, viel weniger als die Demokratie; denn sie hat nicht einmal die Energie des Handelns.

Hiervon abgesehen, hat die Partei Czartoryski's den Insurgenten von Krakau manche sehr richtige Einwendungen gemacht. Wir müssen kämpfen — sagt sie — nicht um ein sociales System, sondern um die Unabhängigkeit; die Unabhängigkeit ist einstweilen unsere einzige bewegende politische Idee. Die Systeme finden sich nachher aus der Sache selbst. Darauf repliziren zwar die Demokraten, daß man keinen Kampf beginnen könne, wenn man nicht zuvor berechnet habe, wie man das Leben im unabhängigen Staat organisiren werde; man werde, sagen sie, sogleich die Revolution im Keime ersticken, wenn man nicht sofort das Land in eine bestimmte Verfassung bringe; man werde sich der Freiheit nicht erfreuen und sie nicht genießen können,

wenn man nicht vorher bestimmt habe, wie sie im Staate verwirklicht werden solle. Aber darin hat doch unleugbar die Aristokratie Recht, daß in der Freiheit und Einheit sich eher eine Regierungsform finden läßt, als in der Zerrissenheit und Abhängigkeit. Auf welchem Wege wäre jetzt eine allgemeine Verständigung möglich, wo nicht einmal die Polen in Paris sich über Grundsätze vereinigen können und sich jahrelang, ja vielleicht für immer in verschiedene Lager theilen. — Auch gehört es zu den sehr erheblichen Einwendungen gegen die Demokraten, daß ihre Grundsätze nicht Stätigkeit genug besitzen, um eine Allgemeinheit zu erhalten; es wechseln die Systeme mit so großer Eile, daß keines von ihnen zur Reife gedeiht. Wie schwankend die Prinzipien der Krakauer Insurgenten z. B. waren, sehen wir schon aus dem, wenn auch an sich geringfügigen, weil äußerlichen, Umstande, daß ihre Regierungs-Zeitung jeden Tag mit einer neuen Vignette erschien, heute mit dem gekrönten Adler, morgen mit dem nicht gekrönten und übermorgen gar mit einem Abkömmling des russischen. Man hatte 15 Jahre über Systeme geträumt und wollte sie noch unter dem Feuer der Kanonen erfinden. Das ist der Fehler der sogenannten socialen Politik, und mit Recht warnen die Aristokraten vor ihr, indem sie die nationale Politik als den einzigen Rettungsanker anempfehlen. Es ist ein guter Klang in dem Worte: nationale Politik, aber er verliert durch die Definition, welche die Anhänger der Dynastie von ihr uns geben. Sie haben sich um die Gunst der Franzosen und Engländer beworben und unter fremdem Schutz ihr verlorenes Vaterland wieder erlangen wollen; ein solches Bestreben steht mit dem nationalen in zu großem Widerspruch, als daß es sich unter dessen Namen zu empfehlen vermöchte. So müssen die Aristokraten sich gestehen, daß auch sie nicht so handeln, wie sie schreiben und sprechen.

Aber gesetzt auch, sie könnten sich der Besonnenheit und Einheit ihrer Pläne, der Beharrlichkeit in der Ausführung und eines opferfähigen Patriotismus im vollen Sinne rühmen — das Unglück müßte doch in diesem Augenblicke einen Eindruck auf sie machen und ihnen den Mund schließen, den sie jetzt zur heftigen Anklage und Rüge ihrer Landsleute öffnen; denn die Folgen des letzten unseligen Aufstandes haben nicht die Demokraten allein betroffen, sondern die ganze Nation, und wenn diese jetzt neue Verluste zu betrauern hat, so sollten die Parteien darin zwar Stoff zum Nachdenken, aber nicht zu neuer Polemik und Veruneinigung finden. Die Aristokraten begnügen sich nicht damit, das Faktum überhaupt anzufechten, sondern ihr Tadel trifft auch alle Einzelnheiten desselben; sie tadeln die Form der erlassenen Proclamationen, denen es an Popularität gefehlt; sie tadeln die hervorragenden Persönlichkeiten, die sie der Eitelkeit, Herrschsucht und Unbedachtsamkeit bezüchtigen. Wäre der Erfolg ein anderer gewesen, so würde das Urtheil der Aristokraten ein anderes seyn. Von den Krakauer Insurgenten gestehen sie allein Dembowski Muth und Umsicht genug zu, die Revolution zu Ende zu führen. Es ist wahr, daß er die Seele des Ganzen in Krakau war und sich faktisch als den eigentlichen Diktator gerirte, dessen Dekrete in den letzten Tagen der Diktatur nicht mehr ohne seine Kontrasignatur publizirt wurden; es ist wahr, daß er in der Bildung eines Klubs außerordentliche Thätigkeit entwickelte, weil er überzeugt war, daß eine Revolution ohne Klub keinen Fortgang haben könne; aber es zeigt sich in Allem doch mehr sein Muth und seine Erbitterung gegen die fremde Herrschaft, als eine ordnende und ruhige Politik. Er hatte sich mit dem Gedanken, einen Aufstand zu formiren, seit vielen Jahren herumgetragen, hatte diesen seit seiner Verweisung aus dem Königreich zur Reife gebracht, alle polnische Provinzen besucht und ihre Elemente geprüft; es war daher kein Wunder, daß in ihm der Aufstand einen vorzugsweise kräftigen Anwalt fand. Man weiß nicht genau, wo er jetzt die Netze seiner Propaganda auswirft, am wahrscheinlichsten in Galizien, da er bei dem Sturme auf Podgorze nicht, wie früher berichtet wurde, geblieben ist.

Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Die Dorfgeschichten in England. Mrs. Meta Taylor macht die Engländer mit unserem Landsmann Auerbach bekannt, und zwar hat sie ihnen fürerst die längste, aber auch eine der besten seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten, nämlich „Ivo der Haierle" übersetzt.*) Nach den Proben zu urtheilen, die daraus im Londoner Athenaeum (vom 23. Jan.) vorliegen, hat sie den Ton der Erzählung recht gut getroffen, und es soll uns darum auch gar nicht wundern, wenn diese Village Tale drüben bald eben so verbreitet und gern gelesen ist, wie es die Christmas Tales von Dickens zu seyn pflegen. Auch das Athenaeum begrüßt unseren Landsmann sehr freundlich, indem es meint, daß „Ivo" ein würdiges Gegengeschenk für den „Landprediger von Wakefield" sey, den die Deutschen einmal von den Engländern bekommen. Für die Letzteren hätten diese Dorfgeschichten überdies eine gewisse „überseeische Frische" (over-sea freshness), „den Reiz der ausländischen Tracht und Sangesweise", und so habe man denn der Mrs. Taylor recht herzlich für diese auserlesene Gabe zu danken. — Bemerkenswerth ist übrigens, daß die englische Uebersetzung mit Illustrationen geschmückt ist, die das deutsche Original bisher noch entbehrt.

— Londoner und Berliner Zeitungspreise. Daily News, welches die erste Londoner (täglich, mit Ausnahme des Sonntags, erscheinende) Zeitung ist, die den bisher üblichen Abbonementspreis — in ähnlicher Weise wie vor mehreren Jahren die Presse in Paris — um ein Bedeutendes herabgesetzt, machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß vor mehr als einem Jahrhundert achtzehn Zeitungen in London täglich oder dreimal wöchentlich erschienen, während sich die Zahl derselben jetzt nur auf funfzehn belaufe, daß ferner in der Stadt New-York allein gegenwärtig eine größere Anzahl von Tagesblättern erscheine, als in ganz England, Schottland und Irland zusammengenommen! Die eine wie die andere dieser auffallenden Erscheinungen sey nur dem hohen Preise der britischen Blätter zuzuschreiben, und deshalb hat sich die Daily News entschlossen, ihren Preis um 40 pCt. herabzusetzen, d. h. ihre Erhaltung nicht auf eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Abonnements zu einem hohen Preise, sondern auf zahlreiche Subscriptionen zu einem geringen Preise zu stützen. Dieser geringe Preis beträgt freilich noch drei Pence pro Blatt, oder 26 Thaler jährlich, wofür indessen die Daily News ein eben so großes Format und einen nicht minder reichhaltigen Stoff als die Times und die Morning-Chronicle liefert, die früher jährlich 61 Thaler kosteten und seit der vor einigen Jahren erfolgten Herabsetzung des Zeitungsstempels immer noch 43½ Thaler in London sich bezahlen lassen. Mit diesen Preisen von 26 und 43½ Thaler möge man nun den einer Berliner Zeitung von 4 Thaler, wovon noch ein Thaler für Stempel abgeht, vergleichen! An Papier liefert eine Berliner Zeitung mit ihren Beilagen beinahe eben so viel jährlich als eine Londoner, und die Druckkosten sind gewiß auch nicht viel unbedeutender hier als dort, doch sind freilich die Kosten der Redaction einer englischen und einer deutschen Zeitung eben so wenig mit einander zu vergleichen, als der politische Geist, der in beiden herrscht. In keinem Falle scheinen aber auch nur die materiellen Herstellungskosten der Berliner Zeitungen — die „Allgemeine Preußische" ausgenommen, die das Doppelte des Preises der übrigen kostet — durch die Abonnements gedeckt werden zu können. Nur die sehr bedeutenden Einnahmen, welche die Inserate gewähren, bilden die große Rente, die bekanntlich die Eigenthümer und Herausgeber der Vossischen und der Spenerschen Zeitung von diesen Blättern ziehen. Deshalb erscheint es auch als ein in pekuniärer Hinsicht sehr gewagtes Unternehmen, daß der Eigenthümer und Herausgeber der „Berliner Zeitungshalle", welche auf besserem Papiere gedruckt ist und täglich 1½ bis 2 Bogen ihres Formates liefert, dabei aber auf Inserate nur noch sehr wenig rechnen kann, keinen höheren Pränumerationspreis, als eben auch nur vier Thaler in Berlin, angesetzt hat.

— Der Sonntag auf schottischen Eisenbahnen. Die Direction der Edinburg-Glasgower Eisenbahn-Gesellschaft hat zu Anfang dieses Jahres bekannt gemacht, daß sie fortan an den Sonntagen keine Züge mehr auf ihrer Bahn befördern werde, mit alleiniger Ausnahme des für den Depeschen- und Postdienst bestimmten Briefwagens. Diese Maßregel hat in allen Theilen Schottlands — wie streng dort auch überall die Sonntagsfeier beobachtet wird — großes Aufsehen und den lebhaftesten Widerspruch erregt. Der Gemeinderath von Edinburg faßte sofort den Beschluß, sich jeder neuen Bill zur Fortsetzung oder unmittelbaren Verbindung der gedachten Bahn mit anderen Linien so lange zu widersetzen, bis die Direction wieder am Sonntage auch Personenzüge auf ihrer Bahn befördern werde. Einen ähnlichen Beschluß haben seitdem auch mehrere andere Gemeinderäthe Schottlands gefaßt, jedoch nicht der von Glasgow, denn dies ist ein Hauptsitz des heutigen schottischen Puritanerthums, das unter der Benennung „Free Church" (freie Kirche) sich von der allgemeinen Kirk of Scotland getrennt hat, weil diese angeblich in ihrer durchweg presbyterischen Verfassung dem Einwirken des Staates einen noch zu großen Spielraum verstattet. Das Haupt der Free Church, der Geistliche Dr. Chalmers, hat an eine Versammlung derjenigen Einwohner Edinburgs, die mit der Sonntagsfeier der Eisenbahn einverstanden sind, ein Schreiben gerichtet, in welchem er, auf den obligatorischen und streng unverletzlichen Charakter des den Sabbath betreffenden vierten Gebots sich stützend, so wie außerdem auf die Nothwendigkeit sich berufend, daß den arbeitenden Klassen wöchentlich ein Ruhetag gegönnt werde, der von der Edinburg-Glasgower Eisenbahn-Direction erlassenen Verordnung seinen vollen Beifall ertheilt. Von beiden Seiten wird nunmehr auf das heftigste in Bezug auf diese Frage gekämpft. Natürlich kömmt bei solcher Gelegenheit auch der Rigorismus der britischen Sonntagsfeier überhaupt zur Sprache, und es kann nicht fehlen, daß, weil die eine Seite zu weit geht, auch die andere leicht in das Extrem überschlägt, so daß, wenn die Freunde des Herrn Chalmers dabei beharren, daß am Sonntage nicht auf den Eisenbahnen gefahren werden darf, seine Gegner bald nicht blos diese Fahrten, sondern auch Theater und Musik als Erholungen am Tage des Herrn sich und dem Volke gestatten werden.

*) Ivo: a Village Tale from the Black Forest. By Berthold Auerbach. Translated from the German by Meta Taylor. With Illustrations by John Absolon. London, 1847.

Literarischer Anzeiger.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Donnerstag den 18. Februar 1847.

Dänemark.

Oehlenschläger's Amleth.

Den meisten unserer Leser wird es aus Zeitungs-Nachrichten erinnerlich seyn, daß der achtundsechzigjährige Oehlenschläger vor kurzem mit einer neuen Bearbeitung der altnordischen Sage von Hamlet (oder Amleth, wie er den Namen schreibt) aufgetreten ist, die im November v. J. über die Hofbühne zu Kopenhagen ging. Es war ein kühnes, vielleicht zu kühnes Unternehmen, sich mit dem großen Briten in die Schranken zu wagen, und nur der verdiente Ruf des greisen Dichters konnte ihn vor dem Vorwurf schützen, eine Ilias post Homerum schreiben zu wollen, jedenfalls muß es aber von ungewöhnlichem Interesse seyn, etwas Näheres über die Art und Weise zu erfahren, wie ihm die Ausführung seiner Idee gelungen ist. Unseres Wissens haben deutsche Blätter bisher keinen solchen Bericht geliefert, und wir theilen daher einen Artikel aus der Literary Gazette mit, der, wie es scheint, von einem in der dänischen Hauptstadt lebenden Engländer herrührt und eine Analyse des neuen Stücks giebt, welches er zugleich mit der Shakespeareschen Dichtung in Parallele bringt.

„Hamlet's Name ist der ganzen kultivirten Welt bekannt; das dramatische Gedicht, welches ihn zuerst trug, ist mit zweihundertjährigem Ruhm gekrönt. Man wird es daher natürlich finden, wenn Oehlenschläger seinen Amleth mit einer Vorrede begleitet, worin er sich über das Verhältniß seines Stücks zu dem Meisterwerke Shakespeare's ausspricht und das ihm zustehende Recht geltend macht, den von seinem großen Vorgänger behandelten Stoff in seiner eigenen Weise verarbeiten zu dürfen. Ueber diesen Punkt sind wir völlig mit ihm einverstanden, ohne ihm jedoch einräumen zu können, daß die verschiedene Art der Auffassung und Behandlung jeden Vergleich zwischen den beiden Stücken ausschließe. Um einen Vergleich anzustellen, bedarf es allerdings einer gewissen Analogie, die über den untergeordneten Umstand der bloßen Namensverwandtschaft hinausgehen muß; aber gerade diese Analogie findet in den beiden Trauerspielen statt, die nicht nur dasselbe Thema behandeln, sondern auch zum Theil dieselben Personen und Charaktere enthalten — gerade diese Analogie ist es, die eine Parallele recht eigentlich herausfordert, und je höher wir den Genius der beiden Dichter schätzen, die ihre Kräfte an derselben Aufgabe versucht haben, desto größer ist der Antheil, den uns ihr relativer Erfolg einflößt. Oehlenschläger hat sich zwar in der Hauptsache an die von Saxo Grammaticus überlieferte Legende gehalten, wogegen Shakespeare seinen eigenen Ideen folgte; Ersterer will einen dänischen Helden und dänische Sitten schildern, während Letzterer die Lokalfärbung vernachlässigt und nur das rein Menschliche hervorhebt — aber es handelt sich nicht darum, wer eine historische Person am treuesten nach der Wirklichkeit gezeichnet hat, sondern wem es am besten gelungen ist, ein wahrhaft poetisches und in allen seinen Theilen harmonisches Gemälde zu schaffen und den Begriff zu verwirklichen, der uns von dem persönlichen Charakter Hamlet's gegeben wird.

„Es möchte zu weit führen, die Intrigue des Oehlenschlägerschen Stückes genau zu zergliedern; indessen werden folgende Andeutungen genügen, um dessen Verwandtschaft mit dem Shakespeareschen Hamlet außer Zweifel zu setzen, obgleich es in der Charakterzeichnung seines Helden und in den Mitteln, die ihn der Dichter zur Erreichung seines Zweckes anwenden läßt, von diesem abweicht.

„Oehlenschläger's Amleth betritt als Schiffbrüchiger die Bühne und wird durch seinen Freund Humble — den Horatio des englischen Drama's — von dem Tode seines Vaters und der wahrscheinlichen Ermordung desselben unterrichtet, worauf er sich entschließt, am Hofe König Fengo's Wahnsinn zu heucheln. In der Erzählung des Saxo schöpft Amleth selbst Verdacht und spielt schon seit seiner frühesten Jugend die Rolle des Idioten; in Shakespeare's Darstellung wird dieses durch die ihm vom Geiste seines Vaters gemachten Enthüllungen motivirt. Beide Dichter stimmen also darin überein, daß sie das Publikum im voraus von der beabsichtigten Täuschung in Kenntniß setzen, obgleich es vielleicht von eben so großer Wirkung wäre, wenn man es erst aus dem Geständnisse des Helden an seinen Freund oder seine Geliebte erführe. Nach der ersten Zusammenkunft Amleth's mit Fengo und der Königin läßt ihn Oehlenschläger das Grab seines Vaters aufsuchen, womit der erste Akt schließt.

„Im zweiten Akt trifft er zufällig mit Sigrid (Shakespeare's Ophelia) zusammen, und nachdem er sich von ihrer Liebe für ihn überzeugt hat, entdeckt er ihr sein Geheimniß. Bei Saxo findet hingegen die Zusammenkunft mit der schönen Gespielin seiner Kindheit auf Veranstaltung Fengo's statt, um seinen angeblichen Wahnsinn auf die Probe zu stellen, welche Prüfung er auch glücklich besteht. Im dritten Akt kehrt Amleth an den Hof des Königs zurück, um seine Mutter zu trösten, obgleich er sich dort so unsicher glaubt, daß er nicht eine einzige Nacht im Schlosse Fengo's zubringen will, sondern in einer Bauerhütte Zuflucht sucht. Wie es uns scheint, ist seine Rückkehr etwas schwach motivirt und nicht ganz in Uebereinstimmung mit der ihm zugeschriebenen schlauen Vorsicht; auch der Mord des Horchers Visil (Polonius) wäre besser begründet, wenn der Besuch Amleth's bei seiner Mutter nicht, wie Oehlenschläger angiebt, auf eigenen Wunsch desselben erfolgte, sondern nach der Erzählung Saxo's als eine neue ihm vom Könige gelegte Falle dargestellt würde.

„Der Sage zufolge, wird er jetzt nach England — bei Oehlenschläger nach Vensyssel — geschickt, um aus dem Wege geräumt zu werden. In ersterer entdeckt Amleth selbst auf seiner Reise die verrätherische Runenschrift, die seine Begleiter mit sich führen; er vernichtet sie und schreibt an deren Statt andere, worin der König gebeten wird, seine Gefährten tödten zu lassen und dem Amleth seine Tochter zur Frau zu geben. Oehlenschläger läßt ihn dagegen nach König Hadding's Burg kommen, ohne den Inhalt der Runen zu kennen, den er erst dadurch erfährt, daß er sie dem Hadding vorliest, der des Lesens unkundig ist; aber weit davon entfernt, ihren Sinn zu entstellen, verkündet Amleth mit furchtloser Aufrichtigkeit den Befehl zu seiner eigenen Hinrichtung, von welchem Schicksal er nur durch den Aufstand der Bewohner von Vensyssel und durch die Ermordung Hadding's gerettet wird. Unserer Meinung nach ist dieses die schwächste Stelle im ganzen Schauspiel; denn wie sich die Ereignisse hier gestalten, verdankt Amleth seine Rettung weder der ausdauernden Selbstbeherrschung, noch der erfinderischen List, die ihn charakterisiren soll — sie ist vielmehr das Resultat eines Zufalls, den er nicht voraussehen konnte und an dem er keinen Theil hat. In diesem Punkte scheinen Saxo und die alte Saga den Ansprüchen einer dramatischen Handlung weit mehr Genüge zu leisten, als der Dichter.

„Im letzten Akt wird Amleth in einem Sarge heimgebracht, und als man diesen in der Trauerhalle aufstellt, springt er plötzlich heraus und tödtet Fengo im Zweikampf. Die von Saxo erzählte Katastrophe: wie Amleth, noch immer als Wahnsinniger, von England zurückkehrt, Fengo's Leute betrunken macht, seine Burg ansteckt und den wehrlosen König erschlägt — ist vielleicht weniger effektvoll, aber es will uns auch gerade nicht bedünken, daß die Oehlenschlägersche besonders dramatisch wäre. Der Verfasser hat überdies den Eindruck des letzten Akts dadurch geschwächt, daß er ihn schon am Schlusse des vierten ankündigt, so wie er auch die Königin und Sigrid durch Humble darauf vorbereiten läßt. Die Ueberraschung und der Uebergang vom tiefsten Schmerz zum Gipfel der Freude, der die letzte Scene so wirkungsreich machen könnte, geht auf diese Weise verloren.

„Im Ganzen hat Amleth mehr den Charakter eines tapferen nordischen Recken, der sich nur mit Widerwillen dazu versteht, eine falsche Rolle zu spielen, und diese auch ziemlich ungeschickt durchführt, als den eines Mannes, der durch vorsichtige Klugheit und schlauen Erfindungsgeist seine Zwecke erreicht. Nach Amleth selbst nimmt Fengo die Aufmerksamkeit und das Interesse des Zuschauers am meisten in Anspruch. Fengo ist kein Schwächling, der ein einziges Verbrechen begangen hat, welches er nachher bereut, sondern ein kühner Bösewicht, der seine Missethaten mit kaltblütiger Ueberlegung verübt und sich durch keine Gewissensbisse stören läßt. Seine Haltung der Königin gegenüber und die Art, wie er ihre Vorwürfe aufnimmt, ist vortrefflich; eben so sein Benehmen gegen Amleth, den er in der Verstellungskunst weit übertrifft. Die Königin Geruthe ist auch recht wirksam geschildert, obgleich ihre Charakterisirung gerade nichts Originelles darbietet; dasselbe läßt sich von Humble sagen. Sigrid ist eine echt nordische Jungfrau — ein liebliches Bild, das eine Ehrenstelle unter den idealen Schöpfungen Oehlenschläger's verdient. Eine wahrhaft plastische und mit sicherer Hand gezeichnete Figur ist aber Hadding: wir sehen in ihm die rohe, auf seine persönliche Kraft trotzende Anmaßung, die den Nordländer in der Uebergangs-Periode vom Heidenthum zum christlichen Glauben bezeichnete — den Egoismus, dem nichts heilig ist, als was zum eigenen Vortheil dient, und der sich eben dadurch den Untergang bereitet. Hadding ist mit einem Wort ein national-dänischer Charakter, der seinen Platz durch alle Wechsel der Zeit und der Umstände behauptet hat, und der noch immer, obwohl natürlich in milderer Form, unter der wohlhabenden Bürger- und Ackerbauer-Klasse häufig genug angetroffen wird."

Blicke auf den Zustand der Bewohner unserer Provinzen an den russischen und polnischen Gränzen.

II.

Werthester Freund! Ich habe mir in Folge Ihres letzten Schreibens nachträglich **Wuttke's** Schrift: „Polen und Deutsche“ kommen lassen, und bin so frei, aus Veranlassung des Inhalts derselben mit Bezug auf Ihren mir geäußerten Wunsch, hinsichtlich der Verhältnisse der Gränz-Provinzen ins Klare zu kommen, Ihnen hiermit noch einige nähere Bemerkungen über diesen Gegenstand mitzutheilen. Ich wollte dabei zwar den Wuttkeschen Abtheilungen seiner Schrift folgen und deren Inhalt im Einzelnen besprechen und kommentiren, allein im Laufe der Arbeit gestaltete sich die Sache anders, und ich sende Ihnen dieselbe so, wie sie mir im Eifer für die Sache aus der Feder geflossen.

Bei den, wie Herr Wuttke bemerkt, durch eigentliche Natur-Gränzen nicht geschiedenen Ländern, welche von Germanen und Slawen bewohnt waren und werden, ist nichts natürlicher, als daß die Gränzen beider Nationalitäten, so wie nicht minder die Herrschaft über diese Gränzlande, von jeher veränderlich waren, und daß eben dadurch, bei der Verschiedenheit der Charaktere beider Nationen, in Krieg und Frieden eine beständige Veranlassung zu Kämpfen und Reibungen jeder Art obwalte, bei denen dann stets bald die eine, bald die andere, nach den eben vorwaltenden Umständen, im Vortheil war, so wie daß die Jahrhunderte lang fortwährenden Reibungen ganz naturgemäß einen gegenseitigen Haß und Verachtung der Gegner, von denen man sich stets nur das Schlimmste zu versehen habe, hervorbrachte. Es ist daher gewiß, daß im Allgemeinen allerdings in den Gränzlanden ein gegenseitiger Haß, verbunden mit Verachtung und Mißtrauen, zwischen den dieselben bewohnenden beiden Nationalitäten obwalte, der dann aber nach Umständen und äußeren Einwirkungen bald mehr, bald weniger an diesem oder jenem Orte hervortritt und sich thätlich äußert; wobei man im Allgemeinen annehmen kann, daß von Seiten der Deutschen mehr Verachtung, von Seiten der Slawen hingegen mehr Haß und Mißtrauen vorwalte.

Wenn wir zur Zeit der Völkerwanderung deutsche Völker und Nationen die Ufer der Weichsel und des Dniepers bewohnen sehen, dagegen zur Zeit Karl's des Großen slawische Stämme bis zur Elbe und Saale vorgedrungen finden, im 14. Jahrhunderte aber wiederum deutsche im größten Theile von Schlesien, dem Posenschen und längs der Ostseeküsten heimisch finden, so ist es in der That eine Art von Räthsel, wie diese so bedeutsamen und wiederholten Veränderungen in den Wohnplätzen ganzer Völker-Stämme überhaupt möglich gewesen seyen, und insbesondere, wie die letzterwähnte Zurückdrängung der Slawen eigentlich hat vor sich gehen können, ohne daß uns die Geschichte verhältnißmäßige Kämpfe und Ausrottungskriege zwischen beiden Nationen in jener Zeit berichtet. Diese sey nun aber geschehen, auf welche Art sie immer wolle, ob mehr durch das Schwert und die Gewalt, oder mehr durch friedlichere Colonisation, Einwanderung und Vermischung; genug so viel steht fest, daß bereits im 14. Jahrhundert die Gränzen der beiden Nationalitäten, der Deutschen und Slawen, im Allgemeinen fast dieselben waren, wie wir selbige noch heute vorfinden, und daß daher seit jener Zeit ein Stillstand in dem weiteren Vordrängen der Deutschen in ganzen Massen stattgefunden habe und seitdem nur einzelne Einwanderungen derselben in das slawische Land stattfanden, die nicht im Stande waren, die deutsche Sprache und Nationalität weiterhin zu verbreiten, sondern ihrerseits entweder ganz von der polnischen Nationalität wiederum gleichsam verschlungen wurden oder doch nur einzelne Städte und Orte theilweise zu germanisiren vermochten.

Nichtsdestoweniger dauerte auch in dieser ganzen Zeit der Kampf beider Nationalitäten an den Gränzen mehr im Kleinen fort, wobei jedoch im Ganzen das deutsche Element nur an einzelnen Stellen, hier und da, geringe Fortschritte machte.

Genauere Nachrichten, wie über die nach und nach erfolgte Abgränzung der beiden Nationalitäten in den betreffenden Gränzländern, giebt uns die Geschichte über die in dieser ganzen Zeit nach und nach erfolgte Veränderung der Herrschaft über dieselben, das Aussterben ihrer ursprünglichen Herrscher-Familien und deren Uebergang an deutsche Regenten-Stämme, vorzüglich an Oesterreich und Preußen, seitens derer denn nun zwar auf friedlichem und administrativem Wege stets nach Möglichkeit dahin gewirkt wurde, die deutsche Nationalität überall zur herrschenden zu machen und die slawische zurückzudrängen, was jedoch — wie schon erwähnt — nur in der Art gelang, daß in den Ländern, welche schon seit langer Zeit dieser Herrschaft gehören, die Elemente der höheren und befehlenden Klassen nach und nach theils durch Deutsche ersetzt, theils verdeutscht wurden, das niedere Volk aber nach wie vor slawisch blieb; während in den Ländern, die erst neuerlich erworben wurden (das eigentliche Polen), auch **dies** bisher noch nicht durchgesetzt werden konnte.

Wenn wir nun das Verhältniß der beiden Nationalitäten des Slawen- und Germanenthums vom rein kosmopolitischen Standpunkte aus auffassen, so wird es für den parteilosen Kenner der nationalen Eigenschaften und des damaligen Standpunktes der beiden Völkerstämme wohl keinen Zweifel haben, sein Urtheil dahin zu fällen, daß **jedenfalls die deutsche Nationalität und der deutsche Standpunkt** für höheres und allgemeineres Völkerglück **ungleich mehr geeignet erscheine** als der slawische, und daß daher die Ausbreitung von deutscher Nationalität und Herrschaft, in Betreff auf mehrere Verbreitung allgemein nützlicher Wissenschaftlichkeit, ausdauernder Arbeitsamkeit und häuslicher Tugend, und in Folge dessen auf allgemeine Kultur und Civilisation, selbst auf Kosten der slawischen, nur wünschenswerth zu nennen sey, wenngleich es den Slawen unbestritten seyn mag, daß auch sie ein altes Ackerbau treibendes Volk waren und in Bezug auf **diesen** selbst vielleicht hier und da den Deutschen voraus und deren Lehrmeister seyn möchten. Es kann ferner um so weniger zweifelhaft seyn, daß diese fernere Ausbreitung des Deutschthums auf Kosten des Slawenthums, vom deutschnationellem Standpunkte aus, uns Deutschen *) im Allgemeinen nur als wünschenswerth erscheinen müsse, und daß darüber unter Deutschen kein Streit obwalten dürfe; allein etwas Anderes ist es, wenn über die Mittel und Wege die Rede ist, durch welche dieser Endzweck unter obwaltenden Umständen am besten zu erreichen seyn dürfte, und hierbei zeigen sich denn in der That sehr abweichende Ansichten. Um darüber nun richtigere Ansichten gewinnen zu können, sey es mir erlaubt, das dermalige politische Verhältniß der slawischen Nationen unter sich und in Rücksicht auf die Deutschen etwas genauer zu betrachten und einzeln durchzugehen.

Wenn der österreichische Staat, bei einer Bevölkerung von nur etwas über sieben Millionen Deutschen, über siebzehn Millionen Slawen zählt, so ist es in der That augenscheinlich, daß, wenn die verschiedenen zum Slawenstamm gehörigen Völkerstämme dieses Staates nur einigermaßen zusammenhielten, dieselben jedenfalls die Deutschen beherrschen würden, **sobald sie nur irgend im Stande wären, politische Ideen zu fassen** und ihren Vortheil wahrzunehmen. Dies ist aber vor der Hand noch in weitem Felde, denn die Masse der einzelnen slawischen Völker ahnt kaum, daß außer ihnen auch noch andere Volkstheile in der Monarchie enthalten seyen, welche mit ihnen eine fast gleiche Sprache reden, denn in der That sind alle die verschiedenen slawischen Dialekte ungleich weniger von einander verschieden, als dies bei anderen Hauptsprachen der Fall zu seyn pflegt: die ganze Regierung und Verwaltung ist nämlich überall deutsch, durchgängig mit deutschen oder doch verdeutschten Beamten besetzt, und selbst der bei weitem größte Theil der größeren Gutseigenthümer und des Adels in diesen slawischen Provinzen ist theils schon deutsch oder stark germanisirt, das Volk dagegen durchgängig so niedrig stehend und von jeder irgend freisinnigen Idee auch durch die Bigotterie der allein vorherrschenden Kirche so fern gehalten, daß dasselbe nur von heute auf morgen fortvegetirt und, so lange es nur in gewohnter Weise fortleben kann, ohne gerade Hunger zu leiden, was bei der fast durchgängigen Fruchtbarkeit der österreichischen Länder und bei deren bisher noch nirgends eingetretenen Uebervölkerung, ihm meist leicht wird, nicht von fern an eine Umgestaltung seiner Lage und an anderweite mehr volksthümliche Einrichtungen oder Regierungsverhältnisse denkt, woran irgendwie zu zweifeln die Regierung ihrerseits sich nicht veranlaßt findet. Indeß auch diesen lange konservirten Verhältnissen droht in der Neuzeit eine Umgestaltung, und wenn die Bemühungen der sogenannten Panslawisten Fortgang gewinnen und dadurch die verschiedenen Völkerschaften des Slawenstammes in Oesterreich, wenn auch anfangs nur langsam und auf literarischem Wege, immer mehr in wechselseitige Verbindungen und Beziehungen zu einander kommen, so dürfte dann wohl mit der Zeit bei denselben auch allgemeiner die Ueberzeugung von ihrer Mehrzahl und ihrer nationellen Einheit erwachen und bedenkliche Krisen für die lediglich deutsche Regierung die Folge davon seyn. Wenn wir nun die einzelnen Provinzen des Staates und deren Bewohner spezieller durchgehen, so finden wir zuvörderst in Böhmen auf etwas über eine Million Deutsche an **drei** Millionen Tschechen oder slawische Böhmen, welche vor allen Slawen die älteste Kultur und Wissenschaftlichkeit besitzen, zur Zeit zwar mit ihren deutschen Umgebungen im Allgemeinen im besten Vernehmen leben, denen aber — unter aufregenden Umständen — was man sagt, gerade am wenigsten zu trauen seyn dürfte, und deren Hartnäckigkeit und fester Charakter, sobald es gilt, allgemein bekannt ist. In Mähren und österreichisch Schlesien finden wir einen ganz ähnlichen verwandten Stamm von etwa zwei Millionen im Ganzen nur mit wenig Deutschen gemengt, bei welchen ungefähr dieselben Verhältnisse doch im Allgemeinen wohl weniger Kenntnisse vorfindlich seyn dürften. Zum gleichen Stamme, mit fast demselben Sprachdialekt, gehören auch die längs der südlichen Seite des Karpathen-Gebirges wohnenden Slowaken, ein Stamm von mehr als drei Millionen Menschen von merkwürdiger Industrie und Lebenskräftigkeit, der sich, trotz der hohen Ungünstigkeit und Bedrücktheit seiner ganzen Lage unter meist fremden, strengen Landbesitzern, dennoch gut zu erhalten und stets zu vermehren und auszubreiten weiß. Diesseits der Karpathen, am Nordabhange derselben, im westlichen Galizien, wohnen dagegen die Goralen und Mazuraken mit echt polnischer Sprache und erst seit 1772 dem österreichischen Staate einverleibt, mit einer Volksmenge von etwa 2½ Millionen Seelen, bei denen die polnische Nationalität, wie die Erfahrung der neueren Zeit gelehrt hat, auch noch unter den höheren Ständen größeren Theils vorherrscht und sie daher bei dem, den Polen der höheren Klassen gleichsam zur innersten Natur gewordenen, Streben nach Wiederherstellung eines neuen polnischen Reiches, was es auch kosten möge, zu sehr unzuverläßigen und stets zu beobachtenden Unterthanen macht; was vielleicht in noch höherem Grade mit den jetzt neuerworbenen 150,000 Polen des Krakauer Gebietes der Fall seyn möchte, zumal diese durch die Regierungsveränderung auch materiell verlieren werden. Die an diese sich anlehnenden Bewohner des östlichen Galizien sind dagegen keine Polen, sondern ein altrussisches Volk, Ruthenen oder Russinen genannt, an Zahl fast drei Millionen, mit griechischer Religion und einem Dialekt der kleinrussischen Sprache, deren

---

*) Der wackere Herr Verfasser nennt sich mit eben so großem Rechte einen Deutschen und zählt sich zu uns, wie dies z. B. Chamisso und andere nationalisirte Abkömmlinge von Franzosen gethan. Nicht das Blut, sondern Bildung und Gesittung bringt uns Menschen einander wirklich näher, gleicht die Verschiedenheiten endlich aus. E. P.

Adel aber *polnisch* ist und welcher das Volk im höchsten Grade in Druck und bigotter Unwissenheit erhält; im Kampfe der Regierung gegen den polnischen Adel würde die Regierung auf das Volk rechnen können, allein bei einem Konflikt mit Rußland *dürfte es zweifelhaft seyn*: ob nicht russischer Einfluß, der sich selbst jetzt schon hier und da in einzelnen Thatsachen äußert, sehr zum Nachtheil Oesterreichs auf diesen Volkstheil, besonders vermittelst der Geistlichkeit, einwirken dürfte.

Das ganze Innere, oder Ober-Oesterreich und Illyrien, ist zum größten Theile ebenfalls von einem slawischen Volksstamm von mehr als 1½ Millionen Seelen, den Winden oder Krainern oder Kroaten bewohnt, welche indeß, da sie schon seit so vielen Jahrhunderten Unterthanen des österreichischen Herrscherstammes und daher schon sehr mit germanischen Elementen gemischt und erfüllt sind, wohl als verläßliche Unterthanen anzusehen seyn dürften, wenigstens so lange die dermaligen Verhältnisse im europäischen Staats- und Völkerleben noch vorherrschen. Endlich leben längs der türkischen Gränze, in Ungarn, Slavonien, Dalmatien und der Militairgränze, über zwei Millionen Serben oder Raitzen, Kroaten und Morlacken, theils dem katholischen, theils dem griechischen Kultus angehörend, welche zwar zur Zeit gute Unterthanen und besonders gute Soldaten abgeben, aber doch theilweise auch dem Einflusse Rußlands ausgesetzt zu seyn scheinen.

Unter solchen obwaltenden Verhältnissen läßt sich daher das bisher streng durchgeführte System Oesterreichs: Alles ruhig beim Alten zu lassen und dadurch jeden Anstoß zu etwaigen Reibungen und Bewegungen möglichst zu vermeiden und das Volk im weitesten Sinne vor jedem äußeren Einfluß und vor jeder auf politische Betrachtungen irgend hinführenden Richtung durch Abschließung jeder Art, durch strenge Censur und Beaufsichtigung des Schulwesens, so wie durch religiösen Sinn und religiöse Aufsicht *), zu bewahren, sehr wohl erklären, und es ist in der That schwer, unter den gegebenen Verhältnissen der österreichischen Regierung, so lange sie sich als eine vorherrschend deutschthümliche ansehen will, ein anderweites besseres Regierungssystem in Vorschlag zu bringen; es ist indeß zu befürchten, daß, trotz aller Vorsicht und Mühe — das bisher Befolgte nicht mehr allzu lange vorhalten dürfte; was aber dann werden und wie sich dann die Verhältnisse gestalten dürften, das kann in der That nur die Zeit selbst lehren.

(Schluß folgt.)

Algerien.

Regierungs- und Lebensweise Abdelkader's. **)

Nach der Schlacht an der Makta benutzte Abdelkader die durch seinen Sieg erlangte Ruhe, um seine Truppen und seine Stämme neu zu organisiren. Er führte in allen Provinzen Steuern ein, wonach jedes *Duar* (Dorf) den zehnten Theil des Erwerbs in Geld oder Getraide zu Deckung der Kriegskosten entrichten mußte. Auch bildete er einen Schatz, der zur Abhülfe möglicherweise eintretender Unglücksfälle dienen sollte. Maskara, in der Mitte des Stammes Haschem gelegen, wurde der Mittelpunkt seiner Verwaltung und die Hauptstadt seines Staates, wohin er bald eine große Menge von Kaufleuten, Handwerkern und Künstlern zu ziehen wußte. Unter den Letzteren befanden sich mehrere französische Gefangenen, deren Kenntnisse er zur Einrichtung einer Waffenfabrik und Stückgießerei benutzte. Mit außerordentlicher Thätigkeit widmete er sich besonders der Organisation seiner Truppen. In der ersten Zeit der französischen Herrschaft kämpften die arabischen Reiter ohne Ordnung, indem sie in verwirrten Haufen und mit wildem Geschrei, um den Feind zu erschrecken, gegen ihn anstürmten. In der Entfernung eines Flintenschusses hielten die Pferde, die zu diesem Manöver abgerichtet sind, plötzlich an, und die Reiter schossen ihre Flinten ab. Sogleich wandten die Pferde von selbst wieder um, und die Reiter sammelten sich in größerer Entfernung oder verbreiteten sich an den Flügeln der feindlichen Armee. Wenn sie es aber wagten, die geschlossenen Bataillone mit dem Säbel anzugreifen, so brach sich ihre Wuth an den genauen Bewegungen und der unerschütterlichen Standhaftigkeit der französischen Soldaten. Abdelkader begriff den Vortheil der Disziplin über die rohe Kraft und den persönlichen Muth. Die Natur hatte ihm Feldherrntalent verliehen, und durch Beobachtung lernte er die Kunst, die Soldaten in Reihe und Glied zu stellen und die Massen in Einklang zu bringen. Er vertheilte seine Streitkräfte, um sie zu vervielfältigen, und ernannte Offiziere, die unter seinem Kommando befehligen und die Soldaten an das Joch der Disziplin gewöhnen sollten. Auch führte er ein Kriegsgesetz ein, wovon er eine große Anzahl Exemplare an seine Kalifa's (Unterbefehlshaber) schickte. Da er ferner den Vortheil der Fußtruppen in einem von Bergen und Flüssen durchschnittenen Lande erkannt, so rüstete er ein Corps Infanterie aus, nach Art der französischen, das er seine Regulären nannte. So sucht er seine Truppen allmälig auf den europäischen Fuß zu bringen. Doch nicht allein in dieser Beziehung, sondern auch in anderer hat die europäische Civilisation einen großen Einfluß auf seine Gesinnung und Handlungsweise ausgeübt. Von Natur mit einem edlen Charakter und großmüthigen Gefühlen begabt, hat er auch in der Menschlichkeit eine Tugend erkannt, vor der sich der persönliche Vortheil und die Nothwendigkeit zuweilen beugen müsse. Sein Werk z. B. ist es, daß seit mehreren Jahren den in die Hände der Araber gefallenen Franzosen nicht mehr die Köpfe abgeschnitten werden; denn ein strenges Gesetz gebietet, die Gefangenen mit Achtung und Schonung zu behandeln. Man weiß, daß beim Beginn des Krieges für jeden in das arabische Lagee gebrachten Kopf eines Franzosen fünf Duros bewilligt worden. Dies hat seit dem Jahre 1840 aufgehört, indem der Befehl erlassen wurde, daß jeder Araber, der einen französischen Soldaten oder überhaupt einen Christen lebend bringen würde, zue Belohnung die Summe von 8 Duros und 10 Duros für eine Frau erhielte; und daß, im Fall der Gefangene sich über Mißhandlung zu beklagen habe, der Araber jeder Belohnung verlustig sey. Diese Maßregel beachte zuerst allgemeine Bewegung in der Armee hervor. Einem seiner Soldaten, der ihn fragte, was er für jeden gefangenen Feind gäbe, antwortete er: „Acht Duros". „Und für jeden abgeschnittenen Kopf?" fragte der Soldat unverschämt. „Vier und zwanzig Stockschläge auf die Fußsohle", erwiederte ruhig der Emir. Dieser zweite Theil des Gesetzes ist aber, so viel bekannt, niemals in Anwendung gekommen. — Unter Abdelkader's Einfluß nahm auch die Justiz-Verwaltung einen bis dahin unbekannten regelmäßigen Charakter an, und die Gesetzlichkeit trat an die Stelle der Willkür. Ein Gerichtshof wurde errichtet, um Recht zu sprechen und die Angeklagten zu richten. Wenn nun allerdings die Urtheile des neuen Gerichtshofes zuweilen noch übereilt und mit Barbarei ausgeführt werden, so verfährt er doch wenigstens gesetzlich und läßt sich nicht mehr von blindem Zorn und von Privatrache leiten. Er versammelt sich unter dem Vorsitz des Emirs und in seinem Zelte. Der Angeklagte wird hereingerufen und gehört, und in der Regel führt der Emir selbst die für den Angeklagten sprechenden, mildernden Umstände an. Die Todesurtheile werden täglich seltener, und der Abscheu des Emirs gegen die Todesstrafe ist so groß, daß er zur Rettung des schuldigen Hauptes seine Zuflucht zum Aberglauben nimmt, indem er die Verurtheilung bis auf den folgenden Tag verschiebt und dann erklärt, er habe eine nächtliche Vision gehabt, in der ihm sein Vater erschienen und befohlen habe, dem Angeklagten das Leben zu schenken. Wenn dennoch des Beispiels wegen auf Todesstrafe erkannt wird, dann ist der Emir traurig, und sein Gesicht, noch bleicher als gewöhnlich, drückt Kummer aus; er gewährt dann nicht leicht Jemanden Zutritt, sondern bleibt in seinem Zelt eingeschlossen, ißt wenig, spricht fast mit Niemand und scheint es selbst nicht zu wagen, an seine Mutter ein Wort zu richten.

Abdelkader ist jetzt 38 Jahr alt. Seine Physiognomie hat einen melancholischen Ausdruck, und der darin hervorstechende Zug deutet auf eine ganz religiöse Natur. In seinem Gesicht liegt etwas Ascetisches, das an die mittelalterlichen Mönche erinnert, jene kriegerischen Mönche, die den Tumult des Lagers der Ruhe des Klosters vorzogen. Die arabische Tracht, von dem Mönchsgewande im Ganzen wenig verschieden, macht diese Aehnlichkeit noch auffallender. Seine Stirn ist breit, sein Gesicht oval, klein und sehr bleich. Seine schwarzen Augen, die sanft und sehr schön sind, hält er in der Regel niedergeschlagen; oft aber sticht auch ihre ausdrucksvolle Lebhaftigkeit zu seiner gewöhnlich unbeweglichen Physiognomie ab. Sein Bart ist schwarz und nicht sehr dicht. Auf der Stirn, zwischen den Augen, ist er, nach der Sitte seines Stammes, ein wenig tättowirt; doch ist diese Tättowirung, die hellblau ist und die Form eines verschobenen Rechtecks bildet, wenig zu bemerken. Er hat eine kleine, aber wohl proportionirte Gestalt, etwas eingebogene Schultern und trägt den Kopf ein wenig zu sehr nach vorn herüber gebeugt, ein Fehler, den er mit allen schwächlich gebauten Arabern gemein hat, weil sie der schweren, auf den Rücken herabhängenden Kapuze des Burnus Widerstand leisten müssen, die den Kopf nach hinten zieht. Sein Haik (Kopfbedeckung) wird der Sitte gemäß durch eine Schnur von Kameelhaaren auf dem Scheitel zusammengehalten. In seinen zartgebauten, weißen Händen hält er fast immer den Rosenkranz, dessen er sich, wie alle Moslemim, bei der Hersagung der Gebete bedient. Die Aussprache Abdelkader's ist lebhaft und leicht, seine Stimme ziemlich hohl und einförmig, sein Vortrag sehr schnell und abgebrochen. Er bedient sich oft eines bei den Arabern sehr gewöhnlichen Ausdrucks: in scha Allah, was man in sch'Allah ausspricht, d. h. „wenn Gott will". Uebrigens ist seine Frömmigkeit voll aufrichtiger Gluth. Er ist nüchtern in seinen Genüssen, von strengen Sitten und einfach in seiner Kleidung. Von seinen Soldaten, deren Mühseligkeiten er alle theilt und in allen kriegerischen Tugenden ein Vorbild ist, wird er geliebt und verehrt. Sein Muth ist unbestritten, und das Glück, womit er bis jetzt den größten Gefahren entgangen, hat bei den abergläubischen Arabern die Meinung hervorgerufen, daß er unverwundbar sey.

Lella Kadischa, die Schwester des Emir, ist 40 Jahr alt. Sie folgt ihrem Bruder und ihrem Gatten Ben-Thami auf allen ihren Feldzügen und lebt, so wie Lella Cheira, seine Gattin, im Zelte des Emirs, wo sie sich damit beschäftigen, Wolle zu spinnen und für ihre Gatten Burnusse zu verfertigen. Das Hausregiment führt die Mutter des Emirs. *Lella Sahara* ist nicht blos eine heilige, durch ihr Alter und durch ihre Tugenden verehrungswerthe Frau, sondern auch mit ausgezeichneter Einsicht und natürlichem Scharfsinn begabt, der ihrem Sohne oft nützlich gewesen. Abdelkader fragt sie bei jeder Gelegenheit um Rath und hört mit großer Ehrerbietung auf sie. Ihre Sanftmuth, Milde und Nächstenliebe hat sie oft gegen die Franzosen bewiesen, die das Waffengeschick in die Hände ihres Sohnes fallen ließ. *Lella Cheira* ist schlank und von edlem Anstand; ihre Gesichtszüge sind ausgezeichnet schön, ihre Stimme sehr wohltönend und sanft. Ihre Tracht gleicht der aller arabischen Frauen; sie trägt gewöhnlich einen Haik von rother oder blauer Wolle. Lella Cheira hat zwei Söhnen und zwei Töchtern das Leben gegeben, von denen die älteste jetzt 14 Jahr zählt.

Im Felde schläft Abdelkader gewöhnlich, getrennt von seiner Familie,

---

*) Damit ist gewiß meist *kirchlicher* Sinn und *kirchliche* Aufsicht gemeint!
E. P.

**) Nach der in Nr. 18 des Magazins erwähnten Schrift von Manucci und A. de Lacroix.

zwischen zwei Personen, deren Betten zu beiden Seiten des seinigen aufgestellt sind, und zwar zwischen zwei Jugendfreunden, die mit ihm bei Ahmed-ben-Tahar ausgebildet worden sind und die er zu seinen Ordonnanz-Offizieren gemacht hat. Jeden Morgen und Abend verrichten sie ihr Gebet mit ihm und sagen einen Theil der Nacht hindurch Sprüche aus dem Koran her. Posten, die in einer Entfernung von sieben oder acht Schritten von einander um das Zelt des Emirs aufgestellt sind, wachen während seines Schlafs. Diese Wache besteht aus zwanzig Mann theils von seinem Vater freigelassener Negersklaven, theils aus Dienern, deren Anhänglichkeit und Treue erprobt ist. Sie lösen sich in der Weise ab, daß zehn von ihnen bis Mitternacht die Wache haben, während die zehn anderen ruhen, bis an sie die Reihe kommt. Um sich den Schlaf zu verscheuchen, singen sie Sprüche aus dem Koran oder Lieder zur Ehre Abd-elkader's, wodurch sie diesen in den Schlaf wiegen. Er ist an diese eintönigen Gesänge so gewöhnt, daß er erwacht, wenn sie aufhören, und dann wegen ihres Mangel an Eifer heftige Vorwürfe an die Schildwachen richtet. Mit Anbruch des Tages erhebt sich der Emir, verrichtet die gebräuchlichen Abwaschungen und hält sein Gebet; um 7 Uhr legt er sich in der Regel wieder nieder und erhebt sich um 9 Uhr, um in die Rathsversammlung zu gehen.

Der Rath wird in einem besonderen Zelte abgehalten, dem unbefugt sich zu nähern Jedem, wer es auch sey, verboten ist und das zu betreten nur die ersten Häuptlinge berechtigt sind. Die Sais (Häscher) halten innerhalb eines von Steinen gebildeten Halbkreises am Eingange Wache und sind angewiesen, das Volk davon fern zu halten. Wenn ein Bittender den Emir selbst zu sprechen wünscht, so wartet er in diesem Halbkreise auf ihn und erhebt, sobald jener erscheint, unter Hersagung des muselmännischen Glaubensbekenntnisses, den Zeigefinger. Gewöhnlich wird ihm dann auf der Stelle Gehör gewährt. Nur die Europäer sind diesen Förmlichkeiten enthoben und können sich zu jeder Stunde in dem Zelte des Emirs einfinden. Die Rathssitzung ist um Mittag zu Ende und wird vom Emir mit dem zweiten im Koran vorgeschriebenen Gebete beschlossen, worauf er sich in sein Zelt zurückzieht. Da er in der Nacht kaum zwei Stunden schläft, so legt er sich gewöhnlich von ein bis vier Uhr, der Stunde des vierten Gebets, wieder nieder. Der übrige Theil des Tages ist dazu bestimmt, das Duar zu inspiziren oder Befehle an seine Kalifas auszufertigen.

Sein Mahl ist ausnehmend einfach, selbst im Vergleich zu den Mahlzeiten der Araber, deren Mäßigkeit zum Sprüchwort geworden ist. Morgens trinkt er eine Schale Kaffee und Wasser; das erste Mahl findet zu Mittag statt und besteht aus einem Kuchen von Mehl, aus Butter und trockenen Früchten; das zweite, gegen acht Uhr Abends, etwas vor dem fünften und letzten Gebete am Tage, besteht aus nur einer Schüssel, dem Nationalgerichte Kuskussu. Ladet er einige von seinen Offizieren ein, so ist seine Tafel darum nicht reichlicher oder ausgezeichneter besetzt. Oft hat man ihn auf einem Eilmarsche durch die Wüste mit einer Handvoll Getraide zu seiner Nahrung sich begnügen sehen. Wie alle Araber, zeigt Abdelkader eine große Vorliebe für Pferde. Sein einziges Vergnügen auf seinen Feldzügen besteht darin, vor seinem Zelte sitzend, sie stillschweigend zu betrachten, indeß seine Stallmeister sie striegeln. Er hat sieben Pferde, die kein Anderer besteigen darf. Besondere Zuneigung schenkt er einem seiner Rosse, das in ganz Algerien wegen seine Geschicklichkeit und Klugheit berühmt ist: ein großer schwarzer Hengst, der durch seinen schnellen Lauf seinem Herrn mehrere Male das Leben gerettet hat. Der Emir besteigt es nur selten, um es nicht zu sehr zu ermüden, entweder bei Prunkaufzügen oder bei Ausführung eines Handstreichs, wobei seine Geschicklichkeit von Nutzen seyn kann. Doch folgt es dem Emir auf allen seinen Feldzügen, wobei es von einem Neger in seiner Nähe geführt wird, um seinem Herrn immer mit seiner außerordentlichen Schnelligkeit dienen zu können.

Wir können diese Charakteristik Abdelkader's nicht schließen, ohne unsere Bewunderung über die Energie und Thatkraft auszusprechen, die er während des sechzehnjährigen Kampfes mit Frankreich bewiesen hat. Er zeigt in der That eine Ausdauer in seinen Anstrengungen, eine Konsequenz in der Verfolgung seiner Pläne und eine Charaktergröße in Unfällen, wie sie nur Männer haben, die zum Herrschen bestimmt sind. Es ist ein Schauspiel, das die Seele erhebt, aber auch, in Rücksicht auf den wahrscheinlichen Ausgang, das Herz zum Mitgefühl bewegt, wie der heroische Widerstand eines jungen Barbaren, ohne andere Hülfsquellen als sein Genie, immer voller Muth, die fremde Herrschaft und die disziplinirten Armeen einer großen Nation zurückzuweisen strebt. Man setze den Fall, daß Abdelkader, statt Barbaren zu gebieten, mitten im civilisirten Europa geboren und dazu bestimmt wäre, das eigenthümliche Genie und den mit Einsicht verbundenen Muth eines großen Volks im Kriege zu leiten: wer kann sagen, wo der Flug dieses so mächtigen und unermüdlichen Geistes aufgehalten worden wäre? Und Nichts zeigt an, daß der junge Anführer ein zügelloser Eroberer würde geworden seyn, wie es in der Regel große Feldherren zu werden pflegen. Sondern er scheint im Gegentheil einen schöpferischen und bildenden Geist in sich zu tragen. Man sehe, mit welcher Schnelligkeit er sich die nützlichen Künste, die Kenntnisse und die Industrie seiner Feinde anzueignen gewußt hat. Mitten in seinen Kriegsplänen hat er Städte erbaut, eine Regierungsform ins Leben gerufen, Gesetze gegeben und ein ganzes Volk gebildet, indem er die zerstreuten, durch Einzelinteressen getheilten und oft feindlichen Völkerschaften zur Einigkeit und Einheit gebracht hat. Er hat so, während er Schlachten lieferte, den Grund zu einem Reiche gelegt und gleichsam im Fluge die Keime zu einer neuen Nationalität in den durch die Civilisation gelockerten Boden gepflanzt.

Mannigfaltiges.

— Ein Uebersetzungs-Schnitzer. Das Journal des Débats vom 8. Febr. brachte bekanntlich eine Uebersetzung des Königl. Patentes und der Gesetze vom 3. d. M. über die ständischen Einrichtungen in Preußen. Am folgenden Tage lieferte es auch eine vollständige Uebertragung des halboffiziellen erläuternden Artikels, den die Allg. Preußische Zeitung gegeben hatte. Sowohl die Schnelligkeit als die Vollständigkeit, mit der diese umfangreichen Arbeiten von den sonst in dieser Beziehung nicht sehr gut bedienten französischen Blättern geliefert wurden, verdient Anerkennung. Aber einen seltsamen Uebersetzungs-Schnitzer müssen wir doch rügen, da wir es den französischen Lesern gegenüber unmöglich auf uns sitzen lassen können, daß man in Deutschland einen so großen Werth auf den Magen legt, wie das Journal des Débats und seine Kollegen zu glauben scheinen. Am Schlusse des Artikels der Allg. Preuß. Zeitung ward nämlich die Hoffnung ausgesprochen, „daß alle Mitglieder der Stände-Versammlungen, fern von Parteiungen, von Standes- und Provinzial-Vorurtheilen, erkennen werden, daß nur, wenn der Leib gedeiht, die Glieder sich wohl befinden können.“ Hier war ein richtiges und allgemein verständliches Bild von dem Verhältnisse der Gesammtheit zu den einzelnen Provinzen gegeben. Das Journal des Débats und nach ihm andere französische Blätter übersetzten jedoch die hier hervorgehobene Stelle durch: ... tous les membres des Etats ... reconnaissent que les membres ne peuvent se bien porter que lorsque l'estomac est en bon état. Das mag in medizinischer Hinsicht eine ganz unbestreitbare Wahrheit seyn, aber in politischer wie in logischer ist es ein gewaltiger Schnitzer, des Menschen Leib mit seinem Magen zu verwechseln.

— Noch einige Berichtigungen zu dem Buche des Herrn Appert. Wir kommen nach unserer Rüge in Nr. 143 des Magazins vom vorigen Jahre noch einmal auf die Erinnerungen Appert's aus seinen Erlebnissen am Hofe Ludwig Philipp's zurück. Unter Anderem begegnet es Herrn Appert (I. 239), als er die Reise der Orleans'schen Familie am 30. Juli 1830 beschreibt, zu erzählen, daß dieselbe in einen Omnibus von der Art, die man damals Karolinen genannt habe, gestiegen sey, und auf das merkwürdige Zusammentreffen mit dem Namen der „Dauphine“ aufmerksam zu machen. Aber „Karoline“ war ja der Vorname der Herzogin van Berry, die Dauphine (Herzogin von Angoulème) hieß und heißt noch „Marie Therese“. Im zweiten Bande ist S. 3 gesagt: der Herzog von Choiseul sey einer von denen gewesen, welche Ludwig XVI. und seine Gemahlin auf der Fluchtreise nach Varennes begleitet hätten. Auch das konnte Herr Appert, der Jahre lang allwöchentlich im Choiseulschen Hause war, wissen, daß der Herzog nach seiner eigenen Angabe (Relation sur l'affaire de Varennes p. 45. 50) allerdings erst dazu bestimmt war, mit in dem königlichen Wagen zu fahren, daß aber Ludwig XVI. diese Maßregel später für unnöthig erklärt habe. In Bezug auf die Fluchtreise selbst trifft aber den Herzog so wie den Baron Goguelat, so sehr sich Beide auch gewehrt haben, der Vorwurf der Uebereilung und die Vernachlässigung der nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, wie Herr Appert aus der gründlichen Behandlung dieser Angelegenheit in des verstorbenen Generalmajor von Schütz „Geschichte der Staats-Veränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.“ Th. VI. S. 1—49 oder aus Wachsmuth's „Geschichte von Frankreich“ Th. I. S. 335—349 ersehen kann, wo Choiseul der zu solchen Geschäften am wenigsten passende Mann genannt wird. Seine Treue gegen das königliche Haus ist dadurch natürlich nicht im Geringsten verdächtigt. Wir übergehen auf S. 93 das grimmige Urtheil über Hudson Lowe, das in die Kategorie der Montalembertschen Tiraden über Krakau gehört und gar nicht in Herrn Appert's sonst so frommes Buch passen will, und wundern uns, wie derselbe auf S. 293 den König Richard Löwenherz hat in einen Kerker zu Faydeau einsperren können. Vermuthlich ist mit dieser prägnanten Redensart die Darstellung eines gleichnamigen Stückes im Théâtre Feydeau gemeint. Endlich wundert sich Herr Appert zweimal (III. 78. 95) darüber, daß der Scharfrichter Sanson (dessen auch im Magazin Nr. 133 vom J. 1846 mitgetheilte Schilderung zu den anziehendsten Stücken des Buches gehört) niemals von der Guillotine, sondern immer von der „Maschine“ gesprochen habe. Aber Sanson, den uns Herr Appert als einen etwas altmodischen Mann beschreibt, mochte wohl auch in dieser Beziehung den alten Namen lieber beibehalten. Denn obschon der Arzt Guillotin bereits am 10. Oktober 1789 seinen Vorschlag einer neuen Köpfungsart der National-Versammlung mittheilte und Peltier in dem royalistischen Journale Les actes des apôtres ihr in einem Spottliede den Namen der Guillotine beilegte, so finden wir doch in den amtlichen Schreiben aus dem Jahre 1792, in denen mit Louis, dem Secretair des Kollegiums der Wundärzte, und einem Straßburger Klavierfabrikanten Schmidt über die Einrichtung und Verbesserung der Guillotine verhandelt ward, immer den Ausdruck la machine oder la machine destinée à la décapitation. Es ist dies aus den Documens administratifs, relatifs à l'adoption de la guillotine, comme instrument de supplice, zu entnehmen, die im ersten Hefte der Souvenirs historiques (Leipzig, 1835) p. 88—116 abgedruckt sind, und aus der Geschichte der Guillotine in unserem Magazin vom J. 1844, Nr. 52. 53. Und selbst angenommen, daß diese Deutung nicht Allen gefiele, so hat es ja in allen Sprachen euphemistische Redensarten für das Sterben und Hinrichten gegeben, denen wir die des Pariser Scharfrichters beizählen können.

K. G. J.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 22. Berlin, Sonnabend den 20. Februar 1847.

Frankreich.

Der Krieg in der Vendee.

1793—95.

Ein legitimistischer Schriftsteller, Herr Edouard Durliac, der uns auch als Mitarbeiter des Pariser Blattes La Mode so wie des streng katholischen Univers bekannt ist, hat vier „Erzählungen aus der Vendee" herausgegeben, die sämmtlich Episoden aus dem Bürgerkriege behandeln, der während der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts diese Provinz verwüstete, und eine historische Einleitung vorangeschickt, die manche nicht uninteressante Aufschlüsse über den Zusammenhang jener Ereignisse, so wie über die Männer giebt, die an der Spitze derselben standen. In Deutschland ist zwar das politische Interesse, das diese Erzählungen für die sogenannte legitimistische Partei in Frankreich haben, deren bekannteste altadelige und streng katholische Familien darin eine Hauptrolle spielen, nicht vorhanden: das allgemein menschliche Interesse aber, die Theilnahme, welche das Unglück und die Treue der Gesinnung erregt, dürfte auch der kürzlich in Bayern erschienenen deutschen Uebersetzung dieser Erzählungen einen zahlreichen Leserkreis verschaffen. *)

Die vier Erzählungen: „der Marquis von La Charnaye und seine Tochter", „Hector von Locmaria", „die Militair-Kommission" und „die Statue des heiligen Georg" spielen sämmtlich in der Zeit der Schreckensherrschaft, die mit der der größten Tapferkeit der Vendeer zusammenfällt, welche Letzteren damals unter Anderem die sogenannten „Mainzer" besiegten, d. h. diejenigen 18,000 Mann französischer Kerntruppen, welche die Besatzungen von Mainz und Valenciennes gebildet und von den verbündeten Mächten unter der Bedingung, daß sie bis zum Frieden nicht mehr gegen die Armeen der Letzteren dienen sollten, freien Abzug erhalten hatten. Man hatte übersehen, bei Feststellung dieser Bedingung auch an die Vendeer zu denken, und dies hatte die Folge, daß die Truppen-Corps der Republik blos ihre Standpunkte wechselten, indem man die aus dem Innern an die Gränze und dagegen die „Mainzer" nach der Vendee schickte, wo diese alten Soldaten jedoch bald gänzlich aufgerieben waren.

Wir wollen hier eine kurze Beschreibung der auf eine höchst eigenthümliche Weise zusammengesetzten und organisirten Armee der Vendeer und demnächst eine Skizze des Krieges selbst folgen lassen:

„Die Vendeer waren in Kirchsprengel eingetheilt, deren jeder unter einem Hauptmanne stand. — Die Bauern, welche bei der Infanterie dienten, trugen Beinkleider von brauner Wolle, ein langes Kamisol, über demselben einen weiten Rock von grobem Tuche und einen Hut mit breitem Rande oder eine Tuchmütze. Jeder trug irgend eine Reliquie bei sich, um den Hals hing ein Rosenkranz, und seine Waffe bestand in einer Flinte. Die Kavallerie, welche meistens nur Ackerpferde der verschiedensten Art, Größe und Farbe hatte, bestand aus den tapfersten jungen Leuten, die oft nur in Holzschuhen, ohne Sattel und Steigbügel auf dem Pferde saßen. Den Säbel hatten sie an einem Bindfaden hängen, und oft bestand er nur aus einer mit einem Hefte versehenen Sense; die den „Blauen" (so hießen die republikanischen Soldaten) abgenommenen Epaulettes und Kokarden hingen sie als Siegeszeichen ihren Pferden an die Schweife. Sie trugen eine weiße, schwarze oder grüne Kokarde, ein auf der Brust eingenähtes Herz Jesu und einen Rosenkranz im Knopfloch. Diese Kavallerie war beim Verfolgen des Feindes wirklich furchtbar. Jeder einzelne Reiter hatte sich's zur Aufgabe gemacht, einen Husaren zu fangen und zu tödten, um sein Pferd und seine Waffe zu erhalten, und die Husaren wußten dies auch. Die Ausrüstung der Offiziere befand sich in einem besseren Zustande, aber sie trugen außer rothen Tüchern, die sie um die Mitte des Leibes und um den Kopf gebunden hatten, keine Auszeichnung.

„Wenn irgend eine Unternehmung beschlossen war, läutete man die Sturmglocke, und auf die Aufforderung an die Pfarrsprengel, im Namen Gottes und auf Befehl des Königs sich in möglichst großer Anzahl zu einer gewissen Stunde an einem bestimmten Orte mit Lebensmitteln einzufinden, erschienen alle Waffenfähigen vom zartesten Jünglinge bis zum Greise mit ihrer Flinte und ihrem Brodte. Von irgend einer kriegerischen Disziplin oder Ordnung war keine Rede, aber die Bauern waren als geübte Jäger vortreffliche Schützen; jeder ihrer Schüsse traf seinen Mann, und was ihre Anführer immer befahlen, vollzogen sie mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Im Bereiche feindlicher Kanonenschüsse warfen sie sich zuerst auf den Bauch nieder und ließen die Kugeln über sich hinwegfliegen, aber im Augenblicke sprangen sie wieder auf, und die Kanonen waren erobert, ehe sie nur wieder geladen werden konnten. Auf dem Marsche befanden sie sich in zwei Reihen und beteten mit unbedecktem Haupte und niedergeschlagenen Augen ihren Rosenkranz.

„Kaum hatten aber die Offiziere ihren Befehl gegeben, so sanken die Rosenkränze; sie ergriffen ihre Flinten und stürzten mit dem Geschrei: „Es lebe der König! Tod den Republikanern!" auf den Feind. Die Priester, Weiber und Kinder lagen während des Gefechtes in der nächsten Kirche betend auf den Knieen, und hatten die Männer einen Sieg errungen, so eilten sie glückwünschend und frohlockend zu ihnen. Man fand sie in den Städten, die sie erobert hatten, mit ihren Familien in den Kirchen versammelt, wo sie Gott für den Sieg dankten, und keiner von ihnen dachte an Zerstörung oder Plünderung.

„Der Konvent, der seine besten Kräfte an dem felsenfesten Widerstande der Vendee scheitern und seine tapfersten Truppen untergehen sah, begriff, daß gegen die Vendeer größere Anstrengungen erforderlich seyen, und sandte daher 40,000 Mann frischer Truppen auf Wagen und Schiffen nach Saumur. Die königliche Armee vereinigt sich am 2. Juni 1793. Die republikanischen Husaren zeigen sich zu Vihiers, Stofflet greift sie an und haut sie in Stücke; der General Ligonier rückt vor, wird aber zurückgeworfen; er verschanzt sich in Doué, und Doué wird erstürmt; der General Salomon trifft mit 6000 Mann in Montreuil ein und wird geschlagen; Menou will Saumur decken, aber die Vendeer werfen ihn unter dem Geschrei: „Es lebe der König!" in die Stadt zurück, die sie dreimal angreifen. Larochejaquelein wirft seinen Hut in eine Verschanzung und ruft: „Wer holt mir ihn!" Er setzt sein Pferd in Galopp und ist wie zu Thouars und Fontenay der erste in der Stadt; zwei andere Angriffe gelingen ebenfalls, und Saumur ist genommen. Das Schloß, das fortwährend feuerte, kapitulirt.

„Die Einnahme von Saumur öffnete der königlichen Armee den Uebergang über die Loire und lieferte ihr 80 Kanonen, 20,000 Flinten und 500 Centner Pulver. Man hatte in fünf Tagen 11,000 Gefangene gemacht, die man mit geschorenen Köpfen entließ. Am anderen Tage fand man Larochejaquelein träumend in einer Kirche, die mit eroberten Gegenständen aller Art gefüllt war. Einem Offizier, der ihn fragte, an was er denke, erwiederte er, indem er seinen schönen, blond gelockten Kopf erhob: „Ich denke an den wunderbaren Fortschritt unserer Waffen." Dieser junge Held, welcher kaum zwanzig Jahr alt war, schien vor so vielem Ruhme, den er sich bereits erkämpft hatte, zu erschrecken.

„In Saumur wählte die Armee Cathelineau, einen rechtlichen und kraftvollen Mann, der den Krieg begonnen hatte, zu ihrem obersten Anführer. Man hat viel von den schnellen Beförderungen gesprochen, welche die Revolution mit sich brachte, aber der Krieg der Vendee dürfte vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte geliefert haben, daß in Zeit von fünf Monaten ein Fuhrmann (und das war Cathelineau bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges) sich zum obersten Anführer eines so zahlreichen und tapferen Heeres emporschwang, und zwar nicht in Folge des Willens einer Partei, sondern der Uebereinstimmung einer großen Menge verdienstvoller Krieger, die, weit entfernt von Eifersucht, in dem Gewählten den Mann erkannten, der plötzlich aus einem einfachen Landmanne der fähigste Oberanführer geworden war.

„Die von den Republikanern verübten Grausamkeiten hatten das Volk so erbittert, daß man selbst Weiber und Kinder unter den Kämpfenden und Getödteten auf den Schlachtfeldern fand. Der Chevalier von Mondyon, der aus Paris entflohen war, um in der Armee des Königs zu dienen, und Herr von Langerie, dessen Pferd in dem ersten Treffen getödtet wurde, worin er kämpfte, waren erst dreizehn Jahr alt. Mehrere vornehme Damen machten den Krieg als Amazonen mit. Eine Bäuerin, mit Namen Johanna, kämpfte in männlichen Kleidern, bis sie in einer Schlacht blieb.

„Nach diesem Siege bei Saumur, den selbst die Feinde für so außerordentlich hielten, daß sie glaubten, Larochejaquelein sey bei dem Anzuge der Vendeer in der Stadt verborgen gewesen und habe ihnen beim Sturme das Thor geöffnet, wurde das königliche Heer durch ein Corps von Schweizern verstärkt, und man beschloß, gegen Angers zu ziehen. Das höchste Erstaunen ging der Armee voran, die königliche Fahne wehte auf der Hauptstadt von Anjou, und die Republik zitterte. Wenn man bedenkt, welche große Opfer

*) Erzählungen aus der Vendee, mit einem historischen Gemälde der ersten Kriege in der Vendee. Von Eduard Durliac. Aus dem Französischen frei (?) übersetzt von Franz Maria Brug. Augsburg, C. A. Harmbacher, 1846.

die Vendee damals der Wiederherstellung des Königthumes brachte, so muß man ihrer Bescheidenheit, für die geleisteten Dienste nur eine geringe Belohnung zu fordern, das größte Lob spenden. Sie wollte nämlich, wenn der König seinen Thron wieder bestiegen habe, nur: 1) daß der so ruhmvoll errungene Name „Vendee" dem ganzen Lande gegeben werde, welches sich für die Sache des Königs erhoben hatte; 2) daß der König dieses Land einmal mit seiner Anwesenheit beehre; 3) daß auf jeder Pfarrkirche die weiße Fahne wehen sollte, und 4) daß der König eine Abtheilung Vendeer in seine Leibwache aufnehme. Larochejaquelein, der seinen Namen durch seine Tapferkeit in so vielen Schlachten verewigt hatte, sagte ganz naiv: „Wenn wir den König wieder hergestellt haben, wird er mir, wie ich hoffe, wohl das Kommando über ein Regiment Husaren anvertrauen."

(Schluß folgt.)

Blicke auf den Zustand der Bewohner unserer Provinzen an den russischen und polnischen Gränzen.

(Schluß.)

Ein ganz anderes Verhältniß hinsichtlich der Volkszahl vom deutschen und slawischen Stamme findet sich dagegen im preußischen Staate; er hat im Ganzen gegen eine Bevölkerung von etwa 12,500,000 Deutschen nur eine Seelenzahl von etwas mehr als 2,500,000 Slawen zu Unterthanen, nämlich in Oberschlesien eine kompakte ländliche, meist polnisch und nur zum kleinsten Theile böhmisch sprechende Bevölkerung von etwa 700,000 Seelen, ohne Einfluß und höhere Kultur; in Niederschlesien und der Lausitz, in mehreren einzelnen Theilen dieser Provinzen sporadisch zerstreut und von Deutschen umschlossen, etwas mehr als 100,000, wovon der größte Theil Wenden; im Posenschen, neben mehr als 400,000 Deutschen, höchstens etwa 900,000 Polen, deren Adel, Geistlichkeit und höherer Bürgerstand zwar großentheils auch aus Polen und Polnischgesinnten besteht, die als Solche die jedenfallsige Wiedererstehung eines neuen polnischen Reichs gleich einer fixen Idee im Kopfe haben mögen, deren Einfluß indeß, da das niedere Volk ihnen zum größten Theile nicht freundlich gesinnt ist, allzu gering erscheint, als daß die Regierung Ursache hätte, dieselben unter ihren Verhältnissen, bei gehöriger Achtsamkeit auf deren Treiben, irgend zu fürchten. Ihnen schließt sich nun zwar in Westpreußen eine ebenfalls polnische Bevölkerung von mehr als 300,000 Seelen und in Ostpreußen, im sogenannten Mazuren, gegen 300,000 Seelen an, allein der Adel und die höheren Stände sind hier doch großentheils, wenn auch noch nicht durchgängig, germanisirt, und nur der Bigottismus des größten Theils dieser Volksstämme macht für die Regierung eine besondere Aufsicht über dieselben erforderlich.

Unter diesen Umständen ist daher, wie gesagt, für unsere Regierung kein zureichender Grund vorhanden, die slawische Nationalität dieses Theils ihrer Unterthanen irgend zu fürchten und hinsichtlich derselben in der Tendenz ihrer Regierungsbestrebungen besondere Rücksichten zu nehmen, allein nichtsdestoweniger scheint es ihre Pflicht, dabei diese in ihrer verschiedenen Nationalität und im Allgemeinen sehr zurückstehenden Kultur-Verhältnisse sehr wohl zu beachten. Dies kann nun aber auf dreierlei verschiedene Art und Weise geschehen, nämlich erstens: indem man lediglich die deutsche Nationalität als herrschend betrachtend, die slawische ganz unmächtig zu machen, überall nur durch Deutsche zu regieren und alle Beamtenstellen nur durch Deutsche zu besetzen, durch Erhaltung des Volks in bigotter Denkart und fühlloser Stumpfheit bei demselben jeden Sinn für höheres so wie für politisches Leben von Grund aus zu unterdrücken und im Keime zu ersticken und dabei die höheren Klassen durch die ihnen vorgehaltene Aussicht: nur auf diesem Wege irgend vorwärts zu kommen, nach und nach immer mehr zu germanisiren sucht *); oder zweitens: indem man zwar das Letztere verfolt, zugleich aber auch das Volk durch, dessen materielles Wohl befördernde, Gesetze und Verwaltungsmaßregeln zu gewinnen und durch deutsche Beamten und Schullehrer 2c. und durch Nichtbeachtung des polnischen Idioms seitens derselben ebenfalls nach und nach zu germanisiren sucht, welches System jedoch in letzterer Hinsicht einen genügenden Erfolg niemals erreichen kann, da diesem, wie die Erfahrung aller Zeiten lehrt, die große Zähigkeit, mit welcher die Völker an ihrer Muttersprache hängen, entgegensteht **); oder endlich drittens: indem man, von der Idee „das Volk selbst lediglich zu verdeutschen" abgehend, es auf alle Weise versucht, dasselbe vermöge des Gebrauchs und der Beachtung oder Veredlung seiner Muttersprache aus sich selbst zu erheben, auf diesem Wege höheren Sinn für Moral, Kultur, Eigenthum und Wissenschaft bei demselben zu erwecken und zu verbreiten ***), um dadurch nach und nach zwar keine Deutschen, wohl aber gute, verständige und möglichst gebildete Preußen aus demselben zu machen und zu bilden, auf welche der Staat im Falle der Noth sich verlassen und gegen den Einbruch roherer Sitten und Unkultur der Nachbarvölker sich kräftig stützen könnte. *) Für diesen Zweck müßten indeß solche Veranstaltungen getroffen und andererseits solche Schritte nicht gescheut werden, welche — ob auch einerseits einen reactionnairen Anstrich habend — doch andererseits allein als zum Ziele führend betrachtet werden können. Es müßte demnach vor Allem, wie auch Herr Wuttke es seinerseits ad VIII. vorschlägt, auf möglichste Entfernung, Unterdrückung und Beseitigung des polnischen Adels und seiner Bestrebungen dadurch hingewirkt werden, daß man demselben im möglichsten Umfange durch Kauf seine Güter und Grundstücke im Lande entzöge und ihn, wenigstens großen Theils, zur Auswanderung vermöge (?), was beides unter den vorwaltenden Umständen nicht so gar schwierig werden dürfte; daß man dann diese Güter in derselben Art, wie dies jetzt mit den Domainen jener Provinz beabsichtigt wird, in kleinere Parzellen vertheilte und theils an die Bauerschaft betreffender Güter, theils an fremde Kolonisten in Erbpacht ausgäbe; daß man sodann das Volksschulwesen gründlich verbessere, vor Allem eine genügende Anzahl sittenreiner und in Realien und Naturwissenschaften wohlausgebildeter und der polnischen Sprache gründlich mächtiger Schullehrer durch alle irgend zu Gebote stehende Mittel baldmöglichst zu bilden und heranzuziehen suchte, wobei der Kostenpunkt kein Hinderniß seyn darf; daß man dieselben sodann lediglich von Staats wegen anstelle und genügend besolde und in beständiger möglichster Kontrole ihres Wirkens erhalte; daß man sodann alle ultramontan und bigott gesinnten Geistlichen, ohne alles Ansehen der Person, sofort beseitige (?), pensionire und auf jede Weise zu entfernen suche, und daß man endlich durch Einrichtung einer genügenden Anzahl polnischer Lehrstunden statt der französischen, griechischen und hebräischen auf allen höheren Schulen in den preußischen, schlesischen und posenschen Provinzen, so wie durch möglichste Einwirkung auf Bildung guter, polnisch schreibender Schriftsteller und die Herausgabe guter und vorurtheilsfreier Schul- und Volksbücher, den gesammten Beamtenstand in jenen Provinzen in den Stand setze: sich ohne besondere Kosten geeignete Kenntnisse in der polnischen Sprache zu erwerben, um in derselben mit Leichtigkeit konversiren und mit jenem Volkstheile amtlich und außeramtlich verkehren zu können.

Das Hauptvolk des ganzen slawischen Stammes bildet indeß unbezweifelt das russische und das ungeheure, mächtige Russenreich, mit seinen 48 Millionen slawischen Bewohnern, von denen etwa 6 Millionen Polen und 7 Millionen Kleinrussen sind, und dieses ist es ohne Zweifel, welches wir vom deutschen wie vom kosmopolitischen Standpunkte aus vor Allem ins Auge fassen müssen. Wir haben leider zu unserem größten Nachtheile dies bisher nur allzu sehr vernachläßigt, und anstatt so manche Gelegenheit zu benutzen und eifrigst zu ergreifen, welche geeignet gewesen wäre, uns dasselbe fern zu halten, stets dasselbe sich immer mehr vergrößern und uns auf den Hals rücken lassen.

Wie jetzt einmal die Sachen stehen, ist es schwer, in der Sache zum Besten zu rathen: man muß die Zeiten, die da kommen, erwarten. Unterdeß aber richte man sein Augenmerk ganz besonders auf die Slawen und die rumänischen Völker der türkischen Donauländer und wende Alles an, damit nicht auch diese eine Kette des russischen Länder-Kolosses werden, sey es nun, daß sich Oesterreich kräftig erhebe und sich dieselben ohne Ausnahme mit den darin wohnenden 7 Millionen Slawen und 4 Millionen Walachen zueigne, oder sey es, daß man selbst ein eigenes Königreich der Donauländer errichte und durch Bündnisse erkräftige.

* * *

So weit die Briefe meines geschätzten Freundes, dessen höchst verständige und gutgesinnte Stimme wahrlich alle Beachtung verdient. In dem am Eingange erwähnten Aufsatze habe ich bereits auf die Gefahr gelegentlich ausgeführter Handstreiche, die uns vom Norden her drohen, hingedeutet, und erst kürzlich wurde ich abermals dringend auf diesen Punkt zurückgebracht. Ich hatte nämlich Gelegenheit, mit einem befreundeten Großkaufmann aus Rußland zu sprechen, der mit den inneren Verhältnissen Rußlands außerordentlich vertraut ist. Die Art und Weise, wie derselbe über das Drohende einer durch Hunger veranlaßten Bewegung tatarischer Völker gegen die westlichen Länder sprach, ließ deutlich genug erkennen, daß dieser Fall durchaus in des höchst einsichtigen Mannes Kopfe längst durchdacht und ausgebildet gelegen habe, ja daß derselbe vielleicht bereits als Gegenstand der Debatten unter Großkaufleuten Rußlands gedient haben möge. Dadurch wurden meine Blicke auf die Gränzbewohnerschaft gelenkt, welche letztere ich nun durch die oben mitgetheilte Bestätigung eines genau unterrichteten Freundes als höchst unzuverläßig erklären muß. Man sollte vor allem Anderen den Rath meines Freundes beachten und die sich eben darbietende Gelegenheit benutzen, um eine tüchtige Anzahl deutscher Bewohner auf dismembrirte Güter in die Gränzprovinzen zu bringen, denen die möglichste Freiheit zur politischen Entwicklung vergönnt werden müßte. Jede Gemeinde bilde auch auf dem Lande ein kleines Gemeinwesen, das nur durch die Bande des patriotischen Interesses an den Staat gebunden erschiene. Also so wenig wie möglich von Bevormundungssucht! Dem russischen Regime können wir, mit Sicherheit auf Erfolg, nur möglichste Freiheit entgegensetzen. Es muß nirgends klingen, wie es leider zuweilen unter dem deutschen Landvolke heißt: „mir ist's gleich, wer im Lande regiert!" Gut, Blut und Leben muß vor Allem der deutsche Bewohner an der russischen Gränze an seinen Heerd zu setzen bereit stehen; darum schmerzt es jeden Patrioten gewiß tief,

*) Solche Verfahrungsart würde nimmermehr diejenige Garantie für Gränzsicherung gewähren, auf welche wir durchaus bedacht seyn müssen. C. P.

**) Ganz abgesehen von der Erfolglosigkeit, tritt auch hauptsächlich das Weitaussehende einer solchen Maßregel ins Spiel und heischt namentlich Berücksichtigung der Gegenwart und nächsten Zukunft! C. P.

***) So viel uns bekannt, fehlt es schon seit längerer Zeit da, wo die Bevölkerung überwiegend polnisch ist, weder in den Städten noch auf dem Lande an polnischen Schulen, wie denn auch selbst in den unteren Klassen der betreffenden Gymnasien die Unterrichtssprache das Polnische ist. Der höhere Unterricht wird natürlich in Schlesien immer deutsch seyn müssen. D. R.

*) Nur dieser letztere Vorschlag erscheint probehaltig und sollte Hand in Hand mit den Bestrebungen gehen: eine tüchtige deutsche Bauerschaft nebenbei gelegentlich einzuschieben! C. P.

von Auswanderungen deutscher Landleute aus Pommern und Preußen zu hören. Diese wackeren „Flüscher" von Dennewitz können wir nicht entbehren!

Die innerste Natur der Slawen, welche mein Freund oben so richtig geschildert, neigt sich zur Veränderlichkeit; dabei fehlt ihr Ausdauer und Sinn für Achtung des Eigenthums. Solche Nachbarn sind schlimme Nachbarn, bei denen man nicht genug auf seiner Hut seyn kann. Haben wir auch nicht das von Napoleon prophezeite Kosakenthum zu fürchten, so liegen gelegentliche Handstreiche doch so sehr im Reiche des Möglichen und Wahrscheinlichen, daß jede Unzuverlässigkeit der Gränzbewohner die drohende Gefahr noch mehr vergrößert. Preußen hat gegen ganz Deutschland die heilige Pflicht der Wahrung unserer Gränzmarken; das ist sein vorzüglichster Beruf, und darum darf der Patriot schon seine Stimme erheben, um zur rechten Zeit ein warnendes oder mahnendes Wort hören zu lassen. E. P.

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo.

IV. Brooke's Regierung in Sarawak.*)

Es ist ein glücklicher Zufall für Brooke, daß in seiner Statthalterschaft die Deyaks den größeren Theil der Einwohner bilden. Die Malayen sind wenig zahlreich, die Menge der chinesischen Kolonisten scheint im Wachsen begriffen. Was mußte nun unter diesen von einander getrennten Volksstämmen die erste Sorge eines Europäers seyn, der die Segnungen der Civilisation auf sie übertragen wollte? Sicherheit gegen Willkür, Gleichheit der Rechte und Mittel zur freien Fortentwickelung waren die Bedürfnisse der Unterthanen Brooke's. Er ging mit Milde und Festigkeit daran, sie dieser Güter theilhaftig zu machen; aber er übereilte nichts, denn hastige Reformen verfehlen ihren Zweck und haben den Anschein der Tyrannei.

Brooke begann damit, einen Gerichtshof einzusetzen, dem er selbst unter dem freiwilligen Beistande eines der Brüder Muda-Hassim's präsidirte. Hier fanden alle diejenigen Schutz und Hülfe, die an ihrer Person oder ihrem Vermögen beschädigt worden waren. Eine Art Charte, die in malayischer Sprache verfaßt und in Singapore gedruckt war, wurde feierlich in Sarawak veröffentlicht. Die Sicherheit des Eigenthums und Lebens wird darin verbürgt und die Bestrafung des Diebstahls und Mordes nach den früheren Gesetzen des Landes angeordnet. Malayen, Deyaks und Chinesen werden als gleichberechtigt erklärt und Häfen, Flüsse und Wege dem Handel zur freien Verfügung gestellt. Nur den Handel mit Spießglanz behält sich der Gouverneur vor. Ein anderer Artikel der Verfassung regelt die Erhebung der Steuern, die bisher mit so vieler Willkür vor sich gegangen war. Drei Bevollmächtigte, die das Siegel des Radschah tragen, sollen die jährlichen Abgaben einfordern, und keinem Anderen solle es zustehen, von den Deyaks einen Tribut zu fordern. Eben so wenig dürfen dieselben gezwungen werden, ihre Waaren zu verkaufen, wenn sie nicht wollen. Die Malayen nämlich hatten sich nicht selten diese Gewaltthätigkeit erlaubt und dabei selbst den Kaufpreis bestimmt. Gewichte, Maße und Münzen werden von dem Gouvernement festgestellt, damit der Geschäftsgang vereinfacht und betrüglichem Handel vorgebeugt werde. Der letzte Artikel versichert diejenigen des Schutzes, die das Gesetz beobachten werden, droht aber denen mit unvermeidlicher Strafe, welche die öffentliche Ruhe stören und ihren Nebenmenschen Schaden zufügen sollten.

Die Macht des englischen Radschah ist unbeschränkt, wie die des Sultans, und nur so konnte sie heilsam und kräftig seyn. Die Deyaks, die diese einsichtsvolle und väterliche Herrschaft wohl von der Tyrannei der Malayen zu unterscheiden wissen, haben sich eng an den neuen Statthalter angeschlossen. Brooke besitzt nicht jene glänzenden Eigenschaften, die zur Bewunderung hinreißen und die Gemüther fesseln. Er hat einen gewöhnlichen Geist, und sein Einfluß beruht allein auf der Milde und Festigkeit seines Charakters. Wenn sich unter gesellschaftlichen Zuständen jeder Art die Menschen weit mehr durch ihren Charakter, als durch ihren Geist über einander erheben, so ist die Willenskraft besonders nöthig, wenn man moralischen Einfluß über wilde Völker gewinnen und ihre gefährlichen Neigungen niederhalten will. Brooke ist übrigens einer jener vielen Engländer, in denen der Handelsgeist auf das innigste mit einer tiefen politischen Einsicht, mit einem Talent, das allgemeine Beste zu fördern, verschwistert ist. So hat er denn auch seine eigenen Geschäfte mit allem Eifer geleitet, während er ein Werk vollbrachte, das nicht ohne Größe ist und sowohl seinem Vater- als seinem Adoptivlande große Vortheile bringen wird.

*) Vgl. Nr. 17 des Magazins.

England.

Ein deutscher Kunstkritiker, in England beurtheilt.

Wenn die gegenwärtige deutsche Philosophie überhaupt bis jetzt nur geringen Eingang in das vom Empirismus beherrschte England gefunden hat, so gilt dies besonders auch von unseren neueren kunstphilosophischen Arbeiten. Bis vor kurzem waren Aug. Wilh. v. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur in diesem Gebiet das einzige den Engländern bekannte namhafte deutsche Werk neuerer Zeit. Erst vor einigen Monaten ist das schon im Jahre 1839 erschienene werthvolle Buch Ulrici's über Shakespeare einer englischen Uebersetzung gewürdigt worden und hat mit Recht bei englischen Kritikern große Anerkennung gefunden. Die Engländer haben eingesehen, daß ihnen in diesem Buche geboten wurde, was sie selber bisher nicht zu leisten vermocht haben, — eine Entwickelung der einzelnen Theile des Drama's aus der Idee des Ganzen. Nach diesem Vorgange durfte wohl erwartet werden, daß auch Rötscher's höchst bedeutende kunstphilosophische Schriften von den Engländern der Beachtung werth gefunden würden. Dazu ist jetzt in der That ein vielversprechender Anfang gemacht, indem die Londoner Literary Gazette uns in einer ihrer letzten Nummern über Rötscher einen Aufsatz bringt, der durch den verschwenderisch gezollten Tribut enthusiastischer Bewunderung gutmachen zu wollen scheint, was die englische Kritik bisher gegen die deutsche Aesthetik verschuldet hat. Wir halten diesen Artikel der Mittheilung im „Magazin" nicht unwerth, besonders auch deshalb, weil er zugleich Zeugniß giebt, wie das letzte Werk Alex. v. Humboldt's, der „Kosmos", sich auch in England immer mehr Bahn bricht. Es heißt daselbst, wie folgt:

„Möchte diese Arbeit einer dauernden Vertiefung auch den Boden der deutschen Bühne durchfurchen und eine Umgestaltung zeitigen, der sich alle tiefere Geister der Nation entgegensehnen. Die Wissenschaft hat den einen Schritt gethan; möchte die Wirklichkeit beweisen, daß die erstere das Recht hatte, schon jetzt ihre strengen Forderungen gebieterisch auszusprechen."

„Diese Worte bilden den Schluß der Zeilen, mit welchen Herr Professor Rötscher eines seiner neuesten Werke*) seinem wohlwollenden Gönner Alexander von Humboldt gewidmet hat. In Wahrheit, wir wissen Niemand, dessen literarische Bestrebungen ihn mehr, als Rötscher, berechtigt hätten, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken; — Niemand, dessen Anstrengungen so mächtig dazu beitragen könnten, jene Wiedergeburt zu Stande zu bringen, die Jeder, der die Wichtigkeit des Drama's und die jetzige Erniedrigung desselben fühlt, so lebhaft wünschen muß. Herr Prof. Rötscher hat in der That — um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen — den Boden tief „durchfurcht", welchen er gesunde Früchte in Fülle tragen sehen möchte; und wenn auch die nächstfolgende Zeit keine merkliche Zunahme in dem Reichthum der Aerndte zeigen mag, so ist es doch durchaus unmöglich, daß solch wissenschaftlicher Anbau des fraglichen Feldes nicht bald die allerglücklichsten Erfolge hervorbringen sollte.

„Man muß es besonders angemessen nennen, daß das Buch, aus welchem wir die obige Stelle angeführt haben, dem Manne zugeeignet ist, welcher der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht und durch die höchste Kunst des Wortes dem Geiste enthüllt hat. Nicht jedoch nur deshalb besonders angemessen, weil man voraussetzen kann, daß solch ein Mann als in sein eigenes umfassendes Gebiet eindringend ein Werk betrachten werde, welches, wie das in Rede stehende, die geheime Tiefe der Charaktergestaltung zu ergründen und die höchsten Schöpfungen freier Phantasie, wie herrliche Organisationen der Natur, in ihrem Lebensprinzip zu begreifen strebt; — sondern vielmehr deshalb, weil beide Männer wesentlich dasselbe beabsichtigen, nämlich die wunderbare Harmonie und Einheit des Zwecks zu zeigen, welche die besonderen Welten durchdringt, in denen jeder von ihnen thätig gewesen ist.

„Jedem, der Rötscher's Schriften fleißig studirt hat, muß bei Lesung der Vorrede und der Einleitung zum Kosmos die wirklich große Aehnlichkeit zwischen den darin ausgesprochenen großartigen Gedanken und denjenigen auffallen, die zu verbreiten und zu erläutern auch Rötscher's beständiges Streben gewesen ist. Die Grundgedanken, von welchen Rötscher ausgeht, könnten, in zahlreichen Fällen, durch die nämlichen Worte erklärt werden, mit welchen Humboldt seine Gedanken über die Natur mit allen den unendlichen Erscheinungen der physischen Welt entwickelt. Daß dem so ist, wird uns nicht überraschen, wenn wir bemerken, wie ähnlich der Plan ist, den zu verfolgen Jeder von Beiden sich vorgenommen hat. Ueberdies ist „„der erste und erhabenste Zweck geistiger Thätigkeit ein innerer, nämlich das Auffinden von Naturgesetzen."" **) Dabei ist es ganz gleichgültig, welchen Zweig menschlichen Wissens wir zu unserem Studium wählen mögen; denn überall sind die Grundgedanken Dasjenige, wonach wir als nach dem Leitenden in unseren Untersuchungen uns umsehen sollten. Ueber diesen Punkt sind die Ansichten beider Männer übereinstimmend. Alle Geisteskräfte Humboldt's sind auf dieses Ziel gerichtet gewesen, — auf „„das Auffinden von Naturgesetzen, die Ergründung ordnungsmäßiger Gliederung in den Gebilden, die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang aller Veränderungen im Weltall."" ***) „„Das Einzelne wird nur in seinem Verhältniß zum Ganzen, als Theil der Welterscheinungen betrachtet."" †) Auf gleiche Weise spricht sich Rötscher aus. Er sagt: „„Jeder Charakter ist ein eigenthümliches, in sich abgeschlossenes Wesen, gleichsam eine Welt für sich, welche aber durch die allgemeinen Elemente, aus denen sie sich gestaltet hat, mit allen anderen Wesen derselben Gattung zusammenhängt und mit ihnen auf einem gemeinsamen Boden steht."". Aber er fühlt auch, daß „„die Macht der Einbildungskraft, einen Charakter darzustellen, keine Schwächung erfährt, wenn wir Einsicht in seine Organisation und in die Gesetze gewinnen, von welchen sein Leben beherrscht wird.""

„In der That bezwecken alle Schriften Rötscher's die Entwicklung umfassender allgemeiner Grundgedanken; und obgleich er wohl weiß, daß die von dem Athem des Genies beseelten Schöpfungen der Einbildungkraft von selber Form gewinnen und ins Daseyn treten, so behauptet er doch nachdrücklich,

*) Den 1sten Bd. des „Cyklus dramatischer Charaktere".
) Bd. 1. S. 37. *) Ebendaselbst. †) Kosmos Bd. 1. S. 40.

daß, wenn dieselben einen dauernden Werth haben sollen, sie vorgeschriebenen Gesetzen sich fügen müssen, welche nicht straflos verletzt werden dürfen.

„Man kann daher von Rötscher's Werken über die „dramatische Kunst" wirklich sagen, daß sie den „Kosmos" dieser besonderen Welt bilden. Dabei sind wir freilich nicht im Stande anzugeben, welchen Einfluß die Untersuchungen Humboldt's auf Herrn Prof. Rötscher's Geist gehabt haben mögen, oder ob überhaupt ein solcher Einfluß stattgehabt hat. Wir können aber kaum glauben, daß die Untersuchungen und die folgerechten Entwickelungen des großen Naturphilosophen, die während eines halben Jahrhunderts der Welt bekannt gemacht worden sind, ohne Wirkung auf den Geist irgend eines Menschen gewesen seyn sollten, der sich ernstlich bemüht, durch das Dunkel hindurchzudringen, welches die Quellen des Wissens umgiebt. Gleichviel, ob wir in der Kunst oder in der Wissenschaft zu Konklusionen zu gelangen und Dasjenige zu versöhnen streben, was sich zu widersprechen und durch kein Gesetz gebunden zu seyn scheint: Humboldt's Geist ist so umfassend, die aus demselben hervorquellenden Gedanken sind von so allgemeiner Anwendbarkeit, daß der Dichter eben sowohl wie der Mathematiker sich durch den Besitz derselben bereichert fühlen kann.

„In einem schon im J. 1837 veröffentlichten Werke des Herrn Prof. Rötscher und besonders in den einleitenden Erläuterungen zu demselben finden wir Stellen, welche mehreren Theilen des erst vor kurzem erschienenen Humboldtschen Kosmos entsprechen, — ja, ihnen auf eine beim ersten Anblick höchst überraschende Weise ähnlich sind. Wir berühren diesen Punkt hier noch einmal, — nicht um zu beweisen, wie ähnlich die Geister der beiden Männer gebildet sind, sondern um zu zeigen, daß, wenn auf Rötscher's Ansichten die des Naturforschers Einfluß gehabt haben, dies nicht ein Ereigniß von gestern ist, vielmehr, wie in dem verborgenen Wirken der Natur, der Prozeß des Reifens seit Jahren vor sich gegangen seyn muß.

„Was wir hier einleitungsweise gesagt haben, mag genug seyn; wir hielten die obigen Worte für nothwendig, um unsere Ansicht von der Stellung auszusprechen, welche Herr Prof. Rötscher unter den Männern des Tages einnimmt."

Nach dieser Einleitung giebt der englische Rezensent die Prinzipien an, welche Rötscher in seiner Abhandlung über „das Verhältniß der Philosophie der Kunst und der Kritik zum einzelnen Kunstwerk" aufgestellt und entwickelt hat. Da der Rezensent hier viel weniger beurtheilend als berichtend zu Werke geht, so unterlassen wir füglich, seinen Aufsatz vollständig zu übersetzen. Nur die Stelle erlauben wir uns hier noch mitzutheilen, in welcher die Weise der Rötscherschen Kunstkritik nach zwei entgegengesetzten Seiten hin gegen Einwendungen vertheidigt wird, die auch in England gegen dieselbe vorgebracht werden könnten. Der englische Berichterstatter sagt nämlich: „Man bilde sich jedoch nicht ein, Herrn Prof. Rötscher's Kritik sey von der Art, daß vor ihr der ätherische Geist des Kunstwerks erschreckt, davonfliehe und einen seelenlosen Leib dem neugierigen Auge zur Prüfung zurücklasse. Im Gegentheil hat Rötscher mit jenem ätherischen Geist am meisten zu thun, indem er sich immer bemüht, denselben auf seinen unsichtbaren Pfaden zu verfolgen, oder, gleich einem Zauberer, zu beschwören und zu zwingen, eine sichtbare Gestalt der Schönheit anzunehmen und, gehorsam seinem Rufe, vor ihm zu erscheinen. Leute, die an solchen Gang der Betrachtung nicht gewöhnt sind, können Rötscher's Gedanken vielleicht sogar zu unkörperlich finden; aber er tritt nicht auf Luft, sondern steht auf festem Grunde."

Hiermit schließen wir unsere Uebersetzung des fraglichen Artikels. In demselben ist Rötscher fast nur im Verhältniß zu Alexander v. Humboldt und zwar blos nach einer von dem Rezensenten bemerkten Aehnlichkeit R.'s mit diesem ausgezeichneten Manne betrachtet worden. Die Seite des Unterschiedes zwischen den Standpunkten beider Männer braucht wohl Keinem unserer Leser erst bemerklich gemacht zu werden. Eben so haben wir auch nicht nöthig, das mit den Werken Rötscher's näher vertraute Publikum darüber zu belehren, daß auf dieses Schriftstellers kunstphilosophische Bestrebungen Niemand einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hat, wie Hegel, der in dem obigen Artikel der Literary Gazette gar nicht genannt wird. Was aber das englische Publikum betrifft, so wünschen wir lebhaft, daß dasselbe durch eine Uebersetzung der Werke Rötscher's bald Gelegenheit bekommen möge, sich selber von der Gediegenheit und dem Reiz dieser Schriften zu überzeugen. B.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Schriften in England. Das letzte Heft der Foreign and Westminster-Review bespricht unter Anderem folgende deutsche Schriften: „Clelia Conti" und „Sybille" von der Gräfin Hahn-Hahn, von denen die erstere als die beste Novelle der Verfasserin erklärt wird; Karl Gutzkow's „Briefe aus Paris" und „Pariser Eindrücke", aus welchen hier eben so wie früher in Fraser's Magazine zahlreiche Auszüge gegeben werden; J. J. v. Littrow's „Vermischte Schriften", die seltsamerweise dem englischen Kritiker nur Anlaß geben, die in diesen Schriften enthaltenen „Russischen Skizzen" des verstorbenen Littrow, der in seiner Jugendzeit Professor in Kasan war, im Auszuge mitzutheilen, — nur beiläufig wird auch erwähnt, daß Sir John Herschel Littrow's Theorie der Kometen als die beste und faßlichste erklärt habe; Baron Dr. v. Reden's „Eisenbahn-Jahrbuch", das als die Arbeit eines Mannes dargestellt wird, der, mehr als irgend ein anderer Schriftsteller Deutschlands, theoretische mit praktischen Kenntnissen des Eisenbahnwesens verbinde (die Schriften des Frhrn. v. Reden haben sich überhaupt einer sehr günstigen Aufnahme in England zu erfreuen, wie dies auch kürzlich eine in der Edingburgh-Review enthaltene Anzeige derselben bewiesen); „Ninsa", eine Novelle (Leipzig, 1846), die das Werk einer in Deutschland lebenden Engländerin seyn soll, von welcher jedoch gesagt wird, daß sie alle „Weitschweifigkeit" der deutschen Novellisten und insbesondere die Endlosigkeit ihrer oft keinerlei Zweck habenden Dialoge sich zu eigen gemacht habe; „Acht Reisebriefe aus Deutschlands erstem Seehafen" (Hamburg, 1846), in deren Verfasser man ebenfalls den Frhrn. Dr. v. Reden erkennen will; endlich O. L. B. Wolff's aus dem Vlaemischen übersetzte „Geschichte von Belgien, von H. Conscience", bei welcher Gelegenheit einmal auch die Engländer daran erinnert werden, sich doch ja nicht durch das äußerliche Ansehen der Gesellschaft in Brüssel und anderen belgischen Hauptstädten zu dem von den Franzosen so vielfach genährten Irrthume verleiten zu lassen, daß Belgien ein eigentlich zu Frankreich gehörendes Land sey, dem man lediglich aus conventionellen Rücksichten seine gegenwärtige Selbständigkeit gönne: Belgien sey vielmehr ein niederdeutsches Land von einer Wohlhabenheit, so wie mit einem altererbten freien Bürgerthum und Gemeindewesen, wie solche niemals in Frankreich zur Erscheinung kommen dürften.

— Die große Halle in Schloß Hampton-Court. Der in der englischen Geschichte so oft genannte Palast zu Hampton-Court wurde von dem berühmten Minister Heinrich's VIII., dem Kardinal Wolsey, erbaut, der seinen grausamen und launenhaften Herrn damit beschenkte, ohne durch diese Gabe den Tyrannen begütigen zu können. Zu den merkwürdigsten Partieen des Gebäudes gehört der schöne gothische Saal, der gewöhnlich den Namen Wolsey's Halle führt und der vor kurzem vollständig restaurirt und mit so prachtvollen Verzierungen ausgestattet worden ist, daß er, nach den Berichten der Londoner Journale, in den königlichen Schlössern Europa's seines gleichen sucht. Er mißt 106 Fuß in der Länge, 40 in der Breite und 60 in der Höhe. Die dreizehn Bogenfenster sind mit Glasmalereien ausgestattet, welche die Wappenschilder Heinrich's VIII., seiner sechs Frauen und des Kardinals Wolsey darstellen. Jedes Fenster ist über 20 Fuß hoch und von entsprechender Breite, und das verschiedenfarbige Licht, welches durch diese Oeffnungen in den Saal strömt, bringt eine eigenthümliche, höchst überraschende Wirkung hervor. Ein etwas seltsamer Einfall war es, in den Zwischenräumen die Stammbäume des Königs und seiner Gemahlinnen anzubringen, aus welchen hervorgeht, daß sie Alle in weiblicher Linie von Eduard I. († 1307) abstammten: wie es scheint, ließ also der königliche Blaubart bei seinen öfteren Vermählungen die Vorzüge der Geburt nicht ganz außer Augen, indem er es zum Grundsatz nahm, sich nur mit seinen Cousinen zu verehelichen, diese aber freilich eben so schnell wieder zu verstoßen oder köpfen zu lassen. — Man hofft in England, daß diese Glasmalereien zu weiteren Nachahmungen führen werden, wozu die dortigen Kathedralen und andere öffentliche Gebäude so reichliche Gelegenheit darbieten, und daß es mit der Zeit gelingen dürfte, die Meisterwerke der neueren deutschen Künstler in diesem Genre zu erreichen, ja vielleicht wohl gar zu übertreffen.

— Geographie von Spanien. Der spanische Deputirte, Herr Madoz, der einer der unterrichteteren Männer der progressistischen Partei ist, giebt jetzt ein „geographisch-statistisch-historisches Lexikon von Spanien" (Diccionario geográfico-estadístico-historico del reino) heraus, das wegen seiner Vollständigkeit, besonders in geographischer und historischer Beziehung, sehr gerühmt wird. An statistischem Material soll es weniger vollständig seyn, weil das Ministerium, das — wenn auch nicht immer in denselben Personen, doch stets in demselben Geiste — seit drei Jahren am Ruder ist, dem Verfasser die Unterstützung entzogen hat, die ihm früher für sein Werk zugesagt war. Die zuletzt erschienene Lieferung umfaßt die Beschreibung der Provinz Castellon de la Plana (nördlicher Theil des ehemaligen Königreichs Valencia), und da das Werk in alphabetischer Ordnung erscheint, so ist es, wie man sieht, von seiner Vollendung noch sehr weit entfernt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Dienstag den 23. Februar 1847.

Spanien.

Die spanische Doppelheirat und der Utrechter Vertrag.

Heute, wo die spanische Doppelheirat zur vollendeten Thatsache geworden ist und man, nach der Parteigesinnung, den erfreulichen oder verderblichen Folgen dieses kombinirten Staatsakts entgegensieht, ist es an der Zeit, unparteiische, auf historische Begründung sich stützende Aufschlüsse über die Art und Weise seiner Vorbereitung und Durchführung zu geben. Vor allen Dingen hat der Verlauf dieser ganzen Angelegenheit, durch den die entente cordiale einen so empfindlichen Stoß erhalten hat, daß sie einige Zeit bedürfen wird, um sich vollständig zu erholen, einen neuen Beweis zu der in dem politischen Bewußtseyn des modernen Europa's wurzelnden Ueberzeugung geliefert, daß wir in einer Zeit leben, worin nicht mehr zwischen Nationen und mit Kanonen, sondern zwischen Kabinetten und mit diplomatischen Noten Krieg geführt und Schlachten geliefert werden. Man greift jetzt nicht mehr mit Armeen und Flotten, sondern mit Diplomatie und Intrigue an; man geht darauf aus, dem Feinde Verlegenheiten zu erwecken; man sucht ihn zu kompromittiren, sey es im Innern des eigenen Landes oder in Beziehungen zur Fremde; man stellt ihm Fallen, man bemüht sich, ihn zu demüthigen; man zerstört seinen Kredit, sein Ansehen, seinen Einfluß, ohne ihm jedoch irgendwie Grund zur offiziellen Beschwerde zu geben; man bleibt vielmehr völlig in seinem Recht, man beobachtet sogar die äußeren Formen scheinbar wohlgeneigter Gesinnung. Mittelst des diplomatischen Kriegs kann man den Feind eben so sicher, als durch den militairischen Krieg, erreichen, schwächen, aufreiben. Hierzu kommen noch — abgesehen von der Ersparniß an Menschen — bedeutende Vortheile, die diese Art von Kriegführung vor jeder anderen voraus hat: der diplomatische Krieg erfordert keine finanzielle Anstrengung, läßt die im Frieden aufgekommenen Interessen unbeschädigt und kann ohne Zuthun der Legislaturen geführt werden; er hängt nicht ab vom Gesetz der Majoritäten, und sein Erfolg richtet sich nicht nach der Uebermacht der rohen Gewalt, sondern nach dem Grade der Schlauheit und des geistigen Raffinements.

Niemand weder in Frankreich noch in England hat an einen militairischen Krieg um der spanischen Heiraten willen geglaubt, wohl aber glaubte Jedermann dies- und jenseits des Kanals an einen diplomatischen Feldzug des Kabinets Palmerston gegen das Kabinet Guizot. Die beiden Regierungen befinden sich seit dem 29. August 1846 in einem diplomatischen Kriegszustand. England wird die französischen Flotten nicht angreifen, wird die französischen Häfen nicht blokiren, aber es wird die französische Regierung die Wirkungen seines Unwillens an hundert Orten, in tausend Verhältnissen empfinden lassen. Was England für Motive hat, sich der Verbindung der spanischen Königin mit einem Zweige des französischen Regentenhauses zu widersetzen, bedarf keiner Erläuterung; eben so wenig, welches Interesse Frankreich oder vielmehr die Familie Orleans an jene Verbindung knüpft. Eine andere Frage aber ist es, welche (scheinbare oder wirkliche) Rechtsgründe beide Seiten zur Erreichung ihrer geheimen Absichten und offiziellen Zwecke aufsuchen und vorschieben.

Diese Gründe ihrer wahren Bedeutung nach zu würdigen, ist die Aufgabe, deren Lösung wir uns hier vorgesetzt. Man hat, wenn man die wahre Quelle der spanischen Wirren in Rücksicht auf die Differenz zwischen England und Frankreich bezeichnen wollte, auf den Utrechter Vertrag hingewiesen, als könne aus ihm allein die letzte Entscheidung in dieser Angelegenheit geschöpft werden. In der That aber liegt die eigentliche Ursache schon im Testament Karl's II., des letzten spanischen Königs aus dem Habsburg-Oesterreichischen Mannsstamm, der im Jahre 1700 starb, indem er Philipp von Anjou zu seinem Erben einsetzte. Betrachten wir die damaligen Verhältnisse etwas näher.

Karl II., der aus zwei Ehen keine Kinder hatte, war durch seine ältere, an Ludwig XIV. verheiratete Schwester Marie Therese mit dem französischen, durch seine jüngere, mit Leopold I. vermählte Schwester Margarethe Therese mit dem österreichischen Regentenhause in Verbindung getreten. Aber da die Ehe Ludwig's XIV. kinderlos geblieben, aus der Leopold's I. nur ein Enkel vorhanden war, der jedoch gleichfalls bald starb, so entstand die schwierige Frage, was aus der Erbschaft der spanischen Krone werden sollte, wenn Karl II. die Augen geschlossen haben würde. Leopold schob seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, vor, auf den er seine behaupteten Rechte übertrug, und Ludwig hatte noch einen Enkel, eben jenen Philipp von Anjou, welcher in Ermangelung eines mehr berechtigten Prätendenten hätte die Erbschaft antreten können. „So stritten sich", wie Schlosser seine geschichtliche Darstellung des spanischen Successionskrieges (s. Geschichte des 18. Jahrhunderts) beginnt, „Frankreich und Oesterreich um die Erbschaft der spanischen Monarchie, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die spanische Nation und ihr König einzig und allein hätten bestimmen sollen, wie sie es mit der künftigen Verwaltung und Regierung wollten gehalten wissen. Dies war eine Folge jenes Grundsatzes der Legitimität, den man überall, nur nicht in England, anerkannte" (Damals!). Die Diplomatie machte jetzt ein Meisterstück, wogegen die Londoner Protokolle und die Quadrupel-Allianz sich verstecken müssen. Wilhelm III., der Oranier, König von England, gab die erste Idee zu einem Vertrage über die Theilung der spanischen Monarchie. England, Frankreich, Holland waren bald einig, aber der deutsche Kaiser wollte nichts von Theilung wissen. In Spanien war man empört über die laut verabredeten Pläne, nach des Königs Tode den Körper der Monarchie zu zerreißen, und Karl II. entschloß sich kurz, ein Testament ganz zu Gunsten des Erzherzogs abzuschließen. Jetzt wurde nun Madrid der Schauplatz der schlausten Intriguen und feinsten Ränke, um den König dahin zu bringen, sein eigenes Werk wieder zu zerstören. Seine Gemahlin war eine Deutsche (Maria Anna von Pfalz-Neuburg), aber eine schwache Frau, die sich von ihrer Favoritin, der französisch gesinnten Frau von Berlepsch, beherrschen ließ. Zwar stand ihr noch der Prinz von Darmstadt, der in Madrid ein Regiment kommandirte, zur Seite, allein der französische Gesandte Harcourt und der Kardinal Portocarrero (die stärksten Hebel des kühnen Plans, den Theilungs-Vertrag nicht zu achten und die ganze spanische Monarchie dem Enkel Ludwig's XIV. zuzuwenden) brachten es bald dahin, daß die Landsleute der Königin, also auch die Frau von Berlepsch, der sie doch wohl nicht ganz trauen mochten, abziehen mußten. So mußte die Königin, ihrer Rathgeber beraubt, sich leidend verhalten. Jetzt fing nun das eigentliche Spiel an. Portocarrero drängte den König, seine frühere Verordnung umzustoßen und Philipp von Anjou als alleinigen Erben einzusetzen. Der willenlose Monarch, in seinen letzten Tagen durch alle diese Kabalen weidlich geängstigt, warf sich zuletzt dem Papst in die Arme. Innocenz XII. sollte entscheiden, und er entschied für Frankreich. Am 2. Oktober 1700 wurde nunmehr das frühere zu Gunsten des Erzherzogs Karl lautende Testament in Gegenwart des Königs verbrannt und das neue zu Gunsten Philipp's von Anjou lautende ausgefertigt und unterzeichnet. Vier Wochen nachher (1. November 1700) starb der König. Als das Testament eröffnet wurde und der österreichische Gesandte, Graf Harrach, vernahm, wer zum Erben eingesetzt sey, kam er außer sich vor Schrecken und Unwillen. Alle Botschafter sandten Eilboten an ihre Höfe, die wichtige Nachricht zu überbringen. Da es damals noch keine Telegraphen gab, auch die Wege noch schlecht waren, so erfuhr man zu Versailles erst am 9. November, acht Tage nach des Königs Tode, daß der damals 17jährige Enkel Ludwig's Erbe der ganzen spanischen Monarchie geworden. Saint-Simon beschreibt als Augenzeuge den Eindruck, den die Nachricht am Hofe hervorbrachte. Ludwig XIV., damals schon 62 Jahr alt und des Kriegführens müde, hatte ernstlich Bedenken, ob das Testament angenommen werden dürfte, da es vorauszusehen war, daß die Lossagung vom Theilungs-Vertrage und die Behauptung der ausschließlichen Rechte des Enkels viel Blut kosten würden. Frau von Maintenon war wohl in Alles eingeweiht, was die Staats-Angelegenheiten betraf, aber das hatte man noch nicht erlebt, daß der König zur wichtigsten aller Berathungen zweimal hinter einander vierstündiges Conseil in ihrem Zimmer halten ließ. Außer dem König, seinem Sohne und der Maintenon waren nur drei Minister zugegen: Pontchartrain, Torcy und Beauvilliers. Saint-Simon bemerkt, der Dauphin, so feist und apathisch er sonst gewesen (noyé dans la graisse et dans l'apathie), habe sich bei dieser Berathung als ein anderer Mensch gezeigt und aufs eindringlichste die Annahme des Testaments empfohlen. Der König hörte die Minister ruhig an und fragte darauf die Maintenon: was sie von der Sache halte? Die schlaue Frau spielte die Bescheidene und ließ sich lange bitten; endlich stimmte auch sie für die Annahme, worauf Ludwig erklärte, er wolle sich 24 Stunden Zeit nehmen, bevor er sich bestimme. Am folgenden Tage — es war der 10. November 1700, ein Mittwoch — ward, abermals bei der Maintenon und meist auf ihr Zureden, beschlossen, das Testament anzunehmen, worauf dann der spanische Botschafter, der es zu überreichen hatte, zur Audienz gelassen wurde.

Es war ein verhängnißvoller Augenblick: das Testament war ange-

nommen, aber es kostete dreizehn Kriegsjahre, bevor Philipp von Anjou ruhig auf dem spanischen Thron schlummern konnte. Gewiß hätte der alte König, gewiß selbst die verschmitzte Maintenon, sich weniger rasch für die Annahme entschieden, wäre ihnen ein Blick hinter den Vorhang, der die nahe Zukunft verbarg, vergönnt gewesen. Während des spanischen Successionskriegs, der so manche Demüthigung brachte, starb (1711) der einzige Sohn des Königs und (1712) der hoffnungsvollste seiner Enkel, so daß die Thronfolge im eigenen Reich nur noch an dem schwachen Lebensfaden des Urenkels, des nachherigen Ludwig XV., hing und die Besorgniß entstand, der Sohn des Bruders (Philipp von Orleans, Ur-Ur-Großvater des jetzt regierenden Königs Ludwig Philipp von Orleans) möge zum Thron gelangen. — Wie der Herzog von Montpensier am 28. Sept. 1846, aber nur von der Mutter und Schwägerin an die Eisenbahn begleitet und ohne besonderes Cerremoniell, von Paris nach Madrid aufgebrochen ist, sich der präsumtiven Erbin der spanischen Krone anzuvermählen, so verließ dee Herzog von Anjou am 4. Dezember 1700, aber vom Vater, Großvater und den Brüdern (Bourgogne und Berry), auch von dem Stammherrn Ludwig Philipp's, dem Herzog von Orleans, und seiner Gemahlin, bis nach Sceaux begleitet und im größten Prunk, Versailles, um den ihm testamentarisch vermachten Thron zu besteigen. Der Abschied wae rührend. Saint-Simon hat die letzten Worte aufbewahet, die Ludwig XIV. an seinen Enkel richtete; sie empfehlen Eintracht mit den Brüdern und Festhalten an dem Gedanken, daß forthin Franzosen und Spanier nur eine Nation seyen, die gleiche Interessen hätten („les deux nations présentement ne doivent plus se regarder que comme une même nation; elles doivent avoir les mêmes intérêts"). Philipp von Anjou, am 4. Dezember von Versailles abgereist, kam, weil er sich unterweges an vielen Orten aufhielt, Huldigungen entgegen zu nehmen, erst am 19. Februar nach Madrid, wo ihn der Kardinal Portocarrero mit Freudenthränen empfing.

Wilhelm III. von Großbritanien, obwohl schon entschlossen, zum Schwert zu greifen, erkannte dennoch zuerst Philipp V. an, eben so die Generalstaaten; nur Oesterreich protestirte. Es ist also, wie die constitutionellen Jahrbücher bemerken, nicht richtig, wenn englische Blätter behaupten, Großbritanien habe Philipp V. und seine Dynastie erst in Folge des Utrechter Vertrages anerkannt: ja es ist von einer Anerkennung im Utrechter Vertrage gar nicht die Rede. Allein als die Generalstaaten dadurch verletzt wurden, daß die spanischen Niederlande durch französische Truppen besetzt und die holländischen Garnisonen entfernt wurden, entstand bald die Furcht, daß die bisher nur faktische Vereinigung dieser fast alle romanische Völkerschaften umfassenden Monarchie über kurz oder lang als eine rechtliche betrachtet werden könnte, und brachte Großbritanien, Oesterreich und die Generalstaaten zu der sogenannten „großen Allianz" (vom 7. Sept. 1701), der bald auch Preußen und einige deutsche Fürsten beitraten. Sehr beachtungswerth ist es übrigens, daß sogar in damaliger Zeit und in dem Allianz-Vertrage selbst keineswegs der Zweck vorangestellt wurde, der spanischen Nation einen König zu geben oder zu nehmen, sondern nur Vorkehr gegen die Vereinigung der Kronen Spanien und Frankreich auf Ein Haupt zu treffen; woher es im Artikel VIII. des Allianz-Vertrags, der den Successionskrieg einleitete, ausdrücklich heißt, „daß man nur dann Frieden schließen werde, si justis cautelis antea provisum sit, ne Regna Galliae et Hispaniae unquam sub idem Imperium veniant et uniantur, nec unquam unus et idem utriusque Regni Rex fiat" *). Selbst in der Kriegs-Erklärung Englands (der Königin Anna vom 4 Mai 1702) wird die Uebertragung und Annahme der Krone von Spanien seitens Philipp's V. mit keinem Worte als eine Ursache des Kriegs genannt, sondern nur der Grund, daß Ludwig XIV. in den spanischen Niederlanden regiere, als wäre es sein eigenes Reich: „We had already acknowledged Philip for king of Spain, neither does the Queen's (Ann's) Declaration of war take notice of the duke of Anjou's succession to that monarchy as a subject of quarrel, but the french king's governing is as if it were his own; his seizing Cadix, Milan and the spanish Low-countries .... etc." **)

Während nun der spanische Successionskrieg zehn Jahre lang Europa in Blut badete und Frankreich insbesondere zum Schaden gereichte, ereigneten sich jene schon oben erwähnten beiden Sterbefälle im französischen Königshause, welche die Eventualität der Vereinigung der beiden Kronen Frankreich und Spanien auf dem Haupte Philipp's V. oder seines Sohnes sehr nahe stellten. Nachdem nämlich der Enkel Ludwig's XIV., der Herzog von Bourgogne, der nächste Erbe der französischen Krone, gestorben war und ihm wenige Wochen darauf (1712) sein einziger noch lebender Sohn folgte, so änderte das Tory-Ministerium der Königin Anna, das nach dem Sturze der Whigs an die Spitze der Regierung getreten war, seinen Plan, mit Frankreich Frieden zu schließen, weil der Vereinigung der spanischen mit der französischen Krone nur noch ein zweijähriges Kind, der Urenkel Ludwig's XIV. und nachherige Ludwig XV., im Wege stand. Jetzt wurde die englische Regierung ernstlich besorgt und setzte für die Beendigung des blutigen Krieges und die endliche Abschließung des Friedens als erste Bedingung, daß gegen eine solche Vereinigung der beiden Kronen eine sichere Garantie gegeben würde. Man kam jetzt dahin überein, daß Philipp V. für sich und seine Nachkommenschaft auf die Erbfolge von Frankreich, dagegen der unmittelbare Thronerbe von Frankreich, der Herzog von Berry, so wie der Brudersohn Ludwig's XIV., der Herzog von Orleans, auf die Thronerbfolge in Spanien Verzicht leisten sollten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Tract. foed. de 1701 bei Dumont, Corps diplomatique Vol. VIII. pag. 91.

**) Works of Dr. Jonathan Swift. Vol. IX. p. 109. London 1734.

Frankreich.

Der Krieg in der Vendee.

1793—95.

(Schluß.)

„Nachdem der Kampf zwei volle Jahre gedauert hatte, war die Republik, die ihre besten Truppen dabei verloren, seiner endlich müde und begann mit dem General der Vendeer, Charette, in Unterhandlungen zu treten, wie sie zwischen zwei kriegführenden Mächten üblich sind. Zur Einleitung der Unterhandlungen bewilligte man den Vendeern, daß sie nicht gehalten seyn sollten, die dreifarbige Kokarde zu tragen. Man behauptet, die geheimen Bedingungen sollen folgende gewesen seyn: 1) Die Monarchie sollte am 1. Juli 1795 wieder hergestellt werden. 2) Die Kinder Ludwig's XVI. sollten am 15. Juni dieses Jahres den Vendeern übergeben werden. 3) Die Emigranten sollten nur nach Wiederherstellung der Monarchie zurückkehren. 4) Diese drei Artikel sollten dem öffentlichen Vertrage nicht einverleibt werden, sondern den kontrahirenden Theilen allein bekannt seyn. Die Repräsentanten bestanden auf Geheimhaltung derselben, weil sie ihrem Vorgeben nach die Gemüther zu schonen hätten, welche durch die Härte der von den Royalisten gestellten Forderungen leicht aufgereizt werden könnten. Gewiß ist, daß der am 27. Februar feierlich abgeschlossene Vertrag den Vendeern Folgendes zugestand: 1) Die freie Ausübung ihrer Religion; 2) den friedlichen Besitz ihres Landes, das durch ein beständiges, durch die Republik besoldetes und durch einen einheimischen Offizier befehligtes Corps von Vendeern bewacht werden sollte; 3) Befreiung von jeder Requisition und von der Militair-Conscription, und 4) endlich eine Summe von zwei Millionen, Entschädigungen an Geräthschaften, Werkzeugen, die Aufhebung der Gütereinziehungen, eine General-Amnestie rc. Durch diese Zugeständnisse unglaublicher Art erkannte die Republik die Vendee gleichsam als einen fremden Staat in ihrem Staate an.

„Auf den Grund dieser Bedingungen hielt Charette seinen feierlichen Einzug in Nantes; er befand sich zu Pferd zur Seite des republikanischen Generals Canclaux, an der Spitze seiner Offiziere, die mit weißen Federbüschen geschmückt und unter den republikanischen Generalstab gemischt waren, und gefolgt von einer militairischen Begleitung. Eine unermeßliche Volksmenge war versammelt, die mit Erstaunen diesen außerordentlichen Mann in ihrer Stadt sah und ununterbrochen rief: „Es lebe Charette!"

„Aber dieser sonderbare Friede konnte nicht lange dauern. Die Republikaner brachen ihn zuerst, indem sie aufs neue ein Lager bezogen. Charette sammelt 12,000 Mann, beginnt den Krieg wieder und erschießt, zur Vergeltung der von den Republikanern bei Quiberon an den Royalisten verübten Treulosigkeit, die Gefangenen, die er gemacht hatte. Am 10. Oktober begiebt er sich an die Meeresküste, die der Insel Dieu gegenüber liegt, wo der Graf von Artois (nachmals Karl X.) an der Spitze eines Heeres landen sollte. Hier war der Ort des Unterganges, aber auch vielleicht des glänzendsten Ruhmes Charette's. Ein Adjutant meldet ihm, daß die Ausschiffung verschoben sey; der General wendet sich an seine Offiziere und sagt: „Meine Freunde, wir sind verloren!" Hierauf sagte er zu dem Adjutanten: „Mein Herr, die Nachricht, die Sie mir überbracht haben, ist mein Todesurtheil; Sie sehen mich jetzt noch von 15,000 Mann umgeben, bald werde ich nicht mehr dreihundert haben. Die Komödie, die man mit mir spielt, bringt mir den Untergang, aber ich bin schon seit lange dem Tode geweiht." Zornig fügte er bei: „Ich habe nur die Wahl, mich zu verbergen oder zu sterben, und ich werde sterben." Er hatte es damals auf den General Hoche abgesehen, welcher 140,000 Mann und hundert Kanonen unter seinem Befehle hatte. Er zieht nach St. Cyr, seine Unternehmung mißlingt, und er verliert den tapfersten seiner Gefährten. Zum ersten Male vergießt er Thränen. In einem Raume von zehn Meilen in der Runde bleibt er fünf Monate lang eingeschlossen. Unaufhörlich mit Verrath bedroht, erstürmt er die Lager von Oie und von Quatre-Chemins, tödtet 10,000 Republikaner und kehrt mit dem Ausrufe nach Bellevue zurück: „Ich kann zwar noch die Blauen schlagen, aber über meine Vendeer vermag ich nichts mehr." Stofflet wird — eine üble Vorbedeutung für Charette selbst — gefangen und erschossen. Als er nur noch funfzig Offiziere um sich hatte, sagte er zu ihnen: „Meine Freunde, ich gebe Ihnen Ihren Schwur zurück; was mich betrifft, so habe ich, aufs neue die Waffen ergreifend, geschworen, sie nicht mehr aus den Händen zu lassen, und ich werde als Christ und als Soldat zu sterben wissen." Beinahe alle diese Braven blieben bei ihm. In diesem Augenblicke boten ihm die Republikaner noch eine Million und ein Schiff, um sich nach England zu begeben, aber er schlug das Anerbieten aus. Auf allen Seiten von Verrath umgeben und gehetzt wie ein wildes Thier, wurde er am 21. Februar 1796 zu Froidefond ergriffen. Funfzehn seiner tapferen Freunde versperrten einen Hohlweg und verschafften ihm Zeit, zu entkommen. Sein Bruder wird getödtet. Eine Dame bietet ihm eine unterirdische Zufluchtsstätte an, aber er will seine treuen Gefährten nicht verlassen. Vier Abtheilungen der Republikaner verfolgen ihn, von Verräthern geführt. Unter allen Arten von Entbehrungen, verkleidet, erschöpft von Anstrengung und Wunden, irrt er umher; da verrathen treulose Landsleute seinen letzten Schlupfwinkel. Er flieht; eine Abtheilung Republikaner überfällt ihn bei St. Sulpice, verfolgt ihn zwei Stunden weit und tödtet einige seiner Leute. Er entkommt und stößt auf die Heerabtheilung des Generals Travot; er springt, eine kurze Flinte in der Hand, in das Gebüsch; unzählige Schüsse fallen auf ihn, und eine Kugel zerschmettert ihm die linke Hand. Er flieht auf den Schultern zweier seiner Leute, Flintenschüsse strecken sie nieder; er stürzt an dem Rande eines Grabens dem Tode nahe und in seinem Blute gebadet nieder

und ruft: „Muth, meine Freunde! wir wollen uns für unseren Gott und unseren König bis zum Tode schlagen und mit den Waffen in der Hand sterben!“ Einer seiner Soldaten setzt seinen Hut auf und liefert sich an seiner Statt aus, aber ein Ueberläufer verräth die List; man dringt in das Gebüsch und findet Charette an der Seite seines bei seiner Vertheidigung getödteten Dieners. Travot kommt herbei und ruft ihm zu: „Bist du es, Charette?“ — „Ja, bei meiner Treue, ich bin es!“ antwortet Charette.

„Er wurde auf der Loire nach Nantes abgeführt und kam am 28. März 1796 Morgens 1 Uhr daselbst an. Als er das Ufer betrat, entschlüpften ihm die Worte: „Hierher haben mich jene Schurken von Engländern gebracht!“ Er schlief im Gefängnisse. Am anderen Tage stellte man ihn vor den Kriegsrath, und man hatte dabei die Grausamkeit, ihn mit militairischer Musik durch die ganze Stadt zu führen, um ihn der Menge zu zeigen, der er so lange Zeit Furcht und Schrecken eingejagt hatte und die ihn ein Jahr vorher im Triumphe einziehen gesehen. Er ging in der Mitte der militairischen Begleitung beim Schalle der Hörner festen Schrittes und Blickes, den Arm in der Binde tragend und den Kopf mit Leinwand umwickelt. Ein Säbelhieb hatte ihm drei Finger der Hand geraubt. Er trug ein Kamisol von grauem Tuche, das ganz bedeckt mit dem Blute seiner Wunden war, die noch flossen. Zu einem Offiziere sagte er, sich über die unwürdige Behandlung beklagend, die man ihm widerfahren ließ: „Mein Herr, wenn Sie mein Gefangener geworden wären, hätte ich Sie auf der Stelle erschiessen lassen.“ Das über ihn gefällte Urtheil wurde unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik!“ verkündet. Er verlor seine Standhaftigkeit auch keinen Augenblick und ging mit festem Schritte zum Platze, wo das Todesurtheil an ihm vollstreckt werden sollte und auf welchem 5000 Mann im Viereck aufgestellt waren. Er wollte weder niederknieen, noch sich die Augen verbinden lassen, kommandirte selbst „Feuer!“ und fiel mit dem Ausrufe: „Es lebe der König!“

„Auf diese Weise schloß diese royalistische Epoche mit dem Tode des letzten Capitains der Vendee und eines ihres größten Männer. Die Begeisterung für ihre große Sache währete noch lange, und man griff auch an einzelnen Orten wieder zu den Waffen, aber es geschah ohne Einheit und Erfolg.

„Während die republikanischen Generale, die gegen die Vendee gekämpft haben, wie wir sahen, auf eine ihrer würdige Art starben, war dies auch bei den Generalen der Vendee der Fall, indem sie mit Ruhm bedeckt auf dem Schlachtfelde oder als treue Anhänger ihrer gerechten Sache auf dem Blutgerüste ihren Tod fanden. Elbée, tödtlich verwundet, wurde aus seinem Bette gerissen und zu Noirmoutiers mit seiner Frau und zweitausend Vendeern erschossen. Talmont, zu Laval ergriffen, wirft beim ersten Verhör seine Mütze in die Höhe und ruft: „Ich bin der Fürst Talmont; achtundachtzig mit den Blauen bestandene Gefechte haben mich nicht in Schrecken gesetzt, und ich werde sterben wie ich gelebt habe.“ — „Du bist ein Aristokrat“, sagte der Repräsentant, „und ich bin ein Patriot.“ — „Treibe du dein Handwerk, ich thue meine Pflicht!“ war die Antwort Talmont's, und der Repräsentant ließ ihn zum Tode führen. Larochejaquelein will einem Soldaten das Leben retten, und dieser schießt ihm eine Kugel vor den Kopf. Stofflet fällt wie Charette mit dem Ausrufe: „Es lebe der König!“ La Cathelinière wird vor seinem Tode, an den Schweif eines Pferdes gebunden, in ganz Nantes herumgezogen. Alle litten das nämliche Schicksal, wie sie denn auch alle mit dem nämlichen Muthe vom Anfange bis zum unglücklichen Ende der Armee nach einander das Kommando führten, drei Provinzen durchzogen und in ihren an die belagerten Städte gerichteten Proclamationen versicherten: „Wir kommen nicht, um Städte, sondern um Herzen zu erobern.“

„Man nennt die Vendeer Fanatiker. In unserer ungläubigen und oberflächlichen Zeit hat man eigene Worte erfunden, um jede große Sache herabzuwürdigen: die Religion ist nur Heuchelei, die ältesten Wahrheiten sind unsinnige Behauptungen, Ehrlichkeit ist Dummheit, Treue ist Thorheit, Eigensinn, Fanatismus. Die Republikaner waren ebenfalls Fanatiker, und sie badeten sich im Blute ihrer Feinde, die Vendeer aber gewährten ihren Feinden Verzeihung und Schonung. Man hat ferner gesagt, Uneinigkeit unter den Anführern habe den Royalisten Verderben gebracht, und sie hätten, wenn diese nicht gewesen wäre, vielleicht die Monarchie wiederherstellen und Frankreich retten können. Hierauf ist zu erwiedern, daß es ihre Bestimmung war, gerade dadurch die Vortrefflichkeit der Sache zu beweisen, die sie vertheidigten, zu beweisen nämlich, daß sie eines Königs, eines einzigen, mit aller Gewalt ausgerüsteten Oberhauptes bedurften.

„Der Parteigeist hat gesucht, die Thaten der Vendeer so tief als möglich herabzusetzen; bald hat man sie mit den Chouans verwechselt, die man ihrerseits für Straßenräuber erklärte, bald hat man sie als Banditen geschildert, die, jeder für sich allein und auf eigene Faust, hinter Gräben und Hecken auf die Vorübergehenden lauerten. Aber der Parteigeist ist blind, er sieht nicht ein, daß er dadurch, daß er den Sieger verächtlich macht, den Besiegten doppelt herabsetzt. Und hätten denn wirklich nur einige Strauchdiebe die Republik so im Schach halten können? Gegen einige schlechte Bauern hätte der Krieg so lange dauern können? Aber woher dann jenes Geschrei von Schrecken und Wuth, das der Konvent fortwährend ausstieß? Warum jene Aushebungen in Masse und diese nichtigen Vertilgungs-Beschlüsse gegen ein ganzes Land? Warum hat man dann so viele, viele Tausende der besten Truppen und die ausgezeichnetsten Generale in dieses Land gesendet, welches sie alle verschlang? Der Vendeer hat zwar allerdings seine Flinte in ein Gebüsch versteckt und aus dem Hinterhalte auf die vorüberziehenden Franzosen geschossen, aber dies geschah, als der Krieg eine Metzelei wurde, als der Vendeer wie ein wildes Thier gehetzt wurde, als er seine Frau, seine Tochter auf den Trümmern seiner rauchenden Hütte entehren und seine Kinder auf der Spitze der Bajonnette verbluten sah. Was soll man endlich der Geschichte entgegensetzen, welche die Einnahme so vieler Städte, den Gewinn so vieler Schlachten, die Eroberung von achthundert Meilen Landes bezeugt? Und wenn man noch heutzutage den Ruhm der Republik erhebt, die, erschöpft an Menschen und Geld, zerrissen im Innern und angegriffen von Außen, vierzig Armeen an ihre Gränzen sandte, die besten Soldaten der Welt schlug und Europa zittern machte, was — frage ich — was soll man dann von jener Armee von Bauern sagen, die ohne Brod, ohne Waffen, ohne militairische Uebung diese nämliche Republik zittern machte, ihre aller Orten siegenden Heere schlug, ihren Blutgerüsten Trotz bot, ihr Schrecken und Entsetzen einflößte, und die, auf eine Handvoll von einem Helden angeführter Flüchtlinge herabgesunken, dieser Republik Bedingungen vorschrieb und ihr eine schmachvolle Capitulation aufdrang?“

Indischer Archipelagus.

Zur Ethnographie und Geschichte der Insel Borneo.

V. Die Seeräuber auf Borneo.*)

Die Sicherheit von Sarawak und Labuan beruht indeß durchaus nicht lediglich auf einer weisen und starken Regierung; sie verlangt außerdem die energische Unterdrückung der Seeräuberei. Die Seeräuberei im asiatischen Archipel unterscheidet sich sehr von derjenigen, die lange auf den europäischen Meeren getrieben wurde. Was ihr ein eigenthümliches Gepräge giebt, ist die Wildheit der Völker, die sie ausüben, und die Beschaffenheit der Küsten. Die Insel Borneo bietet diesem rohen Gewerbe eine besonders günstige Gelegenheit. Die vielen Klippen, von denen sie umringt ist, machen den Kriegsschiffen den Zugang unmöglich, wogegen die „Prahu's“ der Eingebornen überall sichere Schlupfwinkel finden.

Die Seeräuber Borneo's zerfallen in zwei Klassen, in solche, deren Prahu's hohen Bord haben und die weite Reisen unternehmen, wohin die Illanuns und Balagnini gehören, zweitens in solche, die auf leichteren Barken nur die nahen Küsten heimsuchen, wie die Sakarrans und Sarebus.

Der Stamm der Illanuns zeichnet sich durch seine Schönheit aus, der der Balagnini durch seine Wildheit. Die Letzteren, die nominell dem Sultan von Borneo zinspflichtig sind, wagen sich bis nach Neu-Guinea, wo sie Sklaven rauben, die in Borneo besonders geschätzt werden. Wenn sich die Balagnini einem Schiffe nähern, so bedienen sie sich zum Angriffe langer Stangen, die in einen kurzen, scharfen Haken endigen. Mit dieser Waffe, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhaben, fassen sie die Menschen und ziehen sie entweder ins Meer oder in ihr Schiff. Zuweilen vereinigen sich mehrere Stämme zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen und bilden Flotten von mehr als hundert Prahu's, die über drittehalbtausend Menschen beherbergen.

Die Sakarrans und Sarebus, die an den Mündungen der gleichnamigen Flüsse wohnen, waren vor den jüngsten Expeditionen der Engländer mächtig und gefürchtet. Sie schmücken und behängen sich auf höchst kindische Weise; sind sie aber einmal auf ihren Prahu's, so entwickeln sie die männlichsten Eigenschaften, sie zeigen sich kühn und verachten Schmerzen und Tod. Nach einem Zusammentreffen mit den Seeräubern bemächtigten sich einst die Engländer eines Schiffes, auf dem ein junger Dyak-Häuptling tödtlich verwundet lag. Mehrere Kugeln hatten ihn in Kopf und Brust getroffen. Der Häuptling bewahrte nichtsdestoweniger seine stolze Miene. Er versuchte zu sprechen, aber das Blut, das ihm aus dem Munde quoll, erstickte seine Stimme. Als er sein Ende herannahen fühlte, kreuzte er ruhig die Arme über der blutenden Brust, wendete seine Augen von den Fremden ab, die ihn umringten, blickte noch einmal auf den Ocean, den Schauplatz seiner Heldenthaten, dann starb er, ohne einen einzigen Klagelaut von sich zu geben.

Die Schiffe der Seeräuber führen gewöhnlich dreißig bis vierzig Menschen und haben mehrere Kanonen und eine große Anzahl von Handwaffen an Bord. Die Frauen und Kinder befinden sich im unteren Schiffsraum. Immer suchen die Piraten, die Schiffe zu entern und die Mannschaft im Handgemenge zu überwältigen. Gelingt es daher einem Handelsschiffe nicht, sie von sich fern zu halten, so ist es unrettbar verloren. Der größte Theil der Bemannung auf den Kaperschiffen sind Sklaven, die anfangs gezwungen, dann mit wahrer Leidenschaft dem Gewerbe ergeben sind. Die Beute wird nach dem alten Räubergesetze: Primo occupanti vertheilt, mit Ausnahme einiger Artikel, die dem Häuptling zufallen. Die Gemeinden, welche der Seeräuberei ergeben sind, betrachten ihre Beschäftigung als die edelste und würdigste, die ein Mensch haben kann, und man muß sehen, mit welcher Ehrfurcht und welchem Stolze diese kühnen Räuber die Waffen ihrer Väter zeigen.

Die Piraten begnügen sich nicht damit, auf dem Meere zu plündern, sie landen auch auf den Inseln, selbst auf Borneo, überraschen friedliche Stämme und führen Weiber, Kinder und Männer mit sich fort, wie sie dieselben eben nöthig haben; dann eilen sie mit ihrer Ladung davon und verkaufen oder deponiren sie auf einer anderen Insel. So bringen sie auch Sklaven, die im Osten Borneo's gefangen wurden, nach dem Westen, die aus dem Norden nach dem Osten. Der Schaden, den sie veranlassen, und die Störung des inländischen Handels sind unberechenbar.

Die Spanier und Holländer, die in diesen Gegenden große Gebiete besitzen, beschränkten sich stets darauf, die Kaper fern von ihren Kolonieen zu

*) Schluß der in Nr. 16, 17, 19 u. 22 enthaltenen Artikel.

halten, dachten aber nicht daran, dem Unwesen gründlich ein Ende zu machen. Spanien hat zu viel mit sich zu thun, Holland scheut die Kosten. Großbritanien dagegen macht keine Vorwände und bietet dem Sultan seinen Beistand in der Unterdrückung der Seeräuber an. Um ihnen die Erfüllung dieser schwierigen Aufgabe zu erleichtern, giebt er ihnen ein Absteigequartier in seinen Staaten. Wenn die Engländer den Archipel von den Seeräubern befreien, so leisten sie dem dortigen und dem europäischen Handel einen wesentlichen Dienst, von dem sie freilich selbst den meisten Nutzen ziehen. Trotzdem haben sie sich im voraus eine große Belohnung sichergestellt, indem sie die Insel Labuan besetzten, von wo aus sie bald über Borneo verfügen werden.

Zwei geschickt geleitete Expeditionen unter Capitain Henry Keppel und Brooke gegen die Piraten der Flüsse Sakarran und Sarrbus hatten, noch ehe Labuan den Engländern abgetreten wurde, diese beiden Flüsse gereinigt und dem Sultan die Macht seiner neuen Freunde gezeigt. Eine große Zahl von Malayen und Deyaks kamen auf ihren Prahus herbei, um, theils aus Neugiee, theils aus Anhänglichkeit an Brooke, meist wohl aber von der Beute gelockt und von ihrem Rachegefühl getrieben, an dem Zuge theilzunehmen. Die Eigenthümlichkeit der Eingebornen fand hier Gelegenheit, sich zu zeigen, und besonders in dieser Hinsicht interessiren uns die beiden Expeditionen.

Die erste fand im Juni 1843 statt. Die englische Flotille, die den Sarebus hinauffuhr, wurde von Zeit zu Zeit durch einige Hunderte von Wilden beunruhigt, die Flintenschüsse mit ihr wechselten und dabei ihr schreckliches Kriegsgeschrei ausstießen. Ein wenig unterhalb Paddi, einem der vornehmsten Dörfer der Seeräuber, war der Fluß durch Baumstämme verrammelt worden, die, senkrecht und quer geordnet, eine feste Mauer bildeten. Das Hinderniß schien um so bedenklicher, als aus den Verschanzungen des Dorfes auf die Schiffe geschossen wurde. Da indeß die Kanonen schlecht gerichtet waren, gelang es den Engländern, ohne viel von dem Feuer gelitten zu haben, sich einen Weg durch den Damm zu öffnen. Als die Wilden dies sahen, ergriff sie die Angst, und sie flohen schreiend in die Wälder. Das Dorf wurde durch Feuer zerstört und brannte die ganze Nacht.

Um diese Zeit stießen die Deyaks von Linga, acht- bis neunhundert Mann stark, zu den Engländern, in der Absicht, Beute zu machen und Köpfe abzuschneiden. Anfänglich hielt man diese neuen Hülfstruppen für Feinde. Jeder trug einen Schild und einen Bündel Lanzen, Einige hatten auch eine Art schlechter Karabiner. Capitain Keppel befahl, auf sie zu schießen, und es war bloßer Zufall, daß der Sechspfünder, der ihnen zugedacht war, nicht abprotzte. Man machte ihnen nun Kokarden aus weißem Kalikot, um sie vor ferneren Mißverständnissen zu schützen. Nach der Einnahme von Paddi verbreiteten sich die Eingebornen, die zur Expedition gehörten, ringsum und plünderten und brannten mit wilder Freude. Sie wußten eben so wenig, warum man gegen die Seeräuber zu Felde zog, als diese, warum sich unbekannte Fremdlinge gegen sie kehrten, deren Land sie nicht verheert, deren Kinder sie nicht umgebracht hatten.

Während der Nacht war es sehr lebendig, und Alles schien einen neuen Kampf für den kommenden Morgen anzukündigen. Als aber die versammelten Sarebus die Anstalten sahen, welche die Engländer gemacht hatten, den Fluß hinaufzufahren, baten sie um Frieden und wollten sich jeder Bedingung unterwerfen. Sie entsagten auf immer der Seeräuberei und boten Geißeln an, um dies Versprechen zu bekräftigen. Darauf besuchte die Flotille zwei andere Dörfer der Piraten: Rembas und Paku. Die Wilden wurden beim Anblick der Engländer von unwiderstehlichem Schrecken erfaßt, und, sich unterwerfend, baten sie, man möge nur ihre Weiber und Kinder am Leben lassen; sie selbst seyen bereit zu sterben, wenn der Sieger es befehle. Das Zerstören übernahmen wiederum die Deyaks und Malayen. Von den Deyaks aus Sarawak gelang es Einigen, mehrere Köpfe abzuschneiden. Capitain Keppel erzählt, er habe einen Leichnam gesehen, dem der Kopf abgehauen war; in diesen hätte jeder vorübergehende Deyak eine Lanze eingesenkt. Hatten sie einmal einen Menschenkopf, so holten sie mit einem Löffel das Gehirn heraus und trockneten den Schädel, indem sie Fleisch und Haare erhielten, an einem kleinen Feuer; während dieser Operation führten die Häuptlinge und Aeltesten des Stammes einen kriegerischen Tanz auf.

Die Expedition gegen die Sakarrans wurde ein Jahr später im August 1844 unternommen und zwar von dem Schiffe „Dido", das eben von China zurückkehrte. Die Engländer fanden den Fluß ebenfalls verrammelt, durchbrachen aber den Damm, wie das erste Mal, unterwarfen die Wilden völlig, nahmen ihren Hauptort Karangan und ließen ihn von ihren Deyaks verbrennen. Von den Letzteren wurden einige durch die vergifteten Pfeile der Piraten verwundet, aber rasche Hülfe rettete sie vom Tode.

Der Untergang zweier so berühmten Stämme, als der Sakarrans und Sarebus, machte großen Eindruck unter den Küstenbewohnern jener Gegenden. Indessen ist der Erfolg bis jetzt noch rein lokal, und gerade diejenigen Piraten, die dem europäischen Handel eigentlich schaden, treiben ungestraft ihr Unwesen fort. Die Engländer werden nicht bei diesen Expeditionen stehen bleiben und sowohl gut bemannte und bewaffnete Schiffe in den gefährdeten Gegenden kreuzen lassen, als Unterhandlungen mit dem Sultan von Borneo anknüpfen, um den Seeräubern die Märkte und Häfen zu versperren; denn so lange die Radschahs und Beamten der Insel das Raubwesen offen oder heimlich unterstützen und Nutzen daraus ziehen, kann ihm unmöglich gründlich gesteuert werden. Die Engländer haben also jetzt gewissermaßen die Pflicht, sich in die inneren Angelegenheiten Borneo's zu mischen, und werden sie sicher nicht schüchtern erfüllen.

Mannigfaltiges.

— Lichtbilder der Erde. Unter dem Titel „Die Sterne und die Erde, oder Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit" *) ist kürzlich in London eine kleine Schrift erschienen, die, auf der bekannten Theorie von der Fortpflanzung des Lichtes beruhend, die Raumverhältnisse der Planeten und einiger Fixsterne zu unserer Erde durch einen Blick auf die Zeiträume zu erläutern sucht, die, den astronomischen Berechnungen zufolge, das Licht gebraucht, um von diesen Weltkörpern bis zu uns zu bringen. So braucht das Licht der Sonne acht Minuten — d. h. das Sonnenlicht wird uns erst sichtbar, nachdem die Sonne bereits vor acht Minuten aufgegangen — das des Jupiter 52 Minuten, das des Uranus zwei Stunden, das eines Sternes erster Größe 3 — 12 Jahre, zweiter 20 Jahre und so weiter bis zu den Sternen zwölfter Größe, von welchen ein Lichtstrahl, um bis zu uns zu gelangen, angeblich nicht weniger als 4000 Jahre Zeit gebraucht. Unser Engländer fügt nun hinzu, daß, wenn diese Beobachtungen des Lichtes umgekehrt werden, d. h. wenn man sich das Licht und die Erscheinungen der Erde denkt, wie sie von einem Bewohner anderer Planeten oder eines Fixsterns beobachtet werden, und wenn man zugleich annimmt, die Bewohner eines dieser entferntesten Weltkörper seyen mit allen (uns Erdenbewohnern noch nicht zu Gebot stehenden, aber durchaus nicht außerhalb der Möglichkeit liegenden) Hülfsmitteln ausgestattet, um nicht blos das Licht, sondern auch die auffallenderen Veränderungen der Erde zu beobachten, so folge daraus auch nothwendig, daß die Sündfluth in diesem Augenblicke noch auf einem Sterne zwölfter Größe beobachtet werden könne, während die Bewohner eines anderen, uns etwas näheren Sternes in diesem Augenblicke vielleicht das Schauspiel der Zerstörung Sodoms und Gomorrha's haben (wobei sie auch noch den Patriarchen Abraham, Lot und dessen noch nicht zur Salzsäule gewordene Frau erblicken können), noch Andere, uns wieder etwas Nähere, mit Plinius dem Aeltern zusammen die Einäscherung von Herkulanum und Pompeji beobachten, und endlich gar die Bewohner der „Vega" die große sonnenhelle Illumination jetzt bewundern, die bei Gelegenheit der Thronbesteigung der Königin Victoria in London stattgefunden.

— Das Irrenhaus zu Hanwell. Wir entlehnen einem englischen Blatte folgende Nachrichten über das Hanwell Asylum, dessen Einrichtung einen erfreulichen Beweis von den Fortschritten der Humanität liefert, durch welche sich unser oft so hart angeklagtes und als egoistisch verschrieenes Zeitalter am Ende doch auszeichnet. — „Das Gebäude mit Zubehör nimmt einen Raum von mehr als 53 Acres ein, und man zählt in der Anstalt bisweilen gegen tausend Patienten. Die Behandlung dieser unglücklichen Geschöpfe wird nach den Erfordernissen ihres Zustandes geregelt, aber in keinem Falle werden unnöthige Zwangsmaßregeln angewendet. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Geist am besten durch nützliche Thätigkeit genährt wird, sucht man den Kranken vor Allem eine Beschäftigung zu geben; in den Schuhmacher- und Schneider-Werkstätten arbeiten nur Irre, die auch in den Backstuben, den Waschhäusern und zu anderen häuslichen Verrichtungen gebraucht werden. Außer dem Hause wird dasselbe System befolgt. Die Sorge für die Gärten und Park-Anlagen ist den Kranken anvertraut, welche unter fast unmerklicher Aufsicht der frischen Luft genießen und sich an mancherlei Spielen ergötzen. In den Zimmern ist für unterhaltende und anziehende, obwohl nicht aufregende Lektüre gesorgt, und die Tische sind mit Journalen und Zeitungen bedeckt, die, wie man hofft, mitunter einige gute Saaten auf den gleichsam brach liegenden Geist ausstreuen können. Wer sich der klirrenden Fesseln und des stieren Blicks der unglücklichen Bewohner des ehemaligen Bedlam erinnert, wird mit ganz anderen Gefühlen durch die Korridore von Hanwell wandeln und zu seiner Genugthuung bemerken, daß die Wahnsinnigen selbst gegen ihre menschenfreundliche Behandlung nicht unempfindlich sind. An der Südseite des Gartens liegt der Friedhof, wo man alle Verstorbenen begräbt, deren Leichen nicht von ihren Angehörigen reklamirt werden; hier ruht auch derjenige, der den Plan zu dieser Anstalt machte und der durch eine merkwürdige Fatalität sie selbst viele Jahre lang bis zu seinem Tode bewohnte."

— Spanische Vielseitigkeit. In Madrid befindet sich auf dem Santo Domingo-Platz ein Haus mit folgender einladenden Inschrift in großen Buchstaben:

Peluqueria.
Barberia.
CERVECERIA
y
Fabrica de fosforos.

Es ist dies sowohl zur Charakteristik der Stadt als in gewerblicher Hinsicht nicht uninteressant. In einem und demselben Geschäftslokale befinden sich eine „Perrückenmacherei", eine „Bartscherei", eine „Bierhalle" und eine „Zündholzfabrik" vereinigt. Mit kleineren Buchstaben sind auch noch am Eingange die Worte Cerveza Alemana zu lesen, was so viel bedeutet, als daß unter den verkäuflichen Bieren auch Bayerisches sich befinde, das jetzt zu den Lieblingsgetränken der Madrider gehört, aber natürlich nie von Bayern etwas gesehen hat.

*) The Stars and the Earth, or Thoughts upon Space, Time and Eternity.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Donnerstag den 25. Februar 1847.

Frankreich.

Louis Blanc's Geschichte der französischen Revolution.

Dieses schon im voraus durch den Namen des Verfassers berühmt gewordene Werk liegt uns zwar erst in dem ersten seiner zehn Bände, auf die es berechnet ist, vor, so daß es vielleicht gewagt scheinen möchte, schon jetzt ein Urtheil über dasselbe fällen zu wollen oder auch nur seine Charakteristik zu unternehmen. Andererseits hat sich aber der Verfasser selbst, theils in seiner Vorrede, theils in der die allgemeinen Prinzipien und den Plan des Werkes andeutenden Einleitung zu demselben, so klar über die eigentliche Tendenz seiner ganzen Arbeit ausgelassen, daß wir zur Charakteristik der letzteren nur die wichtigsten Stellen jener anzuführen nöthig haben. Wir enthalten uns daher vorläufig alles Urtheilens, bis wir den Leser in die Vorhallen jenes der Revolution gebauten neuen Mausoleums selbst eingeführt und ihn mit seiner inneren Struktur im Allgemeinen bekannt gemacht haben; wobei wir zunächst nur um die Erlaubniß bitten, ihm als Cicerone dienen zu dürfen.

„Die Geschichte", beginnt der berühmte Verfasser seine Vorrede, „fängt nirgends an und endigt nirgends. Die Begebenheiten, aus denen das sich fortwälzende Weltgetümmel besteht, zeigen so viel Verwirrung und so wenig klaren Zusammenhang, daß man von keinem Ereigniß mit Sicherheit weder die erste Ursache noch die letzte Wirkung anzugeben im Stande ist." Der Verfasser gehört also augenscheinlich nicht zu jener „philosophischen" Schule des westlichen Europa's, die wir neulich in der Betrachtung der Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich zu erwähnen Gelegenheit hatten, und deren philosophisches Glaubensbekenntniß und Streben eben darin besteht, in dem Fortgange der Weltbegebenheiten einen leitenden Faden, in ihrer scheinbaren Zufälligkeit und Zusammenhangslosigkeit einen bestimmten Grund und eine innere Nothwendigkeit der Verbindung und in ihrem ganzen scheinbar verworrenen Gewebe ein vernünftiges System zu entdecken, das in sich selbst sein Prinzip und seinen Zweck trägt: die geistige und sittliche Entwickelung des Menschengeschlechts. Er weiß hiervon nichts oder will davon nichts wissen, sondern beruhigt sich bei dem allerdings bequemen Satze: „Der Anfang und das Ende sind in Gott, das heißt: im Unbekannten", und fährt dann mit Anwendung desselben auf seine Geschichte folgendermaßen fort: „Was ist denn nun der wahre Ausgangspunkt der französischen Revolution, die, als das Resultat der entferntesten Bewegungen des Geistes, Alles in ihrem Schoße enthalten zu haben scheint (qui semble avoir toute chose dans ses profondeurs)? Es konnte nicht in meiner Absicht liegen, die Geschichte derselben in ihrer ganzen Ausdehnung zu umfassen." — Der Verfasser beginnt nämlich diese Geschichte der französischen Revolution erst mit dem Kostnitzer Konzil; nach seiner Meinung lassen sich ihre Spuren wahrscheinlich schon in der Völkerwanderung oder gar in der Sündfluth nachweisen. Der übrige Theil der Vorrede ergeht sich nur in pathetischen Reflexionen über die „fürchterlichen", aber doch „bewundernswürdigen" Scenen, welche die Revolution darbot. Wir finden darin — nämlich in der Vorrede, nicht in der Revolution, obwohl auch hier mitunter, besonders in der späteren Zeit — viel Rhetorik und wenig Gedanken. Nur aus dem Schluß wollen wir noch Einiges anführen.

„Vor allen Dingen müssen die Ursachen der Revolution, und zwar so weit man ihre Kette zurück verfolgen kann, aufgesucht werden." Dann ist allerdings das Kostnitzer Konzil eine viel zu nahe liegende Ursache; oder weiß der Verfasser gar keinen Grund für dies Konzil mehr? Ist es ganz isolirt? Bricht hier die Kette mit einem Male ab? Schwerlich wohl; vielmehr dürfte es leicht seyn, diese Kette von Ursachen und Wirkungen bis zum Anfange aller Geschichte zurückzuführen, der nach der Ansicht des Verfassers „in Gott" oder, wie die Alten sagen, „im Schoße der Götter verborgen" liegt. „Alle Nationen haben dazu beigetragen, die Revolution hervorzubringen, die Zukunft aller Völker hat Antheil an ihr. Darin gerade besteht der Ruhm des großen französischen Volks, daß es auf Kosten seines strömenden Bluts die Arbeit des menschlichen Geschlechts auf sich genommen hat; daß es Europa aufgebracht hat (scandalisé), um es zu retten; daß es die Sache aller Völker gegen alle Völker bis zum Aeußersten, bis zum Tode, verfochten hat: das ist die Bedeutung dieses wahrhaft einzigen, großherzigen Aufstandes, in dem die Revolutionen aller Vergangenheit sich vereinigt und verloren haben, wie die Flüsse sich in dem Meere vereinigen und verlieren."

Interessanter und tiefere Einsicht in die Anschauungsweise des Verfassers gewährend ist die kurze Einleitung, die er seinem Werke voranschickt und die, wie wir schon erwähnt, das Prinzip und den Plan desselben angiebt. Vorher eine kurze Bemerkung. In der Auffassung historischer Momente kann es nur zwei wahrhaft ersprießliche, d. h. das objektive Verständniß derselben wirklich fördernde Methoden geben: die historische im eigentlichen Sinn, deren Prinzip der reale Kausalnexus sowohl in Rücksicht auf den äußeren als den inneren Zusammenhang der Begebenheiten ist, und die philosophische, die diesen Kausalnexus nur als die Form betrachtet, worin der in der Weltgeschichte sich offenbarende eine Gedanke systematisch sich gliedert. Für die letztere Methode muß es daher ein höheres Prinzip geben, das rein idealer Natur ist und als letzter Erklärungsgrund alles welthistorischen Geschehens gilt. Es kommt uns hier nicht darauf an, dies Prinzip und seine Idee auseinanderzusetzen, geschweige zu begründen; vielmehr haben wir diese Bemerkung, deren Richtigkeit wohl Niemand bestreiten dürfte, nur gemacht, um für die Beurtheilung der Methode unseres Verfassers einen Maßstab zu gewinnen. Der Leser urtheile nun selbst:

„Drei große Prinzipien" — beginnt die Einleitung — „theilen sich in die Welt und in die Geschichte: die Autorität, der Individualismus, die Verbrüderung (la fraternité)....

„Das Prinzip der Autorität begründet (fait reposer) das Leben der Nationen auf blind angenommenen Glaubenssätzen, auf der abergläubischen Ehrfurcht vor der Tradition, auf der Ungleichheit und bringt, in der Form der Regierung (pour moyen de gouvernement), den Zwang in Anwendung. — Das Prinzip des Individualismus faßt den Menschen in seiner Isolirtheit (en dehors de la société) auf, macht ihn zum alleinigen Richter seiner Umgebung und seiner selbst, giebt ihm ein überspanntes (exalté) Gefühl seiner Rechte, ohne ihn zugleich mit seinen Pflichten bekannt zu machen, überläßt ihn seinen eigenen Kräften und verkündigt statt jeder Regierung als Grundsatz das „Leben und Leben-Lassen". — Das Prinzip der Verbrüderung betrachtet die Glieder der großen Familie in ihrer solidarischen Verpflichtung, strebt dahin, die Gesellschaft eines Tages zu organisiren — ein Werk des Menschen nach dem Vorbilde des menschlichen Körpers, eines Werkes der Gottheit — und gründet die Macht der Regierung auf die Ueberzeugung, auf die freiwillige Zustimmung der Herzen.

„Die Autorität wurde durch den Katholizismus mit erstaunenswerthem Erfolge und Glanze gehandhabt; sie herrschte bis auf Luther. — Der Individualismus, durch Luther gelehrt, hat sich mit unwiderstehlicher Gewalt entwickelt und triumphirte, entblößt vom religiösen Element, in Frankreich durch die Publizisten der konstituirenden Versammlung. Er beherrscht die Gegenwart; er ist die Seele der heute bestehenden Verhältnisse. — Die Verbrüderung, verkündet durch die Denker der Bergpartei, verschwand damals in einem Sturm und erscheint uns heute nur noch in der Perspektive einer idealen Zukunft. Aber alle große Seelen rufen sie herbei, und schon beschäftigt und erleuchtet sie die intelligentesten Köpfe unserer Zeit.

„Von diesen drei Prinzipien erzeugt das erste die Unterdrückung durch die Aufhebung der Persönlichkeit; das zweite führt ebenfalls zur Unterdrückung, durch die Anarchie; das dritte allein leitet durch die Harmonie zur Freiheit.

„Freiheit! hatte Luther gesagt; Freiheit! haben im Chor die Philosophen des 18ten Jahrhunderts wiederholt; Freiheit! ist endlich auch das Losungswort unserer Tage, das auf dem Banner der Civilisation geschrieben steht. Aber es ist Alles eitel Lüge und Mißverständniß, und seit Luther hat dies Mißverständniß, diese Lüge die Geschichte erfüllt; es war der Individualismus, der erschienen war, nicht die Freiheit.

„Fürwahr! Wenn man den Individualismus in seinem historischen Rahmen betrachtet, wenn man ihn — anstatt mit dem, was ihm folgen soll — mit dem vergleicht, was ihm voraufging, so hat er allerdings die große Bedeutung eines großen historischen Fortschritts. Sein Werk bestand darin, dem so lange niedergehaltenen menschlichen Gedanken freien Spielraum zu gewähren; ihn mit Kühnheit und Stolz auszurüsten; die ganze Masse der Traditionen, die Jahrhunderte, ihre Arbeiten und Ueberzeugungen seiner Kontrole zu unterwerfen; den Menschen in eine unruh- und gefahrvolle, aber zuweilen auch großartige Selbständigkeit zu versetzen und ihm mitten in einem ungeheuren Kampf, mitten in dem Geräusch eines allgemeinen Meinungsstreits die Lösung des Problems zu überlassen, wie er sein Glück und seine Bestimmung aus eigener Kraft zu schaffen habe. Das ist das Werk des Individualismus. Es ist ein großes Werk; und wir müssen deshalb mit Achtung von ihm sprechen, wie von einer nothwendigen Uebergangsphase. Aber wenn wir ihm diesen Tribut dargebracht, so wird es uns wohl gestattet

seyn, unsere Sympathieen und Hoffnungen in einer höheren Sphäre aufzusuchen. Die Menschheit hat einst des Papstes, sie hat eines Luther bedurft; aber das Prinzip der Autorität hat seinen Lauf vollbracht, das Prinzip des Individualismus wird den seinigen vollbringen, und die Zukunft gehört sicherlich weder dem Papst noch Luther.

„Man muß hieraus begreifen, daß sich in dem, was man gewöhnlich die französische Revolution nennt, in Wirklichkeit zwei völlig von einander verschiedene, obwohl in gleicher Weise gegen das Prinzip der Autorität gerichtete Revolutionen vorfinden, von denen die erste zum Vortheil des Individualismus ins Leben gerufen wurde — sie trägt das Datum 1789 —, die andere im Namen der Verbrüderung versucht wurde — sie fiel am 9. Thermidor.

„Wenn die Revolution von 1789 allein historische Wurzel geschlagen hat, so liegt der Grund davon in dem Umstand, daß sie sich der Gesellschaft nicht unversehens bemächtigte, daß sie den Interessen einer damals herrschend gewordenen Klasse, des Mittelstandes (bourgeoisie), diente, und endlich daß sie mit einer unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Philosophie, der Politik und der Industrie vollständig ausgebildeten Lehre auftrat."

Der Verfasser geht nunmehr auf die allgemeine Eintheilung seines „einleitenden Werkes", das den ersten, bis jetzt erschienenen Band umfaßt, über: „Dies einleitende Werk (ouvrage préliminaire) wird also nothwendig in drei Bücher zerfallen. Das erste Buch entwickelt die Reihe von merkwürdigen Kämpfen, leidenschaftlichen Bestrebungen, Opfern und Gewaltthätigkeiten, wodurch das Prinzip des Individualismus in die Welt trat, indem es einerseits die Autorität in der Kirche, andererseits die Verbrüderung in den Waldensern, Hussiten, Wiedertäufern, mährischen Brüdern und allen für die Sache des Evangeliums streitenden Denkern bekämpfte. Das zweite Buch erzählt die seitens jener Mittelklasse in Frankreich davongetragenen Siege, deren Herrschaft der Individualismus begründen sollte. Im dritten Buch werden wir versuchen zu zeigen, wie, trotz der Anstrengungen Rousseau's, Mably's, Necker's (!), der Individualismus zum Prinzip der Mittelklasse erhoben worden und mit ihr triumphirt hat: in der Philosophie durch die Voltairesche Schule, in der Politik durch die Schule Montesquieu's, in der Industrie durch die Schule Turgot's.

„Wenn wir so den Protestantismus, die Herrschaft des Mittelstandes, das 18te Jahrhundert, die drei großen Abschnitte dieses einleitenden Werkes, betrachtet haben, so werden wir auch schon der dramatischen und schmerzlichen Geburt der Revolution (dramatique et douloureux enfantement de la Revolution) beigewohnt haben, und es bleibt nur noch die einfache Erzählung ihres Lebens zu vollenden."

Man sieht aus diesem, durch eine eigenthümliche Verbindung von Epitheten (dramatique et douloureux; welche Zusammenstellung!), eben so wie der Anfang durch eine noch eigenthümlichere Gruppirung der Prinzipien (autorité, individualisme, fraternité), sich auszeichnenden Schluß, daß der Verfasser diesen einleitenden Theil für einen sehr wichtigen, wenn nicht für den wichtigsten Abschnitt seines ganzen Werkes betrachtet und betrachtet wissen will; weshalb wir unsrerseits wohl im Rechte sind, wenn wir seine Einleitung in aller Kürze einigen kritischen Fragen unterwerfen. — Zuerst also: Zu welcher jener beiden Arten von Geschichtschreibern, die wir oben aufgestellt, gehört oder rechnet sich der Verfasser? Zu den Historikern im engeren Sinn? Der Anfang seiner Vorrede würde diese Vermuthung bestätigen können, wenn ihr nicht der Anfang, ja überhaupt der ganze Verlauf der Einleitung geradezu widerspräche. Welcher Historiker par excellence würde es sich gestatten, mit der Aufstellung und Definition rein abstrakter Begriffe zu beginnen, um diese und immer nur diese in der Erzählung und Gruppirung der Thatsachen selbst nachzuweisen, statt umgekehrt aus der objektiven Darstellung der historischen Begebenheiten selbst zu allgemeinen Betrachtungen und höheren Ideen zu kommen; die aber dann, weil sie als objektive Resultate auftreten, nicht mehr abstrakt, sondern wahrhaft konkret und lebendig erscheinen. — So gehört also der Verfasser zu den philosophischen Historikern? Denn die in formeller Rücksicht am meisten charakteristische Eigenschaft der Philosophie der Geschichte beruht eben darin, daß die Idee, der Gedanke sich frei aus sich selbst entwickelt, um sich und seine innere Vernunft in der äußeren, scheinbar nur durch den Kausalnexus zusammenhängenden Menge der historischen Thatsachen als objektive und nothwendige Manifestation des Geistes wiederzufinden. Es ergiebt sich damit aber von selbst, daß dieser freien Selbsterzeugung des Gedankens jede aus der Reflexionssucht und Combinationsspielerei des Verstandes entspringende Willkür und Subjektivität fern bleiben muß, und daß folglich die philosophische Methode sich als solche, d. h. in ihrer absoluten Nothwendigkeit, vor allen Dingen zu rechtfertigen hat. Von dieser Rechtfertigung aber scheint unser Verfasser nichts wissen zu wollen. Er, der so heftig gegen die „Autorität" predigt, fällt hier gerade in den Fehler, den er am meisten bekämpft, in den „Individualismus". Seine „individuelle" Ansicht, verlangt er, soll uns als „Autorität" gelten. Er sagt: „Drei Prinzipien theilen sich in die Welt und in die Geschichte" — Welt und Geschichte: auch eine gute Zusammenstellung! — „die Autorität, der Individualismus, die Verbrüderung". Wie, theilen sich? Was heißt das? Und warum gerade diese? Warum gerade diese drei und nicht mehr? — Doch still, da kommen gleich die Definitionen. — Definitionen? Was können Definitionen nützen? Definitionen setzen die Existenz des zu definirenden Dinges schon als gegeben voraus; sie wollen den Begriff nicht erzeugen, entwickeln, ihn nicht als Resultat aus sich hervorgehen lassen, sie wollen ihn nur erklären, dem gewöhnlichen Bewußtseyn deutlich machen. Und dann gar diese Definitionen, deren jede, wenn sie erschöpfend seyn sollte, selbst wieder neuer Definitionen bedürfte! Oder erfordert der Begriff der Tradition, der abergläubischen Ehrfurcht, der Ungleichheit, des Zwanges u. s. f. weniger eine Erklärung als der der Autorität? Autorität z. B. durch „abergläubische Ehrfurcht" erklären, heißt nichts Anderes, als den Begriff „Sohn" durch den des Vaters oder umgekehrt erklären. Man bleibt eben gerade so klug wie zuvor. Ferner der Individualismus. Bedarf dieser Begriff eher einer Erklärung als der Begriff der „Isolirtheit" u. s. f., der Begriff der Verbrüderung eher eine solche als der Begriff der „solidarischen Verbindlichkeit" oder gar der „Gesellschafts-Organisation"?

Bleiben wir beim Individualismus stehen, abgesehen von seiner nichtserklärenden Erklärung. Was versteht der Verfasser unter Individualismus? Die absolute Geltung der Persönlichkeit, als allgemeine Bestimmung des Menschen? So scheint es, denn daß er den Begriff nicht im Sinne von persönlicher Isolirung faßt, geht zwar weniger aus der Einleitung, als aus dem Werke selbst hervor, da er vom Individualismus ganzer Klassen, z. B. des Mittelstandes, oder ganzer Richtungen, z. B. des Protestantismus, spricht. Wenn nun aber der Individualismus wirklich die Herrschaft der menschlichen Individualität besagen soll, so sieht man nicht den Grund, warum der Verfasser hiergegen protestirt. Das Gelten der Individualität ist in diesem Sinne die wahre Freiheit, denn wenn die Individualität überhaupt respektirt wird, so achtet das Individuum sie nicht nur in ihm selbst, als Einzelnen, sondern auch in jedem Anderen, kurz es achtet sie als allgemeine, absolute Berechtigung des Menschen. In diesem Sinne steht der Individualismus der Autorität oder — da diese gar keinen Gegensatz enthalten — vielmehr der Despotie, als besonderer und einzelner Berechtigung, die sich hierdurch aber als unberechtigt darstellt, gerade gegenüber. Das, was der Verfasser „Verbrüderung" nennt, liegt entweder schon in diesem Individualismus oder ist eine blos subjektive abstrakte Idee, so wie etwa die Idee der absoluten Gleichheit ein Unsinn ist, weil sie dem Begriff des Organismus widerspricht, dessen Glieder nicht gleich, sondern nur in nothwendiger Beziehung sind. Und wenn der Verfasser den Begriff der Verbrüderung als organischen faßt, wie er es denn durch die Vergleichung mit dem menschlichen Körper thut, so liegt in dieser Vergleichung selber ja der beste Beweis, daß er eigentlich den Individualismus will; denn wird der Körper nicht gerade durch seine organische Einheit eine Individualität?

Sr.

Spanien.

Die spanische Doppelheirat und der Utrechter Vertrag.

(Fortsetzung.)

Für die jetzige Verwickelung in Rücksicht auf die spanische Doppelheirat ist hier nun wesentlich zu bemerken, daß beide Verzichtleistungen, seitens Frankreichs sowohl wie seitens Spaniens, die übrigens vollkommen übereinstimmen, ausdrücklich nur den Zweck haben, zu verhindern, daß die beiden Kronen jemals auf einem und demselben Haupte vereinigt werden könnten; so wie auch beide die Bestimmung enthalten, daß beide Kronen demnach dem Hause Bourbon verbleiben sollen. „Die entfernte Besorgniß" — heißt es in den Lettres patentes Ludwig's XIV. vom März 1713 *) — „daß einmal die Krone Spaniens und die unsrige durch „einen und denselben Fürsten getragen werde könnte, ist das Hauptmotiv „des Krieges der gegen uns verbündeten Mächte gewesen und scheint daher „auch ein unübersteigliches Hinderniß für die Abschließung des Friedens zu „seyn. Nach einem mehrfachen zwecklosen Notenwechsel ist es uns endlich „mit Gottes Hülfe gelungen, einen Weg zum Frieden zu entdecken. Die „erste und vorzüglichste Bedingung, die uns von unserer sehr theuren und „sehr geliebten Schwester, der Königin von Großbritanien, als die wesent„liche und nothwendige Begründung der Friedenstraktate vorgeschlagen ist, „besteht darin, daß der König von Spanien für sich und seine Nachkommen„schaft für ewige Zeiten auf die Rechte auf unsere Krone, welche ihm oder „seiner Nachkommenschaft aus der Geburt jemals erwachsen können, „Verzicht leistet; und daß andererseits unser ꝛc. Herzog von Berry und „unser ꝛc. Herzog von Orleans eben so auch für sich und ihre männlichen „und weiblichen Nachkommen für ewige Zeiten ihrem Rechte auf die spanische „Monarchie entsagen. Unsere ꝛc., die Königin von Großbritanien hat uns vor„gestellt, daß ohne eine formelle und positive Sicherheit in Betreff dieses „Punktes Europa niemals einen sicheren Frieden genießen könnte und alle „Mächte gleicherweise überzeugt seyen, daß sie in Rücksicht auf das allgemeine „Interesse und ihre gemeinschaftliche Sicherheit lieber einen Krieg fortsetzen „würden, dessen Ende Niemand abzusehen vermöge, als die Möglichkeit „zu statuiren, daß einst die beiden Kronen, Spanien und Frank„reich, auf demselben Haupte vereinigt werden könnten (plutôt „que d'être exposées à voir le même Prince devenir un jour le maitre de „deux Monarchies aussi puissantes que celles de France et d'Espagne etc.)." Hieraus geht also deutlich hervor, daß mit dieser Verzichtleistung nur diejenigen Erbrechte gemeint sind, welche den damals regierenden Linien in Aussicht standen, d. h. welche ihre Abstammung ihnen oder ihren Kindern geben konnten. Noch deutlicher spricht sich die Rénonciation de Philippe, Petit Fils de France, duc d'Orleans u. s. f. **) darüber aus, obwohl

*) cf. Actes de la paix d'Utrecht. Tom II. p. 223.

**) Actes et Mémoires de la paix d'Utrecht. Tom. II. p. 200.

dies aus den englischen Blättern, die diese Entsagungs-Akte mitgetheilt haben, nicht hervorzugehen scheint, weil dieselben sowohl die Einleitung als den Schluß fortgelassen haben, wodurch der Sinn ganz verändert wird. Hauptsächlich sind darin folgende Punkte zu bemerken:

„In Rücksicht darauf, daß die Furcht einer Vereinigung der „Kronen Spaniens und Frankreichs das vornehmste Motiv „zu dem gegenwärtigen Kriege gewesen ist, und daß die anderen euro„päischen Mächte stets in der Sorge geschwebt haben, es möchten diese „beiden Kronen auf ein Haupt zusammenfallen, hat man zur Be„gründung des jetzt in Unterhandlung begriffenen Friedens festgesetzt, daß die „vorgeblichen Rechte der in Frage gestellten Fürsten für immer getrennt „werden sollen, und .... beschlossen, daß seitens des katholischen Königs „Philipp's V. für sich und seine Nachkommen auf die Krone Frankreichs, wie „auch seitens des Herzogs von Berry, unseres sehr geliebten Neffen, und „seitens Unserer selbst für uns und alle unsere Nachkommen auf die Krone „Spaniens Verzicht geleistet werden solle, damit eine Vereinigung der „beiden Kronen für alle Zeit verhindert werde; unter der Be„dingung jedoch, daß auch das Haus Oesterreich oder irgend Einer seiner „Nachkommen nicht die spanische Krone erreben kann. Um den vorgesetzten „Zweck zu erreichen, stimmen wir damit überein, daß in Ermange„lung Philipp's V., unseres Neffen oder seiner Nachkommen „die Krone Spaniens auf das Haus des Herzogs von Savoyen „übergehe, und um auch unsererseits den ruhmvollen Zweck, nach dem „man strebt, zu erreichen und die gestörte Ruhe Europa's wieder herzustellen, „so wie um die Befürchtungen, zu denen die Rechte unserer Ge„burt oder andere, die uns angehören, Anlaß geben könnten, „zu heben, haben wir den Entschluß gefaßt, diese Entsagungsakte in Betreff „unserer Rechte so wie der unserer Nachkommen auszufertigen, „weil weder wir noch unsere Nachkommen ferner aus ihrer Ge„burt einen Rechtstitel auf die spanische Nachfolge entnehmen „sollen 2c."

Die oben angeführten Verzichtleistungen, so wie auch die Philipp's V., wurden dem Friedensinstrumente einverleibt; und selbst die oben citirten Lettres patentes Ludwig's XIV. in den Vertrag von Utrecht vom 11. April 1713, der zwischen Frankreich und Großbritanien abgeschlossen wurde, wörtlich aufgenommen. Hieraus aber geht über alle Zweifel klar hervor, daß auch England denselben Sinn mit jenen Verzichtleistungen verband, wie sich übrigens auch aus dem 6ten Artikel des Friedenstraktats ergiebt, wo es heißt: „Da durch die hier bezüglichen Ver„zichtleistungen, welche ewig ein unverletzliches und stets zu beobachtendes „Gesetz seyn sollen, genügliche Vorkehr getroffen ist, daß weder der katholische „König, noch irgend ein Prinz seiner Nachkommenschaft, jemals nach der „Krone Frankreichs streben noch dazu gelangen werde, und von der anderen „Seite die gegenseitigen Renunciationen auf die Krone Spaniens „und Frankreichs, welche von Frankreich gemacht wurden, auf „den gleichen Zweck hinzielen; da hiernach genüglich Vorkehr getroffen, „daß die Kronen Frankreichs und Spaniens getrennt und nicht vereint bleiben, „so daß bei anerkannter Wirksamkeit und getreuer Beobachtung vorerwähn„ter Verzichtleistungen diese Kronen niemals vereinigt werden können, ver„pflichtet sich u. s. f." *)

Eine vollkommen übereinstimmende Erläuterung der Renunciation enthält dann auch der Artikel II. des Utrechter Friedensinstrumentes vom 12. Juli 1713 zwischen Spanien und Großbritanien, indem auch hierin der Zweck der gegenseitigen Verzichtleistungen dahin angegeben wird, daß die Kronen Spaniens und Frankreichs nicht auf einem Haupte vereinigt werden sollen (Coronae Hispaniae et Galliae ab invicem ita separatae erunt et sejunctae, ut in unum posthac coalescere nunquam poterint). Das gleiche Motiv giebt auch der Friedensschluß zwischen Frankreich und den Generalstaaten vom 11. April 1713, so wie der Friedensschluß zu Wien vom 30. April 1725 zwischen dem Kaiser und der Krone Spanien.

Aus diesen Thatsachen lassen sich nun folgende sichere Schlüsse ziehen: Durch den Utrechter Vertrag ist festgestellt und für alle Zeiten gültig, daß einerseits die beiden Kronen Spanien und Frankreich niemals in den Besitz Eines Monarchen kommen dürfen, andererseits daß die Krone Spanien in einer dem regierenden Hause Frankreich nahe verwandten Linie verbleiben muß. Ferner durch die beiderseitigen Renunciationen sollte nur die Eventualität der Vereinigung der beiden Königskronen in Einem Thronerben verhindert werden. Endlich geht aus beiden Dokumenten hervor, daß sich jene Verzichtleistungen nur auf diejenigen Rechte bezogen, welche einerseits Philipp V. durch seine direkte Abstammung von Ludwig XIV. auf den Thron von Frankreich, andererseits der Herzog von Orleans durch seine Abstammung von Anna von Oesterreich und seine Verwandtschaft mit Philipp V. selbst auf die eventuelle Thronerbfolge in Spanien machen konnten, und daß sie also gegenseitig und für ihre Kinder, Descendenten und Rechtsnachfolger auf Geltendmachung dieser ihrer Ansprüche verzichteten.

Wenden wir diese Grundsätze auf die Erbfolgberechtigung der Kinder an, die aus der Ehe des Herzogs von Montpensier, aus dem Stamme Orleans, mit der Infantin Marie Luise von Spanien entspringen können, so folgt 1) daß ein Sohn aus dieser Ehe (von Töchtern kann ohnehin bei Frankreich nicht die Rede seyn) die beiden Kronen Spanien und Frankreich nicht zugleich und in Einer Person besitzen darf, selbst wenn er durch die Erbfolgerechte seiner Mutter zu dem spanischen und durch die Erbfolgerechte seines Vaters zu dem französischen Throne berufen würde; ferner 2) daß er nicht in Folge der eventuellen Successionsrechte seines Ahns väterlicherseits (des Bruders Ludwig's XIV.), auf welche dieser für sich und seine Nachkommen verzichtete, Ansprüche auf den Thron von Spanien machen könnte, sondern lediglich und allein in Folge der Successionsrechte seiner Mutter, der Infantin, nach der wiederhergestellten altkastilianischen Erbfolge.

Hiermit sind wir nun auf den eigentlichen Punkt der Differenz zwischen dem französischen und englischen Kabinet gelangt. England behauptet nämlich nicht nur, daß die Kinder des Herzogs von Montpensier aus seiner Ehe mit der Infantin Luise nicht die beiden Kronen Spanien und Frankreich auf Einem Haupte vereinigen dürfen — eine Annahme, deren Unwahrscheinlichkeit bei der großen Familie Ludwig Philipp's von selbst einleuchtet —, sondern auch, daß die Kinder überhaupt kein Successionsrecht auf den Thron von Spanien haben können: eine Interpretation, die nach den vorausgegangenen Bemerkungen sich als vollkommen unrichtig erweist. Denn ob die Kinder der Infantin Luise den Herzog von Montpensier zum Vater haben oder nicht, kann ihnen eben so wenig das Recht auf die Nachfolge rauben, als es ihnen geben, sondern es kommt hier darauf an, daß die Schwester der spanischen Königin ihre Mutter ist; und nur in dem Falle dürfte die Nachkommenschaft der Infantin von der Erbfolge ausgeschlossen werden, wenn sie nur Einen Sohn hätte und die ganze Familie Orleans vollkommen ausgestorben wäre, so daß dieser Eine Sprößling zugleich spanischer und französischer König werden müßte. Aber auch nur dann! Es bedarf in der That nur der Darstellung von der Konsequenz solcher Behauptungen, um das völlig Unhaltbare derselben auch für jeden Laien im Staats- und Völkerrechte augenfällig zu machen. Niemals, zu keiner Zeit, bei keinen der vielen in den 133 Jahren seit dem Utrechter Frieden vorgekommenen Verbindungen zwischen den Linien Bourbon-Anjou und Orleans sind die bezeichneten Worte der Renunciations-Akten in diesem Sinne verstanden worden; niemals hat irgend eine europäische Macht die abnorme Behauptung aufgestellt: es erlösche das eigene, nach Landes-Erbfolge und europäischen Staatsverträgen feststehende Erbrecht, weil der eventuell zu berufende rechtmäßige Thronerbe zugleich von einer Person abstamme, deren Ahnen auf ihr besonderes Recht verzichtet haben. Die jetzige Königin der Franzosen, Marie Amalie, ist eine Urenkelin Philipp's V., und doch ist sicherlich noch niemals Jemanden beigefallen, deshalb die Söhne Königs Ludwig Philipp für unfähig zur Thronfolge in Frankreich zu erklären, der englischen Regierung so wenig, wie sonst einem Menschen auf Erden. In gleicher Weise stammt die Herzogin von Berry, Tochter Franz I., Königs beider Sicilien, so wie die Herzogin von Aumale, Tochter des Prinzen von Salerno, von Karl III. und Philipp V. von Spanien in direkter Linie ab. Näher der Zeit und den Personen des Utrechter Friedens finden wir (1721) den Sohn und Nachfolger Philipp's V. selbst, Ludwig I. von Spanien, mit der Prinzessin von Montpensier, Tochter des Regenten, Herzogs von Orleans, vermählt; so wie französischerseits der Dauphin, Sohn Ludwig's XV. (1745), eine Tochter Philipp's V. zur Gemahlin nahm. Noch zahlreichere Beispiele von Ehen zwischen den Linien Frankreich und Spanien (oder Neapel, welches bekanntlich ebenfalls von Philipp V. abstammt) sind vorhanden, ohne daß jemals eine Einwendung dagegen oder gegen die Successionsberechtigung der Kinder gemacht worden wäre.

Besteht der Utrechter Friede in seiner wesentlichsten Bestimmung der Nichtvereinigung der Krone von Frankreich und Spanien, so wie der Belassung der spanischen Monarchie an einer mit der französischen Dynastie nahe verwandten Linie, noch heute in voller Kraft, so stellt gerade die Heirat der Infantin Luise mit dem jüngsten Sohne des Königs der Franzosen — für den Fall, daß die Krone Spanien an Kinder aus dieser Ehe fallen sollte — die Verhältnisse genau auf den Punkt, wo solche im Jahre 1713 standen. Denn da es außer allem Zweifel steht, daß der Herzog von Montpensier selbst nicht König von Spanien wird, und daß derselbe für seine Kinder aus der Ehe mit der präsumtiven Thronerbin von Spanien eventuell auf die Successionsrechte auf den Thron von Frankreich verzichten wird, so würde dadurch nicht nur eben jener Grundsatz der Nichtvereinigung der beiden Kronen, den durchzuführen der ganze Successionskrieg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geführt wurde und der durch die Utrechter Verträge zur allgemeinen Geltung gelangte, aufs neue bestätigt und sanctionirt, sondern auch die Krone Spanien wiederum einem Enkel des Königs von Frankreich zugewendet, eben wie bei Philipp V., mit denselben europäischen Garantieen und nach derselben kastilianischen Thronfolge-Ordnung, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Herzog von Anjou zum spanischen Throne berief, nachdem das einzige Hinderniß (esto motivo fundamental), die Möglichkeit jener Vereinigung der beiden Kronen (perjuyzio de unirse à la Corona de Francia), wiederum durch Entsagung auf die Krone Frankreichs hinweggeräumt seyn wird: ganz wie das (oben citirte) Testament Karl's II. wollte und der Utrechter Vertrag bestätigte.

Die letzte Möglichkeit für England, einen Rechtsgrund für seine Einsprache gegen die Montpensiersche Heirat geltend zu machen, könnte nur noch darin bestehen, wenn es — nach dem Beispiel Oesterreichs, Preußens und Rußlands *) — die Königin Isabella als spanische Königin nicht anerkannt hätte. Allein es hat dieselbe anerkannt. Gegen England liegt also keinerlei

---

*) Dumont corps diplomatique VII. p. 340.

*) Diese betrachten nämlich die Wiederherstellung der alten kastilianischen Erbfolge durch Ferdinand VII., wodurch, in Ermangelung von Prinzen, in jeder einzelnen Linie die Prinzessinnen derselben und deren Descendenten zur Thronerbfolge vor den Agnaten der zweiten und dritten Linie berechtigt sind, als eine Verletzung der Utrechter und Badener Verträge.

Abweichung von den bestehenden Staatsverträgen vor, gegen die es mit Recht protestiren könnte, und was die „nordischen Mächte" betrifft, so versteht sich von selbst, daß, wenn sie ferner bei der Nichtanerkennung der Königin Isabella beharren, sie auch die eventuellen Thronfolgerechte der Infantin Luise und ihrer Kinder nicht anerkennen. Für diese Mächte ist also durch die Montpensiersche Heirat in der Sachlage Nichts geändert.

(Schluß folgt.)

England.

Einige Notizen über Kleinkinderschulen.

Die erste Kleinkinderschule in Europa wurde 1786 von J. F. Oberlin, Pfarrer zu Waldbach im Elsaß, errichtet, wobei wir zugleich bemerken, daß noch immer die elsassischen Kleinkinderschulen als Muster dienen können. Etwas später begannen Pestalozzi und Fellenberg ihre auf Verbesserung des Volksschulwesens gerichteten Arbeiten — ihnen folgten in England Joseph Lancaster und Dr. Bell. Lancaster begann seine Laufbahn als Erzieher im J. 1798. In einem Alter von achtzehn Jahren eröffnete er im Hause seines Vaters eine Schule von 90 Kindern, deren Viele er ganz unentgeltlich unterrichtete. Im J. 1805 befanden sich der König, mehrere Mitglieder des königlichen Hauses, der Herzog von Bedford, Lord Somerville und mehrere andere Personen des hohen Adels unter den Beschützern seiner Anstalt. Sein Wirken erregte bald die Aufmerksamkeit aller Freunde der arbeitenden Klassen, unter anderen die Robert Owen's, dessen „Gedanken über Kindererziehung" 1812 erschienen. Funfzehn Jahre später, als der Ruf von New-Lanark uns zu einer Reise nach jenem Theil Schottlands bewog, fanden wir, daß die dortigen prächtigen Schulräume nicht sowohl auf Herrn Owen's, als eines Theilhabers der Firma, Rechnung zu setzen seyen und dem Verdienst Joseph Lancaster's zugeschrieben werden mußten. Owen hatte nur das — freilich große — Verdienst, die nöthigen Fonds hergeschossen zu haben. Das Unterrichts-System, das bei den älteren Kindern angewendet wurde, war zum Theil das Lancastersche, zum Theil das Bellsche oder Madras-System, welches Owen für das in Betreff des Lesenlernens zweckmäßigere erklärte.

Die Methoden für die jüngeren Kinder ergaben sich durch die Umstände. Man hatte ursprünglich nicht den speziellen Zweck gehabt, eine Kleinkinderschule zu errichten, sondern man ließ nur junge Kinder, sobald sie laufen konnten, zu, weil man von dem Grundsatze ausging, daß Erziehung nicht frühzeitig genug beginnen könne. Daß dieser Theil des Experiments nicht, gleich so vielen anderen Versuchen, gänzlich fehlschlug, und daß man die Kleinen nicht endlich ihren Müttern zurückschicken mußte, war dem glücklichen Zufall zuzuschreiben, daß man für diesen Zweig des Unterrichts einen Lehrer gefunden hatte, der mit aller der Geduld, dem Takt, der Erfindungsgabe ausgerüstet war, die zur Lösung einer solchen Aufgabe nöthig sind. James Buchanan löste eine Aufgabe, der alle gewöhnliche Schulmänner mit ihren Alltags-Methoden erlegen wären. Er besaß die Kunst, die Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln — er unterhielt sie mit Bildern, statt sie mit Büchern zu plagen, und unterrichtete sie dabei. Sein Erfolg war vollständig, und die Kinder in New-Lanark zogen bald die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich. Tausende besuchten den Ort aus Neugier; unter diesen Personen von Rang und Einfluß, die nun ähnliche Anstalten in England zu gründen wünschten. Lord Brougham, Marquis v. Landsdowne, John Smith, James Mill, Mr. Willson bildeten zu diesem Zweck im J. 1818 ein Comité. Sie eröffneten ein Asyl für Kinder in Brewersgreen, das später nach Vincent-Square in Westminster verlegt wurde, und ließen Herrn Buchanan kommen, um der Anstalt vorzustehen. Sie — oder vielmehr Herr Willson — errichteten darauf eine andere ähnliche Anstalt in Spitalfields, in welcher Wilderspin auf Buchanan's Empfehlung die Lehrerstelle erhielt. Wilderspin verstand von Kleinkinderschulen nichts, als was er in Vincent-Square oder aus Owen's Berichten gelernt hatte. Seine eigenen Erfindungen beschränken sich auf einige Modificationen des angenommenen Systems, von denen mehrere nicht einmal Verbesserungen sind, und auf eine spitzfindige Unterscheidung zwischen Kinder-Asylen und Kinder-Schulen. Er führte von neuem ein Instrument ein, welchem er den Namen „Arithmetikon" gab und welches vor funfzig Jahren von Friend in einem Buch über Arithmetik beschrieben wurde. Außerdem hat er, zumal im Vergleich mit Miß Mayo und Anderen, wenig geleistet, um den Kinder-Unterricht zu einer Wissenschaft zu erheben, was er noch heute werden soll. Wilderspin's große Verdienste sind seine Thätigkeit und sein Eifer. Diese haben seinen Ruf gegründet. Er war eine Zeit lang Superintendent der Musterschule, welche das irische Erziehungs-Büreau in Dublin gegründet hatte, allein er zeigte sich nicht qualifizirt, einen solchen Posten auf die Dauer behaupten zu können. Als ein Verbreiter der Kleinkinderschulen hat er unstreitig sein Verdienst, nur hätte man ihn nicht den Gründer derselben nennen sollen. Dies Verdienst gehört, so weit England dabei zur Sprache kömmt, dem oben genannten James Buchanan.

Buchanan verließ England vor ungefähr sechs Jahren und siedelte nach dem Kap der guten Hoffnung über. Der mährischen oder swedenborgischen Sekte zugethan, hatte er die Hochkirche zur Gegnerin; die Schule, welche er errichtet hatte und die nunmehr untergegangen ist, konnte unter solchen Verhältnissen keine Aussicht auf Erfolg haben. (F. and W. R.)

Mannigfaltiges.

— Die Gestirne und die Weltgeschichte. Mit Bezug auf die im letzten Blatte des Magazins enthaltene Miscelle „die Lichtbilder der Erde" ist uns von einem befreundeten Leser eine uns, zu unserem Bedauern, bisher unbekannt gebliebene, in Breslau vor einem Jahr erschienene, kleine Schrift zugesandt worden, aus welcher wir uns sehr bald überzeugt haben, daß das von uns erwähnte Londoner Büchlein: „The Stars and the Earth" eine wörtliche Uebersetzung (mit anscheinend sehr unbedeutenden Modificationen) jener deutschen Schrift sey, deren vollständiger Titel ist: „Die Gestirne und die Weltgeschichte; Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, von F. J." *) Der im vorigen Jahre zwischen Preußen und England abgeschlossene Vertrag über das literarische Eigenthumsrecht enthält zwar in Bezug auf Fälle wie dieser keine nähere Bestimmung, aber es fragt sich, ob der deutsche Verfasser nicht gleichwohl gegen den Uebersetzer, der seine Quelle nicht genannt hat, vor englischen Gerichten eine Klage wegen Rechtsverletzung geltend machen könnte. Die englische Schrift selbst liegt uns freilich nicht vor, doch weder in dem Katalog neu erschienener Bücher, in welchem ihr Titel vollständig enthalten **), noch in den Anzeigen, welche englische Blätter davon geben, ist irgendwie angedeutet, daß sie aus dem Deutschen übersetzt sey. Vielmehr wird dem angeblich englischen Verfasser in diesen Rezensionen der Ruhm vindizirt, daß er der Erste sey, der die Beobachtungen des Lichtes in dessen Durchmessungen des Weltenraumes umgekehrt, indem er seinen Standpunkt außerhalb der Erde sich dachte. Aber auch diese Vindication gebührt dem deutschen Autor, der in seiner Schrift (S. 12) sagt: „Daß noch Niemand auf den Gedanken gekommen, diese Sätze umzukehren und die höchst merkwürdigen und staunenswerthen Folgerungen zu ziehen, die aus dieser Umkehrung in reichster Fülle auf uns einströmen, ist wirklich wunderbar — und diese Umkehrung und die Folgen, die sich aus ihr ergeben, sind es, die wir darzulegen versuchen wollen." Mit Bezug auf diese Darlegung fügt der Kritiker in der Foreign and Westminster-Review (Januar, 1847) hinzu: „Denjenigen, denen es um eine nähere Kenntniß der geistvollen Anwendungen zu thun, die der Verf. von seinen Prinzipien macht, empfehlen wir den Ankauf der Schrift: The Stars and the Earth." Dieselbe Empfehlung fühlen wir uns gedrungen, in Bezug auf das deutsche Original auszusprechen, da wir die kleine Schrift in der That mit dem größten Vergnügen gelesen, wenn wir auch nicht umhin konnten, die Bemerkung zu machen, daß in der scharfsinnigen und leicht imponirenden Darstellung nicht selten der Schein mit der Wirklichkeit, der Reflex mit dem Objekte als gleichbedeutend gesetzt sey. Denn wie treu auch immer das Licht Umrisse und Farben unseres heutigen Erdenlebens noch nach 4000 Jahren einem Sterne zwölfter Größe reflektiren mag, — das Leben in seiner Wesenheit, die Seele des Menschen und der Menschheit, wie sie dem in die Tiefe schauenden Blicke auf Erden sich offenbart und wie sie selbst diejenigen mit ihrem Geiste zu erkennen vermögen, die des Lichtes der Augen beraubt sind, wird doch in jenem Reflex unmöglich sich darstellen. Immerhin ist aber von dem Verfasser durch seine geistvolle Anwendung der von der Wissenschaft aufgestellten Sätze über die Fortpflanzung des Sternenlichts ein neuer Beitrag zur Erkenntniß der göttlichen Allmacht geliefert — ein Beitrag, der, wie so manches Andere, die Worte Shakespeare's zum Motto nehmen könnte: „Es geschehen viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt."

*) Breslau, Verlag von August Schulz. 1846.

**) Sie ist in London von H. Baillière, 219 Regent-Street, publizirt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 25. Berlin, Sonnabend den 27. Februar 1847.

England.

Das Teleskop und seine Entdeckungen. *)

Die neuere Astronomie beginnt mit Kopernikus und Kepler. Kopernikus' System und die Keplerschen Gesetze sind die Basis, auf welcher Galilei, Newton, Laplace und ihre Nachfolger weiterbauten und so die Wissenschaft zu der Höhe heranführten, auf welcher wir sie heute erblicken. In derselben Zeit, als Kepler über seinen Entdeckungen brütete, war Galilei mit der Construction des Teleskops beschäftigt, und seit dieser Zeit haben Kalkül und Beobachtung nicht aufgehört, Hand in Hand zu gehen. Eben so, wie das eine Instrument der Astronomie — der Kalkül — zu einer stets höheren Vollkommenheit erwuchs, zu einer Bedeutung, die den Triumph Le Verrier's möglich machte, eben so ging auch das andere Werkzeug der Wissenschaft — das Teleskop — von einer Verbesserung zur anderen hindurch, so daß durch die Verbindung beider, durch die stete Vereinigung eines immer schärfer werdenden Kalküls mit einer Beobachtung, die über stets tauglichere, endlich über wahrhaft kolossale Hülfsmittel zu gebieten hatte, die Astronomie in den Stand gesetzt wurde, Fortschritte, wie keine andere Disziplin des menschlichen Wissens, zu machen. Eine kurze Angabe der Verbesserungen, welche das Teleskop im Laufe der Zeit erhalten, so wie der Entdeckungen, die diesen Verbesserungen zu verdanken, wird den hauptsächlichsten Inhalt der folgenden Zeilen bilden.

1. Galilei's, Newton's, Gregory's, Herschel's Teleskope. — Lord Rosse. — Die Zukunft des Teleskops.

Galilei's ursprüngliches Teleskop bestand aus einer Combination von Linsengläsern, und der Nutzen des Instruments beruhte auf dem Phänomen der sogenannten Refraction des Lichts (Strahlenbrechung). Teleskope dieser Art sind noch immer im Gebrauch; ihre größere oder geringere Kraft hängt einzig und allein von den Dimensionen des Objektivglases ab. Im J. 1666 richtete Newton seine Aufmerksamkeit auf das Teleskop, und da er fand, daß bei strahlenbrechenden Substanzen mancherlei Schwierigkeiten zu besiegen waren, so konstruirte er ein anderes, das sogenannte Newtonsche oder reflektirende Teleskop. Einige Jahre später erfand Gregory ein reflektirendes Teleskop anderer Art, dessen Unterschied von dem Newtonschen darin besteht, daß bei jenem der Beobachter sich mit dem zu beobachtenden Gegenstande in einer Linie befindet, während bei diesem eine vom Standpunkt des Beobachters aus gezogene Linie den Gegenstand im rechten Winkel trifft. Die gegenwärtig angewendeten größeren Teleskope sind in der Regel Newtonsche, indessen die kleineren häufiger nach Gregory's Methode konstruirt werden. Wie die Kraft des refrangirenden Teleskops von der Größe des Objektivglases abhängt, so wird die Kraft des reflektirenden Teleskops bedingt durch die Fläche seines Objektivspiegels; denn durch das Licht, welches dieser letztere empfängt, entsteht das Bild im Fokus. Der Objektivspiegel in Newton's Teleskop maß 2,5 Zoll im Durchmesser; Hadley wandte zuerst einen Spiegel von 6 Zoll an, ein Umfang, der später von Anderen auf 9 und 15 Zoll, endlich auf 3 Fuß gebracht wurde.

Es war Herschel, der gegen das Ende des vorigen und den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts den Bestrebungen zur Verbesserung des Teleskops einen neuen Schwung gab. Jeder Schritt auf seiner astronomischen Laufbahn wurde durch die glänzendsten Entdeckungen bezeichnet. Die Wissenschaft erhielt Kunde von neuen Planeten, neuen Satelliten, neuen Himmelskörpern. Er war nicht minder bewundernswürdig als Erfinder neuer Instrumente und in der Methode seiner Beobachtungen, als durch die wunderbaren Entdeckungen, die er machte. Schwierigkeiten, die jedem Anderen unübersteiglich gewesen wären, überwand er. Das Teleskop — in Galilei's Händen ein Spielzeug — wurde durch Herschel zu einer Maschine, die den Astronomen selber trug und die nur mechanische Kunst zu bewegen vermochte. Seine Leistungen waren nicht blos Fortsetzungen und Erweiterungen der Leistungen seiner Vorgänger; er nahm einen Flug, der sie in unabsehbarer Ferne hinter ihm ließ, und drang in Regionen ein, von denen sie sich kaum einen Begriff zu bilden wagten. Nachdem er eine Menge theils Newtonscher, theils Gregoryscher Teleskope gebaut, beschloß er endlich, eines nach einem größeren Maßstabe zu konstruiren, und so brachte er, nach einigen Fehlschlägen, durch Fleiß und Genie im J. 1789 sein Riesen-Teleskop zu Stande. Dies Instrument hatte 40 Fuß Fokusweite; der Objektivspiegel desselben maß 4 Fuß im Durchmesser und wog, frischgegossen, 2118 Pfd.

Den höchsten Triumph jedoch mechanischer Kunst, so weit sie sich in der Construction des Teleskops zeigen kann, hat Lord Rosse gefeiert, ein Mann, der, ein zweiter Tycho de Brahe, seinen Reichthum sowohl als die Fähigkeiten seines Geistes der Beförderung der Astronomie widmet. Durch die Anwendung einer zum Behuf des Glättens sehr sinnreich erdachten Maschinerie ist es ihm vor kurzem gelungen, ein Teleskop herzustellen, dessen kolossaler Objektivspiegel 6 Fuß im Durchmesser hat, während zugleich das Metall desselben eben so fehlerfrei im Material, als in der Form vollendet ist. Lord Rosse begann seine Arbeiten und Untersuchungen im J. 1826; er ließ sich nicht zurückschrecken durch eine Menge von Thatsachen, die allerdings geeignet waren, zu entmuthigen, und unter denen die Schwierigkeit, mit denen Guß und Glättung der Spiegel verbunden ist, oben an stand. Dazu kam, daß man im Publikum das refrangirende Teleskop begünstigte, welches so eben durch die von Guinaud geschehene Einführung großer achromatischer Linsen viele Kraft gewonnen hatte. Nichtsdestoweniger setzte er seine Untersuchungen während eines Zeitraums von achtzehn Jahren fort. Seine ersten Versuche waren darauf gerichtet, flüssige Linsen zu konstruiren, und da dieselben fehlschlugen, so richtete sich nun die ganze Energie seines Geistes auf die Construction des Reflektors, dergestalt, daß, nachdem er einen Objektivspiegel von 3 Fuß im Durchmesser hergestellt, er mit einem Kostenaufwand von 12,000 Pfd. Sterl. ein großes Teleskop begann und vollendete, dessen Objektivspiegel die ungeheure Dimension eines sechsfüßigen Durchmessers hat.

So gedieh das Teleskop, das, wie gesagt, in Galilei's Händen ein pures Spielzeug war, zu der wenigstens relativen Vollkommenheit, die es in der Lord Rosseschen Construction erlangt hat. Ehe wir weiter gehen, sey es uns erlaubt, einige Bemerkungen zu machen über die ehemaligen und jetzigen Leistungen des Instruments. Herschel — sagt Nichols über diesen Punkt — schätzte die in die Ferne reichende Kraft seines 7füßigen Reflektors auf das 20¼fache derjenigen des unbewaffneten Auges, des 10füßigen auf das 28½fache, des 20füßigen auf das 75fache, des 25füßigen auf das 96fache und des 40füßigen, mit vier Spiegeln versehenen, gar auf das 192fache. Es ist nicht leicht, Lord Rosse's Instrument mit diesen Teleskopen zu vergleichen, es würden dazu direkte Experimente erforderlich seyn; aber wenn, wie es völlig gewiß zu seyn scheint, des Lords 3füßiger Spiegel an in die Ferne dringender Kraft den größten Diskus übertrifft, der sich im Besitz seines großen Vorgängers befand, so können wir dem 6füßigen Spiegel wohl ohne Schwierigkeit die 500fache Kraft des unbewaffneten Auges zugestehen; mit anderen Worten: man wird dadurch einen Stern erkennen können, dessen Entfernung die 6000fache eines zu den Sternen erster Größe gehörenden Himmelskörpers von mittlerem Umfange ist, oder, was wieder dasselbe sagt, man würde auf diese Weise einen Raum von so ungeheurer Ausdehnung zu durchdringen vermögen, daß, wenn gegenwärtig in dieser Entfernung ein neuer Stern entstände, das Licht desselben — trotz der unbegreiflichen Geschwindigkeit seiner Fortpflanzung — doch ungefähr 60,000 Jahre gebrauchen würde, um bei uns anzulangen und uns anzukündigen, daß eine neue Welt ins Daseyn gerufen worden.

Können wir uns möglicherweise einen Begriff von so ungeheuren Entfernungen machen? Das Licht — kann man, um eine runde Zahl zu nehmen, sagen — legt in der Sekunde 192,000 (engl.) Meilen zurück, so daß es zu dem Wege von der Sonne zur Erde — einer Strecke von 95 Millionen Meilen — ungefähr 8 Minuten gebraucht. Und doch werden wir durch das erwähnte Instrument belehrt, wie es Sterne und Systeme von Sternen giebt, so entlegen, daß der Lichtstrahl, welcher das Auge des Beobachters trifft, seine Reise von jenen Himmelskörpern vor 60,000 Jahren angetreten hat! dergestalt, daß wir, wenn wir einen solchen Stern ins Auge fassen, ihn nicht, wie er jetzt ist, sehen, sondern wie er vor vielen Tausenden von Jahren war! Ein solcher Gedanke schleudert den Geist in eine rückwärtsliegende Ewigkeit zurück, und, gleichwie in einem Traume, verliert man sich selber.

Zum Schlusse seiner Bemerkungen über Lord Rosse's Teleskop bekennt sich Herr Nichols zu der Meinung, daß wir dicht an der Gränze des Erreichbaren angelangt seyen, und daß eine weitere Verbesserung des Teleskops von keinem

*) Nach einer Abhandlung in der Foreign and Westminster Review. Diejenigen unserer Leser in Berlin, die diese Abhandlung mit um so größerem Nutzen lesen wollen, machen wir auf die durch einen geschickten Mechanismus recht anschauliche „Darstellung des Weltgebäudes“ aufmerksam, die jetzt im Hotel zum Rheinischen Hof zu sehen ist und die an jedem Abend von 6—8 Uhr von dem Besitzer, Herrn Scharff, näher erklärt wird.

bedeutenden Nutzen seyn dürfte. Es muß zugestanden werden, daß er seine Ansicht durch einige gute Gründe unterstützt, unter denen die, welche von den Schwierigkeiten in der Anwendung sehr großer Teleskope, von der Nothwendigkeit, sich mit Augengläsern, die an Kraft den Spiegeln der Instrumente entsprechen, zu versehen, und von der Unbeständigkeit der Luftströmungen in der Atmosphäre hergenommen sind, die bedeutendsten seyn möchten. Auf diese Weise, sagt er uns, muß endlich alle Präcision ein Ende nehmen. Auch — heißt es nicht ohne Emphase — giebt es ein Schicksal, das auch der erhabenste Genius nicht zu besiegen vermag und welches die Erfolge des Menschen in einen Kreis bannt, den die Beschaffenheit des Erdkörpers zu überschreiten verbietet. Allein, obschon wir die Größe jener Hindernisse anerkennen, die gegenwärtig unübersteiglich scheinen mögen, so dürfte doch einigermaßen zu zögern seyn, ehe man der weiteren Vervollkommnung des Teleskops eine letzte Gränze setzt. Die Geschichte jeder Wissenschaft beinahe bietet uns Beispiele gleich großer Schwierigkeiten dar, die Geduld, Einsicht und vermehrte Kenntniß endlich überwanden, ja manche unserer wichtigsten Entdeckungen wäre nicht gemacht worden, hätte man auf jene Stimmen gehört, die Andere von dem Weg, der sie zum Erfolg führte, zurückzuschrecken suchten. Wir behaupten nicht, daß es für die Vervollkommnung des Teleskops keine Gränze giebt, wir gehen vielleicht bei unseren Wünschen, immer mächtigere Werkzeuge im Dienste der Wissenschaft zu sehen, zu weit, doch müssen wir bei so vielen lehrreichen Beispielen uns jedenfalls dahin erklären, daß es gefährlich ist, dem wissenschaftlichen Fortschritt ein Ziel bestimmen zu wollen.

II. Entdeckungen von Planeten. — Uranus. — Die Asteroiden. — Asträa. — Neptun.

Allein wir müssen nunmehr unsere Aufmerksamkeit auf die neuesten astronomischen Entdeckungen, namentlich auf diejenigen wenden, welche wir Lord Rosse's gewaltigem Tubus verdanken. Diese Entdeckungen sind zwar noch nicht zahlreich, aber sie sind wichtig, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß ihnen nicht noch manche andere folgen werden.

Wir beginnen mit dem planetarischen System. Bis zum Beginn des laufenden Jahrhunderts waren 6 Planeten bekannt, nämlich: Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturn, die, von Merkur an gerechnet, in immer weiteren elliptischen Bahnen um die Sonne sich drehen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts entdeckte Sir William Herschel, jenseits des Saturn und in einer Entfernung von 1,840,000,000 (engl.) Meilen von der Sonne, einen neuen Planeten — den Uranus. Daß alle diese Weltkörper ein zusammenhängendes System bilden, geht aus dem Folgenden hervor: die Sonne dreht sich um ihre Achse, jeder Planet dreht sich, während er sich um sich selber dreht, zugleich um die Sonne, und zwar in derselben Richtung, d. i. von Westen nach Osten; die Trabanten oder die Monde, welche die Planeten begleiten und von denen die Erde einen, Jupiter vier, Saturn sieben und Mars sechs hat, drehen sich in derselben normalen Richtung um ihre Achse und um ihren respektiven Planeten *); sämmtliche Planeten endlich bewegen sich in einer mit der Ebene des Sonnenäquators beinahe zusammenfallenden Ebene. Die Entfernung der verschiedenen Planeten von der Sonne ist bestimmt durch das einfache Gesetz, daß der Raum zwischen je zweien, einander nächsten, Bahnen doppelt so groß ist, als der Raum des — nach inwärts gerechnet — nächsten planetarischen Intervalls, während derselbe Raum nur halb so groß ist, als das nach außen nächste Intervall. Doch ist erst in unserem Jahrhundert das Vorhandenseyn dieses Gesetzes streng dargethan worden, da bis dahin eine Lücke zwischen Mars und Jupiter zu bestehen schien. Diese Lücke ist seitdem durch die Entdeckung zweier neuen Planeten — der Ceres und Pallas — welcher bald darauf die Entdeckung zweier anderen — der Juno und Vesta — folgte, ausgefüllt worden. Diese vier kleinen Planeten bewegen sich in fast zusammenfallenden Bahnebenen und gehen sämmtlich in Einem Moment ihrer Bewegung durch einen gemeinsamen Punkt. Ihre Scheiben sind nicht kreisförmig, sondern eckig, und man nimmt an, daß sie sämmtlich in einer fernen Periode eine einzige Kugel bildeten, die von Innen gewaltsam in die Fragmente zersprengt ward, die sich nun in eigenen Bahnen bewegen und von Zeit zu Zeit zu demselben Punkt im Raume zurückkehren, der von ihnen allen im Augenblick ihrer Trennung eingenommen wurde. Als die ersten beiden entdeckt wurden, prophezeite Sir William Herschel, der sie wegen ihrer Aehnlichkeit mit Planeten sowohl als mit Kometen Asteroiden nannte, daß noch manche andere würden entdeckt werden, eine Prophezeiung, die kurz darauf durch die Entdeckung der Juno und Vesta, dann durch die ganz neuerlich erfolgte Entdeckung der Asträa sich erfüllte. Dieser kleine Planet, der, wenn die eben angeführte Hypothese gegründet wäre, mit den anderen vieren einen großen Planeten gebildet hätte, wurde Ende 1845 von Henke in Driesen entdeckt und ist seitdem von verschiedenen Sternwarten aus beobachtet worden.

Doch sinkt die Entdeckung eines Asteroids zur Unbedeutsamkeit herab, wenn man sie mit der Entdeckung des Planeten vergleicht, den die europäischen Astronomen „Neptun" genannt und der einer der größten in unserem System ist. Diese Entdeckung gewinnt noch ein neues Interesse, wenn man erwägt, daß sie nicht das Ergebniß des Zufalls war oder durch eine glückliche Hypothese herbeigeführt wurde, daß sie nicht einmal der Verbesserung des Teleskops, sondern einzig und allein einem tiefen Nachdenken, einem abstrakten mathematischen Raisonnement zu verdanken ist.

Bis auf das vergangene Jahr wurde gemeinhin Uranus für den entferntesten Planeten in unserem Sonnensystem gehalten; der ungeheure Raum zwischen ihm und der Sonne veranlaßte die Vermuthung, daß er entweder wirklich der äußerste, zu unserem System gehörige Himmelskörper sey, oder daß, wenn es noch andere entferntere gebe, diese doch nie entdeckt werden würden. Jetzt ist es bewiesen, daß ein mächtiger, Uranus an Größe übertreffender Planet in einer Bahn, zu deren Zurücklegung er 217 Jahre bedarf, die Sonne umkreiß, ein Stern, von dessen Existenz wir so lange nichts ahnten, bis sein Einfluß auf die Bewegung des Uranus seine Entdeckung herbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ausgenommen die des Uranus.

Spanien.

Die spanische Doppelheirat und der Utrechter Vertrag.

(Schluß.)

Wie die Einsprache Englands gegen die Erbfolgeberechtigung der Kinder aus der Ehe der Infantin Luise mit dem Herzog von Montpensier vom Gesichtspunkt der positiven Staatsverträge aus als völlig ungerechtfertigt erscheint, so stellt sich dieselbe vom Standpunkte des vernünftigen internationalen Rechts noch in einem wo möglich schlimmeren Lichte dar. Denn die Erklärung einer fremden Macht, sie werde die Thronerbfolgeberechtigung von Personen nicht anerkennen, die als verfassungsmäßig eventuell zum Thron berufen von König und Volksrepräsentation anerkannt sind, ist völlig der Anmaßung gleich zu achten, einer anderen, unabhängigen Nation einen Souverain aufzudrängen, den sie — durch das Organ ihres verfassungsmäßig ausgedrückten Willens — verschmäht, und ihr dagegen einen König zu nehmen, den sie als gesetzliches Oberhaupt anerkennt. Der Umstand, daß es im voraus geschieht, sogar gegen noch nicht Geborene die Ausschließung verlangt wird, verstärkt nur die Größe der Anmaßung. Mit welchem Rechte kann England eine Bill of exclusion für den spanischen Thron dem spanischen Volk diktiren? Noch herrscht in Spanien, aller revolutionairen Elemente und Ereignisse ungeachtet, große Ehrfurcht vor der monarchischen Gewalt und somit vor der Heiligkeit der Erbrechte; nicht weil die revolutionaire Partei sie unterstützte, sondern weil sie legitim ist nach der uralten kastilianischen Thronerbfolge und weil der sterbende König sie als Erbin seines Reiches anerkannte, aus monarchischer Pietät, hat Isabella die Huldigung der spanischen Nation erlangt. Wie wäre es vom liberalen Standpunkte aus zu rechtfertigen, einer Nation einen König außerhalb der Erbfolgeordnung, die sie selbst anerkennt, wenn auch nur erst für künftige Zeiten aufzudrängen? wie vom monarchischen, die Bande, durch welche ein Volk sich mit seiner Dynastie verbunden fühlt, zu lockern, in einem Lande zumal, wo das monarchische Europa mit Sorge die Gefahren bemerkt, denen das Königthum als solches ausgesetzt ist? Würde das stolze England bei sich eine solche Einrede fremder Fürsten dulden?

Englische Blätter haben neuerdings die Behauptung aufgestellt, der Utrechter Friede habe nicht nur die Vereinigung der beiden Kronen verhindern, sondern auch den Einfluß Frankreichs auf die Halbinsel für immer brechen wollen. Von dem Letzteren findet sich jedoch in jenen Verträgen nicht die leiseste Spur. Läßt sich übeigens auch nicht in Abrede stellen, daß nahe verwandtschaftliche Verhältnisse zwischen regierenden Familien allerdings die Politik der betreffenden Höfe gewöhnlich befreunden, so zeigt doch die Geschichte, daß oft nach wenigen Jahren schon politische Veränderungen eintreten, wodurch alle dergleichen Combinationen für die Zukunft, so wie Angst und Sorge vor den Folgen solcher matrimonialen Allianzen auf Seiten konkurrirender Mächte, täuschen und als unnöthig erscheinen lassen. Zwei Jahre nach dem Utrechter Vertrage, welcher dem Enkel Ludwig's XIV. die Anerkennung als König von Spanien brachte, waren Frankreich und Spanien bereits überworfen, Nebenbuhler um die Freundschaft Großbritaniens, so daß der ausgezeichnetste Staatsmann und Führer der jetzigen Whigpartei in England, Lord John Russell *) selbst, auszurufen genöthigt ist: „So eitel und fruchtlos sind häufig die feinsten Speculationen der Staatsmänner und die blutigsten Zusammentreffen feindlicher Armeen." Giebt es ein schwereres Verdammungsurtheil des ganzen Successionskrieges und insbesondere des heftigen Whiggistischen Widerspruchs gegen den Utrechter Friedensschluß? Man dürfte wohl nicht nur voraussetzen, daß ein Staatsmann mit dieser Einsicht sich hüten werde, Europa wegen ähnlicher Eventualitäten die Aussicht auf einen abermaligen Krieg zu eröffnen, sondern auch wünschen, daß der geistvolle, geschäftskundige Premierminister von England seinem Kollegen vom auswärtigen Departement diese Lehre ins Gedächtniß zurückzurufen und ihm an der Hand der Geschichte darzuthun sich bemühe, welch' ein Frevel es ist, die Nationen zu entzweien wegen Eventualitäten, welche „häufig" ganz andere Folgen nach sich ziehen, als Staatsmänner wähnen und voraussehen.

Praktisch aber würde sich die Sache noch übler, noch unhaltbarer ausnehmen, als selbst in der theoretischen Rechtsschikane Englands. Nehmen wir den Fall an, die Königin Isabella II. verstürbe ohne Hinterlassung direkter Leibeserben und die Infantin Luise bestiege demgemäß den spanischen Thron — denn der Prinzessin selbst bestreitet England die Successionsberechtigung nicht und kann es auf Grundlage seiner eigenen Argumentation nicht thun. Die Infantin hat in ihrem 14—15. Lebensjahre geheiratet: es ist somit wohl keine gewagte Annahme, daß bei ihrem einstigen Absterben volljährige Kinder aus ihrer Ehe mit dem Herzog von Montpensier vorhanden seyn werden. Nun überlege man die sich hieraus ergebende Gestaltung der Verhältnisse. Die Königin kann vielleicht zwanzig Jahre regiert haben, die Anwesenheit des britischen Botschafters an ihrem Hoflager bezeugt, daß Großbritanien die Legalität

*) Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht; by Lord John Russell. London 1827. p. 406.

oder, wenn man will, die Legitimität ihrer Thronbesteigung anerkennt. Unterdessen ist der Kronprinz oder die Kronprinzessin, vielleicht nebst anderen Infanten, Kindern der Königin, groß geworden: die Cortes, die Nation, die Armee, die beiden Nachbarstaaten rechts und links von Spanien erkennen ihn oder sie als solche an. An dem Tage, wo die Königin stirbt, tritt nun aber plötzlich der englische Botschafter oder Gesandte mit einer alten Protestation von 1846 hervor und erklärt, daß seine Regierung zwar die Mutter, nicht aber den aus ebenbürtiger Ehe erzeugten Sohn für legitime Beherrscher Spaniens halte, und reißt in eben dem Augenblick ab, wo Volksvertretung, Armee, Hof, Grandezza dem neuen Souverain huldigen und in ihrer monarchischen Einfachheit gar nicht begreifen, wie der eheliche, älteste Sohn einer regierenden, von England selbst, vorzüglich aber von der Nation und ihren Vertretern während ihres ganzen Lebens für legal und legitim gehaltenen Königin nun plötzlich ein illegitimer Fürst seyn soll, der nebst allen seinen Geschwistern von der Thronfolge auszuschließen sey.

Es ist ein seltsames Ding um die englische Protestation, von ihrer rechtlichen Unhaltbarkeit ganz abgesehen. Lord Palmerston, der vor noch nicht zehn Jahren mit dem Tuilerieenhofe in Zerwürfniß gerieth, weil dieser sich weigerte, eine bewaffnete Intervention in Spanien zu unternehmen, der dann mit britischen Truppen, kämpfend unter dem Banner Großbritaniens, den Don Carlos aus Spanien vertreiben half; Lord Palmerston wendet sich jetzt an die östlichen Großmächte mit der Aufforderung, einer Protestation gegen die eventuellen Erbfolgerechte der Kinder der Infantin Luise beizutreten. Welches Interesse sollten die deutschen Mächte haben, Englands verwirrende Pläne in Spanien zu unterstützen? Es liegt für diese nicht die entfernteste Röthigung vor, über die angeregte Frage — die vielleicht niemals zur praktischen Bedeutung gelangt — sich jetzt schon auszusprechen, auch wenn die Königin Isabella und die altkastilianische Erbfolge von den deutschen Höfen anerkannt würde. Die deutschen Mächte können schon aus geographischen Gründen niemals in Spanien interveniren. Man nehme also die Dinge, wie sie liegen, und überlasse Spanien, seine Zukunft selbst zu regeln, wobei ja zu jeder Zeit unbenommen bleibt, die dort eintretenden Eventualitäten nach den verschiedenen Interessen der verschiedenen Höfe oder vielmehr Länder zu beurtheilen und danach zu handeln. Uebrigens gewinnt es immer mehr den Anschein — die heftige Sprache Englands in Rücksicht auf die Krakauer Angelegenheit dürfte vielleicht den Ausschlag geben — als ob die nordischen Großmächte geneigt seyen, mit Spanien wieder in diplomatischen Verkehr zu treten, in welchem Fall dieses Land und seine politischen Zustände für Deutschland ein erhöhtes Interesse gewinnen würden. Spaniens Beziehungen zu Deutschland waren früher sehr innig, jetzt sind sie fast zerrissen, und an ein Wiederanknüpfen derselben, das für den deutschen Handel so segensreich seyn müßte, ist nicht eher zu denken, als bis Preußen und Oesterreich dem System der Abschließung gegen Spanien entsagt haben; was um so eher zu hoffen ist, als wenigstens der Karlismus auch schon bei den nordischen Höfen allen Kredit verloren zu haben scheint. Sr.

Frankreich.

Protestantische Revolutions-Predigten in Straßburg.

In den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war der Diakonus an der St. Thomaskirche zu Straßburg, Johann Georg Stuber, der beliebteste und geachtetste Prediger der Stadt. Seinen Ruf hatte zuerst die elfjährige musterhafte Führung des Predigtamts im Steinthale begründet, wo er, der Vorgänger des nachmals berühmter gewordenen Oberlin, die armen Gemeinden durch seine Predigten, den verbesserten Schulunterricht, den edleren Kirchengesang und viele gemeinnützliche Einrichtungen aus dem geistigen Elende und aus der drückendsten Dürftigkeit errettet hatte. *) In Straßburg war es ebenfalls sein frommer Wandel, seine echt biblische Predigtweise an der Stelle der steifsten, obwohl manchmal redlichsten Orthodoxie, die in allen ihren Distinctionen und dogmatischen Spitzfindigkeiten auf den Kanzeln abgehandelt zu werden pflegten, und sein praktisches Christenthum, das ihm so viele Zuhörer zuwendete. Aber dieser vorurtheilsfreie Blick und sein edler Rationalismus hatten ihn bei dem Straßburger Ministerium, wie man die Körperschaft der protestantischen Geistlichkeit damals nannte, in den Ruf eines Neologen und Heterodoxen gebracht und ihm viele Anfeindungen seiner geistlichen Amtsbrüder zugezogen; ja, der gelehrte, redliche, aufrichtige Stuber, der Freund Lavater's, hatte sich müssen mehrmals über seine Ansicht von den symbolischen Büchern befragen lassen und vor den stolzen, verknöcherten Geistlichen ein Examen bestehen; er durfte seine Bibel-Uebersetzung nicht in Straßburg drucken lassen, ja der Parteihaß war so weit gegangen, einen Katholiken, den aus der Halsbandgeschichte schmachvoll bekannten Kardinal Rohan, und die französische Regierung von Straßburg zum Einschreiten gegen Stuber aufzufordern, indem sie, die Protestanten, bei den Katholiken das Abweichen von der Augsburgischen Konfession als rechtswidrig und verfassungsgefährlich für die gute Stadt Straßburg darstellten. Solche Verfolgungen hörten nicht eher auf, als bis Johannes von Türckheim Ammeister wurde und mit allem Ernste den blinden Haß der Orthodoxie zur Ruhe brachte.

*) Alles dies ist ausführlicher zu lesen in der sehr empfehlungswerthen kleinen Schrift: Johann Georg Stuber, der Vorgänger Oberlin's im Steinthale und Vorkämpfer einer neuen Zeit in Straßburg. Von Johann Wilhelm Baum, Professor (der Theologie in Straßburg). Straßburg, 1846. 8. Aus derselben sind auch die Thatsachen in diesem Artikel entlehnt.

Jetzt brach die französische Revolution an. Der mittlere, wohlhabende Bürgerstand in Straßburg sah sie mit innerer, kaum unterdrückter Freude über die jetzt gebrochene Macht der adeligen oder regierenden Geschlechter, und Stuber, den sein Lebensbeschreiber einen republikanischen Charakter in der schönsten Bedeutung des Wortes nennt, begrüßte die Anfänge der Revolution mit der Freude eines Klopstock, Stolberg, J. G. Schlosser und anderer Edeln in Deutschland. Während seine Amtsgenossen diesen Bewegungen abhold waren, raffte der schon hoch bejahrte Stuber seine letzten Kräfte zusammen, um beruhigend, leitend und belehrend einzuwirken. Er hielt im September und Oktober 1789 auf Anlaß der Revolution jeden Mittwoch Abend feierliche Betstunden in der Kirche. „Gott hat Großes vor mit uns, aber wehe uns, wenn wir durch unchristlichen Sinn, durch Leidenschaft und Ungehorsam, den uns zugedachten Segen durch eigene Schuld in Fluch verwandeln!“ so rief er oft am Schlusse der versammelten Menge mit großem und heiligem Ernste zu. Wie geachtet er damals wegen seiner echten Freisinnigkeit war, zeigte sich beim Beginnen der ersten Munizipal-Wahlen, wo Stuber am 3. Februar 1790 zum Senator und bald darauf am 15. März zum Notabeln erklärt wurde.

Ergriffen von unwiderstehlichem Enthusiasmus, hatte sich bald nach dem Vorgange von Paris auch in Straßburg eine Nationalgarde aus dem Kern der gemäßigtsten und tüchtigsten Männer der Bürgerschaft gebildet, um in männlicher Weise die Ordnung aufrecht zu erhalten und zur Vertheidigung derjenigen edlen politischen Grundsätze der ersten National-Versammlung, Grundsätze, die Vielen nichts weniger als genehm waren. *) Diese Bürger-Miliz war von dem richtigen Gefühle beseelt, daß wahre Freiheit wohl ohne Pfaffenthum, aber nicht ohne wahre Religion bestehen könnte. Und so richteten die evangelischen Nationalgarden aller Pfarrkirchen Straßburgs eine Bittschrift an die Ober-Kirchenbehörde und an die Munizipalität: „daß in der Thomaskirche alle vierzehn Tage ein besonderer Gottesdienst für die Nationalgarde und zwar vom Pfarrer Stuber um elf Uhr Vormittags möchte gehalten werden, wobei frei gewählte, auf den Zweck dieser Versammlung passende Gebete und Texte sollten verstattet seyn.“ Beide Behörden gewährten die Bitte, und das von dem Pfarrer Schneider, dem groben, erbitterten Gegner Stuber's, beherrschte Presbyterium zu St. Thomas beschloß: „ungeachtet vieler nachtheiligen Folgen und Unordnungen, welche für unsere sonntäglichen Amtspredigten daraus entstehen könnten, aus schonender Achtung gegen die Nationalgarde, und in Hoffnung, die Befriedigung ihres Verlangens werde doch auch hier und da heilsame Frucht der Erbauung schaffen, dem Begehren ganz zu willfahren.“

Am 31. Oktober 1790 trat Stuber zum ersten Male in dem neuen, damals allen Amtspersonen gemeinschaftlichen Anzuge, dem Ueberschlag und Mantel, auf. Denn Kirchenrock und Krause waren nach einem Beschlusse des Kirchen-Konvents (19. März 1790) bereits abgeschafft worden. In dem greisen Prediger war das heilige Feuer lebendiger als je erwacht, und der Zudrang aus allen Ständen war während der zwei Jahre, in welchen er diese Predigten hielt, unbeschreiblich. War doch ein Mann aufgetreten, der in der Zeit der Unruhe und Bestürzung so vieler Tausende über das bereits Geschehene und in dem ängstlichen Bangen so vieler Gemüther vor den Dingen, die noch kommen möchten, in der Begeisterung Unzähliger des jüngeren Geschlechtes, von dem zu sprechen wagte, was Aller Herzen erfüllte, der, selbst begeistert, die Freiheit des Geistes predigte und den Gehorsam als die erste aller Tugenden pries und die Frömmigkeit als den schönsten Schmuck der Kinder Gottes und des Vaterlandes rühmte, der bei den Schlag auf Schlag folgenden unerhörten Begebenheiten seine Zuhörer ermahnte, zu beten, daß Gottes heiliger Geist die so wichtigen Staatsveränderungen leiten und auf den größeren und kleineren berathenden Versammlungen ruhen möge. „Bürger, Brüder Kinder eines Gottes“, so konnte er am Schlusse ausrufen, „Gott hat Großes mit uns vor! o daß sein Segen uns nicht zum Fluche werde durch eigene Schuld!“ Lutheraner, Reformirte, Katholiken, Juden, Alles drängte sich zu dieser Nationalpredigt, so erzählte dem Verfasser der Lebensbeschreibung ein hochbejahrter Augen- und Ohrenzeuge; es ging einem durch Mark und Bein, als diese Versammlung nach der bekannten Melodie: „Eins ist Noth“ wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen sang:

Gott der Völker, Gott der Franken:
Lehr' uns Völkerglück verstehn,
Edle Freiheit Dir verdanken,
Sie durch weisen Sinn erhöhn.
Das ist's, was wir lernen sollen.
Brüder, das ist's, was wir wollen.
Kommt, vernehmt den Unterricht
Von erhabner Bürgerpflicht.

Oder wenn vor einem Gebete für die National-Versammlung diese Gemeinde anstimmte:

Gieb ihnen, Gott, die reinen Triebe
Der Wahrheit und Gerechtigkeit,
Der Großmuth und der Menschenliebe,
Der Klugheit und der Tapferkeit.
Sey Du das Haupt in ihrem Kreise,
Durch sie beglücke jeden Stand.
Sprich Heil auf tausendfache Weise
Und segne sie mit Deiner Hand.

*) Es war dies allerdings nöthig, denn an unruhigen Elementen fehlte es damals in Straßburg nicht, wie Lupin von Illerfeld, der damals in dieser Stadt sich aufhielt, in seiner Selbstbiographie (I. 180 ff.) bezeugt. Auch er trat als Wachtmeister in die Nationalgarde.

Es waren dies die letzten Anstrengungen eines schwachen Körpers; den Geist verdüsterte der blutige Untergang der Freiheit und Ordnung, so daß er unter dem 7. Oktober 1793 dem Presbyterium seiner Kirche erklärte, er fühle sich an Körper und Geist so geschwächt, daß er seinen Amtsverrichtungen nicht mehr vorstehen könne; er bäte daher, sich von allen zurückziehen zu dürfen. Sein Wunsch ward ihm gewährt, und er lebte fortan in ruhiger Zurückgezogenheit, bis Robespierre's Befehl den ehemaligen Geistlichen gebot, binnen vierundzwanzig Stunden eine den republikanischen Grundsätzen gemäße Erklärung abzugeben oder in das Gefängniß zu wandern und dort zu erwarten, was die Nation über sie beschließen würde. Der dreiundsiebzigjährige Greis ward hierdurch tief erschüttert, denn sein Ideal einer Christen-Republik, für das er gepredigt und gewirkt hatte, war ja längst durch blutige Fäuste entweiht. Aber auf Bitten und Flehen seiner Frau und Tochter gab er endlich folgende Erklärung: „Bürger! Vernehmet die Erklärung eines Greises, der sein ganzes Leben der Ergründung der Wahrheit und dem Kampfe für dieselbe gewidmet hat und den erhabenen Namen eines Liebhabers der Weisheit sich beizulegen wagt. Die Hindernisse, welche das Pfaffenthum und der Aberglaube mir beständig in den Weg gelegt haben bei den Bemühungen, eine gesunde und reine Tugend- und Weisheitslehre meinen Mitbürgern vorzutragen, sind nicht mehr. Ich segne den Tag, an welchem die Sonne der Wahrheit über Frankreich aufgegangen ist. Von jeher schwur ich und schwöre noch einen unvertilgbaren Abscheu dem Fanatismus, der Heuchelei überhaupt und ganz besonders derjenigen des Pfaffenthums. Die Freiheit, die den Fanatismus gestürzt, ihren tödtlichsten Feind, wird von Tag zu Tag die Grundpfeiler der Republik mehr befestigen! Am 2. des Frostmonats im zweiten Jahre der einen und untheilbaren Franken-Republik.“

Die nun folgenden Stürme der Schreckensregierung, wo die Kirchen Straßburgs geschlossen und in Magazine oder Viehställe verwandelt waren, wo vor dem giftigen Worte „Respekt“ selbst die Tugend erzitterte, und wo erst Eulogius Schneider, dieser fürchterliche und nichtswürdige Bube, dann St. Just, der gewaltige Methodiker des Schreckens, Unzählige auf die Guillotine schickten — diese Stürme haben Stuber in seiner stillen Zelle nicht berührt. Treue Pflege hielt alles Schlimme von ihm entfernt, während er selbst fleißig in seiner Bibel las, deren Bücher er jetzt zum fünfunddreißigsten Male vollendete. Sein Tod erfolgte am 31. Januar 1797; er war in jeder Beziehung das Ende eines Gerechten.

K. G. J.

Mannigfaltiges.

— Vorlesung über das englische Theater. Die Vorlesung, die Herr Thomas Solly am 22. Februar im English Club in Berlin über die Geschichte des englischen Theaters von dessen Entstehung bis zur Zeit Shakespeare's gehalten, war eben so anziehend durch den Gegenstand an und für sich, als durch die Behandlung desselben. Es hatte sich dazu eine ungewöhnlich große Zahl von Damen eingefunden, die vielleicht zwei Drittel der Anwesenden bildeten, heute aber auch sicher sehr befriedigt wurden, da sie dem englischen, obwohl sehr gewählten Vortrage, doch mit Leichtigkeit folgen konnten und der Vortragende zugleich für Abwechselung gesorgt hatte durch einige erläuternde Illustrationen. Die Geschichte des englischen Theaters in einer Stunde abhandeln und dabei zugleich Proben der dramatischen Poesie geben, ist freilich keine leichte Aufgabe. Das englische Theater begann eben so wie das deutsche, das italiänische, das französische und das spanische mit der Aufführung von Mysterien, ging dann zu den sogenannten Moralities über, worauf die Interludes (Fastnachtsschwänke, Zwischenspiele) die ältere Bühne mit der neueren vermittelten. Herr Solly setzte die Aufführung des ersten Mysteriums in England in das J. 1110; die Nonne Hroswitha von Gandersheim hat dergleichen biblische Schauspiele in Deutschland bereits gegen Ende des neunten Jahrhunderts geschrieben. Einige Proben dieser mittelalterlichen Dramatisirung des alten und des neuen Testaments, die Herr S. mittheilte, waren ganz in demselben Tone gehalten, den diese Stücke auch bei uns hatten. Als ihnen die Gotteshäuser verschlossen waren, wurden sie in den Höfen der großen Inns aufgeführt, deren noch jetzt einige in London mit den langen, nach dem Hofe hinausgehenden Galerieen ausgestattet sind, die damals als Zuschauerlogen dienten. Erst unter Heinrich VIII. wurde das erste englische Lustspiel nach heutigem Geschmack geschrieben: „Ralph Royster-Doyster“, dessen Verfasser, Udal, möglicherweise noch von Shakespeare gekannt worden ist. Das erste Trauerspiel von einigem Werthe war „Ferrer und Porrer“ („Gorboduc“), aus welchem Herr Solly Proben vortrug, die hin und wieder an antike Muster erinnerten, denen es nachgebildet war. Shakespeare's Vorgänger, namentlich Preston, der Verfasser des „Cambyses“, Kidd, der Verfasser der „Spanischen Tragödie“ (The Spanish Tragedy), und Marlow, der Verfasser des „Faustus“, sind voller Schwulst, wiewohl das letztgenannte Drama auch nicht ohne einzelne Schönheiten ist, von welchen uns Herr Solly, eben so wie von der „Spanischen Tragödie“, Proben gab, die, mit dem bald darauf am englischen Theaterhimmel hervortretenden Glanzgestirn Shakespeare's verglichen, freilich sehr werthlos erscheinen mußten. Die Scene aus dem zweiten Akt des „Macbeth“, die Herr Solly bei dieser Gelegenheit recitirte, trug derselbe mit allem Feuer eines dramatischen Künstlers der englischen Bühne vor. Dagegen stellte er auch die übrigen Vorgänger und Rivalen des großen Briten, namentlich Greene, Heywood, Decker ꝛc., als sehr unbedeutend dar. Von John Ford, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher, Massinger u. s. w. war inzwischen nicht die Rede, da der Vortragende nur bis zu Shakespeare ging. Eine Abbildung des Globe-Theaters in London, in welchem Shakespeare's Dramen zuerst aufgeführt wurden, so wie der Bühne eines Theaters jener Zeit, die jedoch von der Bühne, wie sie uns Tieck in Shakespeare's „Sommernachtstraum“ aufgebaut hat, sehr abweichend ist, trug nicht wenig dazu bei, die Unterhaltung dieses Abends um so belehrender zu machen.

— Heilkunde in Jerusalem. Wie übel das Medizinalwesen in den muhammedanischen Ländern beschaffen ist, davon wissen alle Reisebeschreiber und ihre Leser, und davon wissen besonders Alle, die von den Verhältnissen gezwungen sind, oder freiwillig wählen, in jenen Ländern zu leben. Jerusalem macht keine auffallende Ausnahme davon, denn der größte Theil seiner Einwohner sind Muhammedaner, die im gesunden Zustande wie im kranken das Fatum sorgen lassen und höchstens sich dazu verstehen, einen Zauberer kommen zu lassen, der den bösen Geist, den man als Ursache der Krankheit im Leibe sitzen glaubt, beschwört und austreibt. Unter der Herrschaft Mehmed-Ali's waren viele Aerzte in der heiligen Stadt, theils mit der Garnison verbundene Militair-Aerzte, theils bürgerliche Aerzte, die sich dort niederließen, in der Hoffnung, bei der von der Regierung geübten Toleranz und der Abnahme des Aberglaubens vielfache Beschäftigung zu finden. Mit den Türken verschwanden wieder alle Aussichten auf Erleuchtung des Volkes, und die Aerzte mußten den Zauberern weichen. Auch die zahlreiche jüdische Bevölkerung hatte bei ihrer großen Armuth keine ärztlichen Anstalten, und die christliche Bevölkerung begnügte sich mit einigen mönchischen Quacksalbern. Beide, Juden sowohl als Christen in Jerusalem, sind in ihrer Art nicht weniger abergläubisch und fanatisch als die Muhammedaner. Erst in neuester Zeit trat hierin eine große Reform ans Licht, und zwar durch den Wohlthätigkeitssinn der Europäer. Sir Moses Montefiore hält seit mehreren Jahren einen Arzt (er ist ein Deutscher) für die Juden in Jerusalem, und die englische Mission hat vor kurzem ein Hospital mit großen Kosten auf dem Berge Zion aufgeführt, das mit reichem Aufwande zahlreiche Kranke pflegt. Es sollen manchen Monat an 400 Leidende in dieser Anstalt Unterkunft finden, an welcher vier Aerzte thätig sind. Freilich ist die Hauptabsicht: Bekehrung kranker und gesunder Juden, und daher haben auch die Rabbinen der Gemeinde Bannflüche gegen die Anstalt ausgesprochen, aber Bannflüche vermögen heutzutage selbst in Jerusalem nichts mehr; der in der Bedrängniß seiner Uebel dort Zuflucht und Linderung suchende arme Jude kehrt oft nach seiner Wiederherstellung nicht mehr zu seinen Brüdern zurück. Ein deshalb vor einigen Jahren von europäischen Juden beabsichtigter Bau eines Hospitals in Jerusalem, wozu das Haus Rothschild eine große Summe unterzeichnete, kam gleichwohl nicht zu Stande, weil, wie man behauptete, der mit Jerusalem viel in Verbindung stehende jüdische Fanatiker Lehren in Amsterdam, dem Alles zuwider ist, was einen modernen europäischen Anstrich hat, dagegen intriguirte und, bei seinem schädlichen Einflusse auf die Juden in Palästina, es dahin brachte, daß man dort nur Undank und Widerstand zu erwarten hat, wenn das jüdische Hospital erbaut werden sollte. t.

— Der Ursprung von Moskau. Wie uns die Zeitungen berichten, hat die Stadt Moskau am 1. Januar d. J. (nach altem Styl) ihr 700jähriges Jubiläum gefeiert, wobei aber die Haupt-Festlichkeit, auf die man sich schon seit mehreren Jahren gefreut hatte — die Eröffnung der großen Petersburg-Moskauer-Eisenbahn — wegfallen mußte, da der Chef der russischen Wegebauten, General Kleinmichel, seine beim Neubau des Winterpalastes an den Tag gelegte „Energie“ in diesem Falle nicht bewährt zu haben scheint. Uebrigens wird das Jahr 1847 auch nur willkürlich als das Jubeljahr der Gründung Moskau's angenommen; über diese sind keine genaue Data vorhanden, und man weiß nur, daß die altrussischen Chronikenschreiber im Jahre 1147 zum erstenmal von einer Stadt dieses Namens Erwähnung thun, wo der Fürst Georg mit der langen Hand (Dolgorukji — Longimanus) seine Bundesgenossen und Vasallen bewirthete. „Leider“, sagt Karamsin, „theilen die gleichzeitigen Annalisten durchaus keine Nachrichten über die Art mit, wie dieser für uns so merkwürdige Ort entstanden ist; sie konnten nicht voraussehen, daß ein unbedeutendes, fast unbekanntes Städtchen im entfernten Susdaler Lande sich einst zur Metropole des ausgedehntesten Reiches in der Welt emporschwingen würde. So viel ist gewiß, daß Moskau schon am 28. März 1147 existirte, und wie können den neueren Chroniken Glauben beimessen, wenn sie Georg als den Eroberer desselben nennen. Sie erzählen, daß dieser Fürst auf einer Reise nach den Ufern des Flusses Moskwa kam, wo die Besitzungen des reichen Bojaren Kutschko gelegen waren, den er wegen irgend eines Vergehens umbringen ließ; von der Schönheit der Gegend gefesselt, habe er hier eine Stadt gegründet und seinen Sohn Andreas, den Fürsten zu Wladimir, mit der schönen Tochter des hingerichteten Bojaren vermählt. Moskau, fahren diese Geschichtsschreiber fort, ist das dritte Rom, und es wird nie ein viertes geben. Das Kapitol ward auf einer Stelle angelegt, wo man das blutige Haupt eines Menschen gefunden hatte; auch Moskau ward auf Blut errichtet und ist zum Erstaunen unserer Feinde ein mächtiges Reich geworden.“

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 26. Berlin, Dienstag den 2. März 1847.

Frankreich.

Die Brodtheurung und ihre Wirkungen in Frankreich und Großbritanien.

Wenn es als längst bewiesene Thatsache feststeht, daß die Sterblichkeit in den extremsten, d. h. ärmsten und reichsten Klassen der Gesellschaft immer bei weitem größer ist als in der sogenannten Mittelklasse, weil dort der Mangel, hier der Luxus die Gesundheit schneller untergräbt, so fällt bei eintretender Theurung doch die ganze Last der drückenden Noth nur auf das eine Extrem, nicht zugleich auf das andere; wobei noch zu berücksichtigen ist, daß durch die Erhöhung der Preise der Nahrungsmittel die Zahl der hülfsbedürftigen Armen um Vieles vermehrt wird und die Rückwirkung der Lebensverkümmerung durch die Armuth sich auf einen noch größeren Bruchtheil der Gesellschaft erstreckt. Jedes Steigen der Brodpreise — Brod hier im weitesten Sinne genommen — hat extensive und intensive Steigerung der Armuth mit allen ihren physischen, moralischen und politischen Gefahren zur nothwendigen Folge. Sterben auch verhältnißmäßig Wenige durch absoluten Nahrungsmangel — obwohl neuerdings Irland hiergegen schreckliche Beispiele geliefert hat — so verkümmern doch Millionen durch relativen Mangel, oder durch schlechte Nahrung, oder durch Vernachlässigung anderer diätetischer Gebote für Reinlichkeit, Kleidung und Wohnung, weil die Nahrungsbedürfnisse allen Aufwand für sich in Anspruch nehmen.

Dieser langsame Tod durch Siechthum und Krankheiten, oft erst nach Jahren und Jahrzehenden, ist bemitleidenswerther als der kürzeste Hungertod. In Rücksicht auf die Vermehrung der Krankheiten durch Theurungsjahre können wir uns auf einen von F. Melier in der Sitzung der Pariser Académie royale de Médecine vom 7. September 1841 gehaltenen belehrenden Vortrag beziehen, wo nachgewiesen wird, daß in den zehn theuren Jahren von 1734 — 1743 volle 17 Prozent Menschen mehr starben, als in den zehn Jahren vorher, in denen das Brod billiger war. Der Unterschied der Brodpreise war wie 21,10 zu 17,75 gewesen. Dasselbe sah man in London. 1736, 1737, 1740 und 1741 war der Preis des Quarters Korn daselbst durchschnittlich 2 Pfd. Sterling 12 Shilling 6 Pence; und es starben in jenen 4 Jahren 118,384 Menschen; dagegen starben nur 83,415 in den 4 Jahren 1744, 1745, 1751 u. 52, in welchen das Korn nur 1 Pfd. Sterl. 12 Shilling 10 Pence kostete.

Nicht immer sind es übrigens die Nothjahre selbst, wo die größte Sterblichkeit zu finden ist; erst die unmittelbar darauf folgenden Jahre äußern gewöhnlich die ganze Größe der zerstörenden Wirkung auf das Menschengeschlecht, die hauptsächlich auch darin besteht, daß jede Krankheit einen gefährlicheren, nicht selten epidemischen Charakter annimmt und jede Epidemie eine extensive und intensive Steigerung gewinnt; in welchem Fall dann nicht blos die dürftigen und hungernden Menschen daran Theil nehmen, sondern eben so unmittelbar auch die Wohlhabenden und Sorglosen. So scheint der im Herbste 1845 in Südwestdeutschland wieder an vielen Orten epidemisch aufgetretene Typhus (Schleim- und Nervenfieber) zum Theil Folge der Theurung, die durch die ganz anomale Witterung des Jahres 1845 hervorgerufen wurde. Doch nicht das Gesundheitswohl Aller ist hierdurch gefährdet. Armuth und Noth erhöhen auch die Disposition zu moralischen Gebrechen. Melier hat in der erwähnten Vorlesung darüber eine Zusammenstellung über den Einfluß der Getraide- und Brodpreise auf die Zahl der Diebstähle mitgetheilt, der wir nur die Resultate entnehmen wollen:

In ganz Frankreich.

Theure Preise.			Billige Preise.		
Jahre.	Getraidepreise.	Bestrafte Diebe.	Jahre.	Getraidepreise.	Bestrafte Diebe.
	Fr. Cent.			Fr. Cent.	
1828—32	110. 96	95,810	1826—27 1833—35	81. 18	88,351

Im Seine-Departement.

Theure Preise.			Billige Preise.		
Jahre.	2 Kilogr. Brod kosten	Diebe verurtheilt	Jahre.	2 Kilogr. Brod kosten	Diebe verurtheilt.
	Centimes			Centimes	
1828	82,02	1,830	1826	58,83	1,731
1829	91,46	2,085	1827	64,79	1,747
1830	70,65	1,833	1833	57,52	1,842
1831	79,37	2,054	1834	54,90	2,121
1832	75,23	1,984	1835	57,27	2,035
1838	69,06	2,730	1836	56,00	2,267
1839	79,00	2,817	1837	58,83	2,616
Summe . . 555,69		15,362	Summe . . 408,16		14,359

Ende vorigen Jahres hatten die Brodpreise eine noch größere Höhe als die höchsten der obigen theuren Jahre (86 — 120 Cent. für 2 Kilogr.) erreicht, und die Wirkung auf die Gesundheit und die Moralität wird auch in demselben Verhältnisse nachtheiliger seyn; daher denn auch Arbeiter-Aufstände in verschiedenen Gegenden Frankreichs zur Tagesordnung gehören. Noch gefährlichere Symptome sehen wir in Irland, dessen Noth jetzt bis zu einer so fürchterlichen Höhe gestiegen ist, daß sie, trotz der angestrengtesten Bemühungen der britischen Regierung, nur theilweise gelindert, aber keinesweges gehoben werden kann. Die ununterbrochenen Schiffsladungen von Mais und Zwieback und Geldsendungen an die Banken sind hier gleichsam nur Tropfen auf einen heißen Stein.

Außer der Ursache der Noth durch Mißärndte und Kartoffelkrankheit ist diese anhaltende und steigende Theurung auch Symptom eines socialen Uebels. Schon lange vorbereitet, die Gesundheit, die Norm des socialen Organismus, untergrabend, aber für die Erscheinung noch latent, ist die Theurung die Gelegenheits-Ursache, welche die allmälig wirksam gewordene Anomalie plötzlich zu krankhaftem, schwer heilbarem Ausbruch treibt. Die Disharmonie der Glieder, die Anhäufung der Kapitalien und Lebenskräfte bei einigen Wenigen, und daneben die Vermehrung und Isolirung der Besitzlosen ist das Wesen der socialen Krankheit. Wie man es auch betrachten mag, die Concentration der flüssigen Geldmittel in immer kleineren Kreisen des gesellschaftlichen Organismus, und auf der anderen Seite die immer mehr wachsende Isolirung der Besitzlosen, die Monopolisirung des Reichthums zu Ungunsten der großen Mehrzahl ist ein krankhafter Zustand. Wie jede Krankheit, beeinträchtigt sie die Lebenskraft, die freie Bewegung des ganzen Organismus, und wird sie nicht früh erkannt und richtig behandelt, so wächst sie, lähmt den Körper und verlangt endlich eine das ganze System erschütternde Krise. Diese weitgehende Anomalie ist Folge der übermäßig heranwachsenden Industrie und des Privatvermögens Einzelner, und andererseits der durch die Kartoffeln wohlfeil gemachten Ernährung, frühzeitiger Heiraten und Güterzerstückelung. Nur in den vorzugsweise industriellen Ländergebiete finden sich jene enormen Privatvermögen, und wo die frühzeitigen Heiraten und Güterzerstückelungen gewöhnlich sind, da besteht die größere Hälfte der Bevölkerung aus besitzlosen Armen. In England besitzen $\frac{4}{5}$ der Bevölkerung kein Immobiliarvermögen und $\frac{2}{3}$ kein Kapitalvermögen, wie Bernoulli in seiner „Populationistik" nachgewiesen hat. Zehn Fabrikdistrikte Englands sind, bei ursprünglich ziemlich gleicher Bevölkerung mit 19 Landbaudistrikten, in den 30 Jahren 1801 — 31 um 74,1 pCt., letztere dagegen nur um 39,6 pCt. gestiegen. Einzelne Fabrikstädte Englands und Schottlands sind in 30 Jahren um 400 pCt., Huddersfield und Halifax um mehr als 1000 pCt. gestiegen (Beilage zur Allgem. Zeitung 31. Dez. 1841). Irland, ohne bedeutende Industrie, aber bei vorherrschender Kartoffelnahrung und kleinster Güterzerstückelung (auf 14½ Mill. Acres kommen 1,130,000 Bebauer in Irland, während in England auf 34 Mill. Acres nur 1,060,000 Feldbebauer kommen), hatte, ungeachtet beispielloser Auswanderung in den 30 Jahren 1801 — 31, eine Volkszunahme von 55,2 pCt., also über die Hälfte. So ist nicht zu verwundern, wenn das Elend und die Armuth dieses Volkes sprüchwörtlich geworden ist. Aehnliche Verhältnisse finden sich auch auf dem Kontinent; die kommunistischen Bestrebungen, die wiederholten Arbeiter-Aufstände in Frankreich, Schlesien und Böhmen sind nur zu bestimmte Symptome derselben Anomalie auch diesseits des Kanals.

In England freilich liegt die Ursache noch tiefer, nämlich in der geringen Sorgfalt, die dort auf die intellektuelle und moralische Bildung der Masse ver-

wandt wird. Der Unterricht ist nicht Sache des Staats, und bei der drückenden Armuth der Aeltern drängt viel mehr die Sorge um die physische Existenz als um die geistige und moralische Entwickelung der Kinder, die daher, statt in Schulen, in Fabriken, Manufakturen und Kohlengruben geschickt und oft schon vom vierten Jahre ab zu ganz unwissenden und willenlosen Geschöpfen für das ganze Leben hergerichtet werden. Selten können diese unglücklichen Geschöpfe sich von ihrer Entwürdigung und von den Fesseln unbewußter Sklaverei wieder frei machen. Nach den Registrar's Reports waren in 15 Grafschaften Englands und in Nord- und Südwales unter 100 Ehepaaren durchschnittlich 40 Männer des Schreibens unkundig: in 19 Grafschaften in Wales und Yorkshire unter 100 Ehepaaren über die Hälfte der Frauen, welche nicht zu schreiben verstanden; Dr. Sigmund (Mittheilungen aus England und Irland in der österreichischen mediz. Wochenschrift 1845, Nr. 50) hat berechnet, daß in ganz England und Wales unter 121,000 Ehepaaren 40,000 Männer nicht schreiben konnten. Wie mag es nun erst in Irland mit dem Unterricht aussehen! Diese Thatsachen für sich geben einen tiefen Blick in den Bildungszustand des Volks, wenn man den damit nothwendig verbundenen Mangel anderer Kenntnisse erwägt. Wie es die Aufgabe Robert Peel's war, bei der allgemeinen Noth die physische Existenz zu erleichtern, so ist es jetzt die Aufgabe John Russell's, die Volkserziehung und Bildung zu heben, was auch als allgemeinstes und dringendes Bedürfniß von dem Ministerium schon ausgesprochen und vorbereitet ist.

In Frankreich, wo übrigens die Bildung in den unteren Schichten der Gesellschaft auch wenigstens nicht glänzend genannt werden kann, sind doch noch andere Ursachen überwiegend, hauptsächlich die unverhältnißmäßige Besteuerung der Lebensbedürfnisse, deren Rückwirkung auf das Wohlseyn der Bevölkerung besonders die Betrachtung der Octrois der französischen und belgischen Städte würdigen lehrt. Die Octrois trugen in Belgien 1843 für 71 Orte mit circa 1 Million Bewohner 8,985,755 Franken, und für Frankreich in 1431 Orten mit circa 12 Millionen Seelen 90 Millionen Franken; für Paris allein ist die Jahres-Einnahme 36 Millionen Franken. Also beläuft sich bei einer Million Bevölkerung diese Kommunalsteuer auf 36 Franken für den Kopf. Diese Steuer wurde unter den unschuldigsten Titeln in viel geringeren Quoten eingeführt, z. B. zur Erhaltung oder Errichtung von Wohlthätigkeits-Anstalten und Spitälern. In der That finden sich aller Orten große palastähnliche Spitäler mit luxuriöser Einrichtung und immer steigender Frequenz, aber inmitten noch größerer Steigerung des Elends. Ist es nicht eine Ironie, daß man Steuern für Spitäler verlangt, um durch die Steuern das Volk selbst spitalbedürftig zu machen? Die volle Hälfte der jährlichen Leichenanzahl in Paris kommt aus den öffentlichen Spitälern und Wohlthätigkeits-Anstalten (hospices), und ⅓ aller Begräbnisse dieser gloriosen Metropole müssen von der Stadtkasse bezahlt werden. Ist dies nicht Zeugniß genug für den Einfluß der muthwilligen Vertheuerung der Lebensmittel! In den 1318 Spitälern Frankreichs wurden von 1833—1841 aufgenommen 3,355,460 Kranke, und mit einem Aufwande von 474,371,711 Franken verpflegt; um wie viel hätte man die Zahl der Kranken und die Kosten ihrer Pflege verringern können, wenn die Last der Octrois den Städten abgenommen würde. Was von diesem Octroi der französischen und belgischen Städte gesagt ist, gilt auch in kleinerem Maßstab von jeder Belastung der unentbehrlichen Lebensbedürfnisse unter anderem Titel durch den Staat oder die Kommunen. Das Leben hat ein unbedingtes Recht seines Daseyns. Nur wo neben der physischen Existenz noch andere Zwecke, Gesellschaft, Staat, Kultur rc. gewollt werden, da erst beginnt für diese besonderen Zwecke ein neues Recht, besondere Pflichten und Mittel, welche aber immer innerhalb dieser neuen Rechtsverhältnisse ihre Befriedigung finden müssen, nie aber die physische und dadurch auch die moralische und geistige Existenz berühren oder gar verkümmern dürfen.

England.

Das Teleskop und seine Entdeckungen.

(Fortsetzung.)

Die Unregelmäßigkeiten in der Bahn des Uranus, welche den Astronomen schon lange Schwierigkeiten gemacht, veranlaßten Herrn Le Verrier zu einer genauen Untersuchung der Bahn dieses Planeten, aus welcher sich ergab, daß nur ein sehr geringer Theil der Unregelmäßigkeiten in seiner Bewegung — seiner Perturbationen — aus der Attraction schon bekannter Kräfte hergeleitet werden könne. Le Verrier fand weiter bei Untersuchung der für die Bewegung des Uranus berechneten Tafeln, daß diese in keiner Weise mit den letzten Beobachtungen stimmten. Er glaubte einen solchen Mangel an Uebereinstimmung entweder einer zu geringen Präcision der Theorie, oder einer nicht hinlänglich scharfen Beobachtung, oder dem Umstand zuschreiben zu müssen, daß Uranus nicht allein der vom Jupiter und Saturn aus wirkenden Attraction unterliege. Er beschloß, der Ursache dieser Störungen auf den Grund zu gehen. Da er so wenig Genauigkeit in den Datis und der Rechnung fand, welche den Tafeln für die Bahn des Uranus zum Grunde liegen, machte er von neuem den ganzen Kalkül mit der äußersten Schärfe durch und bestimmte mit der größten Genauigkeit den Antheil, welchen Jupiter und Saturn an den Störungen des Uranus haben. Diese — nunmehr genauen — Data vor sich, verglich er die berechnete Bahn des Planeten mit seinen wirklich beobachteten Stellungen, woraus sich ergab, daß nicht allein keine Uebereinstimmung vorhanden war, sondern auch, daß, aus Gründen des schärfsten mathematischen Raisonnements, keine der schon bekannten Kräfte im Stande sey, in der Bahn des Planeten die beobachteten Unregelmäßigkeiten zu erzeugen. Alle Hypothesen, die man aufgestellt, lösten sich vor diesem Raisonnement in ihr Nichts auf — eine einzige ausgenommen, die nämlich, daß ein noch unbekannter Planet die Ursache der Störungen in der Bahn des Uranus sey. Le Verrier zeigte, daß, wenn die störende Kraft von einem unbekannten Planeten ausgehe, der Fremdling sich nicht innerhalb der Bahn des Uranus befinden könne, da dies — falls er ein großer Planet sey — die Bewegung des Saturn stören müßte, wenn er aber klein sey, ihm eine Störung, wie die in der Bahn des Uranus, nicht zugeschrieben werden könne, daß er, aus denselben Gründen, auch nicht nahe an der Bahn des Uranus angenommen werden dürfe, sondern daß man ihn so weit außerhalb derselben zu suchen habe, daß er auf die Bahn des Uranus wirke, ohne einen Einfluß auf die Bewegung des Saturn zu haben; daß er endlich groß genug seyn müsse, um in langen und dauernden Zeiträumen auf Uranus zu wirken. Nach dem oben angeführten planetarischen Intervallengesetz mußte der neue Planet zweimal so weit als Uranus von der Sonne entfernt seyn, und diese Wahrscheinlichkeit wurde fast zur Gewißheit, da, wenn die Entfernung nicht kleiner, sie eben so wenig größer, d. i. die dreifache des Uranus, seyn konnte. Denn in diesem Falle hätte die Masse des neuen Planeten eine so gewaltige seyn müssen, daß er sowohl auf Saturn als auf Uranus gewirkt hätte; zugleich hätten sich, wegen seiner großen Entfernung von beiden, seine Einwirkungen auf beide vergleichen lassen müssen, während in der Bahn des Saturn keine Spur eines solchen Einflusses zu finden ist. Endlich mußte ein solcher auf die Bewegung des Uranus wirkender Körper sich ohne Zweifel in derselben Ebene bewegen, wie jener Planet, d. i. man hatte ihn ungefähr in der Ekliptik zu suchen.

Am 23. September 1846 erhielt Dr. Galle in Berlin einen Brief von Herrn Le Verrier, worin dieser ihn ersuchte, sich nach dem neuen Stern, der an seiner Scheibe möglicherweise erkannt werden möchte, scharf umzusehen, und noch an demselben Abend bemerkte Galle, Bremiker's Karte mit dem Himmel vergleichend, an letzterem einen Stern, der auf der Karte fehlte. Er verglich ihn zu dreien wiederholten Malen mit einem bekannten Fixstern und vermuthete eine planetarische Bewegung. In der folgenden Nacht wurde die Beobachtung wiederholt, und die Bewegung des Sternes bestätigte sich. Alles stimmte mit Herrn Le Verrier's Ankündigung überein. In der Nacht des 25. Septembers stellte Galle 3, Encke 10 Beobachtungen an; der Planet hatte wiederum seinen Ort verändert. Le Verrier's Kalkül stimmte, wie Encke bemerkte, bis auf Einen Grad; ein geringer Rechnungsfehler, wenn man das Unbedeutende der Störungen erwägt, aus denen der französische Astronom den Ort des neuen Planeten bestimmte.

Seitdem ist das neue Gestirn häufig, sowohl auf dem Kontinent, als in England, beobachtet worden. Seine jetzige Entfernung von der Sonne beträgt 3,200,000,000 (engl.) Meilen, seine Entfernung von der Erde 3,100,000,000 Meilen, seine Entfernung vom Uranus endlich, dessen Bewegung er stört, ungefähr 140,000,000 M. Der Durchmesser desselben wird auf 50,000 M. geschätzt, während der des Uranus 35,000, der des Jupiter 86,000, der des Saturn 79,000, der der Erde 8000 mißt. Der neue Planet ist mithin nach Jupiter und Saturn der größte in unserem Sonnensystem. Sein Kubikinhalt verhält sich zu dem der Erde, wie 250 : 1. Da Jupiter, Saturn und Uranus, jeder von einem Schwarm Trabanten begleitet werden, so ist bei dem neuen Gestirn ein ähnliches Gefolge mit großer Wahrscheinlichkeit verauszusetzen. *)

III. Physische Beschaffenheit der Weltkörper. — Beobachtungen des Mars und des Mondes.

Sind die Planeten bewohnt? — das ist eine Frage, die sich dem menschlichen Geiste gleichsam von selber darbietet und auf die er von der Astronomie Antwort erwartet. Bringt man jedoch die ungeheure Entfernung, die uns sogar von dem nächsten dieser Himmelskörper trennt, in Anschlag, so kann man sich freilich nicht darüber wundern, daß das Teleskop keine direkte Belehrung gewährt. Indessen hat die neuere Astronomie eine Masse von Thatsachen gesammelt, die, wenn man sie mit der Stellung und Bewegung der himmlischen Körper, mit deren physischer Beschaffenheit und den Rollen in Verbindung bringt, welche dieselben in einem Systeme spielen, worauf das Gesetz der Analogie sich anwenden läßt, zu der Annahme berechtigen, daß jene Körper in der Oekonomie des Universums dieselben Functionen ausüben und die gleiche Bestimmung haben, wie die Erde. Wir wissen, daß sie, wie diese, sich in bestimmten Zeiträumen um die Sonne bewegen, daß sie Tag und Nacht, wie nicht minder eine Folge von Jahreszeiten haben, daß sie mit einer Wolken tragenden und von Winden bewegten Atmosphäre versehen sind, daß ihre Klimate und Jahreszeiten sich durch Ausdünstungen modifiziren, wie daß ihre Oberfläche durch einen flüssigen Niederschlag erfrischt wird. Denn wo Wolken sind, muß es Wasser geben, müssen Ausdünstungen stattfinden, kann die Elektrizität mit den ihr verwandten Erscheinungen, können Schnee, Hagel und Regen nicht fehlen. Trotz der dichten Atmosphäre und der dicken Wolken, in denen Merkur und Venus stets eingehüllt sind, hat doch das Teleskop große Unregelmäßigkeiten auf ihren Oberflächen wahrgenommen und das Daseyn von Bergen und Thälern dargethan. Doch ist uns, was diesen Punkt der Untersuchung betrifft, Mars am genauesten bekannt geworden. Bei günstigen Umständen lassen sich auf seiner Scheibe verschiedenartige Umrisse erkennen, indem einige Theile mehr, andere weniger Licht zurückstrahlen, auf dieselbe Weise, wie Land das Licht stärker reflektirt als Wasser. Aus Beer's und Mädler's Forschungen ist eine Karte des Mars erwachsen, die fast so genau ist, als die, welche wir von unserer Erde besitzen, wie denn die geographischen Gränzen

*) Durch einen Druckfehler sind im vor. Blatte (S. 98, Z. 41) die Trabanten des Uranus dem „Mars" beigelegt.

von Land und Wasser auf derselben angegeben sind. Allein es muß bei diesem Planeten ein noch außerordentlicheres Phänomen in Betracht gezogen werden. Unter den dunklen Flecken, welche das Teleskop auf der Scheibe des Mars wahrgenommen, ist eine Region des glänzendsten, weißesten, im kühnsten Relief hervortretenden Lichts um den uns sichtbaren Pol bemerkt worden. Diese so hell erleuchtete Stelle kann man am besten sehen, wenn sie aus der langen Nacht der winterlichen Jahreszeit hervortritt; ist sie aber allmälig unter der Gluth der Sonnenstrahlen hingegangen, so findet man, daß ihre Dimensionen kleiner geworden, und endlich ist sie, ehe sie sich auf der entgegengesetzten Seite mit Licht überzieht, gänzlich verschwunden. Allein da nun der andere Pol in ähnliche Verhältnisse kömmt, so findet sich an ihm eine gleiche leuchtende Stelle, die eben so mit der Hitze der Sommersonne schwindet. Daraus nun ergiebt sich, daß die geographischen Regionen im Mars wahre Abdrücke — Facsimiles — der unsrigen sind. In den langen Wintern seiner Pole häuft sich in den höheren nördlichen und südlichen Breiten der Schnee an, welcher in Folge seines starken Reflektirens uns sichtbar wird; sobald mit dem Vorschreiten der Jahreszeit die Sonne Kraft gewinnt, schmilzt er so weit hinweg, daß er für irdische Augen unsichtbar wird.

Die verhältnißmäßig geringe Entfernung unseres eigenen Trabanten, des Mondes, von uns müßte ihn nothwendig zu einem Gegenstande des höchsten Interesses machen, auch ist er in höherem Grade, als irgend einer der anderen Himmelskörper, das Ziel teleskopischer Erspähung gewesen. Seit Lord Rosse sein großes Teleskop zu Stande gebracht, hat er den Mond häufig beobachtet, dessen Aussehen, wie es durch das große Teleskop erscheint, von Dr. Scoresby folgendermaßen beschrieben wird:

Er glich einer Kugel von geschmolzenem Silber, und jeder Gegenstand von 100 Yards Ausdehnung war vollkommen sichtbar. Gebäude daher von der Größe des Münsters in York oder nur der Ruinen von Whitby-Abtei müßten, wären sie vorhanden, bemerkt worden seyn. Aber es zeigte sich desgleichen nichts, eben so wenig etwas, was auf das Vorhandenseyn von Wasser oder einer Atmosphäre gedeutet hätte. Dagegen sah man eine große Anzahl erloschener Vulkane, die mehrere Meilen in der Breite einnahmen; einer derselben war von einer Linie durchschnitten, die, selber die Verlängerung einer anderen, an 150 Meilen langen, so gerade daherlief, wie eine Eisenbahn. Das Ganze nahm sich wie eine große Ruine der Natur aus, und manche aus den Vulkanen geschleuderte Felsenmassen schienen in verschiedener Entfernung umherzuliegen.

Diese Beobachtungen bestätigen vollkommen die von Mädler und Beer. Der Charakter des Mondes im Allgemeinen ist eine große Unregelmäßigkeit, die sich in hohen Bergen und tiefen Thälern — diese Höhen und Tiefen sind gemessen — ausdrückt. Nur der dritte Theil ungefähr der uns zugewendeten Hälfte ist verhältnißmäßig regelmäßiger, aber dieser Theil besteht aus Ebenen, nicht, wie man früher glaubte, aus einer See. Vielmehr zeigt sich keine Spur von Wasser, und obgleich die Ansichten der Astronomen in Betreff der Existenz einer Atmosphäre von einander abweichen, so läßt sich doch annehmen, daß der Mond in seinem gegenwärtigen Zustande kein Aufenthaltsort für organische Wesen ist. Was die Berge betrifft, so sind einige Spitzen isolirt, gleich dem Pik von Teneriffa; auch giebt es im Monde Bergketten, von denen einige eine beträchtliche Höhe erreichen, jedoch sind dieselben kein Hauptmerkmal seiner Oberfläche. Wenigstens drei Fünftel derselben dagegen sind besäet mit tiefen Höhlen, die in der Regel an ihrer Mündung von einem bald ausgezackten, bald mit hohen Spitzen gekrönten Felsenwall umgürtet sind. Diese Höhlen oder — wie man sie nennt — diese Krater sind von der verschiedensten Größe, einige haben eine Ausdehnung von 30 — 60 M., indessen man andere kaum gewahrt. Da, wo dieselben an Größe abnehmen, nehmen sie an Zahl zu. (Schluß folgt.)

Palästina.

Eine Nacht auf dem Oelberge.

(20—21. Mai 1846.)

Aus dem Tagebuche eines Deutschen.

Vor dem katholischen Kloster des heiligen Landes, unserer Wohnung gegenüber, wurden Kameele mit Zelten, Matratzen und Lebensmitteln bepackt. Auf unsere Frage, ob eine Karawane abgehe, erhielten wir die Antwort: die Kameele brächten Zelte, Geräthschaften und Lebensmittel auf den Oelberg, wo ein Theil der Mönche diese Nacht und morgen zubringe, das Fest der Himmelfahrt zu feiern; auch würden die katholischen Christen, sowohl aus Jerusalem als der Umgegend, auf dem Berge sich zu dieser Feier versammeln. Alsbald beschlossen wir, auch Theil zu nehmen. Wir mietheten ein Maulthier, welches wir, mit unserem Zelte und einigen Lebensmitteln beladen, in Begleitung unseres Bedienten auf den Berg vorausschickten; wir folgten zu Fuße.

Da es noch früh am Tage war, so nahmen wir unseren Weg durch das nördliche Thor von Damaskus über die Gräber der Könige. Man gelangt zu diesen in etwa einer Viertelstunde auf der großen Straße, welche nach Samarien führt, durch steinige Felder und Oelbaumpflanzungen. Von dem früher hier gelegenen Stadttheile (Akra) finden sich noch Substructionen von Häusern, halbverschüttete Cisternen und im felsigen Boden Spuren von Wagengeleisen. Rechts von der Straße ab gelangt man durch die enge Oeffnung des größtentheils verschütteten Eingangs in einen viereckigen Hof, in dem natürlichen Felsen ausgehauen, jetzt noch 6 Ellen tief und 47 breit; an der Westseite ist ein bedeckter Raum, über dessen Eingang schön gearbeitete Architrave sind mit Blätterwerk in Form einer Lyra, dazwischen Kränze und Weintrauben. Links ist der Eingang zu den Gräbern; durch eine kleine Oeffnung gelangt man zuerst in eine viereckige Kammer; solcher Kammern finden sich drei größere und einige kleinere, die alle mit einander verbunden sind. In den Wänden sind die eigentlichen Gräber ausgehauen, zwei und drei hinter einander; ihre Zahl beläuft sich auf achtundsechzig. Der Boden dieser Grabkammern ist mit zertrümmerten Sarkophagen bedeckt. Die Luft in diesen Räumen ist sehr dick, auch ist man an diesem abgeschiedenen Orte Räubereien ausgesetzt, deshalb stiegen wir bald wieder heraus ans Tageslicht. Wir wendeten uns über Felder und den Hügel, unter welchem sich die Grotte des Jeremias befindet, dem Wege zu, welcher rings um die Stadtmauer führt, auf welchem wir südlich fortgingen bis zum Stephansthore, wo sich der Weg hinab nach dem Kidron, am Grabe der Maria und Gethsemane vorüber, in drei verschiedenen Richtungen hinauf nach der Spitze des Oelberges zieht.

Es war Abends 6 Uhr; die untergehende Sonne warf ihre Strahlen auf das dunkle Grün der Bäume, unter welchen auf den verschiedenen Wegen in bunter, orientalischer Tracht die christliche Bevölkerung der Stadt und Umgegend den Berg hinan zog. Wir wählten den nördlichen Weg, welcher der breiteste ist und in verschiedenen Windungen am bequemsten auf den Gipfel führt. Ein junger Italiäner, in ein weites orientalisches Gewand gekleidet, schloß sich mit einigen syrischen Freunden an uns an; derselbe hatte sich lange in Nubien aufgehalten und wollte hier das Türkische studiren. In einer halben Stunde waren wir oben angelangt. Der Gipfel ist mit Gebäuden bedeckt, ehemals christliche Kirchen, jetzt türkische Moscheen mit Nebengebäuden, die mit einer Mauer umgeben sind, an welche eine Anzahl türkischer Familien ihre elenden Hütten nördlich angebaut hat. Durch die größere Mauer traten wir in einen Raum, welcher wieder von einer besonderen Mauer kreisförmig eingeschlossen war. In der Mitte desselben steht eine kleine runde Kapelle, in welcher sich, von Marmor eingefaßt, der Fußstapfen befindet, den Christus zurückgelassen haben soll, als er sich von dieser Stelle zum Himmel emporschwang. Im Hofe rings um diese Kapelle herrschte reges Leben. Unser Zelt fanden wir schon in dem Hofe aufgeschlagen, daneben noch zwei größere, das eine für die vornehmeren Christen aus Jerusalem, das größte für die Mönche; das übrige Volk hatte sich in verschiedenen Gruppen im Hofe herum gelagert. Die Frauen und Mädchen, in blendend weiße große Tücher gehüllt, saßen an den Wänden der Kapelle. Draußen vor dem Eingange in den Hof ging es besonders lebhaft zu; hier hatten Brod- und Früchte-Verkäufer ihren Stand, und am hellodernden Feuer dampften Gefäße mit Kaffee gefüllt, dem Lieblingsgetränke der Orientalen.

Nachdem wir uns an den malerischen Scenen erfreut, traten wir in unser Zelt, um auch uns zu stärken mit saftigen Orangen, Brod und Kaffee. Ein junger, geschwätziger, spanischer Mönch, der nach einem viermonatlichen Aufenthalte in der Grabeskirche heute zum erstenmale wieder frische Luft schöpfte, würzte uns das frugale Abendessen durch seine lebhaften Erzählungen.

Gegen 10 Uhr vernahmen wir den Gesang der Mönche; sogleich verließen wir unser Zelt und gingen nach der nahen Kapelle, die schon mit Menschen angefüllt war. Die Wände waren mit bunten, seidenen Tapeten ausgeschmückt; an der östlichen Seite war ein kleiner Altar errichtet, über welchem ein Gemälde hing, die Himmelfahrt Christi darstellend; unter dem emporschwebenden Erlöser waren knieend zwei Mönche vom Orden des heiligen Landes angebracht, Beweises genug für die unbelehrten Christen in Jerusalem, daß schon zur Zeit der Himmelfahrt Christi dieser fromme Orden bestanden. Die Marmor-Einfassung des erwähnten Fußstapfens war dicht mit brennenden Wachskerzen besetzt. Tief ergriff mich die naive Frömmigkeit, welche mit zarter Hand einige Rosen auf den weißen Stein gestreut hatte. An beiden Seiten desselben standen die Mönche und sangen mit kräftiger Stimme die Litanei, während der Bischof des heiligen Landes am Altare das Meßopfer verrichtete.

Am Eingange zur Kapelle ging es währenddessen unruhig her; ein paar, wie man uns berichtete, neubekehrte Juden drängten sich mit Ungestüm durch die Menge und stellten sich in unziemlicher Geberde mitten unter die in der Kapelle knieenden Frauen. Wahrscheinlich pochend auf den mächtigen englischen Schutz, glaubten sie ihre Verachtung gegen den katholischen Kultus ungescheut an den Tag legen zu dürfen. Bald hernach erhob sich außen vor der Kapelle lautes Gezänk und Lärmen, wobei man uns sagte, daß einer dieser neubekehrten Juden einen Tarbusch (rothe türkische Mütze) gestohlen und dieselbe nicht wieder herausgeben wolle.

So sehr das Fest selbst, an dieser Stelle gefeiert, geeignet war, ein erhebendes und das Gemüth mächtig ergreifendes zu werden, war in Wahrheit die ganze Haltung der Versammlung eine unwürdige zu nennen, selbst wenn wir sie nicht mit dem strengen Ernste unseres nordischen Gemüthes beurtheilen wollten. Denn während durch das laute Schreien, Lärmen und Zanken der Gesang der Mönche übertönt wurde, saßen außen um die Kapelle herum zahlreiche Gruppen von Frauen und rauchten unter lebhaftem Geschwätz ihre syrische Pfeife. Auf einer anderen Seite hockte ein großer Kreis von Knaben und Jünglingen, die unter Begleitung von lautem Händeklatschen lustige Lieder sangen. Unter diesem Getöse zogen wir uns in unser Zelt zurück und begaben uns zur Ruhe.

Am anderen Morgen mit Sonnenaufgang wurden wir durch Böllerschüsse geweckt; nochmals gingen wir zu der Kapelle, wo ganz in der Weise, wie Abends vorher, Messe gesungen wurde. Hierauf bestiegen wir einen hohen Thurm an der Mauer. Von seiner Zinne hat man die beste Aussicht über ganz Jerusalem; ernst und schweigend lag die heilige Stadt im Strahl der Morgensonne vor uns ausgebreitet. Oben im Westen krönt die Burg Zion die graue, steinerne Häusermasse mit ihren Kuppeln und Thürmen, um-

schlossen von hohen mittelalterlichen Mauern; fast in der Mitte der Stadt erhebt sich ein mächtiges Gebäude mit kühngespannter Kuppel, von niederen Häusern und Ruinen umgeben — die Kirche des heiligen Grabes; außerhalb der Mauer, südostwärts, glänzen Minarets aus größeren Gebäuden — es ist die Stätte, wo der heilige Sänger David ruht und der Herr unter seinen Jüngern das Abendmahl einsetzte. Weiter herab wird das Auge unwillkürlich nach einem großen Platze hingezogen, der von Mauern und Cypressenbäumen umgeben ist; inmitten desselben, auf erhöhtem Plateau, schaut es ein Wunderwerk sarazenischer Bauart, die Moschee Omar's, auf Moriah, wo einst der Tempel Jehovah's stand; in den weiten Höfen schleichen türkische Frauen umher, gleich Gespenstern tief verhüllt in weiße Gewänder; kein Ungläubiger darf diese Räume betreten. Weiter nördlich windet sich eine Straße zwischen Häusern hinan bis zur Höhe von Golgatha — es ist der Schmerzensweg, den der Heiland vom Palaste des Pilatus hinauf zur Schädelstätte geführet wurde. Immer wieder wendet sich der Blick von der Betrachtung des Einzelnen auf das Ganze: in den verschiedensten Formen gewahrt man die Tempel fast aller Konfessionen: neben den Moscheen der Moslims stehen die Kirchen und Klöster der Lateiner, Griechen, Abyssinier, Kopten, Armenier, Jakobiten, Georgier und Maroniten: im südlichen Winkel der Stadt, zwischen Hütten und elenden Baracken, liegen die unscheinbaren Synagogen, in welchen das Volk Israel's um Hülfe zu Jehovah fleht.

Richtet man den Blick hinab ins Thal, welches sich zwischen Moriah und dem Oelberge hinzieht, so gewahrt man nahe am Bache Kidron konische Felsspitzen, die Grabstätten der Patriarchen; an diese reiht sich das große Todtenfeld, welches die Gebeine gläubiger Juden deckt, die aus allen Welttheilen hierher kommen, in geweihter Erde zu ruhen. Dem Dorfe Siloa gegenüber quillt der Brunnen Siloa und unter den blühenden Gärten der Könige die Quelle des Nehemia, von hier zieht sich rechts die Schlucht Gehinnom hinauf mit zahlreichen Felsgräbern an beiden Seiten. Erhebt man den Blick in die Ferne, so glänzt in Westen auf steiler Gebirgshöhe Nebi Samwyl, die Geburtsstätte des Propheten Samuel; nach Süden hin übersieht man die Gebirge von Bethlehem und Hebron; ostwärts das Jordanthal, einen Theil des todten Meeres und die Gebirge jenseits desselben.

Während wir in das Anschauen dieses herrlichen Panorama's vertieft waren, wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein furchtbares Geschrei nach dem an der Mauer liegenden türkischen Dorfe hingelenkt. Hier erblickten wir ein gräuliches Schauspiel; zwischen den schmutzigen Hütten des Dorfes rauften sich die noch schmutzigeren türkischen Weiber herum, fürchterlich schreiend und keifend, so daß ihnen der Schaum vor dem Munde stand. Zwischen diese Hyänen warfen andere von den Dächern herab große Steine, während sich einzelne flüchteten und durch das Erheben ihrer Hände, durch ihre fliegenden Haare und langen blauen Gewänder das Ansehen von Eumeniden erhielten. Endlich kam ein alter Türke und hieb mit seiner flachen Klinge wacker auf die Frauen ein, aber hierdurch wurde der Kampf nur noch hitziger, denn wie verabredet wendeten sich plötzlich vereint alle Frauen gegen den Mann, und sicher hätten sie ihn erschlagen, wären nicht noch einige Türken herbeigeeilt, die den Alten aus den Händen dieser Furien erretteten und nach vielem Bemühen den Frieden endlich wieder herstellten.

Unangenehm berührt durch diese scheußliche Scene und wenig erbaut an der Feier dieses schönen Festes, beschlossen wir, ohne sein Ende abzuwarten, sogleich in die Stadt zurückzukehren. Indem wir auf dem mittleren, steileren Wege des Berges hinab stiegen, sahen wir häufige Gruppen unter den schattigen Bäumen gelagert, unter welchen besonders die bethlehemitischen Frauen durch ihre reinliche und malerische Tracht hervorstachen. Das Fest sollte noch eine traurigere Wendung für mich nehmen: denn als wir herab nach Kidron kamen, erklärte mein Reisegefährte, daß er nicht im Stande sey, den Berg nach der Stadt hinaufzusteigen, da er ganz matt und von den fürchterlichsten Kopfschmerzen gequält sey. Ich fürchtete, daß er den Sonnenstich bekommen, eine Krankheit, die meist einen schnellen Tod bewirkt. Nach vieler Anstrengung gelang es mir jedoch, ihn bis zu unserer Wohnung zu bringen, wo er kaum das Bette erreichte, als er in einen festen Schlaf fiel, aus dem er erst nach 36 Stunden wieder erwachte. So groß meine Sorge und Angst gewesen, so groß war die Freude, als er sich bei seinem Erwachen wieder wohl und gestärkt fühlte.

Y. G.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Theater und ein neues Stück in Paris. Am 20. Februar wurde in Paris ein neues Theater — es ist das zwanzigste in dieser Hauptstadt — eröffnet, welches den Namen Théâtre Historique erhalten hat, von Herrn Alex. Dumas geleitet wird und unter den Auspizien des Herzogs von Montpensier steht, dessen Namen es eigentlich bekommen sollte, aber, wahrscheinlich weil es seine Bedenken hat, einen prinzlichen Namen an ein solches Theater zu knüpfen, nicht bekommen hat. Das historische Theater wurde mit einem großen historischen Stücke des Herrn Alex. Dumas: „Königin Margot", in fünf Akten und 15 Tableaux, eingeweiht. Königin Margot ist niemand anders, als Margarethe von Valois, König Heinrich's IV. erste Gemahlin, welcher König selbst, so wie König Karl IX. und Katharina von Medici, Hauptrollen in dem Stücke spielen, das mit der Pariser Bluthochzeit beginnt und mit dem Tode Karl's IX. endigt. Es sind also die „Hugenotten" ohne Musik, aber mit desto mehr Spektakel, Gräuel und Tableaux. Was die Zeitungen von dem Gedränge bei der ersten Vorstellung der Meyerbeerschen „Vielka" in Wien erzählten, ist noch gar nichts im Vergleiche mit der Schlacht der „Zehntausend", die sich bei der Eröffnung des Théâtre Historique um Billets schlugen. Die Tapferen, die den Sieg davontrugen, haben im wahrsten Sinne des Wortes das Feld behauptet, indem sie das Theater, das sie um 3 Uhr Nachmittags betraten, nicht eher als um 3 Uhr Morgens wieder verließen — so lange nämlich spielte das Stück, das um 6½ Uhr begonnen hatte, also mit seinem „Epilog" 8½ Stunden währte. Nun sage man noch, daß die Franzosen keine Ausdauer haben! Unter den Zuschauern soll übrigens, wie in einer blokirten Festung, eine wahre Hungersnoth geherrscht haben. Viele hatten vielleicht nicht einmal ihr Mittagbrod zu sich genommen, als sie in das historische Theater eilten, und mußten nun hier bis zum anderen Morgen aushalten! Die Confiseurs und die Pastetenbäcker in der Nähe setzten in dieser Nacht alle ihre Chokoladen, Süßigkeiten und alten Gebäckvorräthe ab, die von einigen galanten Herren den verschmachtenden Damen zugeführt wurden, aber lange nicht für das Bedürfniß ausreichten. Eine Pariser Zeitung erzählt, daß Manche vor Hunger ihren Theaterzettel und Andere gar das lederne Futteral ihres Operngukers aufgegessen hätten. Die „Königin Margot" wird den armen Leuten auf diese Weise sehr schlecht bekommen seyn. In der That mag aber auch ein wahrer Straußenmagen dazu gehören, um die historischen Stücke des Herrn Alex. Dumas zu sich zu nehmen und dabei nicht allen Geschmack zu verlieren.

— Die fortschreitende Kultur. Bei Gelegenheit der im September v. J. stattgefundenen Versammlung der britischen Naturforscher in Southampton ward in dieser Stadt eine Subscription zur Beschaffung einer Summe veranstaltet, um die Kosten zum Empfange der fremden Gäste zu decken. Diese Subscription brachte die Summe von 513 Pfd. 8 Sh. (ungefähr 3500 Thlr.), von welcher 471 Pfd. 2 Sh. zu dem gedachten Zwecke verausgabt wurden. Da nun noch ein kleiner Ueberschuß von 42 Pfd. 6 Sh. verblieb, den man ebenfalls zu „wissenschaftlichen Zwecken" verwenden wollte, so kam man auf den Gedanken — eine Bibliothek, ein Museum und eine Sternwarte zu bauen! Und dieser Gedanke geht, wie in dem Athenaeum vom 6. Februar berichtet wird, wirklich in Erfüllung. Herr John Drew, Secretair des leitenden Comité, zeigt an, daß jene 42 Pfd. 6 Sh. durch neue Subscriptionen bereits bis auf 2000 angewachsen, und daß man bald 4—5000 Pfd. zusammen zu haben hoffe, wofür dann ein glänzendes Gebäude für jene drei Institute erbaut und einige Professoren dabei angestellt werden sollen, um Vorlesungen zu halten. So kann aus kleiner Aussaat eine reiche Aerndte für die Wissenschaft hervorgehen, und die Stadt Southampton wird dereinst den Tag segnen, an welchem sie die British Association empfangen und dadurch ihr Eifer, sich auch als eine Stadt der Intelligenz zu zeigen, geweckt worden ist.

— Sicherheits-Polizei in Jerusalem. Schon oft sind Klagen in den französischen und englischen Parlamenten sowohl wie in der Presse laut geworden, daß man sich im Jahre 1840 von einer unheilvollen Politik hat übereilen lassen, Syrien und Palästina dem ägyptischen Herrscher zu entreißen und es den schwachen und unreinen Händen der türkischen wieder zu überantworten. Lord Palmerston, welchem es angeblich ein Leichtes ist, die Minister „durch ein Nadelöhr zu jagen", wollte 1840 Frankreich recht tief demüthigen, indem er dessen Schutzbefohlenen, Mehmed-Ali, zu Grunde richtete. Leider haben die deutschen Großmächte, ohne ein eigenes Interesse dabei zu haben, sich dem Verfahren Englands und Rußlands in dieser Beziehung angeschlossen und Maßnahmen unterstützt, welche für die Kultur und die Wohlfahrt Vorderasiens keine günstigen Folgen haben. Hat doch der sehr unterrichtete preußische Generalkonsul, Herr v. Wildenbruch (jetzt in Alexandrien), vor einigen Jahren öffentlich erklärt, wie Alles seit der Vertreibung Ibrahim Pascha's einen schimpflichen Rückgang macht, wie die Verwaltung des Letzteren zwar hart, aber zum Wohle der Einheimischen und Fremden war, wie Feldbau, Gewerbthätigkeit und Gesittung befördert wurden, während mit der Rückkehr der Türken auch Trägheit und Barbarei zurückgekommen sind! Das Joch der Aegypter war allerdings für den arbeitsscheuen und verwilderten Syrer ein drückendes, aber es war einigermaßen ausgepolstert, dem Nacken angepaßt und führte vorwärts; das Joch der Türken dagegen ist nur aus rohen Holzstücken plump zusammengefügt und drückt nicht blos, sondern treibt die Spitzen und Splitter tief ins Fleisch. Ein neues Beispiel von Weisheit und Gerechtigkeit der türkischen Verwaltung liefert eine Korrespondenz aus Jerusalem vom Oktober 1846 in einer englischen Monatsschrift, wo Folgendes erzählt wird: „Ein türkischer Soldat kömmt in die Werkstätte eines Schuhmachers, in welcher der zum Protestantismus übergetretene Jude Baruch aus Konstantinopel als Geselle arbeitet, und verlangt von diesem die Ausbesserung seiner Schuhe. Der Schuhmacher sagt, er könne es nicht thun. Sogleich richtet der Soldat seine Flinte auf ihn und schießt ihn auf der Stelle nieder. Obgleich nun mehrere Zeugen bei der Mordthat waren, so bestrafte doch der Pascha den Mörder nicht, da dieser versicherte, sein Gewehr sey nur zufällig losgegangen, und der Soldat verließ denselben Abend mit anderen Truppen die Stadt." Unter Ibrahim hätte kein Soldat gewagt, solches Verbrechen zu begehen, und kein Pascha, solches Verbrechen unbestraft zu lassen: der Soldat wäre gehängt und der Pascha entsetzt worden: jetzt geht Alles! Der Kurde würgt die Christen in Masse, und der Kriegsknecht schießt sich wie einen Sperling einen Europäer.

t.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Donnerstag den 4. März 1847.

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Aetherdämpfe in der Medizin, besonders in der Chirurgie. *)

Das jüngst verflossene Jahr hat der Wissenschaft drei höchst wichtige Entdeckungen gebracht. Im Gebiete der Astronomie wurde aus den konstanten Abweichungen in der Bahn eines Planeten auf die Anwesenheit eines bis dahin unbekannten, von der Theorie aus, als eine Hypothese hingewiesen: ein junger französischer Astronom, Le Verrier, bestimmte mittelst scharfsinniger und mühsamer Berechnungen den Punkt in dem unermeßlichen Weltraum, wo sich der muthmaßlich neue Planet befinden mußte, und ein deutscher beobachtender Astronom in Berlin, Galle, fand mit Hülfe des Sehrohres den voraus bezeichneten Himmelskörper genau an der Stelle auf, wo ihn der rechnende Astronom am Pulte angegeben hatte. Im Gebiete der angewandten Chemie entdeckte Schönbein, ein deutscher Professor in Basel, in einem chemischen Präparat eine bis dahin nur in dem Schießpulver gekannte Explosionskraft, und da er mit der Angabe seines patentirten und verkauften Arkanums zu lange zögert, so kommt ihm ein anderer deutscher Chemiker, Otto in Braunschweig, mit der Bekanntmachung zuvor und lehrt aller Welt unentgeltlich die Bereitung der neuen explodirenden Materie durch Einwirkung der Salpetersäure auf Baumwolle. Im Gebiete der Medizin endlich findet ein Nordamerikaner, der Geologe und Chemiker Jackson in Boston, in einem längst gekannten und als Heilmittel angewandten Stoff die merkwürdige Eigenschaft, den Körper gegen Schmerzen unempfindlich zu machen, und veranlaßt einen Zahnarzt, Morton, die Anwendung dieses Mittels bei schmerzhaften Zahnoperationen zu versuchen, — und die Medizin ist um eine der wichtigsten Entdeckungen bereichert. Bei jeder dieser drei Entdeckungen im letzten Jahre sehen wir zwei Männer sich betheiligen, gleichsam als müßte die wissenschaftliche Auffindung von Einem und die praktische Anwendung und Verbreitung von einem Anderen ausgehen; so rechnet Le Verrier einen Planeten auf dem Papier aus, den Galle am Himmel nachweist; Schönbein entdeckt in der Verbindung des Xyloidins mit der Salpetersäure die explodirende Kraft, die Otto durch die Veröffentlichung seines einfachen Verfahrens überallhin verbreitet und ins Leben einführt: Jackson endlich bemerkt, daß die Einathmung gewisser Dämpfe ihn unempfindlich macht, und Morton übernimmt die Anwendung dieser Entdeckung für die Zahnheilkunde, für die operative Chirurgie und Medizin überhaupt nutzbar zu machen. Ueberall feiert somit die reine Wissenschaft in unseren Tagen Triumphe, die sie sich selber errungen hat. Während in früheren Zeiten die Entdeckungen meist von unwissenschaftlichen, sogenannten praktischen Männern auszugehen pflegten und sich erst später in das Gebiet der eigentlichen Wissenschaft die Bahn brechen mußten, sehen wir heute die Erfindungen aus der Wissenschaft selber hervorgehen und hinterdrein im praktischen Leben Platz und ausgebreitete Anwendung finden. Interessant ist es, hierbei noch auf das Verhältniß hinzuweisen, in welchem die Nationen zu den Entdeckungen, die wir einer jeden von ihnen zu verdanken haben, stehen. Frankreich, durch seine politischen und socialen Kämpfe berühmt, erzeugt den Mann, der in einer Wissenschaft, die der Politik und den socialen Bewegungen am fernsten liegt, in der mathematischen, rein abstrakten Astronomie, eine für den menschlichen Geist ehrenvollste Entdeckung eines Planeten ausrechnet. Dem friedliebenden, gemüthlichen und stillen Deutschland verdanken wir die Bereitung eines neuen Stoffes, welcher nur in Kriegen, wilden Zerstörungen und furchtbaren Verwüstungen seiner explodirenden und tödtlichen Eigenschaft die eigentliche Geltung verschaffen kann. Endlich Nord-Amerika, die in jüngster Zeit so sehr kriegslustigen und in ihren Eroberungen so glücklichen amerikanischen Freistaaten, lehren uns ein Mittel kennen, das bei Verwundungen die leidende Menschheit vor Schmerzen zu schützen im Stande ist. Dieses Mittel ist ein wahrhaft ätherisches, es ist der Aether selber.

Wir sind gewöhnt, unter Aether eine feine Luft zu verstehen, und unsere Dichter bestärken uns in dieser Annahme. Denn nach Homer's Vorgange pflegen noch heute unsere Poeten den luftigsten und feinsten Stoff im Weltenraum mit dem Namen des Aethers zu bezeichnen. In der That nannten die Griechen und Römer so den obersten und verdünntesten Theil der ganzen Luftschicht, das Element des flüchtigsten und leichtesten Feuers, von dem man meinte, daß es die höheren Himmelsregionen ausfülle und zur Bewegung der Gestirne beitrage, daher ätherisch so viel wie himmlisch bedeutete. In der heutigen Sprache der Chemie jedoch bezeichnen wir mit dem Namen Aether keine Luftart mehr, sondern eine durchsichtige, klare, wasserhelle Flüssigkeit, die freilich sehr leicht verdunstet, sich in Dampf verwandelt und eben so leicht entzündlich ist. Dieser materielle Aether in unserer Chemie ist bei weitem nicht so alt, als der phantastische in unserer Poesie. Freilich konnten die Dichter diesen leichter und schneller erschaffen, als es den Chemikern möglich ward, den Aether in ihren Laboratorien darzustellen. Obgleich man nämlich bereits in den Schriften der Alchemiker aus dem 13. und 15. Jahrhundert Spuren findet, die auf ein dem Aether analoges Präparat schließen lassen, und Paracelsus sich selber rühmt, Wunderkuren mit demselben gemacht zu haben, so wurde doch erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die rechte Bereitungsweise des Aethers nachgewiesen. Ein deutscher Chemiker, Frobenius, hatte 1729 in einem alchemistischen Briefe Nachricht von einem ätherischen Geiste gegeben, ohne jedoch dessen Bereitungsweise näher bekannt zu machen, was erst 1741, nach seinem Tode, aus den hinterlassenen Schriften geschah, und nun wurde die Aufmerksamkeit der Chemiker auf diese Flüssigkeit geleitet und sie selbst, dem Entdecker zu Ehren, Froben's Aether genannt. Der berühmte Stahl beschrieb darauf die dabei vorkommenden Erscheinungen genauer, als viele seiner Nachfolger, und sein Gegner, der Hallesche Professor Friedrich Hoffmann, dem ein Apotheker zu Halle den ganzen Prozeß der Bereitung mitgetheilt hatte, trug zur Bekanntmachung derselben so viel bei, daß der ätherhaltige Weingeist in der Folge sogar Hoffmann's Tropfen oder schmerzstillender Mineralgeist genannt wurde und noch heute im gewöhnlichen Leben unter diesem Namen, namentlich beim weiblichen Publikum, gar sehr bekannt ist. Dieser Liquor besteht aber aus nichts Anderem, als aus reinem Aether und Alkohol, daher jener auch ziemlich denselben scharfen, durchdringenden, doch angenehmen Geruch und süßlich kühlenden Geschmack hat, wie die Hoffmannschen Tropfen. Die großen Fortschritte in der chemischen Analyse der neueren Zeit wiesen bald nach, daß der Aether blos aus zwei Hauptstoffen oder Elementen besteht, nämlich aus Kohlenstoff und Wasserstoff, und da zu seiner Bereitung Weingeist und Schwefelsäure nothwendig sind, wobei wir bemerken wollen, daß die Erklärung des Prozesses, durch den aus dem Weingeist und der Schwefelsäure sich der Aether bildet, zu den interessantesten und belehrendsten in der ganzen Chemie gehört, so nannte man den letzteren gewöhnlich Schwefeläther, obgleich in ihm keine Spur von einem Atom des Schwefels enthalten ist.

Es ist eine in der Medizin längst bekannte und erwiesene Thatsache, daß der Aether, durch die Ernährungswege in den menschlichen Organismus aufgenommen, eine schmerzstillende und nervenberuhigende Wirkung äußert. Er war daher von den Aerzten dieser vortrefflichen Eigenschaft halber seit länger als einem Jahrhundert auch in den Arzneischatz aufgenommen worden. Selbst das seiner Aufnahme folgende Gefühl von Heiterkeit, Neigung zum Schlafe, endliche Berauschung waren keinesweges ungekannte Erscheinungen. Da aber der Aether in dieser seiner Wirkung sich durchaus nicht konstant blieb und, analog dem Opium, in einem Individuum bald vollkommene Ruhe, bald in einem anderen unerwartete und nachtheilige Aufregung erzeugte, man sich noch dazu überzeugen mußte, daß er, längere Zeit fort innerlich genommen, neben seiner beruhigenden Einwirkung, gleich dem Alkohol, die Schleimhaut des Magens angriff und zu einer eigenthümlichen Entzündung reizte, so stand man allmälig von seiner inneren Anwendung ab, und er schien hierauf längere Zeit unter dem Namen Hoffmannscher Tropfen nur noch in den Hausapotheken hysterischer Frauen und bleichsüchtiger junger Damen eine Rolle zu spielen, während er äußerlich unter der Form der Einathmung, nach wie vor, sehr häufig zur Wiederbelebung bei Scheintodten und ohnmächtigen Zuständen angewandt wurde. Hier diente der Aether also dazu, um die erstorbene Empfindung in scheinbar leblosen Individuen wieder hervorzurufen und das Gefühl anzufachen. Um so merkwürdiger muß die erst ganz vor kurzem nachgewiesene Eigenschaft des Aethers erscheinen, die Empfindung und das Gefühl beim Menschen ganz zu vermindern und die Kranken in einen lethargischen Zustand zu versetzen, in welchem sie die schmerzhaftesten Operationseingriffe und Verwundungen nicht fühlen. Man kann vom Aether somit das Widersprechende behaupten, daß er Scheintodte und Leblose aus der Ohnmacht wieder erweckt und Lebendige scheinbar leblos, wenigstens empfindungslos, macht. Auf der einen Seite giebt er die Empfindung wieder, auf der anderen raubt er sie. Die Anhänger der Homöopathie werden in dieser doppelten und entgegengesetzten Wirkung des Aethers auf den thierischen

*) Bruchstück aus einer nächstens erscheinenden größeren Schrift.

Organismus eine neue Stütze für die Hahnemann'sche Theorie des similia similibus finden und zu benutzen suchen. Denn wenn der Aether, so werden die Homöopathen triumphirend über diesen neuen Beleg und Beweis ihrer Theorie ausrufen, die Empfindung und das Gefühl in einem Gesunden aufheben kann, so muß er dieselben bei einem Ohnmächtigen wieder herstellen. Schade nur, daß diese Herren nicht schon früher von selbst darauf kamen, daß der Aether, der eine belebende Wirkung bei Empfindungslosen ausübt, nun auch umgekehrt die Empfindung der Gesunden in demselben Maße vermindern muß. Das Verdienst, die neue Eigenschaft im Aether aufgefunden zu haben, gebührt nichts weniger, als den Homöopathen, die überhaupt, trotz ihrer angeblichen vielfachen Experimente mit der äußeren und inneren Anwendung von Heilmitteln bei Gesunden und Kranken, unsere pharmako-dynamischen Kenntnisse in der Heilmittellehre noch nicht um ein Haarbreit bisher gefördert haben.

Vielmehr hat das Land, welches uns durch Franklin den Blitz zu bezähmen und dem Wetterschlag seine tödtende Kraft zu benehmen lehrte, einen anderen Mann erzeugt, der uns in dem Aether den Schmerz der leidenden Menschheit zu stillen nachwies und darin ein eben so sicheres Mittel uns verschaffte, als es der Magnet beim Gewitter darstellt. Durch die Entdeckung der schlummernden Kräfte im Magnet und im Aether, durch die Anwendung dieser herrlichen Eigenschaften auf das Leben, dort im Gebiete der Sicherheits- und Sanitätspolizei, um vor dem Blitzschlag, hier im Gebiete der operativen Chirurgie, um vor Schmerzen bei Verwundungen die Menschen zu bewahren, beginnt das dankbare Amerika die Zinsen der Schuld, welche unsere europäische Civilisation und Kultur bei ihm zu fordern haben, in reichem Maße der alten Welt abzutragen.

Hören wir, auf welche Weise die eigenthümliche Kraft des Aethers in Nord-Amerika entdeckt wurde! Der in Boston lebende bekannte Geolog und Chemiker Dr. C. F. Jackson lernte bereits vor 5—6 Jahren zufälligerweise den Zustand der Empfindungslosigkeit kennen, in welchen das Nervensystem der Haut durch das Einathmen von Aetherdämpfen versetzt wird, als er in seinem Laboratorium einst eine große Menge von Aetherdunst einathmete. Er wiederholte diesen Versuch an sich mehrere Male, und namentlich wandte er ihn dann an, wenn er durch scharfe Chlordämpfe, wie dieses in chemischen Laboratorien öfters der Fall ist, sich einen heftigen Schnupfen zugezogen hatte. In der Mitte des vorigen Jahres suchte er diese bis dahin ihm allein bekannt gebliebene Eigenschaft des Aethers insofern allgemein nutzbar zu machen, als er einen der beschäftigtsten Zahnärzte in Boston, den Dr. Morton, aufforderte, die Leute, die sich bei ihm Zähne ausziehen ließen, durch vorhergehende Einathmung der Aetherdämpfe gegen den sehr heftigen Schmerz bei dieser Operation unempfindlich zu machen. Die hiebei angestellten ersten Versuche glückten vollkommen; die Resultate waren ganz so, wie sie Jackson erwartete: die Patienten fühlten keinen Schmerz und empfanden keinen Nachtheil von dem eingeathmeten Aether. Durch diese glücklichen Erfolge aufgemuntert, veranlaßte Jackson, daß bei einem Kranken im allgemeinen Krankenhause von Massachussetts, an dem eine sehr schmerzhafte Operation vorgenommen werden sollte, die Aetherinhalation vorher in Anwendung gebracht wurde. Die Folge war, daß der Patient während der ganzen Operation empfindungslos war und nachher sich ganz wohl befand. Hierauf schritt man daselbst zu ferneren Versuchen bei anderen wichtigen chirurgischen Operationen, wie Resection der Kinnlade, Amputation eines Beines, Exstirpation einer bedeutenden Geschwulst, und das Resultat war in allen diesen Fällen gleich günstig. (Schluß folgt.)

England.

Das Teleskop und seine Entdeckungen.

(Schluß.)

IV. Sternsysteme. — Die Milchstraße.

Wenden wir uns nun dem zweiten Theil unseres Gegenstandes, d. i. den Sternsystemen zu, so wird es zu einer gehörigen Erläuterung der in diesem Zweige der Wissenschaft gemachten Entdeckungen zuvörderst nöthig seyn, auf einige mit jenen Systemen im Zusammenhange stehende Erscheinungen aufmerksam zu machen. Auch der flüchtigste Blick auf den gestirnten Himmel zeigt uns, daß die Sterne von verschiedener Größe sind; die Astronomen theilen daher die Sterne nach ihrer Größe in Klassen, deren sechs auch dem unbewaffneten Auge, sechzehn aber nur durch das Teleskop sichtbar sind. Das Wort „Größe" jedoch in dieser Bedeutung bezeichnet nicht sowohl wirkliche Ausdehnung im Raume, als vielmehr relative Entfernung und daraus folgenden Glanz; denn es ist aller Grund zu glauben da, daß im Allgemeinen die anscheinende Verschiedenheit der Größe die Wirkung einer veränderlichen Entfernung ist. Diese Annahme zwar — müssen wir zugleich zugestehen — ist nicht nach aller Schärfe richtig, denn es ist sicher, daß sich die Sterne auch ihrer wirklichen Größe nach unterscheiden, da es vielleicht einige unter ihnen giebt, größer und herrlicher als unsere Sonne, indessen andere nicht das Drittel ihres Umfanges messen; allein daß die Gränzen dieser Verschiedenheit eingeschränkt sind, und daß deshalb die obige Annahme durch den wirklichen Verhalt nicht bedeutend beeinträchtigt wird, lehrt der Anblick des gestirnten Himmels. Es ist jetzt über allen Widerspruch gewiß, daß die Fixsterne Sonnen, Mittelpunkte von Systemen sind, obgleich es, selbst bei der großen Vollkommenheit unserer heutigen optischen Instrumente, noch nicht gelungen ist, die Planeten, von denen sie umgeben sind, zu entdecken.

Die Erscheinungen am Sternenhimmel können, wie folgt, klassifizirt werden: 1) Einzelne Sterne, 2) Doppel-Sterne oder Systeme von zwei Sternen; dem unbewaffneten Auge erscheinen diese Doppel-Sterne als ein einziger Stern, und es ist, um sie von einander abzulösen, die Hülfe des Teleskops nothwendig. Bei genauerer Beobachtung findet sich, daß sie sich in elliptischen Bahnen, einer um den anderen, bewegen, und so viel wir wissen, folgen sie demselben Gesetze, welches die Bahn der Planeten bestimmt. Diese Doppel-Sterne nun sind keinesweges ein sehr seltenes Phänomen; im Gegentheil sind wir durch der beiden Herschel und Struve's Bemühungen mit nicht weniger als 6000 solcher zweigliedrigen Gruppen bekannt geworden. Ja, dies ist noch nicht Alles; bei einigen ist es gelungen, ihre Umlaufszeit zu bestimmen. Man hat mehr als 30 Beispiele beobachtet, wo sich eine Veränderung in der Stellung der beiden Sterne zu einander ergab, so daß das Faktum einer kreisförmigen Bewegung, die in einigen Fällen in 43, in anderen in 342, in noch anderen in 12,000, ja 16,000 Jahren vollendet wird, keinem Zweifel unterworfen ist. 3) Mehr zusammengesetzte Sternsysteme, Systeme, die aus 3, 4, 5, endlich aus einer Menge von Sternen bestehen. Auch bei ihnen ist das Zusammengehören und die Bewegung nachgewiesen, so daß man vielleicht sagen darf: die Doppel-Sterne sind nur das einfachste Beispiel einer Anordnung, der alle Sternensysteme unterworfen sind. 4) Sterngruppen, wie die Plejaden, oder Sternfirmamente, wie die Milchstraße. Was außerdem noch zu erwähnen bleibt, sind die Sternnebel u. s. w., auf die wir unten zurückkommen, wenn wir erst einiger Entdeckungen gedacht, die mit dem Gesagten in Beziehung stehen.

Unsere Sonne mit ihren Planeten hat ihre Stelle am Himmel nahe an dem Centrum eines Firmaments von Gestirnen, das nach allen Richtungen an der Himmelssphäre sich ausbreitet. Die einzelnen, zu demselben gehörigen Sterne, obwohl von zahlloser Menge, sind doch von einander unendlich entfernt, so gewaltig ist der Raum, welchen das Ganze einnimmt. Keiner dieser Sterne steht uns so nahe, daß seine Entfernung von uns nicht größer wäre, als der Zwischenraum zwischen Sonne und Erde 200mal genommen. Dies Firmament — ein Goldsand, in dem unsere Sonne nur ein einzelnes Korn ist — heißt die Milchstraße. Allein diese Milchstraße selber ist nur eine unter 2000 ähnlichen Milchstraßen, die alle größer als sie, aber, gleich ihr, in einzelne Sterne auflösbar sind. Andere, noch entfernter und nur schwach sichtbar, warten nur auf eine weitere Vervollkommnung unserer optischen Instrumente, um aller Wahrscheinlichkeit nach gleiche Resultate zu geben. Die Formen dieser Sternnebel (nebulae) sind von unendlicher Verschiedenheit, doch ist es merkwürdig, daß einer derselben, und zwar derjenige, der an dem entferntesten Punkte, zu dem unsere Teleskope reichen, liegt, eine größere Aehnlichkeit mit dem System, zu dem unsere Sonne gehört, haben soll, als irgend ein anderer bisher am Sternenhimmel beobachteter Punkt. Es besteht derselbe aus einem hellen, runden Kern, der in einem großen Abstande von einem nebeligen Ring umgeben ist, welcher Ring in dem größeren Theil seiner Peripherie gespalten erscheint. Eben so nun müßte unsere Milchstraße sich den Bewohnern eines gleich entfernten Theiles dieser sichtbaren Region der Schöpfung darstellen.

Merkwürdig bei diesen Sternhaufen (sonst: Nebelflecke) sind ihre Formen, deren Aehnlichkeit mit irdischen Gegenständen die Astronomen veranlaßt hat, sie durch Namen wie Krebs-Nebula, Spiral-Nebula u. s. w. zu bezeichnen. Nicht minder bemerkenswerth ist es, daß unter den Sternhaufen von einfacherer Form überwiegende Centralmassen vorhanden zu seyn scheinen, die ohne allen Zweifel durch das allgemeine Gravitationsgesetz gebildet wurden. Sir William Herschel glaubte die Existenz einer solchen zusammenhäufenden Kraft auch an einem anderen Merkmal dieser kugelförmigen Massen zu erkennen. Das Licht um ihre Centraltheile nämlich, welches dem Grad der Zusammenhäufung der Himmelskörper daselbst entspricht, ist weder einförmig, noch hat es ein beständiges Verhältniß zu der Größe der Sphäre, in welcher der Gegenstand, der es ausströmt, enthalten ist. Es ergiebt sich daher — nicht eine scheinbar veränderliche Concentration um den Mittelpunkt her, sondern eine wirkliche, und wir dürfen annehmen, daß unter der Folge von Aspekten, die sich bei diesen Gruppen ergeben, ein jeder ein Schritt ist in irgend einer jener erstaunlichen Evolutionen, denen sie im Laufe der Jahrhunderte unterworfen seyn mögen und durch welche sie von einer Ansammlung von vergleichungsweise zerstreuten Sternen zu ausgebildeteren Sphären werden, deren Centra sich einem ununterbrochenen Lichtglanze nähern.

In den mehr zusammengesetzten Sternhaufen jedoch scheint auch nicht einmal die Spur eines Gesetzes zu herrschen. In einem derselben scheinen zwei Attractionscentra zu seyn, die Spiral-Nebula ist blos eine Ansammlung getrennter Massen. Bei der Milchstraße sehen wir etwas Aehnliches; sie ist keinesweges regelmäßig, sondern scheint eher eine Folge einzelner Sternhaufen zu seyn, die — jeder für sich harmonisch gebildet — von einander durch mehr oder weniger dunkle Linien oder Flecken getrennt sind. Dies kömmt auch sonst vor, dergestalt, daß eine Trennung der Massen und die Bildung anderer kompakterer Haufen in dem Universum eben nichts Abnormes seyn mag.

V. Der Centralpunkt des Universums. — Parallaxe der Fixsterne. — Herschel's und Laplace's Hypothesen.

Wir haben bereits von den Umdrehungen der Doppel-, drei- und vielfachen Sterne um einander oder besser um einen gemeinsamen Punkt der Attraction geredet. Denken wir diesem Phänomen nach, so führt uns das auf eine Betrachtung der ganzen Sternenwelt und zur Untersuchung der Frage: ob sich die einzelnen Sternhaufen nicht zu abgesonderten, innerlich konsistenten und durch die ihnen inhärente stätige Aktivität bleibenden Figuren vereinigen

lassen, ob die einzelnen Gestirne, aus denen sie bestehen, sich nicht in gewaltigen Bahnen bewegen, und ob — gleich wie die Planeten um sie — die Sonne sich nicht um einen Centralpunkt der Attraction bewege? Das Phänomen der Doppel-Sterne begünstigt einen solchen Gedanken, und, was den letzten Theil der Untersuchung betrifft, so ist dieser bereits genügend erledigt worden. Herschel, der in das Problem tief eindrang, erklärte 1803, daß die Sonne sammt ihren Planeten sich mit äußerster Geschwindigkeit nach einem Punkte in der Richtung des Sternbildes Herkules fortbewege. Diese Behauptung hat sich bestätigt. Die Wahrheit, daß unsere Sonne sammt ihren Planeten sich selber in einer großen Bahn bewegt, steht fest. So ergiebt sich also, daß unser Firmament nicht irgend etwas Fixes, sondern der Sammelplatz einer rastlosen Thätigkeit ist, die sich, wie die Jahrhunderte heranrollen, eine neue Bestimmung erarbeitet.

Allein wo ist das Centrum, um welches die Sonne sich bewegt? Argelander vermuthet, daß sie um irgend einen, wahrscheinlich dunkeln und in der Nähe des hellen Flecks im Perseus befindlichen Körper rolle. Andere gaben andere Punkte an, bis vor kurzem Mädler seine Hypothese über die Centralsonne, um welche das Sternen-Universum sich dreht, ankündigte. Er nimmt den Stern Alcyone in der Constellation der Plejaden für diese Centralsonne und schätzt die Umlaufszeit der Sonne sammt ihrem Gefolge von Planeten, Trabanten und Kometen um das große allgemeine Centrum auf ungefähr 18,200,000 Jahre.

Das führt uns auf eine andere wichtige Entdeckung im Gebiete der Astronomie, wir meinen die Parallaxe der Fixsterne. Unter Parallaxe versteht man die scheinbare Veränderung in der Stellung eines unbeweglichen Körpers, die durch die wirkliche Ortsänderung eines beweglichen, von dem aus jener gesehen werden kann, veranlaßt wird. Durch die Parallaxe werden die Entfernungen der Himmelskörper von unserer Erde bestimmt. Es ergiebt sich nämlich aus den mathemathischen Anfangsgründen, daß man, um die Entfernung eines Ortes, an den man nicht herankann, von uns zu messen, man eine bekannte — gemessene — Linie, die sogenannte Standlinie, zum Grunde legen muß. Aus dieser Standlinie ergeben sich durch eine sehr einfache Operation alle unbekannte Stücke des Dreiecks, dessen eine Winkelspitze der Gegenstand ist, dessen Entfernung gemessen werden soll. Ganz auf diese Weise nun wird z. B. die Entfernung der Sonne von der Erde bestimmt. Der Erddurchmesser ist die Standlinie, an dessen beiden Endpunkten zwei Beobachter die Winkel messen können, welche die Gesichtslinien nach der Sonne mit dem Erddurchmesser bilden, oder, was dasselbe ist, ein Beobachter vollzieht mit einem Zwischenraum von 12 Stunden beide Operationen. Denn vermöge der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse wird er innerhalb 12 Stunden sich auf zwei Punkten, die ein wenig mehr als einen Erddiameter von einander entfernt sind, befinden. Der Winkel, der sich durch diese Operation ergiebt, heißt die tägliche Parallaxe. Die Fixsterne aber sind so entfernt, daß sie keine tägliche Parallaxe geben. Glücklicherweise vermögen wir es, um ihre Entfernung zu bestimmen, uns einer größeren Standlinie zu bedienen; denn da sich jene Himmelskörper außerhalb unseres Sonnensystems befinden, so können wir sie nicht allein von den Endpunkten des Erddurchmessers, sondern auch von denen der Erdbahn beobachten, da wir vermöge der täglichen Parallaxe *) der Sonne die Länge des Diameters ihrer Bahn — er beträgt 190,000,000 (engl.) M. — kennen. So erhalten wir eine Standlinie von 190,000,000 M., und auf diese Weise ergiebt sich die jährliche Parallaxe. Dennoch ist die Entfernung der Fixsterne von uns so unendlich groß, daß es lange Zeit den Astronomen nicht gelingen wollte, eine meßbare Parallaxe zu finden. Erst neuerdings sind gleichzeitig von Bessel, Struve und Henderson die Parallaxen mehrerer Fixsterne gefunden worden. Der Stern, den sich Bessel zum Vorwurf seiner Arbeit nahm, war 61 im Schwan; er giebt eine Parallaxe, aus welcher sich seine Entfernung von uns als 670,000mal so groß, als die der Sonne von uns ergiebt, d. i. 63,650,000,000,000 (engl.) M.

Wir kommen nun zum letzten Theil unserer Aufgabe, nämlich zu Herschel's Hypothese über die Sternnebel, zu Laplace's Theorie über die Entstehung des Sonnensystems und zu der vollständigen Widerlegung der Ansichten beider Astronomen, wie sie durch die Ergebnisse von Lord Rosse's Teleskop bewerkstelligt worden.

Außer den in Sterngruppen auflösbaren Lichtnebeln sind noch manche andere Nebelflecken, die selbst die mächtigsten Teleskope bis vor kurzem nicht aufzulösen vermochten, am Himmelsgewölbe zerstreut. Je mehr die Kraft der Instrumente wuchs, desto zerflossener und eigenthümlicher zeigte sich ihr Ansehen, und es schien, als beständen sie nur aus durch sich selbst leuchtenden Ausdünstungen. Richten wir z. B. das Auge auf den Stern Theta im Schwert des Orion, so dünkt es uns, als schiene er durch ein leichtes Gewölk, gerade dicht genug, sein Licht unbestimmt zu machen, ohne es jedoch zu verdunkeln. Diese Wolke jedoch ist an sich selber leuchtend und man hält sie für eine Masse nebeligen Stoffes, die entweder den Stern umgiebt oder sich selber — wahrscheinlich bis zur 8ten Ordnung der Sternentfernungen — jenseits desselben ausbreitet. Dieses Phänomen wurde von Sir John Herschel — besonders während seines Aufenthalts auf dem Kap der guten Hoffnung — es wurde von Lord Rosse während des Winters von 1844—45 durch seinen 3füßigen Spiegel beobachtet, allein weder der Eine noch der Andere konnten eine Spur von einem Stern entdecken.

Diese Nebelflecken, deren es unzählige giebt, haben bis ganz neuerdings nicht aufgelöst werden können. Dicht bei dem Stern Nü in der Andromeda befindet sich ein auch dem unbewaffneten Auge erkennbarer Nebelfleck, der, durch den 2füßigen Reflektor betrachtet, den Anblick einer länglichen Lichtellipse gewährt, die sich ungefähr in der Breite des Mondes ausdehnt und sich um ihren Mittelpunkt in einen erkennbaren Kern konzentrirt, an ihren Gränzen aber sich nach und nach verläuft. Dies Phänomen kann gleichsam als ein Typus aller derjenigen anderen gelten, die in einzelne Sterne aufzulösen dem Teleskop nicht gelungen ist, die aber alle auf ihrer Oberfläche irgendwo einen Lichtkern erblicken lassen. In manchen findet sich eine allmälige Verdichtung, in anderen ist diese mehr plötzlich und der Kern tritt deutlich hervor, in noch anderen ist der Kern so konzentrirt, daß er als ein kleiner glänzender Stern erscheint, der von anderen Sternen nur durch seine dichte Umhüllung sich unterscheidet.

Diese von dem älteren Herschel beobachteten Erscheinungen riefen seine Hypothese ins Leben. Er nahm an, daß der selbst leuchtende, nebelige Stoff, der sich im Raume ausbreitet, sich in einem Zustand beständiger und progressiver Verdichtung befinde. Da, wo der Kern fehlt, glaubte er, diesen Stoff auf seiner rohesten Bildungsstufe zu sehen: das nächste Stadium war der Nebenflecken mit seinem Kern, und der vollkommene Stern war ihm das Ganze, nachdem es die Form erhalten, zu der es bestimmt war.

Diese Hypothese Herschel's nun wendete Laplace bei seiner berühmten Theorie, auf die wir uns hier wegen Mangel an Raum nicht einlassen können, an. So viel ist klar, daß sowohl die Herschelsche Hypothese, als Laplace's Theorie, da sich beide auf die Unauflösbarkeit der so eben besprochenen Nebelmaterie stützen, zusammenfallen, sobald diese Unauflösbarkeit wegfällt. Nun aber hat sich im März des verflossenen Jahres der Nebel um den Orion, der bisher allen Teleskopen widerstanden, vor dem Riesen-Instrument Lord Rosse's in eine Milchstraße aufgelöst. Man kann ihn nicht länger für eine Masse selbstleuchtender Ausdünstungen erklären, sondern wir haben ein Sternenfirmament vor uns, in einer solchen Entfernung, daß der Glanz der zu demselben gehörigen Sterne in ein allgemeines, schwaches Licht zerschmilzt. So haben Zweifel und Speculation über diesen Punkt ihr Ende erreicht. Herschel's schöne Hypothese entbehrt ihrer früheren Stütze, eben so wie Laplace's Kosmogonie sich nicht weiter auf Thatsachen berufen kann.

Christopher Tadpole,
oder wie jetzt in London neue Bücher angekündigt werden.

Wenn man auch schon hier zu Lande anfängt, in den Ankündigungen neuer Werke mit der Zeit fortzuschreiten, so kommen wir doch den Engländern darin bei weitem noch nicht bei und sind unsere Trompeten nur Kinder-Trompetchen gegen die riesenmäßigen der Engländer. Albert Smith, der mehr oder weniger dieselbe Richtung mit Dickens, wenn auch nicht dessen Talent zugleich, hat, giebt eben ein in monatlichen Lieferungen erscheinendes Werk heraus, bei dessen Ankündigung der Verleger, Richard Bentley, eine in der That fast fabelhafte Marktschreierei entwickelt.

Bekanntlich laufen in London eine Menge eigens dazu gemietheter Kerle täglich in der Stadt herum, welche große Aushängeschilder an langen Stangen tragen. Auf diesen Schildern steht mit ungeheuren Lettern und in oft witzelnden Ausdrücken zu lesen, was in dem oder jenem Laden dieser oder jener Straße zu haben ist. Eine andere Art dieser Industrie ist das Rundfahren eines riesigen, viereckigen Wagens, der mit allerlei gewaltigen Ankündigungen beklebt ist und vom frühen Morgen bis zum späten Abend das Pflaster nicht verläßt. Wie sonderbar dies auch scheinen mag, so muß man doch annehmen, daß die, welche solche Kunstgriffe gebrauchen, ihre Rechnung dabei finden, denn sonst würden sie gewiß vorziehen, sich billigerer Vermittelung mit dem Publikum zu bedienen.

Der Verleger des Buches von Albert Smith hat nun Tausende von Prospektussen drucken lassen, auf deren einer Seite ein solcher Wagen mit einem possierlichen Kerl als Fuhrmann, Trommler und Pfeifer und einige staunende Zuschauer gezeichnet sind. Auf dem Wagen steht der Name des Buches, namentlich: „Die Abenteuer und Schicksale von Christopher Tadpole." — Die zweite Seite bringt nicht weniger Sonderliches, nämlich eine an das Publikum in der Form parlamentarischer Gesuche gerichtete Petition. Sie beginnt also:

„Eine Acte
für die
Herausgabe einer neuen periodisch erscheinenden Geschichte,
genannt:
Christopher Tadpole.

„Da uns durch viele verständige Buchhändler, Leihbibliothekhalter, Zeitungsverkäufer und andere Kleinhändler in den Erzeugnissen der Phantasie bekannt geworden, daß die Entmuthigung in allen lesenden Kreisen in diesem Augenblick sehr groß ist, da es an literärischer Nahrung gebricht — schwere und unverdauliche Kost ist natürlich nicht mit zu rechnen — und da die genannten Buchhändler, Leihbibliothekare, Zeitungsverkäufer und Andere entdeckt haben, daß der fremde Vorrath, der in neuester Zeit durch die Häuser Sue, Dumas und Andere zugebracht worden, nichts taugt, sondern durch den Gebrauch schwere Krankheiten hervorruft;

„Und da die Eisenbahnen auf allen Stationen Bibliotheken errichtet haben und alle bis auf diesen Tag herausgegebene Bücher durch und durch gelesen worden sind, vor Allem in den westlichen Grafschaften, wo man einen dreibändigen Roman auf einer Reise von zwanzig Meilen durchliest;

*) Indem nämlich die Operation in einem Zwischenraum von sechs Monaten vorgenommen wird.

„So bitten wir, daß es Ew. Majestät, dem Publikum, gefallen wolle, ein Gebot und Befehl ergehen zu lassen, daß eine Geschichte herausgegeben werde unter dem Titel: „Die Abenteuer und Schicksale von Christopher Tadpole", verfaßt von Albert Smith.

„Und möge ferner befohlen werden, daß diese Geschichte in monatlichen Lieferungen erscheine, deren jede einen Shilling kostet und deren zwölf erscheinen müssen und von denen jede zwei Illustrationen von John Leech bringt.

„Und möge weiter verordnet werden, daß diese Geschichte sich finde auf allen Tischen aller Klubs, literarischen Institute, Lesemuseums, Volkskaffeehäuser und anständigen Wohnungen von Privatleuten. Und möge es Ew. Majestät gefallen, zu befehlen, daß alle junge Damen und alle junge Herren, die Arm in Arm mit ihnen spazieren, sagen sollen: „Haben Sie die Nummer .... von Tadpole schon gesehen? Welch ein unschätzbares Buch!" Und daß dieses Wort **unschätzbar** nicht auf die gewöhnliche Art und Weise, sondern mit Enthusiasmus ausgesprochen werde. Und möge weiter verordnet werden, daß alle brave junge Herren es ein „humoristisches" Buch nennen und sagen, daß es kein besseres gebe und daß auch nicht das Mindeste über seine Richtung zu sagen ist. Und außerdem geliebe es Ew. Majestät, unsere unterthänige Bitte bekannt zu machen, daß die Kritik das Werk für eine kolossale Vermehrung des Ruhms seines Verfassers erkläre.

„Und möge schließlich befohlen werden, — da die Welt doch sehr groß ist und ein angenehmes Plätzchen, um auf ihr zu wohnen mit sehr vielen Quellen des Vergnügens und viel weniger Kummer, als sich die Menschen gewöhnlich einbilden — möge also schließlich befohlen werden, daß man keine andere Bestrebungen anwende, um Jemand eine Freude zu machen, außer durch dies Buch u. s. w. u. s. w."

Man sollte denken, der Verleger des „Christopher Tadpole" hätte sich damit bescheiden können; doch weit entfernt davon, giebt er am Schlusse all des Wustes die Anweisung: „Man sehe auf der folgenden Seite, was die Presse über das Werk sagt." Von diesem Urtheil der Presse mache man sich keineswegs eine übertriebene Vorstellung; wir bemerken, um dies zu verhüten, nur, daß solche Urtheile meist durch den Verleger **bezahlt** werden. Einige dieser Rezensionen mögen hier zur Probe folgen.

Morning Herald. „Albert Smith hat ein neues Werk, welches in monatlichen Lieferungen erscheinen soll, in die Presse gegeben, und zweifelsohne wird dasselbe eine günstige Aufnahme beim Publikum finden. Unter all den Schriftstellern, welche in die Fußstapfen von Charles Dickens traten, ist Albert Smith gewiß der glücklichste, denn obschon er augenscheinlich nur ein Nachahmer ist, sind doch seine rasche Auffassung, sein Erfassen des Komischen und seine eigenthümliche Anschauung ganz sein Eigenthum, und er verdankt ihnen Resultate, die sehr häufig eine Vergleichung zwischen ihm und seinem berühmten Zeitgenossen nicht zu seinem Nachtheil ausfallen lassen. Dies hat schon die erste Nummer von Christopher Tadpole bewiesen."

Morning Advertiser. „Eine sehr unterhaltende Erzählung, die sich besonders durch ihren lebendigen Styl, die höchst glücklichen Beschreibungen und eine ergötzliche Mannigfaltigkeit der Charaktere bemerkbar macht. Vor Allem ist in diesen Blättern eine große Originalität des Gedankens entwickelt. Die Beschreibung der „guten alten Stadt Chester", mit welcher die Erzählung beginnt, ist wunderschön und kurz, die ganze erste Lieferung ist vortrefflich. Das Ernste und Scherzende, das Pathetische und Komische sind abwechselnd mit gutem Erfolge angewandt und durchgeführt."

Court Journal. „Christopher Tadpole steht hoch über den gewöhnlichen Erzählungen dieser Art. Das Buch umfaßt eine lebendige Skizze von der ruhmreichen, alten Stadt Chester, wahrscheinlich die Frucht eines Besuches derselben. Auch finden wir darin die Beschreibung eines wunderlichen Wirthshausknechts, einer rührenden Entbindung und eines Sterbebettes, einer Scene im Hyde-Park u. s. w. Dies Alles zusammen macht die Lektüre der ersten Nummer sehr unterhaltend und verspricht viel für die folgenden Lieferungen. Der Styl ist charakteristisch und lebendig, und das Ganze war uns eine sehr willkommene Erscheinung."

Trotz dieser glänzenden Ankündigungen giebt „de Tijd", der wir diese Probe englischer Buchhändler-Industrie entnehmen, den holländischen Verlegern den Rath, erst wohl zuzusehen, ehe sie den „**Christopher Tadpole**" übersetzen lassen. Sie kommt aber zu spät damit, denn es ist schon eine holländische Uebersetzung davon angekündigt. Daß eine deutsche nicht auf sich warten lassen wird, versteht sich von selbst. W.

Mannigfaltiges.

— **Der sechste Band von Thiers' Geschichte Napoleon's.** Nachdem in diesen Blättern zu wiederholten malen über die ersten fünf Bände dieses Werkes, und zwar sowohl über seine relative Geltung selbst als über den Standpunkt des Verfassers, berichtet worden, können wir uns wohl vorläufig begnügen, über den sechsten Band ganz summarisch zu berichten, wenn uns dieser auch vielleicht später noch Gelegenheit giebt, Einzelnes daraus vollständiger zu berühren. Der vorliegende Band umfaßt in drei Büchern (XXII—XXIV) die Begebenheiten eines Jahres (August 1803 bis August 1806). Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien hatte auf ganz Europa den tiefsten Eindruck gemacht, doch wagte außer Schweden und Rußland noch kein Kabinet, sich darüber zu äußern. Dennoch kam es bald zu einer neuen Coalition. England, Schweden, Rußland traten entschieden genug auf, Oesterreich schwankte noch, und Preußen zeigte sich, als Hardenberg die Stelle des französisch gesinnten Haugwitz einnahm, wenigstens neutral. So stand die Lage der Sachen im Jahre 1804. Doch schon in der ersten Hälfte des folgenden waren die Verhältnisse so verwickelt geworden, daß der Ausbruch des Krieges nicht mehr lange hinauszuschieben war. Napoleon erkannte diese Nothwendigkeit sehr wohl und beschloß, durch Ergreifung der Offensive die Leitung des Krieges gewissermaßen in seine Gewalt zu bringen. Hier beginnt nun der Verfasser seine Beschreibung. Er führt uns durch alle Verwickelungen hindurch, erspart uns nicht die unscheinbarste, unwesentlichste Einzelheit, verliert aber auch nie den allgemeinen Faden der historischen Entwickelung aus der Hand, sondern weiß alle jene scheinbaren Kleinigkeiten an diesen Hauptfaden anzuknüpfen. Die Eroberung von Ulm und die Schlacht bei Trafalgar machen die beiden Glanzpunkte des ersten Buchs aus; das zweite beschreibt die Begebenheiten vor und nach der Schlacht bei Austerlitz, so wie natürlich die letztere selbst sehr ausführlich. Das dritte umfaßt die Geschichte der Bildung des Rheinbundes von der Rückkehr Napoleon's nach Paris bis zur Erklärung des Kriegs zwischen Frankreich und Preußen.

— **Ein königlicher Sonnenschirm.** Die Königin Victoria erhielt von einem reichen Fabrikherrn der City gewiß den kostbarsten Sonnenschirm der ganzen europäischen Damenwelt zum Geschenk. Außer einem neuen künstlichen Mechanismus, sich auf den leisesten Wink der schönen Hand zu öffnen und zu schließen, zeichnet sich dieser unentbehrliche Toilettengegenstand durch die geschmackvollste Pracht aus. Goldene Stäbe halten das weiß und kirschroth gewässerte Seidenzeug; der Handgriff ist von ciselirtem Golde und bildet an seinem unteren Theile einen Kranz emaillirter Lorbeerblätter, der sich um die Krone mit der königlichen Chiffre schlingt, welche in Brillanten ausgeführt ist. Der Stiel ist ebenfalls von Gold, umschlungen von einem in blauer Emaille und Edelsteinen spiralförmig gearbeiteten Bande, den Hosenbandorden andeutend und mit dem bekannten Motto desselben endend. Eine zierlich emaillirte Hand hält diesen prächtigen Stiel; um das Gelenk derselben steht in Diamantschrift: „**Ich regiere**", gewiß eine unbeabsichtigte Ironie auf die Hand, in der dies kostbare Spielzeug gleich einem Scepter liegen wird.*) Ganz am Ende ist noch das königliche Wappen in einen großen Topas geschnitten, abermals mit Edelsteinen umgeben, unter denen sich ein Rubin befindet, der durch einen Druck eine allerliebste Riechdose zu Tage fördert, die auf die künstlichste Art in dem Knauf des Stiels angebracht ist. Sechs Monate waren erforderlich, um diesen königlichen Sonnenschirm herzustellen. Die englische Delikatesse verschweigt die aufgewendete Geldsumme. Der Seidenstoff wurde besonders dazu gewebt in Spitalsfield, die Spitzengarnitur ebenfalls in dem berühmten Honiton, und der erste Juwelier der Hauptstadt übernahm die Fassung der Edelsteine.

— **Englische Schönheit und Eitelkeit.** Alljährlich giebt die Gräfin Blessington in ihrem Book of Beauty einen redenden Beweis von der Schönheit und Eitelkeit der Engländerinnen, der sich nicht mit dem sonstigen Zartgefühl derselben vereinigen läßt. Die Ladies scheinen gar nicht davor zurückzuschrecken, sich als Schönheiten von Profession in effigie mit voller Namensunterschrift dem Publikum zu präsentiren; die böse Welt behauptet sogar, daß die meisten der vornehmen Damen dies Vergnügen theuer erkauften durch 20 Guineen und mehr an den betreffenden Kupferstecher, und das kostspielige Prachtexemplar des Books of Beauty müssen sie sich noch obendrein selbst anschaffen. Dafür finden sie ihre Reize aber auch in demselben in Verse gebracht, Stanzen oder Sonette, über denen abermals ihr Name groß gedruckt steht und in denen ihnen außer der Schönheit alle mögliche Tugenden nachgerühmt werden. Die geistreiche Lady Bulwer hat in ihren Romanen diese englische Unsitte schon lächerlich zu machen gesucht, aber ohne sie abstellen zu können. Die Herausgeberin muß bei den schönen Gesichtern und schlechten Versen noch immer ihre Rechnung finden, aber außer dem Glanze der äußeren Ausstattung keine Sorge für ihr Buch tragen. Die literarische Zugabe ist wenigstens Null in diesem Jahr; einige seichte Novellchen und poesielose Gedichte etlicher Lords, damit doch auch die männliche Eitelkeit ihren Antheil an dieser Eitelkeitsspeculation habe — das ist der ganze Inhalt des 280 Seiten umfassenden Buches in gr. Oktav. F. v. H.

*) Richtiger wäre der bekannte alte Wahlspruch der Prinzen von Wales: „Ich dien", den die Engländer Ich dein auszusprechen pflegen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 28. Berlin, Sonnabend den 6. März 1847.

Phönicien.

Phönicien und was von ihm auf uns gekommen.

1.

Unter den Völkern des Alterthums, die sich durch ihre Geschichte Anspruch auf Fortdauer im Gedächtniß der Nachwelt erworben haben, nehmen die Phönicier einen achtunggebietenden und das Herz des Geschichtsfreundes mit Wehmuth erfüllenden Rang ein. Durch Religion und Gottes-Erkenntniß tritt das Volk der Hebräer früh und bleibend hervor; durch bildende Kunst und Wissenschaft wird das Volk der Griechen Lehrmeister der Welt; durch rohe Tugend und rohe Gewalt erobert sich Rom den Namen „klassisch"; durch ungeheure Steinmassen setzt sich Aegypten die Denkmäler seiner Despoten-Herrschaft, und als Waffenknechte erobernder Weltstürmer haben die Völker von Assyrien, Babylonien und Persien das Vermächtniß eines unglücklichen Ruhmes in die Annalen des Alterthums gezeichnet. Ganz außer und über der Linie der Thätigkeit und Schicksale jener Völker steht das phönicische Volk; einzig ist seine Erscheinung in der Mitte der Thaten und Bilder der Vorzeit. „Keine zertrümmerte Städte", sagt ein neuerer Schriftsteller, „keine verwüstete Länder, wie bei den Heereszügen der Meder und Assyrer, sondern eine lange Reihe blühender Kolonieen, Ackerbau und die Künste des Friedens unter dormals barbarischen Völkerschaften bezeichneten die Siegesbahn des tyrischen Herkules." Ohne bekannte Vorgängerin und lange Zeit ohne Nachahmerin, wandelt diese Nation, wie eine wohlthätigr Fee, zu den im Dunkel der Unkultur schlafenden Nationen und theilt ihnen die kostbarsten Gaben des genüßlichen und feinen Lebens mit, lehrt sie die eigenen Kräfte besser gebrauchen und stiftet gesellige Verhältnisse zwischen den weit auseinanderliegenden Stämmen. Wundersam zieht die Geschichte dieses außerordentlichen Volkes vor unseren Augen vorüber, eine Geschichte, welche den Blick des Betrachters wohlthätig berührt, nachdem er von den Blutscenen der Schlachten, dem Elend geknechteter Völker und selbst von der Uebersättigung im Genußreichthum schmerzlich ergriffen war, eine Geschichte, die uns die höchste Achtung einflößen muß, wenn wir Zeit und Oertlichkeit gebührend würdigen. Wir kennen Phöniciens Geschichte nur aus dem Munde seiner Feinde, Neider und Verderber, und dennoch erfahren wir durch diese inmitten der von Haß eingegebenen Urtheile oder mit beschränkter Ansicht aufgefaßten Thatsachen oft unwillkürliche Lobsprüche über verschiedene geistige Größen der Phönicier, deren jede einzelne hinreichend wäre, ein Volk unsterblich zu machen. Die Phönicier gaben vielen Ländern Europa's und Afrika's Bevölkerung und Kultur. In Hellas wie in Spanien, in Nord-Afrika wie auf den Inseln des mittelländischen Meeres waren ihre Niederlassungen der Kern für die Bildung weiter Strecken des Abendlandes; von ihnen forderten Könige ihre Baumeister und Schiffsführer; sie wagten zuerst die See bis in den großen Ocean zu beherrschen; sie waren die Erfinder aller kunstvollen Werkzeuge, des Glases, des Purpurs und so vieler anderer Dinge, daß es bei den Alten Gebrauch war, jede Arbeit dadurch zu rühmen, daß man ihr das epitheton ornans: sidonisch oder phönicisch beilegte. Auf einem sandigen und steinigen Boden von kaum 200 Quadratmeilen Größe zusammengedrängt, machten sie die Wüste zu einem Garten, in welchem nur die herrlichsten Städte die üppige Flur unterbrachen; an den unwirthbaren Küsten erhoben sich Häfen, in welchen alle Reichthümer der Welt aufgespeichert waren, in welchen Handelsflotten Schutz fanden, die Bernstein von den Ostseeküsten holten und die Erzeugnisse Indiens und Arabiens nach dem Abendlande führten; und nicht blos Kaufherren waren sie, welche nur den Mittler zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten geschickt zu machen wissen, ohne selber Hand an das Werk des Erzeugens zu legen, nein, sie waren die trefflichsten Künstler, erfindungsreichsten Meister und fleißigsten Arbeiter. Die Phönicier, von denen der Prophet Jesajas (der übrigens so wenig wie andere Propheten oder wie die Griechen gut auf sie zu sprechen ist) sagt, ihre Kaufleute seyen Fürsten und ihre Handelsherren, die Angesehenen der Erde, haben im Alterthume ihres Gleichen nicht; erst im spätesten Mittelalter werden sie zum Theil von den Venetianern erreicht und erst in der neueren Zeit von den Engländern übertroffen. Diese sind in Handel, Colonisation, Kunstfertigkeit, Fleiß und Geschick noch in viel höherem Maße das, was die Phönicier waren, und ist auch ihr Land größer und günstiger gelegen, und waren sie von jeher auch viel mächtiger an Menschenzahl, was Beides sie eher zu solcher Höhe bringen konnte, so darf man doch zu Gunsten der Engländer nicht vergessen, daß sie nicht nur bei rohen Völkern das volle Uebergewicht einer höheren Kultur geltend machen, sondern auch bei gleichgebildeten und selbst bei höher gebildeten, während die Phönicier in einer Welt von Rohheit sich bewegten und wirklich dem Verfalle entgegengingen, sobald sie an den gebildeteren Griechen Nebenbuhler im Handel erhielten.

Die Verfassung der Phönicier war in frühesten Zeiten schon eine beschränkt monarchische; später waren die einzelnen Städte föderirt, es waren Republiken mit Oligarchen an der Spitze, oder mit gewählten Richtern (Suffeten). Seemännischer Stolz, verbunden mit Krämersinn, führte zu Weiterungen, welche Stadt gegen Stadt bewaffneten und welche dem fremden Eroberer den Weg zeigten. Bei der Kleinheit des Landes und Volkes und bei der Lage zwischen neidischen Nachbarn und im Bereiche gieriger Eroberer, muß man sich aber nicht über den Untergang Phöniciens, sondern vielmehr über sein langes Bestehen wundern. Schon die Patriarchen kennen Sidon als eine reiche, seemächtige Stadt; die ältesten Griechen erzählen von den Wundern der phönicischen Künste, und sie lassen unter Anderem das hunderttthorige Theben im fernen Oberägypten vom tyrischen Herkules erbaut seyn. Salomon läßt seinen berühmten Tempel von phönicischen Meistern bauen und schmücken, eben so wie er seine Schiffe von phönicischen Seefahrern führen läßt, was ihm, dem weisen Könige, gewiß keine Schande macht, da in neuester Zeit auch Rußland viele seiner Schiffe von Ausländern und Preußen sein einziges Schiff von einem Ausländer führen läßt. Auch der ägyptische König Necho bedient sich der Phönicier zur See und läßt unter Anderem von einem Hanno Afrika umschiffen. Erst im 8. Jahrhundert vor Chr. sollte die Verfassung und die Kriegsführung der Phönicier auf die Probe gestellt werden. Es ist klar und die Geschichte der jüngsten Zeit beweist es unwiderleglich, daß diejenigen Staaten am mächtigsten und von längster Dauer sind, die am wenigsten Soldaten haben, d. h. die nicht den arbeitsfähigsten Theil ihrer Bevölkerung der Arbeit entziehen, um ihn in bewaffnetem Müßiggang auf Kosten des anderen Theils der Bevölkerung zu ernähren und zu ehren. Frankreich hat eine halbe Million Soldaten bei 33 Millionen Einwohnern und bezahlt täglich aus der Tasche der Steuerpflichtigen für diese halbe Million Menschen eine halbe Million Thaler. Daher kann es auch weder seine Grundsätze und Ehre, noch sein Land bei ernstem Angriff vertheidigen, weil es nie Geld für einen Krieg aufbringen kann, da der Friede allen Kredit verschlingt, und daher kann es nie eine Kriegs- und Handelsflotte zu Stande bringen, weil alle seine Einkünfte von der halben Million Landmüßiggänger verzehrt werden. England hat für sein ungeheures Weltreich von nahe an 200 Millionen Einwohnern kaum 100,000 englische Soldaten, und das englische Heer, die eingebornen Soldaten Indiens mitgerechnet, kostet verhältnißmäßig noch nicht den fünften Theil dessen, was die französische Armee kostet. Daher hat England Geld zu Flotten und Geld zum Aushalten eines Krieges. Mexiko hat viermal so viel Soldaten wie Nord-Amerika im Frieden, und doch, welche Figuren spielen beide Länder im jetzigen Kriege! Auch Phönicien hatte kein stehendes Heer, und deshalb erhielt es sich so lange gegen sonst unwiderstehliche Feinde. Als der neuassyrische Eroberer Salmanassar ganz Vorderasien überschwemmt hatte, kam er auch nach Phönicien. Eifersucht auf die Größe des tyrischen Glückes machte viele phönicische Städte zu Verräthern am gemeinsamen Vaterlande; sie ergaben sich nicht nur dem Salmanassar, sondern standen ihm bei und lieferten ihm Kriegsschiffe zur Bezwingung von Tyrus, ganz so, wie weiland deutsche Reichs- und Rheinbundfürsten beim Eindringen des Franzosenkaisers. Aber Tyrus lieferte den Feinden eine siegreiche Seeschlacht (die erste Seeschlacht, deren die Geschichte erwähnt) und hielt eine fünfjährige Belagerung der Assyrer standhaft aus. Der furchtbare Nebukadnezar belagerte dieses Tyrus 13 Jahre, und als er endlich stürmend in die Stadt drang, fand er sie leer, da sich die Einwohner auf eine naheliegende Insel gezogen hatten und dort Neu-Tyrus erbauten, das noch blühender als die Altstadt hervorwuchs. Der milde Eroberer Cyrus dagegen gewann die Phönicier für sich, die mehr seine Bundesgenossen als seine Unterthanen wurden und wahrscheinlich gegen die verhaßten, den Seehandel des Mittelmeeres an sich reißenden Griechen bereitwillig mit den Persern zogen, denen sie zur See die größten Dienste leisteten. Alexander von Macedonien, an der Spitze desjenigen Volkes, das alle andere Völker Barbaren nannte, war es vorbehalten, den barbarischen Akt der Zerstörung an einer Stadt zu vollbringen, an die sich eine solche Fülle alter Erinnerungen knüpfte, die vom Zauber künstlerischer Wohlthaten fürs Menschengeschlecht umflossen war und die wegen ihrer unvergleichlichen Verdienste um die Welt durch Erfindungen, Gewerbfleiß und Colonisation, ja endlich für die Tapferkeit, mit der sie sich sieben Monate lang vertheidigte, Schonung, Achtung verdient hätte von

einem Helden, der angeblich Kunst, Bildung und Tapferkeit so hoch zu schätzen verstand, von einem Mann, der zwei Jahre vorher in Theben das Haus Pindar's verschont hatte. Der klassisch gebildete Barbar aber erschlug einen Theil der tapferen Vertheidiger, führte einen größeren Theil gefangen fort, um sie als Sklaven zu verkaufen, und vernichtete Phönicien noch gründlicher durch die Anlegung Alexandriens, wohin sich nun unter dem Schutze griechischer Verfeinerung der Welthandel und die Industrie des Alterthums zog. Nimmer erholte sich das so glorreiche Volk seit dieser Zeit, und seine ungerathene Tochter Karthago, welche allen Handelsgeist Englands mit allen politischen Lastern Frankreichs in sich vereinigte, pflanzte durchaus den alten phönicischen Ruhm nicht fort. Die Karthager verhielten sich zum Mutterstaat wie Trödler und Krämer zu Kaufherren und Fabrikanten, und bei ihrem Kolonisiren gingen sie ganz so wie die heutigen Franzosen zu Werke. Phönicien hatte nach der Zerstörung von Tyrus aufgehört eine politische Rolle zu spielen, und als 140 Jahre später Hannibal auf seiner Flucht von Karthago dahin kam, hatte man nur noch so viel Kraft, den großen Landsmann anzuerkennen und zu feiern; aber der Landsmann konnte nicht daran denken, sein altes Mutterland aus der Erniedrigung zu erheben und darin gegen Rom, wie die Vorfahren gegen Alexander, zu kämpfen. Wohlthuend ist beim Anblick der Verlorenheit Sidons und Tyrus' noch die Erscheinung, daß noch in ihrem Verfalle zwei herrliche Dichter aus ihnen hervorgegangen. Antipater aus Sidon und Meleager von Tyrus gehören zu den lieblichsten Dichtern der griechischen Anthologie, deren Sammler der Letztere sogar gewesen seyn soll.

Und alle diese Pracht in der Geschichte der Phönicier, alle Herrlichkeiten ihres erfinderischen Geistes und ihrer schöpferischen Hand haben wir nur aus kleinen Bruchstücken in den Schriften ihrer Feinde und aus einzelnen, zweifelhaften Worten auf zweifelhaften Denkmälern erfahren können! Kein Blatt zusammenhängender Geschichte ist uns aus dem Sturm von Tyrus durch Alexander oder aus dem Brande von Karthago durch Scipio gerettet worden; ja kein einziges Denkmal wissenschaftlicher Abfassung, deren es doch so viele in beiden Städten gab, wurde von der mordbrennerischen Hand der griechischen und römischen Barbaren verschont; kein Stückchen Pergament, kein Röllchen Papyrus entging dem Zahne der Zeit. Unsere Kenntniß der phönicischen Geschichte ist aus einer mühsamen Vergleichung von beiläufig den Propheten entfallenen Sätzen und Worten über Sidon und Tyrus und aus zweideutigen, oft absichtlich entstellten Nachrichten der Griechen und Römer hervorgegangen, und endlich aus dürftigen, in der neuesten Zeit aufgefundenen Inschriften auf Steinen und Münzen.

Diese Inschriften, häufig auf Grabsteinen, sind, wie einzelne Blümlein auf das dunkle Grab der Geschichte des phönicischen Volkes von der Hand Klio's gepflanzt, meist erst im vorigen Jahrhundert entdeckt und gepflegt worden. Deutschland kann sich hier nicht den Ruhm vindiziren, als Entdecker und Gründer aufgetreten zu seyn, aber es hat in der neuesten Zeit durch den klaren und ordnenden Geist Gesenius' der Paläographie Phöniciens und Puniens so großes Licht zugewendet, daß es stolz neben England und Frankreich treten kann, obgleich es keinen Swinton und keinen Barthélemy hat. Gesenius hat seit 25 Jahren diesen Zweig der orientalischen Studien mit der größten Hingebung und mit innigster Vorliebe gepflegt *), und sein letztes öffentliches Wort auf dieser Erde war der phönicischen Paläographie gewidmet; aber der frühzeitige Tod überraschte ihn in der Mitte dieses Wortes, das nur zur Hälfte auf die Nachwelt gekommen. **)

Sollten nach dem oben Gesagten sich nicht viele Leser finden, die mit Theilnahme den neuesten Standpunkt dieser Literatur hören? Die folgende Zusammenstellung ist von einem französischen Gelehrten, der sich viel in diesem Fache beschäftigt hat und der mit eben so vieler Einsicht als Unparteilichkeit schreibt. Die doppelte Erklärung einer vor kurzem in Marseille aufgefundenen Inschrift verleiht außerdem dem Aufsatze besonderen Reiz.

In der Geschichte der paläographischen Untersuchungen dürfte schwerlich ein merkwürdigeres Kapitel seyn, als das, welches die schriftlichen Monumente der Phönicier und Karthager betrifft. Seit zwei Jahrhunderten sind so viele Anstrengungen gemacht worden, um zu befriedigender Auslegung dieser Denkmäler zu gelangen, und so viel Aufwand von Scharfsinn wurde oft für geringe Ergebnisse verloren, daß es nicht unnütz erscheint, den Gang dieses Studiums einfach darzustellen, eines Studiums, das zwar nicht immer von Lächerlichkeit frei war, aber doch verdient, daß man sich ein wenig bemühe, ihm den Ehrenplatz unter den Wissenschaften anzuweisen. In diesem Augenblick zu sagen, daß man sich mit der Entzifferung phönicischer und punischer Inschriften beschäftige, heißt beinahe, sich den Pfeilen des bittersten Spottes aussetzen, ich weiß dies; allein da Spöttereien mich nicht über die Maßen erschrecken, so ergebe ich mich ruhig, sie auszuhalten, um so ruhiger, als ich mich denselben in sehr guter Gesellschaft aussetze, in Gesellschaft der Barthélemy, der Swinton, der Bochart, der Sylvestre de Sacy, der Ackerblad, der Gesenius, der Quatremère, der Lanci, der Luynes und so vieler Anderer. Und giebt es denn Spöttereien, die einen Augenblick stärker wären als jene Genugthuung, welche dem aufbewahrt bleiben muß, dem es gelingt, einen Punkt im dunklen Gemälde der Völkergeschichte aufzuhellen? ***)

Wir haben einen alten Schriftsteller, dessen Worte von schwerem Gewichte sind, wenn es sich darum handelt, das Wesen der phönicischen Sprache festzustellen; es ist der heilige Augustinus, der, wie er selbst sagt, von punischer Abkunft war, und der im Schoße einer Bevölkerung lebte, die nichts Anderes als Punisch sprach. Er sagt unter Anderem: „Die hebräische und punische Sprache sind nicht sehr verschieden. Die Hebräer nannten Christum Messiah, und dies Wort findet sich wieder in der punischen Sprache, so wie eine große Zahl anderer Wörter, ja fast alle hebräische Wörter .... Tyrus und Sidon waren die Hauptstädte an der Seeküste Phöniciens; Karthago war eine ihrer Kolonieen, daher der Name der Einwohner, Poeni, welches nichts Anderes ist als Phoeni. Die Sprache, deren sie sich bedienten, war großentheils der hebräischen ähnlich." Priscian sagt ungefähr dasselbe: „Die punische Sprache, welche eine Schwestersprache des Chaldäischen, Hebräischen und Syrischen ist, hat gar kein genus neutrum." Endlich sagt Hieronymus: „Wir können uns nicht der hebräischen Sprache bedienen, wohl aber müssen wir die kanaanitische anwenden, die die Mitte zwischen der ägyptischen *) und hebräischen hält und größtentheils mit letzterer verschmolzen ist." So wie Augustinus versichert, daß seine Landsleute im nordwestlichen Afrika **), besonders die Bauern, nicht anders als punisch sprechen, so versichert Procopius, daß zu seiner Zeit, im 6. Jahrhundert, die Mauren von Libyen bis an die Säulen des Herkules nur phönicisch (*Φοινίκων γλωσσῃ*) sprechen. Dagegen sind die verschiedenen Behauptungen, daß sich in europäischen Ländern Spuren derselben Sprache finden, meist unbegründete Paradoxen. So haben z. B. irländische Schriftsteller behaupten wollen, ihre Landessprache sey ein verdorbenes Phönicisch. ***) Die Malteser sagen dasselbe von ihrem arabischen Patois. Auf meiner Reise habe ich mich selbst überzeugt, daß dieses vorgebliche Phönicische nichts ist als ein schrecklich verstümmeltes Arabisch, eben so wie ich mich überzeugte, daß die Bauern der auf der Insel zerstreuten casali Vulgär-Arabisch ganz gut verstehen. Aber in gewissen Eigennamen von Oertlichkeiten ist doch hier und da ein Ueberbleibsel vom Punischen. So findet sich in der Nähe des casale Krendi eine Anhöhe, die Dschebel-Chem (Berg des Chem) genannt wird und auf welcher man vor einigen Jahren eine phönicische Kapelle gefunden, die den Namen Alhedschar-Chem trägt (d. h. die Steine des Chem). Nun aber ist dieses Chem nichts Anderes als Chamon, welches Sonnengott, Baal, bedeutet und welches der höchste Gott der Phönicier war. Indessen ist von dem Daseyn eines einzigen Götternamen bis zum Daseyn eines ganzen Idioms noch sehr weit. †) Was Irland betrifft, so werden die Meinungen von Charles Vallancey, O'Connor, O'Brien und anderer Irländer, die dem ursprünglich celtischen Idiome ihres Landes einen phönicischen Ursprung geben wollen, nicht die geringste Ueberzeugung bei Gelehrten wecken, die vom Hange zum Wundersamen frei sind.

Von allen antiken Schriften, die zur Beleuchtung der phönicischen und punischen Literatur dienen könnten, ist nichts auf uns gekommen; wir wissen nur von ihnen durch Erwähnungen bei jüngeren Autoren. So ist der berühmteste, 12 Jahrhunderte vor Chr. lebende Historiograph der Phönicier, Sanchuniathon, uns nur bekannt durch das, was Porphyrius, Eusebius und Theodoret von ihm sagen, und die uns belehren, daß er ins Griechische durch Philo von Byblus übersetzt worden sey. Drei andere Historiker, Theodotus, Hypsikrates und Moschus, werden bei Tatian, Eusebius, Clemens von Alexandrien, Athenäus, Strabo und Josephus citirt; unglücklicherweise aber wissen wir nur die Namen, und auch diese nur unbestimmt, von ihren Werken gar nichts. Was die Literatur der Karthager betrifft, so ist es bekannt, daß die berühmten Richter und Feldherren dieses Volkes auch ausgezeichnete Schriftsteller waren, so z. B. Mago, Hamilkar, Hanno, Himilko, Hannibal und Hiempsal, der König von Numidien. Aber nur die griechische Uebersetzung des Periplus von Hanno ist uns erhalten, alles Andere, Original wie Uebersetzung, ist verloren. Unter solchen Umständen von Dürftigkeit der erhaltenen authentischen Dokumente mußten sich die Philologen nothwendig mit Eifer auf den winzigsten Fetzen von Sprachrest werfen, und sie haben es auch wirklich gethan.

Plautus in seiner Komödie Pönulus (Akt V, Sc. 1) legt einer seiner Personen zehn Verse in den Mund, die punisch sind, aber natürlich auf uns in lateinischen Lettern gekommen sind. Sechs andere Verse, welche dieser Tirade folgen, geben denselben Text in einem etwas abweichenden Idiom wieder, welches Gesenius, wie früher Bochart, für libysch-phönicisch hält. Wahrscheinlich wurde der doppelte Text zur Auswahl des Schauspielers gegeben,

---

*) Wer erzählt, er habe im Jahre 1825 Gesenius auf dem Krankenlager gefunden, und der sehr Leidende versicherte, daß ihm das Studium der phönicischen Inschriften das Leben versüße und ihn gesund machen werde.

**) Wir meinen die Rezension der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1842, Nr. 220 und 221, in welcher letzteren die auf viele Nummern berechnete Rezension abbricht, da der Todesengel dem Verfasser die Feder aus der Hand genommen.

***) Traurig, wenn sich ein französischer Archäolog so entschuldigen muß, daß er es wagt, alte Inschriften zu erklären. In Deutschland ist es, trotz des wachsenden Materialismus, noch nicht so weit gekommen. Der Archäolog wird hier noch nicht ausgelacht, wohl aber viele Leute, die an ihn glauben.

*) Nach Gesenius' richtiger Emendation ist hier aramäisch statt ägyptisch zu lesen.

**) Er war bekanntlich Bischof von Hippona, dem heutigen Bona in der französischen Regentschaft Algier.

***) Schon im Jahre 1772 hat ein anonymer Irländer ein Buch geschrieben unter dem Titel: An essay on the antiquity of the irish language, being a collation of the irish with the punic language, with a preface, proving Ireland to be the Thule of the ancients etc. etc. Dieser ungenannte Irländer war vielleicht der erste, der solche Narrheit an den Mann bringen wollte, aber nicht der letzte, denn im Jahre 1830 behauptete ein anderer Irländer dasselbe, und zwischen 1772 und 1830 auch manche.

†) Der Name Chem beweist durchaus nichts für den phönicischen Ursprung, da er nur zufällig mit Chamon Aehnlichkeit hat; Alhedschar aber ist ganz arabisch. Und warum sollten nur zwei phönicische Wörter von der ganzen phönicischen Kultur auf Malta übrig geblieben seyn? Allerdings waren Phönicier und Karthager vor dem zweiten punischen Krieg häufig auf Malta; der Name der Insel: Melita, Zuflucht, Hafen, ist auch ganz hebräisch-phönicisch, aber das beweist noch nicht, daß die heutigen Einwohner und ihre Sprache mit dem phönicischen Volk und seiner Sprache verwandt sind. In Spanien waren die phönicisch-punischen Niederlassungen viel bleibender, und doch ist ihr Charakter durch spätere Einwohner ganz verwischt.

der nach eigenem Geschmacke, oder nach dem Geschmacke des Auditoriums, den einen oder den anderen recitirte. Man könnte eine ziemlich grosse Bibliothek bilden aus den Kommentaren, die zu dieser Stelle mit mehr oder weniger Glück geliefert worden sind. Während Manche darin reines Irländisch sehen wollten, erkannten wieder Andere, wie Joseph Scaliger und Samuel Petit, richtig die Analogie zwischen dem Punischen und Hebräischen. Aber man denke sich einen Text, den keiner von den Abschreibern verstanden und den sie nach einander mit lateinischen Lettern abschrieben, welche Fehler und Abweichungen mußten da entstehen! Bochart war der Erste, der sich der Wahrheit genähert. Bis auf ihn hatte man auch die lateinische Uebersetzung, welche Plautus selber der punischen Stelle beifügt, ganz vernachlässigt; Bochart zeigte, daß sie legitim sey. Vor einigen Jahren that Gesenius einige Schritte vorwärts in der Erklärung der Stelle, nachdem er alle Varianten aus den ältesten Handschriften gesammelt. Aber das letzte Wort ist noch nicht hierin gesprochen, denn nach Gesenius hat Doktor Judas einige Verbesserungen vorgelegt, und Herr Munk bereitet ein neues Studium für den Gegenstand vor. Hoffen wir, daß dieser sehr geschickte Orientalist nichts zu wünschen übrig lasse.

Nord-Amerika.

Die Anwendung der Aetherdämpfe in der Medizin, besonders in der Chirurgie.

(Schluß.)

Nachdem sich Jackson und Morton auf diese Weise von der empfindungslos machenden Eigenschaft der Aetherdämpfe vollständige Ueberzeugung verschafft hatten, kamen sie bei der Regierung um die Ertheilung eines Patents für ihre Entdeckung ein — was bei dem in England und noch mehr in Nord-Amerika allgemein herrschenden rein kommerziellen Speculationssinn, selbst in Betreff wissenschaftlicher Gegenstände, nicht so sehr befremdend erscheinen darf, als es bei uns zu Lande sich ausnehmen würde — und erhielten auch sofort die Gewährung ihres Gesuches. Da aber unsere an schnellen Communicationsmitteln so reiche Zeit aller Privilegien spottet, so wird es uns nicht wundern, daß die Nachricht von der merkwürdigen Eigenschaft des Aethers durch Briefe und Zeitungen von Boston aus nach anderen Städten in Nord-Amerika und bald auch nach England und Frankreich, noch bevor Morton in London einen Mann mit dem Auftrage versehen konnte, in seinem Namen dem Patent auch für ganz England Geltung zu verschaffen, gelangte. In einer vielgelesenen englischen Zeitschrift für Medizin — The Lancet — erhob sich eine heftige Debatte darüber, ob man überhaupt von der Regierung verlangen kann, eine solche Entdeckung zu patentiren.

Wie sich aber in der physischen und moralischen Welt alle Einseitigkeit und Schroffheit dadurch zu rächen strebt, daß sie in ihrem unmittelbaren Gefolge wiederum Ungerechtigkeit und Engherzigkeit erzeugt und dadurch gleichsam jene auszugleichen und aufzuheben sucht, so geschah es auch hier im Kleinen bei den patentirten Aetherdämpfen. Die Hospital-Aerzte in den nordamerikanischen Freistaaten, in gerechtem Unmuth über das kaufmännische Verfahren der beiden Entdecker, namentlich Morton's, fingen an, die Erfolge der Aetherdämpfe zu verkleinern, sie oft ganz in Abrede zu stellen und namentlich die angeblich grossen Nachtheile hervorzuheben, welche mit ihnen verbunden seyn sollten. Während so die junge Entdeckung in Boston, wo sie das Licht der Welt erblickt, und in New-York, also in ihrem eigentlichen Vaterlande, mit vielen Hindernissen zu kämpfen anfing, wandte sich Jackson an die Akademie der Wissenschaften zu Paris, an welche er durch Vermittelung des berühmten Geologen Elie de Beaumont unter dem 13. November v. J. einen Brief richtete, worin er sie ersuchte, eine Kommission zur Prüfung des von ihm entdeckten Mittels, die Schmerzen bei Operirten zu vermindern, zu ernennen. Zugleich beschrieb er darin die Art und Weise, wie er die Aetherdämpfe bereiten und einziehen läßt. In der dritten diesjährigen Sitzung der Akademie *) kam dieser Gegenstand zur Sprache. Die beiden ausgezeichneten Operateure Roux am Hôtel Dieu und Velpeau am Hôpital de la charité hatten bereits, auf Zeitungsberichte und briefliche Aufforderungen hin, Versuche mit dem Aether angestellt, die aber so ungünstig ausfielen, daß sie bei dieser Gelegenheit in der Akademie der Wissenschaften und der Medizin kein Bedenken trugen, die neue Entdeckung als unerheblich, zwecklos, selbst als gefahrdrohend zu schildern. Unterdessen wurde in den verschiedenen Anstalten Englands, namentlich in Guy's Hospital, St. George's und Kings College Hospital in London, Dublin, Bristol, Birmingham von bewährten und glaubenswürdigen Chirurgen, wie Robert Liston, Fergusson, Fairbrother, so wie später in Belgien und Deutschland, namentlich in München, Erlangen, Wien, Leipzig, Berlin und anderen Orten, wo die Einathmung der Aetherdämpfe bei Kranken und bei Gesunden stattfand, ein so glücklicher und entschieden günstiger, obgleich nach den verschiedenen Individualitäten und Methoden nicht durchweg konstant bleibender Erfolg herbeigeführt, daß man hiermit die Bedenken und Einwendungen jener beiden berühmten veteranen Chorführer in der operativen Chirurgie Frankreichs nicht in Harmonie bringen konnte. Da klärte es sich mit einem Male auf, daß die Schuld der ersten Mißverständnisse in Paris zunächst daran lag, daß man bei den ersten Versuchen eines entsprechenden Apparates zur Entwickelung und Einathmung des Aetherdunstes entbehrte, von dessen zweckmäßiger Einrichtung, wie man jetzt erfahren, das Gelingen der Versuche vorzüglich abhängt, und wie, wenn man heilige Zustände mit profanen vergleichen darf, aus dem Saulus im N. T. ein Paulus wurde, so wurden auch jene beiden Koryphäen der Pariser Wundärzte bald bekehrt und zu solchen Vertheidigern der Aethereinathmung, daß Velpeau keinen Anstand nahm, in der fünften Sitzung der Akademie der Wissenschaften *) öffentlich zu erklären, daß er, der vor kurzem noch an der Wirkung des Aethers gezweifelt hatte, nunmehr dieselbe für eine grosse Sache, für eine Hauptentdeckung, die für die Zukunft von der größten Wichtigkeit sey („une découverte capitale et destinée à un immense avenir"), halte. Allein sie sollte noch einen neuen und gewichtigen Gegner im Schoße der Akademie finden und widerlegen. Magendie, einer der ersten physiologischen Experimentatoren in Europa, Magendie, „der Tausende von Kaninchen und Hunden und Milliarden von Fröschen seit Jahren auf dem Altar des Experiments zum Vortheil der Wissenschaft mit so vielem Erfolg Jahr aus, Jahr ein opfert", tadelte die Jacksonsche Entdeckung als eine grausame und unmoralische Handlung an den Patienten. Er sagte **): „Die Wirkung des Aethers ist eine Art Rausch, ähnlich dem des Alkohols; ihr entwürdigt also eure Kranken, indem ihr sie zu Trunkenbolden macht; ich würde mich nie entschließen, mich zu diesen Versuchen herzugeben. Ihr macht eure Experimente an leidenden Menschen, ohne daß ihr die möglicherweise entstehenden nachtheiligen Folgen des Aetherrausches genau kennt, abgesehen davon, daß es unstatthaft ist, an Menschen zu experimentiren; denn ich selber, ich habe stets blos mit Thieren Experimente angestellt." Magendie hob auch den Mißbrauch hervor, der mit dem Aetherrausch bei jungen unerfahrenen Personen getrieben werden könnte. Er wurde in allen seinen heftigen Angriffen von mehreren Mitgliedern der Akademie, namentlich von Velpeau ***), gründlich widerlegt. Die Medizin kann überhaupt der Experimente nicht entbehren, namentlich bei unvorhergesehenen, außerordentlichen Krankheiten oder bei Mitteln, die von hoher Bedeutung für sie zu werden versprechen. Auch haben derlei Versuche, da sie stets mit der nöthigen Vorsicht angestellt werden, noch nie einen erheblichen Nachtheil erzeugt. Was den angedeuteten Mißbrauch betrifft, so könnte man mit demselben Rechte das Messer des Operateurs, ja das Barbiermesser deshalb verhorreszirem, weil man sie auch zu tödtlichen Verwundungen anwenden könnte; in diesem Betracht müßte man die Erfindung der Rasirmesser als verderblich ansehen. Was endlich die Experimente an Thieren betrifft, so hat der Präsident der königlichen Akademie der Medizin in Paris, Flourens, durch Vivisectionen an Fröschen und Kaninchen bewiesen, daß die Einathmung des Aethers bei ihnen eine vollständige Empfindungslosigkeit erzeugt, wie dieses an Hunden und Pferden anderwärts sich ebenfalls bestätigte.

Dieser Zustand der Empfindungslosigkeit, den wir selbst in mehrfachen Versuchen erfahren haben, ist ein ganz eigenthümlicher. Versucht man, den flüchtig gewordenen und mit atmosphärischer Luft gemischten Aether durch die Lungen ins Blut aufzunehmen, und beobachtet man aufmerksam die Wirkungen, welche derselbe, auf diese Weise dem Organismus einverleibt, erzeugt, so bemerkt man, daß zunächst ein Gefühl von Heiterkeit sich des Gemüthes bemächtigt; man wird redselig und lachlustig, zuweilen zwar auch trübe und ängstlich gestimmt; die Eigenschwere der Glieder verschwindet, und man glaubt in der That in der Luft zu schweben. Die Verschiedenheit der Stimmungen scheint von der Individualität des Charakters und der jedesmaligen Gemüthsverfassung abzuhängen, und auch hierbei bewährt sich der bekannte Kernspruch der Talmudisten, daß man an drei Dingen den wahren Charakter des Menschen erkenne, im Zorn, Rausch und in Geldangelegenheiten, und wie der Wein überhaupt, schon nach Homer's Bemerkung, das Herz des Menschen erschließt, so wird auch im Aetherrausch, der in der That viel ätherischer und materieller als der des Weines ist, die Verschiedenheit der Charaktere, freilich blos in flüchtigen Schattirungen, sich leicht erkennen lassen. Dabei wird zu gleicher Zeit das Gehör etwas undeutlich, die noch vernommenen Laute klingen wie aus hohlen, leeren Räumen kommend, vor die Augen tritt Nebel und Dunkelheit, man fängt an, gierig den Aetherdampf und mit Hast einzuziehen, dabei bleibt man aber im vollen Selbstbewußtseyn, Gesicht und Gehör sind nicht abolirt und das Tastgefühl nicht beeinträchtigt. Allein gerade hier im Tastsinn tritt, vermuthlich in Folge des Rausches, ein Gefühl von Einschlummern der Hautnerven auf, und dieses steigert sich unter prickelnder Empfindung nach und nach bis zu dem Grade, daß starkes Drücken auf die Haut der Hand, Kneipen, Stechen, Brennen gar nicht mehr empfunden wird; man fühlt zwar, daß man gestochen wird, aber es verursacht durchaus keinen Schmerz. Bei voller Narkose durch Aether wird man der Außenwelt ganz entrückt, man tritt in eine eigenartige innere Welt ein, beginnt eine Art von Traumleben, das entweder ganz und gar idealer Natur ist, oder mit dem man die Außenwelt oft auf komische und burleske Weise verwebt, worin man aber nur so lange verweilt, bis die Wirkung des Aethers in 2—3 Minuten vorüber ist, wo man dann, meist rasch, selten nur langsam und allmälig, zu seinem größten Aerger dem früheren Zustand zurück gegeben wird. Vollkommen erwacht und zu sich selbst gekommen, behält man nur eine dunkle und ungenaue Erinnerung an die Traumwelt im Gedächtnisse zurück, und nach einer rasch verfliegenden und kaum belästigenden Andeutung von allgemeiner Unbehaglichkeit, von einiger Leere und Wüste im Kopfe, ist man völlig und ohne weitere Störung dem gesunden Wohlbefinden wiedergegeben und die früheren, sey es angenehmen, sey es unangenehmen Empfindungen sind spurlos verschwunden. Uns schien es jedesmal, daß die Zeit von 8—10

*) Comptes rendus hebdomad. des séances de l'Academie des Sciences, T. XXIV. No. 3. p. 74.

*) Ibid. No. 5, 1 Février 1847. p. 183.

**) Ib. p. 180.

***) Comptes rendus. 1 Février 1847. p. 184.

Minuten, die die ganze Aetherinhalation währte, eine viel längere Dauer gehabt haben müsse, als es in der That der Fall war.

Während des Zustandes der vollkommenen Empfindungslosigkeit gegen sonst sehr schmerzhafte Verwundungen scheint es, als ob die alte Fabel vom Strome der Lethe in Bezug auf das Gefühl in Erfüllung gehe. Denn es wurden bei Kranken in diesem Zustande die empfindlichsten Operationen vorgenommen, ohne daß sie sich später eines Schmerzes dabei zu erinnern im Stande gewesen wären, obgleich viele Kranke während der Operation selbst, im unbewußten Zustande, gleichsam automatische Bewegungen ausführen, um das den vermeintlichen Schmerz verursachende Instrument von sich abzuwehren. So griffen mehrere Personen, bei denen in ätherisch-berauschtem Zustande z. B. Zähne ausgezogen wurden, unwillkürlich nach dem Zahnschlüssel, ohne daß sie später von diesen Bewegungen ihrer Hände etwas gewußt haben.

Es sind nun in letzter Zeit eine so große Masse von glücklichen und vollkommen befriedigenden Versuchen mit der Einathmung von Aetherdämpfen an den verschiedensten Kranken, bei den mannigfaltigsten chirurgischen Operationen, bei gesunden Menschen, so wie endlich bei Thieren, vorgenommen worden, daß wir kühn behaupten können, der Aether wird für alle Zukunft die hohe Bedeutung und den unberechenbaren Vortheil für die Chirurgie beibehalten, welche man ihm schon jenseits des Meeres beigelegt; ja mit der nächsten Zeit dürften seine Wirkungen noch weit ausgedehnter und segensreicher werden — wenn man sich gleich auf der anderen Seite nicht verhehlen darf, daß es zu jeder Zeit und allen Orts Individuen geben wird, welche, sey es aus Idiosynkrasie, angeborener Abneigung gegen den Geruch ätherischer und weingeistiger Flüssigkeiten, sey es aus Nervenschwäche, somit aus rein individuellen Gründen, sich ungünstig dagegen verhalten werden und zu den sogenannten réfractaires, wie die Franzosen sie nennen, gezählt werden müssen. Jedenfalls aber kommen wir wieder auf den Anfang unserer Betrachtung zurück, daß, wenn von den drei großen Entdeckungen des vorigen Jahres die Auffindung des Neptun durch Le Verrier die Bewunderung aller Astronomen, die Erfindung der Schießbaumwolle die aller Militairs und Staatsmänner sich erworben haben, die Jacksonsche Entdeckung der gegen Schmerzen empfindungslos machenden Kraft der Aetherdämpfe bei allen Leidenden, die, um sich von ihren Uebeln zu befreien, keinen anderen Weg haben, als dem Messer des Operateurs oder dem Instrumente des Wundarztes sich zu unterwerfen, im ewigen segensreichen Andenken sich erhalten wird. Dr. Bergson.

England.

Uebersetzungs-Literatur.

Bei der Fluth ephemerer Unterhaltungsschriften, die in Uebersetzungs-Fabriken geistlos verarbeitet und auf unsere Büchermärkte gebracht werden, ist es den Freunden werthvoller Literatur gewiß angenehm, zu erfahren, daß binnen kurzem eine gewählte und höchst gelungene Uebertragung der reichen Schätze altenglischer Poesie in deutschem Verlage erscheinen wird. Das verdienstliche Unternehmen geht von einem jungen Schriftsteller aus, dessen Feder sich bereits in Originalschöpfungen als geistreich und poesiegeweiht bewährt hat; es ist der Freiherr Gisbert von Vinke, der bis jetzt in unserer Nachbarstadt Potsdam seinen Wohnsitz genommen, von Geburt aber ein Westfale ist. Wenn wir nicht irren, hat er auch unter dem Pseudonym Fringilla (Finke) sich mit Glück in der politischen Poesie versucht. Sein neuestes Werkchen „Rubin" soll auch an dieses Gebiet streifen. Dem Vernehmen nach war der Dichter vor einiger Zeit in England und Schottland, wo er die interessantesten Stücke altenglischer Poesie zu sammeln sich bestrebt haben soll. Unser Berichterstatter war nicht autorisirt, schon jetzt eine Angabe des Inhalts zu veranlassen, indessen brachte uns der Zufall in Besitz eines der englischen Originale, das wir als Probe hier mittheilen, indem wir versuchsweise eine Uebersetzung beifügen:

Queen of my soul. *Rizzio's last song.*	Rizzio's letztes Lied.
Queen of my soul, whose starlike eyes Are all the light I feel; Whose voice in sweetest melodies Can love or pardon speak. I bow me to my love's controul, Queen of my soul! Mary, Mary, queen of my soul!	Dein Sternenblick ist all mein Licht, O, Kön'gin meiner Seele! Von Lieb' und Gnad' ertönt Dein Mund, So süß wie Philomele. Mich beug' ich dem Befehle, O, Kön'gin meiner Seele! Maria, Seelenkönigin!
The mountains of thy native shore Are cold and dim and grey; Ah, linger midst their clouds no more, My home is far away, Where Italy's blue waters roll, Queen of my soul! Mary, Mary, queen of my soul!	Die Berg' an Deinem Heimathstrand Sind kalt und nebelgrau; O, weil' nicht in dem Wolkenland. — Italiens Seen, so blau, Mein fernes Vaterland erwähle, O, Kön'gin meiner Seele! Maria, Seelenkönigin!
The perfum'd rose for thee is twin'd, The lute awakes its strain, There shall the withering northern wind Steal all thy sweets in vain; No, fly beyond thy fate's controul, Queen of my soul! Mary, Mary, queen of my soul!	Die Rosen Dir gewunden sind, Für Dich die Laute tönt, Dort kann nicht rauben Nordlandswind Die Huld, die Dich verschönt. Entflieh', auf Schicksals Gunst nicht zähle, O, Kön'gin meiner Seele! Maria, Seelenkönigin!

Mannigfaltiges.

— **Fichte in Nord-Amerika.** Die im vorigen Jahre in England erschienene kleine Schrift von William Smith: Memoir of Johann Gottlieb Fichte ist kürzlich auch in Nord-Amerika „republizirt" (vulgo: „nachgedruckt"), dabei aber mit einer neuen Vorrede ausgestattet worden.*) In der letzteren spricht der amerikanische Herausgeber den Wunsch aus, daß die Schriften Fichte's bald in den Vereinigten Staaten einheimisch gemacht werden möchten, „weil sie uns wesentlich in der Lösung vieler schwebenden Fragen, die jetzt an unserem Horizont erscheinen, unterstützen könnten."

— **Uebervölkerung in den Städten Nord-Amerika's.** Das Repräsentantenhaus in Washington hat vor kurzem bekanntlich ein Gesetz sanctionirt, durch welches der Einwanderung von Proletariern aus Europa Schranken gesetzt werden sollen. Es haben ihm dabei Aktenstücke vorgelegen, aus denen allerdings hervorgeht, daß der Pauperismus in den vergleichsweise noch so jungen Städten der Republik schon eben so und mitunter in noch stärkerem Maße um sich gegriffen, als in den Staaten des alten Europa. Die Stadt Boston z. B. hat in den letzten zehn Jahren so sehr an Bevölkerung zugenommen, daß der Preis des Grundes und Bodens in dem auf den Umkreis einer kleinen Insel (Shawmut) beschränkten Weichbilde der Stadt und in Folge dessen der Häuser- und Miethwerth eine für die arbeitende Bevölkerung unerschwingliche Höhe erreicht hat. Im Durchschnitte kommen dort 17 Einwohner auf jedes kleine, nach englischer Art nur für das Bedürfniß einer Familie erbaute Privathaus, so daß auf jeden einzelnen Bewohner nicht mehr als sieben Quadrat-Ellen des Grundes und Bodens zu rechnen sind. Im vorigen Jahre ist dort ein Verein zusammengetreten, zu dem Zwecke der Erbauung gesunderer Wohnhäuser für die Armen. Dieser hat einen Bericht drucken lassen, in welchem als Resultat angestellter Untersuchungen folgende Thatsachen hervorgehoben sind:

„1) daß die gegenwärtige Bevölkerung der „ersten Section" von Boston fast eben so dicht ist, als die der übervölkertsten Stadttheile von London; 2) daß die Anzahl der auf jedes Haus durchschnittlich kommenden Einwohner hier noch größer ist, als in den vornehmsten Handels- und Fabrikstädten Englands; 3) daß die Vertheilung der Bevölkerung in der Stadt Boston furchtbar ungleich, so daß einige bereits überfüllte Sectionen immer noch nicht das Maximum erreicht zu haben scheinen, da ein beständiger Zuzug stattfindet; 4) daß das Verhältniß der Todesfälle unter den Kindern fortwährend zunimmt, die durchschnittliche Lebensdauer aller Einwohner dagegen im Abnehmen ist; 5) daß die Sterblichkeit der Kinder unter den Katholiken der Stadt größer, als bei der Gesammtbevölkerung, und eben so auch die durchschnittliche Lebensdauer unter ihnen viel kleiner (wahrscheinlich besteht ein großer Theil dieser Katholiken aus eingewanderten Irländern); 6) daß die durchschnittliche Lebensdauer in Boston kleiner ist, als in London oder in Irland, und nur sehr wenig größer als in Liverpool, wo in England die größte Sterblichkeit herrscht; 7) daß die durchschnittliche Lebensdauer unter den Katholiken von Boston geringer ist, als unter den Fabrikarbeitern und Handwerkern in den großen Handels- und Fabrikstädten Englands."

Weiter wird in dem Berichte dargethan, wie dieser physische Zustand der Bevölkerung nothwendig auch auf deren moralisches Wohlseyn einen nachtheiligen Einfluß üben müsse, und wie die Zahl der Verbrechen, gleich der der Laster, in demselben Verhältnisse steige, als der Schmutz in den Wohnungen zunehme. Deshalb wird es als eines der dringendsten Bedürfnisse dargestellt, in der Nähe der Stadt große neue Viertel zu erbauen, die, nur für die ärmere Bevölkerung bestimmt, zu niedrigen Preisen an dieselbe vermiethet werden sollen und gleichwohl noch eine verhältnißmäßige Rente für das darauf verwandte Kapital gewähren würden. Es ist dies eine Aufgabe, welche auch die übervölkerten Städte Europa's sich stellen müßten, und wie würden sie zunächst der Erwägung der nach langer Verzögerung nunmehr doch noch zu Stande kommenden Central- und Lokal-Vereine in Preußen empfehlen.

*) Boston, James Munroe & Co., 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Dienstag den 9. März 1847.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

I. Der Sklavenhandel.*)

An der Ostküste Afrika's, ungefähr unter dem 7ten Grad südlicher Breite, liegt eine große Insel — Zansibar. Das Land ist fast wüst. Die sonst so reiche, tropische Vegetation erscheint dort nur selten, und zwar in großer Entfernung von der Küste. Die Gegend wird nicht, wie bei anderen Inseln dieses Himmelsstriches, vom Meeresstrande ab bergig. Fast überall flach, bleibt sie den heißen Sonnenstrahlen beständig ausgesetzt. Wenige Dattelbäume zeigen sich hier und da, ohne Schatten gewähren zu können.

Nichtsdestoweniger ist Zansibar von den aus Mascate zuletzt auf Eroberung ausgewanderten arabischen Stämmen anderen herrlichen Gegenden als Hauptsitz vorgezogen worden. Viele Ländereien, die alle Naturschönheiten darboten, welche Bernardin de St. Pierre's phantasiereiche Einbildungskraft in den Kolonieen darstellt, wurden Zansibar's wegen vernachlässigt.

Woher diese der traurigen Oede ertheilte Bevorzugung? Wäre sie dem Zufall zuzuschreiben, der die planlosen Seefahrer erst nach Osten getrieben hätte, statt sie etwas weiter nach Westen zu führen? Konnte sie aus Gewohnheit entstanden seyn oder in der den südländischen Bewohnern eigenthümlichen Trägheit ihren Grund haben? Wie ist also der Andrang so vieler nach Zansibar kommenden Araber zu erklären, nachdem neuere und angenehmere Besitzungen bereits erobert waren?

Der Araber handelt nie ohne Grund. Scharf ist sein Verstand, richtig sein Sinn in Beurtheilung der ihm zusagenden Lebensverhältnisse. — Eine Staats-Absicht, ein Staats-Vortheil, ein bewährtes Lucrum für die Regierung Zansibars, so wie für jeden einzelnen Unterthan, erklärt also am besten dies Beharren.

Vom festen Lande durch einen kaum ein paar Meilen breiten Kanal getrennt, stellte die Insel eine Art Festung dar, aus welcher die Krieger alljährlich mehrere Male nach dem Kontinent hinüberrückten und in welche sie sich zurückzogen, wenn es Noth that.

Rache, Eroberungs- oder Verwüstungssucht bestimmten nicht ihre Züge. Sie gingen lediglich auf einen eigenthümlichen Fang aus, bei welchem es ihnen wirklich wichtig war, sich mit der Beute bald in Sicherheit zu begeben.

Sehr kostbar mußte übrigens der Fang seyn, der auf so verschiedene Weise mehrere hunderttausend Menschen (Zansibar soll 3—400,000 Einwohner haben) in schlechten Wohnsitzen, bei wenig fruchtbaren Feldern anzog.

Die Ländereien, die Diamanten enthalten, sind — wie man sagt — immer von traurigem Aussehen, ungesunder Lage, unergiebiger Production. Verstand und Gesundheit, zugleich den Hungertod, wagt der Mensch, der sich dort ansiedelt. Dessenungeachtet ziehen Schaaren hin, um sich habsüchtig niederzulassen. Mit den ärgsten Entbehrungen kämpfen sie unermüdet. Erst dann, wenn ihr Zweck erreicht ist, wenn ihre Gier nach unermeßlichem Reichthum gesättigt worden, ziehen sie fort.

Nicht Perlen, nicht Diamanten fanden Zansibar's Bürger auf Afrika's festem Lande. Die Schätze, denen sie nachspürten, waren indeß für sie von gleichem Werthe. Sie suchten Sklaven. Und in der That, wenn ihr Trachten auch kein edles war, so liefen sie deshalb doch der Schicksalsgöttin nicht vergebens nach.

Welches ist für den Kaufmann — vom christlich-gesetzlichen und sittlich-menschlichen Standpunkte abstrahirt — die billigste Waare? — Ist es diejenige, welche er, mit Gewißheit des vortheilhaften Wiederverkaufs, gegen einen sehr mäßigen Preis erhalten kann? Ist es die, welche er, bei gleichen Aussichten, nur die Mühe hat, zu nehmen oder zu fangen? — Es ist unstreitig letztere, — zumal wenn die auf solche Art erhaltene Waare so gesucht wird, daß ihr durch Konkurrenz erhöhter Preis tausendfach die Mühe und Gefahr des Erwerbes lohnt.

Bis zu dem Augenblicke des Beginnens unserer Geschichte war dies mit dem Sklavenhandel der Fall.

Deshalb begnügten sich die Zansibarer nicht, selbst Krieg zu führen. Sie hatten außerdem mit einigen ihnen unterwürfig gewordenen afrikanischen Stämmen des Kontinents Verträge geschlossen, nach welchen diese sich verpflichteten, der Regierung der Insel nach Bedürfniß Gefangene zu liefern. In dieser Angelegenheit unternahmen die Verbündeten Zansibars regelmäßige Streifzüge nach dem Innern des Landes. Gut bewaffnet und zahlreich, kamen sie nie ohne ergiebige Resultate zurück. Oft geschah es, daß die Anzahl der Eroberten die Lieferungs-Bedürfnisse übertraf. Einem solchen Uebel abzuhelfen, bediente man sich dann des, nach afrikanischen Ideen, einfachsten Mittels der Welt: die übriggebliebenen Sklaven wurden von ihren bisherigen Wächtern und Depositaren — aufgegessen.

Es war solch ein Mahl stets die Veranlassung zu großen Festlichkeiten, zu Tänzen, die Tage und Nächte lang dauerten, zu Ausschweifungen aller Art, welche durch die Beiträge der europäischen Händler an Arrack und Rum nicht wenig befördert wurden. — Die an den Opfern des Festes verübten Grausamkeiten verursachten aber den Hauptjubel. Von den um sie herumspringenden Tänzern empfingen sie, nach der Reihe, allmälig und langsam, den Tod. Ein jeder der Gäste hatte danach zu trachten, den an den Marterpfahl gebundenen Leidenden mit der Lanze, dem Dolche oder der Axt, zwar schmerzhaft, jedoch nicht tödtlich, geschickt zu treffen.

Mögen nun die Gegner der Philanthropie behaupten, daß das Aufhören des Sklavenhandels dergleichen Grausamkeiten vermehrt hat, daß nun alle Kriegsgefangene Afrika's auf diese Weise geopfert werden, während früher eine Menge derselben durch den Kauf der Europäer gerettet wurde, — diese Behauptung ist nicht allein ungegründet, sondern jedem Menschlichkeitssinn und der Logik zuwider. Eben so thöricht ist die Berechnung, nach welcher man, seit Abschaffung des Sklavenhandels, aus den Knochen der in Afrika aufgezehrten Besiegten einen Damm erbauen könnte, der die Erde umfassen würde. Durch Aufhebung des Sklavenhandels ist die Hauptveranlassung zu den Kriegen der Schwarzen unter einander aufgehoben worden. Daß die Kriege selbst nicht auf einmal wegfallen werden, daß jede Streitfrage zwischen rohen Völkern zugleich mit dem Sklavenhandel nicht verschwinden wird, ist eine Folgerung, die jedem Verständigen von selbst einleuchtet. Das Problem des allgemeinen Friedens wird ja in Europa, von civilisirten Nationen, erst seit 30 Jahren, und zwar nicht ohne Ausnahme, durchgeführt. Wie konnte man vor Jahrhunderten ein solches Resultat von Schwarzen fordern? Es ist genug, daß mit dem Verbote des Sklavenhandels sich ihre Kriegslust schon gewaltig gelegt hat, wie dies aus dem jetzigen Treiben der größten damaligen Sklavenhändler, der Zansibarer, sich ergiebt, die sich jetzt meistens mit Schifffahrt und Handel beschäftigen; die ihre Datteln, ihren Gummi, auch Produkte des Kontinents, nach den benachbarten Inseln und nach den verschiedenen Theilen der Staaten des Imam befördern; die sich sogar öfter in den Gegenden von Mauritius und Bourbon mit erlaubter Waare zeigen. — Hätten übrigens die Philanthropen nur den Zweck erreicht, die Christenheit dem abscheulichen Verbrechen des Menschen-Verkaufs zu entfremden und die ganze Verantwortlichkeit dieser greulichen Sünde also, vor Gott und der Welt, den Afrikanern aufzubürden, — so wäre dadurch schon der Ehre und der Moralität Europa's ein unermeßlicher Dienst geleistet worden.

Als der Sklavenhandel durch Englands Schiffe streng verfolgt zu werden anfing, nahmen, vielleicht aus Zwang, andere Nationen, — die sich über die Emancipation selbst noch nicht erklären wollten, — doch das Prinzip an, das zu dieser endlich führt. Die Franzosen hätten sich namentlich geschämt, von Amts wegen weniger menschlich zu erscheinen, als die Engländer. Deshalb sah man bald an der Küste Afrika's, im indischen Meere sowohl als im Ocean, französische Kriegsschiffe. Ob sie anfangs ihre Pflicht streng erfüllten, ist eine Frage, die man dahingestellt lassen kann. Nach der definitiven Promulgation des Abschaffungs-Traktats wurde jedoch die Gegenwart der Geschwader den Negerhändlern ein reelles Hinderniß. Die Sklavenschiffe mußten von nun an ungewöhnliche Vorsichtsmaßregeln gebrauchen. Der

*) Verfasser der anziehenden Skizzen, von welchen hier die erste folgt, ist Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, der sich zu wissenschaftlichen Zwecken längere Zeit auf der Insel Bourbon und in anderen überseeischen Kolonieen befunden und der daher die Zustände des Sklavenwesens aus eigener Anschauung auf das genaueste kennt. Es bilden diese Skizzen zugleich Episoden eines größeren Werkes, mit dessen Vollendung der Verf. beschäftigt ist und das die Sklaverei in den Kolonieen vor dem J. 1830, so wie die seitdem eingetretenen Veränderungen, darstellt. Es beruht dieses Werk, obwohl der Verf. es nicht als ein rein historisches will gelten lassen, doch fast überall auf Thatsachen, denen nur hier und da eine romantische Ausschmückung gegeben ist, so daß es nicht minder belehrend, als unterhaltend seyn wird. Herr Oelsner-Monmerqué ist übrigens, wie sein Name, Deutscher und Franzose zugleich. In Paris, als der Sohn des im J. 1828 verstorbenen berühmten Publizisten und preußischen Diplomaten Oelsner, geboren, hat er natürlich seine Ansprüche auf deutsche Nationalität und Bildung nicht aufgeben wollen, wie denn auch die nachfolgenden Darstellungen ein ehrendes Zeugniß dafür abgeben.
D. R.

Handel, — der durch das stets wiederkehrende Bedürfniß an Schwarzen und durch die unleugbare Schwierigkeit, sich welche zu verschaffen, für die Fracht-Unternehmer gefährlicher, indeß auch einträglicher geworden war, — hörte auf, den ersten Lieferanten, den Negerfängern, die frühere glänzende Einnahme zu gewähren. Die durch den freien Verkehr einst herbeigeführte Konkurrenz existirte fast nicht mehr. Die Kriege lieferten jedesmal einen solchen Ueberfluß an Gefangenen, daß dieser gewaltige Speisevorrath Ekel einflößte. Der Wohlstand, den das Geld und die Tauschwaaren der Europäer verbreitet hatten, drohte zu verschwinden. Zu Jansibar vorzüglich war die Angst groß. Um so größer war aber die Freude, wenn ein Schiff, das den Kreuzern entgangen war, sich am Horizont zeigte.

Im Jahre 1829, an einem ruhigen Abend, Ende Novembers, — wenn die Nachthelle einer förmlichen Tageshelle gleicht, so daß man von der Küste aus die Gegenstände seewärts weit hinaus unterscheiden kann, — erblickten die auf Jansibar's Wachtthurm gestellten Soldaten ein Segel in der Ferne. Das englisch-französische Geschwader hatte sich des Morgens nach Norden entfernt, um verdächtige Fahrzeuge zu verfolgen. Das sich zeigende Schiff kam aus Süden. Unstreitig war es ein Freund: je mehr es sich näherte, desto mehr konnte man einen schlanken Bau, ein hohes Segelwerk erkennen. Bald gab es keinen Zweifel mehr. Es war das in Jansibar wohlbekannte Negerschiff „Satan".

Dem „Satan" waren alle Lieferanten hold. Schön und groß, 300 starke Lasten haltend, vermochte es, durch die geschickte Erfindungs-Gabe und Neger-Praxis seines Supercargo Taitar, so viele Schwarze auf einmal zu nehmen, als nur ein ostindisches Compagnie-Schiff. Dabei war dieser Taitar, dessen Härte gegen die Sklaven sprüchwörtlich geworden, für die Jansibarer ein gar guter Mensch. Nie gab er weniger für eine Ladung als den verlangten Preis. Wenn nur einigermaßen seinen Anforderungen Genüge geleistet worden war, konnte man sicher außerdem auf ansehnliche Geschenke an Branntwein, Pulver und Baumwollen-Zeuge rechnen. Demnach bestrebten sich Alle, ihn nach Herzenslust zu befriedigen.

Der Name des ankommenden Schiffes wurde schnell allgemein bekannt. Der erste Gedanke eines jeden Interessirten bei dieser Nachricht betraf die Gefangenen. Seit einer Woche hatte man sich keine Sendung vom festen Lande besorgt. Die in Jansibar vorräthigen Sklaven waren vernachlässigt worden. Nahrungsmittel hatten sie seit länger als 48 Stunden nicht erhalten. Mehrere bekamen noch in dem Augenblicke die übliche Züchtigung mit eisernen Ruthen, vermöge welcher man, nach dortigen Landessitten, die Ankunft der Käufer zu befördern glaubte. Kaum konnte ihr erbärmlicher Zustand hoffen lassen, daß ein geübter Kenner, wie Taitar, sie annehmlich finden würde. Um so wichtiger war es, den Muth nicht zu verlieren und der Waare wenigstens den möglichst besten Anschein zu verschaffen. Keine Zeit durfte man aber dazu verlieren. Ohne Zweifel würde mit Anbruch des Tages der „Satan" sich seine Ladung ausbitten, auswählen und mitnehmen.

Wie verabredet eilte nun Alles zu den Gefangenen. Dieselben Menschen, die vor wenigen Minuten gegen die Klagen der armen Schwarzen taub geblieben waren oder ihnen höchstens durch Peitschenhiebe geantwortet hatten, kümmerten sich jetzt mit väterlicher Sorge um ihr Wohl, reichten ihnen Stärkungsmittel, forderten sie zur Ladung auf, besorgten mit Sorgfalt die Reinigung ihres Körpers, die Heilung ihrer Wunden. Nichts fehlte bei dieser Pflege, nicht einmal der künstliche Putz. Den Greisen wurden die weißen Haare ausgerissen, den schon ältlichen Frauen die Brüste aufgeblasen, denjenigen, deren Augen durch die Sonnenstrahlen sehr gelitten hatten, ein Saft aufgelegt, dessen beizende Wirkung sogleich jede Spur der Verletzung tilgt, obwohl unfehlbar nach kurzer Zeit die Blindheit erfolgt.

Bekannt ist des Schwarzen Lebensverachtung. Wenn er einmal zu sterben beschlossen hat, so hält es außerordentlich schwer, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Freiheit ist das Einzige, was für ihn hienieden noch Werth hat. Nach Verlust der Freiheit bemächtigt sich seiner Seele zunächst die Absicht des Selbstmordes. Viele Gefangene bleiben auf Afrika's Küste, weil sie entweder durch Verschluckung ihrer Zunge oder Erwürgung mit ihren Ketten ihrem Leiden ein Ende zu machen verstehen.

Bei dem Ueberfluß, bei der Auswahl an Subjekten, die in Jansibar früher zu Gebote standen, hatten mehr oder weniger Todesfälle weiter keine Bedeutung gehabt. Gegenwärtig aber, wo man zweifeln konnte, daß man für den Bedarf des „Satan" ausreichend versehen seyn würde, stellte sich die Frage anders. Es wurde also den Sklaven Alles verabreicht, was das Land hervorbringt, was ein Sklave sich nur wünschen kann; es wurden die flehentlichsten Bitten an sie gerichtet, ja nicht die Nacht, — während welcher man sie fast kettenlos lassen würde, damit sie am anderen Morgen frischer aussehen möchten, — zu benutzen, sich das Leben zu nehmen; lieber damit zu warten, bis sie auf dem Schiffe seyn würden.

Unkosten, Anstrengungen und Ueberredungs-Aufwand würden sich Jansibars Lieferanten gewiß erspart haben, wenn sie am Abende schon die Nachricht, die ihnen im Laufe der Nacht zukam, gehabt hätten: die Verbündeten vom festen Lande seyen eben siegreich zurückgekehrt. Sie brächten aus dem Innern vierhundert wohlbeschaffene, dem gefürchteten Stamme der Bibi's angehörige Gefangene. Diese konnten ohne Zaudern nach der Insel gebracht werden.

Der Neger ist gewöhnlich klein, unansehnlich, schwächlich. Der Bibi macht eine Ausnahme. Er ist groß, stark, imponirender Natur. Von stolzer Haltung, pechschwarzer Haut, am ganzen Körper tätowirt, vermehrt er noch den widrigen schreckenerregenden Ausdruck seines Gesichts durch eine, aus großen künstlichen Warzen zusammengesetzte Linie, die sich von dem Haarwuchs aus, über die Stirn weg, gerade herunter bis an die Nasenspitze erstreckt. Es werden einem jeden Bibi, bald nach der Geburt, regelmäßige, einen Viertelzoll von einander entfernte, quadratartige Einschnitte auf Stirn und Nase gemacht. Das also abgesonderte, aber nicht abgeschnittene Fleisch wird dann in kleine heißgemachte Schalen einer einheimischen Frucht, von der Größe einer Erbse, hineingezwungen, worin es heilt und vernarbt. Wenn die Schalen vor Fäulniß abfallen, ist auf Lebenszeit diese fürchterliche Warzen-Abstufung gebildet.

Weiße, sehr lange, in dreieckige Form gefeilte, spitzige Zähne, sind noch ein besonderes Kennzeichen des Bibi's. Der Gebrauch, sich die Zähne zu schärfen, ist ihm zu seiner größeren Bequemlichkeit eigenthümlich geworden. Er unterscheidet sich von allen Schwarzen des Südkontinents Afrika's dadurch, daß er das Fleisch ohne irgend eine Zubereitung und seine Feinde wo möglich lebendig verzehrt.

Unter den Negern genießen die Bibi's einen wohlverdienten Ruf der Tapferkeit und der Grausamkeit. Man greift sie nur mit ungleich stärkeren Massen als die ihrigen an. Noch als Besiegte und Gefangene fürchtet man sie. Ein Transport von Bibi's war stets, selbst für Europäer und auf europäischen Schiffen, ein bedenkliches Geschäft.

Nach aller Wahrscheinlichkeit, sollte der „Satan" die Lösung einer solchen Aufgabe am nächstfolgenden Tage bekommen, denn alle Bibi's waren noch vor Sonnen-Aufgang in Jansibar.*) Dr. Oelsner-Monmerqué.

Phönicien.

Phönicien und was von ihm auf uns gekommen.

II.

Wir haben in dem Vorstehenden alle die in Büchern befindlichen Quellen aufgezählt, welche uns das Alterthum zum Behufe des Auffindens der phönicischen Sprache hinterlassen hat. Einige zufällige Erwähnungen und ein Fetzen von zehn Versen, schrecklich von den Kopisten, die sie nicht verstanden, zugerichtet, ist Alles. Dies ist, wie man sieht, blutwenig, aber dies Wenige reicht hin, um erschöpfend zu beweisen, daß jene Sprache ein Dialekt des Hebräischen ist, eine Verwandtschaft, welche man übrigens erwarten durfte, da diese beiden Sprachen von zwei Völkern desselben Ursprunges (?) und derselben Nachbarschaft gesprochen wurden. Sprechen wir jetzt von den Theorieen und Auslegungen der Denkmäler, welche den Verwüstungen der Zeit entgangen sind.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts brachte der in ganz Europa erwachte Geschmack an der Numismatik eine große Menge antiker Münzen mit ungekannten Charakteren in die Kabinette der Sammler. Da diese Münzen aus Spanien und Sicilien kamen, wo die Kolonieen der Phönicier eine lange Reihe von Jahren hindurch blühten, so mußte man die unbekannten Zeichen diesem Volke zuschreiben. Der Anblick der Inschriften weckte die Wißbegierde der Philologen, und eine große Zahl von Werken erschien mit Abbildungen, deren Wichtigkeit Niemanden, deren Sinn Allen entging. Diese Werke, von Männern wie Goltz, Paruta, Lastanosa, Vaillant, Beyer, Arigoni, Fröhlich, Pembroke, Reland herausgegeben, führten zu einer Aufstellung von Alphabeten durch Gelehrte wie Scaliger und Bochart, die jene räthselhaften Buchstaben mit alten samaritanischen Handschriften der Bibel und mit den Aufschriften der makkabäischen Münzen verglichen. Aber diese Alphabete waren weit entfernt, eine verständige Lesart der phönicischen Münzen zu geben, und erst im Jahre 1706 gelang es J. Rhenferd, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Aufschrift der spanisch-phönicischen Münzen von Serti zu entziffern. Der berühmte Bernard de Montfaucon war der Erste, welcher die Sidonischen Münzen las, und seit dieser Zeit war der Pfahl auf dem Wege abgesteckt, den man jetzt zu durchlaufen hatte.

Bis zum Jahre 1735 konnten die Philologen ihren Scharfsinn nur an numismatischen Denkmälern üben; aber in diesem Jahre lernte man durch eine zu Malta veröffentlichte Schrift zwei auf dieser Insel gefundene Votiv-Leuchter kennen, welche mit einer zwiefachen Inschrift geschmückt waren, die eine griechisch, die andere in Charakteren, welche sogleich für phönicisch erkannt wurden, da sie dieselben waren, welche sich auf den Münzen zeigten. Wenn es sich darum handelt, ein Problem solcher Art zu lösen, ist die Entdeckung eines zweisprachlichen Textes ein außerordentlich guter Fund. Bei der Erscheinung dieser beiden maltesischen Inschriften warfen sich zwei Männer mit gleichem Eifer auf das Werk der Entzifferung; der eine war der Engländer J. Swinton, der andere der Franzose Barthélemy, wobei eine von Pococke angekündigte Entdeckung ihren Eifer noch mehr anfeuerte, die Entdeckung nämlich einer Reihe von unzweideutig phönicischen Inschriften in Citium auf der Insel Cypern. Der beiderseitige Wunsch richtiger Deutung führte gar bald zu einem Streit zwischen den beiden Gelehrten, gerade so wie mehrere Decennien später bei einem ähnlichen Funde ein Streit zwischen zwei Gelehrten der zwei rivalisirenden Nationen entstand, wir meinen bei der Entdeckung des Steines von Rosette, wo Young und Champollion sich wegen der Entzifferung bekämpften**). Die Resultate waren bei Swinton und Barthélemy fast die-

*) Eine Fortsetzung dieser Skizzen folgt nächstens.

**) Der Stein von Rosette ist eine Spitzsäule, welche die Gelehrten der französischen Expedition unter Bonaparte in der Nähe der Stadt Rosette ausgruben. Sie trägt eine Inschrift in Hieroglyphen und in griechischer Sprache, aber sie ist aus dem zweiten Jahrhundert vor Chr. und daher von verhältnißmäßig geringerem Werthe. Bei der Capitulation der Franzosen unter dem unfähigen Menou ging die Säule, wie alle ihre

selben, aber ein lebhafter Zank erhob sich wegen der Priorität der wichtigen Entdeckung. Beeilen wir uns zu sagen, daß bei diesem Streite, eben so wie bei dem späteren, die Höflichkeit und der Anstand auf Seiten des französischen Gelehrten blieben, während Swinton nicht versäumte, seine Sache durch die erbärmlichsten Argumente, das heißt durch einen großen Vorrath von Schmähungen, zu vertheidigen. Gesenius, dem es später vergönnt war, ein entscheidendes Urtheil über das relative Verdienst der beiden Nebenbuhler zu fällen, stellte die Erfolge Barthélemy's weit höher als die Swinton's. Indessen haben beide Gelehrte nun einmal die Bedeutung der phönicischen Lettern festgestellt, und die späteren Forscher haben meist ihre Meinungen bestätigt und selten modifizirt.

Die Nachfolger Swinton's und Barthélemy's waren L. Dutens und Perez Bayer; der erstere schrieb mehrere ausgezeichnete Abhandlungen über die phönicischen Münzen, der zweite ein größeres Werk „Ueber das Alphabet und die Sprache der Phönicier und über ihre Kolonieen." In diesem Werke wird die Erklärung der maltesischen Inschrift wieder aufgenommen, und der mit großem Fleiße arbeitende Verfasser erlangt ein fast vollständiges Resultat. Von dieser Zeit an bleibt das Feld der phönicischen Sprachstudien niemals mehr brach liegen, und die Zahl der gelehrten Bebauer wuchs immer. Tychsen und Ackerblad waren mit Glück thätig, und Gesenius gab mehrere Abhandlungen als Vorläufer seines großen Werkes heraus. Im Jahre 1819 erschien zu Mannheim ein Werk von Ulrich Friedrich Kopp, in welchem dieser sonst wenig gelehrte Philolog das Verdienst hat, die Grundsätze der Paläographie mit gesundem Verstande und Richtigkeit aufzustellen. Kopp kann nicht genug wiederholen, daß man vor Allem das richtig lesen muß, was man übersetzen will. Ganz richtig! Aber K. hat nicht den Muth, hinzuzufügen, daß es, wenn man richtig gelesen und doch keinen guten Sinn herausbringt, schöner wäre, zu sagen: „Ich verstehe es nicht!" als um jeden Preis und mit Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes übersetzen zu wollen. Daher verfällt er oft in die Fehler, die er bei seinen Vorgängern mit großer Strenge rügt.

Um diese Zeit fing man eifrig an, den Boden Afrika's zu untersuchen, und Männer wie Badia, Camillo Borgia, Humbert, Falbe, Scheele und Temple bereicherten von dort aus die Inschriften-Sammlungen Europa's. Punische Inschriften aus dem Boden des alten Karthago selbst, aus Bedsch und Alkeff, kamen nach den Museen von London, Leyden, Kopenhagen und Neapel. 1821 veröffentlichte Humbert im Haag eine Beschreibung von vier Grabsteinen, die er während seines 14jährigen Aufenthaltes in der Regentschaft Tunis erworben hatte. Zwei Jahre später trat Hamaker in die Schranken. Dieser vielseitig gelehrte Professor der orientalischen Sprachen zu Leyden ging, wie es scheint, von dem entgegengesetzten Grundsatze Kopp's aus, er wollte erst erklären und dann lesen, und förderte auf solche Art die abenteuerlichsten Auslegungen zu Tage. Es ist zu bedauern, daß ein Mann wie Hamaker, der sonst in den morgenländischen Sprachen so viele Verdienste hat, seinen Namen an solche Träumereien knüpfen konnte, mit der er die gelehrte Welt beschenken wollte. In Turin gab der Abbate Arri die Uebersetzung einer in Sardinien entdeckten Inschrift, aus welcher er unglücklicherweise die erste Seite der punisch-sardinischen Geschichte finden wollte. Doch während man hier der Wahrheit den Rücken kehrte in dem guten Glauben, man gehe ihr entgegen, bestrebten sich Andere, unter dem Einflusse der gesundesten Kritik auf einem sicheren Weg vorzugehen und alle phantastische Versuche auszuschließen. Quatremère in Paris, Lindberg in Kopenhagen, Gesenius in Halle protestirten aus allen Kräften gegen den Hang, immer einen wunderbaren Sinn in den Worten zu suchen, die so einfachen Stoffen eingeprägt sind, Stoffe und Formen, die man nur anzusehen braucht, um sich zu überzeugen, daß die Aermlichkeit der Gedanken in einem natürlichen Zusammenhange mit der Aermlichkeit der Materie und der Ausführung steht.

Im Jahre 1837 endlich erschienen die Scripturae linguaeque Phoeniciae Monumenta von Gesenius. Bis dahin hat sich G. immer dadurch ausgezeichnet, daß er mit seiner wunderbaren Gelehrsamkeit eine große Nüchternheit in der Aufstellung von Hypothesen verband, und daß er sich beständig den Eingebungen eines richtigen und feinen Taktes unterwarf; in den Monumenta weicht er zuweilen von seiner Gewohnheit ab und sucht oft erhabene Gedanken in Texten, die allem Anschein nach etwas ganz Gewöhnliches enthalten, ja er verfällt zuweilen in den von ihm getadelten Fehler Hamaker's, erst zu erklären und dann das Wort und den Buchstaben der willkürlichen Erklärung anzupassen. Indessen haben selbst die Feinde dieses Gelehrten anerkannt, daß in diesem Werke nicht nur die ganze übrig gebliebene Literatur der Phönicier zusammengestellt, sondern mit Klarheit und Schärfe zum Verständniß gebracht wird. — Seit dem Erscheinen des Werkes von Gesenius machte Etienne Quatremère im Journal des Savans einige Artikel bekannt, wodurch die phönicischen Studien auf den richtigen Weg geführt worden sind und von welchem sie kein neuer Versuch entfernen wird. Q. hat besonders dargethan, daß alle Versuche, aus den bescheidenen Steinen und Münzen Thatsachen hervorzugrübeln, welche mit historisch berühmten Personen in Zusammenhang stehen, nothwendig fehlschlagen müssen. Man solle sich begnügen, hier bescheidene Grabschriften anzutreffen, oder simple Opfersprüche, von obskuren Personen an die Gottheit gerichtet, Danksprüche oder Gebete. In den letzten vier Jahren schrieb Dr. Judas einige interessante Abhandlungen über den Gegenstand, und Lindberg schrieb eine geistvolle Notice über die Münzen von Cirus. Aber die neueste Publication dieser Art und die unerwartetste ist vom General Duvivier, der der gelehrten Welt bekannt macht, daß bis auf ihn sich alle Leute geirrt haben. Hoffen wir, bald im Besitze des Zauberschlüssels zu seyn, welchen uns der General verspricht. Das vollständige Werk, das uns Herr Duvivier verspricht, ist nicht das einzige, welches jetzt für dieses Studium in Aussicht steht. Judas hat ein Werk unter der Feder, das umfassend wie das von Gesenius seyn, aber alle seine Fehler vermeiden wird. Lindberg und Falbe ediren gemeinschaftlich ein großes Werk über die Münzen. Endlich läßt der Herzog von Luynes ein Werk drucken über die Münzen der Satrapen mit phönicischen Inschriften, ein Prachtwerk, das wichtige Untersuchungen über die schöne numismatische Sammlung enthalten wird, die man bisher unbestimmt mit dem Namen: „Ungewisse cilicische Münzen" bezeichnet hatte. Wir sehen übrigens die epigraphischen Schätze dieser Art in Frankreich sich täglich mehren, besonders werden eine reiche Anzahl von Inschriften in Algerien gesammelt. Der Artillerie-Offizier Delamare, dessen Eifer und Wärme für Archäologie man nicht genug loben kann, hat das Louvre mit einer sehr großen Sammlung bereichert.

(Schluß folgt.)

Sammlungen von Papyrusrollen, Zeichnungen und Arbeiten, an die Engländer über, so wie ja Alles seit Jahrhunderten, was die Franzosen bauen, erobern und schaffen, an die Engländer kommt. Der Stein von Rosette ist im British Museum.

Australien.

Scenen der australischen Inselwelt.

Herr Angas, der sich bereits durch seine „illustrirten Neuseeländer" und sein „illustrirtes Süd-Australien" vortheilhaft bekannt gemacht, hat neuerdings unter dem Titel „Wilden-Leben und Scenen aus Australien und Neu-Seeland"*) die frappirendsten jener Thatsachen und Eindrücke zusammengestellt, die sich ihm ergaben, während er jenseits der Gränzmarken der Civilisation und unter Stämmen von Wilden, die niemals einen Weißen erblickten, nach Gegenständen für seinen Pinsel suchte. Wenn er sich zu Ansprüchen auf die Theilnahme des Publikums berechtigt glaubt, so gründet er diese seine Ansprüche vorzüglich darauf, daß „er mit Genauigkeit beschreibe, was ihm, als einem Künstler, merkwürdig erschienen, der darauf ausgegangen sey, die charakteristischen Züge der von ihm besuchten Länder und Völker in treuen Umrissen wiederzugeben."

Die Schilderungen des Herrn Angas sind — nach dem Urtheile selbst derer, die die australische Inselwelt aus eigener Anschauung kennen — in der That alles Lobes würdig; wir theilen daher unseren Lesern einige Proben aus seinem Buche mit:

„Nachdem wir ungefähr 6 Meilen aufwärts in dem Kanale gefahren waren, kamen wir zu einem kleinen, einem Zuckerhut gleichenden Eiland, dessen Spitze mit den Ruinen einer ehemaligen Festung der Nga von Kahunis gekrönt war, die durch Rauparaha und seinen Stamm aus den Meerengen vertrieben wurden. Wir landeten bei einigen am Fuß dieser steilen Insel angelegten Werken, und es war merkwürdig, wenn man in das krystallhelle Wasser hinunterblickte, die Menge von Schaalthieren zu betrachten, die sich in dem Seemoos auf dem Boden, manche Fuß unter der Oberfläche, gleichsam familienweise aufhielten. Es war ein schöner Tag und die Aussicht von dem Gipfel des Eilandes herrlich; das Auge beherrschte einen ausgedehnten, abwechselnden Prospekt von endlosen, mit dunklen Wäldern bekleideten Bergen und ruhte, während es einen schwachen Schimmer von dem Ocean jenseits erhaschte, auf ihren letzten schneebedeckten Spitzen. Zu unseren Füßen aber schlängelte sich der Kanal mit seinem tiefen, dunklen, schönen Blau und spiegelte jeden Gegenstand auf seiner ungekräuselten Oberfläche wieder. Allein da gab es kein Zeichen von Leben; um uns herum lagen die Reste einer früheren Bevölkerung und die zerfallenden Ruinen ihrer ehemaligen Veste; kein Tritt ließ sich hören, und, gleich unbefugten Eindringlingen, schienen unsere Stimmen das allgemeine Stillschweigen zu unterbrechen. Die Schädel und Gräber der im Kampfe Gefallenen starrten hervor aus der üppigen Vegetation, die Jahr auf Jahr die vermodernden Ueberbleibsel dichter überdeckt; das Flechtwerk der noch übrigen Häuser war durch die Winde des Himmels verstreut worden, und dichte Pilze wuchsen auf dem faulenden Holze. In früheren Zeiten waren die Einwohner eines Dorfes gewohnt, sich, wenn sie durch ihre Feinde gedrängt wurden, in eine Veste dieser Art zurückzuziehen, und mächtige Vorräthe von Kartoffeln und Cumeras wurden vergraben, um den Belagerten für Monate zur Nahrung zu dienen. Auch in dieser isolirten Burg gab es solche Vorräthe, und die Eingänge zu den für sie bestimmten Behältnissen erschienen gleich Brunnen unter dem Farrenkraut, welches rings umher wucherte. Die ganze Insel war bedeckt mit wildem Kohl, der gerade in voller Blüthe stand, so daß, wenn die Sonne auf ihn schien, das Eiland sich in einiger Entfernung wie ein Hügel von Gold ausnahm, dessen Spitze mit den Trümmern der alten Befestigung gekrönt war."

Eine possierliche Schilderung ist die folgende einer dem Verfasser, behufs ihres Portraits, sitzenden Dame:

„Ich saß unter dem Schutze einer natürlichen Veranda oder Halle, während meine geduldigen Sitzer dem Regen preisgegeben waren. Ich beschloß, Haimonah's Frau in der Stellung zu skizziren, die sie unwillkürlich angenommen hatte, während sie mir mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaute, wie ich die Züge ihres Gatten zu Papier brachte. Sie lag der Länge lang

*) Savage Life and Scenes in Australia and New-Zealand: being an Artist's impressions of Countries and People at the Antipodes. With numerous Illustrations. By George French Angas. 2 Vol. London, 1847.

auf der Erde, ganz in der Attitüde eines Seelöwen, wenn er sich sonnt. Die Dame bestand zu meinem Entsetzen darauf, sich für diese Gelegenheit mit einem weißen reinen Hemde mit europäischem Schnitt herauszustaffiren, und nachdem sie ihre Nationaltracht abgelegt, streckte sie sich, so angezogen, auf den nassen Boden aus. Obgleich sie ihrer Eitelkeit auf diese Weise eine große Befriedigung verschaffte, so mußte ich die arme Frau doch bedauern. Trotzdem konnte ich mich eines herzlichen Lachens bei dem Gedanken nicht enthalten, wie es sich machen müsse, wenn eine europäische Dame, eben so kümmerlich bekleidet, auf gleiche Weise in dem strömenden Regen liegend, sich abkonterfeien lasse."

Zwei alte Damen, die sich nach langer Abwesenheit wieder begrüßen, werden, wie folgt, geschildert:

„Die Gattin Wirihona's traf mit der Frau eines niedrigeren Häuptlings zusammen, die eine alte Bekanntschaft von ihr war. Dies führte zu einem warmen Tungi zwischen den beiden Theilen. Nachdem sie indeß eine Viertelstunde und darüber einander gegenübergesessen, bitterlich weinend und höchst erbärmlich seufzend und lamentirend, verwandelte der Tungi sich in einen Huagi, und die alten Damen begannen, ihre Nasen an einander zu drücken, wobei sie von Zeit zu Zeit ein wohlgefälliges Grunzen hören ließen."

Die folgende Stelle — die letzte, welche wir geben — beschreibt das, was der Verf. mit Recht das Papu-Hinderniß nennt, zugleich eine gewisse Art und Weise, Strafen zu ertheilen, wie sie mitunter auch näher bei unserer Heimat zu finden ist:

„Während meines Aufenthalts in Taupo wurde es mir beim Zeichnen oft sehr lästig, daß, vermöge des Papu, so sehr viele Gegenstände als heilig gelten; es wird z. B. als ein schreckliches Sakrilegium betrachtet, wenn man mit demselben Bleistift, womit man etwa eine Frucht gezeichnet, auch das geheiligte Haupt irgend eines Häuptlings zeichnet oder beide Zeichnungen nur in demselben Portefeuille aufbewahrt. Ko Tarins Indignation hätte beinahe meine sämmtlichen Skizzen zu einem Raub der Flammen werden lassen, wären sie nicht durch den Einfluß meines Freundes, des Häuptlings Te Heuhen, gerettet worden. Ich konnte forthin die Patukas, die Tapu, Gebäude u. s. w. nur verstohlen zeichnen. Sogar den Tongarino durfte ich nicht skizziren, es wurde mir bei Utu-, d. i. Geldstrafe untersagt; ich zeichnete ihn aber später dennoch unter dem Beistande eines meiner Führer, eines gekauften Eingebornen. Trotz Te Heuhen's Anhänglichkeit an diese abgeschmackten, heidnischen Gebräuche, gewährte er mir doch Gastfreundschaft und Schutz jeder Art; und die skrupulöse Rechtlichkeit dieses mächtigen Häuptlings zeigte sich bei dem folgenden Beispiel auf eine lustige Art. Während meines Aufenthalts in Te Rapa fand ich, als ich eines Abends mit Newman zu dem Kainga zurückkehrte, eine ungewöhnliche Bewegung unter den Eingebornen: auf meine Nachfrage, was es gebe, fand sich, daß ein altes Weib dem Häuptling verrathen hatte, wie einige von den jungen Leuten von dem Zucker, welcher dem Pakeha zugehöre, genascht hätten. Ich hatte nämlich in Newman's Hütte ein Körbchen, worin sich ungefähr ein halbes Pfund befand, zurückgelassen. Um diese wichtige Angelegenheit in Ordnung zu bringen, ließ Te Heuhen sämmtliche Knaben und Mädchen von Te Rapa in den Hof seiner Wohnung kommen, wo er, da es ihm nicht gelungen war, den Dieb zu entdecken, die ganze Gesellschaft nach der Reihe durchprügelte."

Die Illustrationen zu dem Buche des Herrn Angas sind nach dessen Skizzen gefertigt und verdienen nicht minder als der Text gelobt zu werden.

Mannigfaltiges.

— Die Theater-Tantièmen und das Feldlager. Nach der Mittheilung eines Berliner Korrespondenten in der Augsb. Allg. Zeitung (unter der Chiffre M.) wird der am 10. März d. J. ablaufende Termin, für welchen sich die beiden ersten Bühnen Deutschlands, das Hofburgtheater in Wien und das königliche Theater in Berlin, zur Zahlung von Tantièmen an die Dichter neuer Stücke, so wie an die Komponisten neuer Opern, verpflichtet hatten, auf abermals drei Jahre verlängert werden. Wir dürfen diese Mittheilung als richtig ansehen, da sie mit detaillirten Angaben verbunden ist, die dem Korrespondenten nur von sehr zuverlässiger Hand zugegangen seyn können. So erfahren wir, daß das königl. Theater im abgelaufenen Triennium für Tantièmen 6672 Thaler, also durchschnittlich in jedem Jahre 2224 Thlr., verausgabt hat, wozu indessen noch in den drei Jahren 2063 Thlr. Honorare ein- für allemal oder auf jedes Jahr $687\frac{2}{3}$ Thlr. kamen. Im Ganzen haben also die königl. Bühnen in jedem Jahre durchschnittlich $2911\frac{2}{3}$ Thlr. für Honorare an Dichter und Komponisten gezahlt.

Wenn man erwägt, wie umfassend das über alle Gebiete der dramatischen Kunst, vom Vaudeville und von der Posse bis zur großen Oper und zur klassischen Tragödie, sich erstreckende Repertoir dieser Bühnen ist, so erscheint jene Ausgabe nur klein, besonders im Vergleiche mit den Summen, die die Académie Royale de Musique, das Théâtre Français, das Odeon und die kleineren Theater in Paris alljährlich an Dichter und Komponisten zahlen. Das Tantième-Verhältniß für die einzelnen Stücke ist dabei in Paris im Durchschnitt nur eben so groß, hier und da sogar kleiner, und nur bei einigen Bühnen etwas größer als in Berlin und Wien, indem z. B. das Théâtre Français für vier- und fünfaktige Stücke ein Zwölftheil der Brutto-Einnahme ($8\frac{1}{3}$ pCt.), für dreiaktige ein Achtzehntheil (etwas über $5\frac{1}{2}$ pCt.) und für zwei- und einaktige Stücke ein Zwanzigtheil (5 pCt.) dieser Einnahme gewährt. Die komische Oper bewilligt, je nachdem die Stücke einen ganzen Abend ausfüllen oder nicht, $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{8}$ ihrer Brutto-Einnahme, und in der Académie Royale de Musique erhält der Komponist für jede der 40 ersten Aufführungen seines Werkes 500 und für jede folgende 200 Frs. Für diese Honorare, mit denen verglichen diejenigen, welche die kleineren Pariser Theater oder die Bühnen in der Provinz zahlen, allerdings sehr unbedeutend sind, bedingen sich die Theater der Hauptstadt natürlich den Vorzug, daß die Stücke von ihnen, nicht aber von irgend einer Provinzialbühne, oder im Auslande, zuerst aufgeführt werden. In Berlin und in Wien dagegen scheint man versäumt zu haben, sich dieses Vortheils zu versichern. Wenigstens sind die Stücke von Gutzkow und von Laube, und oft selbst die der Madame Birch-Pfeiffer, gewöhnlich in Leipzig, Hamburg, Dresden, Frankfurt a. M., Stuttgart (und wie „Uriel Acosta" auch in Glogau und in noch kleineren Städten) längst schon aufgeführt, wenn sie auf den großen Theatern in Berlin und Wien zur Darstellung kommen, die doch für manches dieser Stücke das Hundertfache des Honorars zahlen, das die Dichter von den kleinen deutschen Bühnen erhalten. In Berlin hat z. B. Gutzkow, wie der M-Korrespondent der Allg. Ztg. berichtet, für sein „Urbild des Tartüffe" bis jetzt 1100 Thaler bezogen, während ihm in Glogau gewiß nicht mehr als zwei Frd'or dafür gezahlt worden, und doch ward dieses Gutzkowsche Stück eben so wie alle anderen in Berlin später aufgeführt, als auf den meisten übrigen Theatern Deutschlands. Sollten die Dichter wirklich, trotzdem daß ihnen die Berliner Bühne so einträglich ist, so wenige Achtung vor derselben haben, daß sie ihre neuen Stücke am spätesten nach Berlin schicken, oder bleiben diese hier so lange liegen, bis sie auf allen anderen Theatern gegeben sind? Madame Birch-Pfeiffer hat für ihre „Marquise von Villette" im Laufe von $2\frac{1}{2}$ Jahren von der Berliner Bühne 1200 Thaler bezogen. Rechnet man dazu die Honorare für „Eine Familie" und andere vorzugsweise viel aufgeführte Dramen dieser vielschreibenden Frau, so darf man wohl annehmen, daß sie von der jährlich für Tantièmen gezahlten Summe von 2224 Thaler beinahe die Hälfte erhalten, während die andere Hälfte auf alle übrige Bühnendichter so wie auf die Komponisten kömmt.

Die einzige größere deutsche Oper, die mit nachhaltiger Wirkung während des Trienniums der Tantièmen auf die Berliner Bühne gekommen, war Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien". Das Libretto zu dieser Oper ist zwar eines der undramatischsten, die jemals in Musik gesetzt worden; aber die Musik Meyerbeer's übte einen solchen Zauber, daß der Verfasser des Textes, obwohl er als solcher nur den kleineren Theil der Tantième erhält, dafür bis jetzt 900 Thaler bezog. Der Komponist hat, wie der M-Korrespondent der Allg. Zeitung berichtet, auf den ihm zustehenden Tantième-Antheil verzichtet, und diese uneigennützige Handlungsweise giebt dem gedachten Korrespondenten zu einem Ausfall auf Meyerbeer Anlaß, den wir eben sowohl seiner seltsamen Logik wegen, als weil er einen neuen Beweis dafür liefert, welchen merkwürdigen Schwankungen heutzutage die Urtheile mancher Kritiker unterworfen, indem derselbe M-Korrespondent an die Allg. Zeitung über die erste Aufführung des „Feldlagers" im neuen Opernhause einen enthusiastischen Bericht geliefert, hier mittheilen wollen. Herr M sagt nämlich nach Erwähnung des obengedachten Verzichtes auf die Tantième: „Für den wahren Ruhm Meyerbeer's hätten „es aber in der That seine Freunde *) lieber sehen mögen, daß er sich mehr „eine Geldsache als eine künstlerische Ehrensache aus einer solchen Gelegen„heitsoper machte, denn man kann es nur als das Zugeständniß eines musi„kalischen Bankerotts ansehen, daß dieser Geldmagnat der Musik, statt neue „produktive Unternehmungen zu seinem Ruhm zu machen **), jetzt mit einer „Oper dieser Art in der Welt hausiren geht, wobei noch besondere Künste „aufgewandt werden müssen, für den preußisch nationalen Text die Koketterie „vielleicht mit irgend einem anderen Nationalstoff unterzuschieben. Wäre „Herr Meyerbeer nicht so edelmüthig gewesen, auf seine Tantième für das „„Feldlager in Schlesien" hier zu verzichten, so würde diese Oper, deren In„scenesetzung schon 27,000 Thlr. kostete, dem hiesigen Theater noch eine „Tantièmenzahlung von mehr als 3000 Thlr. für die bisher stattgefundenen „Aufführungen abgenöthigt haben."

Als die Wiener dieses Berliner Orakel durch den Mund der Allg. Zeitung vernommen hatten, da bereuten sie ihren Enthusiasmus für „Vielka", denn aus früherer Zeit war ihnen bekannt, daß die Berliner Logik immer viel besser gewesen, als die Berliner Musik, und warum sollte es gerade diesmal umgekehrt seyn? Sie beschlossen daher, von dem berühmten nordischen Maestro den Lorbeerkranz, den ihm einst der M-Korrespondent für das „Feldlager in Schlesien" feierlich hatte überreichen lassen, zurückzufordern und ihn mit dem Motto: „Ach, das Gold ist eine Chimäre!" an diesen Korrespondenten zu übersenden.

*) Und der Verfasser der M-Korrespondenz gehörte zu diesen Freunden, wie man dies aus der verbürgten Thatsache schließen kann, daß er bald nach der ersten Aufführung des „Feldlagers", dem Komponisten in Gegenwart von Dlle. Jenny Lind (die damals noch nicht in Berlin öffentlich gesungen hatte) einen Lorbeerkranz durch Frauenhand überreichen ließ, und zwar ausdrücklich, um das „unsterbliche Werk" zu krönen.

**) Den „Freunden" des Komponisten scheint unbekannt zu seyn, daß dieser auch bereits seit längerer Zeit zwei andere Opern, „die Wiedertäufer" und „die Afrikanerin", vollendet hat, die er, weil er sich auch in Bezug auf diese Werke nicht entschließen kann, daraus „mehr eine Geldsache als eine künstlerische Ehrensache" zu machen, bisher in der Académie Royale de Musique, für die sie geschrieben sind, nicht hat aufführen lassen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 30. Berlin, Donnerstag den 11. März 1847.

Dänemark.

Andersen's neuestes Werk.

Das reichhaltigste Buch ist ein Menschenleben, dessen innere Hieroglyphenschrift entziffert ward, das durch Selbstbekenntnisse und Seelenmalerei einen treuen Ausdruck des Reinmenschlichen giebt; spannender Erlebnisse bedarf es da nicht, nur eine ungewöhnliche Charakter-Entwickelung und das rechte Wort für die Leiden und Freuden der Gefühlswelt, in deren wogendes Chaos so selten das Licht der Wahrheit geworfen werden kann. Wir kennen Alle den Kampf gegen das Selbst, das Ringen mit dem Leben um das Leben, den zitternden Sieg, der zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, wir fühlen die Ebbe und Fluth der Innerlichkeit, den kurzen Herzschlag der Freude und die Thräne bitterer Seelen-Einsamkeit inmitten der belebten Welt, aber nur die Dichter allein besitzen die Gabe, sich gleichsam doppelt zu sehen und aus der objektiven Anschauung das Spiegelbild der Seele festzuhalten und auszumalen zu einer Darstellung des Menschenlebens. Das reichhaltige Buch eines solchen wird selten vor uns aufgeschlagen. Die Literatur hat in Goethe's Wahrheit und Dichtung, in Rousseau's Bekenntnissen und in Jung-Stilling's Leben fast die einzigen Besitzthümer der Art aufzuweisen, aber künftig wird Andersen's neuestes Werk: „Das Märchen meines Lebens" unzweifelhaft mit zu denselben gezählt werden. Man beschuldige mich nicht eines überschwänglichen Loburtheils, ehe man das Buch von Andersen gelesen, das er bescheidentlich als „eine Skizze ohne Dichtung" seinem Publikum darbietet. Er selbst klagt darüber, wie tief es ihn geschmerzt, daß ihn seine Landsleute der Selbstüberschätzung und Eitelkeit geziehen; ich möchte deshalb um keinen Preis durch ein unvorsichtiges Wort die Hände wieder gegen ihn in Bewegung setzen, die so gern die Dornen am Kranze der Berühmtheit tief in die Dichterstirnen drücken.

Jedem unbefangenen Leser von Andersen's Selbstbiographie wird sich die Erinnerung an Jung-Stilling und Rousseau von selbst aufdrängen; die Zusammenstellung mit Goethe ist nur eine äußerliche, sie bedarf also keiner Begründung. Von selbst versteht es sich ja, daß mit diesem Zeus der Literatur keiner der Dichterheroen verglichen werden kann, die alle erst schwere Erdenkämpfe bestehen mußten, ehe sie die Unsterblichkeit des Olymps erlangten. Goethe steht auch darin einzig da, daß er von Anfang an dem Glück im Schoße lag und der Glanz seines Genius doch nicht von der Helle desselben beeinträchtigt wurde. Die dunklen Lebenswege der meisten Dichter werden später zur Folie ihres Nimbus, ein erlebtes Gedicht. Darum hat Andersen sehr richtig seine Erlebnisse das Märchen seines Lebens genannt; in dem harmlosen kindlichen Titel liegt hinreichend die Verschiedenheit von Rousseau's Leben ausgesprochen, obwohl ich mich versucht fühlte, eine Parallele zwischen Beiden für möglich zu halten. Rousseau mußte freilich „Bekenntnisse" geben, weil er der Sohn einer erkrankten Civilisation war, weil die sündige Gährung im eigenen Herzen mit der der ganzen moralischen Welt zusammentraf und so sein besseres Selbst zersetzte und befleckte; sein schönster Ruhm wird es immer bleiben, daß er die edlen Trümmer davon zusammenraffte, um ein Piedestal für Tugend und Humanität zu gründen. Seine Bedeutung als ethischer und politischer Schriftsteller ist überhaupt größer als die seines Dichtertalents; er dichtete nur durch das Vehikel der Leidenschaft; indessen sollte hier seine Selbstbiographie allein die Veranlassung zu einer Anknüpfung an ihn herleihen, eine ausführlichere Besprechung würde schwerlich als hierher gehörig angesehen werden können. Eine verwaiste Knabenzeit, die verzweifelten Versuche, in der Welt Fuß zu fassen, die Mißgeschicke und das harte Gnadenbrod hat Rousseau mit Andersen getheilt; eben so findet sich eine Aehnlichkeit zwischen Beiden in der Erregbarkeit und Exaltation des Gefühls, die sich deutlich in ihren Selbstbiographieen ausspricht, aber in der Aeußerung derselben tritt auch wieder die Verschiedenheit hervor. Andersen hat nichts zu bekennen, sein Herz ist kindlich rein und gesund geblieben, es schlägt für die unauflöslichen Bande der Familienliebe und der Religion, es kennt kein Gelüst; die Sehnsucht, die innewohnende Poesie auszusprechen, ist allein die Triebfeder der Exaltation bei Andersen. Das Gepräge der Dichternatur ist überhaupt deutlich in ihm wahrzunehmen; ein schweres unglückliches Gefühl, eine tiefe nordische Wehmuth, wie er es selbst nennt, vermochte auch der Sonnenschein des Glücks nicht aus seiner Seele zu tilgen, das ist der lyrische Nachhall, den der Schmerz in einer Dichterbrust zurückläßt. Wer, wie Andersen, im Leben umhergestoßen und in peinlichen Lagen wundgedrückt ist, bei dem wird eine reizbare Empfindlichkeit sich immer geltend machen; es ist grausam, wie der Uebermuth und die Tadelsucht sich bemüht haben, Essig in seine Wunden zu träufeln, das weiche Gemüth zu verletzen und ihn kosten zu lassen, wie das trostlose Gefühl an sich selbst verzweifelt. Vielleicht sind diese Unbilden nicht immer aus böser Absicht entstanden, sondern aus Verkennung und Vorurtheil; merkwürdig ist es wenigstens, daß Henrik Hertz, der unter uns bis jetzt ziemlich unbekannte Verfasser der sentimentalen Tochter König René's, weit über Andersen gestellt und begünstigt ward, während Deutschland schon längst dem Letzteren freudige Anerkennung zollte. Beide Dichter sind übrigens befreundet; Andersen schildert mit sichtlicher Vorliebe sein Zusammenleben mit Hertz in Rom. Die Kämpfe und Widerwärtigkeiten, welche Andersen im Beginn seiner literarischen Laufbahn auszuhalten hatte, machen einen viel peinlicheren Eindruck, als die Schutzlosigkeit und Noth seiner Kindheit, obgleich er nicht schwärzer malt, als die Wahrheit erfordert, und sogar ohne Bitterkeit darüber spricht. Es wird gewiß genügen, ein einziges jener Fakta aufzuzählen, um die Lust zu charakterisiren, mit der seine Feinde ihn wie mit Nadelstichen quälten: Als er ein mühsam errungenes Stipendium zu einer Reise nach Paris verwendete und dort im Weltgewühl das Poetenherz sehnsüchtig auf Nachrichten aus der Heimat wartet, kommt endlich ein großer Brief, doppeltes Porto zahlt der Empfänger mit freudiger Bewegung aus seinem knappen Reiseschatz und findet in dem theuren Briefe — ein langes gedrucktes Spottgedicht auf sich selbst! weiter nichts; irgend ein anonymer Feind hatte ihn in die weite Ferne mit diesem boshaften Spaß verfolgt. Von alle den anderen Kalamitäten des Autorlebens zu schweigen, mußte, wie sich von selbst versteht, geschrieben werden, um das Leben zu fristen, und für die besten Bücher, wie z. B. für den Improvisator, war nur das kümmerlichste Honorar zu erlangen, während die dramatischen Arbeiten durch Theaterschikanen fruchtlos blieben. Es ist rührend, wie offen und empfänglich des Dichters Gemüth für jedes Gute blieb, wie seine Dankbarkeit überströmte bei der kleinsten Anerkennung oder Annäherung, wie er für jede der damals so sparsamen Freuden, die ihm zu Theil wurden, einen frommen Blick zum Himmel sandte und die kindlichste Zuversicht in eine glückliche Lösung seiner dunklen Zukunft sich zu bewahren wußte. Wie Jung-Stilling, baute er auf den unmittelbarsten Schutz der Vorsehung und hat, gleich diesem, in seinem Lebenslauf den überzeugendsten Beweis für seinen Glauben gefunden. Andersen's religiöses Gefühl ist jedoch ohne alle mystische Beimischung, ohne den, wie man versucht werden könnte zu sagen, frommen Aberglauben Jung-Stilling's, obwohl er in seiner schutzlosen Jugend gewiß eben so viel und innig betet wie dieser; späterhin gesteht er aber, daß er nur an einen Gott der Liebe glaube, daß es ihm schwer werde, an einen des Zorns und der ewigen Strafen zu denken. Uebrigens hält er sich, wie es der weichen Dichternatur eigenthümlich und gemäß ist, von den polemischen Fragen auf religiösem und politischem Gebiet durchaus entfernt.

Mit heiterer Dankbarkeit blickt er auf sein Leben zurück, jetzt, wo es hell darin ist, und erzählt mit ergreifender Wahrheit und Einfachheit, wie dunkel es einst war; es ist wirklich wie ein Märchen, worin Alles gut endet, so traurig es auch anfängt. Die Poesie streut ihre duftigsten Blätter über diese Illustrationen aus dem Leben der Armuth, und der Schmerzenssohn Humor weint seine hellsten Thränen unter einem kindlichen Lächeln dabei. Niemand wird ungerührt die Schilderung der älterlichen Dachkammer, des Küchengärtchens auf dem Boden des Hauses, der reinlichen Einrichtung, trotz der Schusterwerkstatt, lesen oder das Bild betrachten, welches Andersen von seinem Vater entwirft, dem, bei allem Fleiß mit dem Leisten in der Hand, der Wissensdurst und die Sehnsucht nach Bildung keine Ruhe lassen, oder das der Mutter, die nur einen Festtag im Jahre hat, wenn der Wald im Mai grün wird, und zu diesem einzigen Ausgang zehn Jahre lang ihr Abendmahlskleid von Kattun anzieht; und endlich des kleinen Andersen selbst, der, den Komödienzettel in der Hand, tagelang träumerisch in der Ecke sitzt, sich neue Stücke danach erdenkt und bunte Lappen für sein Puppentheater zusammennäht, weshalb seine Mutter in ihm viel Anlage zum Schneiderhandwerk vermuthet. Aber als er älter wird, weigert er sich, Schneider zu werden — und was willst du denn sonst werden? fragt ihn seine Mutter. „Ich will berühmt werden; ich habe von merkwürdigen Männern gelesen und weiß, wie das geht: man hat erst gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, dann wird man berühmt." Der arme Vater, der den eigenen Drang der Seele auf den Sohn vererbt hat, ist todt, die Mutter verheiratet sich wieder und läßt den Sohn gewähren; die Großmutter, eine poetischere Natur, gerade wie der arme Schuster, ihr Sohn, begleitet den Enkel betrübt mit einem Weheruf zum Thor hinaus, als er, vierzehnjährig, seine Abenteuerfahrt nach Kopenhagen antritt. Andersen sagt mit tiefer Wehmuth, daß er sie seitdem nie wiedergesehen und ihr Grab nicht kenne, da sie auf dem Armenkirchhof ruhe; seine Mutter hat indessen noch er-

lebt, ihn seinem Ziele nahe zu sehen. Ehe er jedoch dahin gelangte, hat er unglaubliche Sagen und Fehlschläge ertragen müssen. Als er mit vierzehn Jahren und zehn Thalern in der Tasche nach Kopenhagen kam, beruhte seine ganze Hoffnung auf einem Empfehlungsbrief an eine damals berühmte Schauspielerin, die ihm die Theaterlaufbahn eröffnen sollte. Demüthig kniet er nieder, bevor er die Klingelschnur zu der verhängnißvollen Thür ergreift, und betet aus vollem Herzen um Segen für sein Anliegen; aber der bleibt aus diesmal, er wird zwar bei der Schauspielerin vorgelassen, nimmt sich aber so seltsam aus in einem langen Confirmationsanzug und großen Stiefeln, als er seinen runden Hut wie ein Tamburin benutzt, um singend und tanzend Proben von seiner Kunstfertigkeit abzulegen, daß die Gönnerin ihn für verrückt hält und sich beeilt, ihn los zu werden. Darauf geht er, schon um seine beste Hoffnung ärmer, zu dem Theaterdirektor und bittet um eine Anstellung. Dieser erklärt ihm aber, er sey zu „mager" für die Bühne, worauf der arme Knabe versichert, er wolle ganz bestimmt fett werden, wenn er nur erst 100 Thlr. Gehalt bekäme. Indessen wird er doch abgewiesen, weil er nicht gebildet genug spreche. Der weitere Verlauf aller dieser mißglückten Versuche ist schon in diesen Blättern (1846, Nr. 41) mitgetheilt worden; zudem wäre es geradezu unrecht, dem Leser den Genuß zu verkürzen, ihn jetzt aus des Dichters Munde selbst zu hören, wie er alle die kleinen Einzelheiten mit dem köstlichsten Humor in dem Märchen seines Lebens erzählt. Er hat dieses sein neuestes Werk deutsch für uns geschrieben und es einer Gesammtausgabe seiner Schriften *) vorausgeschickt, der ersten, die dem in Deutschland so viel gelesenen Autor auch endlich deutsches Honorar einbringt.

Der erste Band dieses Lebensmärchens ohne Dichtung trägt den poetischen Zauber der Morgenröthe nach stürmischer Regennacht in sich, die seltene Freude des Glücklichwerdens, des Trostes nach Kummer und Demüthigung; es ist wie Sonnenschein im Kerker; derselbe Strahl in einem Prunkzimmer verliert den Glanz des Heiligenscheins, den ihm die Phantasie geliehen. Aehnlich wird es vielleicht manchem Leser mit dem zweiten Bande von Andersen's neuestem Werke ergehen; er erzählt in seiner genügsamen Dankbarkeit von so viel Glück und Ehre, die ihm widerfahren sind, daß man über diese helle Aeußerlichkeit zuweilen seine dunkle tiefpoetische Innerlichkeit vergessen könnte, und jedenfalls werden die alten Feinde wieder ihren Neid erheben und ihm vorwerfen, er gebe nichts als eine Nomenklatur der Triumphe, die er im Auslande gefeiert, und fröhne seiner Eitelkeit an den Höfen der Reiche von dieser Welt. Daß er die Auszeichnungen, um die er sich nie beworben, dankbar aufnimmt und sie in der Freude seines Herzens dem Publikum, wie einem Kreise trauter Freunde, arglos erzählt, ist gewiß ein schöner Beweis, wie kindlich und unbefangen sein Gemüth geblieben ist, trotz aller Bitterkeit und Verdächtigungen, die er erfahren; um damit zu prahlen, brauchte er nichts davon mitzutheilen, seine Auszeichnungen wurden ja in allen Zeitungen erwähnt. Er erzählt sie wie andere Erlebnisse auch und verweilt sichtlich mit mehr Vorliebe bei denen, die ihn mit gleichgesinnten Jüngern im Tempel des Genius zusammenführen. Seine Verehrung und Freundschaft für Tieck und Chamisso, für Thorwaldsen und Oehlenschläger sind Glanzpunkte in dem zweiten Bande seiner Biographie; eben so interessant ist sein Bekanntwerden mit Freiligrath, mit der stammverwandten Schwedin Friederike Bremer und anderen gutklingenden Namen. Ganz besonders aber werden sich die Berliner für die Beschreibung seines letzten Aufenthaltes unter ihnen und für eine begeisterte Besprechung ihres Lieblings, Jenny Lind, interessiren. Wie weit er von Selbstüberhebung entfernt ist, beweißt auch eine kleine Anekdote, die er der lieblichen Sängerin zu Ehren erzählt, woraus ganz absichtslos hervorgeht, wie zart und rücksichtsvoll er sich gegen den Berliner Naturdichter, Schneider W., benommen, dessen Talent er die Achtung zollte, ihn wie einen Ebenbürtigen der Kunst zu behandeln.

Andersen's Portrait ziert die neue Ausgabe seiner Werke; es ist sehr ähnlich, namentlich der eigenthümliche Blick „beyond this world", wie Sterne sagt. Man sieht diesem Auge an, daß manche Thräne aus Herzensgrund darin geschimmert hat, und daß die Seele ihre geheimnißvolle Sprache damit redet. Seine Gesichtsbildung ist ungewöhnlich und bedeutend; wer sie einmal gesehen, vergißt überhaupt den Eindruck seiner Persönlichkeit nicht wieder. Seine Züge sind äußerst beweglich, dabei scharf geschnitten, fast wie die von Liszt, aber der Ausdruck voll Reinheit und Güte; seine Redeweise ist wunderbar effektreich, Geistesfunken sprühend, die den Mitsprechenden anfeuern, auch aus der Tiefe zu schöpfen und die Oberfläche gesellschaftlicher Gemeinplätze zu verlassen. Er redet die deutsche Sprache geistreicher, als es Gebrauch ist; seine Wortbildungen sind kühn und neu, aber immer treffend; der Anhauch fremdländischer Aussprache giebt ihnen zudem noch den eigenthümlichen Reiz des Kindlichen und Naiven, der sich zum Vortrage seiner Märchen vorzugsweise eignet und ihm bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland so viele Herzen gewonnen hat.

F. v. H.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

II. Der Satan.

Das Schiff „Satan" war glücklich angelangt. Eine zwischen hohen Felsen gelegene Bucht gewährte ihm Sicherheit und Ruhe. Die Kreuzer konnten es dort selbst bei Tage kaum wahrnehmen.

*) Leipzig, bei Carl B. Lorck, 1847.

Als die Segel zusammengezogen, als die Anker geworfen waren, versammelte sich auf dem Verdecke, um einen aus verschiedenen Brettern improvisirten, mit Branntweinflaschen reichlich versorgten Tisch die Mannschaft, — achtzig rüstige Leute, deren Gesichter die Spuren aller brutalen Leidenschaften und der fortwährenden Ertragung der Strapazen eines bewegten Lebens zeigten. Diese Sklavenhändler, unstreitig Europäer, waren durch die beständige mehrjährige Wirkung der Sonnenstrahlen so braun oder schwarz geworden, daß man sie leicht für Neger aus den Maldiven oder aus Madagaskar hätte halten können. Ihr Anzug, die gewöhnliche Matrosentracht, fiel nur durch einen mit zwei Pistolen und einem langen Dolche versehenen Leibgürtel auf. Offiziere und Matrosen saßen, um die glückliche Ankunft des Schiffes in Zansibar zu feiern, am Tische bunt durch einander. Die exceptionelle Bestimmung des „Satan" allein erklärte kaum eine solche auf der See nicht leicht vorkommende Vereinigung der Vorgesetzten mit ihren Untergebenen. Nur die Geschichte seiner eigenthümlichen Bemannung konnte hierüber genügende Auskunft geben.

Seit dem Frieden hatte die Freiseeräuberei aufgehört. Viele der früheren Korsaren waren anfangs Piraten geworden. Bald nahm dies während der ersten Jahre der Restauration noch sehr ergiebige Handwerk bedeutend ab. Zahlreiche, wohlgerüstete französische und englische Kriegsschiffe waren auf strenger Hut. Ohne weiteren Prozeß ließen sie die ertappten Verbrecher augenblicklich, an Ort und Stelle der Gefangennehmung, erschießen oder aufhängen. Das eingeführte summarische Verfahren half. Den meisten Piraten mißfiel die ihrer fast sicher harrende traurige Zukunft. Nachdenken führte sie dahin, eine andere, ihren Anlagen eben so angemessene Laufbahn, — bei welcher ebenfalls viel zu gewinnen und nicht so viel zu wagen war, — zu verfolgen. Sie wurden Schmuggler zwischen den englischen und französischen Kolonieen, Freihändler auf Madagaskars oder Afrika's Küste. Viele suchten auch Dienst auf Negerschiffen. So konnten sie wenigstens sicher seyn, daß für den Fall der Ergreifung bei Ausübung ungesetzlicher Handlungen ihre etwanige Hinrichtung nur nach dem rechtskräftigen Urtheil eines auf dem Lande befindlichen regelmäßigen Tribunals erfolgen würde.

Nach Verbietung des Sklavenhandels suchten die Negerschiffs-Unternehmer vorzugsweise ehemalige Piraten als tüchtige Mannschaft auf. Die Kaperei von Schwarzen war kein Spiel mehr. Es kam nicht allein darauf an, sich gegen die Zufälle und Launen des unbändigen Meeres und gegen die immerwährende Möglichkeit der Neger-Verschwörungen am Bord zu schützen, — man mußte noch, wenn es Noth that, zur eiligen Flucht oder, — ausnahmsweise zwar, aber bei der Aussicht möglichen Sieges, — zu tapferen, harten und unversöhnlichen Kämpfen bereit seyn.

Der „Satan" trug auffallende Beweise derartiger kriegerischer Gesinnung. Wer auf dessen Verdeck hätte blicken können, würde einige zwanzig im schönsten Zustande erhaltene Feuerschlünde wahrgenommen haben. Der hohe Bord des Schiffes, dessen Oeffnungen stets geschlossen blieben, erlaubte schwerlich einem anderen Schiffe, diesen Rüstungs-Apparat, selbst in einer mäßigen Entfernung auf der See, zu erkennen. Im Falle des Angriffes und des Widerstandes aber durfte die so versteckte Batterie nicht lange ihr Inkognito beibehalten. Ihre Kugeln pflegten schnell zu zeigen, daß keine unerfahrene und zu verachtende Hand das Geschütz richtete. Die Uebereinstimmung der Leute, beim Absegeln sowohl als bei der Vertheidigung, ließ keinen Zweifel darüber, daß diese Seemänner sich seit Jahren kannten, daß sie seit Jahren Gefahren und Verbrechen theilten.

Zwischen ehemaligen und jetzigen Mitschuldigen konnte es in gewöhnlichen Augenblicken wohl keinen Unterschied des Ranges geben. Bei Schlacht und Sturm verschwand jedoch auf manchen Negerschiffen der Zustand der Gleichheit. Je loser die Disziplin gewesen war, desto eiserner wurde sie dann. Wer nicht ohne Zaudern gehorchte, wer sich erlaubte, ein Kommando nicht zu verstehen, hatte sichere Anwartschaft auf eine Kugel, ohne Redensarten, durch den Kopf. Sobald das Wohl des Schiffes und seiner Ladung in Erwägung kam, gab es keinen Grund zur Nachsicht des Befehlshabers. Freundschafts-Dienste, die Erinnerungen an glücklich verlebte gesellige Stunden verloren ihre Bedeutung.

An Gefahren und Strafen war in der Bucht von Zansibar nicht zu denken. Man dachte vielmehr nur daran, die Gläser weder voll noch leer zu lassen. Demzufolge hatten auch nach einer halben Stunde die wechselseitigen Conversationen eine unbändige Heftigkeit erlangt. Man rühmte die Geschicklichkeit des „Satan", den Kreuzern zu entgehen, man versprach sich, noch öfters ihren Schlingen Trotz zu bieten; man brachte die Gesundheit der Sklavenkäufer und Verkäufer aus.

Das sonstige Toben der auf die nahen Felsen sich stürzenden und zersplitternden Wellen war nicht mehr zu hören, als eine scharfe pfeifende Stimme das Getöse durchdrang. Sie übte auf alle übrigen Redner einen entschiedenen Einfluß aus. Sämmtliche Lungen-Anstrengungen hörten auf.

Einem starken, pockennarbigen, vierzigjährigen Mann gehörte die Stimme.

Hauptmann Grivély war eigentlich von Haus aus kein Seemann. Italiener und früher Studirender der Rechte, wurde es ihm von Jugend auf unmöglich, fremdes Gut von dem seinigen zu unterscheiden. Des angeborenen Gebrechens halber gerichtlichen Verfolgungen ausgesetzt, — mußte er das Vaterland verlassen. In Mauritius, wo er zuerst anlangte, war er als Lehrer und Muster der Frömmigkeit und der Moral aufgetreten. Nach Bekanntwerdung seiner Unfähigkeit und Sittenlosigkeit schimpflich entlassen, war ein Negerschiff Grivély's Zufluchtsort geworden. Wegen einiger mathematischer Kenntnisse zum Lieutenant auserkoren, machte er sich nie durch eine vorzügliche Herzhaftigkeit bemerklich. Er ersetzte indeß den Mangel an großer Tapfer-

keit durch eine gewisse Ruhe, die auf Selbstbeherrschung hindeutete, und durch die ganz besondere Gabe, eine grausame List zu erfinden, welche fast beständig den Feind in gefährliche Fallen verlockte. Dieser Eigenschaft verdankte er seine letzte Erhebung. — Der Supercargo Taitar, der einen bedeutenden Antheil an dem Schiffe besaß, hatte ihn vor fünf Jahren zum Anführer der für den „Satan" gedungenen Banditen auserwählt. Seitdem hatte man ihn schätzen, aber nicht genug fürchten gelernt.

„Ist es den Herren gefällig, mir einige Aufmerksamkeit zu gönnen?" — schrie der wo möglich immer höflich bleibende Hauptmann.

Ein allgemeiner Bejahungsruf war die Antwort.

„Die für morgen zu treffenden Vorkehrungen wünschte ich mit euch, ehe ihr alle betrunken seyd, zu besprechen. Das feindliche Geschwader wird wahrscheinlich bald wieder hier eintreffen. Es wäre Thorheit, das Absegeln bei Tage in seinem Angesichte zu versuchen. Meiner Ansicht nach, sollten wir die nächste Nacht hier abwarten und dann erst die hohe See zu gewinnen suchen. Wohl weiß ich, daß ein großes Hinderniß diesem Plane entgegensteht; daß der Landwind, der allein unser Absegeln möglich macht, erst mit Sonnenaufgang zu wehen anfängt. Könnten wir aber nicht mit Hülfe einiger einheimischen Boote unser leicht fahrendes Schiff bis zum nächsten, eine Meile nur entfernten Kap bugsiren? So wären wir in Sicherheit, ohne selbst des Feindes Verfolgung befürchten zu dürfen."

Wie alle durch Grivély vorgelegte Pläne, wurde dieser Vorschlag angenommen, wonach der Hauptmann, ehe man sich wieder zu den Gläsern hatte begeben können, noch folgende unangenehm klingende Bemerkung seinen früheren Worten folgen ließ:

„Wenn unser Vorhaben gelingen soll, ist hauptsächlich Vorsicht nöthig. Kein Geräusch, kein verdächtiger Lärm darf von hier aus vernommen werden. Hierzu müßt ihr nüchtern bleiben. Kein Grog darf folglich mehr, binnen 24 Stunden, auf diesem Tische erscheinen. Weg damit!"

Den Durst der Banditen bändigen zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Die Berührung ihrer reizbarsten Seite konnte geradezu zur Empörung führen. Auch fingen sie bereits an, ihren Widerstand durch Toben und Schreien kund zu geben.

„Weg damit!" — wiederholte der in seinem Kommando-Rechte durch die feindselige Demonstration gekränkte Grivély. — „Schweigt!" —

Ohne Rücksicht auf diesen Befehl, erhob ein alter, fast bieder aussehender Bootsmann sofort die Stimme, und zwar um Worte der Versöhnung auszusprechen.

„Capitain", sagte er, „ein schweres Opfer verlangt ihr; gehorchen werden wir dennoch; dafür bürgt euch euer alter Thomson; nur erlaubt eine Bitte. Seit Jahren ist der Mann, dem dies Schiff gehört, uns ein Räthsel. Sein Wesen, sein Treiben, die Sorgfalt, mit welcher er uns ausweicht und sich durch Vermummung unkennbar zu machen strebt, — haben unsere Galle und zugleich unsere Neugierde im höchsten Grad gereizt. Ihr kennt ihn, Ihr wißt seine Geschichte. Benutzt den passenden Augenblick, befriedigt unsere Laune und erzählt; wir werden horchen und entbehren. Ihr könnt, auf Piraten-Wort, auf unsere Verschwiegenheit bauen."

Inzwischen hatte sich der Lärm gelegt, denn Thomson's Idee schien Allen zu gefallen.

„Was ihr verlangt", erwiederte der Capitain, „dürfte für euch und für mich die nachtheiligsten Folgen herbeiführen. Dem Manne gehört das Schiff, nicht uns. Sammt und sonders sind wir seine Miethlinge. Zwar hat er mir kein Stillschweigen anempfohlen; da er aber euch meidet und dafür wahrscheinlich seine Gründe hat, so mag er wohl wünschen, daß ich über ihn schweige. Ueberlegt dies; heute jedenfalls gebe ich eurem Wunsche nicht nach, denn es ist Zeit zum Schlafen. Wenn ihr aber morgen noch sämmtlich bei eurem Verlangen beharrt, werde ich freilich, aller daraus zu befürchtenden Unannehmlichkeiten ungeachtet, nachgeben müssen. Geht nun nach euren Hängematten." —

Fast jeder Seeman ist einem Kinde gleich, das den lebhaftesten Wunsch vergißt, sobald man seine Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände zu lenken versteht.

Grivély's zweideutiges Versprechen genügte. Die Mannschaft vertheilte sich in den verschiedenen Gegenden des Schiffes. Die Mehrzahl begab sich zur Ruhe.

Um die übliche, unausbleibliche vierstündige Wache abzuhalten, blieben zehn Männer auf dem Verdeck. Dr. Oelsner-Monmerqué.

Phönicien.

Phönicien und was von ihm auf uns gekommen.

(Schluß.)

Unter allen den neueren Entdeckungen in diesem Fache ist die wichtigste wohl ein Dokument, welches ein ungeahntes Licht auf die bisher am wenigsten gekannte Religion der Karthager wirft. Im vergangenen Sommer fand man unter einem Hause der Altstadt von Marseille, in der Nähe der Kirche de la Major, zwei Fragmente einer Platte von Cassis-Stein *), bedeckt mit Schrift, die nicht den klassischen Sprachen angehörte. Ein Maurer brachte sie dem Direktor des Museums, der sie für den mäßigen Preis von 10 Francs kaufte. Aufgestellt im Museum, lagen die zwei Stücke unerklärt mehrere Wochen. Texier, der kühne Erforscher Kleinasiens, kam auf seiner Reise nach Marseille, besuchte das Museum und erkannte auf der Stelle in den Charakteren der Fragmente eine phönicische Inschrift, deren Wichtigkeit und Bedeutung ihn sein Takt fühlen ließ. Er nahm schnell ein doppelte Durchzeichnung, schickte die eine an den Minister des öffentlichen Unterrichts und nahm die andere nach Algier mit, wohin ihn eine wissenschaftliche Mission führte. Hier traf er mit Nicoly Limbery, dem Dolmetscher am Gerichtshofe, zusammen, welchem er von der Entdeckung sagte und die Zeichnung übergab. Limbery machte sich an die Interpretation des Textes, aber eingenommen von der Möglichkeit, ein Stück aus der Geschichte Marseille's hier zu finden, glaubte er einen Handelstraktat zwischen den Karthagern und Massiliern vor sich zu haben. Von der Inschrift sind 21 Zeilen, vielleicht zwei Drittel des Ganzen, übrig, und jede Linie schien Herrn L. ein Ganzes. Wir geben die ersten 3 Zeilen seiner Uebersetzung:

1. Zeile: „Auf Wunsch und Verlangen des Senates und Volkes der Matsalum (Marseiller) wurde durch das Orakel im Heiligthume des Tempels die Ungerechtigkeit bekannt gemacht, welche König Balhanasar geübt hat. Man hat deshalb berathschlagt, und dieser Vertrag wurde veröffentlicht in der Absicht, sich durch die Bande der Freundschaft mit denen zu verbinden, die den Belus verehren, und dem Sohne Baal's Opfer zu bringen, um von ihm einen glücklichen Erfolg zu erlangen.

2. Z.: „Es wird beschlossen, daß man dessen Gebote beobachte, und man verpflichtet sich, die Hände im Blute des Alam, Sohnes des Balhanasar, zu waschen. Dieses Versprechen wird von einem feierlichen Eide begleitet seyn, einem Eide, der die Treue verbürgt, welche die Kartahaduth (Karthaginienser) den Matsalum zugeschworen haben.

3. Z.: „Und wenn dieser Eid und dieser Vertrag veraltet seyn werden, so sollen sie von neuem geordnet werden, und ihr, Marseiller, zittert nicht und fürchtet nicht, wenn er ewig vor euren Augen bleibt auf dem Steine, der die Steuern, Verpflichtungen und Obliegenheiten feststellt, welche ihr gegen die ausgezeichneten Männer unserer Nation zu beobachten habt, und die Gerechtigkeit und Billigkeit, von denen beobachtet, welche die Reise um die Welt machen, um sich die Freundschaft der Nationen zu verschaffen, und dies durch ihre Weisheit."

Wir haben den Muth nicht, die Uebersetzung des Herrn Limbery ganz wiederzugeben, denn wir gestehen in aller Demuth, daß wir, trotz großer Anstrengung, nichts dergleichen im Marseiller Text finden konnten. Wir haben uns seitdem bescheiden müssen, nur das darin zu finden, was in die Augen springt. Wir haben ein System angewandt, welches mit Logik und gesundem Menschenverstand übereinstimmt, und wenn wir erschrecken über die große Verschiedenheit zwischen der Uebersetzung des Herrn Limbery und der unsrigen, so beruhigen wir uns damit, daß berufene Richter entscheiden werden, welche die wahre ist. Hier einige Stellen meiner Uebersetzung:

1. Zeile: „. . . . . (Challas) Baal? der Suffet (Richter) Sohn des Bedtanit, Sohn des Bed . . . .

2. Z.: „Der Suffet, Sohn des Bedachnum, Sohn des Challasbaal und . . .

3. Z.: „Für einen Stier, vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; für das Opfer muß jedem Priester 10 Silberschekel entrichtet werden, außer dem Werthe des Opfers.

4. Z.: „Der Vorschrift gemäß soll es (das Fleisch) zerstückt und verbrannt werden; die Haut, Eingeweide, Füße und der Rest des Fleisches (?!) kommen dem Opfernden zu Gute.

5. Z.: „Für ein Kalb, dem noch keine Hörner hervorgebrochen sind, dem sie aber hervorbrechen werden? *), oder für einen Hirsch (oder Hirschkuh), vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; den Priestern kommt fünf Silberschekel, außer dem Werthe des Opfers.

6. Z.: „Von dieser Gabe (nimmt man) vom Fleische 150 Miskal (ein gewöhnliches Gewicht); dies soll zerstückt und verbrannt werden. Haut, Eingeweide, Füße und Rest des Fleisches kommen dem Opfernden zu Gute.

7. Z.: „Für einen Widder und eine Ziege, vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; den Priestern wird ein Schekel fremden Silbers entrichtet . . . und nach Vorschrift wird das Fleisch zerstückt.

8. Z.: „Und verbrannt; Haut, Eingeweide, Füße und Rest des Fleisches kommen dem Opfernden zu Gute.

9. Z.: „Für ein Lamm, oder Zicklein, oder in Zeiten öffentlichen Unglückes? für einen Widder, vorgeschriebenes, oder Dank-Opfer; von diesem Opfer wird jedem Priester Dreiviertel eines Schekels fremden Silbers entrichtet, außer dem Werthe des Opfers.

15. Z.: „Für alle Opfer, welche ein Armer darbringt, es sey ein Thier aus der Heerde, oder ein Bock (oder ein Vogel), ist den Priestern gar keine Gebühr zu entrichten."

Dieses ist, wie wir glauben, der ziemlich genaue Sinn der ersten Zeilen der Inschrift von Marseille. Wenn wir das aus diesem Stücke hervorgehende Ritual der Punier mit dem der Hebräer vergleichen, welches im dritten und fünften Buche Mosis verzeichnet ist, so finden wir, daß die Priester der Letzteren nur eine Abgabe in Naturalien erhielten, Fleisch von den blutigen

*) Der Cassis-Stein, ein kalkartiger, findet sich in der Nähe Marseille's und ist fast so feinkörnig, wie der zum Steindrucke gebrauchte. Die Natur des Steines beweist, daß die Inschrift an Ort und Stelle gemacht ist.

*) Im franz. Texte unterstrichen und mit Fragezeichen versehen.

Opfern und Mehl oder Oel von den unblutigen; bei den Puniern dagegen war eine Geldsteuer im Gebrauch, während der Opferer alles Fleisch für sich nahm, welches nicht auf dem Altar verbrannt wurde. Im Allgemeinen waren die Opfergebräuche bei beiden Völkern, so wie die Sprache, ähnlich, wenn sie auch im Einzelnen abwichen. Das Daseyn dieser seltenen Inschrift auf einem in der Gegend heimischen Steine beweist deutlich, daß im 5. Jahrhundert v. Chr. eine phönicische oder karthagische Niederlassung in Marseille war, deren Magistrate sich versammelten, um die religiösen Gebräuche zu ordnen. *)

Wir geben noch ein Beispiel von der Methode, die phönicisch-punischen Monumente zu erklären, und zwar ein Beispiel aus denen, die zweisprachlich sind und also den Schlüssel zur Entzifferung gaben:

Im Jahre 1832 fand man im Piräeus einen Grabstein, welcher in griechischen Worten die Inschrift enthielt: „Irene von Byzanz". Daneben war eine phönicische Inschrift, die Jedermann nach Louis Anger las und übersetzte:

„Irene, Bürgerin von Byzanz".

Man bediente sich hierbei des anerkannten Alphabetes, dessen Bedeutung man für sicher genug hielt, um eine Reclamation dagegen nicht zu erwarten. Das Zusammentreffen der beiden Sprachen konnte hier nicht zufällig seyn, und es mußte andererseits nur die Richtigkeit des bisherigen Alphabets bestätigen. Dennoch hat der Herr General Duvivier in einer neulich herausgegebenen Schrift eine ganz neue Uebersetzung der Inschrift vorgeschlagen. Die merkwürdigen Worte des Uebersetzers lauten so: „Phönicische Inschrift des Grabes der Irene von Byzanz. Man hat diese, indem man dem Hebräischen Gewalt anthat, übersetzt: Irene, Bürger von Byzanz, und hat somit aus einer Frau einen Mann gemacht, was gewiß ein ganz neuer Gedanke ist; die wahre Uebersetzung muß aber so heißen: Der Adler nahm seinen Flug, ließ das Geräusch seiner Flügel hören, stürzte sich und verbreitete Schrecken vom Sonnenaufgang an (d. h. von seiner Jugend an). Ist das nun nicht die treue Geschichte der Jugend der Irene von Byzanz?"

Hierzu lassen sich einige Bemerkungen machen. Die Frau, welcher dieser bescheidene Leichenstein errichtet wurde, ist eine Byzantinerin, der griechische Text verkündet uns dieses; weiter aber sagt uns dieser Text nichts, und nur durch das Daseyn der phönicischen Worte erfahren wir unabweisbar, daß diese Irene eine Zeitgenossin von Alexander, dem Macedonier (vulgo dem Großen), war. In dieser Zeit nämlich war, nach alten Angaben, im Piräeus eine kleine Kolonie von Phöniciern, bestehend ohne Zweifel aus obskuren Handelsleuten, welche hierher kamen, um was zu verdienen, indem sie den Atheniensern Fabrikate Phöniciens verkauften. Die Einen waren aus Citium auf Cypern, die Anderen aus Sidon, so wie Irene aus Byzanz war. Wahrscheinlich handelte Irene mit Parfümerieen oder gewebten Stoffen, und sie war von unbekannter Abkunft, da man, wie es sonst der phönicische Gebrauch fordert, den Namen ihres Vaters nicht auf den Stein schrieb. Die Jugendgeschichte Irenens in der Inschrift zu suchen, würden wir nicht unternehmen. Allerdings giebt es eine Irene von Byzanz, auf welche solche Worte passen würden im biblischen Stile, nämlich die Kaiserin Irene; allein augenscheinlich dachte Herr Duvivier nicht an diese Kaiserin, die an 1200 Jahre später gelebt hat und zu einer Zeit, wo das Phönicische nirgends mehr gesprochen und verstanden wurde. Die Uebersetzung, welche die Vorgänger des Herrn D. gegeben haben, wird erlangt, nicht wenn man dem Hebräischen Gewalt anthut, sondern wenn man es einfach und genau liest. Alle haben „Irene, Bürgerin von Byzanz" und nicht „Bürger" übersetzt, wie Herr D. ihnen vorwirft, denn alle haben Baalet, fem. von Baal, gelesen, und wahrscheinlich beruht der Vorwurf auf einer Uebereilung, mit welcher Herr D. die Worte bei Gesenius: Erene, civis Byzantia gelesen hat, welches sowohl Bürger als Bürgerin heißen könnte. Indessen ist Gesenius noch außerdem durch seine deutlichen Worte gegen jeden Vorwurf geschützt. Er sagt nämlich: „Baalet, non domina est, sed civis (Bürgerin)."

Schließen wir unsere Zusammenstellung! Wenn die Ergebnisse, welche das Studium der phönicischen und punischen Epigraphie bis jetzt geliefert hat, nicht ganz den Erwartungen abenteuerlicher Einbildungskraft entsprechen, so sind sie doch nicht ohne Wichtigkeit. Man ist dahin gelangt, auf eine zuverlässige Weise die Schrift und Bedeutung von zwei verschiedenen Alphabeten zu entziffern. Man hat auch einige für Daten und Zahlen im Gebrauch gewesene Zeichen enträthselt, und endlich ist die Bemerkung von Augustinus, Hieronymus und Priscian über die nahe Verwandtschaft der phönicischen und hebräischen Sprache unwiderleglich bestätigt worden. Historische Denkmale sind freilich noch nicht entdeckt worden, aber wer weiß, ob uns die Erde nicht doch bald welche zurückgiebt, die bis jetzt in ihrem Schoße vergraben liegen.

(F. de Saulcy. — R. d. d. M.)

*) Herrn de Saulcy könnte man bemerken, daß er, von den levitischen Gebräuchen der Hebräer präoccupirt, dieselben in dieser Inschrift wiederfinden will, so wie Limberg seine vorgefaßte Meinung von der karthagischen Geschichte in dem Steine bestätigt sehen wollte. Besser hätte S. jedenfalls gethan, wenn er die punischen Worte, wenn auch mit französischen Lettern, neben seiner Uebersetzung hier veröffentlicht hätte; dies würde von Vertrauen in die eigene Uebersetzung zeigen, indem es vielen Lesern zur Prüfung Gelegenheit gäbe. Daß die Magistrate zur Regulirung des Gottesdienstes zusammenkamen, ist eben so unwahrscheinlich wie unnöthig. Gottesdienstliche Gebräuche werden nur ein- für allemal eingeführt, und der Stein kann vielmehr eine der Gesetzestafeln der Karthager enthalten.

Mannigfaltiges.

— Englisches Gutachten in Bezug auf den Namen des von Leverrier entdeckten Planeten. Der königliche Astronom, Professor Airy in Greenwich, hat den von mehreren deutschen Zeitungen abgedruckten Aufsatz Struve's in St. Petersburg über den Namen, der im astronomischen Theile des von der russischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Kalenders dem neuen Planeten beigelegt wurde, auch in englischer Sprache publizirt und bemerkt dabei noch Folgendes:

„Es ist vollkommen richtig, daß Herr Leverrier an mehrere Personen (unter Anderem auch an mich) unter'm oder um den 1. Oktober 1846 Briefe gerichtet, worin er anzeigte, daß das Längenbüreau den Namen „Neptun" für den neuen Planeten adoptirt habe, und daß er (Herr Leverrier) die Benennung „Janus" mißbillige. Ich muß jedoch hinzufügen, daß Herr Leverrier nicht deutlich darüber sich aussprach, ob er selbst den Namen „Neptun" gutheiße oder nicht. Sicher ist indessen, daß die Notification dieses Namens durch Herrn Leverrier viele Astronomen bewogen hat, ihn provisorisch zu gebrauchen. Auch ist zu meiner Kenntniß gelangt, daß andere Personen (Engländer), welche den Namen, den Herr Arago dem Planeten geben wollte, mißbilligen, doch dem Namen „Neptun", trotzdem, daß andere Benennungen ihren Ideen von der mythologischen Reihefolge mehr zusagen würden, den Vorzug geben, weil er von den astronomischen Autoritäten Frankreichs ausgegangen.

„Auch ich stimme übrigens mit Herrn Struve darin überein, daß, selbst wenn der Entdecker eines Planeten ihm durch seine eigene sofortige Entschließung einen Namen beilegt, sein anerkanntes Recht der Namengebung doch der Beschränkung unterliegt, daß der gewählte Name mit den bereits am Himmel vorhandenen Benennungen harmonire, und daß, wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist, die Verwerfung des nicht mit den übrigen harmonirenden Namens unfehlbar eintritt. Die Namen Stellae Mediceae, Georgium Sidus und Ceres Ferdinandea sind verschwunden, während der Name „Asträa" sich erhalten wird. So weit wir nach der Analogie früherer Ereignisse einen Schluß ziehen dürfen, würde also der Name „Leverrier" keinen Bestand haben, auch wenn er unter Umständen verliehen worden wäre, die keinen Zweifel über das Recht des Herrn Leverrier ließen, den Namen sowohl selbst zu geben, als durch einen Dritten bestimmen zu lassen. Auch ich bin der Meinung des Herrn Struve, daß die Entscheidung eines Dritten weniger bindend sey, als die des ursprünglichen Entdeckers. Besonders im gegenwärtigen Falle erachte ich es für nothwendig, daß zwischen diesen beiden Momenten ein Unterschied gemacht werde, weil von dem bevollmächtigten Dritten der Versuch gemacht worden — ein Versuch, welchen ich als nicht schön bezeichnen muß — etwas zu vollbringen, was über die Gewalt seines Vollmachtgebers hinausgeht: nämlich dem Planeten einen Namen zu geben, den Niemand in seiner Eigenschaft als Entdecker zu geben gewagt hätte.

„Ich stehe keinem Menschen in der Bewunderung der Verdienste des Herrn Leverrier nach; ich erkenne vielmehr seine gedruckten Werke als sehr tief, gründlich und vollständig in der Behandlung ihres Gegenstandes, als überaus trefflich in ihrer Anordnung und als höchst philosophisch in ihren Prinzipien an; ich betrachte auch sein Verfahren bei der Bekanntmachung seiner Resultate — um die optischen Entdeckungen des Planeten herbeizuführen — sowohl auf Privatwegen als durch das Mittel der Oeffentlichkeit, als sehr verständig; aber ich bin zugleich mit Herrn Struve der Meinung, daß die Geschichte einst den Namen des Herrn Adams neben den des Herrn Leverrier stellen wird *), und deshalb allein schon müßte ich, auch ohne Rücksicht auf die oben angegebenen Gründe, dagegen stimmen, daß der neue Planet den Namen des Herrn Leverrier erhalte.

„Durch Privatbriefe bin ich übrigens ganz kürzlich davon in Kenntniß gesetzt, daß Gauß und Encke ebenfalls beschlossen haben, den Namen „Neptun" beizubehalten.

„Demnach bin auch ich zu demselben praktischen Beschlusse gelangt, wie Herr Struve, den Namen „Neptun" so lange zu gebrauchen, bis sich die öffentliche Meinung zu Gunsten einer anderen Benennung entschieden haben wird.

G. B. Airy."

*) Man vgl. Nr. 13 des Magazins.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 31. Berlin, Sonnabend den 13. März 1847.

Arabien.

Arabische Anthologie und ästhetische Kritik.

(Proben aus Thaalibi's „Edelperle" von Dr. Dieterici.*)

Die Thätigkeit der Arabisten auf dem Gebiete arabischer Poesie hat verschiedene Richtungen eingeschlagen. Einmal war es vorzugsweise die sprachliche Zergliederung der Originale, als Lesestücke in verschiedenen Chrestomathieen und besonderen Ausgaben (z. B. der Muallakât u. a., von denen weiter unten), ein andermal war es die Entwickelung der historischen Beziehungen arabischer Poesieen (z. B. in Schultens' Monumenta, deren vermeintliches Alter schon Tychsen zurückwies), um derenwillen Texte herausgegeben, übersetzt und erläutert wurden. Hier herrschte größtentheils das philologische (sprachliche, geschichtliche, literarhistorische, archäologische) Interesse über das ästhetische; nach Beschaffenheit der vereinzelten Materialien wurden nur abgerissene Winke über die Stellung der arabischen Poesie zum arabischen Volksthum überhaupt gegeben, jedoch keineswegs die philologische Betrachtung zur ethnographischen erhoben, die arabische Poesie als Ganzes aus und in dem Araberthum geschichtlich entwickelt und ihre Eigenthümlichkeit dem größeren Publikum anschaulich gemacht. Den Weg der unmittelbaren Anschauung durch poetische Nachbildung betrat zuerst Hammer, und nachdem Rückert auf dieser — bisher steinichten — Bahn die ersten Triumphe eines kühnen Wettlaufes gefeiert, nachdem er, von einem noch mehr dichterisch als philologisch richtigen Gefühl geleitet **), ins Deutsche nicht sowohl übersetzte als überdichtet hatte, folgten ihm einzelne Nachbildner, in doppelter Beziehung, auf der immer breiter werdenden Heerstraße nach ***), und mit den allgemeinen Fortschritten der Sprachforschung zu einer mehr objektiven Erfassung ihrer Vorlagen trat auch ein richtigerer Takt, ein besserer Geschmack, eine mehr befriedigende Beachtung orientalischer Sprachform im weitesten Sinne auch in den prosaischen und rhetorischen Uebersetzungen hervor, — wobei man freilich nicht etwa von Ullmann's Koran-Uebersetzung, oder selbst Weil's Anführungen in seinem sonst tiefer eingehenden Schriftchen über die Poesie der Araber vor Muhammed, oder Flügel's noch zu erwähnendem „vertrauten Gefährten" den Maßstab nehmen darf. So ist es denn im Ganzen dem Aesthetiker bereits gegönnt, aus den vorhandenen besseren Nachbildungen arabischer Poesie sich selbst ein Urtheil zu bilden; auch Dr. D., um gleich hier eine verdienstliche Seite seiner obgenannten Schrift zu erledigen, hat in mancherlei Beziehung hierauf Rücksicht genommen, und gehört insbesondere hierher der „Nachtrag", aus dem wir uns einige Mittheilungen erlauben:

Abulfaråg' Wawa über Seifuddaula's Freigebigkeit.

(Im Versmaß des Originals.)

Wer mit der Wolke vergleicht dein wohlwollend Herz,
Der hat nicht richtig sein Urtheil gegeben:
Du giebst mit lächelnder Miene reiches Geschenk,
Nur thränenden Aug's giebt fruchtend sie Leben.

Zur Erläuterung bemerke ich noch, daß der Vergleich des Freigebigen mit der Wolke zu den typischen gehört; so wie umgekehrt der Geizige und Prahler den regenlosen Wetterwolken gleicht. †)

Seifuddaula's Beschreibung des Regenbogens.

Ich rief den schönen Schenken mir zum Morgentrunk,
Er kam mit Schlaf in seinen Augen noch gegangen.
Umkreisend bot er Becher Wein's, den Sternen gleich,
Ein Becher schwand, der andre stillte das Verlangen.
Der Südwind spannte aus den dunklen Teppich weit
Vom Aether an, deß Säume bis zur Erde hangen.
Ihn hatte schön gestickt des Wolkenengels Kunst,
Das Gelb vom Roth, das Grün vom Weiß umfangen.
Der Schleppe von Gewändern gleich, die, schön gefärbt,
Eins kürzer als das andre an dem Mädchen prangen.

Wawa's Beschreibung des Regenbogens beim Gewitter.

Wie schön der Tag, an dem du siehst des Himmels Bogen,
Die Sonne glänzt und Blitze zucken viel;
Es ist des Schützen Bogen, Pfeile sind die Blitze,
Der Sonne helle Scheibe ist ihr Ziel.

Der Schluß eines Gedichtes von Seifuddaula an seine Geliebte, die er durch Entfernung auf ein Schloß vor Nachstellungen sicherte:

Gar mancher Bruch entsteht aus Furcht vor Bruch.
Und fürcht' ich Trennung, tritt schon Trennung ein!

erinnert an die ähnliche Wendung des Gedankens im Munde Philipp's (in Don Carlos): „Hab' ich zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört!" — —

Wenn wir nun in allen Bearbeitungen arabischer Poesie und in allen gelehrten Untersuchungen darüber von Jones bis auf Wenrich mehr oder weniger europäische Kritik gewahren, so war doch die der arabischen Poetiker, großentheils selbst Poeten, kaum im engeren Kreise der Fachgelehrten bekannt; im weiteren des großen Publikums hatte sogar die Ansicht sich festgesetzt, daß der orientalische Geist des Araberthums jedweder Art von Kritik geradezu entgegengesetzt sey; höchstens ließ man den berühmten — neuerdings durch Slane's Uebersetzung zugänglich gemachten — Biographen Ibn Challikan, welchen Hammer den „arabischen Bayle" nennt, als historischen Kritiker (!) gelten. Es dürfte also schon darum interessant seyn, einmal die von kundigen Arabern selbst geübte ästhetische Kritik näher zu kennen. Es bedarf aber auch keiner weiteren Auseinandersetzung, daß von dieser Manches in der Sache selbst zu lernen seyn werde. Herr D. hat auch hierauf in der Wahl seiner Auszüge aus einem äußerst umfangreichen Werke Rücksicht genommen, indem er uns Thaalibi's, an dem Dichterfürsten Motenebbi (Mutanabbi) und dem fürstlichen Dichter und Mäcen Seifuddaula geübte Kritik vorführt, aber in der Einleitung von Thaalibi und seiner kritischen Anthologie im Ganzen spricht, nachdem er Wesen und Bedeutung arabischer Anthologie aus dem Wesen und Charakter der arabischen Poesie zu entwickeln gesucht.

Indem ich es nun versuche, die leitenden Gesichtspunkte über diesen nicht uninteressanten Gegenstand mit Benutzung der hier gewonnenen neuen Grundlagen, nach den eben so beengenden als weiten Marken dieser Blätter, auseinanderzusetzen und nachzuweisen, wie weit die Arabistik in dieser Untersuchung gekommen und was sie noch zu leisten habe, scheint es mir passend, dem vorliegenden Buche nicht dem Raume, sondern der Zeit nach zu folgen, d. h. von dem in der Schrift späteren Speziellen zu dem in der Forschung erst resultirenden Allgemeinen fortzuschreiten. Ich werde demnach von den mitgetheilten Kapiteln der „Edelperle" einige charakteristische Züge hervorheben, sodann zu der ganzen Anthologie und dem Anthologen Thaalibi übergehen und mit Betrachtung der arabischen Anthologik schließen; so daß wir gleich zu Anfang hauptsächlich die Behandlungsweise des arabischen Anthologen ins Auge fassen und die — wenn auch an sich interessanten — von diesem behandelten Gegenstände als untergeordnet betrachten, die fachwissenschaftlichen Einzelleistungen des Herausgebers aber vor ein anderes Forum hin verweisen.

I.

Die Verschiedenheit des Urtheils über Motenebbi als Dichter, welche wir bei Hammer und de Sacy antreffen, ist schon in Thaalibi's Ueberschrift des betreffenden Kapitels: „Ueber M., was für und gegen ihn", vertreten und somit die Unparteilichkeit des Richters dem Urtheile gesichert. Th. belegt das im Eingang gespendete Lob mit dem Ausdruck des stolzen Selbstbewußtseyns im Munde des Dichters selbst und bekräftigt dieses — namentlich bei arabischen und ihnen nachahmenden neuhebräischen Dichtern — verdächtige Selbstlob mit thatsächlichen Beweisen von Anerkennung bei Fürst (namentlich Seifuddaula) und Volk; wenn sich aber bald das urtheilende Publikum in zwei Parteien, Angreifer und Vertheidiger, spaltete, so sey das ein Beweis über-

*) „Mutanabbi und Seifuddaula, aus der Edelperle des Thaâlibi, nach Gothaer und Pariser Handschriften dargestellt von Fr. Dieterici, Dr. phil., Privatdoc. an der Universität zu Berlin, ordentlichem Mitgliede der deutsch. morgenl. Gesellschaft. Leipzig, 1847. Vogel." Indem ich nur auf die allgemeinen, den Lesern dieser Blätter näherstehenden Themen dieser, 200 S. gr. 8. umfassenden Schrift eingehen zu dürfen glaube, setze ich hierher wenigstens eine — im Buche selbst vermißte — Inhalts-Angabe der einzelnen Theile: Einleitung (I. Wesen und Werth der Blüthenlesen in der arab. Literatur. II. Ueber die Blüthenlese des Thaalibi). I. Das Urtheil des Thaalibi über die Dichtungen des Mutanabbi (I. Einleitung, II. Die Lebensverhältnisse des Mutanabbi, III. Die Entlehnungen, IV. Die Fehler, V. Die Vorzüge des Mutanabbi). II. Das 2. Kap. des 1. Theils der Edelperle nach Pariser und Gothaer Handschriften herausgegeben, (über den Dichter Seifuddaula) arabisch; III. Dasselbe in deutscher Uebersetzung; IV. Philologische und literarhistorische Anmerkungen hierzu; V. Arabisches Namenverzeichniß aller in Thaalibi's „Edelperle" behandelten Dichter. Nachtrag. Versuch einiger metrischer Uebersetzungen, deren Original (mitunter auch unmetrische Uebersetzung) größtentheils in den früheren Abschnitten enthalten. Der Verf. hat diesen „Erstling" seinen Lehrern Fleischer, Rödiger und Rückert gewidmet und sucht die grammatisch-kritische Orientalistik mit geschmackvoller Darstellung und Nachbildung zu verbinden.

**) s. „Zum Hariri" in den gesammelt. Gedichten.

***) Vgl. über Amthors „Klänge aus Osten" und die Nachbildungspoesie die Zeitschrift „Ost und West" 1842. S. 79, 197.

†) Parallelen in meinem „Manna" S. 108 zu Nr. XXII.

wiegenden Verdienstes, denn „der Vollkommenste ist der, dessen Fehler gezählt werden.“ Th. vertheilt seine Mittheilungen über Mot., deren Umfang mit der Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigt wird, in vier Kapitel. Das 1. „Lebensverhältnisse“, ist weniger Biographie als Zusammenstellung von hierauf bezüglichen Gedichten. Der Biograph verhüllt keinesweges die bedeutenden Schattenseiten des Charakters M.'s, die auch Hammer nicht in Schutz zu nehmen vermochte, und läßt mitunter einen sarkastischen Blitz über sie hinfahren.*) Ein 2. Kap. betrifft das historische Verhältniß der Dichtungen M.'s zu anderen, nämlich die beiderseitigen Entlehnungen, wobei wir nicht an eigentliche Plagiate denken dürfen; indem das Streben, die Gedichte in ihren Einzelnheiten aufzufassen, sich bis zur Pedanterie steigerte, so daß man am Ende jede äußerliche Aehnlichkeit, die Anwendung eines Bildes u. dgl. schon als Entlehnung oder Nachahmung bezeichnete. So stellt denn Thaalibi Fragmente verschiedener Autoren mit denen Motenebbi's zusammen, um (in zwei Unterabtheilungen) nachzuweisen, was jene von Letzterem entlehnt und umgekehrt. Die Begründung eines solchen, uns befremdlichen, aber nicht ganz und gar fremden Verfahrens im Wesen der arabischen Poesie wird sich uns später ergeben. Ich halte es für überflüssig, eines von den Beispielen mitzutheilen, welche Herr D. noch am ehesten für wirkliche Entlehnungen gelten lassen möchte, und will nur ein prägnantes vom Gegentheil anführen. Zu den Perlen der Verse Motenebbi's wird der folgende gezählt:

Ich besuche sie, wenn die Schwärze der Nacht für mich eintritt;
Ich verlasse sie, wenn die Helle des Morgens gegen mich aufhetzt.

Hierüber bemerkt Ibn Ginni (der erste Kommentator M.'s), es habe ihm M. vom Wesir Ibn Chinzâja erzählt, daß Letzterer alle möglichen Gelehrten und Bücher vergeblich befragt, um die Quelle dieses Gedankens aufzufinden. Jedoch will Ibn Ginni den Grundgedanken: „die Sonne ist eine Verrätherin, die Nacht eine Vereinigerin“ in folgendem Verse des Ibn el Motazz endlich entdeckt haben:

Nur des Nachts triff mit der Geliebten zusammen,
Denn die Sonne verräth, aber die Nacht führt einander zu.

Begründeter ist der zum Schlusse vorgebrachte Vorwurf des Kritikers, daß M. öfter sich selbst entlehne, d. h. einen Gedanken in demselben Gedichte wiederhole. (Schluß folgt.)

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

III. Der Besuch.

Die Nächte sind in den tropischen Ländern den Tagen an Länge fast immer gleich. Morgen- und Abend-Dämmerung sind eigentlich dort unbekannte Dinge. Der Uebergang vom Tage zur Nacht und von der Nacht zum Tage ist kaum wahrnehmbar. Der Aufgang der Sonne ist der Aufziehung eines Theater-Vorhanges in seiner Erscheinung ähnlich. Die ganze Natur tritt plötzlich aus der Dunkelheit hervor. Land und See, glänzend und frisch, überraschen das Auge. Mit Mühe gewöhnt es sich an das Licht. Nur nach und nach unterscheidet es die mannigfaltigen Gegenstände, die sich ihm darbieten. Das Großartige der einmal in ihren verschiedenen Abstufungen empfangenen Vorstellung, die Beklemmung, die sie dem Herzen einflößt, fordern zur Erhebung des Geschöpfes zu dem Schöpfer, zum Gebete, auf.

Den abgehärteten, an Natur-Erscheinungen aller Art gewöhnten Leuten des „Satan“ waren solche Phänomene ziemlich gleichgültig. Offiziere und Matrosen, welche Quartwache hielten, kümmerten sich wenig um den baldigen Aufgang der Sonne. Sie hatten lediglich ihren Zweck im Sinne. Seit Stunden horchten sie, ob kein Geräusch die Ankunft der Sklavenbande an der Küste ankündigen werde. Vom Sehen konnte nun nicht mehr die Rede seyn. Die Abendhelle, welche das Anlanden des „Satan“ befördert hatte, war gegen ein Uhr Morgens einer pechschwarzen Aequator-Nacht gewichen. Beinahe wurde es unmöglich, sich Mann an Mann auf dem Schiffe zu erkennen.

Während man horchte und nichts zu vernehmen war, schlich sich auf der Meeresfläche gegen den „Satan“ hin, ruhig, langsam vorwärts, einem Schatten gleich, ein Monstrum eigenthümlicher Beschaffenheit. Es schien 17 Fuß lang, 3 Fuß breit. Ein Theil davon ragte in diagonaler Richtung aus der See empor. War es ein riesenhafter Fisch, oder ein fischartiger Riese? Die Dunkelheit hinderte, dies zu bestimmen. Uebrigens wäre es selbst bei Tage vielleicht schwierig gewesen, dasselbe, außer in nächster Nähe, genau zu erkennen.

Ein doppelter schwarzer menschlicher Kopf, der sich an den Hintertheil des Körpers anschloß, — ungeheure Flossfedern, deren methodische, stille, dem Gehör nicht vernehmliche Bewegung das Schreckbild unleugbar vorwärts brachte, gaben nicht eben Auskunft über die Natur des Monstrums.

Mehrere Wesen gleicher Art folgten dem ersten nach. Das Schiff war endlich von ihnen erreicht und umgeben. Mit Blitzesschnelle hatten sich sämmtliche Köpfe von wahrscheinlich künstlichen Hüllen getrennt. Zwanzig Menschen erkletterten „Satan's“ Wände so unverhofft und geschickt, daß sie auf dessen Verdeck wirklich unangemeldet erschienen.

Bei afrikanischen und asiatischen Völkern hat die Kunst des Baues großer Schiffe ähnliche Fortschritte, wie den Europäern gelungen sind, bei weitem nicht gemacht. Das Zurückbleiben in dieser Hinsicht ist nicht allein aus dem Mangel an Kenntnissen, sondern auch aus der Entbehrung derjenigen dringenden Bedürfnisse, welche zur Erlangung dieser Kenntnisse das Motiv sind, zu erklären.

Die Schwarzen und Asiaten unternehmen selten bedeutende überseeische Fahrten. Die Küsten-Navigation oder die Fahrten von Inseln zu Inseln genügen ihnen. Da sie sich weniger in friedlicher Absicht auf die See wagen, als um Feinde zu überraschen oder Feinden zu entfliehen, so trachtete ihre Einbildungskraft vorzüglich danach, die kleinen Fahrzeuge, deren sie sich bedienen, so zweckmäßig als möglich einzurichten. Die Beschreibung der verschiedenen, zu besonderen Bestimmungen erfundenen Gattungen von Booten, die von der Küste Mozambique's bis in die Sunda-Gegenden gebräuchlich sind, würde mehrere Bände füllen.

Indessen verdienen die Fahrzeuge, auf welchen zwanzig ungebetene Nachtgäste das Negerschiff erreicht hatten, einige Worte.

Jedes bestand aus einem Stück. Große Bäume, — ausgehöhlt ohne Verletzung ihrer Rinde, mit Ausnahme eines anderthalb Quadratfuß breiten Fleckes, — bieten zwei Menschen ziemlich bequemen Zugang. Die Höhle ist also berechnet, daß die Körper bis an den Hals sich hinein verlieren. Mit den sehr breiten, langen und dünnen Rudern, welche sich von Innen nach Außen, vermöge gewisser in der Wand des Bootes angebrachter Oeffnungen, frei bewegen lassen, können die Schiffer dasselbe fortschaffen. In mäßiger Entfernung sehen in der That diese Ruder wie mächtige Flossfedern aus, so wie der über das Wasser sehr erhabene Vordertheil des Bootes den vollkommenen Anschein großer Fische hat.

Der Zweck solcher Boote leuchtet ein. Ihre Farbe, ihr Ansehen, die schlanke Gestalt ihres Rumpfes, ihr fester Bau bestimmen sie, — rasch und sicher, unbemerkt bei Tage wie bei Nacht, — zu abenteuerlichen Unternehmungen. In der Nachbarschaft der Sunda-Inseln ist die Annäherung der stets räuberisch gesinnten Einheimischen, auf dergleichen Fahrzeugen, so gefährlich und so wenig durch strenge Aufmerksamkeit oder überhaupt durch sinnliche Wahrnehmung zu vermeiden, daß die den Pfeffer- und Nelken-Handel treibenden europäischen Schiffe eiserne Netze führen, mit welchen das ganze Fahrzeug, vom Rande des Verdecks bis zur Mitte der Masten, an welche die Netze sich anschließen, umgeben wird.

Am Bord des „Satan“ war eine solche Vorsichtsmaßregel unterlassen. Man vertraute auf die freundschaftlichen Gesinnungen der Bewohner der Küste von Zansibar. Man irrte auch nicht. Die neuen Gäste waren keine Feinde; es waren Lieferanten.

Der Capitain wurde gerufen; er kam. Nach genauer Rekognoszirung führte er sechs von den Ankömmlingen, — die Häuptlinge, — in die Haupt-Kajüte des Schiffes ein. Die 12 oder 14 anderen Araber, die das Gefolge bildeten, blieben draußen. Seitens der Orientalen wird nämlich nie die Förmlichkeit der Repräsentation außer Acht gelassen. Da, wo sie auch am meisten lästig, schädlich und gefährlich wird, findet sie dennoch statt.

Zu dem Hauptmann Grivély, — der seine Gesellschaft mit Grüßen, Schmeicheleien und Anerbietungen aller Art bewirthete, — gesellte sich bald ein kleiner, dicker, bejahrter Mensch. Eine unermeßliche, kupferfarbige Nase und aufgedunsene braunrothe Backen verriethen in ihm die vereinigten Gewohnheiten des Zornes und des Trunkes. Sein schneeweiß gewordenes Haar beschirmte große blinzelnde Augen. Er hatte sonst kein ehrwürdiges Aeußere.

Der Mann mußte den Lieferanten wohl bekannt seyn. Als er erschien, begrüßten sie ihn mit besonderer Ehrfurcht, nach ihres Landes Sitte durch Kopfneigen und Küssewerfen mit der Hand.

„Dank Allah und seinem Propheten“, — sagte einer, — „wir sehen Dich, Licht, Edelstein unserer Gegend, mit Deinem Schiffe wieder! Du magst von den Unmenschen viel gelitten haben, denn Du warst lange abwesend. Beharre aber; und Du wirst den Augenblick erleben, wo des Himmels zorniger Donner die Ungeheuer, die uns unrechtmäßig verfolgen, — die Engländer und Franzosen, — treffen wird. Wohl weiß ich, daß Du der letzteren Nation angehörst. Für mich und meine Gefährten bist Du jedoch ein Portugiese, ein Brasilianer, kurz einer von denjenigen braven Menschen, die den Sklavenhandel noch begünstigen, befördern.“

„Großer Bey“, — erwiederte Taltar (so hieß der kleine Mann), — „Dein Vertrauen und Deine Freundschaft machen mich stolz. Sie würdig zu erkennen, habe ich den besten Alkohol und Sorbet, die schönsten blauen Stoffe, die vorzüglichsten Flinten Dir und Deinen Freunden mitgebracht. Demgemäß werden wir, falls es Dir gefällig ist, sogleich Khabar über unsere Angelegenheiten halten.“

So wie der Chalam, — zu deutsch, die Pfeife, — stets der unentbehrliche Begleiter der Muselmänner ist, so giebt es kein Khabar in Zansibar, — d. h. keine Geschäftsbesprechung, — ohne Beobachtung gewisser Förmlichkeiten, bei welchen die berathende Versammlung wenigstens die kostbare Zeit zu verlieren pflegt. Namentlich muß eine halbe Stunde, oft eine Stunde, in größter Stille zugebracht werden, wahrscheinlich, um der Inspiration eine gehörige Eintrittsfrist zu gestatten. Nach Ablauf derselben kommt es noch einem jeden der Unterhandelnden darauf an, das Stillschweigen nicht zuerst zu brechen.

Grivély, der seine Zeit ungern verlor, dem der gespannte Zustand eines gedankenlosen, scheinbaren Nachdenkens außerdem mißfiel, warf die erste Frage auf. — Er wollte erfahren, wie viel Stück Neger, welche Racen, welche Qualitäten zu Gebote ständen. Die Antwort war, daß ihm 1000—1200 Schwarze geliefert werden könnten; daß zwei Drittel dieser Ladung zwar lange gelegen hätten, jedoch noch wohl erhalten seyen; daß indeß 400 starke, rüstige ohne Schaden eben angekommene Bibi's das Geschäft zu einem vorzüglichen machten.

*) Dr. D. giebt in diesem ganzen Abschnitt nur Auszüge aus Thaalibi's „Edelperle“; in dem biographischen Kapitel sucht er jedoch das von Bohlen und Hammer Geleistete zu ergänzen und zu berichtigen.

Der Name Bibi übte offenbar auf Taitar einen unangenehmen Eindruck, — und zwar aus folgendem Grunde. Muth war eigentlich sein Element nicht. Er machte gern grose und gute Geschäfte ohne grose Gefahr. Seitdem der Sklavenhandel mit vorzüglichem Eifer von Kriegsgeschwadern verfolgt wurde, ging er mit der Idee um, sich gänzlich zurückzuziehen. Die jetzige Reise sollte seine letzte seyn; er war ja Millionär. Demnach konnte in der That der bedenkliche Transport einer bedeutenden Anzahl Bibi's ihm nicht sehr angenehm erscheinen.

Dem stets vorsichtigen Grivély hatte der Vorschlag ebenfalls nur wenig gefallen. Was war aber zu thun! Die Ladung mußte vollständig seyn, und das Schiff konnte wirklich 1000—1200 Neger aufnehmen. Zwar ging beinahe ein Viertel davon während der Fahrt mit Tode ab. Um so nothwendiger aber war es, eine gehörige Anzahl Leute mitzunehmen, um durch die überlebenden drei Viertel die Reise zur längst berechneten, ergiebigsten aller Speculationen zu gestalten.

Besorgnisse über die Natur der Ladung fielen den Lieferanten nicht auf. Sie theilten die Ueberzeugung der Nothwendigkeit groser Vorsicht in dem vorliegenden Falle; meinten aber, es gebe ein sicheres Mittel, sich gegen die Bibi's und ihren Unternehmungsgeist zu schützen. Dieses Mittel vereinige den doppelten Vortheil, sie absolut unschädlich zu machen und sie zugleich fast in die Unfähigkeit zu versetzen, Selbstmord an sich zu versuchen. Es bestehe in einer von den Negerhändlern aus Amerika öfters auf gefährliche Schwarze angewandten kleinen Operation. Man verstümmele ihnen bei der Einschiffung Hände und Füße so, daß keine edlen Theile angegriffen werden, daß jedoch durch die Wunde der Gebrauch der Glieder höchst beschwerlich und schmerzhaft werde. Damit keine frühzeitige Heilung den zur Empörung Geneigten das Vermögen zu schaden gäbe, sorge man natürlich dafür, daß das Fleisch während des größten Theils der Fahrt wund bleibe.

Ein so schätzbares, leicht auszuführendes und der Qualität der Waare, bei gehöriger Vorsicht, so wenig schädliches Auskunftsmittel erhielt Grivély's und Taitar's vollkommenen Beifall. Es wurde als Prinzip angenommen und die Ausführung in Bezug auf die Bibi's beschlossen.

Beruhigt konnte man nunmehr zu den Bedingungen des Handels übergehen. Für jeden Schwarzen sollten in Bausch und Bogen zwei Pfund Pulver, zwei Quart Branntwein, fünf Ellen baumwollener Stoff und ein spanischer Piaster gegeben werden. Außerdem bekamen die Lieferanten, als Baktschis (Trink- oder Handgeld), hundert Flinten, hundert kleine Spiegel und funfzig Flaschen Rum.

Es war Tag geworden. Der aus den ruhigen Schwarzen bestehende Theil der Ladung lag an der Küste. Eine Besichtigung derselben schien nöthig. Taitar, nachdem er eine Perrücke und einen großen Bart sich angelegt, und Grivély, nachdem er das Kommando des Schiffes einem Lieutenant übergeben, bestiegen mit einigen Matrosen die Hauptschaluppe und landeten bald darauf. Die Lieferanten folgten ihnen nach.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Nord-Amerika.

Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten.

Der anglo-amerikanische Volksstamm zeichnet sich bekanntlich vor den Bewohnern aller übrigen Länder und Welttheile durch seinen Unternehmungsgeist und die ungemeine Energie aus, mit welcher er einmal Begonnenes zu Ende führt. So hatten auch die Eisenbahnen in England ihren außerordentlichen Nutzen für das Allgemeine und den Einzelnen, für das Publikum und die Unternehmer kaum bewährt, als man in Amerika mit einem wahren Ungestüm diesen Zweig der Speculation ergriff und sich mit so rastlosem Eifer demselben widmete, daß schon nach wenigen Jahren zwischen den reichsten und bevölkertsten Staaten Nord-Amerika's Verbindungen durch Schienenwege hergestellt waren. Die in den Vereinigten Staaten theils schon angelegten, theils noch projektirten Eisenbahnen theilen sich in sechs verschiedene Gruppen, nämlich:

	Projektirte deutsche M.	Ausgeführt bis 1842: deutsche Meilen.
1. Linien von Ost nach West über die Alleghanis hinweg	730	450
2. Verbindung des Mississippi-Bassins mit dem des St. Lorenzstromes	660	45
3. Von Nord nach Süd, an dem atlantischen Meere entlang	300	240
4. Verbindungen der Hauptstädte	12	12
5. Schienenwege für die Kohlengruben	195	183
6. Besondere Linien	3	3
Im Ganzen	1920	933

Diese 1920 deutsche Meilen projektirter Schienenwege vertheilen sich auf 178 verschiedenen Bahnen nach folgenden Verhältnissen unter die einzelnen Staaten der Union:

1. Newyork	27 Bahnen	13. Delaware	1 —
2. Newhampshire	1 —	14. Maryland	7 —
3. Massachussetts	15 —	15. Virginien	10 —
4. Maine	1 —	16. Süd-Karolina	2 —
5. Rhode-Island	1 —	17. Nord-Karolina	3 —
6. Connecticut	3 —	18. Georgien	6 —
7. Ohio	6 —	19. Alabama	7 —
8. Indiana	1 —	20. Florida	4 —
9. Michigan	9 —	21. Louisiana	10 —
10. Illinois	11 —	22. Mississippi	5 —
11. Newjersey	7 —	23. Tennessee	2 —
12. Pennsylvanien	37 —	24. Kentucky	2 —

Wie man aus dieser Tabelle ersieht, befindet sich der größte Theil der Schienenwege in den an den Küsten des atlantischen Meeres gelegenen Staaten. Nur einige Linien, und auch nicht von bedeutender Länge, sind im Süden und Westen angelegt worden; so sind deren 7 in Alabama, 4 in Florida, 10 in Louisiana und 5 in den Staaten am Mississippi. Pennsylvanien, Newyork und die Staaten Neu-Englands waren der Hauptschauplatz der Eisenbahnspeculation. Pennsylvanien allein ist von mindestens 200 Meilen Schienenwegen durchschnitten, eben so Newyork und Neu-England. Von Boston bis nach Albany am Hudson erstreckt sich eine unter gleicher Verwaltung stehende Bahn. Diese Stadt hat nach Süden mit Long-Island-Sund durch die Schifffahrt, und durch Eisenbahnen nach der einen Seite mit Providence und Stonington, nach der anderen mit Worcester und New-London eine immerwährende Verbindung. Von diesen verschiedenen Punkten ist ein ununterbrochener Verkehr mit New-York, theils durch Eisenbahnen, theils durch Dampfschifffahrt. Vom Hudson aus zieht sich eine fortlaufende Linie von Schienenwegen bis nach den großen Seen des Nordens. Durch diese Seen und den Illinoisfluß wird vermittelst der Dampfschiffe eine beständige und lebendige Verbindung bis nahe zu den Ufern des oberen Mississippi unterhalten, und von da wieder einige hundert Meilen weit nach Westen durch den Missouri, in der Richtung der Felsengebirge, und nach Süden durch den unteren Mississippi bis nach New-Orleans und dem Meerbusen von Mexiko.

Eine andere Linie geht von New-York aus nach Süden, durch die Staaten Newjersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, die beiden Karolina, und wendet sich dann nach Westen, durch Georgien hindurch, bis zu den Ufern des Alabamastromes. Von da aus gehen wieder Dampfschiffe bis zur Mündung dieses Flusses, von dort aus andere an der Küste entlang bis zu dem nahen See Pontchartrain, wo eine Eisenbahn beginnt, die nach New-Orleans führt. So ist das ganze Gebiet der Union durch eine ununterbrochene Linie von Verbindungen vermittelst des Dampfes umgeben und durchzogen. Wir haben hier nur die Hauptlinien des über die Vereinigten Staaten verbreiteten Communicationsnetzes angegeben; jeder dieser Aeste aber hat wieder unzählige Zweige, theils schiffbare Flüsse, theils Eisenbahnen oder gewöhnliche Kunststraßen.

Wenn man die ungemein hohen Kosten der europäischen Schienenwege und den geringen Durchschnitts-Ertrag kennt, den dieselben, trotz einer bedeutenden Circulation, im Allgemeinen nur bringen, so fragt man mit Recht, wie der Speculationsgeist sich auf derartige Unternehmungen in einem Lande richten konnte, wo die Bevölkerung so spärlich ist und der Zinsfuß zwischen 6 und 10 Prozent wechselt. Allein diese Erscheinung erklärt sich theils aus der topographischen Beschaffenheit jenes Landes, theils durch die dort übliche Art der Erbauung und Ausbeutung der Eisenbahnen. Mit sehr wenigen Ausnahmen, ist der Grund und Boden, durch welchen die Schienenwege gelegt sind, völlig flach und eben; und in Folge dessen sind die Kosten für die Erdarbeiten nur unbedeutend. Einige Durchstiche, einige Erdwälle, das ist Alles, was beim Bau zu thun ist. Führt der Weg über einen Fluß, so werden die Brücken ohne alle Kunst und Verzierung, aber fest und sicher gebaut, und zwar aus dem Holz eines benachbarten Waldes, welches auf diese Weise keine Anschaffungs- und fast keine Transportkosten verursacht. Die Stationshäuser und andere ähnliche Bauten werden gleichfalls sehr leicht und für einen sehr geringen Preis aufgeführt. Schneidet ein bedeutender Strom, wie der Hudson, der Delaware u. s. w., den Weg, so steigen die Passagiere aus und werden durch Dampfschiffe auf das andere Ufer befördert, wo eine andere Eisenbahn sie wieder weiter schafft. Die Ueberfahrt von Personen und Gepäck über solche Wässer verursacht nur geringe Kosten und unbedeutenden Zeitverlust, da die Verwaltungen gewissenhaft dafür gesorgt haben, die Ueberfahrten so zu legen, daß sie in die Stunde irgend einer Mahlzeit fallen, welche dann, statt auf dem festen Lande, am Bord des Dampfschiffes von den Reisenden eingenommen wird.

So begreift man wohl, daß aus diesen verschiedenen Gründen der Bau von Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten viel weniger kostet als in Europa. Andererseits ist, da der Verkehr doch im Allgemeinen nur ziemlich schwach ist, auf fast allen diesen Eisenbahnen nur ein Geleise nöthig. An den verschiedenen Stationen, wo die einander entgegenkommenden Züge sich treffen, hat man Einbiegungen angebracht, in welche der zuerst ankommende Zug einlenkt, um den anderen abzuwarten; so daß ein Zusammenstoßen zweier Züge vermieden wird. Dabei wird die Stunde des Eintreffens in der Regel so streng eingehalten, daß nur höchst selten (?) eine Verzögerung oder sonst eine Unannehmlichkeit entsteht. Wo übrigens der Verkehr sehr lebhaft ist, da hat man auch zwei Geleise neben einander gelegt.

Die Leichtigkeit des Baues wird auch durch die geringe Last, welche ein solcher zu tragen hat, und die sehr mäßige Geschwindigkeit, mit der man zu fahren pflegt, gerechtfertigt. Die Krümmungen sind nie so bedeutend, wie bei den englischen Eisenbahnen; Hebungen und Senkungen sind selten und auch dann kaum der Rede werth. Alles das trägt viel dazu bei, die Baukosten gering zu machen; die Hauptersparniß aber liegt in der Beschaffenheit der Bahnen selbst. Auf den schwach befahrenen Bahnen bestehen die Schienen aus zwei Stäben platten Eisens von 2—3 Zoll Breite und höchstens 1 Zoll Dicke, welche mit Nägeln auf den der Länge nach liegenden Holzschwellen befestigt werden; man könnte sie eher mit Eisen bedeckte Holzschienen als Eisen-

schienen nennen. Die Beschaffenheit der Bahnen wechselt nach der Wichtigkeit und Gröse ihrer Frequenz. Auf mehreren Linien wiegt ein Fuß solcher Schienen 8 bis 9 Pfund. Bisweilen legt man auch die Schienen, wie bei uns in Europa, auf Querschwellen; allein da das Holz wohlfeil und das Eisen dort sehr theuer ist, so thut man dies nur ausnahmsweise. Dieselbe Sparsamkeit, wie bei der Anlage, herrscht auch bei dem Betriebe der Eisenbahnen. Die Lokomotiven sind fest und stark gebaut und von hinreichender Zugkraft, allein bei weitem nicht so schön und geschmackvoll wie die unsrigen. Das gewöhnlichste Heizungsmaterial ist das Holz; nur in den Gegenden, in deren Nähe sich Steinkohlengruben befinden, benutzt man die Kohlen zum Heizen. Der Coaks bedient man sich gar nicht, da sie zu kostspielig sind. Die gewöhnliche Geschwindigkeit der Fahrt ist, allen Aufenthalt miteingerechnet, wenig über 2 Meilen die Stunde. Eine grössere Schnelligkeit gestattet die leichte Bauart der Bahn nicht. Nur auf den am stärksten und festesten angelegten Bahnen fährt man etwa 3 Meilen in der Stunde. Dieser geringen Geschwindigkeit ist es wohl hauptsächlich zu danken, daß man, troß der Unvollkommenheit der amerikanischen Eisenbahnen, doch höchst selten von einem auf denselben vorgefallenen Unglück hört.

Auch die Form und der Bau der Wagen ist eine Quelle der Ersparniß auf den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten. Man theilt sie nicht, wie in Europa, in drei Klassen, je nach der grösseren oder geringeren Bequemlichkeit, die sie dem sie Benutzenden bieten, sondern es giebt nur eine Klasse. Der Wagen ist ein langer Kasten, ähnlich den in grosen Städten gebräuchlichen Omnibus, aber viel breiter und zwei- bis dreimal so lang; er wird an den beiden Enden geöffnet und durch zwei Reihen an den langen Seiten befindlicher Fenster erhellt. In der Mitte befindet sich ein Raum, breit genug, um einen bequemen Gang durch den ganzen Wagen zu erlauben. Auf den beiden Seiten sind die Sitze für die Reisenden. Jeder dieser Sitze ist für zwei Personen berechnet; und gewöhnlich findet man vierzehn doppelter Sitze an jeder Seite des Wagens, so daß dieser im Ganzen 56 Personen fassen kann. In der schlechten Jahreszeit ist ein kleiner Kohlenofen in der Mitte des Wagens befindlich, dessen Röhre durch die Decke geht; während der Nacht wird eine sehr helle Lampe an jedem Ende des Wagens angebracht, so daß derselbe vollkommen gut erleuchtet und erwärmt ist. Die Sitze sind gepolstert; die Rückenlehnen sind so eingerichtet, daß der Reisende sie nach allen Seiten wenden, also nach Belieben der Lokomotive das Gesicht oder den Rücken zukehren kann. Sehr häufig findet man an dem einen Ende des Wagens noch eine kleine Abtheilung für Damen, welche allein reisen; zu diesen Räumen ist den Herren der Zutritt streng untersagt. Man sollte nun glauben, daß Wagen von solcher Länge sich nur auf einer vollkommen geraden Bahn fortbewegen könnten; allein sie können auch die größte Kurve beschreiben, und zwar vermittelst einer sehr einfachen Vorrichtung: der Wagen ruht nämlich an jedem Ende vermittelst einer drehbaren Achse auf einem kleinen Gestell mit vier Rädern, und so kann er an beiden Enden seine Richtung ändern; fährt man nun in eine Biegung ein, so ist das vordere Gestell in dem einen, das hintere in dem anderen Theile der Kurve, und der Wagen selbst beschreibt die Peripherie des dazwischen liegenden Bogens. Die Wagen stehen in Beziehung auf die Schönheit ihres Aeußeren auf gleicher Stufe mit den Wagen zweiter Klasse auf europäischen Eisenbahnen. (Solche amerikanische Wagen sind auf der Berlin-Frankfurter Eisenbahn auch in Europa sehr zweckmäßig befunden worden.)

In einigen Hauptstädten der Vereinigten Staaten gehen die Eisenbahnen bis mitten in die Stadt, indem sie die Richtung der Straßen verfolgen. Der Platz für die Lokomotiven aber ist immer in den Vorstädten; ist der Zug dort angekommen, so wird die Lokomotive abgehängt, und die Wagen werden durch Pferde bis an den Anlegeplatz der Schiffe gezogen, der sich gewöhnlich im Mittelpunkte der Stadt befindet. Die Fahrpreise für Personen und Gepäck sind sehr hoch, obgleich sie im Allgemeinen das von Seiten der Staatsgewalt ihnen zugestandene Maximum noch nicht erreichen.

Mannigfaltiges.

— **Deutsch-Katholiken in Nord-Amerika.** Im Monat Dezember 1846 traten in New-York ungefähr 150 bis 200 Personen, Deutsche von Abstammung, zusammen, die unter der Leitung des Dr. Giustiniani, welcher lange in Rom studirt und daselbst die priesterlichen Weihen empfangen hat, und unter der Benennung „freie Katholiken" eine neue kirchliche Gemeinde organisirten. Das Glaubensbekenntniß dieser Gemeinde, wie es von amerikanischen Blättern veröffentlicht wird, ist von demjenigen, welches das sogenannte Leipziger Concil unter dem Vorsitz Ronge's entworfen, sehr verschieden und nähert sich vielmehr dem Czerskischen sogenannten apostolischen Bekenntnisse. Die Protestanten der Vereinigten Staaten haben daher auch keinen Anstand genommen, sich für die neue Gemeinde zu interessiren, was keinesweges der Fall wäre, wenn dieselbe nicht auf positivem kirchlichen Boden stände. Der katholische Bischof von New-York, Herr Hughes, Irländer von Geburt, hat gegen die Dissidenten einen Hirtenbrief an seine Diöcese erlassen, worin er die Ersteren vieler inneren Widersprüche beschuldigt und Letztere vor dem Abfalle warnt. Die neue Gemeinde hat nicht gesäumt, diesen Hirtenbrief zu beantworten und insbesondere die gegen sie gerichteten Anschuldigungen zu widerlegen. Unter Anderem hatte der Bischof gesagt, daß die Mitglieder der neuen Gemeinde, welche sich katholisch nenne, gar nicht in der römischen Kirche geboren seyen. Hierauf wird dem Prälaten erwiedert, daß er sich im Irrthum befinde, indem sowohl die Namen der Mitglieder als die ihrer Kinder zum größten Theil in den Taufregistern der katholischen Diöcese von New-York gefunden werden könnten. Der Bischof hatte ferner angeführt, daß die katholischen Deutschen seiner Sprengel mit den Dogmen und Gebräuchen der römischen Kirche sehr wohl zufrieden seyen; hierauf entgegnen nun die Dissidenten, daß sie doch wohl am besten wissen müßten, welches ihre Ansichten über die römische Kirche seyen, die durchaus nicht ihren Bedürfnissen entspreche. Endlich hatte der Prälat in Bezug auf den Geistlichen der neuen Gemeinde, Herrn Giustiniani, bemerklich gemacht, daß er von Geburt ein deutscher Jude sey. Aber seine Gemeinde erwiedert darauf, Dr. Giustiniani sey längst zur katholischen Kirche übergetreten und in Rom als Priester ordinirt. Uebrigens könne man den Bischof wohl als widerlegt ansehen, da er sogar zu einer solchen Vertheidigung seiner Sache seine Zuflucht nehme, denn es müsse ihm doch wohl bewußt seyn, daß auch Christus und die Apostel im Judenthume geboren gewesen. Mit dieser Widerlegung hat die neue Gemeinde zugleich beschlossen, einen Aufruf an alle Katholiken deutschen Ursprungs in den Vereinigten Staaten zu erlassen, worin sie dieselben auffordere, sich ihren Bestrebungen anzuschließen, was, wie eine kirchliche Zeitschrift (Le Semeur) bemerkt, in Nord-Amerika wahrscheinlich in größerem Maße stattfinden werde, als in Deutschland selbst, weil in diesem Lande dem neuen Katholizismus nicht sowohl der Geist als der Glaube abgehe, dieser jedoch und nur dieser es sey, auf dessen Grund das Gebäude einer neuen kirchlichen Gemeinschaft, welche auch auf eine Zukunft rechnen dürfe, errichtet werden könne — Ansichten, die sich wohl nicht blos auf die Dissidenten im Katholizismus, sondern auch auf die der protestantischen Kirche und im Judenthume anwenden lassen.

— **Ein russischer Schriftsteller in Paris.** Vor etwa drei Jahren starb in Paris im blühendsten Mannesalter der russische Fürst Elim Mestscherski, ein Mann, der als ein edler und liebenswürdiger Charakter gerühmt wird und dem die Franzosen einen ehrenvollen Platz in ihrer eigenen Literatur eingeräumt. Ein gründlicher Kenner und begeisterter Verehrer der französischen Poesie wie des französischen Lebens überhaupt, schrieb und dichtete er mit gleicher Leichtigkeit französisch und russisch, doch liebte er nichtsdestoweniger sein Vaterland und dessen Geist und Leben mit einer Wärme, die ihn oft über die Gränzen einer unbefangenen Kritik hinausführte. In seinem zweiundzwanzigsten Jahre veröffentlichte er in dem Marseiller Athenäum eine Abhandlung über die russische Literatur, in welcher er, wie in einem erst nach seinem Tode erschienenen zweibändigen Werke, „die russischen Dichter" betitelt, viel von der glänzenden und glorreichen Zukunft seines Vaterlandes spricht. Der Grund, auf welchem er seine Phantasieen baut, ist seine Bewunderung der ungemeinen Schnelligkeit, mit welcher Rußland seine geistigen Anlagen entwickelt hat und vermöge deren es nicht einmal eines Jahrhunderts bedurfte, um sich eine Sprache und eine Literatur zu schaffen. Als wäre nicht in der russischen Literatur und selbst in dem Idiom derselben weit mehr Geborgtes als eigenthümliche Schöpfung! — Als Dichter gehört der Fürst Elim Mestscherski der neueren romantischen Schule der Franzosen an. Er kämpfte wacker gegen die „Perrücken à la Louis XIV."; dennoch aber blieb ihm bei allem Feuer der Jugend und der Romantik Mäßigung und feiner Takt genug, um die „Auswüchse der Romantik" (wie er sie selbst nennt, monstres romantiques) glücklich zu vermeiden. Im Jahre 1839 gab er seine Dichtungen „Aus dem Norden" (Boréales) heraus, denen er statt der Vorrede einen offenen Brief an Emil Deschamps beifügte. In diesem merkwürdigen Briefe liefert er von seinem Standpunkte aus eine Kritik der jetzt lebenden französischen Schriftsteller, die so umfassend ist, daß er fast keinen derselben, selbst die unbedeutendsten nicht, übergeht. Der erste Theil dieses Werkes, das Buch der Liebe, enthält kleinere Gedichte, eine Art Sonnette, ohne gerade deren Form sehr streng zu bewahren, Liebesliedchen, die ihrer Zartheit und formellen Schönheiten wegen in Frankreich mehr Beifall gefunden haben, als ihnen von einer gründlicheren Kritik bei uns in Deutschland wahrscheinlich geworden wäre. Um dem Leser das Urtheil zu überlassen, theilen wir eines von den am günstigsten aufgenommenen und am meisten gepriesenen hier mit:

Si l'on te voit souvent baisser tes beaux grands yeux,
Pencher ton col d'albâtre, et puis glisser pensive
Sur la pointe des pieds, comme une ombre plaintive,
Le pas lent et léger, et le front soucieux;

Si ton corps diaphane aux contours gracieux
Se soulève dans l'air en hirondelle vive,
Tandis que ton regard à notre sol se rive;
Si tu planes, enfant, entre nous et les cieux,

C'est que tu ne sais pas encore auquel des mondes
Tu dois appartenir, que tous deux tu les sondes
Comme pour mieux fixer ton essor et tes voeux.
Tu flottes indécise aux confins des deux sphères,
Sans pouvoir t'assurer, hélas! si tu préfères
La terre qui t'invite ou le ciel que tu veux.

Außer den genannten Büchern erschien nach seinem Tode, dessen Ahnung er an mehreren Stellen in rührende Worte kleidet, noch eine Sammlung von kleineren Dichtungen unter dem Titel Roses noires, die sich dem „Buch der Liebe" würdig anreihen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Dienstag den 16. März 1847.

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.*)

I. Paris im Mittelalter, unter Richelieu und der Fronde.
(Die Place Royale und das Hôtel Rambouillet.)

Keine Stadt der Welt hat so treffliche Geschichtsschreiber gefunden, als Paris. Der Enthusiasmus, den die Franzosen für ihre große Hauptstadt hegen, hat die talentvollsten Schriftsteller vermocht, sich mit der Geschichte derselben in allen ihren Details zu beschäftigen, statt sie dem gelehrten Forscher und Topographen allein zu überlassen. Obgleich aber Frankreich das Vaterland des ritterlichen Feudalismus ist, so bietet doch Paris im Mittelalter nur wenig Interessantes dar; es mangelt dieser Stadt an einem eigenthümlichen historischen Charakter. Sie besitzt keine Denkmäler einer glänzenden Oligarchie, wie Venedig und Genua, keine Erinnerungen an städtische Unabhängigkeit und freien Bürgergeist, wie Gent und Brügge, keine ehrwürdigen Reliquien der Nationalgeschichte, wie sie London im Tower und in der Westminster-Abtei aufzuweisen hat. Von der stürmischen Freiheitsliebe der alten Kommunen gab sie nie ein Zeichen, außer in den gräuelvollen Metzeleien der Burgunder und der Armagnacs — wenn wir nicht die Zeiten der Ligue mit ihrem rohen und blutigen Fanatismus dazu rechnen. Auch die Baukunst des Mittelalters hat in Paris nur geringe Spuren hinterlassen; selbst Notre Dame ist eine schlechte Repräsentantin des prachtliebenden vierzehnten Jahrhunderts. Bei der Annäherung an Paris wird man durch den Mangel an Thürmen und hervorragenden Gebäuden überrascht, und allem Anschein nach waren sie auch nie in größerer Zahl vorhanden. Sieben lange Jahrhunderte nach dem Tode Karl's des Großen hindurch war Paris ein ärmliches, melancholisches Städtchen, dem vielleicht in späteren Zeiten die elende Nachbarschaft des Faubourg St. Marcel gleichen mochte, durch welches Voltaire's Candide in die französische Hauptstadt eintrat und sich „in das erbärmlichste Dörfchen Westfalens zurückversetzt glaubte" — welches alle Illusionen Alfieri's zerstreute und einen so unauslöschlichen Eindruck auf den launenhaften Italiäner hervorbrachte, daß er nichts in Paris bemerken konnte, als die Dürftigkeit der öffentlichen Gebäude und le bruttissime faccie delle donne (die sehr häßlichen Gesichter der Frauen). Nur langsam und mit öfteren Unterbrechungen schritt Paris in der bürgerlichen Gesittung vor. Die Verbesserungen, die von Zeit zu Zeit stattfanden, gingen fast nie aus eigenem Antrieb der Bewohner hervor, sondern erscheinen in der Regel als das Resultat königlicher Verordnungen. Auch diese wurden häufig vernachlässigt oder nur unvollständig ausgeführt. Noch im zwölften Jahrhundert trieben sich die Schweine schaarenweise in den ungepflasterten Straßen von Paris umher; als eines von diesen Thieren die Ursache ward, daß ein Sohn Ludwig's des Dicken vom Pferde stürzte und das Genick brach, ließ der König ihnen die Straßen-Promenade untersagen, und als die Geruchsnerven Philipp August's von den mephitischen Dünsten beleidigt wurden, die zu seinem Palast emporstiegen, gab er Befehl, die Straßen zu pflastern; aber diese Neuerungen brachen sich nur allmälig Bahn und waren von häufigen Rückfällen begleitet. Von Philipp dem Schönen an, der den ersten Quai erbaute, bis zu Napoleon, der die doppelte Linie vollendete, welche die Fluthen der Seine einfaßt, hatte Paris seine Verschönerungen stets dem jedesmaligen Monarchen, höchst selten seinen eigenen Bürgern zu verdanken.

Es giebt nur eine anziehende Episode in den Annalen des alten Paris — wir meinen die an seltsamen Ereignissen und bemerkenswerthen Charakteren reiche Geschichte seiner ehrwürdigen Universität. Die Hochschule war an sich eine Nation, mit dem Geiste und der Selbständigkeit einer solchen; sie stellte den großen Mittelpunkt der Wissenschaft und des Unterrichts dar, und durch alle Wechsel der Zeit und der Umstände hat sie denselben Charakter beibehalten. Die Priesterschaft der Gelehrsamkeit bildete und bildet noch eine besondere Kaste — die einzige, die in unseren Tagen existirt. Mit größerem oder geringerem Einfluß auf die sie umgebende Welt, in ihrem höchsten Flor wie in ihrem tiefsten Fall, ist sie immer stolz und unabhängig geblieben. Die alte Universität, die Sorbonne, ja sogar die Jesuiten-Kollegien, so oft man sie auch umgestaltete oder neu zu modeln versuchte, waren nie die Sklaven der Könige und Päpste, sondern eher ihre Herren. Das alterthümliche Stadtviertel des Pays Latin, das noch immer von Studenten bewohnt wird, bietet noch heutzutage mehr Ueberreste der Vergangenheit dar, als man sonst in ganz Paris findet. Noch immer zeigt man im Collége Dainville das Fenster, aus welchem der Körper des Peter Ramus gestürzt ward, den man wegen seiner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes und des Aristoteles ermordet hatte. Daneben steht das alte Collége des Cholets, wo Buridan einen ganzen Tag lang die Thesis vertheidigte, daß es erlaubt sey, eine Königin von Frankreich zu tödten. In der Nachbarschaft der Sorbonne befindet sich auch das Collége oder Hôtel de Cluny, zwar nicht historisch berühmt, aber das schönste Denkmal gothischer Kunst, dessen Paris sich rühmen kann. Jahrhunderte hindurch war es gänzlich vernachlässigt und fast unbekannt. Der alte Geschichtschreiber von Paris, Dom Germain Brice, bemerkt: „daß es allein wegen seiner massiven Bauart nennenswerth ist, und daß es großer Veränderungen bedarf, um den Moden der heutigen Zeit angepaßt zu werden; die Kapelle aber", fügt er hinzu, „gewähret durch ihr gothisches Ansehen ein gewisses Vergnügen, da man so den Abstand zwischen dem rohen und groben Baustyl vergangener Jahrhunderte und der korrekten, eleganten Manier unserer neueren Zeit erkennen lernt." Dicht bei dem Hotel Cluny hatte David sein Atelier, ohne einen erwärmenden Hauch daraus zu schöpfen, der seine stolze, klassische Kälte belebt hätte. Heutzutage wird es als ein Museum mittelalterlicher Kuriositäten betrachtet und mit der äußersten Sorgfalt in Stand gehalten; aber dieser Moderichtung zum Trotz ist es sehr zu bezweifeln, ob man die Schönheiten des alten Gebäudes richtiger zu würdigen weiß, als in den Tagen des gelehrten Benediktiners und des jakobinerfreundlichen Heros der französischen Malerschule.

Wenn es jedoch der älteren Geschichte von Paris verhältnißmäßig an allgemeinem Interesse fehlt, so macht die Epoche, die mit der Wiedergeburt der Künste beginnt, durch ihren Reichthum an glänzenden Erinnerungen diesen Mangel wieder gut. Paris ist im eigentlichsten Verstande die Stadt des Lichtes, der Intelligenz, des geselligen, kultivirten Lebens, und um ihre wahre Atmosphäre einzuathmen, muß der Geschichtschreiber erst die dumpfe, stickende Luft des Mittelalters hinter sich lassen. Dann erst fängt die große Stadt an, ihre Arme auszustrecken und die weitläuftigen Domainen zu umschließen, die bisher wüst und einsam an ihren Thoren gelegen hatten. Dann erst fängt sie an, den Styl ihrer Gebäude zu ändern, und statt der alten Burgen mit ihren Giebeldächern und cylinderförmigen Thürmen erheben sich in zierlicher Mannigfaltigkeit die Paläste der Renaissance. Die merkwürdigsten Gebäude von Paris — die Tuilerieen, ein Theil des Louvre, das Stadthaus, viele Kirchen und Hotels — datiren aus dem sechzehnten Jahrhundert; andere, noch prächtigere, sind verschwunden, wie z. B. das von der Medicäerin erbaute Hôtel de la Reine, wo jetzt die schöne Getraidehalle (Halle aux Blés) steht und von dem nur der Thurm sich noch erhalten hat. Der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts befreite die Könige und ihre Wohnungen von dem Zwange des Feudalismus und war, im nördlichen Europa wenigstens, die Aera der Paläste und der Höfe. Sein Schluß war Zeuge eines größeren Werkes — der Gründung des heutigen Soziallebens, mit seiner hohen Kultur und seinen verfeinerten Genüssen. Und da Frankreich die Laufbahn der geselligen Verbesserungen eröffnete und allen anderen Nationen als Beispiel diente, so wird die Geschichte seiner Hauptstadt von universalhistorischer Bedeutung, sobald mit dem Ende der Religionskriege und der Regierung Heinrich's IV. das Zeitalter des modernen Soziallebens anhebt.

Will der Leser vielleicht den Punkt betrachten, den man ohne Uebertreibung die Wiege der heutigen Civilisation nennen könnte, so lenke er seine Schritte nach der jetzt ruhigen und verlassenen Place Royale, deren stattliche alte Häuser, mit ihrem aristokratischen Ansehen und feierlichen Schweigen, auch auf denjenigen Eindruck machen, dem ihre Geschichte fremd ist. Sie gleichen Palästen, die auf eine Zeitlang verlassen, aber nicht herrenlos sind — die die Rückkehr ihrer edlen Besitzer von einer weiten Reise abwarten. Wie viel mächtiger aber wird sich der Wanderer ergriffen fühlen, wenn er die Geschichte dieser Räume kennt — wenn er sich vorstellt, daß die ersten Anfänge unseres gesellschaftlichen Lebens, wie er es heutzutage unter den höheren Klassen der europäischen Hauptstädte wahrnimmt, sich auf diese jetzt verwaisten Behausungen zurückführen lassen. „Der Neugierige", schreibt der geistreiche Feuilletonist Jules Janin, „der über diese schallenden Fliesen dahin schreitet, fährt bei dem Echo seiner Fußtritte zusammen und blickt schüchtern umher, ob nicht einer von den Helden vergangener Jahrhunderte, ein La Tremouille, Lavardin, Condé oder Lauzun, ihm auf den Fersen ist. Indem er den düsteren, lautlosen Platz entlang geht, fragt er sich, warum die Lakaien des Herrn von

*) Bearbeitet nach einem höchst anziehenden Artikel in der Edinburgh Review, dem ein so eben erschienenes französisches Werk: Paris Ancien et Moderne (Paris und London, 1847) zu Grunde liegt.

La Rochefoucauld, der Gabrielle d'Estrées und der Frau von Montespan nicht mit ihren Fackeln zur Hand sind, um ihren Herrschaften nach dem Wagen oder der Sänfte zu leuchten? Aber still! Woher kamen die Musiktöne, der Schall der Violinen? Gewiß aus der Rue du Parc, und dieser Volkshaufen ist ohne Zweifel auf dem Wege zum Hôtel Carnavalet, um Molière's neues Lustspiel „Georges Dandin" zu sehen, welches heute Abend zum erstenmal aufgeführt wird. Und alle diese Paläste, die ich hier sehe, deren Thore verschlossen, deren Gemächer verödet sind und an deren hohen Fenstern sich nur selten eine zerlumpte Dienstmagd zeigt — wie hießen sie in früherer Zeit? Es waren die Hotels Sully, Videix, d'Aligre, Rohan, Rotrou, Guemenée — adelige Schlösser, jetzt in schlechte Miethswohnungen verwandelt, neben denen der Schuhflicker und der écrivain public ihre ärmlichen Buden errichtet haben. Wie mag es diesen aristokratischen Mauern vorkommen, sich so verfallen, so schweigend, so vernachlässigt zu finden! Welche Stille in diesen Sälen, die einst von so geistreicher Unterhaltung belebt wurden! Wie traurig scheinen diese vergoldeten Plafonds, die mit Liebesgöttern und mythologischen Figuren bedeckt sind! Welcher Kontrast zwischen der Pracht und dem Elend! Man muß in der That Muth haben, um sich in die Erinnerungen dieses Orts zu vertiefen, wo die edelsten Geister, die trefflichsten Charaktere, die witzigsten Köpfe, die scharfsinnigsten Satiriker jener seltsamen Epoche lebten, die dem Zeitalter Ludwig's XIV. voranging — die so reich ist an großen Namen, denen man Ehrfurcht und Bewunderung zollt, und welche Alle die Place Royale zu besuchen pflegten, in deren Geschichte sie einen Bestandtheil bilden."

(Schluß folgt.)

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

IV. Die Ladung.

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

An Händen und Füßen mit Wacua-Stricken gebunden, befanden sich am Ufer der Bucht, auf der trockenen Fataka, — dem Grase der tropischen Gegenden, — 800 Neger. Sie lagen ganz entblößt und bildeten auf dem Boden acht Reihen, deren Bewachung nur einige Soldaten erforderte, denn diesen stand ein unumschränktes Recht über Leben und Tod der Gefangenen zu. Auch war es ihnen nie eingefallen, bei der leisesten verdächtigen Bewegung, Gnade für Recht ergehen zu lassen oder, bevor sie den vermeintlich Schuldigen niederstachen, irgendwie zu prüfen, ob er wohl bestraft zu werden verdient hatte?

Man kann dem Schwarzen verbieten, sich zu rühren, — und er wird Tage lang aus Furcht vor einer ihm drohenden Züchtigung bewegungslos bleiben. Das klaglose anhaltende Ertragen einer ungemein peinlichen Qual kann man ebenfalls von ihm durch Androhung noch größerer Schmerzen erlangen. Weder Furcht noch Drohung jedoch werden den Neger zum Stillschweigen verleiten. — Wenn er allein ist, spricht er laut mit sich selbst. Er spricht mit Landsleuten, sobald Landsleute um ihn sind. Lieber würde er zehnmal sterben, als einmal schweigen. — Die Lieferanten wissen das. — Um sich demnach durch unnütze und vergebliche Tödtungen keinen zu großen Schaden zuzufügen, gestatten sie der „Bande" das Sprechen. Der Redende und die Zuhörer können sich dabei gegenseitig nicht sehen; sie liegen neben einander auf dem Rücken. Es wird ihnen verboten, den Kopf rechts oder links zu wenden. Vermöge ihrer Lage, würden sogar die heißen Sonnenstrahlen, bei dem gewöhnlichen vollständigen Mangel an Schatten in dieser Hemisphäre, sie geradezu des Gesichts berauben, wenn sie nicht deshalb fast stets die Augen geschlossen hielten und den Kopf so tief als möglich in die Fataka hineindrückten. Aber sprechen dürfen sie; das Hauptbedürfniß wird befriedigt.

Man kann sich kaum eine richtige Vorstellung von der Angst machen, welche den tropischen Afrikaner befällt, wenn er sein Vaterland verläßt. Diese Angst hängt einerseits mit seinen religiösen Meinungen, andererseits mit seinem tief eingewurzelten Aberglauben zusammen. Die Lehre von einem besseren Leben ist ihm bekannt. Die Zukunft nach dem Tode bildet, selbst in der Einöde, die Grundlage seiner schönsten Hoffnungen. Sie erklärt theilweise seine Gleichgültigkeit gegen Gefahr. Indessen hängt die Verwirklichung seines sehnlichsten Wunsches von einer Hauptbedingung ab. Und hier fängt der Aberglaube an: In Afrika selbst muß der Schwarze bleiben. Sobald er andere Länder betritt, leistet er, für den Fall des Todes, dort auf die ihm eigenthümliche Unsterblichkeit Verzicht. Er sieht dann jenseits die Verwandten nicht wieder. Der Genuß der ewigen Gesellschaft gewisser theuren Freunde wird ihm dann drüben entzogen. Die Weiber, die er nach und nach hier unten geliebt und die dort oben gleichzeitig und immerwährend seinen unerschöpflichen Umarmungen sich preisgeben würden, sind ebenfalls auf immer verloren. Gräuliche, körperliche Schmerzen, welche ihm der Sklavenstand noch vor Absegelung auf Negerschiffen zuzieht, — sind also kaum der Erwähnung würdig, verglichen mit dem moralischen Kampfe seiner Seele, bei dem Gedanken der Auswanderung. Daher die so unendlich wenigen Beispiele freiwilliger Auswanderungen aus der an sich trostlosen, der Mäßigkeit ihrer Bewohner ungeachtet, oft nichts Anderes als Hunger und Durst darbietenden Wüste.

Ihren Thränen, ihren Klagen ließen die 800 Menschen bitteren Lauf, nur nicht zu laut. Die Soldaten waren angewiesen, jeden die Ladung gefährdenden Lärm zu hindern. Kind und Mutter, Vater und Sohn, Freunde und Bekannte, Unglücksgenossen, die sich nicht kannten, aber Nachbarn waren, theilten sich ihre Besorgnisse mit. Hier und da sang ein alter Krieger, — in seine Trauer stolz eingehüllt und allein, — ein Sterbelied.

Anderswo herrschte Grabesstille. Gegen die Sitte schwiegen nahe neben einander zwanzig, dreißig Leute; jedoch nicht ohne Grund. Sie schenkten einem Redner ihre Aufmerksamkeit. Dieser, ein geachteter Greis, erzählte seit länger als einer Stunde, auf anziehende, rührende Art. Er sprach von der Freiheit, von den Mitteln, dieselbe beständig in der Gewalt zu haben, selbst unter den Ketten der gräßlichen Weißen. Bald würde er, für seinen Theil, zu einer solchen Hülfe seine Zuflucht nehmen und darin nur seinem Vater nachahmen. — Vor langen Jahren nämlich wäre dieser, in einer Schlacht besiegt, gefesselt nach der Küste geschleppt worden. Auf dem Schiffe hätte man mehrere Monde zugebracht. Während der Zeit, — keine Gelegenheit zu sterben; kurze Ketten, — unmöglich, sich die um den Hals zu knüpfen; beständige Aufmerksamkeit auf Mund und Genick, seitens der Wächter, — folglich ebenfalls Unmöglichkeit, die Zunge nach hinten hinunter zu schlucken, ein Unternehmen, das doch einige Anstrengung und zuletzt gewisse bemerkbare krampfhafte Zuckungen erfordert. Endlich als der Vater fühlte, daß das fremde Land wohl nicht mehr entfernt seyn könnte, und daß, wenn er es beträte, er sein liebes theures zweites Schwarzenleben verlieren würde, — so hungerte er, was man auch that ihn zu füttern, so anhaltend und so wacker, daß bald der erwünschte Tod eintrat. Den Weißen konnte sein Leichnam zu nichts dienen. Sie warfen ihn ins Meer. Das gute Meer aber, wie es dies immer thut, brachte ihn nach dem Vaterlande zurück. — Auf die Frage, wie er so genau über den Tod seines Vaters unterrichtet seyn könne, antwortete der Erzählende, daß er den ganzen Vorgang von seines Vaters Geist, der ihn gleich nach der Rückkehr heimgesucht, erfahren habe. — Groß war der Verzweiflungs-Jubel der Zuhörer nach dieser Geschichte und nach Angabe ihrer Quelle. Alle nahmen sich vor, dem Beispiele des glücklichen Seligen zu folgen. — In demselben Augenblicke erschien Taitar mit seinen Leuten.

Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweignetigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

Große Thätigkeit fand unterdessen auf dem Negerschiffe statt. Aus dem Raume wurden Hunderte von Zwangshalsbinden herausgeholt, um eiligst die nöthigen Ausbesserungen daran vorzunehmen. Jedes dieser Instrumente war auf folgende Weise beschaffen. Es war ein drei Zoll breites, aus zwei in einander geschraubten Gliedern zusammengesetztes, nach hinten zu mit einem Schloß versehenes eisernes Halsband. Nahe am Schlosse, rechts und links, befanden sich zweizöllige Ketten mit festen Handschellen, und nach dem Vordertheile der Binde zwei andere, drittehalb bis drei Fuß lange Ketten, diese mit Fußschellen. Der mit einem Schmucke dieser Art Ausgerüstete konnte weder den Kopf bewegen, noch die Arme und die Beine anders als am Leibe angeschmiedet halten. Mit den Händen konnte er nicht einmal an das Kinn, an den Mund, an die Augen oder an die Stirn fassen.

So war die gewöhnliche Rüstung der Sklaven während der Reise. Nur bei schönem Wetter, und bei vollständiger Sicherheit gegen Verfolgungen, wurde ihnen gestattet, ihre Glieder täglich eine halbe Stunde auf dem Verdecke auszustrecken. Gefährliche Schwarze, wie die Bibi's, wurden natürlich von dieser Begünstigung fast ausgeschlossen. Kleine Kinder und junge Weiber, welche zur Belustigung und zur groben Befriedigung der Seeleute dienten, genossen allerdings mehr Freiheit. Waren sie geneigt, Alles zu ertragen, so konnten sie nach Belieben bei Tage fessellos umherlaufen.

Die durch die Ketten bewirkte fortdauernde Zwangslage würde allein schon eine hinlängliche Erklärung der bedeutenden Sterblichkeit auf Negerschiffen geben, wenn die ungleich grausamere Behandlung im unteren Schiffsraume nicht wo möglich noch mehr dazu beitrüge. — Dieser Raum — ein großmächtiger, langer, tiefer Keller — hat die Breite des Schiffes, nimmt deshalb von oben nach unten allmälig ab. Der unterste Theil enthält Steine oder schwere Waaren, wie Eisen. Das ist der Ballast. Vom Ballast an bis nach dem Boden des Verdecks werden mehrere drei und ein halb bis vier Fuß über einander gestellte Abtheilungen starker Bretter befestigt. In der Mitte des Raumes, von Pfeiler zu Pfeiler, sind ebenfalls dergleichen Abtheilungen so angebracht, daß nur die zu Durchgängen und zur Beaufsichtigung für die Wächter nöthigen Räume frei bleiben. In den Abtheilungen werden die Neger dicht, Mann an Mann, hineingezwungen und festgerammt. Je mehr Körper in eine Reihe geschoben werden können, desto besser für die Wächter, die eine tägliche Prämie, nach der Anzahl der ihnen anvertrauten Köpfe, erhalten. Der Anblick einer einmal geordneten, vollständigen Ladung gleicht einer Bibliothek, deren Repositorien mit schwarzen, nur noch an den Augen Leben verrathenden Schädeln besetzt wären. Zu der gezwungenen Lage und der moralischen Pein kommen noch: die Seekrankheit und ihre Folgen, die Wunden der Schwarzen, die erstickende Hitze, der Mangel an Luft, die mephitische Atmosphäre, die schlechte ihnen eingeflößte Nahrung und Mißhandlungen aller Art von den Matrosen.

Kein Wunder, wenn 3—400 Schwarze während einer drei- bis vierwöchentlichen Fahrt auf dem „Satan" starben. Ein Wunder war es vielmehr, daß ein Einziger überhaupt noch am Leben blieb. Stark kontagiöse,

gräßlich epidemische Krankheiten werden durch geringere physische Ursachen hervorgerufen.

Keine Anzahl von Sterbefällen konnte übrigens Taitar von seinem System der größtmöglichen Anhäufung von Negern abbringen. So waren die früheren Ladungen des „Satan" beschaffen gewesen, so sollte auch die jetzige wieder beschaffen seyn. Taitar meinte, der Schwarze wäre zäher als die Katze, unbändiger als der Panther, listiger als der Affe, bösartiger als ein durch die Laster der Civilisation verdorbener Mensch. Er wäre nur in Zucht zu halten durch Schmerz und Leiden. Ihn mit Qualen zu belegen, sey die beste Bürgschaft der Sicherheit für das Schiff und seine Mannschaft.

Aus Gewohnheit und auch aus Neigung zur Grausamkeit theilte die Mannschaft diese Ansichten. Deshalb wurde die größte Sorgfalt bei Ausbesserung der Ketten angewendet. Deshalb waren sämmtliche Schiffsleute zum feierlichen Empfange bereit, als die breiten unbedeckten Neger-Transportfahrzeuge von Zansibar, in welchen die Waare Stück auf Stück über einander lag, gleich Wollsäcken, vollgepfropft anlangten.

> Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

Ein schätzenswerther Mann war wirklich Taitar. Einige Minuten genügten ihm, zu thun und zu lassen, was bei Anderen lange Ueberlegung erfordert hätte. Der klägliche Zustand seiner 800 neuen Pflegebefohlenen war ihm beim ersten Blicke aufgefallen. Das Maaß der von ihnen erlittenen Entbehrungen, ihrer übriggebliebenen Kräfte, das Verhältniß ihres zukünftigen Ablebens, Alles hatte er sich gleich vollständig berechnet. Warum indessen dingen, zanken? Die Bibi's sollten ja den Hauptgewinn des Unternehmens bestimmen. Bemerkungen, Tadel auszusprechen, war noch Zeit, wenn die Qualität dieses letzteren Theils der Ladung mit den Aussagen der Lieferanten nicht übereinstimmte. Die Bibi's bald in's Auge zu fassen, beschleunigte er folglich die Absendung der ersten Schwarzen. Seinem Befehle gemäß, gesellte sich zu den vorhandenen Soldaten eine ansehnliche Verstärkung, und die zweite Bande erschien ohne Zeitverlust und ohne Widerstand.

Bei dem Anblicke der starken Glieder dieser rüstigen Gestalten vergaßen Hauptmann und Supercargo ihre Besorgnisse. Vierhundert Mann solchen Schlages waren mehr werth, als 1000 andere. Eine durch Habgier erweckte Idee der Menschlichkeit fuhr durch Grivély's Sinn. Sollte es nicht möglich seyn, bei strenger, anhaltender Aufmerksamkeit diesen schönen Leuten die ihrer Qualität vielleicht doch schädliche amerikanische Operation zu erlassen? — Taitar, ohne die Meinung vollständig zu theilen, gab zu, daß es noch Zeit wäre, auf dem Schiffe dergleichen vorzunehmen und die Operation, etwa theilweise auf einzelne, zur Warnung für die übrigen, anzuwenden. — Vorläufig möchte man ihnen nur, bei der Einschiffung, die Fußschellen, die des Gehens halber abgenommen worden waren, wieder anlegen.

Zu dem Zwecke mußten sich die Bibi's in vier Reihen auf den Boden legen. Nach Knebelung der ersten Reihe, aus 100 Mann bestehend, wurde dieselbe in den Böten, welche nicht mehr auf einmal einnehmen wollten, vertheilt, gepackt und abgeschickt. Taitar mit seiner Mannschaft folgte ihnen in seiner Schaluppe zur Bedeckung nach.

Bis dahin hatten die Neger ihre übliche Bewegungslosigkeit und Gleichgültigkeit beobachtet, Unterhaltung geführt wie immer und Alles gestattet, was man nur mit ihnen anfing. Im Augenblicke der Entfernung ihrer Brüder aber hoben sämmtliche Bibi's die Köpfe empor, sahen ihren Theuren starr nach und ließen einen allgemeinen eintönigen, düsteren Laut erschallen, der seitens der Fortziehenden durch einen ähnlichen traurigen Laut beantwortet wurde.

Die Wächter erschraken. Sie dachten daran, zu strafen; wen aber strafen? Alle Schwarze zusammen waren ja strafbar; auch gehörten jetzt die Bibi's den Europäern, nicht mehr den Lieferanten. —

Man begnügte sich, aus den Gefangenen einen Kreis zu bilden, in dessen Mitte Soldaten und Lieferanten, mit Lanzen und Säbeln drohend, sich stellten, — indem wenige andere außerhalb des Kreises blieben. Durch die landesübliche strategische Vorkehrung war die Ruhe, scheinbar wenigstens, wiederhergestellt. — Beinahe in völliger Sicherheit erwartete man die Rückkehr der Böte.

Das Geräusch der Ruder ließ sich schon vernehmen, schon konnten die Ladungs-Beamten angeredet, befragt werden, als, in dem Augenblicke wo auf die Ankömmlinge die ganze Aufmerksamkeit der Soldaten gerichtet war, eine hochragende Feuersfluth, vor und hinter ihnen, an ihrer Seite und zu ihren Füßen ausbrach. Feuer und Flammen schienen aus der Erde zu kommen.

Ein Bibi, dem es gelungen war, in seinen auf dem Rücken mangelhaft gebundenen Händen, zwei Stücke Holz eigenthümlicher Art, bis Brand erfolgte, an einander zu reiben, hatte die, wie Schießbaumwolle entzündbare Fataka (das hohe Gras der Tropenländer) angezündet.

Feuer und Flamme erstreckten sich vom Ufer an bis weit in die Gegend und hörten nur da auf, wo sie keine Nahrung mehr fanden. Ohne Rettung und ohne Wahl verzehrten Feuer und Flammen die gefesselten Sklaven und die freien Sklaven-Züchter. Aus der Feuersbrunst erhob sich froh und rüstig gen Himmel der Bibi's Siegesgeschrei. Ein Angstruf der unwiderruflich besiegten Tyrannen hallte jenem kläglich nach.

> Der Himmel war blau, ruhig war das Meer, die Luft noch kühl. Ein leiser, sanfter Wind wehte von den fernen Bergen herab. Die Dattelbäume blühten, und aus ihren zweigartigen Blättern ertönte des Kardinalvogels Morgenlied.

Dr. Delsner-Monmerqué.

Arabien.

Arabische Anthologie und ästhetische Kritik.

(Proben aus Thaalibi's „Edelperle" von Dr. Dieterici.)

(Schluß.)

Das Kap. über die **Fehler** des Motenebbi leitet der arabische Kritiker mit der wiederholten Wendung ein, daß nur der Großen Mängel gezählt würden,*) er betrachtet dieselben blos als Folie und Schlagschatten zu den darauf folgenden um so glänzenderen Zügen der Schönheit: „So besteht die Schönheit der strahlenden Sterne darin, daß sie aufgehen in finsterem Nachtdunkel!" Und wirklich liegt in dieser Anordnung, in dem vortheilhaft schließenden „aber", eine kritische Anerkennung. — So beurtheilen die Rabbinen mit richtigem Takt die Aussagen der Kundschafter (Numeri, K. 13.), welche, nach Art der Kritiker, mit den Vorzügen begannen, um die schlimme Seite hervorzuheben. — Als Mängel der Dichtungen Mot.'s bezeichnet Thaalibi zuvörderst die an Sinn und Ausdruck zurückstehenden **Eingänge**: „Schon das Erste im Fasse ist Hefe!" So z. B. kämen dem Leser sogleich Worte von übler Vorbedeutung wie „Krankheit, Todesloos" entgegen; Mot. mische unverständliche Kunstwörter aus Mathematik und Musik, fehlerhaft gebrauchte Ausdrücke ein, verbinde schöne und häßliche Wortgefüge zu einem disharmonischen Ganzen, zwischen den schönsten Perlenreihen und reizendsten buntfarbigen Geweben stoße man auf weithergeholte Metaphern, verstrickte Worte, verwickelte Gedanken, Affectation und gesuchten Tiefsinn, überhaupt jede Art von Extravaganz, selbst Trivialität, so daß hierauf die Worte des Dichters passen:

> Eine Braut bist du von blendender Schönheit,
> aber täglich bekommst du die fallende Sucht!

Thaalibi, der sich selbst durchgehends rhetorisch gewählt ausdrückt, giebt uns darauf ein Beispiel der von ihm gezeichneten Mängel:

> Siehst du, wie sie wegen der Menge der Liebhaber glaubt,
> die Thränen in den Augenwinkeln seyen angeschaffen!
> Wie sollte Mitleid fühlen ein Weib, das glaubt, jedes Auge,
> welches sie geschaut, ihr eigenes ausgenommen, könne nie ohne Thränen seyn!

Der Herausgeber bemerkt hierzu, daß der zweite Halbvers, den auch er mit dem Kritiker streichen möchte, selbst an **äußeren** Gebrechen leide, am Metrum, vielleicht in Bezug auf dasselbe zu den getadelten Neuerungen gehöre. Er findet das Urtheil Th.'s vollkommen gerechtfertigt, daß Mot. „Perle und Lehmziegel zusammenreihe" (im arabischen Sprüchwort ein Wortspiel: „edburre we'laadschurre"). Th. würzt seine Bemerkungen überhaupt oft mit witziger Anwendung des kritisirten Textes, wie wenn er z. B. die schwerfällige Beschreibung eines Reisekameels als schwerfälliges Kameel selber zeichnet.

Während die bisherigen Bemerkungen sich auf „**den Inhalt**" (S. 56), oder genauer auf den Vers als Ganzes und größeren Theil des Ganzen, auf den Versbau nach seiner ideellen und lautlichen Seite beziehen, wendet sich der Kritiker nun zu den einzelnen Worten, den einfachsten Elementen, und reiht hier ähnliche Bemerkungen an einander, — bei denen wir freilich eine streng logische Anordnung vermissen; so wie die zunächst ausgesprochene Mißbilligung gehäufter Synonymen, als: „O mein Liebchen, mein Herz, mein Gemüth!" vielleicht noch zur ersten Rubrik gerechnet werden dürfte. — Th. tadelt an den Gedichten Mot.'s: Abweichung von der lexikalischen Form und Bedeutung der Wörter, von den syntaktischen Conjugationsgesetzen, später (S. 59.) auch veraltete Sprachlicenzen, so wie Abweichungen von der Wortquantität rücksichtlich des Metrums (Wezen). Auch unter den einzelnen Wörtern gäbe es gemeine, sonderbare, wildfremde, seltene, den Beduinen Eigenthümliche, wodurch M. sich von dem Usus und Geschmack **der Neueren und Zeitgenossen**, zu denen er doch im Ganzen gehört, wieder entferne. Th. stützt sich hierbei auch auf seinen Vorgänger Sahib. Dann rügt er an Mot. die Menge weithergeholter, ungehöriger Metaphern, wie z. B.: „Herz der Wohlgerüche, graue Haare der Leber, Fieber der Wolke" (!), ferner Wiederholung eines Wortes ohne wirkliches Wortspiel mit Verrenkung des Verses, z. B:

> Wohl Manchen giebt's, der mich nicht kennt, während er seine eigene Unkenntniß nicht kennt,
> und auch meine Bekanntschaft mit seiner Unkenntniß von mir nicht kennt.

Ueber eine ähnliche Stelle in einem Trauergedicht sagt der witzige Kritiker: „Ich glaube, daß dem trauernden Dichter Schlimmeres begegnet sey, als dem von ihm Betrauerten." — Endlich werden auch allerlei **reale** Seiten der dichterischen Schöpfungen Mot.'s besprochen; so das leichtfertige Kundgeben seiner Glaubensschwäche und Leichtsinn in der Religion überhaupt, wodurch der Dichter wirklich sehr anstieß. Das „poetische Gefühl" des Kritikers beleidigen ungehörige Vergleiche wie z. B. der Ohren des Füllen mit denen des Hasen, — der Gebrauch von dunklen verworrenen Worten und Ideen der Sufi's (Mystiker) und philosophischer so wie trivialer Wörter.

Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich behaupte, daß dieses Kapitel sehr geeignet ist, die Vorstellungen des große Publikums, und wohl auch manches Orientalisten, vom Geschmack und Urtheil arabischer Gelehrten, zu

---

*) Dieses arabische Sprüchwort kommt auch im Buche Cusari I. §. 98 vor, wo die hebräische Uebersetzung nicht unzweideutig ist.

erweitern und berichtigen. Damit man aber nicht etwa zu neuer Einseitigkeit sich wende, sey auch das Nachfolgende der Beachtung empfohlen.

Das 4. Kapitel wendet sich mit neuem Redeschwung und Selbstbegeisterung des Kritikers zu den Vorzügen der Gedichte Mot.'s, zunächst in den Eingängen (arab. „Aufgang") und den Uebergängen zum Hauptthema. Der Kritiker rühmt besonders die Beschreibungen von Beduinenfrauen und überhaupt die Behandlung erotischer Themen, und der Herausg. hebt einige Stellen (deren Mittheilung hier zu weit führen würde) als klassische Proben von den „übertriebenen Bildern und Schilderungen und der falschen poetischen Rhetorik jener Zeit mit ihren frostigen Witzspielen und Antithesen" hervor, in welchem schlechteren Zeitgeschmack auch Th. in seinen kritischen Urtheilen befangen bleibe. Die einzelnen Schönheiten, welche Th. an Mot. bewundert, sind u. A.: die kunstvolle Zusammenfassung mehrerer Bilder in kurze Reimglieder, z. B.:

Sie erschien wie der Mond, wiegte sich wie ein Muskusweidenzweig,
Duftete wie Ambra, und blickte sanft wie eine Gazelle.

Ferner: Neuheit der Bilder und Vergleiche, z. B. der schleunigsten Rückkehr mit dem Pfeil in der Luft, der ohne Anhalt zurückfällt; wozu einige Scholiasten bemerken, daß ein aufwärtsgeschleuderter Körper im höchsten Punkt einen Augenblick verweile. Eine interessante Kategorie bildet „das zweiseitige (umgewendete) Lob", welches dem beiderseits schönfarbigem Kleide gleicht. So z. B. an Seifuddaula:

Du hast der Leben so viele geraubt, daß, hättest du sie alle zum deinigen gemacht,
Die Welt das Glück genießen würde, daß du unsterblich wärest!

Es glänzen seine Kronen durch seine Stirn, wie seine Worte glänzen durch ihren Sinn.

Echt orientalisch ist es, wenn Th. die vollständige Ausbeutung des Namens „Seifuddaula" (Schwert der Herrschaft) im Panegyrikus, — das Umgekehrte, wenn er die freie unkriegerische Anrede des Fürsten wie eines Freundes rühmt. Zu den anmuthigen und originellen Zügen rechnet Th. die Anwendung von Ausdrücken, die in der spielenden erotischen Poesie heimisch sind, zur Beschreibung von Kampf und bitterem Ernst. Nach dem Vorgange älterer Kritiker dekretirt Th. dem Motenebbi die überragende Meisterschaft in zwei hinlänglich bekannten Hauptformen semitischer Poesie, nämlich im Parallelismus, welcher mit den mathematischen symmetrischen Theilungen (Taqsimât) einerlei Namen führt; so daß die Parallelglieder Mot.'s den „Theilungen Euklids" vorgezogen werden. Ein Beleg:

Wir waren in Fröhlichkeit, die Griechen in Angst,
Das Festland in Arbeit, das Meer in Beschämung.

Hierbei ist freilich der vierfache Reim des Originals sehr bestechend. Eine zweite ist die Form der Sentenz und des Sprüchwortes, worin Mot. so weit geht, daß oft in einem Vers zwei Sprüchwörter oder Sinnsprüche vorkommen, und zwar soll er eben so sinnreich in Trauer- und Trostsprüchen als beißend und witzig in seiner Satire seyn. Ein Beleg:

Ich kehrte ein bei Lügnern, deren Gast
von Bewirthung und Weiterbeförderung ausgeschlossen ist.
Die Freigebigkeit der Ehrenmänner geht von den Händen aus, die ihrige aber
von der Zunge*) — mögen sie untergehen, sie und diese Freigebigkeit!
Der Tod selbst faßt keine von ihren Seelen,
ohne gegen ihren Gestank Aloeholz in die Hand zu nehmen.

Den ganzen Abschnitt beschließt ein Trauergedicht von Abulkasim B. Modhaffer, dessen Ende auf den Namen Motenebbi (Prophetaster, Pseudoprophet) anspielt:

In seinen Worten war er ein Prophet,
Aber in seinen Gedanken zeigten sich keine Wunder!

worin nach einer Anmerkung des Herausgebers an muhammedanische Religionslästerung um so härter angestreift wird, als das hier für „Wunder" gebrauchte arabische Mu'dschiza die unnachahmbaren des wahren Propheten bedeutet! Th. nimmt aber an diesem Wortspiel als solchem keinen Anstoß. —

Obwohl wir bisher nur Auszüge aus den Auszügen des Dr. D. gegeben, so dürften diese doch für unseren Zweck genügen, und wir übergehen um so eher den wörtlich edirten, übersetzten und mit Anmerkungen begleiteten Abschnitt der Edelperle Thaalibi's über den Mäcen Motenebbi's, Seifuddaula, als dieser keine ästhetisch-kritischen Bemerkungen, sondern blos an dem Faden historischer Notizen an einander gereihte Verse verschiedener Zeitgenossen Seifud.'s, einige von dem letzteren selbst, enthält, zu welchen der Herausgeber in seinen Anmerkungen noch andere von denselben Verfassern aus den entsprechenden Kapiteln der „Edelperle" hinzufügt.

Steinschneider.

Mannigfaltiges.

— Französische Publizisten über Preußen. In der Revue Nouvelle vom 1. März befindet sich unter der Ueberschrift „Institutions politiques de la Prusse" eine aus der Feder des Herrn Arthur von Gobineau geflossene längere Abhandlung, worin dieser der doctrinairen Schule angehörende Schriftsteller über die Bedeutung des preußischen Patentes vom 3. Februar d. J. sich ausspricht. Bekanntlich pflegen die Franzosen an ausländische Zustände immer nur den eigenen Maßstab zu legen und deshalb in der Beurtheilung derselben selten das Richtige zu treffen. Herr von Gobineau versucht es jedoch, einen objektiven Standpunkt einzunehmen und von diesem aus einen Blick auf die Geschichte Preußens, die ältere sowohl als die neuere, zu werfen, wonächst er die Verordnungen vom 3. Februar als nothwendige Glieder der großen Kette von historischen Ereignissen darstellt, durch welche Preußen groß geworden, ohne sich darum dem germanischen Boden, aus welchem es emporgewachsen, jemals zu entfremden. „Dieser Ring", fügt er hinzu, „ist natürlich nicht der letzte der großen Kette, sondern enthält vielmehr die Gewähr noch vieler anderen Ringe. Darum ist auch das Patent vom 3. Februar vollkommen berechtigt, unser lebhaftes Interesse zu erregen; jeder Freisinnige und Aufgeklärte wird dem Gedanken, der dasselbe diktirt hat, nur seinen Beifall schenken können." — Unter den Schriften, die Herr von Gobineau als Quellen seiner Abhandlung citirt, befindet sich auch des Herrn von Bülow-Cummerow „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung und sein Verhältniß zu Deutschland".

— Französische Bücher in Deutschland. Es ist gewiß ein sehr gutes Mittel, dem Unwesen des belgischen Nachdruckes zu steuern, daß einige Pariser Verleger jetzt von solchen Werken, die sich einen größeren Absatz im Auslande versprechen dürfen, eine billigere Ausgabe für dasselbe veranstalten, wie dies z. B. mit Louis Blanc's Histoire de la Révolution Française geschehen, von welcher der erste Band, in typographischer Hinsicht ein wahres Prachtwerk, im deutschen Buchhandel für 1⅓ Thlr. zu haben ist. Ein großes Verdienst hat sich in dieser Beziehung auch der k. Hofbuchhändler, Herr Alex. Duncker in Berlin, erworben, der seit einigen Jahren die französischen Original-Ausgaben, im Gegensatze zu den belgischen Nachdrücken, in Deutschland zu verbreiten sucht, was ihm natürlich nur dadurch gelingt, daß er sich mit dem kleinsten Gewinne begnügt. Wir hören nun, es sey diese allerdings noch sehr vereinzelte Operation gegen den Nachdruck so gut eingeschlagen, daß Herr D. in der letzten Zeit durchschnittlich in jedem Jahre für 100,000 Frs. Bücher aus Frankreich beziehen konnte, und daß, nachdem dieses Bestreben, dem rechtmäßigen französischen Buchhandel zu seinem Rechte zu verhelfen, zur Kenntniß des Herrn Guizot gekommen, der Minister eine besondere Anerkennung des deutschen Buchhändlers beantragt habe, die auch von dem Könige der Franzosen durch Uebersendung des Ordens der Ehrenlegion ausgesprochen worden sey.

— Die Berliner gemeinnützige Baugesellschaft. Bald nachdem wir in Nr. 28 des Magazins von dem in Boston zusammengetretenen Verein zur Erbauung gesunderer Wohnungen für die Armen gesprochen, dessen Aufgabe wir auch der Erwägung des Central-Vereins zum Wohle der arbeitenden Klassen in Preußen empfahlen, enthielten unsere Zeitungen die Anzeige von einer in Berlin zusammentretenden „gemeinnützigen Baugesellschaft", die sich ganz denselben Zweck gestellt, den jener amerikanische Verein im Auge hat und den auch die Metropolitan Association for improving the dwellings of the industrious classes in London seit dem J. 1844, so wie ein ähnlicher Verein in Brüssel befolgt, welche Gesellschaften neben dem großen Nutzen, den sie den arbeitenden Klassen schaffen, auch ihren Mitgliedern 4—5 pCt. Zinsen für ihr Kapital gewähren, wobei noch ein Ueberschuß für einen Amortisations- und Reserve-Fonds verbleibt. Eine ganz neue, mit dem Plane der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft verbundene Idee ist jedoch die Aussicht, die man den Miethern in den neu zu errichtenden, nur mit zwei kleinen Wohnungen in jedem Stockwerk ausgestatteten Häusern eröffnen will, das von ihnen bewohnte Haus durch 30jährige regelmäßige Bezahlung der Miethe als Eigenthum zu erwerben. Der Plan, der von dem königl. Landbaumeister, Herrn C. W. Hoffmann, entworfen*), setzt aus einander, wie dieser Zweck neben einer Abführung von 4 pCt. Zinsen an die Actionnaire zu erreichen, und wie, da doch nur Einer der Miether Eigenthümer des ganzen auf neun Wohnungen berechneten Hauses werden kann, die übrigen Acht nach Ablauf der festgesetzten Zeit durch Geld entschädigt würden, welches auf das Grundstück zu zwei Dritteln seines Werthes hypothekarisch eingetragen wird. Ja, wenn die Miether vor Ablauf jenes Termins mit Tode abgehen, soll ihren Erben sogar auch ein verhältnißmäßiger Antheil an dem Hausfonds, falls sie nicht selbst es vorziehen, die Wohnung weiter zu behalten, ausbezahlt werden können, so daß ein Miether oder dessen Erben, der eine Wohnung zum Miethswerthe von 40 Thalern auch nur fünf Jahre innegehabt, nach Ablauf derselben eine baare Entschädigung von 40 Thalern erhalten würde. Diese Entschädigung steigt, und zwar in immer wachsender Progression, mit jedem Jahre; in 15 Jahren würde sie bereits 145 Thaler betragen, und nach 30 Jahren erhielte der 40 Thaler-Miether eine Hypothek von 300 Thaler auf das Haus, das ihm ganz zufällt, wenn er die größte Wohnung des Hauses (zu 90 Thaler) inne und dabei die kleinen Functionen eines Vicewirthes übernommen hatte. Der Plan ist jedenfalls eben so sinnreich als philanthropisch. Ob ihm, trotz der einleuchtenden Darstellung, welcher auch ein Grundriß des Hauses, dessen Werth auf 6750 Thaler berechnet wird, und seiner Wohnungen beigelegt ist, in der Praxis nicht doch manche erhebliche Schwierigkeit entgegenstehen möchte, läßt sich natürlich nach einem flüchtigen Ueberblicke nicht beurtheilen. Der wahren Menschenliebe ist jedoch keinerlei Schwierigkeit unüberwindlich.

---

*) Der Herausgeber hat hier nicht auf das entsprechende Sprüchwort verwiesen.

*) Zu haben Grenadierstraße Nr. 26. Pr. 5 Sgr. Der Ertrag soll an den Central-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen abgeführt werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Donnerstag den 18. März 1847.

Nord-Amerika.

Neueste Literatur über die Vereinigten Staaten.

1. Featherstonhaugh. — 2. Mrs. Maury.

Wir haben es hier mit zwei Werken von völlig entgegengesetztem Charakter zu thun: den geologischen Untersuchungen eines gelehrten Militairs in den Gold-Regionen des Cherokee-Gebiets und den Bleiminen Wisconsin's*), und den Beobachtungen einer zur Liverpooler Handels-Aristokratie gehörigen Dame in den Salons von Washington und Philadelphia.**) Jener schildert uns ein neues, noch halb wildes Land, dessen Zustände gar sehr von dem Ideal eines wohlgeordneten Polizeistaates abweichen — ein Land, wo kein Recht so sehr geachtet wird, als das Faustrecht, wo die Entscheidungen des Judge Lynch mehr Kraft haben als die Kommentarien des Coke upon Lyttleton, wo der Gouverneur eines dem Königreich Preußen an Umfang gleichen Staates wie Cincinnatus hinter dem Pfluge hergeht, wo deutsche Theologen und Philologen an den Straßen arbeiten oder in der Schneider-Werkstätte sitzen, und Leute, die kein Wort Latein oder Griechisch verstehen, ja oft nicht einmal ordentlich lesen und schreiben können, zu den höchsten Würden emporsteigen — wo Wissenschaft und Kunst kaum dem Namen nach bekannt sind und camp meetings die Stelle unserer Maskenbälle und Assembleen vertreten; Diese beschreibt hingegen eine Gesellschaft von wohlerzogenen Herren und Damen, wo Alles ganz schicklich und conventionsmäßig zugeht, wo der Hof des Präsidenten im „weißen Hause", wie der Hof des Bürgerkönigs in den Tuilerieen, zum Mittelpunkt der Intrigue und Kabale dient — wo man über Vergnügungen und Tagesklatschereien die ernsten Interessen der Zeit vergißt, und wo der aus Europa anlangende Beobachter, wie Harlekin in der italiänischen Posse, die Entdeckung macht: che tutto il mondo è fatto come la nostra famiglia.

Herr Featherstonhaugh hat zehn Jahre zwischen seinen Reisefahrten und der Veröffentlichung ihrer Resultate verfließen lassen — eine überstrenge Befolgung der Horazischen Regel, die durchaus nicht auf seinen Gegenstand paßte. Zehn Jahre bringen im Far West größere Veränderungen zuwege, als ein Menschenalter in England und Frankreich, oder ein Jahrhundert in den Staaten des besonnenen Fortschritts. Wo jüngst noch Urwald war, sieht man jetzt blühende Maisfelder und üppige Weideplätze, das flache Land wird überall mit Städten und Weilern besäet, an der Stelle indianischer Wigwams erheben sich Kirchen und Court-Houses, die Spuren der Moccasins machen Kanälen und Eisenbahnen Platz, und siegreich tritt die Civilisation aus dem Kampfe mit der Barbarei hervor. Von allem diesem weiß unser Verfasser nur wenig zu berichten; er verweilt am liebsten bei den Schattenpartieen des Bildes, den Gebrechen und Lastern einer noch unvollkommen organisirten Gesellschaft, deren geistige Kultur nicht immer den materiellen Fortschritten entspricht. Zu der unbeschränkten Freiheit des Handelns und der gänzlichen Abwesenheit aller polizeiliche Beaufsichtigung, die dem Charakter des Volkes eine so bewundernswürdige Selbständigkeit und Energie verleiht, gesellt sich eine Mißachtung der gesetzlichen Formen und eine Neigung zur Selbsthülfe, die, wie es sich nicht leugnen läßt, gar zu häufig in Eigenmächtigkeit ausartet und blutige Gewaltscenen herbeiführt. So wurde vor einigen Jahren der Sprecher des Repräsentanten-Hauses von Arkansas in öffentlicher Sitzung von einem Mitgliede desselben ermordet; so fiel der Abolitionist Lovejoy in Alton als Opfer des fanatisirten Pöbels; Schreiber dieses war selbst Zeuge, wie man an einem Zeitungs-Redacteur in St. Louis die Censur dadurch vollstreckte, daß man ihm den Hirnschädel einschlug, und Featherstonhaugh erzählt von einem durch vierzehn Duelle und Mordthaten bekannten Raufbolde, der unter Anderem einen jungen Mann wegen einer Meinungsverschiedenheit an der Wirthstafel niederschoß, aber stets unbestraft blieb. Die Beschreibung, die er von einer Gerichts-Sitzung in Wisconsin giebt, wird Manchem fabelhaft vorkommen. „Ich hatte in Erfahrung gebracht", sagt der Reisende, „daß man heute Abend einem Mörder den Prozeß machen werde, und da man bei solchen Gelegenheiten hier im Westen immer Unterhaltung findet und die eigenthümlichen Sitten der Hinterwaldmänner beobachten kann, so begab ich mich nach dem aus Baumstämmen errichteten Gebäude, das als Court-House (Gerichtshof) diente. Es was ein höchst ärmliches Lokal, finster und mit ekelhaft schmutzigen Menschen angefüllt, die überall umher spuckten. Der Delinquent war ein häßlicher, unverschämter Gesell, Namens M'Comber, der, wie es sich aus dem Zeugenverhör ergab, einem gewissen Willard, Neffen des Gouverneurs Dodge, mit dem er im Streit lag, aufgelauert und mit kaltem Blut eine Kugel durch den Kopf gejagt hatte. Mein alter Freund, der Richter, präsidirte in einem äußerst schmutzigen Aufzuge, unrasirt und die Kinnbacken mit einem alten seidenen Taschentuch umwickelt, da er „ein schlimmes Maul" hatte, wie er selbst der Jury mittheilte. Der Staats-Anwalt, der die Verurtheilung beantragte, war allem Anschein nach aus den untersten Volksschichten hervorgegangen; seine Sprachschnitzer und die Abgeschmacktheit seines Vortrags übertrafen Alles, was ich je in dieser Art gehört habe, und sein Aeußeres, seine Stimme und seine Geberden waren völlig mit dem Inhalt seiner Rede in Einklang. Als er geschlossen hatte, vertagte sich der Gerichtshof bis zum folgenden Abend, und Richter, Advokaten und Geschworne gingen sammt und sonders ihrer Wege. — 26. Mai. Nachdem wir die heutigen Nivellirungen beendigt hatten und in unser Quartier zurückgekehrt waren, erfuhren wir, daß die Jury den Angeklagten schuldig befunden und ein versiegeltes Verdikt an den Richter eingeschickt habe, der um 8 Uhr das Urtel sprechen sollte. Wie ich das Court-House erreichte, war mein alter Freund noch nicht erschienen, und ich betrachtete eben den Gefangenen, dessen Blicke unruhig durch das Zimmer irrten, als der Richter mit wüster Miene und zerzauster, halb losgeknöpfter Kleidung — total betrunken hereinstolperte und nach einem ohnmächtigen Versuch, seinen Zustand zu verbergen, mit genauer Noth ohne zu fallen an seinen Sitz gelangte. Ich habe in meinem Leben manchen seltsamen Auftritten beigewohnt, aber nie ein so widerwärtiges Schauspiel erblickt. Viele der Anwesenden gaben ihren Unwillen zu erkennen, und mehrere von ihnen schlugen vor, den Richter hinauszuschaffen. Mit dem Körper hin- und herschwankend und ohne Jemanden ins Gesicht zu schauen, versuchte er, eine Anrede an die Jury zu halten, konnte jedoch kein Wort hervorbringen, und die Erbitterung der Zuschauer stieg bei dieser scheußlichen Parodie eines Rechtsverfahrens allmälig so hoch, daß ich eine Zeit lang ernstlich befürchtete, man werde den Priester der Themis ergreifen und in den nahen Fluß werfen. Eine solche Katastrophe hätte den bisherigen Gang der Sache auf eine würdige Art geschlossen! Was den Delinquenten betrifft, so schien er ganz verdutzt und maß seinen Richter mit zweifelhaften Blicken, als ob er den Inhalt des Urtels zu erforschen suche, welches unter den feurigen Eingebungen des Branntweins erfolgen könnte. Indessen fühlte jetzt der Staats-Anwalt, daß seine eigene Würde auf dem Spiel stehe; er erhob sich daher, um den Richter zu ersuchen, den Urtelsspruch bis zum folgenden Tag auszusetzen. Da es nun diesem nicht möglich war, hiergegen Einwand zu thun, so ließ der Anwalt die Vertagung des Gerichts proklamiren, und die taumelnde Majestät der Gesetze wurde öffentlich in Begleitung zweier Konstabler nach ihrer Wohnung gebracht. — 27. Mai. Nach dem Frühstück kehrte ich wieder in das Court-House zurück, um den Ausgang dieser kuriosen Geschichte zu erfahren. Bald darauf erschien der Richter, dessen entstellte Züge die Spuren des schon weit vorgeschrittenen Säuferwahnsinns trugen; nach einigen sinnlosen Phrasen verurtheilte er den Angeklagten, eine Geldstrafe von 300 Dollars zu erlegen, bis zu deren Entrichtung er in Haft bleiben sollte. Sobald diese abgeschmackte Farce vorüber war, führte man den Delinquenten in das Blockhaus zurück, welches die Stelle eines Gefängnisses vertrat, und als sich die Thür öffnete, um ihn hinein zu lassen, sah ich den Kerl ein Paar Burzelbäume schlagen, wovon der letzte ihn in das Haus brachte, das aus einer einzigen Stube mit vergittertem Fenster bestand. Als man ihn hier eingeschlossen hatte, fing er sogleich an, aus vollem Halse wie ein Hahn zu krähen. Seine zahlreichen Freunde stellten sich nunmehr an das Fenster, um ihm Glück zu wünschen und ihn mit Whiskey zu traktiren. In derselben Nacht entwich er aus dem Gefängnisse, und hiermit endigte sich die Geschichte; ihn zum zweitenmale festzunehmen, wagte Keiner, da man wohl wußte, daß es einem solchen Patron auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht ankomme, und daß es sicherer Tod sey, sich ihm mit feindseligen Absichten zu nähern."

Dergleichen, wenn auch nicht ganz so krasse Scenen fallen allerdings mitunter in jenen abgelegenen Gegenden vor, aber bei den Elementen, aus welchen dort die Gesellschaft besteht, muß man sich schon a priori auf manche Abnormitäten gefaßt machen, die nicht nach dem Maßstabe unserer eigenen altgeregelten, streng abgezirkelten Kulturzustände zu messen sind. In einer noch halbwilden Region, deren Ansiedler aus allen Welttheilen „zusammengeschneit" sind und kaum begonnen haben, sich zu einer staatähnlichen Gemeinde zu orga-

*) A Canoe Voyage up the Minnay Sotor, with an Account of the Lead and Copper Deposits in Wisconsin etc. By G. W. Featherstonhaugh. London, 1846.

**) The Statesmen of America in 1846. By Mrs. Maury. London, 1847.

nisiren, ist es nicht leicht, geeignete Beamte ausfindig zu machen; der Umstand, daß Letztere ohne Ausnahme wählbar sind, wirkt in dieser Hinsicht sogar nachtheilig ein, da nur solche Kandidaten auf Erfolg hoffen können, die in ihren Sitten und ihrem Charakter mit den oft nicht sehr lobenswerthen Volkssitten und dem zwar kräftigen, aber rohen Volkscharakter übereinstimmen. Es bedarf indessen nur weniger Jahre, um einen geordneteren Zustand herbeizuführen, und mit der zunehmenden Bildung werden die Mißverhältnisse und die Ausbrüche zügelloser Leidenschaftlichkeit verschwinden, welche dem Far West einen so üblen Ruf erworben haben. Dieses hätte unser Verfasser auch andeuten sollen, und daß er es nicht gethan, verräth eine Einseitigkeit und einen Mangel an philosophischem Blick, dessen man sich bei einem so ausgezeichneten Gelehrten nicht versehen hätte.

Wenn sich nun Herr Featherstonhaugh etwas zu sehr zum Pessimismus hinneigt, so ist Mrs. Maury dagegen eine entschiedene Optimistin. Mit guten Empfehlungsbriefen an transatlantische Notabilitäten versehen und von diesen zuvorkommend aufgenommen, erscheint ihr alles Amerikanische im rosigsten Lichte; auch beschränkt sich ihre Vorliebe keinesweges auf diese oder jene Partei, sondern erstreckt sich mit gleicher Wärme und gleicher Unparteilichkeit auf Männer von allen politischen und religiösen Schattirungen. Eine Hymne auf den Präsidenten Polk reiht sich an eine Apotheose seines Nebenbuhlers Clay; Todfeinde, wie Webster und Ingersoll, und moralische Antipoden, wie Adams und Hannegan, werden friedlich neben einander gestellt. „Les extrêmes se touchent" scheint das Motto der Verfasserin zu seyn. In der That ist ihr ganzer Charakter ein Widerspruch, wie aus folgender antithesenreicher Parallele erhellt, die sie zwischen dem ehrenwerthen Samuel Hubbard aus Massachussetts und sich selbst zieht. „Er ist", schreibt sie, „ein Puritaner — ich bin eine Puseyitin; er besucht Bethäuser — ich ziehe Kathedralen vor; er verehrt die Geistlichkeit der Independenten — ich erkenne zu Hause die Hierarchie der anglikanischen Kirche an und habe mich in Amerika in die Tugenden und guten Werke der Jesuiten (!) verliebt; er ist Whig — ich bin Ultra-Demokratin (NB. und dabei Verehrerin der Jesuiten); er ist ein Vertheidiger der Schutzzölle — ich gehöre zur Freihandels-Partei; er verabscheut die Sklaverei — ich halte sie für einen bloßen Namen (schöne Ultra-Demokratin!); er ist dem Tanzen gram — ich hüpfe umher wie eine französische Großmutter; er ist ganz für die Natur — ich ganz für die Kunst; er verachtet den Pomp und die Eitelkeit dieser Welt, während ich ihr treuer Verehrer bin." Und dennoch, obgleich sie in keinem einzigen Punkt mit diesem Herrn übereinstimmt, ist ihre Bewunderung für ihn gränzenlos.

Die Aufgabe, die sich Mrs. Maury gestellt hat, wäre an sich ganz interessant; sie verspricht uns nämlich eine Charakteristik der ausgezeichnetsten, jetzt lebenden Staatsmänner Amerika's zu geben, aber da sie statt dessen nur einen Schwall lobpreisender, nichtssagender Redensarten auftischt, so kann ihr Buch für deutsche Leser nicht viel Anziehendes enthalten. Bei der Lektüre des Originals wird man sich wenigstens an dem Styl ergötzen können — an den geschraubten Phrasen und pathetischen Sentenzen, in denen sich die Verfasserin gefällt, und an dem komischen Ernst, mit dem sie die geringfügigsten Worte und Thaten ihrer zahlreichen Helden zu Protokoll nimmt. Der General Gaines erwirbt sich ihre Verehrung dadurch, daß er das mühevolle Amt übernimmt — ihren Fächer zu tragen, der Oberrichter Maclean durch eine „graziöse" Verbeugung, der Staatssecretair Buchanan durch einige Andachtsbücher, die er auf seinem Pulte liegen hat, und der berühmte Calhoun durch den wichtigen Rath, sich stets weiß zu kleiden und einen Gürtel zu tragen! — Henry Clay wird folgendermaßen glorifizirt: „Es giebt Niemanden in der ganzen Union, der so populär wäre, als Herr Clay; schon in seinem Namen liegt ein Zauber, und Jeder, der ihn nennen hört, fließt von seinem Lobe über. Vor Allem ist er beim weiblichen Geschlecht beliebt; denn wie sich in England die Damen par métier zum Konservatismus bekennen, gehören sie in Amerika, wahrscheinlich aus demselben Grunde, zur Whigpartei und winden sich wie ein Kranz von blühenden Rosen um denjenigen, der ihr zum Führer dient. „Sie müssen nicht heimkehren, ohne Ashland (den Landsitz Clay's) gesehen zu haben", sagten meine Freundinnen zu mir; „Sie haben in England nie eine solche Stimme gehört, nie einen Mann gekannt, wie unseren Clay." Ich glaube, daß alle in den Jahren 1845 — 1846 geborene Kinder nach ihm genannt sind; man findet in Amerika eine ganze Generation von zweijährigen Henry-Clay's. Als ich von einigen Damen in Ithaka Abschied nahm, die mich aufs gastfreundlichste empfangen und mit Verbindlichkeiten überhäuft hatten, fragte ich sie, wie ich ihre Güte erwiedern könne? „Sie besuchen Herrn Clay", war die Antwort; „bitten Sie ihn um ein Autograph und schicken sie dieses an uns. Sie werden viel mehr für uns gethan haben, als wir je für Sie thun können." Ich erwähnte meines Versprechens gegen Herrn Clay, der es mit Zinsen erfüllte, indem er auf demselben Blatt ein höchst graziöses (graceful, ein Lieblingswort unserer Reisenden) Andenken für meinen Gatten und mich selbst hinzufügte. Ich habe Männer von festen und männlichen Gesinnungen bei der Erinnerung an Clay's Niederlage Thränen vergießen sehen (!). Wenn es möglich war, so hat jenes Unglück seine Popularität noch vermehrt und ihm die allgemeinste und gränzenloseste Anhänglichkeit im ganzen Lande erworben, die wohl je einem einzigen Individuum, mit Ausnahme des verehrten Washington, zu Theil wurde." — Vermuthlich haben also die Amerikaner nur aus übergroßer Liebe zu diesem ausgezeichneten Staatsmann seine wiederholten Versuche, die Präsidentenwürde zu erlangen, durch überwiegende Majoritäten vereitelt und ihm Männer wie Harrison und Polk vorgezogen. Eine logische Schlußfolge, wie wir sie nur unserer Verfasserin zutrauen konnten!

Die Wahrheit ist, daß Henry Clay sich nie, sogar bei seiner eigenen Partei, eines so ausschließlichen Einflusses erfreute, wie z. B. Jackson bei der demokratischen, indem sich mancherlei Umstände vereinigten, um ihm die Stimmen erst der nördlichen und dann der westlichen Whigs zu entziehen.

Noch manche Curiosa finden sich in dem Buche unserer puseyitisch-demokratisch-jesuitenfreundlichen Anglo-Amerikanerin, als eine Verherrlichung der Neger-Sklaverei, eine mystische Unterredung mit dem katholischen Bischof von New-York u. s. w.; da man aber an vorstehender Probe genug haben dürfte, so wollen wir es fürs erste dabei bewenden lassen und lieber die Erscheinung eines neuen von ihr angekündigten Werkes: Opinions of an Englishwoman on America, abwarten, um uns näher mit ihren eigenthümlichen Ansichten bekannt zu machen.

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

I. Paris im Mittelalter, unter Richelieu und der Fronde.
(Die Place Royale und das Hôtel Rambouillet.)

(Schluß.)

Diese berühmte Place Royale nimmt die Stelle ein, wo sich einst das berüchtigte Hôtel des Tournelles erhob, der Schauplatz des Glanzes und der Verbrechen des Hauses Valois, von Karl IX. aus abergläubischer Furcht niedergerissen, nachdem sein Vater, Heinrich II., hier seine Todeswunde empfangen hatte. In ihrer jetzigen Gestalt ist sie ein Denkmal der Regierung Heinrich's IV., und zur Zeit Ludwig's XIII. und Richelieu's versammelte sich hier die beste Gesellschaft, die in Paris und der ganzen Welt zu finden war. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß der eigenthümliche Ton, der die moderne Kultur bezeichnet, seinen Ursprung in jenem Zirkel hatte, der sich zuerst um Frau von Rambouillet und ihre Tochter, Frau von Montausier, sammelte und der in der Folge seine Hauptzierde der geistreichen Sévigné verdankte. Einige Worte über den Einfluß, den dieser Zirkel auf die Sitten seiner Zeitgenossen und der folgenden Generationen ausübte, sind zum Verständniß der socialen Geschichte von Paris nothwendig.

Der Kardinal Richelieu ist, im Ganzen genommen, vielleicht der fähigste, wenn nicht der größte Mann, den Frankreich erzeugt hat (denn Napoleon war bekanntlich kein geborener Franzose), und sein Charakter ist durch und durch französisch. Unter den großartigsten Plänen einer ehrgeizigen Staatskunst lagen ihm die kleinlichsten persönlichen Interessen und persönlichen Eifersüchteleien zunächst am Herzen. Die Sympathieen wie die Vorurtheile seiner Zeit waren ihm fremd; weder die Religion noch der Aberglaube hatten Gewalt über ihn. König, Papst und Parlament waren ihm bloße Namen oder Steine im politischen Schachspiel. Sobald man aber seine Eitelkeit oder seinen Egoismus verletzte, wandelte sich dieser eiskalte Politiker in den Sklaven jedes erbärmlichen Impulses um. Heute sehen wir ihn mit dem Schwedenkönig wider das Haus Oesterreich verbündet, die Religionsfreiheit gegen den Papismus beschützen und die unumschränkte Monarchie in Frankreich gründen; morgen erblicken wir ihn im Boudoir der Marie von Medicis, wie er mit Castagnetten in den Händen und im Kostüm eines andalusischen Majo die Sarabande tanzt, während die hinter der Tapetenwand verborgenen Zuschauer sich vor unterdrücktem Gelächter ausschütten wollen — Gelächter, welches Richelieu, als er den ihm gespielten Streich entdeckte, den Lachern nie vergaß oder vergab. Sogar seine Helfershelfer stehen sich im schärfsten Kontrast gegenüber: hier Pater Joseph, der tief verlarvte Intrigant, der geheime Rathgeber seiner ehrsüchtigen Entwürfe — dort Bois-Robert, der abtrünnige Mönch, ein Mittelding zwischen Mephistopheles und Leporello. Bei aller geistigen Ueberlegenheit Richelieu's enthält sein Charakter etwas radikal Gehässiges, das ihn zu einer der abstoßendsten Persönlichkeiten der neueren Geschichte macht. Er zeigte dieselbe Rachsucht, dieselbe Härte und Unempfindlichkeit gegen menschliche Leiden, die uns zwei Jahrhunderte später in den Revolutionsmännern der Schreckens-Epoche entgegentritt. Er haßte die Königin, die seine schamlosen Anträge verworfen hatte; er haßte Alle, die ihr treu blieben. Die Schlachtopfer seiner Politik waren nicht gerade zahlreich, aber er hetzte sie zu Tode mit einer gewissen ihm eigenthümlichen Kälte und raffinirten Grausamkeit. Er konnte mitunter Großmuth an den Tag legen, aber nie vergab er eine Beleidigung, eine Spottrede, die geringste Kränkung seiner Eitelkeit oder den leisesten Widerstand gegen seine machiavellistischen Entwürfe. Bei seinem Tode athmete ganz Frankreich auf, wie von einem drückenden Alp befreit. — Jedermann, vom Könige herab bis zum obskursten Sänger der Ruelles, stimmte in den Schlußvers des Liedes ein, das von ihm verkündigte:

Il est parti, il a plié bagage,
Ce cardinal!

Und dieser verhaßte Despot, dem jede höhere Regung, jedes menschliche Gefühl fremd war, hat dennoch den mächtigsten und dauerhaftesten Einfluß auf die Mit- und Nachwelt ausgeübt. Selbst Paris, das von seinen Denkmälern — dem Palais Royal, der Bibliothek, der Straße, die seinen Namen trägt — voll ist, mahnt uns nicht lauter an Richelieu, als das Gebäude der heutigen europäischen Staatskunst, deren Gründung man ihm nicht mit Unrecht zuschreibt.

Während Richelieu die Feudalherrschaft der Großen zertrümmerte, verhinderte sein argwöhnisches Verwaltungssystem die Entstehung eines glänzenden Hofes, der sich auch mit dem gleichgültigen, hypochondrischen Charakter

Ludwig's XIII. nicht vertragen hätte. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem Geschmack, den man damals an den neuen Genüssen der Kunst und Literatur zu finden begann, führte zum ersten und einzigen Mal in der französischen Geschichte zu der Bildung einer wahrhaft unabhängigen Gesellschaft. Zum ersten und einzigen Mal bewegte man sich in Kreisen, die, von äußeren Einwirkungen frei, dem Geist und dem Verstande Raum gaben, sich selbständig zu entwickeln. In der kurzen Periode, die zwischen dem Ministerium Richelieu's und den Kriegen der Fronde liegt — namentlich in dem tems de la bonne Régence, tems où régnait une heureuse abondance, wie St. Evremond diese Zeit seiner glücklichen Jugend verherrlicht — betrat Frankreich eine Laufbahn, deren Verfolgung es in der Wirklichkeit und nicht blos dem Scheine nach an die Spitze der europäischen Civilisation gestellt hätte. Es war ein Zeitalter kühner und unabhängiger Bestrebungen, wo das Ritterthum den Mantel der Gelehrsamkeit umhing und die Gelehrsamkeit sich durch den noch nicht erstorbenen Geist des Ritterthums belebte. Sogar der pedantische Anstrich, den man an ihm bemerkt, war nicht ganz ohne Grazie, ehe er durch den frostigen Hauch der Satire berührt und erstarrt wurde; Originalität des Betragens und der Meinungen war noch immer gestattet und trug zur Unterhaltung der glänzendsten Zirkel bei. Der Jesuitismus hatte noch nicht angefangen, das verlorene Terrain wiederzugewinnen. Der Gedanke war frei, und bei aller Religiosität, die auch unter den höheren Ständen vorherrschte, beschäftigte man sich nur wenig mit unfruchtbaren theologischen Zänkereien. Corneille, Bossuet, Pascal fühlten sich in einer Gesellschaft heimisch, wo munteres Gespräch und geistreicher Scherz mit historischen Erörterungen und philosophischen Debatten über die Unsterblichkeit der Seele abwechselten, ohne daß die Mischung für unstatthaft oder pedantisch galt.

Diese Schilderung bezieht sich natürlich nur auf einen kleinen, wiewohl einflußreichen Abschnitt in der Pariser Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts. Was hier anständige Freiheit war, ging anderswo in ungebundene Frechheit über, und die stürmischen Zeiten erstickten die Saat des Besseren, die aus jenen Zirkeln hervorkeimte. Die letzte und glänzendste Epoche des Hôtel Rambouillet erstreckte sich vom Tode Richelieus bis zur Fronde (1642—48). Die Freiheit dieser Jahre fand ihr Ziel in der Anarchie des Bürgerkriegs. Die Geschichte zeigt uns gewöhnlich nur die halb romantischen, halb lächerlichen Ereignisse des letzteren — die Launen und Galanterieen der Parteiführer und Parteiführerinnen, die Tapferkeit und Brutalität Condé's, das Genie und die Ränke des Coadjutors Retz und die Eitelkeit und innere Hohlheit sämmtlicher handelnden Personen, mit Ausnahme von Turenne und Mazarin; aber die Memoiren, die sich mit den kleinlichen Details eines kindischen Factionenspiels beschäftigen, lassen uns auch mitunter Blicke in das Elend und die allgemeine Demoralisirung thun, welche von den Unruhen dieser Zeit und von den langen spanischen Kriegen, die unmittelbar darauf folgten, erzeugt wurden. Paris selbst hatte zwar nicht gelitten — im Gegentheil war das sociale Leben hier glänzender als je zuvor; aber die schmerzliche, dornenvolle Wirklichkeit hatte alle Romantik daraus verscheucht. Die gebildeteren Geister vertauschten allmälig den Stoicismus mit der Philosophie des Epikur, die Pastorale mußte der Burleske, der Ritterroman dem Roman Comique des Scarron weichen — eine Richtung, die immer in bürgerlichen Unruhen, in Perioden innerer Zerrissenheit stattfindet, wo „après nous le déluge" als praktischer Wahlspruch gilt. Die Versammlungen im Hôtel Rambouillet waren zu Ende, der Marquis und die Marquisin todt, die Prinzessin Julie mit dem Herzog von Montausier verheiratet, der sich im Dienste der Krone zu Grunde gerichtet hatte und nur deshalb nach Paris zurückkehrte, um gleich vielen anderen verarmten Edelleuten eine Anstellung bei Hofe zu suchen. Die Salons der Gräfin de Suze, des Fräuleins von Scudéry und einiger anderer literarischen Damen bewahrten allein noch die Traditionen des Hauses Rambouillet, aber in übertriebener und karikirter Form, und in diesen Kreisen fand Molière den Stoff zu seinen Précieuses Ridicules, welche, nach dem Ausspruch der Kritiker, eine triumphirende Modethorheit mit ihrer schonungslosen Ironie zermalmten. Ein grundloser Ausspruch, denn ein solcher Erfolg ist der satirischen Muse selten oder nie vergönnt; sie hat die leichtere Aufgabe, die Schwächen und Verkehrtheiten eines gesellschaftlichen Zustandes in dem Augenblick zu erfassen, wo sie veraltet oder lächerlich werden. In der That waren die armen Schöngeister der Regentschaft mit ihrem feierlichen Humor, ihren feingesponnenen Sentenzen schon in großen Verruf gekommen; Ménage und seine Freunde wünschten ein Land zu verlassen, das ihren Begriffen von dem Pays du Tendre und anderen Schäferreichen so wenig entsprach — sie glaubten jenseits des Atlantischen Meeres in den neuen von Champlain und Lasalle entdeckten Regionen, eine Gegend zu finden, wo noch die Unschuld thronte und die Sitten Arkadiens in ihrer ursprünglichen Reinheit zu Hause wären.

Im Allgemeinen hatte damals die Pariser Welt einen Grad der Ausgelassenheit erreicht, der sich schwer beschreiben läßt. Es giebt Laster, die einem hochkultivirten gesellschaftlichen Zustande eigen sind und die man auch in unseren Tagen wiederfindet, aber es war ein charakteristischer Zug des siebzehnten Jahrhunderts, daß man den Unterschied zwischen Laster und Verbrechen übersah; mit der naiven Originalität der Jugend stellte man einen Verstoß gegen die Moral in dieselbe Kategorie mit einem Kapitalvergehen und hielt das eine nicht für schimpflicher als den anderen. Statt seinen Freunden das Geld am Spieltisch abzunehmen, beutelte man sie auf offener Straße aus; statt die Künste der Verführung anzuwenden, brauchte man rohe Gewalt. Unter Ludwig XIII. gehörte es zum guten Ton, Vorübergehende des Abends anzufallen und ihrer Mäntel zu berauben, und was Gaston von Orleans und seine Kameraden nur aus aristokratischem Muthwillen unternahmen, thaten Andere aus weniger verzeihlichen Beweggründen. Bussy Rabutin ward von zwei filous de qualité ausgeplündert, und zwar keinesweges zum Scherz, sondern in bitterem Ernst. In den Provinzen verbanden sich die Edelleute gelegentlich mit Straßenräubern, und Tallemant des Réaux erzählt von einem solchen Ehrenmann, daß er sich in Gesellschaft in der Stellung zu üben pflegte, die er anzunehmen gedachte, wenn man ihn aufs Rad flechten würde — ein Schicksal, welches ihn wirklich traf! Derselbe Schriftsteller berichtet als von einer ganz bekannten Sache, daß mehrere Herren und Damen einen Theil ihrer Einkünfte der Falschmünzerei zu verdanken hätten! Aber bei aller Verworfenheit der Einzelnen, bei aller Frivolität des Ganzen, wurden die Regeln des äußeren Anstandes und die Formen einer minutiösen Etikette nie vernachlässigt. Die Gesellschaft war eine Schaubühne, wo Jeder eine Rolle durchführen mußte. Man spielte den arkadischen Schäfer und sprach in Couplets und Sonetten mit eben so vieler Feierlichkeit, als ob es sich um die wichtigsten Interessen handelte. Selbst die Religion wurde zu einer Modesache, und die Kavaliere und Schönen am Hofe Anna's von Oesterreich bereiteten sich dazu vor, an ihrem Seelenheil zu arbeiten, „faire leur salut", wie zu einer Vergnügungsreise nach den Bädern von Bourbon. Das Leben glich einem Karneval, das Volk einem Maskenzuge, und Frankreich schien von Geschöpfen bewohnt, die, wie die Sylphen und Undinen der damaligen Romane, schön, glänzend und mit allen äußeren Attributen der Menschlichkeit versehen, aber ohne Seelen waren.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

V. Seeleben.

Schön ist das Reich der Phantasie, gefährlich aber ihre Macht. Die Gegenstände oder Empfindungen, welche die Einbildungskraft darstellt, gleichen süßen, jedoch unnützen Träumen. Gewöhnlich bilden sie das Gegentheil der Wahrheit.

Die Anzahl der übertriebenen, grundlosen Ideen, mit welchen die Einbildungskraft die Welt beherrscht, läßt sich nicht bestimmen. Sie betreffen sowohl eigene Gefühle, eigene Sitten und Gebräuche, als die der fremden Länder. Ueber diese finden namentlich so bedeutende Irrthümer statt, daß sie in der Geschichte der allgemeinen Vorurtheile den Hauptrang einnehmen. — Freilich giebt es dafür einige triftige Entschuldigungen. Kann man wohl überhaupt dasjenige genau kennen, was man nicht selbst gesehen hat? Kann sich Jeder von seinem Wohnsitze trennen, um die Fremde zu besuchen? Ist es überhaupt so leicht, der Wirklichkeit gemäß, das Geschehene richtig zu beurtheilen?

Dergleichen Sorgen und Pflichten werden also den Reisebeschreibern offiziell überlassen. In welche Hände aber ist auf diese Weise die Sache der Wahrheit gefallen?! Aus Ueberlegung oder oft unbewußter Neigung wird ja in den, dem Anscheine nach, mit dem größten Ernst verfaßten Werken meistens der Einbildung der Vorrang eingeräumt. Selten geschieht es, daß ihr Studium ein anderes Resultat in dem an Ort und Stelle angekommenen Beobachter hervorbringt, als die Ueberzeugung, es sey nöthig, um das Bestehende, wie es wirklich ist, zu erkennen, das theoretisch Erlernte, als leere unpraktische Idee, bei Seite zu werfen.

Es muß wirklich auffallen, daß gescheidte, zuweilen selbst berühmte, eine bedeutende Stellung einnehmende Männer, denen weder richtige Auffassungs- noch logische Darstellungsgabe fehlt, ihre Einbildungskraft auf das äußerste quälen, dasjenige, was nicht ist, zu beschreiben, da sie doch mit weit weniger Mühe die Wahrheit darstellen könnten.

Der Grund eines solchen anormalen Verfahrens liegt übrigens ziemlich nahe.

Leider ist der Mensch so beschaffen, daß er zuerst an sich denkt; daß sogar, wenn sein Ehrgeiz und sein Interesse im Spiele sind, er nur sich in Betracht nimmt. Diesem Hange zufolge, ist in gewissen Ländern, — hauptsächlich in Frankreich, — die Literatur, unter Ausschließung aller historischen Treue, alles Wahrheitsgefühls, ein förmliches Handwerk geworden, um Geld, viel Geld einzuärndten. Schriftsteller, die keinen anderen Zweck haben, die lediglich danach trachten, bekannt und reich zu werden, wissen sehr wohl, daß die Mehrzahl der Leser das Großartige, das Wunderliche, das Unglaubliche liebt und glaubt. Nach dem Mode-Geschmacke bereiten sie ihre Gerichte. Weise Könige werden mit Gräuelthaten, keusche Königinnen mit Schande bedeckt. Anachronismen, statistische, geologische, meteorologische Albernheiten, geographische Unmöglichkeiten stehen jederzeit, trotz der unverjährten Rechte des gesunden Menschenverstandes, den gewissenlosen Roman- und Reiseschreibern zu Gebote. Letztere geben hinsichtlich der Unverschämtheit Ersteren nichts nach. Sie denken, daß man, um ihre Aussagen zu prüfen, ihnen nicht nachreisen werde; sie ahnen, daß, wenn es auch der Fall wäre, ihre Nachfolger die früher herzhaft angegriffene Unwahrheits-Methode doch als die ergiebigste selbst befolgen würden; sie begreifen, daß es, bei dem festen Willen, absolut wahr zu seyn, Wenigen gelingt, kalt und beständig zu bleiben, um sich des Einflusses der Einbildungskraft zu erwehren.

Wird angenommen, daß es fast in jedem Lande beim Volke beliebte Schriftsteller giebt, denen mehr oder weniger die Gewissenhaftigkeit abzusprechen ist, so lassen sich hierdurch größtentheils die falschen Ansichten erklären, die in Europa über außereuropäische, die auf dem festen Lande über Meeres-Verhältnisse so häufig vorkommen

Wenn die häßlichsten Gegenden als paradiesische Gefilde, wenn die unbequemsten, die schrecklichsten Lagen des Lebens als anziehende, wünschenswerthe Zustände mehrfach dargestellt worden sind, — kann der Laie, der diese Gegenden und Lagen nur aus den Mittheilungen der Reisebeschreiber kennen lernt, anderer Meinung seyn, als seine Autoren?

Liest man die erste beste Beschreibung des Lebens auf der See, so findet man Reiz auf Reiz. Poetisch sind die Wellen, poetisch ist der Sturm. Des Meeres Stillstand ist Poesie. Die Gefahren der See sind für das Gemüth erquickende Erholungen, sie stärken die Seele. Nach überstandener Gefahr wird das Wohlgefühl durch die unschätzbare Annehmlichkeit der Gesellschaft biederer, unterrichteter Seeleute noch vermehrt. Ihre unterhaltenden Erzählungen schlagen wiederum in die Poesie ein. Wenn es aber nicht gestattet seyn sollte, die Gefahr zu überwinden; wenn sich die Wellen geöffnet hätten, Schiff und Mannschaft in ihrem nassen Gewande auf ewig zu umhüllen, so hätte man doch noch den Gewinn eines poetischen Todes.

Aber wohlgemerkt, Poesie ist nicht Wahrheit. Meeresstillstand, Wellen, Sturm können vielleicht acht Tage hindurch einen Träumer begeistern. Die groben Mährchen der Matrosen mögen ihm auf eben so lange Zeit gleichfalls gefallen. Wenn er melancholisch gestimmt ist, mag er sich ein nasses Grabtuch wünschen. Doch selbst den Träumer weckt bald die Wirklichkeit. Sie giebt seiner etwanigen Melancholie eine andere Richtung. Er wird vielleicht nach irgend einer Todesart noch sich sehnen, nur nicht nach dem früher so hoch gepriesenen Wassertode.

Das Seeleben bietet in der That bei großen Reisen stets mehr Beschwerden als Annehmlichkeiten dar. Um dies beurtheilen zu können, ist es nicht nöthig, in einem abhängigen Verhältnisse auf einem Schiffe zu stehen. Man versuche nur als Passagier eine Fahrt nach Ostindien auf dem vorzüglichsten französischen oder englischen Segel-Paketboote.

Krankheit macht die Einleitung zur Reise. Gefahren aller Art umgeben beständig den Reisenden. Das nächtliche Anstoßen an andere Schiffe, das Anfahren an Klippen, das Stranden sind keinesweges ungewöhnliche Vorfälle. Ihnen ist man eben so ausgesetzt, als den Launen des Windes und der Wellen. — Während der Seekrankheits-Periode, so wie bei schlechtem Wetter, ist keine Beschäftigung möglich. Die gräßlichste Langeweile überfällt selbst den tiefen Denker. — Bei ruhigem Wetter wird es kaum besser. Unvollkommene Schiffs-Einrichtungen vereiteln jede Absicht einer ordentlichen, regelmäßigen Arbeit. Die große Kajüte, — welche zugleich den Salon und den Speisesaal darstellt, — wird den Passagieren zum Spielen, Singen, Lesen, Schreiben als Aufenthalt angewiesen. Nirgend anders, ausgenommen in des Capitains Cabine, giebt es einen Tisch. Die Disziplin am Bord bestimmt, daß auch nirgend anders Licht brenne.

Die einzigen moralischen Erquickungen bestehen entweder in der täglichen Betrachtung des Auf- und Unterganges der Sonne, bei einem von allen Seiten gleichmäßig traurig, durch Vereinigung der Wasser- und Himmelsflächen geschlossenen Horizonte; oder in dem Fange eines Hai- oder Stockfisches.

Von einem geselligen, freundschaftlichen Verkehr zwischen Reisenden kann selten die Rede seyn. Schlechte Kost, erzwungene Unthätigkeit, Absonderung von der übrigen Welt, stete, durch die dem menschlichen Körper unheimliche Bewegung des Schiffes hervorgebrachte nervöse Erschütterungen gesellen sich zu den Charakterverschiedenheiten und zur Langeweile, um die besten Vorsätze zum Frieden zu untergraben. Wer ruhig und unberührt bleiben will bei den täglichen kleinen, zuweilen aber auch sehr ernsten Streitigkeiten, welche am Bord eines jeden Schiffes vorkommen, der muß sich selbst zunächst nie aus den Augen verlieren, muß sich größtentheils in seinem Stübchen, wie in einer pennsylvanischen Gefängniß-Zelle, eingeschlossen halten.

Die mit den Reisen auf der See zusammenhängende Neigung zum Jähzorn, — welche bei sonst gebildeten Leuten die Gewohnheiten einer guten Erziehung öfters zu untergraben vermag, — übt auf Negerschiffen, wo allerdings weder Erziehung, noch Sitten, noch moralische Disziplin zu Hause sind, eine absolute Herrschaft aus.

Das Treiben auf dem „Satan" gab zunächst hiervon ein schreckliches Beispiel.

Nach dem Verbrennen der 300 Bibi's war den bereits an Bord befindlichen hundert Uebriggebliebenen die amerikanische Operation erlassen worden. Bei ihrer geringen Zahl dünkte sich nun Grivély sicher, sie ohne außerordentliche Vorkehrung in Zucht und Ordnung zu halten. Doppelte Ketten, doppelte Wachen schienen genügende Bürgschaft zu leisten.

Die Brandstiftung indessen, die an sich selbst, bei Kenntniß des Charakters gewisser Neger, keine besondere Bedeutung für Negerhändler haben sollte, — hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf Taitar gemacht. Weniger des Verlustes des schönsten Theils seiner Ladung gedachte der Supercargo, als des furchtbar schrecklichen Omens, als welches der Vorfall ihm erschien.

Wie nun die drohende Zukunft vermeiden? Woher wird die Gefahr kommen? War das englisch-französische Geschwader, war der Orkan, waren die Neger am Bord ihm zur Geißel bestimmt? Es konnte Niemand dergleichen Fragen lösen.

Jedenfalls mußte man einschreiten, sich zu helfen suchen. Vielleicht — so hoffte er — würde durch Zeitgewinn noch die Rettung erfolgen.

Die schleunigste Entfernung von der afrikanischen Küste wurde also unmittelbar befohlen. Die früheren Pläne zu einem vorsichtigen Abgange aufgebend, mußte Grivély kühn auftreten.

Der Wahrscheinlichkeit, den Kreuzern zu begegnen, ungeachtet, verließ der „Satan" am hellen lichten Tage Zansibars Küste.

Besser, als man es hätte hoffen dürfen, gelang ihm bei vortheilhaftem Winde das Wagestück. Man begegnete keinem Feinde. — Vierzehn Tage nachher segelte man rüstig und guter Dinge auf dem geraden Wege nach der Insel Bourbon.

Sorgenfrei und ohne Arbeit, würden die Matrosen, am 13. Dezember, ihren Capitain an sein Versprechen hinsichtlich der Lebensgeschichte Taitar's wohl erinnert haben. Ein anderes Verlangen, eine andere allgemeine Sehnsucht hatte sich aber ihrer Gemüther bemächtigt.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Mannigfaltiges.

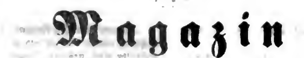
— Deutsche Niederlassungen am La Plata. In der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft wurde unter Anderem eine in deutscher Sprache abgefaßte und als Manuskript gedruckte Denkschrift übergeben, in welcher die Colonisation der Staaten am Rio de la Plata besprochen wird und demnächst in Vorschlag gebracht ist, die Verbindung der beiden großen Ströme dieses umfassenden Gebietes, des Paraná und des Uruguay, in ihrem oberen Laufe durch Kanäle oder Eisenbahnen zu bewirken, und zwar Letzteres als ein Mittel, jene Gegenden in den unmittelbaren Bereich des Weltverkehrs zu bringen und dadurch ihre Colonisation zu befördern. Angehängt sind der Denkschrift nicht blos eine Uebersichtskarte jener vom 25sten bis zum 40sten Grade S. Br. sich erstreckenden Staaten, sondern auch die Entwürfe zu drei verschiedenen Verträgen, welche die zu beiden gedachten Zwecken zusammentretenden Vereine mit den Staaten Corrientes, Uruguay und Paraguay abschließen müßten. Daß es hierbei vorzugsweise darum zu thun ist, die deutsche Auswanderung, die in den letzten Jahren so bedeutend und wahrhaft besorgnißerregend um sich gegriffen, von Nord-Amerika ab- und nach jenen allerdings durch ihr Klima besonders dazu geeigneten und durch ihre dem nordischen Unternehmungsgeist manchen freien Spielraum noch darbietenden Gegenden hinzuleiten, ist schon aus dem Umstand ersichtlich, daß die Schrift in deutscher Sprache abgefaßt ist. Gälte es blos, Kapitalien für die Ausführung der Kanäle und Eisenbahnen, Kaufleute für den Handel von Buenos-Ayres oder Montevideo zu gewinnen, so würde man sich wohl vorzugsweise an England gewandt haben; aber man ist der Meinung, Kapitalien sowohl als Kaufleute würden sich von selbst finden, wenn nur erst die Menschen da wären, welche die bis jetzt so vernachlässigte Bodenkultur dieses fruchtbarsten Theiles von Süd-Amerika auszubeuten verständen. Daß die Nachkommen der Spanier, die daselbst angesiedelt sind, nicht die Menschen seyen, die jener Boden erfordert, um zu seinem Rechte zu gelangen, hat die Geschichte dreier Jahrhunderte, noch mehr aber der drei letzten Jahrzehende bewiesen. Der Boden selbst stellt gewissermaßen die Forderung, daß ihm neue Elemente der menschlichen Thätigkeit und Intelligenz zugeführt werden, und hierzu scheint Niemand dringender als der germanische Volksstamm aufgefordert und berufen zu seyn. Diesem ist es gelungen, durch Engländer und Deutsche fast die gesammte nördliche Hälfte der amerikanischen Welt der europäischen Civilisation zuzuführen, und eine gleiche Aufgabe ist ihm vielleicht auch noch in der südlichen Hälfte dieser Welt oder mindestens doch in denjenigen Theilen derselben vorbehalten, deren Klima kein tropisches ist und die mehr auf den civilisirenden Landbau als auf die Bereicherung durch Diamantengruben, Gold- und Silberbergwerke angewiesen sind. Die letzteren mögen den Nachkommen der Spanier und der Portugiesen auch ferner überlassen bleiben; sie haben, wie man sieht, eine nur immer neuen Heißhunger erregende, aber den Menschengeist selbst verkümmernde und herabwürdigende Frucht auf jenen Feldern geärndtet und würden wahrscheinlich in der westlichen Hemisphäre einmal ganz und gar untergehen, wenn nicht andere Elemente zu ihrer moralischen wie zu ihrer physischen Kräftigung hinzutreten.

So weit scheint uns der Gedanke, der durch die vorliegende Denkschrift angeregt wird, vollkommen gerechtfertigt. Wenn aber zugleich die Ansicht darin ausgesprochen wird, daß sich dieser Gedanke auch schon in der Gegenwart realisiren lasse, so müssen wir doch dagegen das Bedenken erheben, daß die Macht, welche der Diktator Rosas in den gedachten Staaten übt, noch gar nicht so gebrochen erscheint, um zu einer friedlichen Einwanderung und Colonisation aufzumuntern. Was der vereinigten Flotte der Engländer und Franzosen bis jetzt nicht gelungen, das dürften Einwanderer, die mit Pflug und Sense, aber nicht mit dem Schwerte bewaffnet sind, gewiß nicht bewirken, obwohl wir nicht bezweifeln, daß sie, wenn sie einmal unter den nomadisch zerstreuten Eingebornen festen Fuß gefaßt, bald auch im Stande seyn würden, alle die besonders mit dem Munde sehr tapferen argentinischen und cisplatinischen Helden zu besiegen.

Vor Allem wird es also darauf ankommen, erst die innere Beruhigung jener Staaten abzuwarten; alsdann aber wird es, auch unserer Meinung nach, geeigneter seyn, wenn die diesseitigen Auswanderungsvereine, anstatt nach Texas oder gar nach der verderblichen Moskitoküste, ihre Blicke und Bestrebungen lieber nach den herrlichen Ländern des La Plata, oder vielmehr des Paraná und des Uruguay, richteten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.



für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Sonnabend den 20. März 1847.

Italien.

Handel und Verkehr des nordwestlichen Italiens. Beziehungen zu England und zum Zollverein.

Der Graf Petitti, den Lesern dieses Blattes schon aus einer in dem vorigen Jahrgange besprochenen Abhandlung über die italiänischen Eisenbahnen bekannt, hat ganz kürzlich in der Form von Briefen seine Ansichten über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Hebung oder vielmehr Wiederherstellung des „Ligurischen Handels“*) der Oeffentlichkeit übergeben.**) Nachdem in Folge des langen Friedens in dem größten Theil Europa's sich ein Eifer für Handelsunternehmungen entwickelt hat, wie ihn nur die italischen Staaten, besonders die Genueser, zur Zeit des ersten Aufblühens der modernen Civilisation gezeigt haben, ist man darauf gekommen, die alten Handelsstraßen, besonders für den orientalischen Verkehr, wieder aufzusuchen. Durch diese Gestaltung der Dinge scheint dem Verfasser Italien, welches wegen seiner unseligen Zerstückelung bis jetzt nur sehr geringen Theil an der allgemeinen Bewegung genommen, besonders berufen, wieder der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem übrigen Europa und Asien zu werden. In der That haben auch die Küstenstaaten des Adriatischen Meeres, Triest, Venedig, Livorno, Brindisi, im schönen Wetteifer danach gestrebt, dies Ziel zu erreichen und einen möglichst großen Vortheil aus der neuen Lage der Dinge zu ziehen; allein Triest, begünstigt durch seine in mancher Beziehung vortheilhafte Lage und namentlich unterstützt durch die eifrige Thätigkeit der Gesellschaft des österreichischen Lloyd, scheint bis jetzt die anderen überflügeln und den Ruhm, der günstigste Vermittelungspunkt für den europäisch-orientalischen Verkehr zu seyn, für sich in Anspruch nehmen und behaupten zu wollen. Weit mehr noch aber als durch die angeführten Vortheile wird Triest, nach der Meinung des Verfassers, durch die Trägheit, die völlige Apathie der meisten italiänischen Städte begünstigt, die, wenn sie Muth und Thatkraft genug besäßen, jenem Orte leicht den Rang ablaufen könnten. Namentlich ist es Genua, welches durch seine Lage weit geeigneter wäre als Triest, ein Stapelplatz des Handels zu seyn; und wären die Verbindungen nach dem Norden besser, so würde Genua, nach der Darstellung des Grafen Petitti, der Punkt seyn, von wo aus die ostindische Post schneller nach London befördert werden könnte, als über Triest oder Marseille. Diese Apathie zu bekämpfen und die Wichtigkeit des genuesischen Hafens für die Wiederbelebung und den Aufschwung des ganzen ligurischen Handels nachzuweisen, ist der Zweck der vorliegenden Schrift, welche, wie erwähnt, in Briefen abgefaßt ist, und zwar sind deren drei in derselben enthalten.

In dem ersten Briefe weist der Verfasser nach, wie das namentlich in England immer mehr Anhänger und Ansehen gewinnende System des freien Handels, dessen bedeutendster und bis jetzt glänzendster Sieg die Annahme der Kornbill war, einen mächtig umgestaltenden Einfluß auf den ganzen Handel im Allgemeinen, also auch auf den ligurischen, ausüben werde und müsse, wenn dieser, dessen Hauptrichtung nach Großbritanien geht, und der, so reichlichen Ertrag er bis jetzt auch gewährt hat, doch die Konkurrenz vieler anderen Nationen nicht aushalten möchte, nicht bei Zeiten daran denkt, sich auch anderwärts und in ausgedehnterem Maße Abzugswege zu eröffnen, so laufe derselbe Gefahr, gänzlich in Verfall zu gerathen — ein Unglück, welchem sowohl die Regierung als die Privatleute auf alle Weise kräftig vorzubeugen suchen müßten, wenn sie sich nicht in kurzer Zeit überall von wetteifernden Nebenbuhlern besiegt und unterdrückt sehen wollten. Mit der Vernichtung des Handels aber stehe auch der Untergang aller nationalen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu befürchten, welche doch unter allen Gütern, die einem Volke zu Theil werden könnten, das größte sey; deshalb müsse es jedem guten Bürger am Herzen liegen, sie zu wahren und zu schützen, da sie alle geistigen und materiellen Güter in sich begreife.

Der zweite Brief beginnt damit, noch einmal auf die mannigfachen Gefahren aufmerksam zu machen, welche dem Hafen von Genua bevorstehen und seinen Handel zu hemmen, wo nicht gar zu vernichten drohen. Dann aber dringt derselbe darauf, es sey nothwendig, alle Anstrengung von Seiten der Einzelnen mit dem gewaltigen Hebel der Association zu vereinigen, um die Konkurrenz naher und ferner Nebenbuhler zu bekämpfen. Gerade die letztere, welche die Landsleute des Verfassers zu einer unerwünschten und nachtheiligen Absonderung zwingt, müßte denselben recht anschaulich machen, ein wie großes Gut für jedes Volk es sey, eine möglichst große und ausgedehnte Handelsfreiheit als unantastbares Recht zu besitzen. Und da nun einige der früheren Absatzpunkte, welche durch gegenseitiges Uebereinkommen bisher dem ligurischen Handel offen standen, in Folge eines engherzigen Ausschließungsprinzips, das übrigens seinen Urhebern und Vertretern kein großes Heil bringen werde, binnen kurzer Zeit sich abschließen zu wollen scheinen, so weist der Verfasser vor Allem darauf hin, wie das nördliche Italien, Dank den neueren Erfindungen des Menschengeistes, in der Möglichkeit eines jetzt schnelleren, leichteren und weniger kostspieligen Ueberganges über die Alpen nach Frankreich, besonders aber nach der Schweiz, ein Mittel in Händen habe, sich neue Handelsverbindungen zu schaffen, welche in ihrer bald zu bewirkenden Ausdehnung nach Deutschland hin die Verluste, von denen der genuesische Handel bedroht sey, leicht und reichlich aufwiegen möchten. Dazu bedürfte es nur einer Eisenbahn, welche den Lago Maggiore mit dem Bodensee verbinde und dann sich das Rheinthal entlang bis nach Köln hinzöge, von wo aus zu Lande und zu Wasser Dampfwege durch Belgien nach der Nordsee führen. Von jener Bahn müssen dann Zweige ausgehen über Deutschland, die Schweiz und Italien, welche sich natürlich den bereits bestehenden oder doch projektirten Bahnen anzuschließen hätten. Nach der deutschen Seite hin wären es namentlich folgende Bahnen: 1) Eine kleinere badische Linie, von Constanz über Radolfzell, Donaueschingen u. s. w. nach Offenburg; von da schließt sich die größere badische Linie an nach Frankfurt und weiter östlich nach dem übrigen Deutschland, westlich nach Straßburg und Paris. 2) Eine württembergische Linie, von Friedrichshafen über Ravensburg, das Neckarthal entlang, wo sie sich bei Ludwigsburg theilen würde, einerseits nach Heilbronn, andererseits nach Bruchsal mit Anschluß an die erwähnte größere badische Linie. 3) Die bayrische Linie, von Lindau aus nach Augsburg (von da ein Zweig nach München, Salzburg, Wien), Donauwerth, Nürnberg, Erlangen, Bamberg u. s. w., und Hof, mit Anschluß an die sächsischen und preußischen Bahnen über Berlin bis Stettin, Hamburg, Königsberg u. s. w. In Italien wären es hauptsächlich: 1) eine Verbindung zwischen Turin und Genua, und 2) eine Linie von Como nach Mailand, von da nach Venedig, Piacenza, Ancona, Parma u. s. w. und dem Kirchenstaat. Diese Ideen sind nicht etwa blos Hirngespinnste eines sanguinischen Phantasten; sie sind wohl begründet, zum Theil schon in die Wirklichkeit getreten, zum Theil nahe daran, ausgeführt zu werden, und weder die technischen, lokalen, noch die politisch-socialen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche der Verwirklichung jener Ideen in den Weg zu treten scheinen, sind der Art, daß sie nicht in ziemlich kurzer Zeit und mit nur einigermaßen ernst gemeinter Kraftanstrengung zu beseitigen wären. Namentlich hebt der Verfasser den reichen Segen hervor, welcher sowohl den sardinischen Staaten als dem Zollvereine aus der Herstellung jener Verkehrsmittel und Verbindungen erwachsen würde. Genua würde dadurch ein Handelsplatz des Zollvereins, ein in der That deutscher Hafen, für den Zollverein ein Mittel zu umfassender Ausdehnung seines Handels, besonders nach dem Orient, und für die ligurische Schifffahrt ein ergiebiger Quell reichen Gewinnes werden. Daß dann über Genua auch jedenfalls der Vermittelungsweg zwischen England und Ostindien führen würde, ist schon oben erwähnt.

Der dritte der gedachten Briefe enthält eine Widerlegung so mancher während der Abfassung seiner Schrift dem Verfasser selbst aufgestoßener, noch mehr aber von außen her erhobener Bedenken und Einwendungen gegen die von ihm aufgestellten und erwiesenen Behauptungen. Dann beschäftigt sich der Verfasser mit einer ausführlichen Untersuchung über die zweckmäßigsten und erfolgreichsten Mittel zur Ausführung seiner Ideen. Als solche nennt er Betheiligung der Regierungen und der Privaten bei den genannten Unternehmungen; den besten und schnellsten Erfolg aber verspricht er sich von der Gründung einer Gesellschaft nach Art des österreichischen Lloyd, für welche Gesellschaft Genua ein bei weitem günstigerer Ort wäre, als Triest es für den Lloyd ist; Genua ist viel reicher als Triest; seine Einwohnerschaft hat ein entschieden nationelles Gepräge, und es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Thatsache, daß bei einer solchen Bevölkerung viel mehr Charakter, Zuverläßigkeit, Thatkraft zu finden ist, als bei einer, die wie die Triestinische aus einer Mischung von wer weiß wie vielen durch den Zufall blind zusammengeworfenen Nationalitäten besteht; die geographische Lage Triest's ist wegen

*) Bekanntlich wird nach dem alten Ligurien der um Genua liegende Theil des Mittelländischen Meeres auch jetzt noch das „Ligurische Meer“ genannt, wie denn auch zur Zeit der französischen Revolution (1797) Genua den Namen einer Ligurischen Republik angenommen hatte.

**) Delle più probabili future condizioni del commercio Ligure. Tre lettere a Michele Erede etc. Genova 1847.

der unbequemen und gefahrvollen Schifffahrt auf dem Adriatischen Meere weit ungünstiger als die von Genua u. s. w.

Es versteht sich von selbst, daß wir, der Tendenz dieses Blattes gemäß und wegen des uns sehr zugemessenen Raumes, hier nur flüchtig andeuten konnten und wollten, was in der besprochenen Schrift ausgeführt und mit Gründen erwiesen ist. Jedenfalls verdient die gediegene Sachkenntniß des Verfassers gleiche Anerkennung, wie der Ernst und die Wärme, womit er seine Gedanken ausspricht. Das Buch verdient von Jedem, der an der Sache überhaupt Theil nimmt, gelesen zu werden, und das einzige Verdienst dieser Zeilen ist, dazu vielleicht angeregt zu haben.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

VI. Venus und Jupiter.

Unter den Negerinnen der ersten Sendung befand sich ein ausnahmsweise schönes, 12jähriges Mädchen.

Der Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, der Vollkommenheit ihrer Körperformen nach, war sie abyssinischer Herkunft.

Sie verleitete die Autodidakten des „Satan" zu folgenden Vermuthungen: Wahrscheinlich hatte sie, wie dies öfters vorzukommen pflegt, schon drei- bis viermalige Gefangenschaft erlebt. Arabische Handelsleute mochten sie in Gondar gekauft haben, um sie auf Karavanenwegen, nach den portugiesischen Niederlassungen, zum Verkaufe an reiche Pflanzer zu bringen. Südlich von Gondar war vielleicht die Karavane von einem Nomadenstamm geplündert worden. In der Gegend südöstlich der Mondberge, von Kaffern angegriffen, hatten die Räuber, wie es schien, ihre Beute nicht lange behalten. Den Besiegern der Kaffern, den Bundesgenossen der Zansibarer, wurde erst das Glück zu Theil, aus den Reizen des Mädchens einen kaufmännischen Vortheil zu ziehen. Auf diese Weise wäre endlich Venus (so taufte man das Mädchen) ein Mitglied der Ladung des Satan und, — da sie sich, bei ihrer grossen Jugend, doch einer vollkommen körperlichen Ausbildung erfreute, — das Ziel der Wünsche der ganzen Mannschaft geworden.

Mit Venus, anderen Weibern und vielen Kindern zusammen lief auf dem Verdecke ein 10jähriger Bibi umher. Den Beinamen Jupiter hatte er sich durch ein bestimmtes, stolzes, drolliges und gutmüthiges Wesen zugezogen. Aus seinen grossen schwarzen Augen blitzten frühreife Verstandesanlagen hervor. Das Traurige seiner Lage, das ihm wohl bekannt war, schien er nicht empfinden zu wollen, um sich leichter in dieselbe zu finden. Nach einigen Tagen kannte er schon alle kleinen Dienste, die er den Matrosen zu leisten hatte. Die Hauptwörter, durch welche seine Herren ihre Befehle andeuteten, waren ihm verständlich. Er holte nach Belieben, und ohne zu irren, Feuer, Taback, Pfeife, Biskuit, Branntwein und sogar die Peitsche, mit welcher die Seeleute sich zuweilen das Vergnügen einer kleinen Züchtigung der alten Negerinnen verschafften. Diese Weiber haben keinen grossen Werth: sie dienen hauptsächlich, beim Verkaufe der Ladung, zu Trinkgeldern an untergeordnete Mäkler. Während der Fahrt sind sie fast immer sehr übler Laune. Nun kommt es gar nicht darauf an — wenn es nur Spaß verursacht — dieses oder jenes alte Weib todt zu schlagen. Es schreit dann nicht mehr.

Der kleine Jupiter sah dergleichen ruhig zu, er billigte eben so wenig als er tadelte, bat auch nicht, wie andere Kinder, um Gnade. Sein Benehmen gefiel. Er wurde der Liebling seiner rohen Vormünder.

Die Aufmerksamkeit der Venus hatte er ebenfalls auf sich gezogen. Seitens des Mädchens entwickelte sich für den Knaben eine Art mütterlicher Anhänglichkeit. Daß in des Knaben Herz ein anderes Gefühl aufblühen würde, war, wenn nicht wahrscheinlich, doch möglich. Jupiter verlor nie Venus aus den Augen. Venus dachte beständig an ihren Jupiter. Wenn beide nicht in Anspruch genommen waren, trafen sie in irgend einem Winkel zusammen und unterhielten sich, wonnetrunken, wie die Taubstummen, durch Zeichen, — denn sie redeten nicht die gleiche Sprache. Wenn ein Matrose, den der Knabe nicht eilig genug bediente, zu drohen anfing, — flehte das Mädchen durch Blick und Geberde um Verzeihung für ihren Zögling. Auch war Jupiter noch nicht ein einzigesmal geprügelt worden.

Die Leidenschaften der Seeleute sind wie der Sturm, — heftig, aufbrausend, wachsend mit dem Widerstande, Alles vernichtend. Selbst der ordentliche Seemann, der auf dem festen Lande Rücksichten und Formen gekannt hat, achtet wenig die sogenannte platonische Liebe. An Negerhändler darf natürlich nicht die geringste Moralitäts- und Enthaltsamkeits-Forderung gestellt werden. Süßen Träumereien geben sie sich nie hin. Ihre Liebe ist prosaischer als die von Freiligrath's „Mohrenkönig".

Venus hatte aber bereits ein Wunder auf dem „Satan" bewirkt. Kein Mensch konnte sich ihres Vorzugs rühmen. Sie war bis dahin geschont worden. Weniger ihrem Widerstande verdankte sie dies, als dem gegenseitigen Neide der Mannschaft. — So standen sämmtliche Glieder derselben in einem für die Ruhe des Bordes gefährlichen Verhältnisse zu einander.

Thomson allein machte eine in Betracht seines Alters sehr begreifliche Ausnahme. Er sah dem, was vorging, kaltblütig zu, und hegte Bedenken über die möglichen Folgen einer eben so wild als beharrlich sich kundgebenden Nebenbuhlerschaft.

Drei Wochen vorher war es Thomson's Vermittelung gelungen, den Frieden zwischen dem Capitain und den Matrosen aufrecht zu erhalten. Nun dachte er daran, seinen Einfluß wiederum zu versuchen.

„Freunde, ihr seyd Narren", sagte er. „Während Ihr Euch gegenseitig nachjagt, vergeht die Zeit und mit der Zeit das Glück, d. h. die Gelegenheit. Seht Ihr nicht, daß das Mädchen, bei Eurem Zaudern, Euch sämmtlich auslacht? Habt ihr keine Karten, keine Würfel mehr?"

Wenn der Mantelsack eines Matrosen nichts an Kleidungsstücken und Wäsche enthält, so liegen doch beständig darin drei oder vier alte, schmutzige Spiele Karten zum Piquet oder Ecarté. Thomson's Ermunterung zufolge, wurden diese hervorgeholt. Siebzig Kandidaten warben um Venus. Man theilte sich in sieben Abtheilungen. Nach beendigter Partie stellte jede derselben einen Repräsentanten. Unter den letzteren sieben Auserkorenen sollte das Loos für Einen auf gleiche Weise entscheiden.

Venus' Schicksal blieb demnach nicht lange unbestimmt. Ein rothköpfiger, verwachsener, aber rüstiger Bootsmann, — Sanglant, — welcher der Farbe seiner Haare und einer bekannten Liebhaberei, menschliches Blut zu vergießen, jenen Namen verdankte, — war der ihr zugefallene Apollo.

Wenn der Platonismus den Seeleuten mißfällt, so kann man nicht behaupten, daß die Tugend, im europäischen Sinne des Wortes, den Töchtern der Wüste gefällt. Die Beispiele, die sie von Kindheit an vor Augen haben, erlauben ihnen nicht, zu denken, daß es auf der Welt anders seyn könnte, als bei ihnen zu Lande. Sie geben sich frühzeitig ohne Maßen ihren Leidenschaften hin. Weder Geschmack noch Liebe leiten sie in ihrer Wahl. Ihnen kommt es lediglich auf sinnliche Befriedigung an.

Sanglant war der Venus, so wie jeder andere Mann, willkommen.

VII. Die Hochzeit.

Stolz und hochprahlend spazierte nun der Sieger einher. Noch näherte er sich nicht seiner Liebsten. Ehe dies geschehen konnte, mußte er sich einigen Formalitäten unterwerfen.

Auf Negerschiffen wird bei dergleichen Gelegenheiten eine Art Hochzeit gefeiert. Ein Matrose, im Gewande eines Priesters, weiht die Ehe ein. Vater und Mutter des Paares, dessen Zeugen, der Hochzeits-Junker nebst den übrigen Mitgliedern der Feierlichkeit, werden in entsprechender und angemessener Tracht dargestellt. Ball und Schmaus finden dann statt.

Mit Anbruch der Nacht läßt sich eine Stimme von Oben vernehmen. Es ist die des allmächtigen Revisors der See, des Vaters Aequator. Den Anwesenden wird erklärt, daß der geschlossene Bund vom Himmel völlige Indulgenz bis zum anderen Abende, oder höchstens auf 48 Stunden, unter der Bedingung erhalten habe, daß Aequator nebst Gefolge gehörig beköstigt werden.

Nach der Zustimmung der Matrosen, steigt vom Hauptmast herab ein Greis mit langen, weißen Haaren, mit Zopf, armenischem Schlafrock und goldener Krone. Ihn begleiten zwei Adjutanten, — die hochgepriesenen Herren Tropiken. Nach diesen kommt der unausbleibliche Reisegefährte vornehmer Herrschaften, ein nach französischer Sitte gekleideter Postillon.

Betrunkenheit, Ausschweifungen jeder Art, zahlreiche, den Negerinnen und Negerkindern ertheilte Mißhandlungen, öftere Verstümmelungen der im Raum angeketteten Neger, — enden am anderen Morgen das Fest. Auch eine gehörige gegenseitige Vertheilung liebenswürdiger Messerstiche ist derlei gestrengen Gästen kein unbekannter Zeitvertreib. Sind die Bestien also an einander gerathen, so hilft nichts mehr dagegen. Nur der Tod, oder eine tod-artige Erschöpfung, vermag sie zu trennen.

Aehnliches sollte Sanglant's Hochzeit verewigen, und zwar bald nach der sogenannten priesterlichen Einsegnung.

Während der Ceremonie waren Jupiter's Aufmerksamkeit und Neugierde in einem hohen Grade gespannt. Ohne daß er die Ursache der Aufregung seiner Gefühle sich erklären konnte, flößte ihm derjenige, der mit Venus offenbar die Hauptrolle spielte, einen unwiderstehlichen Haß ein. Als Sanglant sich in Gesellschaft der schönen Negerin nach seinem auf dem Vorderverdecke mit Segeln zweckmäßig bereiteten Ehezelte zurückzog, — lief der junge Bibi, bei welchem die Wuth den höchsten Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht hatte, — den sich Entfernenden nach. Weinend und schluchzend fiel er der Venus in die Arme. Durch einen tüchtigen Faustschlag versuchte der Freier den Knaben zu entfernen. Da er sich fester und fester an der geliebten Freundin anklammerte, riß ihn der nun wüthende Sanglant gewaltsam los und schwang ihn in die Luft, um ihn ins Meer zu werfen. Ohne der Venus und Thomson's Widerstand, war es um Jupiter geschehen. Besinnungslos und zerschlagen fiel er einige Schritte davon nieder.

Inzwischen waren, außer Thomson, andere Zuschauer näher getreten. Der kleine Bibi war beliebt. Sanglant bekam Vorwürfe. Er erwiderte heftig, drohte jedoch nicht, weil er, vor Allem, seinen heutigen Festtag nicht aus den Augen verlor. Venus sollte mit ihm in sein Zelt eintreten.

Als er aber, nach halb und halb beendigtem Gespräche, das Mädchen zum Vorschreiten aufforderte, sträubte sie sich. Sanglant wollte Gewalt brauchen, Venus schrie und klagte. Viele Matrosen, denen der Vorfall angenehm war, weil er zum Nachtheile des Bootsmannes sich zu gestalten schien, nahmen sich der Negerin an. Sie erklärten die Bestimmung des Looses nun aus dem Grunde für nichtig, daß sie nicht durch die Zustimmung des einen der beiden Betheiligten bekräftigt worden wäre.

Seitdem der Negerhandel bestand, war es vielleicht das erste Mal, daß es Sklavenhändlern einfiel, einem Sklaven irgend ein Verfügungsrecht über seine eigene Person zu gestatten.

Auch glich die Erklärung einer Aufforderung zum Kampfe auf Tod und Leben.

Sanglant, der gleichfalls Anhänger zählte, blieb nicht allein. Zwei Parteien bildeten sich. Vorwürfe und Schimpfwörter wurden gewechselt, dann

Dolche und Säbel gezogen, Striche auf Striche ertheilt. Neben Todte fielen Verwandete. Das Blut floß stromweise auf dem Verdecke. Die Kämpfenden wurden immer blutdürstiger, und das Ende des Kampfes schien wahrlich nicht nahe.

Drei Personen — Grivély, Tailar und Thomson, waren unbetheiligte Zuschauer des Dramas.

Thomson, der sich nie thätlich in Händel mischte, hatte sich begnügt, den Jupiter aufzuheben und davonzutragen.

Tailar, dem längst der Venus Schönheit angenehm ins Auge gefallen war, und der, bei seiner geringen Popularität am Bord, es nicht gewagt hatte, das Mädchen mit Ansprüchen zu verfolgen, — benutzte die Gelegenheit der allgemeinen Verwirrung, sie wegzuführen und in seine eigene Kajüte einzuschließen. Sofort war er aber auf dem Deck zurück, um den Ausgang der Schlacht kennen zu lernen und den etwanigen nachtheiligen Folgen seines Raubes vorzubeugen.

Der Hauptmann, dem die steigende Wuth seiner Leute immer bedenklicher wurde, fand, — bei der Gefahr, selbst Opfer des Streites zu werden, — kein Mittel, ihn willkürlich und sogleich zu beendigen.

Seit einer halben Stunde sann er vergebens nach, als zufällig seine Blicke am Horizont zwei schwarze Punkte, den einen unten auf dem Meere, den anderen oben am Himmel, wahrnahmen. Ohne sich weiter um dasjenige, was auf seinem Schiffe vorging, zu bekümmern, schenkte er beiden Punkten seine ganze Aufmerksamkeit.

Nach einigen Minuten schauderte Grivély.

„Da ist der Feind und der Sturm!!!" — schrie er aus voller Brust.

Diese Zauberworte halfen. — Dr. Delsnee Monmerqué.

Rußland.

St. Petersburg im kranken Leben.

Bei Gelegenheit der Besprechung des Artikels „Petersburg" im Piererschen Universal-Lexikon wurde von mir in diesen Blättern auf den nachtheiligen Einfluß hingewiesen, der durch oberflächliche Reisebeschreibungen auf unsere Literatur ausgeübt zu werden pflegt, weil unseren kompilatorischen Schriftstellern nun einmal die Richtung nach gewisser Seite hin eigen ist. Je mehr ich mich indessen gegen solche Berichterstattungen zu erklären gedrungen fühle, um so mehr bin ich verpflichtet, das seltene Reise-, Seh- und Darstellungs-Talent anzuerkennen, wo es sich wirklich findet. Darum möge mir erlaubt seyn, auf das im Cottaschen Verlage in 2 Bänden erschienene Werk:

Zur Kenntniß von St. Petersbueg im kranken Leben,
von Aurelio Buddeus,

speziell hinzuweisen, das mir als eine Zierde unserer Touristen-Literatur erschienen ist, obschon der Verfasser nach eigenem Geständniß überhaupt nur ein Jahr in Rußland und darunter nur drei Monate in Petersburg zugebracht hat und also eigentlich nur flüchtig Angeschautes zu schildern vermochte.

Wer die Worte auf dem Titel unseres Buches: „im kranken Leben", als auf eine rein medizinische Tendenz hindeutend annehmen wollte, würde angenehm oder unangenehm bei der Lektüre desselben überrascht seyn, je nachdem er starrer, trockner Fachmensch wäre oder nicht; denn es liegt ein großer Doppelsinn darin. Der Verfasser meint damit das kranke Leben im vollen Umfange des Wortes und nimmt sogar das kranke Staatsleben nicht aus, was ein Verbot seines Buches in Rußland zur Folge haben dürfte. In der schön geschriebenen Einleitung beklagt Buddeus, daß ihm keine amtliche Befugniß zugestanden habe, statistische und polizeiliche Nachweise einzuziehen, und gesteht damit eine kleine Schwäche der liebenswürdigsten Art; denn er durfte nur dreiß auf das fußen, was er mit kritischem Auge selbst gesehen und in Erfahrung gebracht, um auf das fast ganz Nutzlose, weil völlig Unzuverlässige, aller derartigen statistisch-polizeilichen Angaben in Rußland zu schließen. Was übrigens unseren Verfasser betrifft, so verlautet: man habe ihn in Rußland zu behalten gewünscht. Das war klug von den Russen, klüger aber war's von ihm, daß er ins Vaterland zurückkam, welches der Talente nie zu viele haben kann.

Ueberaus gut schildert Buddeus die Petersburger Lebensweise: „Unzahlen nationell geschiedener und trotzdem wieder in ihren einzelnen Individualitäten keineswegs eng verknüpfter Kreise bilden die Hunderttausende der Bewohner." „Der Charakter des Petersburger Lebens ist durchgehends ein durch Passivität aktiver." In solchen Meisterstrichen zeichnet der Verfasser, trotz eines so kurzen Aufenthalts! Eine so überaus rasche und günstige Auffassungsgabe ist nur Wenigen verliehen; ich brauche überall weit mehr Zeit, um mich einigermaßen zu orientiren. Sehr richtig hebt Buddeus die „zähe Passivität" im Petersburger Leben überall hervor; ich verglich sie irgendwo mit einem Wollsacke, obschon der Vergleich mit einem Sumpfe weit näher lag und treffender wäre. Auch die Zersplitterung und Zerfaserung, welche im Leben des Newa-Babels so vorherrschend ist, hat unser Verfasser ganz wohl herausgefunden. Nur Eines hat Buddeus in seinem schönen, werthvollen Buche ganz unerwähnt gelassen, das Sinnbild russischen und anderweitigen Lebens — den Staub! der sich doch in jeder Beziehung bemerkbar genug macht, so daß sich eine ganze Broschüre der pikantesten Art über den Petersburger Staub schreiben ließe.

Im Kapitel über Speise und Trank ist die Zufuhr gefrorener Lebensmittel, ohne welche Petersburg, nach dem Urtheile Sachverständiger, längst verhungert oder von seinen Bewohnern verlassen seyn würde, ganz übergangen; eben so die Eiskeller in jeder erträglichen Wirthschaft, worin man gefrorene Fleischmassen den ganzen Winter nicht nur, sondern bis in den Sommer hinein aufzubewahren pflegt. Daß der Kaiser noch keinen Ukas wegen Verlegung des Festes der Aepfelweihe, die den schädlichen Genuß unreifen Obstes befördert, erlassen, scheint mir weniger ein Zeichen von Mangel an Fürsorge, als vielmehr eine halb und halb von der Politik gebotene Nothwendigkeit zu seyn. Gewiß auch die kräftige Hand eines Kaisers Nikolaus darf nicht zu stark am Bestehenden in Rußland rütteln. Es giebt eine recht bezeichnende Anekdote vom Kaiser Franz, die ganz hierher paßt. Der bekannte General-Superintendent Jakob Glatz in Wien hatte für die lutherischen Gemeinden einen neuen, sehr nothwendigen Katechismus ausgearbeitet und legte diesen dem Kaiser zur Genehmigung vor; dieser aber sagte: „Mein lieber Glatz! der Katechismus ist gewiß sehr schön, auch wohl wünschenswerth; aber schaun's! wenn ich meinen Oesterreichern einen neuen Katechismus gebe, so wollen's am End' auch eine Constitution, und das thut's halt nit!" Damit blieb die Sache beim Alten. Weit hervorstechender muß der Mangel einer Anstalt zur gehörigen oder hinlänglichen Versorgung der Bevölkerung Petersburgs mit Trinkwasser genannt werden, wenn es gilt, dem Gouvernement Vorwürfe zu machen. Der Reiche fühlt diesen Mangel freilich nicht, aber wo bleiben die 300,000 Unbemittelten? — Den Wein fand ich in Petersburg, was französische Sorten betrifft, billiger und nicht eben schlechter als bei uns, wo man eben so oft mit einem Gebräu aus Haidelbeeren, anstatt des Rothweins, betrogen wird, wie an der Newa, die gleich anderen Gewässern auf die Weinkeller influirt. Auch in den Tadel des Petersburger Bieres, der von Buddeus angestimmt wird, kann ich nicht einstimmen.

Im nächsten Abschnitte spricht Buddeus über die Einwohnerzahl und führt dabei an, daß die Pacht des Branntwein-Monopols für St. Petersburg 7 Millionen Rubel beträgt. Dies ist schauderhaft und zeigt unbedingt einen der faulsten Flecke in der Verwaltung. Ich halte diesen Punkt für ein Krebsgeschwür, nicht blos des Wortspiels halber, da Herr von Cancrin der Erfinder war. Die Furchtbarkeit des Klima's von Petersburg tritt nirgends deutlicher an den Tag, als durch die Thatsache, daß die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts fast doppelt so stark ist als die des männlichen, welches mit seiner gröberen Organisation mehr Widerstand leistet, so daß die Wirkung nicht so ins Auge springend erscheint.

Es folgt nun in unserem Buche ein Kapitel über die im Petersburger Leben speziell bedingten Schädlichkeiten, das jeder Beobachter unserer heutigen Städte-Zustände lesen sollte; denn die darin ausgesprochene Kritik findet namentlich in allen größeren Städten mehr oder minder Anwendung. Daß dem feinen Leipziger der auch von mir in den „Petersburger Skizzen" gegeißelte Zustand der sogenannten Lavken (Viktualien-Verkaufsläden) auffallen mußte, ließ sich denken, und man muß gestehen, er hat ziemlich tief in diese Höhlen und Höllen hineingeblickt.

In eine mir völlig neue Welt führte mich das Kapitel unseres Verfassers über die Petersburger Frauenwelt und die Prostitution. Was der Verf. hierüber berichtet, kann nur Schauder erregen! Mit Recht tadelt Buddeus das Einzwängen der weiblichen Jugend in enge Modekleider, die sogenannte Pensions-Erziehung, den Mangel an praktischer Theilnahme der Töchter am Hauswesen ꝛc. Wenn er sich wundert, daß National-Russinnen selten als Maitressen erscheinen, so durfte er nur auf das Schönheits-Verhältniß Acht geben, um sofort den Schlüssel zum Räthsel zu finden. Unter zehn deutschen Mädchen in Berlin z. B. ist sicher die Hälfte hübsch und fast immer Eine beinahe als schön anzunehmen, nicht blos was die beauté du diable betrifft. Dagegen fand ich, mit Ausnahme der höheren Stände, unter hundert Gesichtern von Russinnen kaum eines nur erträglich, ja, ich gestehe, mich zuweilen über die Genügsamkeit der Männer stark gewundert zu haben, bis mir die rohe Sinnlichkeit, welche unter den Russen vorherrschend ist, näher bekannt wurde.

Daß die gemeine Russin eine ausgezeichnete Mutter seyn solle, hörte ich von Buddeus zum erstenmale; denn alle sonstige Nachrichten und Thatsachen, z. B. die überall große Findelhaus-Frequenz und dergleichen mehr, sprechen für das Gegentheil. Ich behauptete anderwärts geradezu, daß es der russischen Nation gerade an einer großen Hauptsache zum Gedeihen, an guten Müttern, fehle, und könnte diese Aufstellung durch tausend Belege unterstützen, zu denen Buddeus' treffliches Buch eine Menge Stoff liefert. Höchst interessant scheint mir die von ihm aufgestellte Vermuthung, daß die große Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts in Petersburg in der relativen Sauerstoffarmuth im weiblichen Blutsysteme herrühren könne!

Daß ein einziger, heftiger und anhaltender Südweststurm, zumal wenn derselbe mit dem Eisgange einmal zusammenträfe, im Stande wäre, ganz Petersburg zu vernichten, ruft uns Buddeus mit Recht abermals zu und bemerkt hinterher, daß ohne Zufluß von Einwanderern binnen einem Jahrhundert Petersburg ausgestorben seyn würde. Der hohe Norden scheint überhaupt einem großstädtischen Zusammenleben nicht günstig, denn kaum zeigen sich noch einzelne Spuren von jenen volkreichen Residenzen des alten Skandinavien, wie z. B. Edsborg im Götha-Elf, die alte Westgothen-Residenz, Leire, die alte Dänen-Residenz bei Roeskilde auf Seeland, u. a. m. Buddeus nennt Petersburg Europa's Indien, und zwar recht passend, denn es ist namentlich „gesundheitzerrüttend" für Alle, die dorthin gehen! In dem „jungen, frühwelken" Petersburg sind, wie Buddeus sehr richtig und warnend bemerkt: drei Viertheile der Bevölkerung bei allen Unglücksfällen und aller Krankheit, ja selbst bei temporairer Arbeitslosigkeit, auf die Hülfe des Staats angewiesen!

Ueber die durch Jahreszeit und Witterung bedingten Krankheits-Constitutionen sagt unser Verfasser in einem besonderen Abschnitte so Beherzigens-

werthes als Sachverständiges und geht dann im nächsten Kapitel auf spezielle Erscheinungen, als: Endemien, Epidemieen und ansteckende Krankheiten über. Hier wirft er dem Gouvernement die bitteren Worte entgegen: „Tausenden von Menschen, welche dem Staate gezwungen ihre Kräfte opfern, wird also durch nachlässig stiefmütterliche Behandlung ein zerrüttendes Siechthum die einzige Vergeltung der für Selbstthätigkeit, für Schaffung selbständiger Existenz verlorenen Jahre. Und Rußland ist ein Militairstaat!" Ja leider läßt sich dagegen nur einwenden: die Jetztlebenden leiden an den Konsequenzen eines Systems, das man zum Theil einmal angenommen, oder wozu man gedrängt wurde, indem Rußland sich der Civilisation des übrigen Europa anschließen sollte. Auf Peter I. lastet der größte Theil dessen, was an wahrhaft Bedauerlichem vorliegt.

Bei Gelegenheit der in Petersburg so häufigen Rheumatismen dürfte noch die unter allen Verständigen herrschende, große Furcht vor Erkältungen in Erwähnung zu bringen seyn. Man versicherte mir mehrfach: ohne eine Reise in mildere Klimate wäre es unmöglich, die Erkältung wieder los zu werden, und werde nicht bei Zeiten dazu gethan, so werfe sich dieselbe auf den schwächsten Theil des Körpers und werde unheilbar. Derselben Meinung waren gescheidte Aerzte. In Betreff der überhandnehmenden Syphilis sagte unserem Buddeus ein alter vielbeschäftigter Arzt in Petersburg: „Wohin die Folgen noch führen sollen, weiß der Himmel; wir Aerzte stehen rathlos, wenn wir die Wahrheit sagen wollen!" Und leider beschränkt sich das Uebel nicht blos auf den Ort, es darf ohne Uebertreibung behauptet werden: die Krankheit erstrecke ihre Giftadern unterminirend über den ganzen hohen Norden!

Wie ich vernommen, zog vor einiger Zeit die Petersburger Medizinische Zeitung gewaltig über mich her, wegen eines Hiebes in meinen „Petersburger Skizzen" auf die dortige Hospital-Verwaltung. Ich habe den Ausfall auf meinem Dorfe in Deutschland nicht zu Gesicht bekommen, halte denselben aber jedenfalls für unklug. Buddeus bestätigt jetzt als Sachkenner nicht nur alles von mir Angeführte, sondern sagt noch weit mehr. Der Verf. hat Recht, wenn er sagt: der Staat thue beim Hospitalwesen durchweg seine Schuldigkeit, aber der „gute Wille" der Krone, so wie mancher wackeren Dirigenten, scheitere an der bekannten Gebrechlichkeit der russischen und russifizirten Beamten. Als Resultat erscheint wichtig und höchst interessant, daß überhaupt ein Zehntel der Bevölkerung Petersburgs als bettlägerig krank anzunehmen sey, wovon der größte Theil — der funfzehnte Mensch der Einwohner — in den etwa siebzig Hospitälern Aufnahme findet. In den Militair-Hospitälern sind im J. 1841 allein 1224 Menschen an den Folgen erlittener Leibesstrafen behandelt worden.

„Es ist eine Seltenheit, daß ein Feldjäger die Dienstzeit überlebt", sagt Buddeus bei Gelegenheit seiner Auslassung über die Hospitäler und bemerkt ganz richtig, daß die schlechten Fuhrwerke zu so bedeutendem Resultate viel beitragen. „Da der Kaiser selbst viel reist, so wären Aenderungen hierin längst zu erwarten gewesen. Gott mag wissen, woran es eigentlich liegt, daß in Rußland allenthalben die niedere Menschheit so rücksichtslos behandelt wird." Erst in neuester Zeit und nachdem lange so viel für die Eximirten in Betreff des Hospitalwesens gethan worden, verfiel man auch darauf: an ein ganzes Viertel der Bevölkerung, an die Arbeitsleute, in dieser Hinsicht zu denken und eine Anstalt für dieselben zu begründen.

Bei Gelegenheit einer Erwähnung des Weißeschen Kinderhospitals bemerkt Buddeus: „So lange die Unterstützung und Nichtunterstützung der Bestrebungen eines Instituts nur in den Händen der niederen Beamten liegt, ist beinahe sicher auf deren Hemmung zu rechnen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— H. C. Andersen's Gesammelte Werke. Nachträglich zu unserem Artikel (Nr. 30) über Andersen und über das reizende Märchen seines Lebens, das wohl eines der anziehendsten aller in der letzten Zeit für das Volk, wie für den gern in den Herzen lesenden stillen Menschenbeobachter, geschriebenen Bücher ist *), bemerken wir noch, daß diese, wie wir aus dem Kreise unserer Bekannten schließen dürfen, eine außerordentliche Nachfrage bei Buchhändlern und in Leihbibliotheken veranlassende Schrift die ersten beiden Bändchen einer vom Verfasser selbst besorgten deutschen Gesammt-Ausgabe seiner Werke bildet **), von welcher letzteren jedes Bändchen nicht mehr als 10 Sgr. kostet. Mit einem sehr kleinen Opfer kann man also den zahlreichen Freundinnen, die der Dichter in der deutschen Lesewelt besitzt, eine recht nachhaltige literarische Freude machen. Den Besitzern anderer Ausgaben der Andersenschen Schriften bemerken wir übrigens, daß, da der Dichter das Märchen seines Lebens selbst in deutscher Sprache abgefaßt und eine dänische Ausgabe desselben gar nicht erscheint, auch einer anderen deutschen Uebersetzung desselben nicht entgegengesehen werden darf. Es ist sonach zu erwarten, daß die erste Auflage des Lebensmärchens sehr bald vergriffen seyn werde, was wir dem wackeren Verleger eben so sehr wünschen, als dem Verfasser, dem hierdurch mit der größeren deutschen Anerkennung auch ein um so größeres deutsches Honorar zu Theil würde. Die Lorckische Gesammt-Ausgabe wird übrigens aus etwa 25 Bändchen bestehen, von denen auch bereits diejenigen drei erschienen sind, welche den „Improvisator", diese Südfrucht des ersten Aufenthalts unseres nordischen Dichters in Rom, in einem deutschen Gewande uns darbieten, wie er selbst es als passend fand. Uns dünkt, daß man nun auch in Deutschland überall diesem Gewande vor jedem anderen den Vorzug geben müsse. Die Romane „Nur ein Geiger" und „O. T." (in der deutschen Ankündigung steht: „O. Z.") werden ebenfalls jeder 3 Bändchen und die „gesammelten Märchen" 4 Bändchen dieser Ausgabe bilden. Das herrliche „Bilderbuch des Mondes" (oder, wie es angekündigt ist: „Bilderbuch ohne Bilder") wird mit neuen Gaben bereichert seyn, was gewiß auch nicht wenig dazu beitragen wird, das Verlangen nach dieser Ausgabe zu vermehren.

*) Nur die tagebuchartigen Schilderungen seiner kleinen Reise-Erlebnisse in Deutschland, die sich im zweiten Theile befinden, möchten wir davon ausnehmen. Wahrscheinlich wird auch wohl in einer zweiten Auflage dieses Lebensmärchens, dem wir von ganzem Herzen eine noch recht lang sich ausspinnende, interessante Fortsetzung wünschen, alles das beseitigt werden, was eben nur ganz zufällig und ohne irgend eine Bedeutung dem hingebungsvollen, kindlichen Dichter in den Weg kam.

**) Leipzig, Verlag von Karl B. Lorck, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Dienstag den 23. März 1847.

Nord-Amerika.

Blindheit und Blinden-Anstalten.

Von W. H. Prescott.*)

Es giebt nichts, worin die Neueren die Alten so offenbar übertreffen, als in ihren menschenfreundlichen Anstalten zur Erleichterung der Noth und Dürftigkeit. Die Staatspolitik der Alten scheint ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was die Vergrößerung oder das unmittelbare Gedeihen des Staats befördern konnte, gerichtet und sich wenig um die unglücklichen Wesen gekümmert zu haben, die wegen Krankheit oder Unfähigkeit irgend einer Art nicht geeignet waren, zu diesem Gedeihen beizutragen. Aber der wohlthätige Einfluß des Christenthums, in Verbindung mit der allgemeinen Richtung unserer geselligen Einrichtungen, hat zur Erkenntniß von Rechten des Einzelnen, als eben so heiligen wie die der Gesammtheit, geführt und mannigfache Anstalten für persönliches Wohlbehagen und Glückseligkeit hervorgerufen.

Der auf diese Weise in großem Maßstab und oft sehr zweckmäßig angewandte Geist des Wohlwollens blieb indeß bis vor einer noch nicht allzu entfernten Zeit auffallend unempfindlich für die Ansprüche einer großen Klasse von Menschen, denen die Natur, und nicht eigene Schuld oder Unvorsichtigkeit, wie dies nur zu oft bei den der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallenden Personen der Fall ist, einige der kostbarsten Gaben des Menschen versagt hat. Vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts war keine passende Einrichtung zur Erziehung der Taubstummen oder Blinden getroffen. In Kranken- und Armenhäusern, gleich Verrückten und Unheilbaren, eingesperrt, hat man sie, wenn sie auch der körperlichen Ansteckung entgingen, doch allen, solchen Orten nur zu häufig eigenen, moralischen Ansteckungen preisgegeben, und so sind sie von einer geistigen, weit beklagenswertheren Finsterniß, als ihrer körperlichen, umhüllt worden.

Diese unvernünftige Behandlung entsprang aus dem falschen Grundsatze, jene unglücklichen Wesen als eine öffentliche Last zu betrachten, als durchaus unfähig, etwas für ihren Unterhalt zu thun oder auch nur im mindesten für ihre geistigen Bedürfnisse zu sorgen. Aber statt sie durch so unwürdige Behandlung zu erniedrigen, hätte man sie als Menschen betrachten sollen, die im Besitz von körperlichen und geistigen Fähigkeiten, unter angemessener Behandlung, vollkommen geeignet sind, die nützlichsten Dinge hervorzubringen. War ihnen auch eine Thür zum Einlaß von Kenntnissen ganz verschlossen, so blieben doch andere Zugänge dazu noch offen.

Um Personen dieser Beschaffenheit wirksame Hülfe zu leisten, ist es nöthig, uns, so weit es möglich ist, in ihre eigenthümliche Lage zu versetzen; zu erwägen, welchen Fähigkeiten ihre einsame Lage am günstigsten ist und welche Richtung man denselben mit der besten Aussicht auf Erfolg geben kann. Ohne solche Rücksicht werden alle unsere Bemühungen, ihnen zu helfen, sie nur Anstrengungen über ihre Kräfte aussetzen und zu harten Qualen für sie werden.

Die Blinden, von den heiteren Lebenswegen der Menschen abgeschieden, sind nothwendig von dem geschäftigen Schauplatze menschlicher Thätigkeit ausgeschlossen. Ihr Gebrechen, das sie in Finsterniß und oft in Einsamkeit läßt, dürfte indeß günstig erscheinen für beschauliche Zustände, für die Beschäftigung mit allgemeiner Wissenschaft und rein geistiger Speculation. Ungestört durch äußere Gegenstände, wird der Geist genöthigt, sich nach innen zu kehren und seine Gedanken ausschließlich auf irgend einen Forschungsgegenstand mit größerer Schärfe und Beharrlichkeit zu richten. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß sich Personen die stillen Abendstunden zu schriftstellerischen Arbeiten oder anderen geistigen Beschäftigungen wählen. Malebranche pflegte, wenn er scharf über etwas nachdenken wollte, seine Fensterladen bei Tage zu schließen, um dadurch jeden Lichtstrahl abzuhalten; und deshalb soll Demokrit, wie man sagt, sich die Augen ausgestochen haben, um besser philosophiren zu können: eine Geschichte, deren Wahrhaftigkeit indeß Cicero, der sie berichtet, vorsichtig genug ist, nicht verbürgen zu wollen.

Die Blindheit dürfte auch der Uebung des Gedächtnisses sehr günstig seyn. Wer jemals das Unglück gehabt hat, wegen einer Störung des Gesichts-Organs in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, seine Kenntniß aus Büchern weniger mit dem Auge als mit dem Ohre zu schöpfen, wird jene Wahrheit fühlen. Die Schwierigkeit, sich das wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, was einem einmal entgangen ist, auf Stellen, die ein Anderer laut vorliest, zurückzukommen oder dabei zu verweilen, nöthigt den Hörer, dem Gegenstande ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen, um ihn durch fortgesetztes, regelmäßiges Nachdenken seinem Geiste stärker einzuprägen. Beispiele von der Ausbildung dieser Fähigkeit in einem sehr hohen Grade hat man bei Blinden erlebt, und ist dieselbe mit großem Nutzen auf das Studium abstrakter Wissenschaften, namentlich der Mathematik, angewendet worden.

Einer der stärksten Belege zu diesen Bemerkungen ist die wohlbekannte Geschichte Saunderson's, der, obgleich er in seiner Kindheit nicht nur des Gesichts, sondern der Augen selbst beraubt ward, sich bemühte, vertraut genug mit dem Griechischen zu werden, um die Werke der alten Mathematiker in der Ursprache zu lesen. Er machte so große Fortschritte in den höheren Fächern der Wissenschaft, daß er, „obgleich nicht bei der Universität immatrikulirt", zu dem Lehrstuhl berufen ward, der kurze Zeit vorher mit Isaac Newton in Cambridge besetzt gewesen war. Die Vorlesungen dieses blinden Professors über die dunkelsten Stücke der Newtonschen Philosophie, und besonders über Optik, mußten seine Zuhörer natürlich mit Bewunderung erfüllen; und die Klarheit, mit welcher er seine Gedanken darstellte, soll nicht ihres gleichen gehabt haben. Er war vermöge der Stärke seines Gedächtnisses im Stande, die längsten Rechnungs-Aufgaben zu lösen und die verwickeltsten geometrischen Figuren im Kopfe festzuhalten. Da es aber nöthig wurde, den Mangel des Gesichts durch einige Zeichen zu ersetzen, die durch das Gefühl wahrnehmbar wären, erfand er eine Tafel, auf welcher Stifte, deren Bedeutung hauptsächlich durch ihre jedesmalige Stellung zu einander bestimmt war, ihm statt der Figuren dienten, wobei er zu seinen Zeichnungen Pflöckchen anwendete, die, in die erforderlichen Winkel, welche sie mit einander bildeten, eingefügt, die Linien durch darum gezogene Fäden darstellten. Er hatte eine so große Uebung im Gebrauch dieser Hülfsmittel, daß er beim Anfertigen seiner Berechnungen die Stellung der Stifte mit fast eben so großer Leichtigkeit änderte, als ein Anderer Figuren hinzeichnet; und wurde er in einer Berechnung gestört, so konnte er sie bald darauf wieder vornehmen, indem er sich der Stellung, in welcher er sie gelassen, dadurch versicherte, daß er mit der Hand vorsichtig über die Tafel hinfuhr. Zu solchen Mitteln und Erfindungen wird der menschliche Scharfsinn getrieben, wenn der Durst nach Kenntnissen ihn reizt; er gleicht der Pflanze, die, wenn sie auf einer Seite überschattet ward, ihre Aeste begierig nach der Richtung hinstreckt, wo das Licht auf sie fallen kann.

Auf gleiche Weise fuhr der berühmte Mathematiker Euler fort, mehrere Jahre, nachdem er blind geworden war, die Erfolge seiner wissenschaftlichen Arbeiten aufzuzeichnen und herauszugeben, und bei seinem Tode hinterließ er nahe an hundert zum Druck fertiger Denkschriften, von denen seitdem die meisten gedruckt erschienen sind. Ein Beispiel von gleich unermüdlichem Fleiß, wiewohl nicht auf so abstrakte Gegenstände gerichtet, findet sich bei unserem Zeitgenossen Huber, der eines der trefflichsten Werke im Bereich der Naturgeschichte geliefert hat, und der, wenn er sich der Augen eines Anderen bediente, diese in ihren Forschungen durch das Licht seines eigenen Geistes zu den richtigen Erfolgen leitete.

Blindheit scheint auch der Uebung dichterischer Fähigkeiten förderlich zu seyn. Daher ist die Dichtkunst, von der Zeit des Thamyris und des blinden Mäoniden an bis herab zu dem schottischen Harfner und dem Bänkelsänger unserer Tage, denjenigen als eigenthümliches Gebiet zugewiesen, die des Augenlichts beraubt sind.

Das größte Heldengedicht des Alterthums wurde wahrscheinlich, wie das der Neueren, im Zustande der Blindheit verfaßt. Es ist leicht zu begreifen, wie ein Mensch, der einst sehen konnte, in seinen Gedanken Bilder von wahrer Schönheit wieder hervorrufen und neu gestalten kann; aber es scheint kaum möglich zu seyn, daß ein Blindgeborener, der von der „farbigen Natur", wie sie Condillac sinnig nennt, niemals eine sinnliche Anschauung hatte, in beschreibender Dichtung Ausgezeichnetes leisten kann; und dennoch giebt es merkwürdige Beispiele davon, unter anderen das von Blacklock, dessen Gedichte eine Menge der köstlichsten und malerischsten Bilder enthalten. Gleichwohl konnte er sich keine andere Vorstellung von Farben machen, als solche, die ihm durch ihre geistigen Verbindungen, die Quelle der meisten Freuden, die uns die beschreibende Dichtung gewährt, zugeführt wurden. Auf diese Weise erforschte

*) Der berühmte Verfasser der „Geschichte Ferdinand's und Isabella's" und der „Geschichte der Eroberung von Mexiko" ist bekanntlich selbst des Augenlichtes fast beraubt; diese aus seiner Feder geflossene, eben so ideen- als gemüthreiche Abhandlung wird daher gewiß mit um so größerer Theilnahme gelesen werden.

D. R.

er den mannigfaltigen Anblick der Natur und las darin die auf einander folgenden Veränderungen der Jahreszeiten, ihren Anfang, ihre Blüthe und ihren Verfall.

In einem interessanten Versuch über den Unterricht der Blinden, auf den wir noch Gelegenheit haben werden, zurückzukommen, führt Herr Guillé ein Beispiel von der Ideen-Verbindung in Bezug auf Farben an, wie sie bei einem seiner Schüler sich zeigte, der beim Vortrage der bekannten Stelle im Horaz „rubente dextera sacras jaculatus arces" die beiden ersten Worte durch „feurige" oder „brennende rechte Hand" übersetzte. Als man ihn aufforderte, es wörtlich wiederzugeben, sagte er: „rothe rechte Hand;" und gab als Grund für seine frühere Uebersetzung an, daß er sich keine bestimmte Vorstellung von einer rothen Farbe machen könne; aber da man sage, das Feuer sey roth, so bringe er den Begriff von Hitze mit dieser Farbe in Verbindung und habe daher Jupiters Zorn, als dieser Stadt und Thurm zerstörte, durch die Bezeichnung „feurig oder brennend" erklärt; „denn", fügte er hinzu, „wenn die Leute zornig sind, dann sind sie heiß, und wenn sie heiß sind, müssen sie natürlich roth seyn."

Aber da die Dichtergabe nur Wenigen zu Theil wird und Viele weder Geschmack noch Fähigkeit für mathematische oder philosophische Kenntnisse haben, so gereicht es zum Trost, wenn man bedenkt, daß der einfachste des Gesichts beraubte Mensch diesen Mangel durch die Vervollkommnung der anderen Sinne so weit ersetzen kann, um durch ihre Hülfe einen bedeutenden Grad geistiger Bildung, so wie eine Vertrautheit mit den nützlichsten mechanischen Künsten, zu erlangen. Man wird leichter begreifen, bis zu welchem Grade die Sinne des Gefühls und des Gehörs verfeinert werden können, wenn wir erwägen, wie sehr der des Gesichts dadurch geschärft wird, daß wir unter Umständen uns ausschließlich auf diesen Sinn verlassen. So entdeckt der Seemann bei Nacht und aus der Ferne Gegenstände auf dem Meere, die dem ungeübten Auge eines Landbewohners ganz unbemerklich sind. Und der nordamerikanische Indianer richtet seinen Lauf durch die spurlose Wildniß, nur von solchen Zeichen geleitet, die dem Auge des aufmerksamsten Weißen entgehen.

Auf gleiche Weise können die Sinne des Gehörs und des Gefühls bei einem Blinden einen solchen Grad von Vollkommenheit erlangen, daß er mit Hülfe derselben allein seine verschiedenen Bekannten und selbst die Anwesenheit von Personen erkennt, mit denen er nur selten zusammen war, eben so die Größe des Zimmers und die allgemeine Beschaffenheit der Orte, wo er sich gerade befindet, — und daß er sich sicher durch die einsamsten Gegenden und mitten durch das Gedränge in den Städten zu finden vermag. Dr. Bew erzählt von einem Blinden, den er in Derbyshire kannte, dessen man sich häufig für Reisende des Nachts als Führer auf gewissen labyrinthartigen Wegen und besonders dann bediente, wenn die Spuren mit Schnee bedeckt waren. Der nämliche Mann ward später gebraucht, um Pläne zu Chausseen in jenen Gegenden zu entwerfen und letztere zu beaufsichtigen. Wir erinnern uns noch sehr wohl eines blinden Mannes in der Stadt Salem, der vor etwa zwanzig Jahren das Amt eines Ausrufers hatte, und dieser Beamte versah das Geschäft der öffentlichen Anzeigen, das jetzt die Zeitungen an sich gerissen haben, indem er seine tägliche Runde machte, und mit großer Pünktlichkeit an jeder Ecke, an jedem Punkte, wo drei oder vier Wege sich scheiden, stillstand, um seinen melodischen Ruf ertönen zu lassen. Diese Thatsache, über die man sich aus Gewohnheit nicht mehr wunderte, konnte doch nur in der genauesten Beobachtung der Abweichungen des Bodens, oder in der Achtsamkeit auf die Luftströmungen und die verschiedenen Klänge der Stimme oder eines anderen Geräusches, die für sehende Menschen ganz verlorene Merkmale sind, ihre Erklärung finden.

Herr Guillé erzählt mehrere wohlbeglaubigte Geschichten von Blinden, welche die Fähigkeit besaßen, die Farben durch das Gefühl zu unterscheiden. Einer der von ihm Erwähnten, ein Holländer, war hierin so geschickt, daß er gewiß war, jedesmal beim Kartenspiel zu gewinnen durch die Kenntniß, die er sich auf diese Weise von den Karten seines Gegners verschafft, wenn ihn (den Blinden) die Reihe des Kartengebens traf. Diese Fähigkeit, die Farben zu unterscheiden, die nur sehr wenigen der feinfingerigen vornehmen Herren eigen zu seyn pflegt, muß in der verschiedenen Dichtigkeit oder Weichheit der zu den Farben verwendeten Stoffe ihre Erklärung finden. Einer sicheren Art, diese Farben zu unterscheiden, indem sie sie mit der Zunge berühren, bedienen sich die Blinden häufig, die auf diese Weise oft die sehr ähnlichen Farben, als: schwarz und dunkelbau, roth und fleischfarben, von einander zu unterscheiden wissen.

In einem geistreichen Briefe über die Blinden, à l'usage de ceux qui voient, giebt Diderot eine umständliche Erzählung seines Besuchs bei einem Blinden in Puisseaux, der der Sohn eines Professors an der Pariser Universität und seiner Zeit sehr bekannt war durch verschiedene Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die bei einem Blinden selten anzutreffen. Als er gefragt wurde, welchen Begriff er sich von dem Auge mache, erwiderte er: „Ich betrachte es als ein Organ, auf welches die Luft dieselbe Wirkung hervorbringt wie dieser Stab auf meine Hand. Wenn ich, sobald Sie auf einen Gegenstand blicken, etwas zwischen Ihr Auge und den Gegenstand stelle, so würde Sie dies verhindern, ihn zu sehen. Ich bin in demselben Falle, wenn ich etwas mit meinem Stabe suche und auf etwas anderes Dazwischenliegendes stoße." Diese Erklärung, sagt Diderot, ist eben so deutlich, als irgend eine von Descartes gegebene, der, merkwürdig genug, in seiner Dioptrik, die Aehnlichkeit zwischen dem Fühlen und Sehen durch Figuren von Menschen mit verbundenen Augen zu erklären versucht, die sich ihren Weg auf gewundenen Treppen mit Stäben in der Hand suchen. Der oben gedachte junge Mann wurde so vertraut mit den Eigenthümlichkeiten des Gefühls, daß sie ihm fast von gleichem Werth mit denen des Gesichts erschienen. Als man ihn fragte, ob er wohl wünsche, sehende Augen zu haben, antwortete er: „Wäre es nicht wegen bloßer Befriedigung der Neugierde, so würde ich, denke ich, eben so gut thun, mir lange Arme zu wünschen. Es scheint mir als wenn meine Hände mir bessere Auskunft darüber verschaffen würden, was im Monde vorgeht, als eure Augen und Ferngläser; und dann verlieren die Augen schneller die Sehkraft, als die Hände die Fähigkeit, zu fühlen. Es würde besser seyn, das Organ zu vervollkommnen, das ich besitze, als mir eines zu geben, das ich nicht habe."

In der That kann man sich auf den „geometrischen Sinn" des Gefühls, wie Buffon es nennt, so weit er reicht, besser verlassen, und er verschafft uns oft einen genügenderen Begriff von äußeren Formen als das Auge selbst. Der große Fehler ist, daß der Umfang desselben so beschränkt ist. Man erzählt von dem blinden Saunderson, daß er einst ein falsches Geldstück durch das Gefühl als solches erkannte, obwohl das Auge von Kennern durch dasselbe Geldstück getäuscht worden war. Wir merken nicht leicht, wie viel von unserer Fertigkeit im Gebrauch des Auges von beständiger Uebung desselben herrührt. Man hat häufig gefunden, daß Diejenigen, die in vorgerücktem und selbst in früherem Alter von der Blindheit geheilt wurden, sich nachmals doch lieber des älteren und geläufigeren Sinnes des Gefühls, als des Gesichts, bedient haben. Der berühmte englische Anatom, Cheselden, führt mehrere Beispiele davon in einer von ihm erzählten Geschichte eines blinden Knaben an, dem er im Alter von 14 Jahren den Staar gestochen hatte. Es währte lange, ehe der Knabe seine alten Gefährten, die Hauskatze und den Haushund, wie unähnlich auch diese Thiere sich an Farbe und Gestalt sind, mit dem Auge unterscheiden konnte. Weil er sich schämte, die so oft wiederholten Fragen zu thun, bemerkte man, wie er einst vorsichtig mit der Hand über die Katze strich und dann, nachdem er diese scharf angesehen, ausrief: „So, Puse, nun werde ich dich ein anderes mal schon kennen." Eben so ward er durch die trügerische Malerkunst getäuscht, und es währte lange, ehe er begreifen konnte, daß die gemalten Gegenstände nicht dieselbe Erhabenheit auf der Leinwand haben wie in der Natur. Er fragte: „Welcher Sinn lügt hier, das Gesicht oder das Gefühl?"

Es scheint, daß der Sinn des Gehörs einer ähnlichen Verfeinerung wie der des Gesichts fähig ist. Um dies zu beweisen, ohne weiter ins Einzelne zu gehen, braucht man nur zu bemerken, daß der bei weitem größere Theil der Blinden es mehr oder weniger weit in der Musik bringe, und daß in mehreren Erziehungs-Anstalten für dieselben, wie z. B. in der von Paris, alle Zöglinge in dieser angenehmen Kunst unterrichtet werden. Die Gabe eines natürlichen musikalischen Gehörs, das man für verhältnißmäßig selten bei Sehenden erachtet, scheint sich bei jedem Blinden wenigstens so weit zu finden, daß es, mittelst einer passenden Ausbildung, einen hohen Grad von Vergnügen, wenigstens ihm selbst, zu verschaffen fähig ist.

So wie es zu einer erfolgreichen Erziehung der Blinden erforderlich ist, zu wissen, welche Fähigkeiten, geistige und körperliche, in ihrer eigenthümlichen Lage sich am besten eignen, entwickelt und geübt zu werden, eben so nothwendig ist es zu wissen, in welchem Grade und auf welche Weise ihr Seelenzustand durch die vereinzelte Stellung, in der sie sich befinden, geeignet ist, ergriffen zu werden. Der in seinem eigenen Mikrokosmus eingeschlossene Blinde ist Einflüssen ausgesetzt, die sehr verschieden sind von denen der großen Masse der Menschen, um so mehr als jeder einzelne Sinn sich am besten zur Aufnahme einer bestimmten Klasse von Begriffen für den Geist eignet und er des einen Sinnes beraubt ist, durch welchen die Uebrigen seiner Gattung die bei weitem größte Anzahl der ihrigen empfangen. Auf diese Weise wird man leicht einsehen, daß seine Begriffe von Bescheidenheit und Zartheit bedeutend von denen der großen Welt abweichen mögen. Der blinde Mann von Puisseaux gestand, daß er nicht begreifen könne, warum es als unschicklicher betrachtet werden solle, einen Theil des Körpers entblößt zu zeigen als den anderen. Allerdings dürften die in dieser Beziehung in der Gesellschaft als nothwendig angenommenen Regeln in einer Gemeinde von Blinden als überflüssig erscheinen. (Schluß folgt.)

Rußland.

St. Petersburg im kranken Leben.

(Schluß.)

Eines der interessantesten Kapitel unseres Verfassers ist das Recapitulationskapitel, „zur Beurtheilung des Hospitalwesens" überschrieben. Es beginnt mit den inhaltschweren Worten: „Wenige Krankenhäuser, aber viele Krankenpaläste haben wir durchwandert", und enthält wahre kritische Keulenschläge. Man höre, wenn es z. B. heißt: „Und er (der Erkrankte) kann sich in der That nicht frei bewegen. Denn jene peinliche Beachtung der Aeußerlichkeit und der Form hat das Leben innerhalb der Hospitäler in streng vorgeschriebene Richtung gezwängt, und die gewöhnlichste Lebenshandlung muß sich der vorgeschriebenen Etikette fügen. Man kann unter härteren und weicheren Formen Wohlthaten austheilen, und die geringste Gabe thut wohler, wenn freundlich dargereicht, als die reichere, wenn mit Härte verabfolgt. Der russische Staat giebt den Nothleidenden seiner Hauptstadt reichlich, aber die Bedingungen, um diese Wohlthaten genießen zu dürfen, sind schwer." „Die Hausordnung darf nicht zur pedantischen Etikette werden und die Hauszucht nicht zur Zuchtpolizei. Dazu sind jedoch beide in den meisten Petersburger Heil-Anstalten umgewandelt. Dem mindesten Vergehen gegen irgend einen Vorgesetzten

folgt harte Strafe, und das im Unmuth des Siechthums hervorgestoßene Wort wird streng geahndet." — „Jeder nicht hart daniederliegende Kranke ist verpflichtet, beim Eintritte jedes Angestellten in den Krankensaal, stehend an der Seite seines Bettes, möglichst gleich weit entfernt vom Kopf- und Fußende desselben, mit entblößtem Kopfe zu verweilen, bis der Angestellte das Zimmer wieder verlassen hat. Dabei muß der Patient, sobald ihn jener Obere anredet, wiederum vorschriftsmäßig bis an das Fußende vorschreiten und mit allen Stücken der Hospitaltracht vollständig bekleidet seyn." — Die Feldscheerer nennt Buddeus gewiß mit allem Rechte, wegen ihrer Halbgebildetheit, „Plagen der Hospitäler". Sehr mild urtheilen die, welche — nach Buddeus — der Petersburger Hospitalbehandlung nur einen „handwerksmäßigen Schlendrian" vorwerfen; es lassen sich da noch ganz andere Prädikate in Anwendung bringen. Wie es in den Militair-Lazarethen hergehen muß, ist schon aus dem noch gültigen Gesetz Peter's I. zu schließen, welches sagt, „daß der Ordinator in Allem vom Willen des Oberarztes abhängen soll!"

Ich komme nun zur Betrachtung des zweiten Theils der Schrift, der in zwei Haupt-Abtheilungen „Armuth" und „Verbrechen", dieses traurige Geschwisterpaar menschlicher Gebrechlichkeit, behandelt. Den Eingang macht ein überaus interessanter Aufsatz über „die Manufaktur-Industrie in ihrer Beziehung auf Rußlands Volksleben und den Petersburger Pauperismus", aus dem sich viel, sehr viel lernen läßt. Während es der Landeskultur nachweislich an Händen gebricht, verbraucht der Staat über eine Million Menschen zum Militair: eine zweite Million ist dem Fabrikwesen zugewendet, und mehr denn zwei Millionen betreiben die Manufaktur-Industrie. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Als Resultate führt B. meines Erachtens unwiderlegbar an: „Die Verarmung des Volkes ist unausbleiblich. Auf solche Weise schreitet Rußland allen Schrecken des Pauperismus entgegen." „Entsetzlich ist die Wahrheit: Rußlands Staatsbestehen wurzelt nur in der Fortdauer der Leibeigenschaft, so lange Ackerbau und Viehzucht zum Vortheil einer künstlich emporgeschraubten Manufaktur-Industrie hintangesetzt wird." Die große Sorglosigkeit um das Kommende, ein Leben für den Augenblick nennt Buddeus einen „charakteristischen Zug der Petersburger Bevölkerung", allein sie ist — nach dem Ausspruche Bewanderter — allen Russen im Durchschnitte eigen. Die Annahme, daß der „Obrok" jährlich für die Leibeigenen durchschnittlich nur 2—3 Rubel betrage, scheint, nach meinen Erfahrungen, kaum Stich zu halten; wenigstens zahlen die großen Massen, welche als Arbeiter jährlich nach Petersburg kommen, im Durchschnitt weit mehr, und man sprach von 20—30 Rubel, während mir einzelne Fälle vorgekommen sind, daß bloße Artellschtschiks, Hausknechte in Handelshäusern, monatlich 25—30 Rubel an die Upravitel ihrer Leibherren zahlen mußten. Sehr belehrend fand ich die Kapitel über den Charakter der Petersburger Privatwohlthätigkeit und die Staatseinrichtungen für öffentliche Wohlthätigkeit, so wie über die Vorkehrungen gegen die Verarmung. Eben so ist das, was Buddeus über das kaiserliche Findel- und Erziehungshaus sagt, in vieler Hinsicht ausgezeichnet. Es heißt da: „Man nennt gewöhnlich Paris und London die demoralisirtesten Städte; dennoch giebt St. Petersburg in allen einzelnen Offenbarungen seines Lebens verhältnißmäßig weit zahlreichere Beweise dieser moralischen Zerrüttung der Gesellschaft."

In dem Kapitel über Pensions-Erziehung in St. Petersburg und ihren Einfluß finde ich meine Petersburger Skizzen mehrfach erwähnt und in Schutz genommen. Das Letztere wird gewiß Jeder thun, der ein Freund der Wahrheit ist. Zwar gab ich selten die trockene, subjektive Erfahrung, vielmehr hüllte ich dieselbe meist in das Gewand der Fiction, um Persönlichkeiten nach Möglichkeit zu schonen; allein Alle, die das Leben dort kennen und die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, gestanden mir, daß ich dies Leben nach dem Leben gezeichnet; daß ich Alles nur aus dem Leben gegriffen, mit so viel Geschick, als mir gerade die Natur verliehen.

Was Buddeus über Waisen-Institute und Armenschulen, über die barmherzigen Schwestern, über Witwen-, Armen- und Invalidenhäuser sagt, verdient namentlich von denen nachgelesen und berücksichtigt zu werden, die Kohl so fleißig benutzt und damit Irrthümer aufgenommen haben.

Ueber die Verbrechen in Rußland und St. Petersburg hat Buddeus einen sehr lehrreichen Abschnitt am Schlusse seines Werkes gegeben. Gleich am Eingange steht die Nachricht, daß nach offiziellen Angaben im ganzen Reiche 1842 nur 11,367 Vorfälle (mit Ausnahme der politischen) zur kriminal- und polizeigerichtlichen Untersuchung gelangten. Dennoch ergab sich, daß in demselben Jahre, obendrein mit Ausschluß der beiden Festungen, in den Gefängnissen der drei Ostsee-Provinzen allein 16,694 Personen auf Untersuchung saßen, von denen 7032 zu schweren Kriminalstrafen verurtheilt wurden. Graf Benkendorf führt aber bei weitem den ärgsten Hieb gegen die amtlichen Nachrichten, indem er in seinen Berichten sagt, daß 1842 aus 38 Gouvernements allein 172,073 wirklich bestraft, 229,760 aber eingekerkert waren. Die amtlichen Nachrichten haben es also offenbar mit etlichen Nullen zu Gunsten ihres Prinzips nicht so genau genommen! Buddeus sagt hierüber: „Nicht nur die Zeitgenossen werden auf solche Weise getäuscht, sondern auch der Nachwelt übergiebt man eine Masse von Materialien, welche dann eine russische Geschichte nur nach den Wünschen der jetzt Staatsmächtigen entstehen lassen."

Ueber gewisse Bestrebungen in Rußland giebt der Umstand ein helles Licht, daß 1842 in den Gefängnissen hundert Personen zur griechischen Kirche übergingen.

Was uns Buddeus über die Lage der nach Sibirien Verbannten sagt, ist herzzerreißend und war für mich völlig neu. In diesem Punkte fand ich alle Welt in Petersburg schweigsam, was ich für Unbekanntschaft mit der Sache hielt.

Die Untersuchungs-Gefängnisse in Petersburg sind nach der Schilderung von Buddeus weit empfehlungswerther als die Zellen im Breslauer Inquisitoriate, welche ich kennen zu lernen so unglücklich war. Entsetzlich ist, was Buddeus über die Strafgefängnisse sagt. Gott bewahre jeden Menschen vor jenen Einrichtungen! Ueberhaupt ruft der ganze Inhalt der werthvollen Schrift vernehmlich genug: „Nur Nicht Nach Norden!"

Eduard Pelz.

Schweiz.

Die letzten Wahlen in Lausanne.

Zur Kenntniß der Zustände im Waadtlande.*)

Die wahrhaft liberale Partei, d. h. in der Schweiz die der Konservativen, hat am 7. März einen entschiedenen Sieg errungen. Einige Wochen früher war schon der Syndikus (Präsident der Kommunal-Behörden) Herr Eduard Dapples, ein durch seinen Charakter und seine Aufklärung gleich ausgezeichneter Mann, als Deputirter der Hauptstadt in den Großen Rath erwählt worden. Die radikale (Regierungs-) Partei, wüthend über diese Niederlage, behauptete, daß Unregelmäßigkeiten bei der Wahl stattgefunden hätten, und trug auf Annullirung derselben an. Es erwies sich, daß sie insofern Recht hatte, als Leute ihrer eigenen Partei sich in der That einige unbedeutende Unregelmäßigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen, und die Wahl wurde demnach für ungültig erklärt. Am 7. März aber wurde Herr Dapples, trotz der Mühe, die sich die Radikalen gegeben hatten, um dieses Resultat zu verhindern, von neuem gewählt, und zwar mit einer Majorität von mehr als 200 Stimmen.

Nun kannte freilich ihre Wuth keine Schranken mehr. Sie griffen an und mißhandelten mehrere Konservativen, zogen dann mit Trommel, Waffen und Fahne in den Straßen umher. Ein Theil begab sich nach dem Schlosse, wo die Regierung ihre Sitzungen hält, zog die Kanonen heraus, verschaffte sich scharfe Patronen und blieb die ganze Nacht da, um den Staatsrath angeblich vor einem Angriff der Konservativen zu beschützen, an welchen Niemand gedacht hatte, als die Tollköpfe der radikalen Partei, oder schlechte Menschen, welche gern eine Gelegenheit gehabt hätten, über ihre Gegner herzufallen. Die Anderen begaben sich nach dem „Cercle de l'Espérance", einer Art Ressource, die die Konservativen gebildet haben, und stellten daselbst, unter dem Vorgeben, daß hier Waffen verborgen wären, eine Haussuchung an, natürlich in ganz ungesetzlicher Form. Nachdem sie einige Stöcke gefunden, zogen sie davon. Der Vorsteher der Espérance hatte ihnen auch versichert, daß die Konservativen sich vertheidigen würden, falls sie angegriffen werden sollten, daß sie aber weit entfernt wären, irgend einen Plan zu einer Contre-Revolution entworfen zu haben. Die konservative Partei ist nicht so wahnsinnig, Gewalt anwenden zu wollen; sie gewinnt ja täglich mehr die Ueberzeugung, daß sie, da die Zahl ihrer Anhänger sich stets vermehrt, über kurz oder lang wieder regieren werde, ohne sich von der gesetzmäßigen Bahn entfernt zu haben. Diese letzte Rolle überläßt sie gern ihren Gegnern. Es ist auch für das Land gut, wenn es noch einige Zeit unter der unfähigen und gewaltthätigen Regierung der Radikalen leidet, die in zwei Jahren den blühendsten finanziellen Zustand zu Grunde zu richten gewußt haben. Die Erfahrung muß vollständig gemacht werden: dann wird das Volk vielleicht einsehen, auf welcher Seite seine wahren Freunde sind. —

Am 8. zog die prätorianische Garde in der Stadt umher, schoß, wie es schon in der Nacht geschehen war, hier und da mit scharfen Patronen, ohne zwar auf Jemanden zu zielen, aber doch so, daß mehrere Personen die Kugeln sausen hörten und sogar ein Frauenzimmer Gefahr lief, in ihrem Hause getödtet zu werden. Es erschien am selben Tage eine Verordnung des Staatsraths, der den „Cercle de l'Espérance" aufhebt, aus dem Grunde oder vielmehr unter dem Vorwande, daß diese Gesellschaft ein Vereinigungspunkt für die Feinde der bestehenden Ordnung sey. Diesesmal noch sind es die battus qui paient l'amende. Das Hauptmittel der Radikalen ist immer: die Gegner zu verleumden. Das kann sie unmöglich weit führen. Sie fühlen, daß jeder Tag den Boden erschüttert, auf dem sie wie trunken taumeln, und eben deswegen sind sie in Verzweiflung und bereit, das Aeußerste zu wagen, um die Gewalt, die ihnen zu entschlüpfen droht, wo möglich noch einmal an sich zu fesseln.

Unter der früheren Regierung, die, wie die Radikalen behaupten, so „tyrannisch" war, bestanden geheime Gesellschaften, um die aber Jedermann wußte, Filial-Vereine vom „Jung-Europa", kommunistische Innungen, ohne daß sie je beunruhigt worden wären. Das war allerdings nicht recht; aber haben denn die Radikalen, die eben diese Sorglosigkeit oder Schwachheit der damaligen Behörden an das Ruder gebracht hat, sich darüber zu beklagen? Unter jener „despotischen" Regierung durften die Bürger wählen, wen sie wollten; nie dachten die Behörden daran, sich bewachen zu lassen, geschweige denn, eine ganze Stadt durch Angriffe, durch scharfes Schießen in Angst zu versetzen. Jene hatten ein ruhiges Gewissen und trauten dem Volke, das sie weise und gerecht regierten. Jetzt aber .... Nun, man kann diese neuen Vorfälle prüfen, das alte und das neue Regiment vergleichen und dann — urtheilen.

—t.

---

*) Aus einem Privatschreiben.

Mannigfaltiges.

— **Deutschland und die demokratische Partei in Frankreich.** Das Journal Français de Berlin hat seit kurzem einen ausgezeichneten Mitarbeiter gewonnen. Herr **Louis Viardot**, den das Gastspiel seiner Gattin, der berühmten Gesangskünstlerin, in Berlin fesselt, hat für jenes Blatt zuerst eine eben so gründliche als geschmackvolle Kritik der Bilder des französischen Malers **Ary Scheffer** nach Goethe's „Faust", von denen eines eine kurze Zeit in Berlin ausgestellt war, alsdann bei Gelegenheit der vielbesprochenen Abenteuer und Thaten der spanischen Tänzerin Lola Montez eine Lebensskizze ihrer nicht minder abenteuerlichen und thatenreichen Landsmännin La Monja-Alferez (zu deutsch: die Lieutenant-Nonne) und im neuesten Blatte endlich eine Abhandlung über „Louis Blanc und die demokratische Schule, zur Erwiederung an deren Gegner" geliefert. Wir verweilen hier namentlich bei dem letztgedachten Artikel, weil darin auch deutlich auf die in unserem Magazin (Nr. 24) enthaltene Kritik des neusten Werkes von Louis Blanc hingewiesen wird, wobei es uns vorläufig nur darauf ankömmt, uns über einige allgemeine Gesichtspunkte mit Herrn Viardot zu verständigen, während wir ein näheres Eingehen auf das, was derselbe zu Gunsten der demokratischen Schule der Franzosen beibringt, für die weitere Besprechung der Blanc'schen „Geschichte der französischen Revolution", sobald dieselbe erst zu ihrem eigentlichen Thema gelangt seyn wird, uns vorbehalten.

Herr Viardot behauptet, man bekämpfe in Deutschland die Lehren Louis Blanc's und der demokratischen Schule der Franzosen, unter dem Vorgeben, daß sie den Krieg der Besitzlosen gegen die Vermögenden predigten, während sie doch in der That zwar dem Elend, aber keinesweges der Wohlhabenheit ein Ende machen wollten, zwar dahin strebten, daß die Armen aufhören, arm zu seyn, aber ohne daß darum die Reichen ihren Reichthum aufzugeben brauchen. Man werfe ihnen ferner vor, daß sie von den Schreckensmännern der Revolution nicht mehr wie von Tigern und Bluthunden, sondern wie von Menschen sprächen, welche von einer großen Idee beseelt gewesen und dieser Idee selbst zum Opfer gefallen seyen; aber keinesweges habe die demokratische Schule dadurch, daß sie den Zweck, welchen die Schreckensmänner im Auge gehabt, bewundere, auch die Mittel, deren sich diese bedienten, geheiligt. Die Juli-Revolution, deren Geschichte Herr Louis Blanc beschrieben, habe vielmehr hinreichend dargethan, daß man in Frankreich sich die Freiheit zu erringen wisse, ohne Verbrechen auf sich zu laden, ja daß man die Freiheit auch sogar in ihren Gegnern zu achten wisse, wie dies jetzt der Fürst von Polignac beweise, der in Paris selbst ein Buch gegen diese Revolution habe drucken lassen.

Wir glauben hier mit wenigen Strichen das Bild angedeutet zu haben, das Herr Viardot mit der Hand eines Meisters von der französischen Demokratie und ihren Gegnern entworfen hat. Aber wir glauben auch, daß Herr Viardot selbst in dieser Darstellung eben so für die Letzteren wie für die Sache, die er vertheidigt, gesprochen hat. Denn nicht gegen die Freiheit, wie sie aus der Juli-Revolution in Frankreich hervorgegangen und wie sie allem Anschein nach sich dort auch ferner ungestört entwickeln wird, nicht gegen die Organisation der Arbeit im Geiste der Menschenliebe kämpft man in Deutschland, sondern gegen den Fanatismus, der, wie er im Jahre 1793 auf der Grundlage der Freiheit seine Schaffotte und Guillotinen errichtete, im Jahre 1847 auf derselben Grundlage die kommunistische Barbarei der Gleichmachung dessen herstellen möchte, was die Gesetze der Natur ungleich gemacht: wie Männer und Frauen, Kräftige und Schwächlinge, Begabte und Arme an Geist. Gerade weil wir die Grundlage achten, möchten wir auch ein würdiges Gebäude auf derselben errichtet sehen, wozu es aber nie kommen würde, wenn sich die Baumeister nicht mit Entschiedenheit vor den Fehlern ihrer Vorgänger hüteten. Herr Viardot hat ein Gleichniß gebraucht, dessen wir uns ebenfalls bedienen wollen: er stellt das Auftreten des Christenthums mit dem der modernen Freiheits-Idee in der französischen Revolution zusammen und meint, daß beide Erscheinungen den Uebergang von einer alten zu einer völlig neuen Zeit bildeten. Nun wollen wir ihn fragen, ob sich nicht in gleicher Weise, wie er für den Fanatismus der Schreckensmänner die Idee der Freiheit vindizirt, auch für den Fanatismus der spanischen Inquisition und der Pariser Bluthochzeit die Idee des Christenthums vindiziren lasse? Die Fanatiker der Religion könnten eben so gut wie die der Freiheit die von Herrn Viardot angeführten Worte zu ihrer Glorifizirung geltend machen: „daß sie, vermöge „einer Hingebung ohne Beispiel und ohne gleichen, unter die Zahl der Opfer „auch ihren eigenen Namen setzten, den sie, da es einmal seyn mußte, einer „ewigen Brandmarkung weihten."

Ja, die Philosophen und die Historiker haben sich vor allen Anderen zu hüten, die heiligen Bezeichnungen der Religion, des Rechtes und der Freiheit mit Zuständen in Verbindung zu bringen, die der unbefangene Sinn des Volkes als irreligiös, ungerecht und unfrei erkennt; denn leicht möchte das Volk, wenn es wahrnimmt, wie seine Philosophen und Historiker die Begriffe verwechseln, seinerseits auch die Religion, das Recht und die Freiheit mit ihren Gegensätzen für gleichbedeutend halten und die Achtung vor dem verlieren, was ihm heilig bleiben muß, wenn es nicht in die Barbarei früherer Zeitalter wieder versinken soll.

J. L.

— **Varnhagen von Ense in England.** Sir Alexander Duff Gordon giebt unter dem Titel „Skizzen deutschen Lebens und Scenen aus dem Befreiungskriege in Deutschland" dem englischen Publikum eine Auswahl aus Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften".*) Die so eben erschienene erste Abtheilung bringt unter Anderem die im zweiten Bande der Denkwürdigkeiten enthaltenen Schilderungen der Schlacht von Deutsch-Wagram, des Napoleonischen Hofes und des durch seine Feuersbrunst berühmt gewordenen Festes des Fürsten v. Schwarzenberg in Paris, so wie endlich aus dem dritten Bande den „Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter". Der Uebersetzer weiß, wie man hieraus sieht, seine Auswahl sehr gut zu treffen, und auch gegen dessen Bearbeitungen wird sich, nach der im Athenaeum enthaltenen Darstellung des Schwarzenbergischen Festes zu schließen, kaum etwas erinnern lassen. Seltsam ist jedoch das Urtheil, welches das letztgenannte Blatt bei dieser Gelegenheit über den deutschen Verfasser abgiebt, indem es nämlich fast in allen Stücken das Umgekehrte von dem, was wahr ist, sagt. Wir lesen hier unter Anderem: „Obwohl der Verfasser keinen hohen Rang unter den neueren deutschen Schriftstellern einnimmt, und zwar weder durch eigenthümliches Talent noch durch irgend einen besonderen Reiz seines Styls als Erzähler, so muß man ihn doch leicht, umständlich und glaubwürdig nennen, mit jenem leichten Beisatz von Schwerfälligkeit, aus welchem eben hervorgeht, daß er reicher an Stoffen als an Formen sey." Es klingt dies ganz so, als hätte sich irgend ein Landsmann des Verfassers den Spaß gemacht, dem englischen Kritiker das gerade Gegentheil dessen aufzubinden, was sich von Herrn v. Varnhagen aussagen läßt.

*) Sketches of German Life and Scenes from the War of Liberation in Germany. Part I. London, Murray, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin, bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 36. Berlin, Donnerstag den 25. März 1847.

China.

Ein chinesischer Roman.

Wang Keaou Lwan Pih Neen Chang Han, oder die blutige Rache einer jungen Frau.

„Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei": hier haben wir sie in der Auffassung eines Volkes, dem die Gabe der Phantasie von Natur nur in sehr geringem Grade zu Theil worden ist; dennoch hat auch hier das gewaltigste aller Gefühle, die Liebe in der Seligkeit der ersten Erhörung, in dem verzehrenden Schmerze des Verrathes, seine Macht bewiesen und die nüchterne verständige Darstellung mit einem erwärmenden Hauche zu durchdringen gewußt. Zwar zeigen auch die Figuren dieses Romanes die steifleinene, in Formeln erstarrte Gestalt des chinesischen Wesens, doch bewegen sie sich nicht selten in fast dramatischer Lebendigkeit und wissen die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Die Erzählung ist einer größeren chinesischen Sammlung entnommen und im Jahre 1839 zu Canton, durch einen Engländer unter dem angenommenen Namen Sloth übersetzt, in wenigen Exemplaren gedruckt worden. Die uns vorliegende deutsche Uebersetzung des Herrn A. Böttger ist eine Uebertragung jener englischen.*) Dem Stile nach gehört das Werkchen, nach Angabe des englischen Uebersetzers, zu keiner der beiden gebräuchlichen chinesischen Schreibarten, weder zu der älteren klassischen, noch zu der neuren sogenannten feinen Mandarinensprache, sondern ist in der Umgangssprache des gemeinen Lebens abgefaßt, etwa der prosaischen Dialogform zu vergleichen, deren sich Shakespeare in seinen Dramen häufig bedient. Der Engländer klagt namentlich über die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit welchen die Uebertragung der vielen eingestreuten Verse verknüpft war, und die sich in keiner anderen Poesie in gleichem Maße wiederfinden. Sie entspringen aus den conventionellen Redefiguren, Vergleichungen und Anspielungen, die nur dem wissenschaftlich gebildeten Chinesen geläufig sind, den Geschäftsleuten aber, auf welche allein sich der Umgang der Europäer beschränkt, selbst zum großen Theile unverständlich bleiben. Da die Fabel der kurzen Novelle ziemlich einfach ist, können wir unseren Lesern einen gedrängten Auszug derselben mittheilen.

Während eines Krieges gegen die rebellischen Mearutße Barbaren im Jahre 1458 kam der Oberst Wang chung mit seiner Heeresabtheilung zu spät an und ward deshalb zu einem Capitain degradirt und nach der Militair-Station Nanpang in der Provinz Honan versetzt. Seine Familie bestand aus einer Frau, einer Schwägerin, Tante Tsaou genannt, einem Sohne und zwei Töchtern, von denen die ältere, Keaou Lwan, ein Ausbund von Schönheit und Gelehrsamkeit, noch eines ihrer Vorzüge würdigen Gemahles harrte, während die jüngere bereits als Kind einem Vetter verlobt worden war. Im benachbarten Hause wohnte ein Professor, Namens Chow, mit seinem Sohne Ting chang, welcher den Grad eines Bakkalaureus besaß. Eines Tages vergnügte sich Keaou Lwan im Garten auf der chinesischen Schaukel, als sie plötzlich den ihr persönlich noch unbekannten jungen Gelehrten gewahrte, der ihr durch eine Oeffnung der Gartenmauer zuschaute und Bravo! Bravo! rief. Sie entfernte sich sogleich mit seltsamer Unruhe im Herzen, der Bakkalaureus aber sprang über die Mauer, in der Hoffnung, weitere Auskunft über die junge Schöne zu entdecken. Im Grase fand er ein langes Halstuch von duftiger Gaze, und da er Fußtritte vernahm, zog er sich eiligst mit seinem Raube zurück. Es war die Dienerin der reizenden Nachbarin, welche das verlorene Tuch suchte. Bald entspann sich eine Unterhaltung zwischen Beiden, die zu einem poetischen Briefwechsel Ting chang's und Keaou Lwan's führte, aus welchem nur gar zu schnell hervorging, daß Beide in Liebe zu einander entbrannt waren. Doch wie sollte der junge Gelehrte zum ungehinderten Umgange mit seiner Angebeteten gelangen? Die Leidenschaft machte ihn erfinderisch. Er wußte seinen Vater zu überreden, daß der Aufenthalt in dem engen, geräuschvollen Kollegium der Vollendung seiner Studien hinderlich sey, und erreichte dann durch die Vermittelung desselben die Aufnahme in das Haus und die Familie des Capitain Wang, indem dessen Frau, die denselben Familiennamen, Chow, führte, als der Professor, nach chinesischer Sitte seine Adoptivtante ward. Der alte Herr Wang wies dem neuen Neffen zwar eine abgesonderte Wohnung an und erlaubte ihm nicht, mit seiner Tochter zu verkehren, doch als die Schöne vor Sehnsucht krank ward und der Bakkalaureus, medizinische Kenntnisse vorgebend, ihr rasch zur Besserung verhalf, schwand dem Vater alle Besorgniß, und er beförderte sogar fortan den Umgang der jungen Leute.

Das Verhältniß ward immer vertraulicher. Tante Tsaou, die man in das Geheimniß gezogen hatte, rieth endlich zu einer in China nicht anstößigen und sogar häufig vorkommenden heimlichen Vermählung. Es wurden demnach vier gleichlautende Heirats-Kontrakte aufgeschrieben, einer derselben vor Himmel und Erde verbrannt, um die guten und bösen Geister zu Zeugen anzurufen, der andere der Tante Tsaou zum Zeugniß für künftige Zufälle eingehändigt, den dritten und vierten behielten die beiden Vermählten. Tante Tsaou sprach darauf einen feierlichen Fluch über die Untreue, reichte dem Liebespaare Früchte und süßen Wein, trank einen Becher auf ihr Wohl, und die Ceremonie war vollendet. So lebten die Glücklichen wohl ein halbes Jahr, als der Professor Chow in eine höhere Stellung nach der im Westen gelegenen gebirgigen Provinz Szechuen versetzt ward; diesmal jedoch war in Ting chang die Liebe noch zu mächtig; durch mancherlei Entschuldigungen und Vorwände wußte er seinen Vater zu bewegen, daß dieser ihn in Nanpang zurückließ.

Wiederum war ein halbes Jahr verflossen, als Ting chang aus der Pekinger Zeitung ersah, daß sein Vater das Klima des neuen Wohnorts nicht habe vertragen können und mit Erlaubniß des Kaisers nach seiner Heimat zurückgekehrt sey. Da regte sich auch in ihm das Verlangen, Aeltern und Heimat wiederzusehen, und von Lwan selbst in seinem Vorhaben bestärkt, reiste er ab, mit dem Versprechen, spätestens in Jahresfrist zurückzukehren. Doch sein Vater überraschte ihn sogleich bei seiner Ankunft in Werkeang mit dem Vorschlage, ein schönes und sehr reiches Mädchen aus vornehmer Familie zu heiraten. Nach kurzem Zögern willigte er ein und hatte seine bisherige Gemahlin gar bald vergessen.

Die arme verlassene Keaou Lwan harrte indeß geduldig der Wiederkehr des Gatten. Endlich, als die gesetzte Frist verstrichen und weder der Ersehnte noch auch nur die geringste Kunde von ihm angelangt war, benutzte sie zu verschiedenen Malen Gelegenheiten, um an ihn zu schreiben und Nachricht von ihm einzuziehen. Selbst seine ausweichenden Antworten konnten ihren Glauben an seine Treue nicht überwältigen, bis sie zuletzt nach jahrelangem vergeblichen Hoffen durch einen treuen Boten den ganzen Umfang ihres Unglücks erfuhr. Alle Ermahnungen der Tante Tsaou, des Ungetreuen zu vergessen und in den Armen eines anderen Gemahles Ersatz für den Verlust zu suchen, blieben fruchtlos. Sie packte ihren ganzen früheren Briefwechsel, einige Gedichte und die Heirats-Kontrakte zusammen, versiegelte sie mit dem Amtssiegel ihres Vaters und schrieb darauf die Adresse: „Capitain Wang, welcher das Siegel der Militair-Station von Nan Yang verwahrt, sendet dies an den Haupt-Magistrat von Werkeang in dem kaiserlichen Distrikt von Sochow, um es zu eröffnen in dem kaiserlichen Gerichtssaal." Darauf übergab sie das Paket einem Boten zur Besorgung, ging in ihr Zimmer, verschloß die Thür und erhängte sich mit dem Gazetuch, welches die Veranlassung aller ihrer Schmerzen gewesen war.

Als das Paket zu Händen des Magistrats von Werkeang gelangte, befand sich zufällig ein auf einer Inspectionsreise begriffener kaiserlicher Censor am Orte. Dieser hatte von dem Inhalte der Schriften nicht sobald Kenntniß genommen, als er Ting chang ergreifen ließ und, nachdem er durch Erkundigungen in Nanpang die Bestätigung der Wahrheit erfahren, das Urtheil verkündigte. „In eurem Heirats-Kontrakte", sprach er, „steht geschrieben: Wenn der Mann das Weib hintergeht, sollen zahllose Pfeile seinen Körper treffen. In Ermangelung der Pfeile sollst du mit Stöcken, gleich einem Hunde, todtgeschlagen werden, so daß du als ein Beispiel allen ehrlosen Schurken in Zukunft dienen mögest." Auf einen Wink stürzten die Gerichtsdiener herbei und schlugen mit wildem Lärmen den unglücklichen Verbrecher, von dessen Körper die Stücke nach allen Richtungen in der Halle umherflogen. Im nächsten Augenblicke bezeichnete nur ein blutiger häßlicher Klumpen den Körper des Verräthers der armen unglücklichen Lwan.

Der Verfasser des chinesischen Romanes hat demselben eine ganz kurze Geschichte ähnlichen Inhalts, gewissermaßen als Einleitung, vorausgesendet, in deren Gestalten und Stil wir deutlich die Volkssage erkennen, welche durch charakteristische Züge aus dem Volksglauben ein höheres Interesse gewinnt. Ein Kaufmann, Changpih, erzählt sie, wurde einst nach Vollendung seiner Geschäfte im Hauptorte seines Bezirkes von der hereinbrechenden Nacht überrascht und gezwungen, in einer außerhalb der Stadt gelegenen Herberge

*) Leipzig, Jurany, 1846, 111 SS. 8. mit passenden Verzierungen und Einband.

Nachtlager zu suchen. Aber das Haus war bereits mit Fremden überfüllt und schien keinen Raum mehr für ihn zu haben. Da gewahrte er ein verschlossenes, unbewohnt scheinendes Gemach und fragte den Wirth, warum er ihm dieses nicht einräumen wolle? Der Wirth erwiederte: „In diesem Zimmer, werther Herr, sind Geister oder Teufel, und ich wage nicht, Gäste darin zu beherbergen.“ Weil aber Changyih unerschrocken blieb und durchaus eingelassen zu seyn begehrte, willfahrte ihm endlich der Wirth, und nachdem er ihn mit den gewünschten Bedürfnissen versorgt hatte, überließ er ihn seinem Schicksale.

Der Kaufmann fegte den Staub vom Lager, verzehrte sein Abendbrod, verschloß die Thür, entkleidete sich und legte sich furchtlos zu Bett. Kaum war er eingeschlafen, als ihm träumte, daß eine schöne, stattliche Frau sich zu ihm geselle und sein Lager theile; wie groß war seine Verwunderung, als er sie beim Erwachen wirklich an seiner Seite fand. Er fragte, wer sie sey, und sie erwiederte: ich bin das Weib eines Nachbars, und weil mein Mann nicht daheim ist, fürchtete ich mich, allein zu schlafen; doch für jetzt frage nicht weiter, später wirst Du Alles erfahren. Changyih beruhigte sich bei dieser Erklärung, bis nach einigen Tagen der Wirth zufällig des Umstandes gedachte, daß sich vor Jahren in jenem Zimmer eine Frau erhängt habe und es seitdem dort nicht geheuer sey. In der nächsten Nacht fragte er die Unbekannte, ob sie der Geist der Erhängten sey? Sie bejahte es ohne Verzug und erzählte ihm die Geschichte ihres Lebens, aus welcher sich ergab, daß sie sich aus Gram über einen treulosen Liebhaber den Tod gegeben. Changyih gestand, daß er den Ungetreuen kenne, und gab auf Verlangen des Geistes Auskunft über seinen gegenwärtigen Aufenthalt und seine äußere Lage.

Nach zwei Tagen, als Changyih heimkehren wollte, sagte die Frau zu ihm: „Ich habe ein heftiges Verlangen, Dir zu folgen und bei Dir zu bleiben“, und als der Kaufmann sich geneigt erklärt hatte, sie mit sich zu nehmen, hieß sie ihn ein hölzernes Täfelchen bereit halten, mit der Aufschrift: „Dies ist die Tafel des Geistes des Fräulein Neen urh“, sobald er das Täflein hervorlange und sie rufe, werde sie sogleich erscheinen; ferner zeigte sie ihm funfzig Silberthaler, die sie unter dem Bette vergraben. Der Kaufmann nahm das Geld, besorgte das Täfelchen und zog heim. Seine Frau war mit dem Berichte über das Vorgefallene zwar nicht sonderlich zufrieden, doch beruhigte sie sich bei dem Anblicke der funfzig Thaler. Des Nachts als Changyih sich mit seiner Ehehälfte zu Bette legte, stellte sich auch wieder die Fremde ein, das Seltsamste aber war, daß das Bett weder enger noch schmäler zu seyn schien.

Nach ungefähr zehn Tagen sagte die gespenstige Dame zu Changyih: ich habe eine alte Schuld in der Hauptstadt ausenstehen, vielleicht thätest Du mir den Gefallen und triebest sie mit mir ein? Der Kaufmann, in der Hoffnung, für sich selbst Nutzen daraus zu ziehen, sagte es ihr sogleich zu, miethete ein Boot und stellte das Täfelchen sorgfältig mitten hinein. Die Fremde begleitete ihn bei Tage wie bei Nacht. Nachdem sie einige Tage gefahren waren, gelangten sie an das Südthor der Hauptstadt, und die Frau sagte: ich werde jetzt in Yangihuen's Wohnung gehen, um die Schuld einzufordern. Mit diesen Worten war sie bereits ans Land gesprungen, und Changyih sah sie ganz deutlich in einen Laden treten, welchen er an der Aufschrift als denjenigen Yangihuen's erkannte. Er wollte ihr eben folgen, als die Dienerschaft voll Angst und Schrecken schreiend und weinend aus dem Hause stürzte. Ein Bursche aus dem Laden belehrte Chagyih über die Ursache dieses Auftritts. „Mein Herr Yangihuen“, sagte er, „war ganz gesund, als ihm auf einmal irgend ein verwünschter Geist oder Teufel entgegentrat, denn das Blut stürzte ihm aus allen neun Löchern des Leibes — er ist todt.“

Changyih zweifelte nicht, daß Neen urh ihn getödtet habe, schlich ganz still nach seinem Boote, nahm das Täfelchen und rief ungestüm den Geist an, aber der ließ sich weder hören noch sehen. Changyih begriff nun, daß die alte Schuld in der Hauptstadt in der Rache bestand, die das Weib an Yangihuen auf Erden genommen hatte, als Lohn für sein treuloses Betragen gegen sie.

Nord-Amerika.

Blindheit und Blinden-Anstalten.

Von W. H. Prescott.

(Schluß.)

Der Blinde besitzt vielleicht auch nicht denjenigen Grad von feinem Gefühl, für den die Sehenden empfänglich sind. Es ist schwer zu sagen, wie viel bei unserer ersten Erziehung von den Blicken, dem Stirnrunzeln, dem Lächeln, den Thränen, kurz, von dem Beispiele derer abhängt, die über uns gestellt sind oder uns umgeben. Von all diesen Wahrnehmungen ist das blinde Kind natürlich ausgeschlossen, und doch sind sie die reichsten Quellen des Mitgefühls. Wir empfinden wenig für die Freuden und Trübsale, von denen wir nicht Zeuge sind. „Aus den Augen, aus dem Sinn“, sagt das Sprüchwort. Daher wenden sich die Menschen auch so leicht vom Elend ab, das sie nicht erleichtern können oder aus Selbstsucht nicht erleichtern wollen. Daher kömmt es auch, daß Menschen, deren mitleidige Herzen bluten würden, wenn sie eine grausame Handlung an einem großen Thiere, wie z. B. einem Pferde oder Hunde, verüben sehen, einen Schwarm von Insekten, deren zarter Körperbau und deren Todeskämpfe dem bloßen Auge unbemerklich, ohne Theilnahme durch einen Fußtritt vernichten. Die leichteste in unserer Gegenwart vorfallende Verletzung ergreift uns unendlich mehr als die Nachricht von der mörderischsten Schlacht, oder der Plünderung der volkreichsten und blühendsten Stadt in einem fernen Lande. In gleicher Weise, kann man ohne große Uebertreibung sagen, ist die Lage der Blinden eine verhältnißmäßig entfernte von der sichtbaren Welt, von dem täglichen Anblick der aus Kummer und Freude gemischten Ereignisse, deren größter Nutzen vielleicht darin besteht, unser Mitgefühl für unsere Mitgeschöpfe zu wecken.

Man hat behauptet, daß die Blinden dem religiösen Gefühle weniger zugänglich sind. Sie müssen allerdings unempfindlich seyn gegen die Großartigkeit des Schauspiels, das sich an jedem Tage unseres Lebens unseren Sinnen aufdrängt. Die prachtvolle Himmelskarte mit „jedem Sterne, der in der klaren Wölbung einer Winternacht in unser Auge strahlt;“ wird für sie nicht entrollt. Die Veränderungen der Jahreszeiten mit allen ihren schönen Abwechselungen in Farbe und Gestalt, und jede Herrlichkeit der Schöpfung, welche die Seele zur Bewunderung des Schöpfers und zur Dankbarkeit für ihn erhebt, sind für sie nicht da. Ihre Welt wird von dem kleinen Kreise begränzt, den sie mit ihren Armen umspannen können. Alles, was darüber hinausliegt, hat für sie keine wirkliche Existenz. Dies scheint auf das Gemüth des Mathematikers Saunderson eingewirkt zu haben, dessen Begriffe von der Gottheit zuletzt erstaunlich lose und unbestimmt gewesen zu seyn scheinen. Der Geistliche, der ihn in seinen letzten Stunden besuchte, bemühte sich, ihm die Gewißheit vom Daseyn Gottes einzuprägen, die aus dem staunenswerthen Mechanismus des Weltalls hervorgeht. „Ach“, sagte der sterbende Blinde, „ich bin verurtheilt gewesen, mein Leben in Finsterniß zu verbringen, und Sie sprechen mir von Wundern, die ich nicht begreifen kann, und die nur von Ihnen und denen, die, wie Sie, sehen, empfunden werden können!“ Als er an den Glauben von Newton, Leibnitz und Clarke erinnert ward, Geister, von denen er so viele Belehrung geschöpft hatte und für die er die größte Ehrfurcht empfand, bemerkte er: „Newtons Beweis ist nicht so stark für mich, als der der Natur für ihn war; Newton glaubte an das Wort Gottes selbst, während ich darauf beschränkt bin, an Newtons Wort zu glauben.“ Mit dem Ausruf: „Gott Newton's, sey mir gnädig!“ verschied er.

Dies kann man indeß als die kindischen Aufwallungen eines skeptischen und sich getäuscht glaubenden Geistes betrachten, der über ein Gebrechen ungeduldig war, das, wie er einsah, ihn am Vorschreiten in der wissenschaftlichen Laufbahn hinderte, welcher er sich so eifrig gewidmet hatte. In Bezug hierauf beschrieb er auch ohne Zweifel sein Leben als ein solches, das „ein langer Wunsch und eine fortwährende Entbehrung sey.“

Es ist vielmehr anzunehmen, daß es im Zustande der Blinden gewisse Eigenthümlichkeiten giebt, welche die oben beschriebenen ungünstigen Umstände mehr als aufwiegen und entschieden darauf gerichtet sind, ein gottesfürchtiges Gefühl in ihnen zu erwecken. Sie sind einem schweren Mißgeschick preisgegeben, welches, wie in allen solchen Fällen, das Herz zu ernster Betrachtung und, wenn es dauernd und unheilbar ist, zu leidender Ergebung stimmt. Ihre Lage überhebt sie nothwendig den meisten jener Versuchungen, die uns in der Welt so bitter verfolgen — jenen stürmischen Leidenschaften, die, in allgemeiner Eifersucht, den Menschen vom Menschen trennen und den süßen Becher des geselligen Lebens verbittern — jenen schmutzigen Lüsten, die uns zum Thiere herabwürdigen. Sie sind im Gegentheil für die heilsamsten Einflüsse empfänglich. Ihre Beschäftigungen sind ruhiger und oft rein geistiger Natur. Ihre Freuden schöpfen sie aus der Freundlichkeit des häuslichen Umgangs; und die den Personen in ihrer abhängigen Lage fast immer zu erweisenden Aufmerksamkeiten bewirken, daß auch sie stets gegen Andere eine freundliche Gesinnung hegen. Kurz, der einförmige Verlauf ihres Lebens ist der Art, daß er sie von selbst zur Ergebung, Heiterkeit und Fröhlichkeit stimmt; daher sind auch, so weit unsere Erfahrung reicht, dies die eigenthümlichen Charakterzüge der Blinden.

Die Heiterkeit, welche man meistens bei den des Gesichts beraubten Personen antrifft, führt uns zu dem Schluß, die Blindheit im Ganzen für ein geringeres Unglück als die Taubheit zu halten. Der Taube sieht fortwährend Freuden und Geselligkeits-Aeußerungen, an denen er nicht theilnehmen kann. Er ist der Gast bei einem Mahle, das er nicht mitgenießen, der Zuschauer einer Bühne, von der er keine Silbe verstehen kann. Ist auch der Blinde von gleich wichtigen Quellen des Genusses ausgeschlossen, so hat er doch wenigstens den Vorzug, das, was er verloren hat, nicht wahrzunehmen, ja selbst nicht zu verstehen. Man kann noch hinzufügen, daß vielleicht die größte Entbehrung in Folge der Blindheit in der Unfähigkeit zu lesen, wie die der Taubheit im Verlust der geselligen Freuden besteht. Nun können aber die Augen eines Anderen in gewissem Grade diesen Mangel des Blinden ersetzen, während keine Kunst dem Tauben einen entsprechenden Ersatz für die Entbehrungen zu gewähren vermag, zu denen er im geselligen Leben verurtheilt ist. Er kann nicht mit den Ohren eines Anderen hören. Da es indeß nicht zu leugnen ist, daß Blindheit abhängiger macht als Taubheit, so mögen wir uns mit dem Schlusse begnügen, daß jene für den Reichen, diese für den Armen vorzuziehen sey. Man wird begreifen, daß unsere Bemerkungen nur auf solche anwendbar sind, welche der Fähigkeiten des Gesichts oder des Gehörs gänzlich beraubt sind. Ein Mensch, dessen Gesicht nur zum Theil geschwächt oder zerstört ist, befindet sich in der nämlichen oben vom Tauben geschilderten Tantalusqual, und man wird daher finden, daß ein solcher gewöhnlich ungeduldiger und reizbarer und daher weniger glücklich ist als der ganz blinde. Bei alle dem zweifeln wir, ob sich unter unseren Lesern auch nur Einer finden dürfte, selbst wenn er die Richtigkeit unserer Bemerkungen zugesteht, der nicht eine theilweise Blindheit einer gänzlichen, und Taubheit beiden Arten vorziehen würde. So groß ist das Vorurtheil für das Auge!

Geduld, Beharrlichkeit, Gewohnheit, Fleiß und vor Allem ein brennen-

der Wissensdurst werden ziemlich allgemein als Charakterzüge der Blinden betrachtet und tragen viel zur Erleichterung ihrer Erziehung bei, die sich sonst als etwas langweilig und sogar als zweifelhaft in ihren Erfolgen erweisen müßte, in Betracht der furchtbar großen Hindernisse, die zu überwinden sind.

Es ist wahrscheinlich die Betrachtung dieser moralischen Eigenschaften, so wie der von uns geschilderten Lernfähigkeit der Blinden gewesen, die den wohlwollenden Hauy, im Verein mit der philanthropischen Gesellschaft von Paris, veranlaßte, daselbst im J. 1784 die erste jemals versuchte Erziehungs-Anstalt für dieselben zu eröffnen. Diese Anstalt erfuhr während der darauf folgenden Revolutionszeit mehrere, jedoch nicht verbessernde Umänderungen, bis sie 1816 die achtungswerthe Grundlage erhielt, auf welcher sie jetzt, unter der Leitung des Dr. Guillé, besteht, dessen unermüdliche Anstrengungen mit den wohlthätigsten Erfolgen gesegnet sind.

Wir wollen eine kurze Uebersicht von dem unter seiner Leitung befolgten Erziehungsplane geben, wie er ihn in der schätzbaren Abhandlung, auf die wir bereits Bezug genommen, dargelegt hat, und in welcher er gelegentlich einen Blick auf den in der entsprechenden Anstalt zu Edinburg angenommenen Unterrichtsplan wirft.

Der Hauptzweck, der jedem Erziehungsplane für Blinde zum Grunde liegt, ist, die Aufmerksamkeit des Zöglings auf solche Lerngegenstände und Handfertigkeiten zu richten, die er nachher durch eigene Anstrengung und Hülfsmittel ohne äußerliche Hülfe betreiben kann. Man lehrt sie in Paris das Lesen durch das Befühlen von Metallbuchstaben, und in Edinburg durch Buchstaben, die auf dem Papier en relief hervorstehen. Wenn sie vorher buchstabiren können, was ihnen leicht beigebracht werden kann, ehe sie in die Anstalt eintreten, dann lernen sie mit großer Leichtigkeit die verschiedenen Buchstaben unterscheiden. Ihre Wahrnehmungen werden durch Uebung so fein, daß sie auch den kleinsten Relief-Buchstaben zu erkennen vermögen, und wenn die Finger ihnen versagen, unterscheiden sie ihn sogleich durch Anwendung der Zunge. Auf ähnliche Weise werden sie in mathematischen Figuren unterwiesen, nachdem man von der von Saunderson erfundenen Aufzeichnungstafel, deren man sich einst in der Pariser Anstalt bediente, als weniger einfach und klar, abgegangen ist, wiewohl man seine Zeichen zur Darstellung geometrischer Figuren beibehalten hat.

Da es verlorene Arbeit seyn würde, die Kunst des Lesens zu erlernen, ohne Bücher zum Lesen zu haben, so sind mehrere Versuche gemacht worden, diesem Mangel abzuhelfen. Die erste Anweisung zu der jetzt angenommenen Form zum Druck dieser Bücher erhielt man durch das Aeußere der Rückseiten eines Druckes, der so eben aus der Presse kam. Um dies nachzuahmen, werden ungeschwärzte Lettern, und größer als die gewöhnlichen, auf einem Bogen festen Papiers stark eingedrückt, bis sie sich erhaben genug darstellen, daß ein Blinder sie durch das Gefühl unterscheiden kann. Die Franzosen haben die italiänische Handschrift, oder eine derselben sehr ähnliche, zur Bildung ihrer Lettern angenommen, während die Schotten eine eckigere und mehr geradlinige erfunden haben.

Es sind schon mehrere wichtige Werke auf diese Weise gedruckt worden, als: ein Theil der heiligen Schrift, Katechismen und Andachtsbücher zu täglichen Gebeten, Sprachlehren, eine Erdbeschreibung, eine allgemeine Geschichte, eine Auswahl aus englischen Dichtern und prosaischen Schriftstellern, eine Literaturgeschichte, mit einer Sammlung der auserlesensten Muster französischer Beredsamkeit. Bei alle dem ist die Buchdruckerkunst für Blinde noch in ihrer Kindheit. Die Buchstaben sind so schwerfällig, und der Blätter (die nicht auf der Rückseite bedruckt werden können, da dies die Buchstaben auf der vorderen Seite abflachen würde) müssen nothwendig so viele werden, daß sie einen Band ungemein dick und deshalb kostspielig machen. Das Evangelium Johannis z. B. nimmt drei große Oktavbände ein. Es müssen daher noch fernere Verbesserungen gemacht werden, ehe die Erfindung in größerem Maaße nützlich werden kann. Man hat keinen Grund zu zweifeln, daß dies einmal geschehen werde, denn erst durch lange und wiederholte Versuche ist die Buchdruckerkunst, wie sie jetzt angewendet wird, und jede andere Kunst zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gelangt. Vielleicht wird ein Verfahren wie das der Stenographie angenommen, welches, wenn es auch dem Lernenden anfangs einige Mühe mehr verursacht, ihn doch durch die zusammengedrängten Formen und daher wohlfeilere und zahlreichere Ausgaben, die dadurch erlangt werden könnten, hinreichend entschädigt. Vielleicht könnte eine Schwärze, oder ein anderer festerer Stoff, als der, dessen man sich beim Druck bedient, erfunden werden, der, wenn er vermittelst der Lettern auf das Papier gebracht wird, eine hoch genug erhabene Schrift erzeugte, die durch das Gefühl unterschieden werden könnte. Wir haben einen Blinden gekannt, der die Buchstaben in einem Notenhefte entziffern konnte, auf die man mehr Schwärze als gewöhnlich aufgetragen hatte.

Eine Lehrweise beim Unterricht im Schreiben ist, den Stift oder Griffel in eine nach der Form der verschiedenen Buchstaben geschnittene Vertiefung zu leiten. Indeß bedient man sich auch anderer Lehrarten, die zu verwickelt sind, um hier beschrieben zu werden, nach welchen der Blinde befähigt wird, nicht nur zu schreiben, sondern auch zu lesen, was er geschrieben hat. Es ist auch ein tragbarer Schreibkasten von Blinden erfunden worden, die, wie man bemerkt hat, am sinnreichsten sind, wenn es gilt, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, da sie dieselben am besten kennen. Eine sehr einfache Art brieflicher Unterhaltung vermittelst eines Schnur-Alphabets, wie man es nennt, das aus einer Schnur oder einem Bande besteht, worin Knoten verschiedener Größe gewisse Klassen von Buchstaben bezeichnen, ist von zwei Blinden in Edinburg erfunden worden. Vermöge dieser Erfindung, die so einfach ist, daß sie auch von einem nur gewöhnlich Begabten in einer Stunde begriffen werden kann, können, wie man versichert, Gedanken eben so genau mitgetheilt werden, wie mit der Feder. Eine uns bekannte blinde Dame indeß, die es durch Verstand und Geist dahin gebracht, viele Schwierigkeiten ihrer Lage zu überwinden, giebt, nach einem in dieser Erfindung angestellten Versuche, der von ihr gewöhnlich angewendeten Art den Vorzug, die Buchstaben mit einer Nadel in das Papier zu stechen, eine Verrichtung, die sie mit staunenswerther Schnelligkeit vollbringt, und die, außer dem Vorzuge, den das Schnur-Alphabet gewährt, durch das Gefühl lesbar zu seyn, den Zwecken einer brieflichen Mittheilung vollkommen entspricht, da die Schrift durch Jeden entziffert werden kann, der sie gegen das Licht hält.

Der Unterrichtsplan in der Blinden-Anstalt von Paris umfaßt Erdbeschreibung, Geschichte, das Griechische, Lateinische, so wie die französische, italiänische und englische Sprache, Rechnen und die höhere Mathematik, Musik und einige der nützlichsten Handfertigkeiten. Für Mathematik scheinen die Zöglinge eine natürliche Anlage zu offenbaren; denn viele von ihnen machen so große Fortschritte, daß sie nicht nur den öffentlichen Vorlesungen der gelehrtesten Professoren in den verschiedenen Wissenschaften beiwohnen, sondern auch die höchsten Preise in den öffentlichen Lehr-Anstalten um die Wette mit denen davontragen, die den Vortheil des Augenlichtes vor ihnen voraus haben. In der Musik machen sie alle, wie wir vorher erwähnten, größere oder geringere Fortschritte. Sie werden vorzüglich im Orgelspiel unterrichtet, was, wegen dessen häufiger Anwendung in den Kirchen, ihnen eines der natürlichsten Mittel gewährt, sich einen Unterhalt zu schaffen.

Das eingeführte Lehrverfahren ist das des gegenseitigen Unterrichts. Man hat sich überzeugt, daß die Blinden am leichtesten und schnellsten von denen lernen, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden. Zwei Lehrer und eine Lehrerin genügen auf diese Weise zur Aufsicht von achtzig Schülern, was, wie man in Betracht der zu überwindenden Schwierigkeiten gestehen muß, ein geringer Aufwand ist, um so ausgebreitete Erfolge zu erlangen.

Bei ihrem Unterricht in Handarbeiten scheint man zwei Grundsätze im Auge zu behalten, nämlich für jeden Einzelnen solche zu wählen, die für seinen künftigen Aufenthaltsort und seine Umgebung sich am besten eignen, da z. B. die für einen Seehafen passendsten Handwerke am wenigsten für das Land, und so umgekehrt, geeignet sind; zweitens ihre Aufmerksamkeit auf solche Beschäftigungen zu beschränken, die ihnen, ihrer Natur nach, am meisten zusagen und von Personen in ihrer Lage am besten betrieben werden können. Es ist unsinnig, Hindernisse zu vervielfältigen, aus bloßer Eitelkeit, sie zu besiegen.

Für die Buchdruckerkunst zeigen die Blinden besondere Fähigkeit, indem sie alle Arbeiten des Setzens, des Druckens und des Ablegens der Buchstaben mit der nämlichen Genauigkeit verrichten wie die Sehenden. In der That scheint ein großer Theil dieser mechanischen Beschäftigungen bei den Sehenden mehr das Ergebniß der Gewohnheit als der Uebung des Auges zu seyn. Die Blinden drucken sich alle zu ihrem eigenen Gebrauch bestimmten Bücher selbst. *)

Frankreich.

Neueste Reisebriefe von Alexandre Dumas.

Die Schuld, welche der Marquis de la Pailleterie, vulgo Alexandre Dumas genannt, an das Journal Emil Girardin's, die „Presse", bei Strafe neuer Geldbußen abzutragen hat, nachdem er wegen nicht zu rechter Zeit erfüllter Feuilleton-Verbindlichkeiten schon sein Theil hat zahlen müssen, ist in ihren ersten Raten diesem Blatte zugegangen, und zwar in der Gestalt von „Reise-Eindrücken", die der Schuldner auf seiner „großen Mission" nach Spanien und Afrika gesammelt hat. Sie sind, nach der Anzeige der „Presse", in „mehreren Bänden von Briefen" niedergelegt, aber nur eine „Auswahl" davon, wahrscheinlich bis die rückständige Zeilenzahl voll ist, soll in dem Feuilleton des Girardinschen Journals erscheinen. Der Prozeß, in welchen dieses mit dem Autor verwickelt worden, hat übrigens dasselbe keinesweges in der Anpreisung seiner Werke herabgestimmt: „Es ist bekannt", sagt es, „welchen unermeßlichen Erfolg die früheren Reise-Eindrücke des Verfassers gehabt; die, welche er aus den beiden so eben von ihm durchreisten Ländern mitgebracht, werden keine geringere Neugier und Spannung erregen."

Diese Reise des Herrn Dumas hat durch die Interpellationen, welche sie in der Deputirten-Kammer veranlaßte, und durch die großartige Bedeutung, welche der literarische Tourist selbst, in dem hohen Bewußtseyn von der Wichtigkeit seiner Person, ihr beilegte, eine gewisse Berühmtheit erhalten. Prinzen und Minister haben sich um die Freundschaft des Herrn Marquis de

---

*) Was Herr Prescott hieran nun noch weiter als Wink für die Direktoren der bei Abfassung dieses Aufsatzes (1830) eben begründeten Blinden-Anstalt des Staates Massachusetts knüpft, hat jetzt nur noch ein historisches Interesse, da diese Anstalt seitdem, wie auch aus der Schilderung hervorgeht, die Boz (Dickens) von ihr in seinen amerikanischen Skizzen entwirft, einen ausgezeichneten Ruf sich erworben. Wir glauben daher, diese ihre ersten Versuche begleitenden Anmerkungen und Rathschläge hier übergehen zu können, und wollen nur noch gelegentlich bemerken, daß Herr Prescott aus den Angaben über die Zahl der Blinden im Staate Massachusetts den Schluß zieht, daß die Blindheit in Neu-England verbreiteter sey, als Zeune für die entsprechenden Breitengrade in der alten Welt annehme, wo, nach der Theorie des Letzteren, die Blindheit in dem Grade zunimmt, als man sich von den beiden Polen dem Aequator nähert. So soll in Aegypten schon Einer unter hundert Menschen, in Norwegen aber nur Einer unter Tausend blind seyn. In den sechs Staaten Neu-Englands soll es im J. 1830 (wo ein Theil dieser Staaten, wie Maine, Vermont und Connecticut, nur noch dünn bevölkert war) schon 1630 Blinde gegeben haben, von denen ein Fünftel weniger als 20 Jahre alt war. Die Abhandlung des Herrn Prescott befindet sich übrigens vollständig in seinen 1845 in London erschienenen „Biographical and critical Miscellanies". D. R.

la Pailleterie gedrängt, ein Staatsschiff, dessen Dienst täglich 1500 Francs kostet, ist auf beliebige Zeit zu seiner Verfügung gestellt worden, er hat 12 gefangene Franzosen durch seine Intervention aus den Händen der Araber und vom Tode gerettet, er hat durch seine Beobachtungen in Algier schiefsehende Deputirte richtig beobachten lehren sollen, und wer weiß was noch sonst Alles. Zwar ist ein Theil dieser vor den Schranken des Gerichts feierlich von Herrn Dumas verkündeten Thatsachen durch anderweitige Aufklärungen ganz in das Reich der Phantasmagorieen verwiesen, ein Theil in etwas anderem Lichte dargestellt worden; aber so viel scheint doch keinem Zweifel zu unterliegen, daß man von gewissen Seiten auf Verleugnung des Selbstgefühls einer solchen Macht, wie Alexandre Dumas zu seyn sich bewußt ist, mit etwas zu gutmüthigem Vertrauen gerechnet hatte.

Welche Höhe dies Selbstgefühl erreicht hat, davon mögen einige Proben aus seinen ersten Briefen eine Vorstellung geben, denen man übrigens, von der naiven Autor-Eitelkeit abgesehen, die unterhaltende Lebhaftigkeit der französischen causerie nicht absprechen kann. Die Grazien erscheinen nur bei diesem „geistreichen Geschwätz" nicht immer in ganz sauberer Toilette. Der Autor richtet die Briefe an eine ungenannte Dame, der er zuerst aus Bayonne unterm 5. Oktober die Präliminarien seiner Reise schildert, wobei er gelegentlich eine charakteristische Erzählung von dem angeblichen Ursprung seines Theater-Unternehmens mit einfließen läßt.

„In dem Augenblick meiner Abreise", so hebt die Korrespondenz an, „nahmen Sie mir das Versprechen ab, Ihnen nicht etwa blos Einen Brief zu schreiben, sondern drei oder vier Bände Briefe. Sie hatten Recht: Sie kennen mich als eifrig in großen Dingen, als vergeßlich in kleinen, als gern zum Geben bereit, aber nicht wenn es sich um ein Geringes handelt ....

„Ich schreibe an Sie, meine Gnädige, weil sie einen so ernsten als enthusiastischen, gedankenvollen und kindlichen, strengen und launischen, starken und anmuthigen Geist besitzen; weil Ihre Stellung in der Welt Ihnen erlaubt, nicht Alles auszusprechen, aber Alles anzuhören; weil Sie mit Allem vertraut sind, mit Sitten, Literatur, Politik, Künsten, ich möchte fast sagen auch mit Wissenschaften; endlich, wollen Sie, daß ich es Ihnen sage, oder vielmehr, daß ich es Ihnen wiederhole, — denn ich glaube es Ihnen schon sehr oft gesagt zu haben — endlich, weil für die geistige Lebendigkeit, die man mir zuweilen hat zugestehen wollen, das in unseren Salons so heimische und jenseits der Gränzen Frankreichs so selten anzutreffende geistreiche Geschwätz das unentbehrlichste Element ist und ich an Sie nicht anders zu schreiben brauche, als schlicht und einfach so, wie ich gewöhnlich mit Ihnen plaudere. Zwar wird das Publikum der Dritte bei unserer Unterhaltung seyn, aber unsere Unterhaltung wird darunter nicht leiden. Ich habe stets bemerkt, daß ich mich geistreicher als sonst ausdrückte, wenn ich einen unbescheidenen Lauscher hinter der Thür ahnte ....

„Noch Eines, meine Gnädige; Sie scheuen jede Oeffentlichkeit, und Sie haben Recht, denn die Oeffentlichkeit ist in unseren Tagen oft so viel als die Ehrenkränkung .... Ich will Ihnen daher einen Vorschlag machen. Das schöne Italien, welches Sie so lieben, hat drei gepriesene Frauen, die ihre Berühmtheit drei göttlichen Dichtern verdanken: diese Frauen heißen Beatrice, Laura und Fiametta. Wählen Sie einen von den drei Namen, aber fürchten Sie nicht, daß ich mich darum je für Dante, Petrarka oder Boccaz halten könnte ....

„Nun also, da meine kleine Vorrede abgethan ist", fährt unser Autor fort, „so erlauben Sie mir, Ihnen auseinanderzusetzen, unter welchen Bedingungen ich reise, zu welchem Zweck ich Sie verlasse, und mit welchen Intentionen ich vermuthlich zurückkehren werde.

„Die Welt besitzt einen Mann von hoher Bildung, dessen Geist durch zehnjährige Mitgliedschaft der Akademie keinen Abbruch erlitten hat, seine feinen Sitten nicht durch funfzehnjährige Parlaments-Debatten, sein Wohlwollen nicht durch fünf oder sechs Minister-Portefeuilles. Dieser Staatsmann war zuerst Literat, und, was bei Staatsmännern etwas Seltenes ist, er ist jetzt, wo er nur noch Gesetze verfaßt, nicht eifersüchtig auf die geworden, welche noch Bücher verfassen ....

„Dieser Mann nun bekam einst Lust, mit eigenen Augen jene glühende Erde Afrika's zu sehen, die mit so viel Blut gedüngt, durch so viel unsterbliche Thaten bezeichnet ist, und wo so viel entgegengesetzte Interessen sich bekämpfen. Er machte seine Reise zwischen zwei Sessionen, und als er zurückgekehrt war, wollte dieser Mann, da er mich etwas werth hält, wollte er, von der Größe des eben gesehenen Schauspiels ergriffen, daß auch ich sehen sollte, was er gesehen .... Buckingham ließ einen kostbaren Diamant an der Stelle fallen, wo Anna von Oesterreich ihm ihre Liebe gestanden hatte. Er wollte, daß auch ein Anderer da glücklich seyn sollte, wo er selbst es gewesen.

„Eines Morgens erhielt ich also von dem Minister, dem Reisenden, Akademiker und Literaten, eine Einladung zum Frühstück. Seit fast zwei Jahren hatte ich ihn nicht gesehen: das kömmt daher, weil er viel zu thun hat und ich ebenfalls; sonst — ich erkläre es auf die Gefahr von alledem, was meine Freunde, die Republikaner, die Liberalen, die Progressisten, die Fourieristen und die Humanitarier, dazu sagen mögen — sonst würde ich ihn öfter sehen.

„Wie ich es mir gedacht hatte, die Einladung war nur ein Vorwand, ein Mittel, um sich an einem Tisch, der nicht geradezu ein Büreau wäre, mir gegenüber zu finden. Den Zweck betreffend, schlug er mir zweierlei vor: erstens, der Heirat des Herrn Herzog von Montpensier in Spanien beizuwohnen; zweitens, Algerien zu besuchen. Ich würde schon Eines von Beidem mit Dank angenommen haben, um so viel lieber also war mir Beides zusammen. So nahm ich es denn an. Das war eine sehr unkluge Speculation, wird Ihr Banquier sagen, denn ich ließ meinen Roman Balsamo um zwei Drittheile unvollendet und mein Theater beinahe fertig zurück. Aber was hilft es, meine Gnädige, ich bin nun einmal so, und Ihr Banquier würde Mühe haben, mich zu bessern.

„Nicht ohne Absicht, Sie werden es sich wohl denken, meine Gnädige, stelle ich vor das Hauptwort Theater das Besitz-Fürwort mein. Nach vernünftiger Logik hätte ich sagen sollen unser Theater. Ich weiß es wohl; aber, sehen Sie, ich bin wie die thörichten Väter, die sich nicht entwöhnen können, mein Sohn zu sagen, wenngleich das Kind von einer Amme gesäugt und von einem Lehrer erzogen worden ist. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eine neue Garantie des Friedens. Manche Politiker zerbrechen sich den Kopf über die Bedeutung des unerwarteten freiwilligen Darlehns, welches Rußland so eben den Franzosen gemacht. Einige wollen darin eine kluge Wahrnehmung des Bruches erblicken, der in der entente cordiale zwischen Frankreich und England eingetreten; Andere finden darin eine direkte oder indirekte Demonstration gegen das mitteninne liegende Deutschland; wieder Andere endlich meinen, es sey eine gefährliche Handhabe, die Frankreich dadurch den Russen gegeben, um auf seinen Staatskredit beliebig einzuwirken. Was die erste dieser Meinungen betrifft, so wird die von Rußland angebotene Summe von 50 Millionen Frs., von welchen 25 Millionen baar und 25 Millionen (auf den Wunsch der Franzosen) in Getraide geleistet werden, allerdings gerade in dem Augenblicke in Paris eintreffen, wo die von der englischen Bank geliehenen 25 Millionen Frs. an dieselbe wieder zurückgezahlt werden müssen (vgl. Nr. 18 des Magazins v. 11. Febr.), so daß der Kaiser von Rußland in Frankreich, eben so den mahnenden Engländern wie dem mahnenden Hunger gegenüber, als ein wahrer Deus ex Machina erscheint. Ferner darf man, was das zweite Moment betrifft, allerdings nicht unbemerkt lassen, daß in demselben Augenblicke, wo Rußland seinen Goldregen über Frankreich herabfallen läßt, die längst schon in großer Geldklemme befindlichen deutschen Börsen durch die Ausgabe einer neuen Serie des sogenannten Stieglitz'schen Anlehns (mit dessen Emittirung bekanntlich auch einige Berliner Häuser beauftragt sind) in Anspruch genommen werden sollten, und daß nur der sehr niedrige Cours, den man jetzt hier dafür zu bieten im Stande war, vorläufig die Ausgabe dieser neuen Serie einer Anleihe noch zurückgehalten, deren Obligationen sich großentheils, wie überhaupt die der meisten auswärtigen Anleihen Rußlands und Polens, an deutschen Börsen und in den Händen deutscher Kapitalisten befinden, während die Pariser Börse und französisches Kapital auch nicht mit einem Deut in russischen Fonds betheiligt sind. Endlich läßt sich in Bezug auf die dritte der oben aufgestellten Ansichten allerdings geltend machen, daß Rußland auf den Cours der französischen Rente durch das bedeutende Gewicht, welches es jetzt in die Waagschale derselben legen kann, einen unter Umständen gewaltigen Einfluß zu üben vermag, aber gerade dieses Moment ist es, was auch sehr viel zur Widerlegung der beiden anderen Ansichten darzubieten scheint. Denn es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß Kapitalisten ihre Gelder nur in den Fonds derjenigen Staaten anlegen, deren innere Zustände sie als konsolidirt ansehen und deren auswärtige Verhältnisse einen langdauernden Frieden versprechen. Rußland scheint demnach nicht blos seine bisherigen Ansichten in Bezug auf die unhaltbaren Grundlagen des Juli-Thrones gänzlich aufgegeben zu haben, sondern auch, bei dem, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, in den nächsten Jahren erfolgenden Ableben des greisen Königs Ludwig Philipp, die ruhige Regierung seines Nachfolgers, des noch im Knabenalter befindlichen Grafen von Paris, durch die Macht seiner Geldmittel unterstützen zu wollen. Es kann dies gewiß nur als eine neue Garantie des europäischen Friedens gelten. Würde Rußland wohl eine so bedeutende Geldsumme — und wäre es auch nur die Cours-Differenz — auf das Spiel setzen, wenn es den nahen Ausbruch eines Krieges für möglich hielte? Ja was seine veränderten Ansichten in Bezug auf das Haus Orleans betrifft, so wird man Rußland hierzu nur Glück wünschen können, das dadurch zugleich seine ihm früher beigemessenen Kriegsgelüste förmlich desavouirt. Ist aber die Fortdauer des europäischen Friedens verbürgt, so hat es im Grunde nur wenig auf sich, ob es Rußland oder England ist, das sich mit Frankreich in einer entente cordiale befindet, und es kann dann auch für Deutschland ziemlich gleichgültig seyn, ob das überflüssige Geld der Russen in deren eigenen oder in französischen Fonds angelegt wird. Steigen die letzteren mit Hülfe der Subsidien in Silberrubeln, so steigen auch die in Deutschland ausgegebenen russischen Obligationen, und diese werden dann leicht mit Vortheil nach Rußland selbst zurückzuschicken seyn, falls die Kapitalien in der Heimat gebraucht werden. Das russische Darlehn an die Franzosen kann also indirekt auch auf den deutschen Geldmarkt einen vortheilhaften Einfluß üben, und wenn wir es auch nicht eben als eine Freundlichkeit ansehen können, die uns dadurch von Rußland erwiesen wird, so brauchen wir es doch auch nicht, wie es von einigen Seiten geschieht, als eine geradezu gegen Deutschland gerichtete Demonstration zu betrachten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Sonnabend den 27. März 1847.

Frankreich.

Michelet's Geschichte der französischen Revolution.*)

Wir haben vor kurzem (Nr. 24) über Louis Blanc's Geschichte der französischen Revolution berichtet, und es ist sehr möglich, daß wir nach kurzer Zeit abermals über eine neue Geschichte der französischen Revolution von einem neuen Verfasser zu berichten haben. Es scheint jetzt die Zeit gekommen zu seyn, wo Frankreich über seine Revolution zu reflektiren beginnt. Zwischen heute und dem ersten Ausbruch der Revolution liegen nahe an zwei Menschenalter, und die handelnden Personen jenes Drama's können daher füglich als die Groß- oder Urgroßväter der gegenwärtigen Generation betrachtet werden. Dieser Umstand ist für die Erklärung der immer mehr und mehr anwachsenden Zahl von Revolutionsgeschichten nicht unwesentlich. So lange eine Nation in einer geschichtlichen Entwickelung begriffen ist, ja so lange noch die unmittelbaren Folgen des Prozesses, selbst wenn dieser an sich schon zu einer scheinbar vollendeten Thatsache geworden ist, als mit ihm zusammenhängend und aus ihm hervorgehend im Gefühle des Volks, gleichsam wie die letzten Schwingungen einer sehr ausgeklungenen Saite, nachzittern, so lange ist weder Zeit, noch Lust, noch Fähigkeit vorhanden zur Reflexion, weder über die innere und äußere Gestaltung der nationalen Zustände der Gegenwart, noch über die letzten Gründe und Ursachen dieser Gestaltung. Es ist eine Art von Erholung des nationalen Geistes, ein gewisses Zu-sich-selbst-Kommen aus der Aufregung des Handelns und Leidens, eine Beruhigung und Erkältung der durch die Macht des Weltgeistes erschütterten Volksseele, vor Allem aber ein Darüberhinaus-Kommen auf einen neuen Standpunkt und die Befestigung der auf diesem gewonnenen neuen Weltanschauung nöthig, wenn der nationale Geist über sich selbst, d. h. über seine Vergangenheit, zum Bewußtseyn kommen soll. Der verlassene Standpunkt muß daher schon in eine gewisse Sehweite zurückgerückt seyn, damit er für den weiter entwickelten Geist objektiv erkennbar wird. Ob für eine solche Sehweite ein halbes Jahrhundert genügt, hängt von dem Grade der Entwickelung ab. Die Zeit kann hier nur ein relatives Maß abgeben; für Frankreich scheint diese Zeit jedoch ein absolutes Maß zu seyn. Wenigstens dürfte man dies aus den vielen Geschichten über die Revolution schließen, die fast eben so viele Theorieen derselben sind.

Vielleicht ist keine Epoche der Weltgeschichte so ausschließlich und nach scheinbar so verschiedenen Prinzipien behandelt worden, als es die französische Revolution seitens der Franzosen selbst ist. Die Verschiedenheit ist jedoch in der That mehr eine Verschiedenheit der Form als des Wesens. Denn es würde vielleicht geringere Mühe kosten, als Mancher glauben mag, nachzuweisen, daß fast sämmtliche neuere Bearbeitungen der Revolutionsgeschichte sich auf das bekannte Werk Mignet's basiren und nicht viel mehr als ausführlichere Entwickelungen einzelner Seiten des Mignetschen Standpunkts sind. Wenn wir z. B. die beiden uns am nächsten liegenden Darstellungen dieser Zeit von Louis Blanc und Michelet mit der Revolutionsgeschichte Mignet's vergleichen, so lassen sich dieselben, trotz der großen Verschiedenheit, ja in gewisser Beziehung: Gegensätzlichkeit ihrer Tendenz, doch dem Prinzip nach aus dem Standpunkt des Letzteren ableiten, wenn wir dabei, wie billig, von den besonderen, aber in dieser Rücksicht unwesentlichen, Eigenthümlichkeiten in der Auffassungs- und Darstellungsweise der beiden Verfasser abstrahiren.

Der Standpunkt Mignet's enthält drei wesentliche Gesichtspunkte, welche sich als drei ganz bestimmte, aber verschiedene Seiten eines und desselben Prinzips darstellen. Dies Prinzip, das wir seinem ganz allgemeinen Wesen nach auch in Louis Blanc und Michelet wiederfinden, beruht in der Tendenz, die historische Thatsache der französischen Revolution in ihrem Ursprung, in ihrer Entwickelung und in ihren Folgen als nothwendig zu begreifen und demgemäß zu begründen. Die Schwäche dieser Tendenz, von der sich Keiner der genannten drei Bearbeiter ganz frei zu erhalten gewußt hat, liegt nun aber darin, daß — ein Vorwurf, den sich sonst die französischen Geschichtsschreiber am allerwenigsten zuzuziehen pflegen — die Begründung jener Nothwendigkeit von der Voraussetzung ausgeht, dem Zufall dürfe in allen jenen drei Punkten durchaus kein Spielraum gelassen werden; vielmehr sey jedes, auch das geringste und mit der Idee entweder gar nicht oder doch nur sehr mittelbar zusammenhängende Begebniß eine in dieser Idee nothwendig begründete und daher aus ihr allein erklärbare Konsequenz, von der ihrerseits auch wiederum auf jene zurückgeschlossen werden könne. Am schroffsten tritt diese Einseitigkeit allerdings bei Mignet und zwar in derjenigen Seite seiner Darstellung hervor, die sich auf die Erklärung der die Revolution begleitenden Begebenheiten bezieht, insofern er diese, oft in der gezwungensten Weise, als unmittelbare Konsequenzen der Revolutions-Idee selbst zu entwickeln und jeden anderweitig mitwirkenden Einfluß so viel wie möglich als unwesentlich und sekundär darzustellen sucht. Während Mignet sich so gleichsam im Centrum hält, insofern er hauptsächlich die Entwickelung der Revolution, als eine in jeder Begebenheit der damaligen Zeit sich abspiegelnde und nachweisbare, also absolut wirkende darstellt, beschränkt sich Louis Blanc auf den Ursprung derselben. Denn trotz seiner Versicherungen, „die das sich fortwälzende Weltgetümmel bildenden Begebenheiten zeigten so viel Verwirrung und so wenig klaren Zusammenhang, daß man von keinem Ereigniß mit Sicherheit weder die erste Ursache noch die letzte Wirkung angeben könne", giebt er doch nicht undeutlich zu verstehen, daß man eigentlich die gesammte Weltgeschichte bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts als eine bloße Vorbereitung zur Revolution zu betrachten habe. Ihm scheinen also alle frühere Begebenheiten nicht sowohl an sich, oder als nothwendige Konsequenzen voraufgehender Entwickelungsphasen der historischen Weltgestaltung, sondern als die Keime und das Material für die Revolution in sich schließend, welthistorische Bedeutung zu haben. Was endlich Michelet betrifft, so scheint es — wenn man aus der im ersten Bande seines Werkes enthaltenen allgemeinen Anlage auf die spätere Ausführung derselben schließen darf — als ob er nicht, wie Mignet, auf die Entwickelung, auch nicht, wie Blanc, auf den Ursprung, sondern im Gegentheil auf die Folgen der Revolution das meiste Gewicht lege. Somit fällt auch er in eine, der Blancschen gerade entgegengesetzte Einseitigkeit, weil ein großer Wendepunkt in der historischen Entwickelung weder blos als Resultat der früheren Begebenheiten, noch blos als Quelle und Ausgangspunkt für die folgenden, noch endlich blos als isolirtes Phänomen für sich angesehen werden darf, sondern seine wahrhafte Würdigung nur in der Einheit aller drei Beziehungen finden kann.

Mignet nimmt im Gegensatz zu Blanc und Michelet noch denjenigen Standpunkt ein, der sich am meisten rechtfertigen läßt, weil der Begriff der Entwickelung, selbst wenn man ihn in dem Sinne einer praktisch und objektiv faktischen Gestaltung und ohne ausdrückliche Rück- und Hinsicht auf die in ihm nothwendig liegenden Momente des Woher? und Wohin? faßt, doch ohne diese Doppelbeziehung gar nicht vorgestellt werden kann. Somit vereinigt Mignet eigentlich alle drei Seiten jener allgemeinen Tendenz, aber in der Art, daß er auf das mittelste und in objektiv faktischer Beziehung allerdings wesentlichste Moment das meiste Gewicht legt, während sowohl Blanc und Michelet in wirklichen Einseitigkeiten befangen sind. Zugleich wird sich aus den letzteren Bemerkungen ergeben, in welchem Sinne wir oben die Behauptung aufstellten, daß Blanc und Michelet ihren Prinzipien nach in Mignet selbst, und zwar als nur ausführlichere Entwickelungen einzelner Seiten desselben, nachzuweisen seyen.

Betrachten wir jetzt die Geschichte Michelet's etwas genauer. Wenn es wahr ist, daß seine spezielle Tendenz darin besteht, die auf jene stürmische Bewegung folgenden Gestaltungen des französischen Volksgeistes als aus ihr nothwendig hervorgegangene Konsequenzen zu begründen, so folgt daraus zugleich, daß seine Betrachtungsweise der Revolution eine wesentlich tragische ist. Denn wenn man diese Konsequenzen mit jener Bewegung selbst vergleicht, so kann der erste Eindruck, den man aus einer solchen Vergleichung empfängt, nur ein trauriger seyn. Es liegt eine gewisse Ironie darin, wenn man die heutigen Zustände Frankreichs aus der Revolution ableiten, wenn man die Fadheit und Langweile, die Kleinlichkeit und Eigensüchtelei des politischen Bewußtseyns des gegenwärtigen Frankreichs mit der ungeheuren Energie und kolossalen Schwärmerei für die Idee, wie sie das Bewußtseyn des damaligen Frankreichs elektrisirte, als Wirkung und Ursache zusammenstellt. Wenn das Tragische ins Komische umschlägt, entsteht der Humor; schlägt aber das Komische ins Tragische um, wie hier, so wird das Lächeln des Humors zum Lächeln der Ironie. Michelet denkt an den mons parturiens und seinen Sohn, den ridiculus mus — und lächelt, aber ironisch. Die Ironie Michelet's hat jedoch einen sentimentalen, mysteriösen, ja melancholischen Charakter; sie liegt mehr im esoterischen als im exoterischen Sinne seiner Worte und Gedanken; er ironisirt so zu sagen unbewußt, dadurch, daß er den Sprung der Geschichte aus dem Erhabenen ins Lächerliche nicht, als unpartheiischer Zuschauer, mit einem franken Lachen begrüßt, sondern als ächter Patriot mit tiefer Wehmuth

*) Histoire de la Révolution Française. Par J. Michelet. Tome Premier (CXXVIII und 383 S.). — Berlin. B. Behr'sche Buchhandlung.

darauf hinblickt. So kehrt seine Ironie sich gegen ihn selbst und bringt ihn aus der Schwermuth, in die ihn das sinkende Erhabene gestürzt, nicht selten an die Gränze, wo sein Pathos Gefahr läuft, ins Komische umzuschlagen.

(Schluß folgt.)

Neueste Reisebriefe von Alexandre Dumas.

(Schluß.)

„Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit eine kleine Abschweifung mit Hinsicht auf dieses arme Theater, über welches so viele Albernheiten gesagt worden. Was ich Ihnen hier erzählen will, hat noch Niemand erfahren — ich meine das Geheimniß seiner Geburt, das Mysterium seiner Incarnation. Jedes Gebären ist interessant. Hören Sie mich also einige Augenblicke an; wir kehren dann nach Bayonne zurück, und ich verspreche Ihnen, daß wir heute Abend wohlbehalten — die Mallepost müßte denn zerbrechen — nach Madrid abreisen. Erinnern Sie sich, meine Gnädige, der ersten Vorstellung der Musketiere, — nicht der Musketiere der Königin, denn diese hat niemals Musketiere gehabt, sondern der Musketiere des Königs? *) Es war im „Ambigu", wo die Sache vorging, und Se. Hoheit der Herzog von Montpensier wohnte dieser ersten Vorstellung bei.

„Ganz im Gegensatz zu meinen Kollegen, den dramatischen Autoren, die sich in der Stunde der Entscheidung in contumaciam verurtheilen lassen, indem sie sich hinter den Coulissen oder hinter dem Vorhang verstecken und sich nur auf irgend ein praktikables Maschineriestück wagen, wenn Applaus sie herausruft oder ein Pfiff sie beunruhigt, biete ich, ganz ihr Gegentheil, dem Beifall und dem Pfeifen des Saales die Stirn, und das, ich will nicht sagen mit so völliger Gleichgültigkeit, aber mit so völliger Ruhe (dasselbe soll auch ein deutscher Dramatiker der letzten Jahrzehnte von sich gerühmt haben), daß es mir einst begegnete, einen Fremden, den ich gastfreundlich in meine Loge aufnahm, da ich ihn auf den Korridors umherirren sah, — diesen mir unbekannten Fremden am Schluß des Schauspiels zu verlassen oder vielmehr von ihm verlassen zu werden, ohne daß er ahnte, den Abend bei dem Verfasser des Stückes selbst, welches er beklatscht oder ausgezischt hatte, zugebracht zu haben.

„Ich war also in meiner Loge dem Prinzen gegenüber, mit dem ich noch niemals zu sprechen die Ehre gehabt hatte, und es machte mir Vergnügen, — was man einem Autor wohl gestatten wird, — auf dem jungen königlichen Antlitz, das noch den ersten frischen Eindrücken der Jugend offen war, die verschiedenen angenehmen oder peinlichen Empfindungen zu verfolgen, die ein Lächeln auf seinen Lippen hervorriefen oder eine Wolke über seine Stirn jagten .... Und der Anblick dieses königlichen Jünglings erweckte in mir zugleich eine ganze Welt von Erinnerungen. — Er ist dahin, ach schon lange, der, den ich liebte, wie man seinen Vater oder sein Kind liebt, mit der ehrfurchtsvollsten und innigsten Liebe. Wie ging es wohl zu, daß er gleich von Anfang an über mich diesen unsäglichen Einfluß gewann? Ich weiß es nicht. Mein Leben hätte ich für ihn dahingegeben, das ist Alles, was ich weiß. Auch er liebte mich ein wenig, ich bin dessen gewiß; hätte er mir sonst Alles gewährt, was ich von ihm erbat? Freilich erbat ich von ihm nur Dinge, die den Gewährenden fast dem Bittenden verpflichtet machen. Gott allein weiß, wie viel geheime und heilige Almosen ich in seinem Namen austheilte. Noch jetzt schlägt ein Herz, das erstarrt wäre, noch jetzt betet ein Mund, der stumm seyn würde, wenn wir uns nicht auf demselben Wege begegnet wären, und wenn ich allein nicht um Gnade gefleht hätte, als alle Anderen nur Gerechtigkeit riefen.

„Es giebt Unglückliche, die an Nichts glauben, Entnervte, die ewig an der Kraft zweifeln, Eunuchen des Herzens, die für das Mannhafte keinen Sinn haben und alles Mannhafte verleumden, weil sie es nicht begreifen. Diese entdeckten bald, daß Jener, den ich meine, mir ein Jahrgehalt von zwölfhundert Franken gebe, bald, daß er mir ein für alle Mal ein Geschenk von funfzigtausend Thalern gemacht! und, Gott verzeihe mir's, sie schrieben dies irgendwo, ich weiß nicht in welchen Blättern. Soll ich Ihnen sagen, Madame, was ich während seines ganzen, leider so kurzen Lebens von ihm empfangen? Ich empfing von ihm eine Bronze, am Abend nach der Vorstellung des Caligula, und am Tage nach seiner Hochzeit ein Bund Schreibfedern. Allerdings war diese Bronze ein Original von Barye, und mit diesem Bund Schreibfedern schrieb ich „Mademoiselle de Belle-Isle". Hamlet hatte sehr Recht zu sagen: Man delights not me! — Ich habe kein Gefallen am Menschen, wenn überhaupt die, welche dergleichen Schändlichkeiten schreiben, den Namen „Mensch" verdienen. Solche Erinnerungen regten sich in mir, als ich meine Augen auf den jungen Prinzen heftete. — Jener andere Prinz war sein Bruder.

„Plötzlich sehe ich den Herzog von Montpensier sich zurückbiegen und erblassen. Ich forschte nach der Ursache des unangenehmen Eindruckes, den er gehabt haben mußte; meine Augen wenden sich von seiner Loge wieder nach dem Theater, und ein Blick giebt mir Aufklärung. Der Schauspieler, der die Rolle des Athos spielte, hatte sich, statt des Blutstropfen, der in dem Augenblick, wo das Haupt Karl's I. fällt, durch die Bretter des Schaffots rinnen und seine Stirn zeichnen soll, mit einem Blutfleck gefärbt, der die Hälfte seines Gesichts bedeckte. Dieser Anblick war es, von dem der Prinz sich mit Widerwillen abgewandt hatte. Es würde mir unmöglich seyn, Madame, Ihnen das peinliche Gefühl zu schildern, welches mir jene unwillkürliche Bewegung verursachte. Wäre der ganze Saal in Zischen und Pfeifen ausgebrochen, es hätte mich weniger ergriffen. Ich stürzte aus meiner Loge und eilte nach der seinigen. Ich fragte nach dem Doktor Pasquier, der bei ihm war. Er kam heraus. „Pasquier", sagte ich zu ihm, „melden Sie dem Prinzen, daß das Bild des Schaffotes morgen verschwunden seyn wird." Was soll ich Ihnen sagen, Madame, oder vielmehr was soll ich jenen Menschen sagen, von denen ich eben sprach? Unter den auserwählten Naturen besteht ein sympathetisches Verständniß, welches sie die ganze Kette eines Gedankens hinanleitet, wenn nur das Ende des äußersten Gliedes sie streift. Der Prinz, der mich niemals in den Tuilerieen gesehen hatte, die ich nur ein einziges Mal betrat, — und das war am 29. Juli 1830 — der Prinz erinnerte sich, wie uneigennützig ich seinen Bruder geliebt; er begriff das Gefühl, welches mich bewog, auf dem verhängnißvollen, frühen Grabe dieses Bruders das Band zu lösen, das ich vielleicht an einige seiner Hinterbliebenen hätte anknüpfen können; er hatte den Schrei des Schmerzes und des Abschiedes gehört, den ich mit ganz Frankreich jenem Bruder nachsendete; dann sah er, wie ich mich entfernte, wie ich allem Einfluß entsagte, wie ich, zu neuen Kämpfen bereit, in das Reich der Kunst zurückkehrte, in welchem es mein Ehrgeiz ist, auch ein Fürst zu seyn!

„Er wünschte mich kennen zu lernen. Doktor Pasquier machte den Vermittler. Acht Tage darauf fand ich mich in Vincennes, mit dem Herrn Herzog von Montpensier plaudernd und zum erstenmal auf einige Minuten vergessend, daß der Herzog von Orleans, dieser von so hoher Kunstbegeisterung beseelte Fürst, nicht mehr war. Die Folge dieses Gesprächs war die Zusage eines Theater-Privilegiums von Seiten des Grafen Duchatel (Ministers des Innern) für eine von mir zu wählende Person. Ich hatte bei unseren Proben der „Musketiere" die Bekanntschaft des Herrn Hostein gemacht und sein Administrativtalent, seine literarische Bildung und besonders sein Bestreben kennen lernen, unter der Masse des Volks eine Literatur zu verbreiten, die sie unterrichten und sittlich veredeln könnte. (?!)

„So machte ich denn Herrn Hostein den Vorschlag, die Direction des zu errichtenden neuen Theaters zu übernehmen, und er ging darauf ein. Das Uebrige, Madame, ist Ihnen bekannt; Sie haben das Hotel Foulon fallen sehen, und Sie werden bald unter Klagmann's geschicktem Meißel aus seinen Trümmern die elegante Façade hervorgehen sehen, die in Stein meinen unveränderlichen Gedanken verkörpern soll. *) Das Gebäude stützt sich auf die antike Kunst, auf Tragödie und Komödie des Alterthums, auf Aeschylus und Aristophanes. Von diesen beiden Urgenie's werden Shakespeare, Corneille, Molière, Racine, Calderon, Goethe und Schiller getragen. Ophelia und Hamlet, Faust und Margarethe repräsentiren in der Mitte der Façade die christliche Kunst, so wie die beiden Karyatiden unter ihnen die antike. Und der Genius des Menschengeistes weist mit dem Finger nach oben, wohin der Blick des Menschen sich wenden soll, dessen aufgerichtetes Antlitz, nach Ovid's Gesängen, dazu geschaffen ist, nach dem Himmel zu schauen.

„Diese Façade, meine Gnädige, erklärt alle unsere literarischen Pläne; unser Theater, das aus gewissen Rücksichten „historisches Theater" genannt wurde, hätte richtiger „europäisches Theater" heißen müssen, denn nicht blos Frankreich soll dort allein und unumschränkt herrschen, sondern ganz Europa soll demselben seinen Tribut bringen, wie die großen Herren der Lehnszeit im Thurm des Louvre ihre Huldigung leisteten. In Ermangelung jener Meister, die man Corneille, Racine und Molière nennt, und die in ihrem königlichen Grabe in der Rue de Richelieu **) begraben sind, werden wir jene gewaltigen Genie's haben, welche die Namen Shakespeare, Calderon, Goethe und Schiller trugen! — Nun, Hamlet, Othello, Richard III., der Arzt seiner Ehre, Faust, Götz von Berlichingen, Don Carlos und die Piccolomini werden uns, begleitet von den Werken der Zeitgenossen, über die gezwungene Abwesenheit des Cid, der Andromache und des Misanthropen trösten helfen." — .....

Es folgt nun noch allerlei „geistreiches" und auch nicht geistreiches „Geschwätz" über die raschen Anstalten zur Reise nach Spanien und Algier, die sich am Abend entschied und am anderen Tage schon vor sich ging. Zwei Freunde, der Maler Boulanger und der Mitarbeiter des Autors, Herr Maquet, „ein Mann, der vielleicht mehr als irgend Jemand in der ganzen Welt arbeitet, wenig ausgeht, sich wenig zeigt, wenig spricht, ein eben so ernster als pittoresker Geist, der seine Kenntnisse durch das Studium der alten Sprachen bereichert hat, ohne seiner Originalität zu schaden", — und außer diesen noch Alexandre Dumas der Sohn und sein Bedienter, der Neger Paul, werden mitgenommen, und zwar, wie es scheint, auch die beiden Ersteren auf Kosten des Einladenden, denn er schreibt ihnen, sie sollten nichts als ein möglichst kleines Felleisen mitnehmen, „für alles Uebrige werde er sorgen"; auf Regierungskosten kann es aber, wenigstens nach den Aussagen des Herrn Dumas vor Gericht, nicht geschehen seyn, da er dort erklärte, er habe aus seinem Vermögen gewaltige Opfer bringen müssen, um seine Reisekosten zu bestreiten, zu denen die von Herrn Salvandy ihm gezahlte Summe lange nicht hingereicht hätte. Hiermit schließen wir diese Auszüge aus den ersten Briefen, die

---

*) Scribe hat bekanntlich nach dem Dumas'schen Roman „die drei Musketiere" für Halevy einen Operntext, mit obigem Zusatz zu dem Titel, geliefert.

*) Dieser „unveränderliche Gedanke" ist nun „verkörpert", das Théâtre-Historique ist eröffnet; das erste Drama von Dumas, die „Königin Margot", scheint aber, allen Berichten zufolge, ein historisches Monstrum zu seyn.

**) Dort ist das Théâtre français, welches allein das Privilegium hat, die Stücke jener französischen Klassiker zur Aufführung zu bringen.

eine bloße Einleitung bilden, und behalten uns vor, wenn die Reiseschilderungen selbst etwas Mittheilenswerthes darbieten, später unseren Lesern noch einige Proben davon zu geben.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

VIII. Der Orkan.*)

Grivély irrte nicht. Zwei Kriegsschiffe, — eine französische Fregatte und eine englische Korvette, — kamen wirklich auf den „Satan" zu.

Die Schnelligkeit, mit welcher ein Schiff das andere erreichen oder vermeiden kann, hängt lediglich von seiner mehr oder weniger begünstigten Lage im Winde ab. In dieser Hinsicht war offenbar der „Satan" sehr im Nachtheile. — Um auf dem Wege nach Bourbon zu bleiben, lavirte das Schiff gerade.

Der Capitain ließ sogleich die Richtung ändern, indem er, der Leichtigkeit seines Fahrzeuges vertrauend, noch hoffte, bei einem vollen Seitenwinde, dem Feinde entgehen zu können.

In jedem anderen Augenblicke wäre die Berechnung eine richtige gewesen. Ein schnell ausgeführtes Manöver hätte in der That den Negerhändler gerettet. War dies aber ausführbar, während zwanzig Leute todt oder schwer verwundet auf dem Verdecke lagen und außerdem alle übrigen der größten Erschöpfung preisgegeben waren?

Statt einiger Sekunden, währte der Segelwechsel, aus Mangel an gehörigen Kräften, einige Minuten lang.

Daraus entstand ein unersetzlicher Schaden.

Das Schiff hört begreiflich während eines solchen Manövers auf, weiter zu fahren. Es verliert die Strecke, die ein bereits mit Vortheil segelnder Gegner gewinnt. Der Flüchtling muß also, falls die Richtungs-Aenderung ihm Nutzen gewähren soll, wenigstens durch schnelleres Fortkommen auf der neuen Bahn jenen Nachtheil ausgleichen können.

Grivély versuchte demnach ein Wettsegeln. Leider aber waren seine Verfolger ebenfalls Schnellsegler. Sie hielten es mit ihm aus. Zuweilen schien es sogar, als ob die Fregatte die bewundernswerthe Geschwindigkeit des „Satan" noch überträfe.

Zwei Stunden später erscholl ein Kanonenschuß. Eine Kugel größeren Kalibers traf, ohne ihn jedoch zu beschädigen, den Vordertheil des „Satan".

Schußfertig waren dessen Batterieen. Leicht hätte er auf ähnliche Weise erwidern können. Dennoch wurde auf die ungestüme Frage keine Antwort ertheilt. Noch kam es hauptsächlich darauf an, dem Feinde eher zu entgehen, als entgegenzutreten. War dieser Feind nicht so überlegen, daß es unsinnig gewesen wäre, ihm ohne die dringendste Veranlassung Trotz zu bieten? Deutete nicht die Art und Weise der eben erhaltenen Einladung durch ihre Zudringlichkeit darauf hin, daß das wirkliche Treiben der Verfolgten den Verfolgern kein Geheimniß wäre, daß also eine genaue, das Corpus delicti nach seinem ganzen Bestande liefernde Untersuchung nicht zu vermeiden seyn würde?

Grivély's Lage wurde stets bedenklicher. Fregatte und Korvette näherten sich. Sie waren kaum eine englische Meile von einander entfernt. Zwei gleichlautende Aufforderungen langten, diesmal unheilbringend, am Bord an.

Tiefgebeugt überlegten Hauptmann und Supercargo, was zu thun sey. Ihre Angst, ihre Verzweiflung wuchs beständig.

Man sprach schon von Ergebung gegen Zusicherung des Lebens. — Die getheilten Meinungen der Mannschaft hierüber kündigten wiederholte blutige Zwiste an.

Zu Gunsten des „Satan" erschien, — in diesem kritischen Augenblicke, — ungebeten, aber willkommen, ein mächtiger, furchtbarer Bundesgenosse.

Der anfänglich kleine, kaum wahrnehmbare schwarze Punkt am Horizont war nach und nach riesenhaft gewachsen. Als Trauerhülle bedeckte er nun den ganzen Himmel. Von Zeit zu Zeit zerriß ein heftiger Wind den über die Natur ausgebreiteten Todesschleier. Einzelne Stücke der Wolken wurden gewaltsam, rasch auf einander in das Weite getrieben; aber vergebens. Der schnellen und hartnäckigen Wuth des Windes folgte eine noch schnellere, noch hartnäckigere Wolkenbildung nach. Und diese wurde zuletzt so dicht und so mächtig, daß sie nunmehr dem Winde das ungehinderte Toben gegen das Meer gestattete. Das Meer selbst aber stieg. Steigend gebar es unüberwindliche, stets höher und höher anwachsende Festungswälle, die den „Satan" umgaben und beschirmten. Der feindliche Kanonendonner war nicht zu vernehmen. Sein Klang verhallte in dem Donner des Sturmes, wie die Stimme eines Kindes in dem Gebrüll einer aufrührerischen Menge. Die Finsterniß fing vor der Nacht an. Nach der Finsterniß fand sich die Wasserfluth, der Regen, ein.

Es war Mitte Dezember, im zweiten Monate des tropischen Winters, zu der Zeit, wo der kommende Tag keinem Menschen in den tropischen Gegenden gesichert ist; zu der Zeit, wo die allgemeinen Winde, mit dem Regen verbunden, sich zu Orkanen gestalten.

Für das Land und für die Seeleute giebt es nichts Schrecklicheres, als dergleichen Katastrophen.

Auf dem Lande fällt der Regen stromweise. Alle kleinen Quellen werden zu mächtigen Flüssen. Sämmtliche niedrig gelegene Ortschaften sind mit Blitzesschnelle unter Wasser gesetzt. Uferwellen, die gewöhnlich vier bis fünf Fuß hoch sind, erreichen eine Höhe von 60 bis 100 Fuß. Die Luft wird schwer, lästig. Sie füllt sich mit Dünsten. Der Himmel nimmt matte, metallische Farben an. Das Barometer fällt auf den äußersten Punkt. Der Wind lärmt wie die Posaunen zum jüngsten Gerichte. Seine Gewalt ist zügellos. Menschen, Thiere, Bäume, ganze Häuser werden bald niedergeworfen, bald ungeheure Strecken weit fortgeschleudert.

Jedoch sind den Bewohnern des festen Landes Wind und Regenstürme vielleicht weniger verhängnißvoll, als den Seemännern. Keine Rheden, keine Häfen vermögen die Schiffe gänzlich zu schützen. Sobald Stürme drohen, ist die Flucht das einzige Mittel, Hab und Gut und Leben zu erhalten. Man muß die hohe See gewinnen.

Gewagt, entweder Rettung oder Untergang! Auf reines Glück kömmt es nun an. — Ohne Richtung, ohne Lenkung wird das Schiff in die weite Welt des Meeres gejagt. Es fliegt aufs Gerathewohl nach einem Ziele, unbekannt wie die Zukunft. Es steigt auf klippenreiche, hohe Wasserberge. Es fällt in tief liegende Wasserthäler und Schluchten. Wehe dem Unvorsichtigen, dessen Schiff nicht vollkommen gerüstet war! Wehe dem Tollkühnen, der sein Leben einem bereits zu oft durch das sturmbewegte Meer erschütterten Fahrzeuge anvertraute!

Ist das Gerüst nagelfest und neu, ist die Mannschaft furchtlos und in hinreichender Zahl, so kann einem geschickten und kaltblütigen Capitain allerdings der Sieg über das Element zu Theil werden. Nach langem Schweben zwischen Seyn und Nichtseyn, kehrt er, — ohne Segel, ohne Masten, — doch mit seinem Schiffe wieder heim.

Er kehrt heim, wenn im Laufe seiner Höllenfahrt ihm keine Wind- oder Meeres-Säulen begegnet sind.

Das Schiff wird in seiner schnellen Flucht kurz angehalten. Hunderte von Atmosphären lasten plötzlich auf demselben. Es sinkt unter und verschwindet: — Das ist die Windsäule.

Oder:

Das Schiff fällt auf ein Gespenst, das aus den Wellen steil und drohend emporragt; das den Weg nach allen Seiten sperrt; das, je mehr man sich ihm naht, immer steiler und drohender wird; das endlich, wenn es hinlänglich mit dem Grauen der Sterbenden Scherz getrieben, über dieselben zusammenstürzt und durch seine Schwere die größten Segelwerke in den Abgrund tief versenkt: — Das ist die Meeressäule.

Wind- und Meeres-Säulen, — aus der wilden Ehe des Meeres und des Sturmes entstandene Geburten, — sind Menschenleben und Menschenwerken verderblicher, als ihre mächtigen Aeltern.

Wenn von 60 Schiffen, die bei Ausbruch eines Orkans die Küste verließen, nur 20 zurückkehren, — wenn die 40 anderen spurlos verschwunden sind, so ist in der Heimat der Meeres- und Wind-Säulen nicht einmal danach zu fragen. Man weiß ja, wie beide Zerstörungs-Prinzipien verfahren. Man weiß, daß sie nur den Leichen ausnahmsweise die Rückkehr nach dem Vaterlande gestatten.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

*) Man vgl. Nr. 34 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Die Aufgabe der Akademieen. Es ist in der letzten Zeit so viel über die Würde der Akademieen und der Akademiker geschrieben worden, daß es hier nicht am unrechten Orte seyn dürfte, daran zu erinnern, daß gerade in Berlin derjenige Akademiker gelebt und gewirkt hat, der über die Aufgabe und die würdigste Bestimmung der Akademieen eine zu ihrer Zeit ausgezeichnete und auch nachmals auf diesem Gebiete nicht übertroffene Abhandlung geschrieben — eine Abhandlung, welcher die Ehre widerfuhr, in Diderot's und d'Alembert's berühmter Encyklopädie als das Erschöpfendste, was über den „Nutzen der Akademieen" bis dahin geschrieben worden, bezeichnet und im Auszuge mitgetheilt zu werden.

Jean Henri Samuel Formey, Prediger der französisch-reformirten Gemeinde in Berlin, war vor hundert Jahren (1743), als die Akademie der Wissenschaften von Friedrich II. regenerirt wurde, beständiger Secretair derselben und ward nachmals auch ihr Historiograph. Zwei „Discours", die in seiner „Histoire de l'Académie de Berlin" abgedruckt sind, hat Formey der Frage über den Nutzen der Akademieen gewidmet. Er wirft zunächst einen Rückblick auf das, was Karl der Große (der bekanntlich mit Alcuin schon eine Art von Akademie gestiftet) und was nachmals die deutschen Kaiser für die Wissenschaft gethan, worauf er in einem besonderen Abschnitt auf Descartes übergeht, in Bezug auf welchen er sagt, daß die Philosophie seinem Haupte eben so fertig und gewappnet entsprungen sey, wie Minerva dem des Jupiter. „Ja", fügt er hinzu, „ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß Descartes der eigentliche Vater der Akademieen sey, weil er unbestritten der Vater der gesunden Philosophie und des philosophischen Geistes ist." — Das Studium und die Pflege der Philosophie sah also Formey als eine Hauptaufgabe der Akademieen an. In der That zeichnete sich damals die Berliner Akademie dadurch aus, daß sie die Metaphysik, die Logik und die Moral, die zu jener Zeit von den Akademieen in Paris, in Italien, in Madrid und in St. Petersburg ausgeschlossen blieben*), zur vorzüglichsten Disziplin

*) Die von Lorenzo von Medici gegründete „Platonische Akademie" in Florenz, die im 15., 16. u. 17. Jahrhundert blühte und sich hauptsächlich mit der Philosophie des Plato, nebenbei aber auch mit der Poesie Dante's beschäftigte, existirte im 18. Jahrhundert nicht mehr.

erhob und eine besondere Klasse für „spekulative Philosophie" besaß, die seitdem in die sogenannte „historisch-philosophische Klasse" übergegangen ist, von welcher bekanntlich in unserem Jahrhundert die Heroen der deutschen Philosophie, Fichte und Hegel, die unter den Augen der Akademie lehrten, ausgeschlossen geblieben sind. Unter der Regierung Friedrich's des Großen fanden die beiden öffentlichen Sitzungen der Akademie am 24. Januar (wie noch jetzt), als am Geburtstage des Königs, und am 31. Mai, als am Jahrestage seiner Thronbesteigung, statt. In der letztgedachten Sitzung wurde jedesmal der in einer goldenen Medaille von 50 Dukaten im Werth bestehende Preis, und zwar abwechselnd von der Klasse für Physik und Mathematik und von der Klasse für Philologie und spekulative Philosophie, zuerkannt. Einen solchen Preis erhielt unter Anderen auch Herder im J. 1770 für seine Abhandlung „über den Ursprung der Sprachen" — eine Abhandlung, welche Herr Dr. Stern in seiner kürzlich gehaltenen Vorlesung über denselben Gegenstand vergessen hat anzuführen, obgleich er sich dadurch einen großen Theil seiner Definitionen hätte ersparen können. — Jene Preise betrachtete auch Formey als eines der vorzüglichsten Mittel der Akademie, die Achtung vor dem echten Wissen zu verbreiten, dem falschen Wissen und dem Halbwissen entgegen zu arbeiten und die Macht der Journale und der encyklopädischen Wörterbücher, die er schon damals als sehr bedeutend darstellt, zu paralysiren, welches Letztere er ganz besonders als eine Aufgabe der Akademie bezeichnete. „Die Reden der Akademiker", fügte er hinzu, „müssen daher vor allem Anderen von der Wahrheit durchdrungen seyn und unbedingt den Gesetzen des Anstandes huldigen, verum ac decens. Wenn die Mitglieder einer Akademie sich selber von diesen beiden Regeln nie entfernen, werden sie sicher auch Andere nicht davon dispensiren. Sie werden dann nur solchen Schriften, die ebenfalls den Stempel der Wahrheit und des Anstandes tragen, ihre Zustimmung ertheilen. Das literarische Publikum ist natürlich sehr geneigt, die gelehrten Körperschaften zu befragen und deren Antworten als Orakel zu betrachten. Hierin liegt ein großer Vortheil: es handelt sich nur darum, diese Erwartung zu befriedigen und wirklich Orakelsprüche zu geben, so viel dies nämlich dem Munde von Sterblichen überhaupt möglich ist. Es handelt sich darum, diejenigen aufzumuntern und zu leiten, in welchen außerordentliche Gaben mit gutem Willen sich vereinigen; diejenigen, denen es an Talent gebricht, mit Wohlwollen von den irrthümlich eingeschlagenen Pfaden zurückzuführen; diejenigen aber, die mit ihrer Unfähigkeit auch Hochmuth und Schlechtigkeit verbinden, zu züchtigen und nöthigenfalls zu vernichten. Ein halbes Jahrhundert einer solchen, von einer Akademie weise ausgeübten Diktatur würde in dem Bereich ihrer unmittelbaren Wirksamkeit die vortheilhaftesten Veränderungen hervorbringen, aber auch dem gesammten übrigen Menschengeschlechte nur vom größten Nutzen seyn können."

So weit der alte Formey, dessen Rathschläge freilich von keiner Akademie, so viel uns bekannt, befolgt worden, die aber in vielen Stücken auch noch heutzutage beherzigungswerth seyn möchten.

— **Irländische Zustände in Deutschland besprochen.** Im English Club in Berlin hielt am vorigen Dienstag vor einer zahlreichen, zum größten Theil aus Damen bestehenden Versammlung Herr G. B. Wilkinson einen Vortrag in englischer Sprache über „O'Connell und die Repeal". In Nr. 9 des Magazins vom 21. Januar d. J. haben wir bereits über Vorlesungen berichtet, die Herr Wilkinson in seinem Hause über die Geschichte und die gegenwärtige Lage Irlands gehalten. Wir haben damals dem Redner, als solchem, seiner eleganten und faßlichen Darstellung wegen, unsere bereitwillige Anerkennung nicht versagen können, allein was seine Auffassung des Gegenstandes betrifft, so mußten wir sie als eine durchaus einseitige und verfehlte bezeichnen. Diesem Urtheil glaubte Herr W. entgegentreten zu müssen, indem er in seinem letzten Vortrage, obwohl unser Blatt nicht ausdrücklich von ihm genannt wurde, doch mehreremal deutlich auf dasselbe anspielte. Der Redner hat indessen gerade durch diesen Vortrag unsere Kritik bei denjenigen unserer Leser, die ihn früher nicht gehört hatten, vollkommen gerechtfertigt. Wir bedauern, bei aller Achtung vor dem Talent des Herrn Wilkinson, unumwunden hier wiederholen zu müssen, daß er sich, einem deutschen Publikum gegenüber, nicht als kompetent in der Beurtheilung der irländischen Zustände erwiesen hat. Herr W. wird, da er sich auch mit unserer Literatur vertraut gemacht, wissen, daß die Deutschen an ihre Geschichts-Darsteller die unbedingte Anforderung machen, sich über die Parteien zu erheben und Alles aufzubieten, damit die Wahrheit zur Erscheinung komme und diese für sich selbst rede. Herr W. aber zeigt uns — ob bewußt oder unbewußt, lassen wir dahingestellt — immer nur die eine Seite des irländischen Gemäldes, dessen andere Seite wir gerade darum, weil sie uns verdeckt wird, mit dem so natürlichen Mitgefühl für den schwächeren und unterdrückten Theil, um so lebhafter uns ausmalen, und wie wenig wir sonst auch geneigt sind, für das Repealgeschrei und den Agitator in die Schranken zu treten, — nachdem wir die Deductionen des Herrn Wilkinson gehört, müssen wir für Herrn O'Connell und dessen Anhang Partei ergreifen.

Um nur ein Beispiel von der Auffassungsweise des Herrn Wilkinson zu geben, führen wir an, daß er die Emancipation der Katholiken und die vor einigen Jahren geschehene Aufhebung einiger anglikanischen Bischofssitze und Pfarrstellen in solchen Gegenden Irlands, wo es — was freilich der Redner hinzuzufügen vergaß — keine anglikanische Gemeinde giebt und wo die anglikanischen Sinekuren lediglich durch die Zehnten der armen katholischen Bevölkerung erhalten wurden, nicht als unerläßliche Handlungen der Gerechtigkeit, sondern als bloße Zugeständnisse, ja theils sogar als Beweise von Schwäche der zur Zeit am Ruder befindlichen britischen Minister darstellte! — als Zugeständnisse, die nur immer neue Anforderungen zur Folge gehabt hätten! Wir wollen durchaus nicht voraussetzen, daß Herr W. die Meinung hege, der Anglikanismus habe auch im 19. Jahrhundert noch das Recht, den Katholizismus in Irland so zu knechten, wie er es im 17. u. 18. Jahrhundert gethan; ja, wir zweifeln nicht, daß Herr W. keinen Anstand nimmt, die kluge Politik seiner Landsleute gut zu heißen, welche in Ostindien sogar die heidnischen Hindus in ihren politischen Rechten wie in ihren religiösen Meinungen schützt; aber gerade darum müssen wir die Forderung an ihn stellen, daß er auch bei Betrachtung der traurigen Zustände Irlands Gerechtigkeit, die volle Gerechtigkeit und nichts als Gerechtigkeit übe!

Es ist wahr, daß der Nationalcharakter der Irländer große Schattenseiten darbietet, besonders, wenn er mit dem der Engländer verglichen wird, die ihnen an Willens- und Thatkraft, an praktischem Sinn wie an freiem Geist unendlich überlegen sind. Die Irländer erscheinen uns häufig als unwahr und komödiantisch (wodurch auch ihre Uebertreibungen, die sogenannten Irish Bulls und die von Herrn Wilkinson in O'Connell's Reden nachgewiesenen rhetorischen Floskeln sich erklären lassen); sie sind mehr listig als treuherzig; sie hängen am Branntwein fast noch mehr als an dem von ihren Priestern genährten Aberglauben, und in ihrer Rachsucht erinnern sie zuweilen an die korsische Vendetta, — aber sie sind dabei auch tapfer — was den Engländern in ihren ausländischen Schlachten oft genug zu Statten kam — gutmüthig, gastfrei und unendlich begeistert für ihr vaterländisches, grünes Erin, welches uns in den von Thomas Moore gesammelten „irischen Melodieen" so außerordentlich reizend erscheint, daß wir es mit allen seinen Fehlern lieb gewinnen müssen. Ja, ein Volk, das an seinem Vaterlande mit der Hingebung hängt, wie das irländische, ist schon darum allein zu achten; wahrhaft zu bemitleiden ist es aber, wenn sein Vaterland durch eine falsche Politik um den Segen seiner natürlichen Vorzüge gebracht wird. Diese falsche Politik verschulden zunächst die großen, meistens britischen Grundbesitzer, welche die armen Iren, die ursprünglichen Herren des Landes, als Pächter ein elendes Daseyn führen lassen, immer mehr Ackerland in Weide und Wiesen verwandeln und, während sie selbst außerhalb Irlands ihr Geld verzehren, die Bauern zu Tausenden von ihrem väterlichen Boden in die weite Welt hinaus jagen. Vergebens hat man bisher durch Palliativmaßregeln dem Unwesen dieser Absentees zu steuern gesucht. Wenn der Staat nicht den unwirthschaftlichen und verschwenderischen Gutsherren einen Theil ihrer Ländereien abkauft, damit auf diese Weise die Bauern zu Eigenthum oder billiger Pacht kommen, so wird auch derjenige Landbau, der jetzt noch in Irland vorhanden ist, zu Grunde gehen, und der Boden, dessen Werth jetzt schon viel zu gering ist, um durch eine ähnliche Auflage, wie die auf dem Werth und den Einkünften des englischen Bodens ruhende, den Unterhalt der zahlreichen Armen zu beschaffen, wird nothwendig immer mehr entwerthen. Ein anderer Theil jener falschen Politik ist aber in dem Abhängigkeits-Verhältnisse zu suchen, in welchem sich die irländische Industrie der englischen gegenüber befindet. Es ist dies dasselbe Abhängigkeits-Verhältniß, durch welches England auch andere Länder, z. B. Portugal, so auszubeuten gewußt hat, daß alles Kapital nach England gewandert und als Residuum die bitterste Armuth verblieben ist. Wir haben oben bereits angedeutet, daß die Irländer durchaus nicht den praktischen Sinn und die Thatkraft der Engländer besitzen. Natürlich mußten sie gegen diese auch in allen Künsten und Gewerben zurückbleiben. Fast das einzige, was den Irländern eigenthümlich verblieben, ist die Leinweberei, aber man weiß auch bei uns zu Lande, wie armselig gerade dieses Gewerbe seinen Mann ernährt, das überdies in der letzten Zeit durch die Maschinenspinnerei einen neuen Stoß zu Gunsten der englischen Industrie erlitten hat. Zwar sind auch in Irland englische Maschinen eingeführt, zwar hat man auch dort Seiden-, Wollen- und andere Fabriken zu begründen versucht, aber dies sind vereinzelte, sporadische Versuche geblieben, die bei der unglücklichen Lage der großen Masse aller Einwohner, der Agrikulturisten, um so weniger Wurzel fassen konnten. Aus diesem Grunde ist es denn auch zu erklären, daß O'Connell den Wahn zu verbreiten im Stande war, in einer Auflösung der Union mit Großbritanien liege das einzige mögliche Heil für Irland. Aber das arme, ausgesogene Land würde, sich allein überlassen, nur eine um so sicherere Beute der Anarchie und der Verzweiflung werden. Sein Heil ist vielmehr nur von dem endlichen Einsehen der englischen Regierung und des vereinigten Parlaments zu erwarten: daß die Agrikultur- und Industrie-Verhältnisse der Nachbar-Insel fortan nach anderen Grundsätzen zu leiten seyen, wie bisher, und daß englisches Kapital dem Ackerbau wie den Gewerben in Irland auf großartige, mehr den fremden als den eigenen Vortheil im Auge habende Weise unter die Arme greifen müsse.

J. L.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

[illegible] Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 38. Berlin, Dienstag den 30. März 1847.

Frankreich.

Paul Delaroche's Napoleon.

Dieses in Berlin zu einem wohlthätigen Zweck ausgestellte und dem Herrn Konsul Schletter in Leipzig gehörende Gemälde des berühmten französischen Akademikers faßt einen Augenblick aus dem Leben Napoleon's auf, „in welchem" — wie das Programm sagt — „der so oft als der Glückliche dargestellte Kaiser, als der Unglückliche mit tief ergreifender Wahrheit zur Anschauung gebracht ist". — Zur Würdigung eines historischen Gemäldes ist vor allen Dingen Zweierlei nöthig: die Orientirung über den historischen Moment selbst, sofern er Resultat einer faktischen Entwickelung ist, und das vollständige Bewußtseyn über alle Einzelheiten der vom Künstler in der Form des Bildes gegebenen Reproduction seiner Auffassung jenes Moments. Denn die Geschichte ist ein Fließen, und die Resultate haben in ihr immer nur relative Bedeutung. Sofern also der Künstler einen Moment der geschichtlichen Bewegung als Endpunkt derselben faßt, nimmt er ihm die Relativität und verwandelt sie in eine vom idealen Standpunkt aus absolute Berechtigung. Erst hierdurch erreicht das Kunstwerk die Form künstlerischer Einheit. Jene erste Bedingung, welche dem realen Thatbestande angehört, wie ihn uns die Geschichte überliefert, und worüber also kein Zweifel seyn kann, steht nun mit der zweiten, dem idealen Thatbestande, in nothwendiger Beziehung; und zwar nicht blos deshalb, weil der reale Thatbestand den äußeren und inneren Stoff für die künstlerische Darstellung überhaupt hergiebt, sondern auch, tiefer gefaßt, insofern, als die subjektive Auffassung des Künstlers an die sich in der Geschichte selbst, d. h. in den aus ihr hervortretenden geschichtlichen Charakteren und Ergebnissen, offenbarende Idee gebunden ist. In dieser inneren Nothwendigkeit der künstlerischen Auffassung liegt aber auch zugleich die Freiheit und Unabhängigkeit derselben gegen den blos äußerlichen Zusammenhang; eine Unabhängigkeit, welche die historische Idee selbst dem Künstler gegen den unfreien Kausalnexus einräumt und die bis zur Willkür, bis zur Gewaltsamkeit gegen den äußeren Thatbestand fortgehen kann, so weit dieser sich nicht ausdrücklich als Offenbarungsform der Idee ankündigt. Ja, dieses scheinbare Gewaltanthun des Künstlers gegen den äußeren Thatbestand ist zuweilen sogar eine ideale Pflicht, eine ästhetische Nothwendigkeit des Künstlers. —

Diese vorläufigen Bemerkungen sind für die Erklärung des Delaroche'schen Bildes wesentlich. Es sind nun drei Fragen zu beantworten, um unser Endurtheil über dasselbe zu motiviren; nämlich: 1) was ist der historische Thatbestand? 2) wie stellt sich derselbe auf dem Bilde dar, d. h. wie hat ihn der Künstler aufgefaßt? 3) wie rechtfertigt sich diese Auffassung nach ihrer inneren Nothwendigkeit? — Diese drei Fragen können jedoch noch nicht ein wirklich erschöpfendes Urtheil motiviren. Vielmehr wird uns eine vierte und wesentlichste Frage zu beantworten bleiben, nämlich: ob sich jene Nothwendigkeit — ohne Rücksicht auf die Beziehung des Bildes als einer historischen Darstellung — auch vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus rechtfertigen läßt, kurz: ob der zur Darstellung gewählte historische Moment, wie er vom Künstler aufgefaßt erscheint, für die künstlerische Darstellung überhaupt geeignet ist?

Was die historische Sachlage betrifft, so können wir uns in der Schilderung derselben auf einen Auszug des Programms beschränken. Napoleon hatte im Anfang des Jahres 1814 einen verzweifelten Angriff auf das Heer der Verbündeten versucht, um diese vom Zuge nach Paris abzuhalten. Hiermit eben so wenig, wie mit verschiedenen Querzügen, die er unternahm, um den Feind zu täuschen, erreichte er seinen Zweck; und es blieb ihm schließlich nichts Anderes übrig, als selbst in aller Eile der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. Nach den größten Anstrengungen und während unterweges eine Unglücksbotschaft nach der anderen eintraf, langten die Truppen am 30. März in Troyes an. Napoleon eilte ihnen voran nach Fontainebleau, welches zum Sammelplatz der Truppen bestimmt war. Nur von wenigen treuen Begleitern gefolgt, begab sich Napoleon noch näher an Paris und erreichte Nachts das nur zwei Meilen davon entfernte, einsam gelegene Posthaus von Juvisy. Als er von hier aufbrach, begegnete er von Paris zurückkommenden Truppen, die ihm den unglücklichen Ausgang der Schlacht von Paris, deren Kanonendonner ihn auf seinem schnellen Marsche schon lange begleitet hatte, und die Capitulation der Hauptstadt verkündeten. Er sandte nun, nachdem ihn nur die Vorstellungen seiner Generale, daß die getroffene Uebereinkunft die Umkehr der Truppen nach Paris nicht gestatte, von dem Entschluß, dennoch nach Paris zu gehen, um einen Ueberfall mit allen Truppen, die er an sich raffen könnte, zu wagen, zurückgebracht hatten, den Herzog von Vicenza mit unbeschränkter Vollmacht zur Abschließung irgend eines Vertrags an den Kaiser Alexander und übernachtete in dem oben erwähnten Posthause. Als aber am Morgen der Herzog mit der Nachricht zurückkehrte, die Capitulation von Paris sey unterzeichnet, der Einzug der Verbündeten auf diesen Morgen anberaumt und Alles vergeblich —, kehrte Napoleon nach Fontainebleau zurück. Es sind nun die Augenblicke nach der Ankunft in Fontainebleau, welche der Künstler gewählt hat, um den tiefen Eindruck aller fehlgeschlagenen Hoffnungen auf den Kaiser darzustellen.

Wie hat nun der Künstler diesen Moment aufgefaßt? Wir erblicken Napoleon, von geistiger und körperlicher Erschöpfung übermannt, auf einen Stuhl hingeworfen, über dessen etwas hohe Lehne sein rechter Arm schlaff herabhängt, während die linke Hand, deren Finger — aber nicht krampfhaft — zur Faust sich geballt haben, auf dem linken Oberschenkel ruht. Der etwas zurückgebogene Leib, so wie der vorwärts geneigte Kopf, den vielleicht nur die Kürze des Halses oder die durch die Höhe der Stuhllehne, worauf der rechte Arm ruht, bewirkte Erhebung der Schulter vom gänzlichen Herabsinken auf die Brust verhindert, die bleiche, gelblichfahle Gesichtsfarbe, der leblose Ausdruck der Züge, vor Allem aber das gerade vor sich hin in das Leere starrende Auge: alles dies weist darauf hin, daß der Künstler den Helden als in gänzliche Erschlaffung aller Seelen- und Leibesthätigkeit versunken darstellen wollte. Aber er begnügte sich nicht, um diesen Eindruck hervorzubringen, mit der Darstellung derjenigen Momente, in denen sich diese Erschlaffung als eine sowohl in äußerer als innerer Beziehung nothwendige ausprägen mußte; er wollte auch diesen ganzen Moment selbst als Resultat vorangegangener gewaltiger Bewegung, als nothwendiges Produkt der übermäßigen Aufregung und Anstrengung rechtfertigen. Dies konnte er aber nur in äußerlicher Weise. Nicht die Masse der mannigfachen Seelenkämpfe und geistigen Aufregungen, die das Innere des Helden in der verflossenen Nacht durchstürmt hatten — denn diese waren ja jetzt im Augenblicke der Erschlaffung zur grabesgleichen Stille beruhigt —, sondern nur die diese innere Bewegung begleitenden, durch sie hervorgerufenen, körperlichen Anstrengungen konnten uns in ihren Folgen, in dem unordentlich auf die Stirn herabhangenden Haar, in den mit Schmutz bis zum Knie bespritzten Reiterstiefeln, in dem zerknitterten, vorn an der Brust weit auseinandergeschlagenen grauen Oberrock und anderen Einzelheiten, die der Künstler mit der größten Sorgfalt behandelt hat, zur Anschauung gebracht werden. — So zeichnet sich diese Gestalt auf dem durch dunkelrothe Tapeten gebildeten Hintergrunde in aller Schärfe und Bestimmtheit ab. Sehen wir von einer Bedingung, über die wir uns unten aussprechen werden, nämlich: ob die Wahl und die Auffassung dieses Moments überhaupt vom künstlerischen Standpunkt aus in sich als gerechtfertigt zu betrachten ist, vorläufig ab, dann müssen wir sagen, daß das Gemälde wunderbar — schön? nein, gerade das ist es vielleicht allein nicht, aber daß es durch die unübertreffliche Lebenswahrheit in allen seinen Theilen, wie durch die energische Einheit, in welcher sich die Idee der Zerschlagenheit eines Helden hier sinnlich verkörpert, einen wunderbar ergreifenden, erschütternden Eindruck macht. Das müssen wir in höchstem Maße anerkennen.

Aber wir würden das Talent eines Künstlers wie Delaroche zu beleidigen fürchten, wollten wir unter seinen ausgezeichneten Eigenschaften die besonders als bewundernswürdig hervorheben, auf die man nur bei solchen Künstlern einen hohen Werth zu legen pflegt, denen die Gabe versagt ist, eine großartige Idee in ihrer Totalität zu begreifen und darzustellen, und die deshalb darauf angewiesen sind, durch die Vollendung der technischen und anderweitig künstlerischen Ausführung die Armuth ihrer Ideen vergessen zu machen. — Nicht also diese formale Vollendung ist es, welche wir bei Delaroche einer bewundernden Kritik unterwerfen, sondern die Idee ist's, über die wir uns mit ihm verständigen möchten. Wir halten es, diesem Künstler gegenüber, eben so unwürdig, die täuschende Naturwahrheit der beschmutzten Reiterstiefeln zu rühmen, als wir die tadelnde Bemerkung lächerlich finden würden, daß die beiden zurückstehenden Stuhlfüße gegen die Gesetze der Perspektive sündigen, da sie weiter von einander entfernt sind, als die beiden entsprechenden vorstehenden.

Aber wie rechtfertigt sich diese Auffassung des beschriebenen Moments nach ihrer inneren Nothwendigkeit? das ist eine andere Frage. In dem dargestellten Moment soll sich die vorangegangene Bewegung in ihrer doppelten Form, als innerer Seelenkampf und als äußere Anstrengung, abspiegeln; und zwar so, daß die letztere zugleich als der Träger des ersteren erscheint. Ist dieser Zweck erreicht? — Er konnte nicht erreicht werden. Die Merkmale

der körperlichen Anstrengung haben wir zwar vor Augen, die der inneren stehen aber mit ihnen in keiner nothwendigen Verbindung. Könnte, fragen wir, diese ganze Unordnung — um dies Wort zu wählen — des äußeren Habitus nicht eben so gut, wenn wir von den idealen Foderungen, die wir an einen Helden wie Napoleon zu stellen gewohnt sind, so wie davon abstrahiren, daß er bekanntlich sehr viel auf elegante Einfachheit in seiner äußeren Erscheinung hielt, — könnte diese ganze Stellung nicht eben so gut aus blos körperlicher übermäßiger Anstrengung und der daraus folgenden Abspannung der physischen Kräfte zu erklären seyn? Man betrachte einmal das Bild unter diesem Gesichtspunkte und gebe sich dann aufrichtige Rechenschaft darüber. Vielleicht werden Manche dennoch antworten: Nein. Der Ausdruck des Auges läßt eine solche Erklärung nicht zu. In ihm spiegelt sich keine Ermüdung, keine bloße Abspannung, sondern wirkliche Hoffnungslosigkeit und Resignation wieder. Also nur im Auge, nicht sonst im Ausdruck der Züge, liegt die eigentliche Bedeutung des tragischen Moments? Nehmen wir dies an, so ist weiter zu fragen, was denn eigentlich der Ausdruck dieses Auges sey? Es starrt in das leere Nichts, es hat keinen festen Punkt, auf den es fixirt ist, wie wenn ein bestimmter Gedanke die Seele beschäftigt. Napoleon denkt Nichts in diesem Augenblick — sondern es ist eben die völlige Aufhebung aller geistigen Thätigkeit, worin der tragische Ausdruck dieses in die Leere sich verlierenden Blickes bestehen soll. Ist dies aber ein tragisches Moment? Liegt überhaupt die Bedeutung des Tragischen in der völligen Negation, in der totalen Suspension aller Bewegung, mag übrigens die letztere einen so heroisch-großartigen Zweck gehabt haben wie nur möglich? Nein, hier wird uns Napoleon nicht als ein leidender Held dargestellt, nicht als ein Heros, der, mit ungeheuren Entwürfen schwanger, zu dem tragischen Punkte seines Strebens gelangt ist, wo er alle seine Entwürfe an der Macht eines noch mächtigeren Schicksals scheitern sieht, sondern als ein niedergebeugter, durch diese Macht des Schicksals zur Null gemachter Mensch in aller Schwäche der Menschlichkeit. Keine krampfhaft geballte Faust, kein unwillkürliches Zucken des Mundes, nicht ein Anzeichen giebt zu erkennen, daß er dieser Macht des Schicksals gegenüber noch ein Wollen, noch einen Gedanken habe, er ist moralisch, im höchsten Sinne des Worts, todt. Das Programm erzählt uns freilich, daß der „so oft als der Glückliche dargestellte Kaiser" in diesem Moment „als der Unglückliche zur Anschauung gebracht" werden solle. Das ist nicht wahr. Hier in dieser Gestalt ist weder von Unglück, noch sonst von irgend einer Empfindung etwas zu lesen. Das wollte auch offenbar der Künstler gar nicht, seine Absicht war vielmehr gerade die Darstellung dieser Empfindungslosigkeit selbst. Das ist ihm gelungen; glaubte er damit aber einen tragischen, und dadurch in sich als Resultat der tragischen Ereignisse selbst gerechtfertigten Moment darzustellen, so hat er diese Absicht nicht erreicht. — Vielleicht hängt mit diesem Mangel ein Vorwurf zusammen, den man dem Gemälde, als einer historischen Darstellung, gemacht hat, und dessen Grund wir sonst in der Strenge nicht anerkennen können. Man behauptet nämlich, in der Auffassung eines historischen Moments müsse der letztere nicht nur als Resultat einer vorangegangenen Bewegung gelten, so daß in dem Gewordenseyn des Moments das Werden der Bewegung selbst erkennbar sey, sondern auch schon gleichsam den Keim zu einer neuen Bewegung enthalten, die aus diesem Resultate als nothwendig hervorbrechen werde, so also, daß der dargestellte Moment in der Einfachheit seines Gewordenseyns ein Doppeltes in sich fasse, indem er rückwärts auf das Werden der vergangenen, vorwärts auf das Werden der zukünftigen Bewegung hinweise. Es liegt in dieser Bemerkung, die, auf unser Bild angewandt, allerdings einen Vorwurf enthält, der aber mit dem von uns ihm gemachten zusammenfällt, eine Wahrheit, die aber nicht auf jedes historische Gemälde anzuwenden seyn dürfte, sondern nur — um es mit einem Worte zu sagen — auf diejenigen, welche einen tragischen Moment darstellen; weil das Tragische, da es die Negation — aber nicht nur diese, sondern auch die ideale Versöhnung dieser Negation — enthält, auf eine weitere Bewegung hindeutet, in welcher eben diese Negation zur Versöhnung kommen soll. Diese Hindeutung fehlt denn auch auf dem Delaroche'schen Bilde, und somit hat für dieses jene Behauptung Recht, aber nur insofern es eine tragische Darstellung seyn soll.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun auch schon die Beantwortung der letzten Frage, die zu entscheiden wir uns vorgesetzt, nämlich: ob der zur Darstellung gewählte Moment, wie er vom Künstler aufgefaßt ist, vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus für die künstlerische Darstellung überhaupt geeignet sey. Wir müssen dies verneinen. Denn da der innere Kampf hier nur in seiner Vollendung, d. h. als ein zur Ruhe gebrachter, zur Anschauung gebracht worden ist, ohne daß in dieser Ruhe selbst schon der Keim zu einer neuen Bewegung angedeutet liegt, so mußte sich der Künstler in Ermangelung jeglicher positiven idealen Versinnlichung jenes Kampfes theils an den blos negativen Ausdruck der momentanen Empfindungslosigkeit und geistigen Erstarrung halten, theils — und dies führt uns nun auf den letzten Punkt — war er gezwungen, die reale Versinnlichung so positiv auszuprägen, daß das ästhetische Gefühl fast dadurch verletzt werden mußte. Vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus macht daher — das ist nicht abzuleugnen — das Bild einen unangenehmen Eindruck, der nicht etwa nur durch das ganze Beiwerk der beschmutzten Stiefeln, und durch die ungraziöse Stellung hervorgebracht, sondern noch dadurch besonders verstärkt wird, daß diesem positiv Realen in der äußeren Erschlaffung und Zerschlagenheit, die hier wenigstens als Resultat körperlicher Anstrengungen sich rechtfertigt; kein positiv Ideales das Gleichgewicht hält, sondern der innere Kampf, der doch eigentlich Hauptzweck ist, nur in negativer Weise dargestellt und nur durch die derbe Realität, nicht also durch und für sich selbst gerechtfertigt erscheint.

Abgesehen von diesen Mängeln in der Auffassung des Moments selbst, ist das Gemälde unleugbar eine der kräftigsten, geistreichsten Schöpfungen der neueren französischen Malerkunst, wiewohl es uns unerklärlich bleibt, daß gerade ein Franzose diesen Moment so auffassen konnte, wie Delaroche es gethan hat.

Sr.

Michelet's Geschichte der französischen Revolution.

(Schluß.)

So viel über seinen Standpunkt in formeller Rücksicht. Was seinen spezifischen Gehalt betrifft, so ist seine Auffassung des eigentlich geistigen Moments in der Revolution tiefer, inniger, wenn auch nicht bestimmter als die Blanc's. Ein anderer, noch bedeutenderer Punkt, der die Differenz zwischen Beiden, aber zum Vortheil Michelet's, noch größer macht, liegt darin, daß der Letztere nicht mit vorher zurechtgeschnitzten und schematisch abgezirkelten Definitionen und Eintheilungen ans Werk geht, wiewohl auch er seine, jedoch hier ziemlich unschädliche Marotte hat, die er überall, wo ihm der Hintergrund mangelt, als einen mit tausendkünstlerischer Idealität ausgerüsteten Gliedermann, welthistorische Tänze aufführen oder moralische Grimassen schneiden läßt, das „Volk". Daß endlich Michelet nicht auf die wunderliche Idee gerathen ist, die Ursachen der Revolution in der Sündfluth nachweisen zu wollen, kommt nur daher, daß er seinen Forscherblick überhaupt nicht sowohl auf die Ursachen als auf die Konsequenzen richtet, während Blanc umgekehrt von den letzteren am liebsten ganz zu Gunsten der ersteren abstrahiren möchte. Indeß hat es doch auch Michelet für nöthig gehalten, zwischen die Vorrede und das Werk eine „Einleitung" einzuschieben, in der er die Erscheinung der Revolution als nothwendiges Ergebniß eines sich durch die Zeit hindurch entwickelnden Gedankengegensatzes, nämlich des Gegensatzes zwischen der Gnade und der Gerechtigkeit, zu begründen sucht. In dieser Einleitung, so wie auch in der Vorrede, finden sich einzelne ganz vortreffliche und tiefe Bemerkungen, die, wenn sie auch für uns Deutsche nicht gerade den Vorzug der Neuheit haben, so doch für die eigenthümliche Tendenz der neueren französischen Philosophie sehr charakteristische Merkmale und Belege liefern. Wir theilen die hauptsächlichsten derselben hier mit:

„Das Marsfeld ist das einzige Denkmal, das uns die Revolution gelassen; das Kaiserreich hat seine Säule und seinen Triumphbogen; das Königthum hat sein Louvre, sein Invalidenhaus; die feudalistische Kirche von 1200 thront noch heute in Notre-Dame; — die Revolution hat zum Andenken — das Leere .... Ihr Denkmal ist der Sand des Marsfeldes, zur Rechten und zur Linken ein Tumulus, wie die, welche die alten Gallier errichteten, dunkle und zweifelhafte Zeugen des Andenkens der alten Helden.

„Ist dieser Held nicht Der, welcher die Brücke von Jena gründete? .... Nein, hier ist etwas Größeres, etwas Mächtigeres, etwas Lebendigeres, etwas die Unendlichkeit Erfüllendes. Hier hat ein Gott gewaltet ....

„Ja, obwohl eine vergeßhafte Generation diesen Ort zum Schauplatz ihrer eitlen Vergnügungen zu nehmen wagt, obgleich das englische Roß mit frechem Hufe den Boden schlägt .... ein großer Athem, den ihr nicht fühlt, weht über die trockene Fläche, eine Seele, ein allgewaltiger Geist. — Aber wenn diese Fläche vertrocknet, wenn dieses Kraut verdorrt ist, so wird es eines Tages wieder frisch und grün werden. Denn mit dieser Erde hat sich der Schweiß derer gemischt, die an einem heiligen Tage, geweckt von den Kanonen der Bastille, von Norden und Süden kamen, um den ewigen Frieden zu dekretiren.

„Arme Revolution; voller Vertrauen beriefst du die Welt zum Frieden und zur Liebe .... „O meine Feinde, sagtest du, es giebt keine Feinde mehr!" Du reichtest Allen deine Hand und botest ihnen die Schale, daraus den Völkerfrieden zu trinken .... Aber sie wollten es nicht. Frankreich hatte sich damals so in die Macht der Idee gegeben, daß es Alles aufbot, um keine Eroberungen machen zu müssen. Konnte auch die Revolution, die in ihrem Prinzip nur der Triumph des Rechts, die Wiedererweckung der Gerechtigkeit, die endliche Reaction der Idee gegen die brutale Gewalt war, ohne Aufforderung Gewalt anwenden? Dieser wesentlich friedliche, wohlwollende, liebende Charakter der Revolution scheint heutzutage ein Paradoxon, so sehr verkennt man ihren Ursprung, ihre Natur, so sehr ist ihre Geschichte schon jetzt, nach so kurzer Zeit, verdunkelt und verfälscht. Die gewaltsamen Anstrengungen, die sie machen mußte, um sich vor der gegen sie verschworenen Welt vom Untergange zu retten, hat eine blinde, leichtsinnige Generation für die Revolution selbst genommen. Und aus dieser Verwirrung ist ein anderes schweres, unheilbares Uebel entstanden: die Verherrlichung der Gewalt.

„So ist Frankreich mit den zwei schlimmsten Gebrechen behaftet, die ein Volk treffen können. Es hat sich selbst vergessen, da es seine Geschichte vergessen hat, und jeden Tag verschwimmt die Idee des Rechts mehr und mehr in ein zweifelhaftes, unsicheres, gestaltloses Scheinbild vor seinen Augen."

Es liegt in diesen Bemerkungen viel Wahres, das ist nicht zu leugnen, wenn es sich auch in diesem phantastischen Traueraufputz wunderlich genug ausnimmt. Weiterhin kommt der Verfasser auch auf die Idee der „Verbrüderung" und des „Individualismus" zu sprechen, wo er mit Recht bemerkt, daß es nicht genug sey, das Wort „Verbrüderung" immer zu wiederholen; man müsse sich zunächst nach einem „Herzen" umsehen, das eines solchen Gefühls fähig sey. Wenn man fragt, woher dieser Angstschrei nach „Verbrüderung" kommt, so kann man mit der trivialen Wahrheit antworten, daß man sich da-

nach immer am meisten sehnt, was man am wenigsten besitzt, also am empfindlichsten entbehrt. Diese Sehnsucht nach der allgemeinen Bruderliebe stammt daher ebenfalls aus der tiefen Erkaltung und der alles poetischen Scheins entbehrenden Zerstückelung und Vereinzelung unserer europäischen Politik, deren Totalität, wenn eine solche sich irgendwo darin findet, immer nur auf Kosten der konkreten Individualität und absoluten Geltung des Einzelnen erreicht werden kann. Das jetzige politische Leben der Völker, besonders in Frankreich und England, ist ein abstrakter Mechanismus, und die Diplomatie der Kabinette nichts als ein theoretisches Maschinenbauwesen, für das der Mensch als solcher nicht in Betracht kommt, sondern nur als eine Radzacke oder höchstens Sprungfeder und dergleichen verwandt wird, wenn er anders dazu taugt. Die Worte des Verfassers sind hier nicht ohne Bedeutung; er sagt:

„Verbrüderung! Wer hat dieses Wort seit der Schöpfung der Welt nicht im Munde geführt! Glaubt ihr etwa, daß es erst von Robespierre und Mably erfunden ist! Schon der antike Staat spricht davon; aber er spricht davon nur zu den Bürgern, zu den Menschen; der Sklave ist eine Sache. Hier ist die Idee der Verbrüderung an ihrer Gränze, sie wird zum Monopol und dadurch unmenschlich, unvernünftig, unwahr. „Seyd Brüder!“ sagt das Christenthum. Aber um Bruder zu seyn, muß man vor allen Dingen seyn. Diese Bestimmung aber fehlt; denn das Recht und die Freiheit bestimmen allein das menschliche Leben. „Die Verbrüderung oder der Tod“, sagte später die Schreckensherrschaft. Wieder eine Sklaven-Verbrüderung mehr. Wenn irgend Etwas frei seyn soll, so muß es das brüderliche Gefühl seyn. Nur die im letzten Jahrhundert gegründete Freiheit hat die Verbrüderung möglich gemacht. Die Philosophie fand den Menschen ohne Recht, das heißt als keinen, verwickelt in ein religiöses und politisches System, dessen Bahn die Willkür war. Und sie sagte: „Schaffen wir den Menschen durch die Freiheit.“ Kaum geschaffen, liebte er.

„Auch unsere Zeit muß, wenn sie zum Bewußtseyn ihrer inneren Geschichte kommt, das Werk mit der Freiheit beginnen. Sie muß dem Menschen nicht den Dolch auf die Brust setzen und rufen: „Sey mein Bruder oder stirb!“ sondern sie muß durch Ausbildung der edelsten Gefühle bewirken, daß Alle, ohne es zu sagen, wirklich Brüder zu seyn wünschen. Das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts.“ — Es ist zu bedauern, daß der Verfasser sich durch diese abstrakt-idealistische Wendung plötzlich nach der Seite des seichtesten Kommunismus wendet: „So wird die falsche gegenseitige Verbindlichkeit aus der Welt verschwinden; die ungerechte Uebertragung des Guten im Adel, die ungerechte Uebertragung des Bösen in der Erbsünde.“ Adel und Erbsünde als Gegensatz! Man kann sich nur hier über die Inkonsequenz des Verfassers wundern, daß er neben dem Adel nicht auch das Eigenthum nennt. Er scheut sich also doch, geradezu für einen Proudhhonnisten zu gelten. Indeß ist diese Wendung nur eine Art poetischer Dialektik, um seinem eigentlichen Zweck näher zu kommen: das Volk als die sichtbare Menschwerdung der abstrakten Verbrüderungs-Idee zu verherrlichen.

„Eines muß gesagt werden, daß die menschliche und wohlwollende Periode unserer Revolution als Urheber und Theilnehmer allein das Volk, das ganze Volk hat; die Periode der Gewaltthätigkeiten aber, die mit Blut beschriebenen Seiten der Revolutionsgeschichte haben nur eine sehr geringe Zahl von Menschen zu Verfassern. Eine zweite Wahrheit, die aus der Geschichte ans Tageslicht tritt, ist die, daß das Volk im Allgemeinen mehr werth ist, als seine Führer. Je mehr ich geforscht habe, desto mehr bin ich in der Ueberzeugung befestigt worden, daß jene glänzenden, mächtigen Redner, die den Gedanken der Masse ausgesprochen, mit Unrecht für die Urheber und einzigen Theilnehmer der Bewegung gelten. Sie sind weit mehr angeregt worden, als sie selbst angeregt haben. Der thätige Werkmeister ist das Volk gewesen. Um ihn zu erkennen und ihm die gebührende Rolle anzuweisen, habe ich jene ehrgeizigen Marionnetten, an deren Fäden das Volk gezogen hat und in denen man bisher das geheime Spiel der Geschichte erblickt hat, auf ihre wahren Verhältnisse zurückführen müssen.“ Da haben wir also jenen idealistischen Gliedermann, oder vielmehr den im Hintergrunde, hinter den Kulissen, im Souffleurkasten versteckten dirigirenden Tausendkünstler, der die selbstgeschaffenen Gliedermänner zum Tanzen bringt. Da haben wir auch den seinen eigenen Herrn schlagenden Humor.

„Dies Schauspiel“, fährt der Verfasser, sich selbst ironisirend, fort, „ich muß es bekennen, hat mein Erstaunen erregt. Je weiter ich mich in das Studium dieser Zeit vertiefte, desto mehr habe ich erkannt, daß die Parteiführer, die Helden der Geschichte, weder die Gegenwart noch die Zukunft vorausgesehen, daß sie nichts vorbereitet, daß sie nirgend große Dinge aufgestellt haben, sondern alles dies hat das Volk gethan. Von seinen sogenannten Führern sich selbst überlassen, hat es in den entscheidenden Momenten immer das Richtige gefunden und erfüllt.“

Am Schlusse der Vorrede, wie wenn er den Humor zur wirklichen Tragikomödie umschaffen will, erzählt uns der Verfasser mit derselben Naivetät noch, daß, während er an dem Werke gearbeitet, sein Vater gestorben sey. Möglicherweise hat er dies indessen nur bemerkt, um das seltsame Mißverständniß aufzuklären, in Folge dessen die englischen Journale kürzlich einen vollständigen Nekrolog des Herrn Michelet lieferten. Sie hatten vermuthlich seinen Vater mit ihm selbst verwechselt.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

IX. Der böse Genius.

Kreuzer und Negerhändler, — die sich nicht mehr um einander bekümmerten, — kämpften, jeder von seiner Seite, tapfer gegen die Gefahr. Mit Ausnahme des auf dem Vordermaste befindlichen, zur Aufrechthaltung unentbehrlichen kleinen Klüwers waren sämmtliche Segel auf jedem Schiffe zusammengezogen.

Das Toben der Elemente, die stockfinstere Nacht, das mögliche Herannahen des letzten Lebens-Augenblickes machten auf jeden der Schiffsgenossen einen schweren Eindruck.

Abgehärtete Menschen, die dennoch unfähig sind, der Ursache der ihnen drohenden Uebel nachzuforschen, geben sich dem Aberglauben hin.

Alte, eingewurzelte, das Glück oder Unglück einer Reise betreffende Vorurtheile herrschen seit Erfindung des ersten Bootes bei den Matrosen aller Nationen. Verschwinden werden dergleichen Ideen wahrscheinlich erst nach Jahrhunderten. Sie bleiben, so lange die Volks-Erziehung keine allgemeine wird.

Bis dahin wird die Abfahrt eines Schiffes am Freitage oder an einem 13ten des Monats eine unheilbringende seyn. Bis dahin werden für Seeleute die Unglücksfälle, denen sie natürlich ausgesetzt sind, von der Gegenwart und Einwirkung irgend eines bösen Geistes am Bord abhängen.

Bei ihrem Mangel an geistiger Bildung darf man kaum über ihre sonderbaren Glaubenslehren staunen.

Unter Anderem ist ihnen die Einschiffung von Geistlichen höchst unlieb. Die Lüsternheit und die Feindseligkeit des Teufels werden, — meinen sie, — dadurch gereizt. Beelzebub, der sich eine größere Macht auf der See als auf dem festen Lande zu erhalten gewußt hat, ist ein rachsüchtiges, bösartiges, unerbittliches Wesen. Seinen Hauptaß richtet er stets auf Christus, der die Welt gerettet. Da sich nun aber der Heiland außerhalb teuflischer Verfolgungen befindet, so verfolgt der Teufel vorzugsweise des Heilands Repräsentanten auf Erden, die Priester. Demnach muß der Seemann, hauptsächlich auf der See, des Priesters Nähe meiden; demnach ist es seine Pflicht, wenn Beelzebub Wind und Wellen aufregt zum Verderben, Schiff und Mannschaft ohne Zaudern einem sonst unvermeidlichen Untergange durch eine heroische That zu entziehen. Das über Bord werfen (zum Teufel befördern) eines Geistlichen ist in solchem Falle kein Vergehen, sondern eine erlaubte Selbsthülfe, ein wichtiger, Nutzen gewährender Dienst.

In der Regel theilen die Offiziere die Ansichten ihrer Untergebenen nicht. Die Erfahrung lehrt indessen, daß der Aberglaube der Matrosen seitens der Vorgesetzten fast immer in Betracht gezogen wird. Man vermeidet gern den Freitag, den 13ten Monatstag und andere in bösem Rufe stehende Umstände. Wer anders handeln sollte, würde, schon vermöge der Unpopularität, bald unter die das Unglück herbeiführenden Personen gezählt werden.

Wenn in gewissen Fällen diese Rücksichts-Methode nicht angewendet werden kann, so sucht ein kluger Offizier durch Schonung und gute Worte die bösen Ahnungen zu zerstreuen. Wenn verrufene Passagiere, wie Priester, seiner Obhut anvertraut worden, so muß er sie mit aller Kraft der Disziplinar-Gewalt beschirmen und nie aus den Augen verlieren.

Auf der Fregatte gab es drei, für die Madagaskar-Mission bestimmte „Raben“. So bezeichneten die Matrosen drei unschuldige, ehrwürdige Männer, denen jeder kleine Windstoß zahlreiche Verwünschungen zuzog. Im Laufe der verhängnißvollen Nacht, da kein Zweifel mehr über die nachtheilige Wirkung ihrer Gegenwart obwaltete, kam der Vorschlag zur Sprache, sie über Bord zu werfen. Die Verschworenen faßten schnell und geheimnißvoll einen solchen Entschluß. Zwei der Bestgesinnten boten sich an, die Befreiung der Fregatte vorzunehmen. Nach abgeschlossener Verhandlung gingen sie zur That über und hätten dieselbe ausgeführt, wäre nicht die Wachsamkeit des Verdeck-Lieutenants dem Unternehmen hinderlich geworden.

Unterdessen erlangte eine ähnliche Verschwörung auf dem „Satan“ größeren Erfolg. Sie betraf nicht Priester oder „Raben“. Dergleichen Vögel kannten die Sklavenhändler seit Jahren nicht. Das Komplott beabsichtigte die Befriedigung eines längst gährenden Hasses. — Selbst bei gesicherter Straflosigkeit, sollte der Aberglaube hier auch zum Vorwande dienen.

Nach Vollbringung aller Manöver auf dem Schiffe, waren die Gedanken der Leute und ihre Gespräche auf den vor wenigen Stunden beendeten Kampf und auf dessen Hauptveranlassung — Venus — gefallen. Man suchte das Mädchen und fand sie nicht. Man zog Erkundigungen ein. Thomson, der der Entführung der Negerin beigewohnt, erzählte, was er gesehen. — Hätte er die Folgen seiner Mittheilung ahnen können, würde er geschwiegen haben!

Die Mannschaft war vor eifersüchtigem Zorn außer sich. Sanglank's Erläuterungen gelang es leicht, zu beweisen, daß Taitar's Persönlichkeit den bösen Genius des Schiffes darstellte, daß, — da er an allen erlebten Mühseligkeiten, namentlich am jetzigen Sturme schuld wäre, — man die Befugniß habe, sich von ihm friedliche Erklärungen und ein Ultimatum zu ihrer Verwirklichung zu erzwingen. Ueberhaupt verdiene er Strafe, müsse Buße thun, indem er der Matrosen heilige Rechte mit Füßen getreten und ihr Eigenthum geraubt habe.

Mochte auch Grivély laut seine Stimme dagegen erheben, er wurde nicht gehört und blieb allein mit seiner Meinung. Die Mehrzahl drang durch.

Bis hier walteten noch friedliche Absichten vor. Man wollte Taitar zu einer Abbitte oder sonstigen Genugthuung zwingen; noch hatte man keine grausamen Pläne.

Leider blieb dem Supercargo nicht die Zeit, sich anzukleiden. Er sollte mit aufs Verdeck kommen wie er da stand, unbekleidet, am ganzen Leibe zitternd. Er sträubte sich und versuchte zu kapituliren. Während der Zeit wurde Licht gebracht. Die natürliche Gesichtsform, die Körperfarbe, die Nägel des Schuldigen fielen auf. Man erkannte in ihm einen Mulatten. — Nun wußte man, warum er sich beständig vermummte. Nun schämte man sich allgemein, die Befehle eines verachteten Parias, eines Wesens unreinen gemischten Bluts, des Abschaums der Menschheit, so lange befolgt zu haben.

Aus seinem Bette wurde Taitar, an einem Stricke am Halse, herausgezogen und auf das Verdeck geschleppt. Seine Klagen, Bitten, Versprechungen halfen nicht. Hände und Füße wurden ihm gefesselt, schwere Geschützkugeln an den Strick gebunden. Zwanzig rüstige Fäuste hoben ihn sodann in die Höhe.

Nach dem Kommando 1, 2, 3 sollte er aus den Armen seiner Henker in das Meer stürzen.

Eins! ruft Sanglant.

Man schaukelt die Last hin und her; — ein herzzerreißender Anblick!

Zwei!

Die Bewegung des Schaukelns wird lebhafter, heftiger.

Zum letzten derben Schwunge sind alle Kräfte angeregt und bereit.

Der Befehl Drei erfolgt aber nicht.

Warum schweigt Sanglant?

Am Eingang der Pulverkammer ist Thomson mit der brennenden Lunte erschienen. Dem Wesen und der Geberde nach, kann seine Absicht nicht zu verkennen seyn. Sanglant, der ihn zur rechten Zeit noch erblickt, hat richtig errathen, daß die vorgenommene Hinrichtung vermuthlich Allen das Leben kosten würde. Thomson's Entschlossenheit ist wohlbekannt. Er droht nie umsonst.

Sich mit Thomson zu verständigen, lassen Sanglant und die Matrosen vorläufig den Taitar in Statu quo. Bald kommt ein Vergleich zu Stande. Dem Verurtheilten wird die Todesstrafe erlassen. Den Teufel und den Sturm zu besänftigen, wird jedoch beschlossen, daß der entlarvte Mulatte, — dem von nun an keine Rechte mehr auf echte weiße Männer zustehen können, — als Neger, zusammen mit den Negern, das Ende des Orkans im unteren Raume abwarten soll.

Eiligst werden Ketten gebracht. Eiligst zwingt man des Neger-Züchters dicken Hals in die eiserne Halsbinde, seine Arme und Beine in die Schellen hinein.

Mit dem Schmucke, — den er so vielen seiner Halbbrüder aufgebürdet, — also belastet, wird er, seiner Korpulenz wegen nicht ohne Mühe, in die Abtheilung der wildesten Bibi's eiligst und gewaltsam hineingepreßt.

Noch suchte man vergeblich auf dem Schiffe nach Venus und Jupiter.

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Mannigfaltiges.

— Ein Wort Friedrich's des Großen. Ein Seitenstück zu dem kürzlich (Nr. 21) gedachten Uebersetzungs-Schnitzer hat das Journal des Débats vom 4ten d. M. bei seiner Erwähnung des Vorfalles geliefert, der zu dem bekannten Schreiben der Berliner Akademie an Se. Maj. den König Anlaß gegeben. Es übersetzt nämlich bei dieser Gelegenheit den viel wiederholten Ausspruch Friedrich's des Großen „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden" durch „Dans mes Etats chacun peut être heureux à sa façon". Man sieht es dem Artikel an, daß der Verf. nicht recht gewußt, was eigentlich der König und was der akademische Redner, der diese Worte wiederholte, damit habe sagen wollen. Noch viel weniger dürften aber wohl die des Deutschen nicht kundigen Leser Scharfsinn genug haben, den richtigen Ausdruck „faire son salut" für das einen ganz schiefen Sinn gebende „être heureux" zu setzen. Bei dieser Gelegenheit wird es vielleicht manchem unserer Leser nicht unwillkommen seyn, die Entstehungsgeschichte jenes auch in Deutschland häufig mißverstandenen Wortes des großen Königs kennen zu lernen. Man hat dasselbe nämlich hier und da als einen Beweis seines Indifferentismus in Religionssachen angesehen, während es, im Zusammenhang mit seiner Veranlassung betrachtet, gerade im Gegentheil für die Achtung, die der König jeder Konfession erwiesen haben wollte, und für seine damit in Verbindung stehende Abneigung gegen Proselytenmacherei ein Zeugniß ist. Das Wort stammt bereits aus dem ersten Monat seiner Regierung. Am 22. Juni 1740 ward nämlich dem Könige — wie Dr. Anton Friedr. Büsching in seiner zwar nicht sehr geschmackvollen, aber mit großer Treue ausgearbeiteten Darstellung des Charakters Friedrich's II. Königs von Preußen *) erzählt — von dem Staats-Minister von Brand und dem Konsistorial-Präsidenten von Reichenbach berichtet, daß in den katholischen Schulen, welche für die Kinder des katholischen Theiles der Garnison in Berlin angelegt worden, allerlei Gelegenheit zur Proselytenmacherei gegeben sey, indem man daselbst aus Protestanten römisch-katholische Glaubensgenossen zu machen suche. Es habe dies der General-Fiskal Uhden am 12ten d. M. angezeigt, und sie fragten nunmehr also an: „ob die römisch-katholischen Schulen bleiben, oder welche andere Antwort sie dem Uhden geben sollten?" Der König schrieb darauf an den Rand:

„Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiskal „nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch thue; denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig „werden."

Die Phrase gewinnt in diesem Zusammenhange augenscheinlich an Bedeutung, denn sie ist eben sowohl eine Randglosse gegen die Anfrage, ob die römisch-katholischen Schulen aufzuheben seyen, als sie dem Grundsatze, daß darin keine Proselytenmacherei zu dulden sey, zur Erläuterung dient. Es ist also nichts weniger, als Indifferentismus, was der Redensart zum Grunde liegt.

*) Halle, 1788.

— Junius-Briefe über die Schweiz. Ein radikaler schweizer Schriftsteller, der unter dem Namen C. Junius eine „Neue Politik" herausgegeben, worin er die Herrschaft der Massen als die Politik der Zukunft bezeichnet, tritt jetzt auch mit „politischen Briefen über die Schweiz" auf, die er dem von Arnold Ruge herausgegebenen Taschenbuche „Politische Bilder aus der Zeit" einverleibt hat.*) Es enthalten diese Briefe, wenn auch von einem Standpunkte geschrieben, der in Deutschland nur von Wenigen und, ihrer Einleitung zufolge, nicht einmal von demjenigen getheilt wird, an den sie gerichtet waren, doch ungemein viel Lehrreiches über die schweizer Zustände, die, weil auf einem kleinen Raume so vielerlei divergirende, politische und kirchliche Ansichten sich durchkreuzen, unserem Auge als verworren und unentwirrbar sich darstellen. Herr C. Junius bemüht sich, den Zusammenhang und die geistige Bedeutung dessen, was in der Schweiz vorgeht, nachzuweisen und das Ziel der dortigen Bewegungen festzustellen. Namentlich behauptet er, daß in allen Kantonen diese Bewegungen so lange fortdauern würden, bis gewisse allgemeine Prinzipien des demokratischen Staatsrechtes überall in der Schweiz zur Geltung gekommen seyn werden, und als diese Prinzipien bezeichnet er: 1) den allgemeinen Antheil des Volkes an der Gesetzgebung durch den Verkehr der Gemeinde-Versammlungen mit den legislatorischen Centralbehörden; 2) Geschwornengerichte für Kriminal- und Civilrechtspflege; 3) eine mächtige Verwaltung mit der strengsten Verantwortlichkeit, und 4) für die Bundesverfassung ein ähnliches System wie das der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Die in einigen Kantonen sich wiederholenden revolutionairen Bewegungen, welche, wie namentlich die in Lausanne und in Genf, den Unwillen Europa's erregt haben, sucht er durch folgendes, etwas sophistische Raisonnement zu erklären: „Wenn in einem Volke Revolutionen in einer Richtung sich wiederholen, so beweist dies, daß sie das erstemal nur halb gelungen waren, und wenn sie von Reactionen unterbrochen werden, so beweist dies ganz dasselbe. Die Reactionen, welche in der neueren Geschichte von Europa vorkommen, sind nicht dadurch hervorgerufen worden, daß die vorausgegangenen Revolutionen zu durchgreifend, sondern dadurch, daß sie nicht durchgreifend genug waren. Jede halbe Revolution führt zu einer Reaction, jede Reaction zu einer neuen Revolution, komme sie früher oder später."

*) Leipzig, Verlags-Bureau, 1847.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 39. Berlin, Donnerstag den 1. April 1847.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.*)

Es liegt uns ein so eben erschienenes Werk vor, über das ein genügendes Urtheil zu fällen keinesweges eine leichte Aufgabe ist. „Eine Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit", sagt der Verfasser, „hat noch Niemand unternommen, und doch, wie unberechenbare Aufschlüsse würde ein solches Werk, gründlich durchgeführt, über die Entwickelung des menschlichen Geistes gewähren." Allerdings; aber sollte dieser bei der heutigen Ueberfülle in allen Zweigen der Literatur auffällig scheinende Mangel nicht seine guten Gründe haben? Vor allen Dingen setzt eine solche Geschichte die absolute Bestimmung dessen voraus, was man unter Denken im Gegensatz von Glauben, ferner was man unter Freiheit, und endlich was man unter Denk- und Glaubensfreiheit zu verstehen habe. Sind aber diese Begriffe so über alles Mißverständniß erhaben, oder — um deutlicher zu sprechen — hat die heutige Philosophie einen Standpunkt erreicht, auf welchem diese Begriffe in ihrem einfachen Wesen so klar am Tage liegen, daß sie auch dem gewöhnlichen Bewußtseyn unmittelbar zugänglich und in sich begründet erscheinen? — Der Verfasser hat diese Frage vorausgesehen und deswegen der eigentlichen Entwickelung seines Gegenstandes eine Einleitung vorangeschickt, deren Zweck dahin geht, den Leser über den für jene Entwickelung nothwendig einzunehmenden Standpunkt zu orientiren. Zwar bezeichnet er eigentlich nur das erste Kapitel als solche „Einleitung", in der That gehören aber die zwei folgenden Kapitel gleichfalls dazu. Denn das erste Kapitel bewirkt die beabsichtigte Orientirung wesentlich nur in negativem Sinne, insofern darin zuerst der Stoff selbst begränzt, also das nicht dahin Gehörige ausgeschlossen wird, sodann die verschiedenen, möglicherweise demselben gegenüber einzunehmenden Standpunkte (der natürliche, philosophische, historische und praktische Standpunkt) durchgegangen und charakterisirt werden, um abermals durch die Nachweisung der Unzulänglichkeit der übrigen einen als den allein richtigen und unbedingten festhalten zu können. Nach dieser ganz in aristotelischer Weise verfahrenden Reinigung des Bodens stellt sich nun der Verfasser im zweiten Kapitel auf den dadurch gewonnenen und gerechtfertigten Standpunkt, um von ihm aus den „Begriff von Denk- und Glaubensfreiheit" nach allen seinen Seiten hin philosophisch zu begründen. Dieser sehr wichtige Abschnitt bedarf übrigens einer spezielleren Betrachtung, weshalb wir ihn hier nicht weiter charakterisiren wollen. Von der rein philosophischen Bestimmung des Begriffs zu der Betrachtung seiner historischen Entwickelung in einer einzelnen Periode überzugehen, wäre jedoch ein Sprung, den zu thun der Verfasser durch seinen richtigen Takt verhindert wird, da er wohl weiß, daß der Schritt vom Allgemeinen zum Einzelnen durchs Besondere geht. So giebt er uns denn im dritten Kapitel einen „Ueberblick des geschichtlichen Hergangs und Hinblick in die Zukunft", mit anderen Worten: er sucht die dialektische Selbstbewegung des Prinzips als historische Entwickelung praktisch zu beweisen, indem er die Phasen der Gestaltung der Denk- und Glaubensfreiheit, von der „unbewußten Seelenfreiheit im Orient", durch das „willkürliche Repressivverfahren, keimend in Griechenland, wuchernd in Rom, kulminirend im Mittelalter" und das „Präventiv-System der Censur seit Anwendung der Presse", ferner durch das „gesetzmäßige Repressiv-System der Gegenwart" hindurch, bis zu der in der Zukunft zu realisirenden „unumschränkten sittlichen Denkfreiheit als Ziel der Menschheit" mit eben so gewissenhafter historischer Treue als philosophischer Konsequenz verfolgt. Nur Eines hätten wir gewünscht: daß der Verf. diesem, auch für die Philosophie der Geschichte so höchst bedeutsamen Kapitel eine größere Ausdehnung und demzufolge Ausführlichkeit gegeben hätte. Doch sind wir ihm auch für das, was er gegeben, von Herzen dankbar. — Hier schließt die Einleitung; und es folgt nunmehr, nach einer kurzen, die historische Sachlage „orientirenden" Uebersicht über die Geschichte des freien Worts, die eigentliche Betrachtung der speziellen Darstellung der inneren sittlichen, religiösen, literarischen u. s. f. Zustände Roms unter den julischen Kaisern.

Bei der fast überströmenden Fülle des Stoffs sind wir in der That in Verlegenheit, welche Seite desselben wir zur Mittheilung und Besprechung vorzugsweise auswählen sollen. Theils ist es die überraschende Neuheit der Thatsachen, wie z. B. in dem ganzen Abschnitt über den „Buchhandel und literarischen Verkehr" im Alterthum, theils die Neuheit der Resultate, welche aus bekannten, aber durch die Eigenthümlichkeit der Zusammenstellung und der Betrachtungsweise des Verfassers in ihrer früheren Bedeutung veränderten Thatsachen gezogen sind, theils endlich ist es der Standpunkt des Verfassers selbst und die von demselben aus unternommene philosophische Entwickelung seiner, später durch historische Nachweise gerechtfertigten Gedanken, worauf wir näher eingehen möchten. Um uns nun aber nicht den Vorwurf eines seichten Eklektizismus zuzuziehen, haben wir uns für drei bestimmte Gegenstände entschieden, die wir mit Ausschließung des Uebrigen vorzugsweise betrachten wollen und nach denen sich die vorliegenden Bemerkungen in drei Artikel gruppiren lassen:

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.
II. Der literarische Verkehr im Alterthum.
III. Uebersicht über die historische Entwickelung der Denk- und Glaubensfreiheit im römischen Alterthum.

Der erste Abschnitt wird seiner Natur nach wesentlich kritisch sich gestalten; beim zweiten werden wir uns nur referirend verhalten; im dritten endlich werden wir die hauptsächlichsten Thatsachen aus den verschiedenen Kapiteln zu einer historischen Skizze zusammenstellen.

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.

1. Standpunkt des Verfassers.

Gewiß büßt das Studium des Alterthums den schönsten Theil seiner Bedeutung ein, wenn man es nicht fruchtbar macht für die Gegenwart; dergestalt, daß die Vergangenheit aus ihrem scheinbar abgeschlossenen Ideen- und Gefühlskreise warm und voll an uns herantritt, daß sie uns eben nicht als ein Anderes erscheint, sondern als unser eigenstes Selbst, als ein wesentlicher Bestandtheil unseres Daseyns. Wie nun aber kann diese Befruchtung des Alterthums, in dessen labyrinthischen Gängen man nur zu leicht sich verirrt, anders vollzogen werden, als indem wir es nicht ohne den Faden der Ariadne betreten, der uns immer und immer wieder zur Oberwelt emporleitet, um dann die wahrgenommenen Erscheinungen der Vergangenheit von dem Standpunkte der gegenwärtigen, d. h. der gesammten geschichtlichen Entwickelung aus zu beleuchten? Zur Geschichtschreibung im höheren, d. h. im wahren Sinne ist es nicht hinlänglich, mit einem zureichenden Material von Kenntnissen über die äußerliche Gestaltung des Alterthums ausgerüstet zu seyn, womit sich die meisten Philologen und Alterthumsforscher zu begnügen pflegen, noch reicht andererseits die Fähigkeit der philosophischen Durchdringung des äußeren Stoffs allein zu, sondern es muß Beides, die Kenntniß des empirischen Stoffes und der philosophische Geist sich vereinigen, um einen wahrhaften Geschichtsforscher zu bilden. Denn wenn die Philologen, wie der Verf. richtig bemerkt, „in ihrem gründlichen Eifer vor lauter Einzelheiten das Ganze", den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen, so sehen die abstrakten Theoretiker umgekehrt die Mannigfaltigkeit des Einzelnen nicht vor der verschwimmenden Einfarbigkeit des Ganzen. Nirgends muß sich der verhaßte oder, wenn man will, beliebte Gegensatz zwischen Theorie und Praxis, zwischen abstrakter Speculation und eben so abstrakter Empirie inniger auflösen als in der Geschichtsforschung.

Unser Verfasser faßt, wie es uns bedünken will, mit Unrecht, die Geschichte anfangs nur im positiven Sinn als Gegensatz zur Philosophie, indem er sagt: die Philosophie hat es mit Theorieen, die Geschichte mit Erfahrungen zu thun; jene brütet über plötzliche Schöpfungsakte, diese über langwierige Prozesse; deshalb kann es geschehen, daß die historische Erkenntniß die Theorie der philosophischen billigt und dennoch ihre volle Anwendbarkeit, wenn nicht auf alle Zukunft hin, so doch für den Augenblick oder für längere Zeiten bezweifeln muß. — Wir müssen dies bestreiten. Die Philosophie hat es weder blos mit Theorieen zu thun, noch brütet sie über plötzliche Schöpfungsakte; sondern sie faßt nur das, was sich in der geschichtlichen Entwickelung als zeitlicher Prozeß ausdehnt, in die Einfachheit des Begriffs zusammen, die aber in sich den Prozeß eben so enthält, als die Geschichte selbst. Eben dadurch, daß sie den Prozeß als einen begrifflichen darstellt, hört sie auch auf, Theorie zu seyn, als welche sie mit der Geschichte nicht nur „für den Augenblick oder für längere Zeit", sondern auch „auf alle Zukunft hin", nie harmoniren würde. Darin aber stimmen wir dem Verfasser vollkommen bei, daß „Philosophie und Geschichte die Anschauung des Idealen" bezwecken (der Verf. sagt: „läutern"), „daß aber das Ideal an sich, wie es die Natur dem sittlichen Menschen offenbart, völlig unumschränkte Denkfreiheit, mit Einschluß der

*) Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von Dr. W. Adolph Schmidt, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Veit u. Comp., 1847.

Glaubensfreiheit, fordert, eine vollkommnere als sie noch irgendwo auf der Welt besteht, eine Freiheit, deren alleinige Schranke die Sitte ist. Denn der Gedanke fällt ja dem unendlichen Geiste, dem endlichen Staate nur die That anheim. Eine halbe Freiheit aber ist keine; denn die Fesseln bleiben Fesseln, auch wenn man das Eisen in Silber und Gold verwandelt oder die Zahl der Schellen und Ringe vermindert. Wo das Denken irgendwo gebunden ist, da ist kein freies Denken, und wo keine volle Freiheit ist, da ist Zwang. Der absolute Standpunkt des philosophischen Bewußtseyns heischt nothwendig gleicherweise unbedingte Preßfreiheit, selbst mit Aufhebung aller Repressiv-maßregeln, und unbedingte Glaubensfreiheit, selbst mit Aufhebung aller äußeren Bande. Aber von dem Standpunkt der historischen Erfahrung aus muß die Anwendbarkeit dieser Theorie mindestens auf so lange hin bezweifelt werden, als die Verwirklichung einer vollkommenen Sittlichkeit noch unerreichbar däucht. Wenn aber der allgemeine Fortschritt zur Sittlichkeit eine Thatsache ist und mithin die allmälige Annäherung an dieses Ziel nicht außerhalb der Möglichkeit liegt, dann dürften sich auch im Laufe der Zeiten Zustände erzeugen, welche der Erfüllung oder versöhnenden Umgestaltung jener Bedingung und mit ihr der Verwirklichung jener Forderung günstiger wären, als die Gegenwart es ist und die nächste Zukunft es seyn kann."

Es ist unbegreiflich, wie der Verfasser diesen schroffen Gegensatz, den er doch im zweiten Kapitel sofort wieder aufhebt, hier so festhalten kann. Der „absolute Standpunkt des philosophischen Bewußtseyns" ist durchaus fern davon, das Ideal der Freiheit und Sittlichkeit als eine bestimmte, einst zu verwirklichende Form zu fassen, sondern beruht wesentlich auf dem Prinzip, daß alle Ideale, oder Ideen überhaupt, nur im Werden, also im geschichtlichen oder begrifflichen Prozeß, ihre alleinige Wahrheit und Existenz haben. Jenes „Ziel" liegt also in der That entweder wirklich „außer dem Bereich aller Möglichkeit", wenn man es als Endpunkt der geschichtlichen Entwickelung, als „vollkommensten Zustand" auffaßt, oder aber es verwirklicht sich, d. h. es wird überall und immer. Denn in diesem seinem Werden liegt nicht blos das negative Moment des Noch-nicht-Erreichthabens des letzten Ziels, sondern auch das positive des Fortschreitens selbst. Alle Phasen dieses absoluten Wesens enthalten aber in ihrer Totalität die Idee selbst, und zwar so, daß letztere außerhalb, weder am Anfang noch am Ende, noch überhaupt irgendwo einmal existirt. Ueberhaupt ist „Ideal" ein bedenklicher Ausdruck, weil er leicht das Mißverständniß erregen kann, als könne (in der Zeit) eine Form existiren, die die Idee in ihrer Vollendung enthielte. Vielmehr ist alle Geschichte selbst die stete Verwirklichung der Idee, die fortwährende Erreichung des Ideals, aber freilich auch eben so die fortwährende Nichterreichung desselben.

In dem Sinne wie der Verfasser die Philosophie auffaßt, steht sie allerdings als Theorie der Praxis gegenüber, und es ist von diesem Standpunkt aus anzuerkennen, daß er eine Versöhnung zwischen ihnen herbeizuführen wünscht. „Die Praxis", äußert er sich in dieser Beziehung, „zeigt, obwohl in zu entschiedener, zuversichtlicher, selbstgefälliger Weise, sich stets geneigt, den absoluten Gesichtspunkt als unpraktisch zu verdammen. Gewiß hat sie von dem ihrigen aus recht, zu behaupten, das Absolute, weil es als solches von dem Relativen oder dem durch Verhältnisse Bedingten ganz absieht, stehe in Widerspruch mit der wirklichen Welt, als welche stets in einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen sich bewege. In der That ist das Bestreben der neuesten nach den letzten Konsequenzen ringenden Speculation, sich selbst unmittelbar an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen, sofern dies nicht auf Mißverständnissen beruht" — dieser Zusatz ist allerdings nöthig und ändert die Sache sehr — „mindestens eben so unpraktisch als es zugleich unphilosophisch ist. Aber Eines übersieht die Praxis jeder Zeit bei ihren hastigen und verschnellen Verdammungsurtheilen, dies nämlich, daß in den vorangegangenen Zeitläufen eine steigende Entwickelung von Ideen, ein allmäliger Prozeß sich offenbart, der mithin bei höherer Steigerung oder im weiteren Fortgange auch das zur Erscheinung bringen kann, was noch nicht ist und ebendeshalb in den Augen der Praxis als unpraktisch erscheint. Wie Vieles ist nicht schon in der politischen, religiösen und socialen Entwickelung zu Tage gekommen, was dem Schlendrian oft noch kurz zuvor unmöglich und phantastisch dünkte. Die Geschichte ist ein schwellender Strom, der auch wider der Menschen Vermuthungen und trotz ihrer kurzsichtigen Vorsicht, sowohl durch natürliche Wege wie durch künstliche Dämme sich Bahn zu brechen versteht."

Es war durchaus nothwendig, daß wir auf diese Ansichten des Verfassers näher eingingen, weil in ihnen der Schlüssel für die ganze Betrachtungsweise des eigentlichen Gegenstandes enthalten ist. Seinen Standpunkt charakterisirt er nun selbst schließlich folgendermaßen: „Das historische Bewußtseyn bewährt sich als der verständigste Standpunkt in den Konflikten der Gegenwart. Es mag die Aufstellungen des philosophischen bezweifeln, aber verdammen kann und darf es sie nicht. Es läßt die letzten Ergebnisse der Dinge auf sich beruhen, greift nicht der Geschichte bis ans Ende der Tage vor; aber es begehrt den Fortschritt zur sittlichen Freiheit für die Zukunft, weil es denselben in der bisherigen Weltentwickelung wahrnimmt und gerade deshalb als ein historisches Gesetz anerkennen muß. Es zieht aus der Lage des Prozesses behutsam nur die allgemeinsten Schlüsse auf den Charakter der weiteren Entwickelungsstufen; aber es wagt mit Zuversicht, aus der Gesammtanschauung der Vergangenheit die nächste Phase der Zukunft zu bestimmen."

So weit über den Standpunkt des Verfassers. Wir hätten wohl Manches dagegen zu erwiedern, wie z. B. daß es uns ein Kampf gegen ein bloßes wesenloses Scheinbild dünkt, wenn er gegen die „unphilosophisch" verfahrende Philosophie polemisirt. Doch ist hier nicht der Ort zu einer speziellen Kritik seiner Ansichten, mit denen wir übrigens im Grunde übereinstimmen, sofern wir den Verfasser richtig dahin verstanden haben, daß die wahrhaft „philosophisch" verfahrende Philosophie zugleich auch die am meisten „praktische" ist. Eines nur müssen wir ihm zum Vorwurf machen, daß er den Ausdruck „absolute Philosophie" braucht, wo er abstraktes Raisonnement meint.

2. Innere Entwickelung des Begriffs von Glaubens- und Denkfreiheit.

Das Seelenvermögen, welches den Menschen über das Thierreich erhebt, ist in seiner Ursprünglichkeit Eins; in seinem endlichen (oder vielmehr unendlichen) Prozesse entfaltet es sich aber zu einer Mannigfaltigkeit von Trieben, die sich zu dem Gegensatz zweier Thätigkeiten, des Fühlens und Denkens, des Gemüths und des Verstandes, des Herzens und des Kopfes, gliedern. In dem reifen vollendeten Menschen hebt sich dann dieser Dualismus (aber nur annäherungsweise, nie absolut) wieder auf, beide Thätigkeiten verschmelzen zu einer bewußten harmonischen Einheit. Wie im Individuum, so wiederum in der Gattung. Der Glaube und das Wissen, die Religion und die Philosophie, selbst die Kirche und der Staat, verhalten sich im Leben der Menschen wie Fühlen und Denken, Gemüth und Verstand, Herz und Kopf im Einzelnen. Auch ihre Aufgabe ist, sich einander zu durchdringen, und, wie sie thatsächlich in den Ursprüngen der Menschheit als Eins sich nachweisen lassen, so auch in ihrem letzten und bewußten Ergebniß neuerdings Eins zu werden. Wie nun Glauben und Denken nur die verschiedenen Entwickelungsgebiete Eines Seyns, des Seelenvermögens, das eben durch sie zum vollen Begriff seiner selbst sich ausbildet, indem es aus einer bloßen Anlage (Dynamis) zu einer wirklichen reifen Kraft (Energeia) — besser Thätigkeit — gedeiht: so sind auch gleicherweise die Entwickelungen der Glaubens- und Denkfreiheit nur die beiden Momente Eines Prozesses, wodurch der Freiheitsdrang der Seele zu der bewußten Seelenfreiheit geläutert wird. Glaubens- und Denkfreiheit bilden daher nur insofern und so lange zwei verschiedene Begriffe, als Glauben und Denken der geschichtlichen Menschheit noch nicht in so völliger Uebereinstimmung stehen, wie im reifen Individuum Gemüth und Verstand. —

So der Verfasser. Auch hiergegen haben wir wiederum einzuwenden, daß dieser Prozeß, dessen gegensätzliche Gestaltung der Verfasser richtig schildert, weder im Individuum noch in der Gattung als ein möglicher- oder wirklicherweise zu beendender, abzuschließender betrachtet werden darf. Ein reifes Individuum, wie der Verf. es hinstellt, worin jener Gegensatz absolut gelöst ist, existirt nicht nur nicht, sondern ist unmöglich, unwahr. Vielmehr besteht die Individualität eben in dieser Differenz und in dem unendlichen Streben, sie zur harmonischen Einheit zu bringen. Sagt doch der Verf. selbst, daß alles Leben — nicht etwa nur, wie er anzudeuten scheint, das irdische, sondern überhaupt alles Leben — in stetem Flusse begriffen ist, weil Alles, was ist, erst werden, d. h. seinen vollen Begriff in der Wirklichkeit entfalten muß, um wahrhaft zu seyn. — Allein er vergißt, daß dies Werden, diese Entwickelung selbst das Seyn, d. h. das Daseyn ist. Die Vollendung des Begriffs ist nicht in dieser oder jener Entwickelungsphase vorhanden, sondern ist diese Entwickelung selbst, durchzieht alle Momente und Phasen derselben. Kurz der Prozeß der Entwicklung ist selbst ein unendlicher, sowohl im Individuum, das an der Unerreichbarkeit seines Begriffs stirbt, als in der Gattung, die über die Leichen der Individuen in die Unendlichkeit hineinschreitet. (Fortsetzung folgt.)

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

X. Der Feind.

Die durch den zuletzt geschilderten Vorfall herbeigeführte Anwesenheit eines beträchtlichen Theils der Mannschaft im unteren Schiffsraume veranlaßte eine Besichtigung der daselbst befindlichen Ladung.

Um die höchst nöthige Hülfe auf dem Verdecke zu leisten, hatten seit Beginn des Orkanes die Wächter diesen Raum verlassen. Ein einziger Matrose war unten geblieben. Ohne Beistand wagte er aber nicht, sich den Schwarzen zu nähern; er ließ sie demnach ohne Nahrung und nahm, um ihre Klagen nicht weiter zu hören, zur Flasche seine Zuflucht. Drei volle Tage hatte er auf diese Weise, vor der Einführung des Supercargo, zugebracht.

Man entdeckte nun, daß viele Schwarze vor Hunger gestorben waren, andere, in Folge der ihnen zu Gebote stehenden Mittel zum Selbstmorde, sich getödtet hatten.

Obwohl die Negerhändler die Meinung theilten, daß ihnen selbst der schrecklichste Todeskampf nächstens bevorstand, so wurde, durch den Anblick des erlittenen Verlustes, der Speculationsgeist in ihrer Seele rege. Sie beschlossen, der Ladung, für welche sie eigentlich alle ihre Mühseligkeiten litten, bis zuletzt ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Thomson, der, bei seiner langjährigen Erfahrung zur See und bei seinem gesunden Menschenverstande, die Hoffnung nie aufgab, zeigte sich zu dem Ende besonders thätig. Er ließ sogleich die Leichen über Bord werfen, die Schiffsluken, so viel es nur anging, zur Reinigung der Luft öffnen, gesunde und hinreichende Lebensmittel vertheilen. Von nun an wollte er selbst, mit einigen Männern, die er dazu überredet hatte, unten bleiben.

Taitar's Lage war indessen keineswegs eine bequeme. Seine Nachbarn wurden ihm bald viel unangenehmer, als die Last seiner Ketten, als die gezwängte Lage.

Er befand sich zwischen zwei großen, mächtigen Bibi's, deren tiefliegende, weißglänzende Augen beständig und bewegungslos auf ihn gerichtet waren.

Nur die Zuckungen ihres Mundes, wenn sie dem neuen Gefährten zweiunddreißig ungeheure scharfe Zähne zeigten, belebten von Zeit zu Zeit ihr Gesicht. Die Vermuthung des Supercargo, der Gegenstand ihrer besonderen Aufmerksamkeit zu seyn, war allerdings gegründet. — Ihren Hauptfeind hatten die Neger erkannt. Sie jubelten darüber, daß, nachdem er lange an dem Glücke und dem Leben der Schwarzen freventlich sich vergangen, der gerechte Wille der Gottheit ihn endlich unter die Schwarzen zur Erduldung einer gerechten Strafe gebracht. Deshalb kamen sie darauf, ein Bestrafungsprojekt zu entwerfen. Dieses betraf aber nicht allein das verhaßte Individuum in ihrer Mitte, sondern gewissermaßen auch sämmtliche Bewohner des Schiffes.

Seit Taitar's Einkerkerung waren Venus und Jupiter — wie man weiß, — nicht aufzufinden. Nachdem man vergeblich gesucht hatte, nahm man an, Beide wären entweder freiwillig, — wie mehrere Negerweiber und Kinder es schon gethan, — ins Wasser gesprungen, oder eine Welle hätte sie unvermerkt vom Verdecke ins Meer gespült. — Dies war der Fall nicht.

Jupiter hielt sich im unteren Schiffsraume auf. Dem ihm gewogenen Bootsmann hatte es nöthig geschienen, ihn dort zu verstecken.

Der Venus, — die sich bei Taitar befand, als die erzürnte Mannschaft den Mulatten zur Rechenschaft zog, — war es während der Verwirrung des Streites gelungen, den Matrosen zu entschlüpfen. Das Gefühl der Selbsterhaltung führte sie ebenfalls nach jenem Raume. Sie wußte, daß sie sich dort im Dunkeln würde verbergen können. Bei einem todten Schwarzen nahm sie deshalb vorläufig ihren Platz ein.

In dieser traurigen Gesellschaft entdeckte sie kurz darauf Jupiter. Vertrauensvoll zeigte er Thomson seinen Fund an. Der Alte versprach Schutz und Sicherheit. Er räumte den beiden Kindern eine Stelle ein, wo er hoffte, daß die anderen Wächter sie nicht suchen würden, und erlaubte ihnen, wann diese nicht zugegen wären, frei herumzugehen.

Gerade benutzte Jupiter zum erstenmale diese Erlaubniß, als er, beim Vorbeistreifen an der Neger-Abtheilung, wo der Supercargo saß, eine Stimme vernahm, die den Namen, den er in der Wüste geführt, leise rief.

Er stand still und horchte.

„Erkennst Du mich nicht, Salech (kleiner Wolf)? ich bin der Bruder deiner Mutter."

„Anedun (gefräßiger Schakal)! du hier?" — erwiederte das Kind. — „Ich glaubte, du wärest auf der Küste geblieben, mit denjenigen Brüdern, die nicht hier angelangt sind."

„Dies Glück wurde mir nicht zu Theil. Aber, falls du nur willst, können wir sie alle baldigst wiedersehen."

„Wie, Bruder? Was soll ich thun? Laß hören!"

„Klein bist du, doch mächtig ist deine Hand, sage ich dir. Sieh' dies Messer, das der Weiße, der am Eingange schlief, während seiner Trunkenheit zwischen diese beiden Balken hat fallen lassen. Es ist, weil Gott es so will, bis jetzt den Späher-Augen der anderen Wächter entgangen. Nimm es. Mit dem Messer wirst du einem Jeden von uns ein erwünschter Gast seyn. Jeder wird die Gurgel freudig dir hinhalten und ohne Seufzer seine Seele aushauchen. Wenn du mit uns fertig bist, denke an dich. Die Hand, die uns befreit, wird nicht zittern, dich selbst zu befreien."

„Aber, Bruder, wie kann ich diese That ausführen? Der alte Mann, der über uns wacht, kommt beständig hier vorbei. Auch erfordert die Aufgabe, die du mir auferlegst, Kräfte, die ich nicht habe, zumal mir die Zeit fehlen würde."

„Darum sollst du nicht sogleich anfangen; du sollst eine passende Zeit abwarten. Wenn du mir in Allem folgst, wirst du auch so viel nicht zu thun haben, als du glaubst."

„Sprich, Anedun."

„Die Abwesenheit der meisten unserer mitgefangenen Brüder ist für dich, wie für mich, ein Beweis, daß ihr Vorhaben, welches für uns Alle gelten sollte, wenigstens für sie gelungen ist. Sie sind nicht mehr. Das allgemeine Prinzip der Reinigung, das Feuer, hat ihre Seelen nach den höheren Regionen befördert. Andere unter uns sind ihnen von hier aus auf anderem Wege nachgekommen. Wir bleiben, — wir, — die Unglückseligen, wenn wir das fremde Land betreten; die Glückseligsten Aller aber, wenn, nachdem wir geharrt und geduldet, wir uns deshalb erst später zu den Auserkorenen gesellen, weil wir uns vorher den Hochgenuß der Rache haben bereiten wollen."

„Ich verstehe dich nicht, Bruder."

„Höre weiter. Kennst du keinen Ort des Schiffes, den Niemand bei Nacht bewohnt, den Niemand besucht; wohin du dich in aller Stille schleichen und wo du eine Zeitlang ungestört Abends bleiben könntest?"

„Vielleicht kenne ich in der That einen solchen Ort, — die Wohnung des Weißen, der nun bei dir liegt."

„Wohl, so nahe dich mir. Da ich weder Arme noch Hände bewegen kann, so stecke deine Finger in meinen Mund und ziehe daraus das Stück Rothholz, das ich darin verborgen halte."

„Was soll ich damit, Anedun?"

„Du kennst Schiaktar (giftige Schlange), meinen Nachbar, der eben gestorben ist. Sperre ihm die Zähne aus einander und ziehe auch ihm aus dem Munde ein Stück Gelbholz, das sich vorfinden wird."

„Was dann?"

„Dann? Du verstehst nicht? O, Salech! wo ist der Geist deines von den Zansibarern ermordeten Vaters hin? — Bis die Nacht anbricht, bemühst du dich, beide Stücke gehörig zu trocknen; begiebst dich dann nach des Weißen einsamer Wohnung. Wenn du sicher bist, daß Niemand dich gesehen, — fängst du an, das Rothholz mit dem Gelbholz im Kreise, erst langsam, dann schneller und schneller zu reiben, bis Funken springen, die Flamme hell auflodert. Dann bringst du flink das Feuer an leicht entzündbare Sachen und kömmst eiligst hierher. Erst wenn der Feuerruf unsere Wache entfernt haben wird, soll dein Messer, gelingt es den Weißen, sich zu retten, wenigstens uns dienen. Aber ehe wir deine Hülfe empfangen, wirst du vorher schon dem Gott deiner Väter ein angenehmes Opfer dargeboten haben."

„Welches Opfer, Anedun?"

„Ist es nicht unsere Pflicht, bevor wir die große Reise antreten und um dort oben willkommen zu seyn, diesen Mulatten, diesen Verfolger unseres Stammes, den man uns zugesellt, als Schlachtopfer für unsere Lieben, nach dem Reiche der ewigen Bestrafung zu schaffen? Anfänglich wollten wir ihn erdrücken. Wir überlegten aber, daß er durch sein Stöhnen unsere Absicht auf ihn, wie auch die ferneren Pläne, die du nun kennst, vereiteln möchte. Daher beschlossen wir, daß du an ihm mit dem Messer den ersten Versuch deiner Geschicklichkeit machen sollest. — Sieh', Kind, zu welchen herrlichen Dingen du durch den Ewigfurchtbaren, den großen Ariman, bestimmt bist!"

„Verlange Alles von mir, nur nicht dieses, Anedun. Der Mann ist meiner Venus Retter und Beschützer. Er leidet, weil er sie ihren Feinden entzogen. Ihm bin ich Dankbarkeit und Treue schuldig. Nie wird meine Hand sich gegen ihn erheben."

„O Salech, Salech! du vergißt die Pflicht gegen dein Vaterland, die Wüste; du vergißt, was du Ariman und deinen Brüdern schuldig bist! — Verflucht sey Venus, die ich nicht kenne! Verflucht seyst du selbst, der du nicht gehorchen willst! — Bleibst du dabei, Salech, — so wird ein Tag kommen, wo du nicht wie ein wackerer Bibi fröhlich von dem Fleische deines Feindes speisen wirst, sondern wo du dein eigenes Kind, das Kind deines Weibes, mit Bewußtseyn, traurig wirst verzehren müssen. Eine Zeit wird kommen, Salech, wo du dein Blut nicht mehr mit eigener Hand und zur Befreiung deines Geistes wirst vergießen können; wo dies Blut aber, im Lande der Sklaverei, durch deinen eigenen Herrn stromweise, zur ewigen Verdammung deines Körpers und deiner Seele, wird vergossen werden!"

Jupiter verstummte schaudernd und entfernte sich. Ehe er nachgab, wollte er noch Venus sehen und darüber sprechen.

• • •

Inzwischen bedrohte ein anderer Feind den „Satan".

Der Sturm wüthete seit einer Woche mit zunehmender Gewalt.

Während auf der See ein paar Stunden zur Ausbildung eines Orkans genügen, ist ein Mondwechsel erforderlich, das gewaltige Prinzip des Aufruhrs und der Umwälzung wieder zu besänftigen.

Die Fregatte und der Negerhändler waren sehr nahe an einander. Bei den hohen und unruhigen Wellen verloren sich zwar die Schiffe beständig aus den Augen. Stand aber das eine auf der Spitze eines Wasserhügels und das andere in der Tiefe daneben, so konnten sie sich genau betrachten und die Wahrscheinlichkeit eines beiden gefährlichen Aneinanderstoßens leicht einsehen.

Das königliche Schiff hatte seine Masten verloren. Sich flott zu erhalten, war es gezwungen worden, sein Geschütz über Bord zu werfen. Ein Wellenschlag hatte das Ruderwerk fortgerissen.

Der „Satan" war weniger beschädigt. Die Masten mit dem Tauwerk standen. Das Steuerruder war unversehrt. Beim Mangel an Segeln jedoch war es unmöglich, mit demselben zu lenken.

Der Negerhändler konnte sich demnach keinesweges für den gegenwärtigen Moment glücklicher preisen als sein Leidensgefährte, der, wenngleich ohne Geschütz, vielleicht gefährlicher war als je. Von Sekunde zu Sekunde drohte das launenhafte Meer, den „Satan" durch die Fregatte, die Fregatte durch den „Satan" zu zerschmettern.

In einer solchen Lage kam es sehr darauf an, sich bald Abhülfe zu schaffen. Mit Hintansetzung aller Menschlichkeitspflichten suchte der „Satan" um jeden Preis das zu seinem Untergange bestimmte Instrument — die Fregatte — vor Ankunft der verderblichen Entscheidung zu vernichten.

Hätten die Königlichen noch Vertheidigungsmittel besessen, so würden sie dem Beispiele Grivély's gewiß gefolgt seyn. —

Lange bemühte sich der Capitain umsonst, durch schnell auf einander folgende Kanonenschüsse das feindliche Fahrzeug zu durchbohren, Wasser in dessen Rumpf eindringen zu lassen und es also der Versenkung preiszugeben. Die Fregatte hielt sich. Die Entfernung zwischen beiden Schiffen wurde geringer und geringer. Es nahte das schreckliche Ende. Noch ein Stoß der Wellen, und Alles war verloren.

Auf dem Gipfel eines Wasserberges verweilte endlich die Fregatte, zwangsweise dort still gehalten, bis ein anderer Wasserberg, der den „Satan" trug, auf den ersten bedächtig loskam, um sich ihm eng anzuschmiegen. Gefährlicher Kuß der Wellen! Gehässiger Abschiedskuß der Schiffe vor dem Abgrunde, vor der unvermeidlichen Zerstörung!

Mit Hülfe seiner vollen Seiten-Batterie, deren Effekt, in der äußersten Krisis, Grivély gehörig und glücklich berechnete, entwich der „Satan" der tödtlichen Umarmung.

Die Fregatte aber war nicht mehr. Dr. Oelsner-Monmerqué.

England.

Keightley's Geschichte von England.

Nächst der Geschichte von Hellas und Rom, die das Herz des Knaben wie des Jünglings mit Idealen erfüllen, zur Nacheiferung der großartigen Charak-

tere entflammen soll, nächst der vaterländischen, die ihn zur Liebe und Hochachtung des eigenen Volkes führen und die Erkenntniß seiner Fehler wie seiner Tugenden, seiner Bestrebungen wie seiner Unterlassungssünden bewerkstelligen soll, ist für den Deutschen die Geschichte keines Volkes wichtiger und nothwendiger als die des englischen. Hier schaut er ein Glied seines eigenen Leibes, das in frühen Jahrhunderten vom mütterlichen Stamme gelöst, nun, auf sich selbst angewiesen, genöthigt war, sich ein eigenthümliches, selbständiges Daseyn zu schaffen, welches durch lange Kämpfe mit außenher drängenden fremden Elementen zur Abrundung und zu wundersamer Kraftfülle gelangte. Hier gewahrt er, wessen der deutsche Geist fähig ist, wenn er einen Mittelpunkt gewinnt, nach welchem alle Kräfte gravitiren; hier findet er die fortwährende Mahnung zur Nutzanwendung auf sein eigenes Vaterland. Unter blutigen Kämpfen ist der Baum der englischen Freiheit gewachsen, das Henkerbeil hat den Boden um seinen Stamm gelockert und das Blut begeisterter Verfechter der Volksrechte, eben sowohl wie dasjenige tyrannischer und selbstsüchtiger Unterdrücker, hat seine Wurzeln gedüngt; doch dem aufmerksamen, dem denkenden Beobachter der Geschichte wird nicht entgehen, daß diese barbarischen Mittel einer hinter uns liegenden roheren Zeit nicht die erste und wirksamste Ursache des Schattendaches und der Fruchtfülle sind, welche jener Baum dem heute unter seinen Aesten ruhenden Volke bietet, sondern die sittliche Tüchtigkeit seiner Pfleger war es, welche ihm die edlen Zweige einimpfte, ihr Gedeihen förderte und vor schädlichen Einflüssen bewahrte. Hier, wenn irgendwo, springt es recht deutlich in die Augen, daß nicht rohe Gewalt, nicht Hinterlist, nicht gewissenlose Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel, sondern nur allein Wahrheit, sittliche Ueberzeugung und Ehrenhaftigkeit zum echten und bleibenden Wohle der Völker führen.

Es mangelt bis jetzt an einem kurzen und doch für die Hauptsachen erschöpfenden Abrisse der englischen Geschichte. Herr Keightley hat durch sein Buch *), von welchem uns der erste Band in deutscher Uebersetzung vorliegt, diesem Bedürfnisse Genüge geleistet. Er hat die neuesten und besten Werke über die Geschichte seines Vaterlandes fleißig studirt und ist, wie die Anmerkungen beweisen, häufig auf die Quellen selbst zurückgegangen. Die Darstellung ist anziehend, geordnet und klar. In den früheren Abschnitten, über die Herrschaft der Sachsen und der Normannen, geht der Verf. nur so weit in Einzelheiten ein, als es zur Belebung des Interesses unumgänglich nothwendig ist, aber schon bei den Plantagenets und noch mehr bei den Tudors erweitert er den Rahmen und weiß eine reiche Zahl von Gestalten handelnd auftreten zu lassen und geschickt so zu vertheilen, daß keine der anderen im Wege steht. Die Erzählung dreht sich zumeist um die Kämpfe der Könige und der Barone, und um die Darlegung ihrer Familienverhältnisse, so weit diese auf die Schicksale des Landes einen Einfluß ausübten; ein tieferes Eingehen auf die Fortbildung der inneren Verhältnisse, auf die Gestaltung des Rechtes, des Handels, der Bildung, des Städtewesens, der Standesverhältnisse u. dgl. haben wir ungern vermißt, doch hat der Verf. durch einzelne eingestreute Bemerkungen nachzuhelfen gesucht. Besonders hervorzuheben ist seine gerade und aufrichtige Gesinnung, die das Gute offen anerkennt, auf welcher Seite es sich auch finden möge, und den Entstellungen parteiischer Schriftsteller entschieden entgegentritt. Das Buch ist als Einleitung zum Studium der englischen Geschichte und als Handbuch für denjenigen, dem es nur um eine anschauliche, mit steter Rücksicht auf die Chronologie fortschreitende Uebersicht zu thun ist, sehr zu empfehlen. Für den deutschen Leser ist sein Werth durch den Uebersetzer noch erhöht worden, der, durch längeren Aufenthalt in England mit den Verhältnissen jenes Landes vertraut, in häufigen Anmerkungen Alles erläutert hat, was für den Fremden vielleicht einige Dunkelheit haben könnte. Die Uebertragung dürfen wir als vollkommen gelungen bezeichnen, sie macht ganz den Eindruck eines Originalwerkes. Auch dem Verleger gebührt Anerkennung für die Ausstattung.

Mannigfaltiges.

— Staat und Kirche in Großbritanien. Der von der Königin Victoria ausgeschriebene allgemeine Fasttag, welcher am 24. März in England sowohl als in Irland die Werkeltags-Arbeit des Volkes unterbrochen hat, ist im Auslande und namentlich in französischen Blättern vielfach bespöttelt worden. Man kann hier nicht begreifen, daß ein freies Volk, wie das englische, einen solchen Befehl, der wie Gewissenszwang aussieht, ruhig hinnimmt. Aber man vergißt hierbei zunächst, daß von einem Befehle kaum, von einem Zwange aber gewiß nicht die Rede seyn kann, wo die Landessitte mit einer Anordnung dieser Art auf das Innigste zusammenhängt, so daß nicht allein Niemand etwas Auffälliges darin findet, sondern Jedermann vielmehr in ihr den Ausdruck seiner eigenen religiösen Empfindung erkennt. Allerdings ist in England diese religiöse Empfindung in einem ganz anderen Maße verbreitet und das Gemeingut des Volkes, als in Frankreich oder in Deutschland. Und dies führt uns zu der Bemerkung zurück, daß die politische Freiheit eines Landes überhaupt kein Kriterium ist, um auf seine religiöse Gesinnung zu schließen, und daß, wenn sie ein solches seyn soll, eher eine günstige als eine nachtheilige Einwirkung der Freiheit auf die Religion anzunehmen ist. Denn wir finden ganz ähnliche Erscheinungen, wie diejenige in England, welche uns zu diesen Betrachtungen Anlaß giebt, auch in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten. Die schweizer Tagsatzung bestimmt alljährlich den Buß- und Fasttag des Landes, und die Regierung eines jeden Kantons erläßt demgemäß immer eine Bekanntmachung, die in den Kirchen verlesen wird. Eben so geht auch in den Vereinigten Staaten, wo doch die Kirche keinerlei Geldunterstützung vom Staate erhält, von den Gouverneuren der sogenannten Grafschaften alljährlich eine Proclamation in Bezug auf den zu beobachtenden allgemeinen Buß- und Bettag aus. Niemand nimmt dort an diesem alten Gebrauch ein Aergerniß, ja auch diejenigen, die sich von jeder gottesdienstlichen Handlung dispensiren, haben doch vor der allgemeinen Sitte so viele Achtung, daß sie sich hüten, die Andacht des Volkes irgendwie zu stören. Also statt über die Anordnung der Königin Victoria zu spötteln, sollte man sie vielmehr als den Ausdruck einer achtungswerthen sittlichen Idee ansehen, wie denn auch in der That am 24. März in England sowohl als in Irland, während die Reichen mit den Armen gefastet, die Ersteren um so lebhafter daran erinnert worden sind, welche religiöse Pflicht es für sie ist, dafür zu sorgen, daß ihre ärmeren Mitbrüder, wenn der Fasttag vorüber ist, auch etwas Sättigendes zu essen finden.

Daß es blos England und Irland und nicht auch Schottland ist, an welches die Königin Victoria ihre Proclamation gerichtet, hat nicht etwa darin seinen Grund, daß man im alten Caledonien weniger geneigt ist, einer Aufforderung, Buße zu thun, zu gehorchen — im Gegentheil, man fastet und betet in Schottland lieber noch einmal so viel als in den beiden anderen Königreichen — sondern weil es ein durch die „Claim of Rights" den Schotten zugesichertes Vorrecht ist, von ihren Souverainen keinerlei Befehle in kirchlichen Dingen zu erhalten, sondern solche nur von ihren Presbyterien anzunehmen. Man kann sicher darauf rechnen, daß Letztere an ihre Sprengel nicht minder, als Herr Chalmers an die Anhänger der sogenannten Free Church, die Aufforderung gerichtet, dem Beispiele der beiden Schwesterländer zu folgen. Durch die Unions-Akte von England und Schottland (5 Anna C. 8) wurden ausdrücklich die beiden Statuten des Parlaments von Schottland und des von England bestätigt, wonach, dem einen zufolge, jeder König (oder Königin) bei seiner Thronbesteigung einen Eid leisten und unterschreiben muß, „die protestantische Religion und die presbyterische Kirchenverwaltung in Schottland zu erhalten", und, dem anderen zufolge, der König zu beschwören hat, daß er „die bestehende Kirche von England in England, Irland, Wales und Berwick, so wie in den dazu gehörenden Gebieten", erhalten wolle. *) Das Pergament, welches die Königin Victoria am 27. Juni 1837 im Beiseyn der Lords des geheimen Rathes in Bezug auf die schottische Kirche unterzeichnete, lautet folgendermaßen:

„Ich Victoria, Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritanien und Irland, Vertheidigerin des Glaubens, verspreche hierdurch feierlich, die wahre protestantische Religion, so wie den eingesetzten Kultus, die Disziplin, die Rechte und die Privilegien der Kirche von Schottland, aufrecht zu erhalten und zu bewahren, wie letztere durch die Gesetze festgestellt (established), welche in Gemäßheit der Akte der Reclamation der Rechte (Claim of Rights) erlassen worden und besonders in der Akte enthalten sind, welche die Ueberschrift führt: „„Eine Akte zur Beschützung der protestantischen Religion und der presbyterischen Kirchen-Verwaltung"", gleichwie in den vom Parlament der beiden Königreiche in Bezug auf die Union der beiden Reiche erlassenen Akten. — So wahr mir Gott helfe!

(gez.) Victoria, Regina."

Was nun England selbst betrifft, so wünscht dort allerdings eine sehr ansehnliche Partei, daß die Wirkungskreise des Staates und der Kirche hinführo mehr von einander abgesondert würden, und daß nicht sowohl die Königin, als die geistlichen Oberhäupter der verschiedenen Kirchen, solche Fasten-Proclamationen für das Land erlassen möchten, aber damit ist nicht im allergeringsten dem Ernste und der Bedeutung der Anordnung selbst entgegengetreten. Die gedachte Partei, die von dem geläuterten, jetzt über die ganze Welt sich verbreitenden Grundsatze beseelt ist, daß der Staat gleich achtungsvoll und unparteiisch gegen alle Religionsbekenntnisse seyn müsse, ist es namentlich, welche unter der Benennung „Evangelische Allianz" zusammengetreten und die evangelischen Konfessionen anderer Länder, Europa's sowohl als Amerika's, zu einer im August 1847 in England stattfindenden großen Versammlung eingeladen, wo man sich über das Prinzip der Einheit in der evangelischen Wahrheit verständigen will.

— Neue Schriften von Boz. Die kürzlich (Nr. 15.) von uns angezeigte neueste kleine Novelle von Boz (Dickens) „The Battle of Life" ist unter dem Titel „Der Kampf des Lebens" in deutscher Uebersetzung von Julius Seybt mit Federzeichnungen nach Maclise und Leech bei Carl B. Lorck in Leipzig erschienen und, wie jedes andere Bändchen der von diesem Verleger herausgegebenen illustrirten Taschenausgabe des englischen Novellisten, für 10 Sgr. zu haben. Derselben Ausgabe wird auch der jetzt in London in Lieferungen erscheinende größere Roman desselben Verfassers „Dombey und Sohn" einverleibt, welche Geschichte der englischen Spießbürger- und Krämerwelt sich jetzt einer lebhaften Theilnahme nicht blos in dieser kleinen, sondern auch in der großen Welt zu erfreuen hat.

*) Geschichte von England von Thomas Keightley. Deutsch bearbeitet von F. K. F. Demmler, Professor an der königl. Kadettenschule Sandhurst in England. Mit einem Vorworte von Dr. J. M. Lappenberg. Hamburg, A. W. Leist. 1847. 2 Bde. 8.

*) Blackstone, Book I. Ch. 8.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Sonnabend den 3. April 1847.

Italien.

Clemens XIV. (Ganganelli).

Die Bahn der Reform, welche Pius IX. seit Antritt seines Pontifikates eingeschlagen, hat, wie das kaum ausbleiben konnte, neben den Erwartungen und Hoffnungen, welche sie für die Zukunft erregt, zugleich Rückerinnerungen an diejenigen Vorgänger des neuen Papstes geweckt, die mit ihm einen ähnlichen Weg verfolgten und deren allerdings nicht sehr viele aufzuzählen sind. Denn wenn wir Hadrian VI., den Nachfolger Leo's X., ausnehmen, welcher der Reformation Luther's mehr in Worten, als in der That, einige Zugeständnisse machte, so stoßen wir in der ganzen Reihe der Päpste, die seit ihm die Tiare trugen, nur auf zwei, welche, die säkulare Politik des heiligen Stuhles aufgebend, dem Geist ihrer Zeit nicht schroff entgegentraten, sondern ihm mehr oder minder huldigten.*) Es sind Benedikt XIV. und Clemens XIV. Ein der Reform geneigter oder gar reformirender Papst war immer eine seltene Erscheinung und mußte es um so mehr seyn, als das System der römischen Hierarchie nur in einer Stabilität ihr Heil suchen kann, die Alles, was eine Bewegung, einen Wechsel zu erzeugen vermöchte, entschieden von sich weist.

Wenn Benedikt XIV. eigentlich nur schön that mit dem Zeitgeiste, wenn er Ansprüche, die nicht mehr durchzusetzen waren, weniger aufgab, als zeitweilig fallen ließ, so that Clemens XIV. durch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten einen ernsten, folgenreichen Schritt, um sich mit den Anforderungen, wie sie die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts stellte, abzufinden.

Allein die Zeiten der Aufklärung, der Revolution und ihrer Folgen gingen vorüber und der Jesuiten-Orden erstand — wenn er wirklich todt und nicht blos scheintodt gewesen — von den Todten zu neuer Bedeutung wieder auf. Wie es ihm niemals an Gegnern gefehlt, so konnten ihm diese nach seiner Resurrection um so weniger mangeln, als er mit einer Eroberungslust, die weit entfernt war, durch die Schlappen und Niederlagen des verflossenen Jahrhunderts gedämpft zu seyn, alsbald Anstalten traf, alles das wieder einzubringen, was er während seiner erzwungenen Unthätigkeit versäumt zu haben glaubte. Kein Wunder, daß bei solchen Umständen, unter den vielen Erwartungen, die man — gerechtfertigt oder nicht — an die Regierung des neuen Papstes knüpft, hier und dort auch die Hoffnung auftaucht, er werde den Schritt Ganganelli's abermals thun und das Breve „Dominus ac redemptor noster" ehester Tage eine zweite Auflage erleben. In einer uns vorliegenden, so eben bei Brockhaus in Leipzig erschienenen und Pius IX. zugeeigneten Uebersetzung von Caraccioli's „Leben Clemens' XIV." ist sogar diese Hoffnung so deutlich, als man's nur verlangen kann, ausgesprochen; das Bild Ganganelli's wird Pius IX. zum Muster aufgestellt und ihm — mit Herrn Thiers und dem römischen Plebs — „Muth, heiliger Vater, Muth!" zugerufen. Es fragt sich, ob dem Wunsche die Erfüllung entsprechen wird.

Alle Vergleichungen haben ihr Mißliches. Will man nach dem Augenmaß beurtheilen, ob zwei Linien parallel mit einander laufen, so gehört vor allen Dingen dazu, daß diese Linien auf eine gewisse Länge ausgezogen sind. Wer schon heute Pius IX. zu einem zweiten Ganganelli stempelt, setzt sich der Fatalität, ein Dementi zu erhalten, etwas zu leichtsinnig aus. Pius IX. hat seine Regierung kaum angetreten, und wenn seine Maßregeln den ernstlichen Willen einer Reform nicht verkennen lassen, so ist doch andererseits eben so wenig zu ermessen, wie weit Pius IX. mit seinen Reformen vorschreiten will, wie weit er mit ihnen gehen kann. Ja, so weit man aus dem bisherigen Verfahren des Papstes schließen darf, so scheint er es nicht sowohl auf kirchliche, als auf politische und administrative Reformen abgesehen zu haben, während Ganganelli fast nur in der Kirche reformirend auftrat. Wenn nun auch nicht abzuleugnen ist, daß — eben so wie eine Aenderung in den kirchlichen Verhältnissen ohne eine entsprechende Umwandlung der politischen Umstände nicht wohl denkbar ist — eine Reform des Staates eine mehr oder minder durchgreifende Reform der Kirche nach sich ziehen werde, so bleibt es doch immer ein großer Unterschied, von welchem Punkte eine Reform ihren Ausgang nimmt, welche Theile des ganzen gesellschaftlichen Systems unmittelbar und welche nur mittelbar Gegenstände der reformirenden Thätigkeit sind. Je mehr es ihm Ernst ist um eine Reform des Staates und seiner Verwaltung, um so enthaltsamer vielleicht wird Pius IX. sich in Bezug auf die kirchliche Reform zeigen.

Das Pontifikat Clemens' XIV. ist nur bedeutend durch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten. Streicht man diese Maßregel aus seiner Geschichte, so bleibt wenig, wodurch sich sein Pontifikat vor irgend einem anderen auszeichnet; ja, wie Caraccioli, Ganganelli's feuriger Lobredner, es eingesteht, ließ Clemens XIV. vieles Mangelhafte, was ihm als solches ganz gut bekannt war, dennoch fortbestehen, weil er bei den römischen Verhältnissen an die Dauer einer etwaigen Reform nicht glaubte. Er sah hinter der Reform — die Restauration. Ganganelli war also keinesweges ein anderer Sixtus V., wie man ihn genannt; er war es eben so wenig, als er überhaupt auf jene Geistes- und Charaktergröße, welche Caraccioli und sein Uebersetzer in ihm finden wollen, Anspruch machen kann.

Seine einzige That von Bedeutung war, wie gesagt, die Aufhebung des Jesuiten-Ordens, allein es fragt sich eben, ob diese That seine That war, ob er nicht viel mehr nur geschehen ließ, was zu verhindern er sich zu schwach fühlte. Hätte Ganganelli den Orden der Jesuiten, die Leibgarde des heiligen Stuhles, aus eigenem, freiem Entschlusse vernichtet, man könnte sein Unternehmen neben Zar Peter's Vernichtung der Strelitzen, neben Mahmud's Vernichtung der Janitscharen stellen. Auch die Jesuiten waren zu einer unbequemen Miliz ausgeartet; sie waren doppelt unbequem geworden in einer Zeit, in welcher der Stuhl des heil. Petrus in ein so bedenkliches Schwanken gerathen war, daß sein völliger Sturz nahe scheinen konnte. Die Taktik der Jesuiten, wie nützlich sie früher gewesen, vermochte fortan nur Schaden zu stiften. Vergebens hatte Clemens XIII., Ganganelli's Vorgänger, die traditionelle römische Politik aufrecht erhalten wollen und dem von allen Seiten angefeindeten Orden seinen Schutz angedeihen lassen. Diese seine Politik hatte zum vollständigen Bruch mit Portugal und mit den bourbonischen Höfen, zu einem gespannten Verhältniß mit der Republik Venedig geführt. Frankreich hatte Avignon und Venaissin, Neapel Benevent sequestrirt. War das Papstthum in seiner damaligen Schwäche im Stande, den Stürmen, die sich von allen Seiten zusammenzogen, die Stirn zu bieten? Die allgemeine Meinung war geistlichen Prätensionen, sie war besonders den Jesuiten entgegen. Schon waren diese aus Frankreich, Spanien, Portugal verjagt. Es war bekannt, was Kaiser Joseph II. in Oesterreich vorbereitete; die Grundsätze der gallikanischen Kirche konnten sich über andere Länder verbreiten, ja eine vollständige Lossagung von Rom stand zu befürchten, wenn nicht bei Zeiten eingelenkt wurde. Wenn die Kirche bisher noch nie nachgegeben, so hatte sie sich auch noch niemals in einer so kritischen Lage befunden.

Selbst die Zeiten der Revolution waren für die Kirche vielleicht weniger schwierig, als ihre damalige Lage. Mit der Revolution hatte die Kirche wieder Freunde, eifrige Freunde gewonnen. Die Revolution führte die Fürsten in den Schoß der Kirche zurück; die Fürsten sahen mit Entsetzen, was sie zum Theil selber bereiten halfen. Mit ihren Folgen, wie sie in der Revolution vorzuliegen schienen, wurde nun die Aufklärung von ihnen geächtet und verdammt; sie sahen in den einst gepriesenen Maximen der Encyklopädisten nichts als eine Quelle allgemeinen Verderbens, und die Erhaltung des Bestehenden, alles Bestehenden, zu dem ja auch die Kirche gehörte, wurde die Richtung einer Politik, welcher man, was man ihr sonst auch vorwerfen mag, Mangel an tiefer Beharrlichkeit sicherlich nicht nachsagen kann.

Die Kurie war also genöthigt, den Höfen nachzugeben, welche die Aufhebung des Jesuiten-Ordens immer lauter und dringender begehrten. Unbegnügt damit, ihn aus ihren Gränzen vertrieben zu haben, und überzeugt, daß nur mit seiner Existenz seinen Umtrieben, seinen Kabalen und Intriguen ein Ziel gesetzt werden könnte, wollten Frankreich wie Spanien von keiner Auskunft, von keinem Kompromiß etwas hören. Eine feierliche, vollständige Auflösung — das war ihr Ultimatum. Wenn dieser Forderung nicht widerstanden werden konnte — und wie konnte ihr widerstanden werden? — so kam es einzig und allein darauf an, den unvermeidlichen Schritt wenigstens mit Würde zu thun, und da den Schein zu retten, wo nichts Anderes zu retten war.

Man hat behauptet — und Gorani erklärt es mit dürren Worten*) — daß Ganganelli nur durch sein Versprechen, den Höfen in der Angelegenheit der Jesuiten zu willfahren, sich den Weg zum heiligen Stuhle gebahnt habe. Trotzdem ist dieser Umstand — wie auch Graf St. Priest in seinem Werke über die Aufhebung des Ordens der Jesuiten zugiebt, nichts weniger als er-

*) Wenn Sixtus V. auch in weltlichen Dingen als Reformator auftrat, so ist er doch in jeder anderen Hinsicht ein Papst im alten Stil.

*) Joseph Gorani, Geheime und kritische Nachrichten von Italien. II. Theil, p. 113.

wiesen, ja ein solches Versprechen Ganganelli's ist nicht einmal wahrscheinlich, da vom Beginn seines Pontifikats bis zur Erlassung des Breve „Dominus ac redemptor noster" eine Zeit von vollen vier Jahren verstrich — eine Verzögerung, die, wenn Ganganelli sich in der That gebunden hatte, schwer zu erklären seyn möchte.

Wenn Ganganelli Versprechungen gab, so waren sie wohl von sehr unbestimmter Natur, und es kam auf die politischen Verhältnisse an, welche Deutung vorwiegen sollte, die der Höfe oder diejenige Roms. Es wurden bei dem Jesuiten-General Ricci selber Versuche gemacht, seine Einwilligung zu einer Reform des Ordens zu gewinnen, die aber scheiterten. Sint ut sunt, aut non sint war Ricci's lakonische Antwort.

Da kein Mezzo termine zu finden, die Bewilligung eines längeren Aufschiebens von den Höfen nicht zu erlangen war, so geschah endlich, was nicht zu vermeiden war. Clemens XIV. verfügte, wie man über ihn, wie man gegen ihn verfügt hatte.

Mit Einem Worte: Ganganelli temporisirte, er suchte Zeit zu gewinnen, so lange es ging; er that nicht mit kurzem, reifem Entschlusse, was er als unvermeidlich erkannt, sondern er setzte alle jene kleinen Künste in Bewegung, zu denen die Schwäche zu greifen pflegt, um das, was sie einmal nicht hindern kann, wenigstens zu prokrastiniren. Er war so wenig der Heros, zu dem man ihn stempeln möchte, daß er selbst in dem Augenblick, in dem er das Breve gegen die Jesuiten unterzeichnete — nicht an die veränderte Lage Roms, an den geschmälerten Glanz der Tiare, sondern nur an sich dachte. Es ist mein Todesurtheil, soll er gesagt und seitdem auf nichts Anderes gesonnen haben, als wie er sich gegen eine Vergiftung schützen könne. *)

Clemens XIV. fürchtete die Rache der Jesuiten. Hatte er sie zu fürchten? Wenn er bald nach der Unterzeichnung des Breve's, wenn er an Gift starb, waren die Jesuiten oder ihre Helfershelfer seine Mörder? Die Jesuiten wußten es nur zu wohl, daß nicht Ganganelli ihr Feind war, und daß er nur den Umständen nachgegeben hatte; sie wußten nicht minder, daß ein neuer Papst die Verhältnisse nicht plötzlich umgestalten, daß er den Orden nicht wieder herstellen konnte. Was gewannen sie also bei dem Tode Ganganelli's? Den Jesuiten — wenn sie anders eben von denen, die ihnen den Tod Ganganelli's zuschreiben, richtig geschildert werden — den Jesuiten konnte an einer bloßen Rache unmöglich etwas gelegen seyn; eine bloße Rache ohne Zweck und Ziel würde sich sehr schlecht reimen mit jener tiefen und schlauen Politik, die man ihnen zugesteht. Wenn ihnen bekannt war — und es mußte ihnen bekannt seyn — was sie sich von Ganganelli zu versehen hatten, warum schafften sie ihn nicht **vor** Unterzeichnung des Breves bei Seite? Wollten sie sich etwa durch die schnelle Vernichtung ihres Vernichters furchtbar machen und so die Wiederherstellung ihres Ordens vorbereiten? Es wäre ein verkehrter Weg gewesen. Wenn sie ihn einschlugen, so wurde alles das, was man ihnen mit Recht und mit Unrecht Schuld gab, nur zu sehr bestätigt, und, ohne sich furchtbarer zu machen, hätten sie sich nur verhaßter gemacht. Auch lag es weit mehr im jesuitischen Interesse, ohnmächtig und schwach, als kräftig und furchtbar zu erscheinen. Ihre Schwäche, ihre Ohnmacht nahmen dem Streich, welchem sie erlagen, allen Grund, allen Vorwand; es war die brutale Gewalt, die ohne irgend einen Anlaß den Orden vernichtet hatte, und dieser gewann alle Theilnahme, alles Mitleid, welche der unterdrückten Unschuld zu Theil werden.

Wenn also Clemens XIV. an Gift starb, so ist es nicht allein nicht bewiesen, sondern es ist zudem sehr unwahrscheinlich, daß es die Jesuiten waren, die ihm dieses Gift beibringen ließen. Allein es ist eben so wenig erwiesen, daß er überhaupt an Gift starb. Archenholz **) zwar versichert es; aber Archenholz, so angenehm er erzählt, so wenig zuverläßig sind seine Nachrichten; er ist keine Autorität, und wenn man nach Caraccioli **glaubte**, an dem Leichnam des Papstes die Spuren beigebrachten Giftes wahrzunehmen, so behandelt Gorani ***), keineswegs ein Freund der Jesuiten, die Vergiftungsgeschichte als eine reine Erdichtung.

Ganganelli starb am 22. September 1774; am 7. August 1814 stellte Pius VII. durch die Bulle „Sollicitudo omnium" den Orden wieder her. Ob nun Pius IX., wie einige seiner Verehrer hoffen, das Breve Clemens' erneuern oder ob er die Bulle Pius' VII. in Kraft erhalten wird, ist eine Frage, deren Beantwortung wir Anderen überlassen; wir wollen nur bemerken, daß wir die Erwartungen nicht theilen, welche der Uebersetzer des Caraccioli'schen Buches zu nähren scheint; wir erblicken in dem bisherigen Benehmen Pius' IX. nichts, was zu der Annahme, er werde sich den Jesuiten als ein anderer Ganganelli entgegenstellen, leiten könnte. Man muß, wie wir schon bemerkten, den weltlichen Souverain, der gewissen Anforderungen endlich genügen mußte, von dem Oberhaupt der Kirche unterscheiden, das vielleicht Nöthigungen einer ganz anderen Art zu genügen hat.

Wir fügen zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Briefe Clemens' XIV. zu, von denen vor kurzem eine Uebersetzung angekündigt ist. Diese Briefe sind nicht echt; Caraccioli hat sie unter dem Namen des Papstes herausgegeben, und sie haben zu ihrer Zeit viel Glück gemacht. †) Es ist möglich, daß das fast verschollene Buch zum zweitenmale das Glück hat, welches es bereits gehabt hat. Die religiösen Konflikte unserer Zeit lassen es beinahe vermuthen, und wenn Caraccioli's Produkt sich freilich mit Pascal's Provinzialbriefen nicht vergleichen läßt, so ist es doch — nach Merciers ††) Urtheile wenigstens — keineswegs ein so schlechtes Buch, daß es nicht eben so gut, wie manches andere, wieder aufgewärmte Erzeugniß des achtzehnten Jahrhunderts, seinen Nachsommer haben sollte.

*) Gorani, II., p. 137 ff.

**) In seinem Werk: England und Italien.

***) Geheime und krit. Nachrichten von Italien, II., p. 136.

†) Ibidem, III., 321.

††) Tableau de Paris.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.

(Fortsetzung.)

Wenn der Verf. aus seiner Ansicht und aus dem Grunde, daß das, was noch nicht vollendet ist, auch noch nicht vorhanden sey, folgert, daß es „daher noch keine Weltgeschichte, sondern nur erst einen Theil derselben giebt", und somit auch „die Denk- und Glaubensfreiheit, weil erst im Werden begriffen, in Wahrheit noch gar nicht vorhanden, nämlich noch nirgend im vollen Sinne des Worts verwirklicht" sey, so entgegnen wir, daß eine Vollendung in diesem Sinne, d. h. eine an eine bestimmte Zeit, an einen bestimmten Raum gebundene Verwirklichung eine pure Unmöglichkeit, ja ein Widerspruch in sich selbst ist. Nicht, was noch nicht vollendet ist, ist **noch nicht** vorhanden — vielmehr ist diese werdende Vollendung selbst seine einzige Wirklichkeit, — sondern: was vollendet wäre, wäre dann **nicht mehr** vorhanden — vielmehr ist Alles nur in sofern vorhanden, als es vollendet **wird**, d. h. als Prozeß. So ist es auch mit der Glaubens- und Denkfreiheit. Sie ist nur als werdende vorhanden, niemals als gewordene, fertige, und wird es auch nicht seyn. Denn die Sittlichkeit, worauf sie basirt, ist selbst nur ein Prozeß, eine vollkommene Sittlichkeit ist eine schöne Unwahrheit, denn die Sittlichkeit ist der ewige Kampf des Geistes gegen die Natur im Menschen; wird sie als fertiger Zustand, als letztes Ziel der Vollkommenheit gefaßt, worin die Natur todt gemacht ist, so hörte damit der Mensch selbst auf, zu existiren. Aber deswegen, weil die Denk- und Glaubensfreiheit noch nirgend im vollen Sinn des Worts verwirklicht ist, und auch in diesem vollen Sinne — der aber zugleich ein sehr beschränkter ist, weil er an die Möglichkeit der Aufhebung der Gegensätze in einer bestimmten, einzelnen Form glaubt — **niemals und nirgends** (d. h. weder in einer **bestimmten** Zeit, noch an einem **bestimmten** Ort) verwirklicht werden kann, eben so wenig als Mann und Weib jemals oder irgendwo zu einem absoluten Menschen zusammenschmelzen werden, weil der Begriff Mensch nur in dieser **Doppelseitigkeit** der Formen existiren kann: also daraus, daß wir dies leugnen müssen, folgt noch nicht, wie der Verfasser meint, daß die Denk- und Glaubensfreiheit deshalb überhaupt in Wahrheit nicht vorhanden ist. **Eine** Freiheit ist nicht **die** Freiheit, d. h. der absolute, sich im ewigen Prozeß der Geschichte realisirende Begriff kann in keiner Weise als einzelne Form existiren, weil der Begriff der Einzelheit das Absolute unmöglich macht. — Abgesehen von dieser Verwechselung der **Idee** mit dem **Ideal**, d. h. des unendlichen Prozesses mit einer endlichen Form, in Bezug auf die geschichtliche Vollendung des Begriffs der Denk- und Glaubensfreiheit, stimmen wir im Uebrigen mit der Auffassungsweise des Verfassers völlig überein, besonders wenn er fortfährt:

Mit dem Begriffe der Denk- und Glaubensfreiheit hängt der Begriff der Rede- und Schriftfreiheit auf das Innigste zusammen. Von jenen handeln, heißt eben diese zum Gegenstande der Betrachtung machen. Denn es ist ein großer Irrthum, wenn man wähnt, Denk- und Glaubensfreiheit des Einzelnen können ohne allgemeine Rede- und Schriftfreiheit bestehen. Allerdings wird es Niemanden beifallen, einen Stummen verantwortlich zu machen für das, was er im Stillen denkt oder glaubt, denn Niemand kann das wissen. Und allerdings wird nie eine Regierung so thöricht seyn, dem Einzelnen vorschreiben zu wollen, was er für sich im Geheimen denken und zu glauben habe und was nicht, denn solche Gebote und Verbote reichen über die Gränzen der menschlichen Macht hinaus. Nicht darin also, nicht in dem thierischen Stummseyn besteht die Freiheit; frei ist nur das Denken und das Glauben, dem es freisteht, sich zu äußern, und die Mittel dieser Aeußerung sind eben die Rede und die Schrift. Sie verfolgen, heißt nichts Anderes, als den Gedanken vor dem Lichte warnen. Der Gedanke aber, der nicht licht werden, d. h. der sich nicht mittheilen, nicht äußern darf: der verzehrt sich entweder in sich selbst, oder er wird überhaupt nicht mehr gedacht. Und darum sind alle Beschränkungen der Rede und der Schrift zugleich auch unmittelbare Beeinträchtigungen der Denk- und Glaubensfreiheit.

2. Aeußere Entwickelung des Begriffs der Glaubens- und Denkfreiheit.

Der gegebenen Begriffsentwickelung entspricht der bisherige Verlauf der geschichtlichen Wirklichkeit.

A. Zuerst finden wir, bei den orientalischen Naturvölkern, eine vollkommene, aber unbewußte **Seelenfreiheit**, ohne Unterscheidung zwischen Glauben und Denken, zwischen den Aeußerungen des Gefühls und des Verstandes. Der Genuß und die Zulassung der Freiheit beruhte einzig auf dem Instinkt, und wo man gegen sie einschritt, geschah es absichtslos, indem man Handlungen zu bestrafen wähnte. — Hier hätten wir nur gewünscht, daß der Verfasser den Ausdruck „orientalische Naturvölker" näher erläutert hätte. Warum waren es gerade **orientalische** Naturvölker, bei denen Glauben und Denken zusammenfielen? und welche orientalischen Völkerschaften nennt er hier Naturvölker? Die Griechen waren anfangs auch ein Naturvolk, bei

ihnen fiel diese Differenz zwischen „Gemüth und Verstand" in den frühesten Zeiten gleichfalls fort; warum sollen sie nicht ebenfalls so wie auch die Germanen im Anfang ihrer Staatenbildung hierher gerechnet werden? Diese Fragen scheinen nicht unwesentlich. Doch vielleicht finden sie später ihre Erledigung.

B. Aber in demselben Maße wie das Seelenvermögen, keimte auch das Selbstbewußtseyn auf, und in ebendemselben Maße wie die innere Freiheit des Geistes entwickelte sich ihr gegenüber, nur langsamer einherschreitend, der äußere Zwang. Zugleich trat die Unterscheidung von Fühlen und Denken immer gegensätzlicher hervor. In dieser Bethätigung des Seelenzwanges und des Gegensatzes von Fühlen und Denken, von Glauben und Wissen, von Religion und Philosophie, von Kirche und Staat, sind wir noch in der Gegenwart begriffen (besser: ist die Geschichte überhaupt begriffen und wird auch ewig darin begriffen bleiben, weil mit ihrem Aufhören das Moment der Entwickelung, also die Geschichte selbst, aufgehoben ist); allein die ersten und gewaltigsten Gebilde desselben hat die Vergangenheit schon größtentheils überwunden.

a) Die erste Entwickelung des Seelenzwanges bildete das Repressivverfahren, meist in der Form von Verboten und Ausweichungen, von Prozessen wider anstößige Schriften und Personen; zunächst indessen — und zwar in Palästina, in Griechenland und den hellenistischen Reichen, so wie in der römischen Republik, nur innerhalb der Glaubenssphäre. Daher in Palästina die Abschließung und Feindschaft gegen fremde Kulte, der Haß gegen die Samariter und die Befehdungen des aufkeimenden Christenthums; daher in Griechenland die gerichtlichen Prozesse gegen die sogenannten Atheisten und deren Schriften, gegen Protagoras und Sokrates; daher im syrischen Reiche die Bedrängnisse der Juden unter Antiochus Epiphanes; daher im römischen Freistaate die Verbote ausländischer Gottesdienste, die Ausweisungen der Wahrsager und die Vernichtung irreligiöser Schriften. Dann aber entspann sich der Kampf seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit auch auf dem Gebiete des bloßen Verstandes, in politischen und socialen Angelegenheiten, weil die Scheu der praktischen Staatskunst vor dem Wachsthum der denkenden Erkenntniß dann unvermeidlich ist, wenn diese mit ihr oder sie mit dieser in offenen Widerspruch geräth. Zugleich schlug das bisherige gesetzliche Verfahren in bodenlose Willkür um, und jede freie Aeußerung in Rede und Schrift, jede Bethätigung eines abweichenden Glaubens und Denkens wurde mit blinder Tyrannei verfolgt. Den Gipfelpunkt endlich dieser repressiven Schreckensgewalt erreichten die darauf folgenden christlichen Jahrhunderte, welche, anfänglich nur dem römischen Kaiserthume nachahmend, zuletzt dasselbe durch ihre Autodafés, ihre Hexenprozesse, Inquisitions- und Ketzergerichte noch bei weitem überboten. Allein die Entwickelung blieb hierbei noch nicht stehen. Mit Erfindung der Buchdruckerkunst trat ein neuer Wendepunkt ein. Im Mittelalter war vorzugsweise, neben der stummen Geberde und der verdächtigen That, die mündliche Rede der Verfolgung erlegen; da führte plötzlich die Presse eine neue unermeßliche Steigerung des Gedankenverkehrs und seiner Wirkungen herbei und in Folge dessen trat in natürlicher Spannung und unter künstlichem Emporschrauben der Begriffe an die Stelle des Repressivverfahrens:

b) das Präventivsystem oder die Censur, welche die höchste Entwickelung des geistigen Wehrprinzips darstellt. Sie warf sich wie ein wundersames Gebilde mit unzähligen Fühlhörnern und Tastorganen dem plötzlich zauberhaft beschleunigten Ideentausch entgegen, um ihn durch tausend und abertausend Klammern und Häkchen zu fesseln und zu hemmen, damit er die Geisterwelt in ihrem Umschwunge nicht allzurasch vorwärts treibe. Das Repressivverfahren hatte geahndet, das präventive wollte verhüten; jenes stellte dem geäußerten Worte, dies dem beabsichtigten nach und tödtete so das Kind im Mutterleibe. Niemand kann zweifeln, daß ihre Erscheinung, weil sie im Zuge der begrifflichen Entfaltung lag, auch eine geschichtlich berechtigte war; aber nichtsdestoweniger wird die Erinnerung an ihren Bestand späteren Jahrhunderten ebenso sagenhaft klingen, wie dem unsrigen die Erinnerung an die Wirksamkeit der Inquisition. Denn in dem Maße als die Geister aufhörten, an Hexen zu glauben, stempelte der Wahn die Geister selbst zu Gespenstern. Indessen hat das Präventivsystem die Höhenlinie seiner Geltung schon überschritten, und die Welt ist nunmehr im Begriff, von diesem höchsten Wendepunkt aus durch die Vermittlung des Bewußtseyns

c) die Rückkehr zum Repressivsystem, aber zu einem geläuterten und gesetzlichen zu bewerkstelligen, um dann schließlich von hier aus neuerdings den Anfang der Entwickelung zu erstreben.

(Schluß des ersten Artikels folgt.)

Süd-Amerika.

Geologische Beobachtungen über Süd-Amerika.

Von den naturwissenschaftlichen Darstellungen, die der bekannte Naturforscher Charles Darwin auf seiner in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Reise mit dem „Beagle" — das Schiff stand bekanntlich unter Capitain Fitzroy's Befehl — in den Jahren 1832—36 anstellte, ist im vergangenen Jahre der dritte Theil erschienen.*) Der Inhalt desselben dürfte allerdings für den Leser, der nicht vom Fache ist, etwas trocken seyn, allein er ist vom höchsten Interesse für den Geologen. Die abgehandelten Gegenstände sind: die Erhöhung der östlichen und westlichen Küsten von Süd-Amerika; die Ebenen und Thäler von Chili; die Formation der Pampas; die älteren Tertiarformationen von Patagonien und Chili; plutonische und metamorphische Felsen; Central- und Nord-Chili; endlich die Struktur der Cordilleren. In den letzten Kapiteln des Buchs befinden sich namentlich einige interessante Zusammenstellungen über die neuerlichen Erderhebungen und vulkanischen Erscheinungen in Süd-Amerika, wo, mit Herrn Darwin zu reden, Alles im großen Maßstabe zu finden ist und alle geologische Phänomene noch in voller Wirksamkeit begriffen sind. Diese Zusammenstellungen sind es, aus denen wir nachstehend einige Auszüge folgen lassen:

„Aus der Natur und Gruppirung der in den alten Tertiarformationen von Patagonien und Chili verwachsenen Muscheln ergiebt sich, daß in jener Periode der Kontinent nur wenige Klafter unter seinem gegenwärtigen Niveau lag, und daß er sich später in einer beträchtlichen Flächenausdehnung um 700 oder 800 Fuß senkte. Die Art und Weise, wie er sich späterhin wieder erhob, ist oben angegeben worden; es wurde daselbst gezeigt, daß an den Küsten des atlantischen Meeres, vom Feuerlande nordwärts in einer Ausdehnung von wenigstens 1180 Seemeilen und in einer Höhe von 100 Fuß in La Plata, von 200 Fuß in Patagonien, neue Muscheln gefunden werden. Die Erderhebung auf dieser Seite des Kontinents ist langsam vor sich gegangen, und die Küste von Patagonien ist bis zu einer Höhe, einestheils von 950, anderentheils von 1200 Fuß, in acht große, kiesbedeckte Ebenen zertheilt, die sich stufenweise über einander erheben und sich auf Hunderte von Meilen in gleicher Höhe ausdehnen. Diese Thatsache beweist, daß die Denudationsperioden (die, nach der Masse der Materie, die entfernt werden mußte, zu urtheilen, nicht kurz seyn konnten) eben so, wie die Erhebungsperioden, über auffallend große Küstenstrecken hin, gleichzeitig waren. An den Küsten des stillen Oceans hat man in erhöhten Lagen Muscheln neuerer Art, im Allgemeinen, wenn nicht überall, in dem Zahlen-Verhältniß, wie in dem angränzenden Meer und zwar in einer Ausdehnung von N. zu S. von 2075 (engl.) Meilen gefunden, ja es ist Grund, anzunehmen, daß sie sich in einer Ausdehnung von 2480 Meilen vorfinden. Die Erhebung auf dieser Westseite des Kontinents ist nicht gleichförmig gewesen; bei Valparaiso betrug sie, während einer Periode, in welcher die Muscheln auf seiner Oberfläche unverwittert blieben, 1300 Fuß, während sie bei Coquimbo, 200 Meilen nördlicher, in derselben Periode 252 Fuß betrug. Bei Lima hat sich das Land, während jene Gegenden von Indiern bewohnt wurden, mindestens 80 Fuß gehoben; aber während der historischen Zeiten ist das Niveau offenbar gesunken. Um Coquimbo, in einer Höhe von 364 Fuß, ist die Erhebung durch fünf Perioden verhältnißmäßiger Ruhe unterbrochen worden. An verschiedenen Stellen hat sich das Land erst kürzlich erhoben oder ist, obwohl unmerklich, noch im Steigen begriffen, zugleich hat sich dasselbe Resultat durch plötzliche Stöße von Erdbeben ergeben. Dies beweist, daß beide Erhebungsarten innig mit einander verbunden sind. In einer Ausdehnung von 775 Meilen sind an den beiden entgegengesetzten Seiten des Kontinents versteinerte Muscheln zu finden; und in der südlichen Hälfte dieses Raumes läßt sich aus dem Aufsteigen des Landes gegen die Cordilleren, so wie aus den Muscheln, die man in den mittleren Theilen der Tierra del fuego und hoch hinauf an dem Fluß Santa Cruz findet, mit Sicherheit schließen, daß sich der Kontinent in seiner ganzen Breite gehoben hat. Da an beiden Küsten auf einanderfolgende Linien von Escarpements (Böschungslinien), Sanddünen und Zeichen von Erosion allgemein vorkommen, so ist daraus zu schließen, daß die Erhebung des Landes in normalmäßig eintretenden Perioden unterbrochen ward, in denen entweder ein wirklicher Stillstand eintrat, oder in denen die Erhebung so langsam vor sich ging, daß das Land der wegschwemmenden Kraft der Wellen keinen Widerstand leisten konnte, oder in denen es sich gar senkte. Wir haben es bei Gelegenheit der Klippen in Patagonien und an ähnlichen Beispielen gesehen, daß die Schwierigkeit, mit welcher es zu begreifen ist, wie feste Schichten in diesen Tiefen abgelagert werden können, wohin die Strömungen und Oscillationen des Wassers eine weiche Oberfläche von Schlamm, Sand und abgescheuerten Kieseln führen, daß diese Schwierigkeit zu der Vermuthung führt, die Formation oder die Entblößung solcher Klippen seyen von einer Bewegung des Sinkens begleitet gewesen.

„In Süd-Amerika hat sich Alles, was vorgegangen, in einem großen Maßstabe ereignet, und die geologischen Phänomene sind noch in voller Wirksamkeit begriffen. Wir wissen, wie heftig noch heutigen Tages die Erdbeben sind; wir haben gesehen, welch eine gewaltige Fläche noch immer im Steigen ist, und von welcher mächtigen Ausdehnung die Ebenen tertiären Ursprunges sind; man kann vom Feuerland 1600 (engl.) Meilen nordwärts, und wahrscheinlich noch viel weiter, eine beinahe gerade Linie ziehen, ohne eine ältere Formation als die patagonischen Ablagerungen zu durchschneiden, ja so gleichförmig war hier die Erhebung, daß in dieser ganzen langen Linie nicht ein Fehler in der Ablagerung, keine abrupte Dislocation irgendwo zu bemerken ist. Blicken wir auf die Basalt-, metamorphischen und plutonischen Felsen des Kontinents, so sind die von denselben gebildeten Flächenräume ebenfalls von großer Ausdehnung und ihre Auszweigungsflächen durchstreichen in gleichförmigen Richtungen auffallend große Ausdehnungen. Die Cordilleren, mit ihren hier und dort mehr als 20,000 Fuß über die Meeresfläche steigenden Spitzen, ziehen sich in einer ununterbrochenen Linie vom Feuerlande scheinbar bis zum nördlichen Polarkreise. Auf diesem großen Raume haben sowohl heftige Dislocationen stattgefunden, als langsame, doch große Massenbewegungen nach Oben und Unten. Ich weiß nicht, was am besten geeignet ist, uns in Erstaunen zu setzen über das Verschleißen, was an diesen Bergen vor sich gegangen, ob der Anblick ihrer ungeheuren

*) Dieser führt auch den besonderen Titel: Geological Observations on South-America etc. Published with the approval of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. — London, 1846.

Thäler mit den Bergmassen von einst flüssigem, jetzt kahlem und zerklüftetem Fels, oder die Aussicht auf die aus hierher gekommenem Schiefer und Bodensatz (sediment) bestehenden Ebenen, die sich bis zum Gestade des atlantischen Meeres erstrecken.

„Die Cordilleren bieten vom Feuerlande bis nach Mejiko vulkanische Schlünde dar und diejenigen von diesen, die noch in Thätigkeit sind, stehen mit einander in Verbindung. Die genaue Beziehung, welche zwischen den neuerlichen Eruptionen derselben und der allmäligen Erhebung des Kontinents im Ganzen herrscht, scheint mir um so mehr von äußerster Wichtigkeit zu seyn, als keine Erklärung des einen Phänomens, die sich nicht auch auf das andere anwenden läßt, als genügend betrachtet werden kann. Der permanente vulkanische Prozeß in dieser Gebirgskette ist nicht minder eine auffallende Erscheinung. Zuerst haben wir die Ueberschwemmungen unterseeischer Lavaströme, die mit porphyrischen aufgerollten Schichten alterniren, dann Ströme von Feldspath und häufige mineralische Exhalationen während der Gyps- oder Kreide-Periode; dann die Eruptionen in dem Bereich von Upsallata und — in einer frühen, doch nicht zu bestimmenden Epoche, als das Meer bis zu dem östlichen Fuße der Cordilleren stieg — Ströme basaltischer Lava in dem Bereich von Portillo; hierauf die alten tertiären Eruptionen; und endlich hier und da zwischen den Bergen sehr verwitterte und anscheinend sehr alte vulkanische Formationen ohne eine Spur von Kratern; auch finden sich völlig erloschene Krater, andere im Zustande von Solfataras, noch andere, die von Zeit zu Zeit oder gewöhnlich im Zustande heftiger Thätigkeit sind. Daraus scheint sich zu ergeben, daß die Cordilleren, vermuthlich mit Ausnahme einiger Perioden der Ruhe, von einer unserer Kreideformation vorangehenden Epoche an bis auf den heutigen Tag eine Quelle vulkanischer Materie gewesen sind, ja die Erdbeben, die sich täglich auf irgend einem Punkte der westlichen Küste erneuern, lassen der Hoffnung, daß die Kraft des unterirdischen Prozesses sich erschöpft habe, nur geringen Raum.

„Kehren wir zu dem Beweise zurück, durch welchen dargethan wurde, daß die parallelen Gebirgsrücken, die zusammen die Cordilleren bilden, sich allmälig und in weit auseinanderliegenden Perioden erhoben und daß der ganze Bereich derselben gewiß Einmal und höchst wahrscheinlich zweimal sich um einige Tausend Fuß senkte, daß er, nachdem er allmälig während der alten tertiären Formationen wieder gestiegen, sich um einige hundert Fuß senkte, bis er mit einer allmäligen, oft unterbrochenen Erhebung sein gegenwärtiges Niveau erreichte; so sehen wir, wie sehr dieser komplizirte Verlauf allmälig bewerkstelligter Veränderungen den Ansichten jener Geologen entgegensteht, die da glauben, daß diese große Gebirgskette erst in einer späten Zeit durch einen einzigen Ruck gebildet wurde. Ich habe an einem anderen Orte zu zeigen gesucht, daß der außerordentlich unregelmäßige Zustand der Schichten des Cordillerengebirges, weit entfernt, einzelne Perioden gewaltsamer Formation anzuzeigen, einer solchen Ansicht vielmehr unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellt; man müßte denn annehmen, daß die einst flüssigen Felsmassen zu wiederholten Malen mit hinreichenden Zwischenperioden, nur sich nach und nach wieder abzukühlen und zu härten, aufgeworfen seyen. Sehen wir endlich auf die Analogieen, welche uns die heute in der Erdrinde vorgehenden Veränderungen bieten, auf die Art und Weise, wie entweder der vulkanische Stoff ausgeworfen wird, oder auf den geschichtlich bekannten Verlauf, in welchem das Land sich gehoben und gesenkt hat; oder blicken wir endlich auf die bedeutenden Abschwemmungen, die alle Theile der Cordilleren offenbar erlitten haben, so ergiebt sich, daß die Veränderungen, durch welche sie in ihren gewärtigen Zustand übergegangen, weder in einem gar zu allmäligen, noch gar zu komplizirten Prozeß erfolgten."

Mannigfaltiges.

— **Karl Ritter's Abhandlung über den Kaffeebaum.** Zu den geistreichen Monographieen über die Geschichte und die geographische Verbreitung einzelner Naturprodukte, wie des Zuckerrohrs, der Baumwolle rc., oder ausgezeichneter Thiere, wie des Elephanten, des Kameels rc., ist kürzlich auch eine Monographie des **Kaffees** gekommen, die der berühmte Verfasser, eben so wie die früheren Abhandlungen, seinem großen Werke über „die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen" einverleibt hat. Es umfaßt diese Abhandlung die geographische Verbreitung des Kaffeebaums in der alten Welt, nach seiner wilden wie nach seiner Kultur-Heimat, und in den verschiedenen Stationen, so wie die Geschichte der Einführung des Kaffeetranks in die Civilisation des Orients und des Occidents. Der Kaffee ist, wie der Verfasser bemerkt, nicht blos im Alterthum unbekannt gewesen, sondern wird auch bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts von keinem arabischen Schriftsteller und von keinem Reisenden des Orients auch nur mit einer Sylbe erwähnt. Im 15. und 16. Jahrhundert aber tritt mit einemmal Arabien, und zwar als **einzige** Heimat des Kaffees, als dasjenige Land hervor, das damals im ausschließlichen Besitze jener köstlichen Frucht war, die bald eine triumphirende Herrschaft in fast allen Ländern des Orients, zumal des muhammedanischen Lebens, wie des Occidents, zumal der europäischen Civilisation, erlangen sollte. **Jemen** hat indessen fortdauernd den Ruhm behauptet, den Kaffee in seiner edelsten Entwickelung, in seinem feinsten Aroma, nämlich als „Mochha-Bohne" zu liefern, während kaum anderthalb Jahrhunderte verflossen sind, seitdem sich der Kaffeebaum vom arabischen Boden aus nach Java und den Manillen; und von da über Ceylon, Isle Bourbon bis nach Westindien, Surinam, Cayenne und Brasilien verbreitet hat, wo Hunderttausende von Arbeitern aller Art mit seiner Pflege beschäftigt sind, so daß jetzt sein jährlicher Ertrag, in mehr als 300 Millionen Pfund Kaffeebohnen bestehend, in mehr als hunderttausend Tonnen, in Hunderten von Segelschiffen den indischen wie den atlantischen Ocean durchschwimmt und auf den Märkten Europa's durch Preis, Zoll und Umsatz aller Art nicht allein von Einfluß auf die Lebensfragen aller Völker, sondern auch der Politik der Staaten und selbst auf das Schicksal einer ganzen Menschenraçe (der Schwarzen) geworden ist.

Der Umstand indessen, daß der Kaffee in Arabien nirgends wildwachsend gefunden, sondern auch dort nur als ein gepflanztes und selbst auf Jemen's günstigem Boden immer noch der sorgfältigsten Pflege bedürfendes Gartengewächs gekannt wird, giebt dem gelehrten Verfasser Anlaß, die ursprüngliche, wilde Heimat des Kaffeebaums anderwärts zu suchen, und diese glaubt er in dem äthiopischen Hochlande Afrika's, in südwestlicher Nachbarschaft von Jemen, so wie in den im Süden Habesch's gelegenen Staaten **Kaffa** und **Enarea** bis zu den Niger- und Senegal-Ländern gefunden zu haben, wo der Kaffeebaum fast gar keiner Pflege genießt, ja selbst hier und da durch fanatischen Blödsinn verfolgt und ausgerottet wird, gleichwohl aber „in größter Fülle schattenreicher Wälder und des Ertrages" weite Räume einnimmt und in **Schoa** (wo das Getränk durch die abyssinisch-christliche Kirche streng **verboten** ist) edle Früchte giebt. Demnach darf man wohl annehmen, „daß der Kaffee, dessen Name überdies keiner arabisch-einheimischen Sprachwurzel angehört, aber zunächst mit der Benennung seiner Landheimat **Kaffa** identisch erscheint", auch erst von dort nach Jemen gelangt sey.

Dies ungefähr ist der Inhalt der **Einleitung** der gedachten Monographie, die sich demnächst verbreitet 1) über den großen Kaffeegarten Arabiens; 2) über die Kaffee-Waldungen Aethiopiens; 3) über die Einführung des Getränkes in Arabien und Aegypten, wo es einen Kampf mit der Opposition der Fanatiker zu bestehen hatte; 4) über die Einführung des Kaffees in der Levante und besonders in Konstantinopel; 5) über die Verbreitung des Kaffeetrinkens im westlichen Europa, seit dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, wobei die Skrupel sowohl des Volkes als der medizinischen Fakultäten in England und Frankreich besiegt werden mußten; 6) endlich über die Verpflanzung des Kaffeebaumes durch die Europäer in ihre westindischen Kolonieen, so wie in die Tropenländer rund um den ganzen Erdball. — Jeder dieser Abschnitte ist so reich an Beobachtungen, daß uns, wenn wir einen derselben in unseren Blättern mittheilen sollten, die Wahl sehr schwer fallen würde.

— **Die Vorlesung des Herrn Wilkinson.** Herr G. B. Wilkinson hat in Bezug auf unsere kürzlich (Nr. 37) gegebene Kritik seiner Vorlesung über Irland einige reklamirende Zeilen an uns gerichtet, deren Inhalt zu erwähnen, wir um so mehr für unsere Pflicht halten, als wir dem Vortragenden selbst, so weit von der Auffassung des Gegenstandes zu abstrahiren war, unsere Anerkennung nicht versagten. Herr Wilkinson opponirt keinesweges unserer Betrachtungsweise der irländischen Zustände, allein er macht für die seinige geltend, daß sie weniger ein **Bericht** als eine **Berichtigung**, nicht sowohl eine **objektive Darstellung** vom allgemeinen menschlichen, als eine **subjektive Vertheidigung** vom besonderen englischen Standpunkt aus seyn sollte. „Weil ich", schreibt uns Herr Wilkinson, „unter meinen deutschen Freunden schon so viele Vertreter des Repeal-Prinzipes fand *), hielt ich es für meine Pflicht, durch diese Vorlesung irrthümliche Vorstellungen zu widerlegen ... Ich gebe zu, daß meine Vorlesung „einseitig" war, aber jede **Vertheidigung** muß diesen Charakter haben. Die von der Repeal-Partei gegen England vorgebrachte Anklage ist den gebildeten Deutschen hinlänglich bekannt: es war also keine Nothwendigkeit für mich vorhanden, hierüber mich auszubreiten, sondern meine Aufgabe war vielmehr, darzuthun, was auf der anderen Seite gesagt werden könne; die Vorderseite der Medaille zu zeigen, deren Kehrseite so allgemein bekannt ist ... Ich habe nicht den Anspruch gemacht, von **Vorurtheilen** frei angesehen zu werden, wohl aber von **Unwahrheit**; es kömmt sehr wenig auf meine persönlichen Ansichten in der Sache an — die ich auch nicht die Anmaßung habe, dem Publikum aufzudringen — sondern nur darauf, ob die Thatsachen, die ich angeführt, wahr sind oder nicht."

Vom Standpunkte des „Vertheidigers" aus hat Herr Wilkinson allerdings nur die Wahrheit gesagt, doch über dieser steht eine noch viel höhere Wahrheit: und das ist die des **Richters**. Uns genügt vollkommen, daß Herr W. selbst bekennt, von Vorurtheilen nicht ganz frei zu seyn; er gesteht damit zu, daß das Endurtheil in diesem Streite zweier Völker von einem höheren Tribunal zu erwarten sey, als dem der englischen Presse oder Rednerbühne. Gern aber wollen wir die uns noch von Herrn Wilkinson versprochene ausführlichere Darstellung des Verhältnisses von England zu Irland als eine wohl zu beachtende Vertheidigungsschrift, als eine interessante oratio pro domo ansehen, die das Material von der einen Seite sammelt, während auch das auf der anderen zugelassen wird, um die Entscheidung vorzubereiten, die von dem Amphiktyonengericht der Völker, von der Weltgeschichte, einst zu erwarten ist.

*) Daß wir selbst zu diesen Vertretern nicht gehören, glauben wir durch unseren Artikel hinreichend dargethan zu haben. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 41. Berlin, Dienstag den 6. April 1847.

Böhmen.

Das Böhmerland und die Böhmen.

Die literarische Thätigkeit, welche seit einigen Jahrzehenden in einem Theile des Slawenthums, der für dasselbe bereits eine Zeit lang als abgestorben galt, wieder erwacht ist, nämlich in Böhmen, ist nicht nur für die Bewohner des böhmischen Bodens selbst, welche slawischer Abkunft sind, eine Quelle frischeren Lebens, sondern auch für die Stammgenossen und insbesondere die Polen sehr verheißungsreich geworden. In dankbarer Erfassung des Gedankens, an den in neuerer Zeit zuerst die wiedererstandene böhmische Poesie erinnert hat: daß das Slawenthum ein Ganzes von Natur sey und die gemeinsamen Kräfte in Zukunft dazu anwenden müsse, den aufgelösten Zusammenhang zuvörderst innerlich wieder herzustellen, ist auch Polen den Genossen, die ehemals harte Kämpfe von ihm trennten, wieder nahe getreten, und indem auch die anderen slawischen Schwestern, die überall, wie aus dem Winterschlafe erstehend, herzugekommen sind, ist Böhmen gewissermaßen der Mittelpunkt eines geistigen und nationalen Verkehrs geworden, wohl geeignet, die Blicke Deutschlands auf sich hinzulenken, dem die politischen Kämpfe des kleinen Landes in seiner Mitte noch in frischem Andenken sind. Gewiß steht es dem Deutschen wie dem Slawen zu, sich einer geistigen Entwickelung zu freuen, die, wenn sie auch in eine Art von Gegensatz zum deutschen Wesen, oft in Kampf mit demselben tritt, doch immer solche Früchte erzeugen muß, die allen Theilen zu Gute kommen. Eine jede Eifersüchtelei auf die Erfolge des Slawenthums, sein Wesen da wieder in alter Reinheit herzustellen, wo es ehemals Geltung hatte, könnte nur der Kurzsichtigkeit entspringen, die das Gewicht des deutschen Elementes nach seinem äußeren Umfange mißt und ängstlich für die Niederhaltung dessen zittert, was einst von ihm überwunden und verdeckt worden ist, als wenn nicht selbst durch die Krisis der Entwickelung für das deutsche Idiom, hier für das deutsche Böhmen, gleichfalls ein reicher Gewinn zu erwarten stände, der ohne die Anregung des Kampfes verloren ginge!

Herr Choiecki, der polnische Verf. der in der Anmerkung genannten Schrift*), macht, nachdem er zuerst einen kurzen Blick auf das heutige Böhmen geworfen, seine Leser flüchtig mit der Geschichte des Landes bekannt. Bisher hat nämlich Polen über die früheren politischen Verhältnisse Böhmens in voller Unkunde geschwebt, während Deutschland sich mit der **Geschichte** befreundete und sich um die böhmische **Literatur** nicht kümmerte. Sie wird aber nun auch für Deutschland von besonderem Interesse dadurch, daß sie die Momente enthält, welche uns das Geschichtsleben des Volkes anschaulich machen, und weil die Thätigkeit der heutigen Literaten gerade auf den Punkt gerichtet ist, die historischen Denkmale der Nation aus der Vergessenheit zu ziehen und zu Motiven der Begeisterung für den Fortschritt auf nationalem Wege zu machen.

Lenkt man nach der Schlacht am weißen Berge den Blick auf die politische Geschichte Böhmens, so scheint es, als wäre Alles zu Grabe getragen, was vordem die Selbständigkeit des Landes ausmachte, doch zeigt auf der anderen Seite die literarische Bewegung ein Auferstehen aus langer Lethargie und stärkt der über alten Monumenten schaffende Geist die Hoffnung auf die Zukunft des Slawenthums in Böhmen. Er vereinigt die Studien der Geschichte als eine begeisternde Arbeit mit den Interessen der Gegenwart, deren Beachtung lohnender seyn mag, und giebt durch das Zusammentreffen der Geschichte und Literatur das Gemälde des organisch gebildeten Volkszustandes.

Die czechische Literatur bietet vor unserem Jahrhundert nichts Erhebliches. Man theilt sie gewöhnlich in drei Perioden: die erste datirt von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1620; die zweite, gewöhnlich die des Absterbens genannt, bis zum J. 1774; die letzte umfaßt das Wiederaufleben der Wissenschaft und Kunst.

Uns wird nur die letzte und auch diese nur von dem Punkte an interessiren, wo Männer von Geist und Ausdauer nicht nur mit großen Massen gelehrten Materials, sondern auch mit neuen selbständigen Schöpfungen hervortreten. Diese Zeit behandelt Choiecki auch mit sichtlicher Vorliebe, indem er ihr verhältnißmäßig den meisten Raum widmet. Durch zwei Zeitschriften: „Hlasatel" und die „Erstlinge der freien Wissenschaft", wurde das neue literarische Treiben vorzüglich angeregt. Es eröffnete sich in ihnen zuerst ein Organ für die Alterthumsforscher, die Philologen, die Belletristen und Versemacher, so daß dieser Kreis der Bewegung, welchen die beiden Blätter gestatteten, bald zu eng wurde. Sie gingen ein, und die Schriftstellerei, welche sich in Prag konzentrirte, brachte eine Reihe selbständiger, dichterischer und prosaischer Werke hervor. Eine Sammlung von Gedichten Puchmajer's und eine solche von Jungmann (Slovecnost) gewannen allgemeine Aufmerksamkeit und dienten den angehenden Dichtern zum Muster. Beide Bücher waren eine Art Chrestomathie und enthielten das Beste von dem, was in der czechischen Literatur sich vorfand. Puchmajer war ein tüchtiger Kenner der Poesie, besonders was ihre Form angeht, und besaß einen reinen, wenngleich in das Phantastisch-Klassische verliebten Geschmack. Jungmann's Kenntniß erstreckte sich mehr auf die Prosa; sein Stil selbst ist schlicht und anziehend.

Unter den über die Rechtschreibung entstandenen Kämpfen, die namentlich zwischen Poltowicz und Dobrowski mit einiger Leidenschaft geführt wurden, trat plötzlich eine ganze Reihe junger Dichter hervor, an deren Spitze sich Kolar stellte. Im J. 1793 geboren, ist er noch gegenwärtig protestantischer Pastor in Pesth. Er empfing seinen ersten Unterricht in Ungarn, von wo er sich auf die theologische Fakultät der Universität Jena begab. Schon dort gab er im J. 1821 einige erotische Sonnette heraus. Drei Jahre später erschienen die ersten Gesänge seines Hauptproduktes (Slavy Deera), und im Jahre 1832 wurde die ganze Ausgabe in fünf Gesängen, bedeutend vermehrt, ans Licht gebracht.

In Böhmen wußte man anfangs nicht, was Kolar unter seiner „Slawentochter" verstehe; man war der Meinung, er denke sich darunter das ganze Slawenthum, in dem er alle einzelnen Stämme zur Einheit zusammenfasse; dann konnte man aber die Andeutungen nicht erklären, welche von der Liebe überall durchspielten. Das eigene Leben des Dichters nur konnte den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Als Kolar im J. 1816 sich in Jena aufhielt, lernte er eine protestantische Pastorfamilie kennen, die in der Nähe dort wohnte. Es war eine Tochter im Hause, welche die Zuneigung des Dichters in hohem Grade gewann und sie erwiederte. Die Frau Pastorin begünstigte das Verhältniß nicht, indem sie die materielle Seite einer daraus hervorgehenden Ehe ins Auge faßte. Kolar mußte schweren Herzens die Universität verlassen, sich nach Ungarn begeben, um möglicher Weise die Bedingungen zu erfüllen, welche eine „gute Hausfrau" an die Ehe stellt. Von hier aus blieb er in beständigem Briefwechsel mit dem Gegenstande seiner Neigung und schrieb nebenbei, um seinen Gefühlen Luft zu machen, die „Slawentochter" — bis er plötzlich die Nachricht vom Tode seiner Geliebten erhält. Von nun an überwiegt der Schmerz in seiner Dichtung. Erst nach deren Vollendung kam der Poet zu der überraschenden Entdeckung, daß der Tod seiner Braut nur fingirt worden war. Der Pastor Schmidt war gestorben, und seine hinterlassene Witwe hatte, aus Mißtrauen auf die Hoffnungen des jungen Dichters und um sich der Stütze ihrer Tochter nicht zu berauben, das seltene Ausflüchtsmittel gewählt, die jungen Leute von einander zu trennen. In tiefer Schwermuth besang Kolar seine Geliebte in zarten Sonnetten, während sie, keine Nachricht von ihm empfangend, den Entschluß faßte, ihr Leben dem Jungfrauenstande zu weihen.

So kam das Jahr 1830; die „Slawentochter" erschien, von den Zeitschriften bis in den Himmel erhoben, von den Lesern mit Begierde ergriffen und von den begeisterten czechischen Jünglingen auswendig gelernt. Durch einen glücklichen Zufall gelangte die Dichtung auch in die Hände der Braut Kolar's; sie erfuhr aus ihr den ganzen Zustand der Dinge, und, mit neuer Hoffnung erfüllt, gab sie durch ein Schreiben dem Dichter Kunde von ihrem Leben und ihrer unvergänglichen Zuneigung. Indeß pflegte sie ihre Mutter bis zu deren Todesjahre und folgte dann ihrem Gatten nach Ungarn.

Was nun den Inhalt der Dichtung betrifft, so ist er getheilt zwischen dem sentimentalen Gefühl verlorener Liebe und der Klage über die Unterdrückung des böhmischen Slawenthums durch Magyaren und Deutsche. Die Gedanken, welche sie entwickelt, sind weder tief, noch überraschend; der ganze Werth besteht in der Wärme der Begeisterung, welche aus ihnen hervorströmt. Daher wird die Dichtung auch nur insofern ein bleibendes Denkmal der böhmischen Literatur seyn, als sie die Macht des subjektiven Geistes zeigt und den ersten Pulsschlag im slawischen Leben, aus dem unnatürlichen Zustande, in welchem es sich befindet, hinauszutreten. Sie führte Kolar auf den Gedanken des Panslawismus, weil er in dem eigenen Volksstamm die geistige und physische Kraft der selbständigen Fortentwickelung nicht mehr fand, und hat allerdings das Verdienst, zu einem Bewußtseyn angeregt zu haben, daß noch draußen eine slawische Brüderschaft existire, von der Böhmen bis dahin

*) Böhmen und die Böhmen am Ende der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts von Edmund Choiecki. 1. Band. Berlin, Schneider und Comp., 1847.

nichts Gemeinsames kannte, als die Abstammung der Sprache; aber die politischen Combinationen Kolar's bewegen sich allein im Gebiete schöner Träume.

Mit der „Slawentochter" verabschiedete sich Kolar von der Dichtkunst. Um sein System auf Quellen und feste Gründe zu stützen, wandte er sich der Alterthumsforschung zu und benutzte seine Dichterphantasie zur Enthüllung nackter historischer Thatsachen. Eine Reihe von Untersuchungen widmete er dem Namen der Slawen: ob Slowjanin oder Slawianin? (jenes von slowo = Wort, dieses von slawa = Ruhm abgeleitet). Die letztere Ableitung gefiel ihm mehr; er wählte aber einen unglücklichen Weg, um zu dem Resultat zu kommen, daß sie die richtigere sey.

Später erschienen seine Reisebriefe aus Italien und Deutschland, in denen seine Sucht, überall Reste des Slawenthums zu entdecken, bis ins Lächerliche ausgedehnt ist. Seine Phantasie schadete offenbar seiner Geschichtsforschung, und er mußte daher immer mit beiden in Konflikte kommen. Ein Zeugniß hierfür giebt auch seine slawische Mythologie.

Kolar steht heute in Pesth an der Spitze der slawischen Partei und ist den öffentlichen und geheimen Angriffen und sogar thätlichen Beleidigungen der Magyaren jetzt wie früher ausgesetzt. Seine Genossen umgeben ihn dagegen mit großer Anhänglichkeit und Ehrfurcht, da sie nicht umhin können, seine wirklichen Verdienste und die Reinigung der böhmischen Sprache hoch anzuschlagen. Indem Kolar jetzt vorzugsweise auf das Volk und die Jugend zu wirken sucht, läßt er Predigten und Kinderschriften drucken (citanki), aus welchen sogar die katholische Geistlichkeit Belehrung schöpft. In der Aufrechthaltung seiner Beziehungen zu Böhmen bleibt Kolar seinen alten Erinnerungen treu. Seine „Slawentochter" hat zwar aufgehört, ein begeisterndes und anregendes Moment für die slowakische und czechische Bevölkerung zu bilden, allein sie erhält bei der letzteren in artistischer Beziehung noch immer die Aufmerksamkeit, und fast alle jüngeren Dichter haben nach ihrer Form sich gebildet, obgleich endlich, man kann sagen zum Glücke, die einförmige Sonnettemanie nachgelassen hat. Außer Kolar hat kein Dichter in Böhmen sich durch beachtenswerthe Originalität hervorgethan oder eine gleiche Bewegung in der Literatur bewirkt, wie er.

Doch hat Czelakowski, wenn ihm auch die anregende Kraft fehlt, durch seine kleinen Dichtungen, meistens Uebertragungen, auf den Geist der Jugend sehr vortheilhaft gewirkt. Er hatte lange mit äußeren Mißgeschicken zu kämpfen und suchte in Böhmen als Redacteur einer belletristischen Zeitschrift sich mit einer zahlreichen Familie zu erhalten, bis endlich durch die preußische Regierung, welche ihm in Breslau ein Katheder für die slawische Literatur anvertraute, seine äußere Stellung gesichert wurde.

Heute ist Czelakowski der populärste Dichter in Böhmen. Sein Verdienst besteht in der Kunst, den Charakter der Volkslieder, selbst in den Uebersetzungen, nachzuahmen. Darauf beschränkt sich aber auch seine Richtung. Im Uebrigen ist er mehr Sprachkenner als Dichter; seine kleinen Productionen scheinen ihm für die Entwickelung eines organischen Gedankens nicht Raum zu gestatten. Seine Nachfolger und Nachahmer sind unbedeutend, nur in Uebersetzungen haben sie Manches zu Tage gefördert, was der Rede werth ist. Auch in der Novellistik sind die ersten Versuche noch sehr dürftig ausgefallen. Der deutsche Leser würde sich bei ihnen nicht aufhalten; er findet erst in der Geschichtsbearbeitung Böhmens einen Boden, welcher ihn fesseln kann, wir werden daher auf sie zurückkommen, sobald der verheißene zweite Band der Schrift Chojecki's die Presse verlassen hat. Seinem Urtheile können wir uns unbefangen anschließen, da er kein bloßer Lobredner des Slawenthums ist, sondern mit besonderer Unpartheilichkeit die verschiedenen Interessen bespricht.

Polono-Germanus.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

I. Der Begriff der Denk- und Glaubensfreiheit und deren nothwendige innere und äußere Entwickelung.

(Schluß.)

C. Die unumschränkte aber sittliche Denkfreiheit, und damit — in der Gesammtheit wie im Einzelnen — die Einheit des Seelenlebens, des Fühlens und des Denkens, des Glaubens und des Wissens, der Religion und der Philosophie. — Wir müssen hier abermals einwerfen; daß diese „unumschränkte sittliche Denkfreiheit", als wirklich erreichtes Ziel vorgestellt, eine eben solche Unwahrheit enthält, als die sogenannte „Einheit des Seelenlebens" sowohl in der Gesammtheit wie im Einzelnen. Schon der Begriff der Freiheit beweist dies hinlänglich. Wir fragen: Ist eine absolute Freiheit als fertiger, vollendeter Zustand möglich? (d. h. eine Freiheit, die wahrhaft so zu nennen ist, eine vernünftige, die also das Moment der Selbstbeschränkung, der Nothwendigkeit in sich selbst enthält) oder ist nicht jede menschliche Freiheit, und möge sie noch so vollkommen seyn, nur als Streben danach, als unendlicher Kampf, überhaupt als Entwickelung, denkbar? Alle menschliche Thätigkeit, im Leben des Einzelnen wie in der Weltgeschichte, ist dies nur durch das unendliche Streben, aus der Differenz in die Einheit zu kommen. Wäre aber dieses Streben nicht ein unendliches, hätte der Kampf einmal ein Ende, so hörte auch die Bewegung in der menschlichen Existenz, das Leben überhaupt auf; eben so wie sich entgegengesetzte Elektricitäten gegenseitig verschlucken, sobald sie sich vereinigt haben. Es bleibt dann nicht sowohl eine Harmonie beider übrig, als vielmehr geradezu — Nichts.

Von einer endlichen Erreichung jenes unendlichen Ziels kann also unserer Ansicht nach gar nicht die Rede seyn; der Widerspruch liegt schon in den Worten selbst. Der Verfasser bemerkt treffend den Grund, warum zuerst das mildere Repressivsystem sich der Freiheit entgegenstellte, und sieht in dem Umstande, daß man aus dem Präventivverfahren zu diesem milderen Zwange bereits zurückkehre, eine Gewährleistung für die endliche Erreichung des Ziels der völligen Aufhebung jedes Zwanges. Er fährt sodann fort: „Daß dies Endziel der Entwickelung (die vollkommene Denk- und Glaubensfreiheit) wohl kein Traum sey, daß die Theorie zur Wirklichkeit werden könne, dies beweist annähernd Griechenland in seiner Blüthe, wo, die spärlichen (!) Uebereilungen des Glaubenseifers abgerechnet, die einzige Schranke der Denkfreiheit in der That die Sitte war." — Dieser Beweis aber ist aus vielen Gründen durchaus nicht schlagend. Erstens sagt der Verfasser selbst, daß er nur approximativ sey, wodurch er sich selbst den Stab bricht, da es hier gerade nicht um das Approximative, sondern um das Absolute zu thun ist. Daß die Denk- und Glaubensfreiheit annäherungsweise erreicht werde, ist ja gerade unsere Behauptung. Zweitens existirt zwischen der hellenischen Zeit und der unsrigen und jeder folgenden der wesentliche Unterschied, daß der griechische Staat zu seinem Lebensprinzip die Sittlichkeit hatte, während der christlich-germanische sich auf die Moralität gründet. Die Sittlichkeit ist die Moralität des vernünftigen Instinkts, die Moralität ist die Sittlichkeit des reflektirenden Bewußtseyns; der Unterschied läuft also auf einen Gegensatz zwischen Unmittelbarkeit und Vermittelung, zwischen natürlicher Harmonie und erstrebter Einheit hinaus; weshalb Sokrates, der den allgemein sittlichen Volksinstinkt in ein individuelles moralisches Einzelbewußtseyn verwandeln wollte, diesem Streben zum Opfer fallen mußte. Sobald also die Menschheit aus dieser sozusagen naiven Unmittelbarkeit des reflexionslosen Sittlichkeitsgefühls einmal herausgetreten war, konnte sie wohl die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese antreiben, wieder dahin zurückzustreben, aber eben weil dies Streben nur durch Vermittelung möglich, weil es selbst nur Vermittelung seyn kann, liegt das Ziel desselben in der Unendlichkeit, das Streben selbst aber verliert dadurch sowohl die Naivetät der Einheit als die Reflexionslosigkeit des sittlichen Gefühls. Der Verfasser scheint denn auch die Nothwendigkeit, welche in der Unendlichkeit des Strebens nach Freiheit liegt, wohl zu fühlen, obgleich er die unendliche Entfernung des Ziels in eine sehr weite verwandelt, indem er sagt: „Aber doch nicht so bald und nicht so leicht wird das Ziel erreicht werden. Es wird, dünkt mir, eine Zeit kommen, wo zwar auch das Repressivsystem beseitigt, aber dennoch die erlangte Freiheit des Geistes noch keine vollkommen unbehinderte seyn wird. Der Proselytismus, den wir schon jetzt vorzugsweise auf religiösem Boden kennen, wird sich auch auf politischem und socialem als Ersatz äußerer Zucht- und Zwangsmittel den Machthabern anbieten. Erst allmälig, bei rüstig fortschreitendem Sittlichkeitssieg, wird dann auch der Proselytismus mit seinen Mäßigungstheorieen, seinen Absichten auf Unschädlichmachen der Vernunft, vom Schauplatz weichen und in der freiesten Ueberzeugung und Selbstbestimmung des Denkens das letzte Ziel verwirklicht werden." —

Wir müssen, wie gesagt, diese endliche Verwirklichung in Zweifel ziehen und stellen endlich drittens als letzten Grund dagegen die Behauptung auf, daß niemals seit Anfang der Geschichte eine Zeit gewesen seyn kann, wo — wie es der Verf. in A. von den orientalischen Naturvölkern versichert — eine vollkommene (wenngleich unbewußte) Seelenfreiheit ohne Unterscheidung zwischen Glauben und Denken existirt habe. Denn sobald der Mensch als Mensch zu existiren beginnt, tritt er auch eo ipso in die Differenz; wie schwach diese anfangs auch seyn mag, da ist sie, denn sie ist sein eigentliches Wesen. Nur diese Voraussetzung einer anfänglichen totalen Ungeschiedenheit zwischen Glauben und Denken kann den Verfasser auf den Schluß geführt haben, daß die Menschheit durch Vermittelung endlich auch wieder dahin gelangen müsse. Das Paradies der Geschichte liegt ebenso in einer unendlichen Vergangenheit, als die Seligkeit derselben in einer unendlichen Zukunft; d. h. beide liegen außerhalb der Geschichte, und diese nur zwischen ihnen. Hätte jemals (d. h. in einer bestimmten Zeit der Geschichte) eine absolute Ungeschiedenheit der Differenz im Menschen existirt, so hätte er niemals in die Differenz kommen können, ebensowenig wie das Thier aus seinem natürlichen Instinkt herauskann.

Darin aber stimmen wir wieder vollkommen dem Verf. bei, daß der Uebergang zu einem gesetzlichen Repressivverfahren eben so noch die Aufgabe und der Fortschritt für die nächste Gegenwart bleibt, wie er es schon für die nächste Vergangenheit war. Denn nicht auf Stunden und Tage läßt sich die Entwickelung zusammendrängen. Mancher Orten hat man den Schritt gethan, anderwärts hat man ihn zu thun unterlassen. Die Freiheit ist die Blüthe des Abends; nach Osten zu nimmt die Dämmerung ab. England und Nord-Amerika gingen im Allgemeinen auch auf dieser Bahn voran: seit der französischen Revolution folgten Frankreich und überhaupt die westlich-romanischen Völker. Deutschland, wiewohl in geschichtliche Verhältnisse verstrickt, die raschen und gemeinsamen Thaten nicht günstig sind, hat dennoch auf das Erbe eines freien Gedankenverkehrs, als den Schlußstein allmäliger Reformen, wie den mächtigsten Hindrang, so auch die nächste Aussicht und die meiste Anwartschaft. Diejenigen Staaten aber, die auch heute noch aus Scheu oder Zähigkeit unverrückt (und ausschließlich) am Präventivsystem festhalten, bleiben hinter der Erkenntniß der Geschichte, ihres Inhalts und ihrer Aufgabe zurück und können nicht zu denen gerechnet werden, welche auf der höchsten Entwickelungsstufe der Gegenwart stehen. Aber es waltet auch in diesem Bereich ein

Gesetz innerer Nothwendigkeit, dessen stufenmäßiger Verwicklichung der Mensch weder auf die Dauer zu widerstreben noch mit Erfolg ihr vorzugreifen vermag. Mit der Anerkennung dieses Gesetzes wollen wir uns nunmehr der ausschließlichen Betrachtung des Alterthums, der römischen Kaiserzeit, zuwenden.

Ehe wir aber dem Verfasser auf dieses Feld folgen, glauben wir dem Leser eine Schilderung des literarischen Verkehrs in der Blüthezeit des römischen Kaiserreichs mittheilen zu müssen, in welche der Verfasser erst später, nachdem er bereits den „Kampf der Monarchie mit der Rede- und Schriftfreiheit" beschrieben hat, gleichsam erklärungsweise eingeht. Wir erlauben uns diese scheinbare Veränderung in der Folge der Kapitel aus dem Grunde, weil wir das gesammte übrige Material, d. h. den Inhalt des IV. und VI.—XII. Kapitels, so weit er von allgemeinerem Interesse ist, in einen übersichtlichen (dritten) Artikel zusammenzufassen gedenken, den wir durch ein spezielleres Eingehen auf die literarischen Verhältnisse des römischen Alterthums nicht weiter unterbrechen möchten. Insofern also ist jene Veränderung in der Kapitelfolge wirklich nur eine scheinbare. Sr.

England.

Das Unwesen auswärtiger Lotterieen in England.

(Nach einem Aufsatze in der Dublin Review.)

In England ist bekanntlich, eben so wie in Frankreich, jedes öffentliche Lotteriespiel streng verpönt. Dennoch herrscht vielleicht in keinem Lande der Welt eine größere Spielwuth, dennoch werden nirgends häufigere und bedeutendere Summen den wechselnden Launen des Glückes anvertraut, als gerade in England. Hohe Glücksspiele, unter allerlei Gestalten und Vorwänden veranstaltete Ausspielungen von Gegenständen der verschiedensten Art, bis ins Ungeheure gehende Wetten, z. B. bei Pferderennen und anderen Gelegenheiten, verschlingen gewaltige Summen, und was diese nicht thun, das vollenden die auswärtigen Lotterieen, welche in England einen sehr beträchtlichen Absatz haben. Es ist dies wiederum ein Beispiel dafür, wie ein Volk Gesetze, die, noch so schön und edel in der Abstraction, doch mit seinem Willen und Bewußtseyn nicht völlig übereinstimmen, offen und dabei völlig straflos zu umgehen weiß. Bei den auch in unserem Vaterlande gerade jetzt häufig und ernsthaft geführten Debatten über das Lotteriespiel ist es gewiß nicht uninteressant, das Urtheil eines Engländers gerade über die deutschen Lotterieen zu vernehmen; wir theilen deshalb Einiges aus einem diesen Gegenstand behandelnden Aufsatz mit, ohne im geringsten vertreten oder verantworten zu wollen, was der Verfasser von seinem Standpunkt aus darüber sagt.

„Vergebens hat die gesetzgebende Gewalt jenem Treiben ein Ziel zu setzen gesucht; es ist auch schwierig, und selbst in Frankreich, wo die richterlichen und Verwaltungs-Beamten in dieser Hinsicht mit einer fast unumschränkten Macht ausgerüstet sind, ist nur das hohe Briefporto die Veranlassung, daß die Agenten auswärtiger Lotterieen, z. B. der Frankfurter, weniger Abnehmer haben, als in England. So wissen wir aus sicherer Quelle, daß fünf oder sechs Frankfurter Häuser mehr als 120,000 Cirkulare in England, Schottland und Irland verbreiten. Es ist übrigens zu bewundern, wie Leute, die doch größtentheils in jener alten Reichsstadt Deutschlands wohnen, mit solcher Sicherheit die Verhältnisse oft des kleinsten und unbekanntesten britischen Marktfleckens oder Dorfes kennen, wie sie Namen und Wohnung von einfachen, schlichten Bürgern, Pächtern, Krämern u. s. w. wissen, die oft kaum in dem engen Kreise ihrer Verwandtschaft oder in den Gränzen ihres Kirchspiels bekannt sind. Für die bekannteren und wichtigeren Gegenden genügt allerdings die Post; für die übrigen hat man Geschäfts-Reisende, welche Zeit und Gelegenheit finden, nicht nur Namens-Verzeichnisse anzufertigen, sondern auch über die Vermögens-Verhältnisse der Einzelnen Erkundigungen einzuziehen, so daß unter der Menge der aufs Gerathewohl ausgesandten Cirkulare doch immer eine ziemliche Anzahl ihres Erfolges sicher ist, namentlich unter den Herren von der anglikanischen Geistlichkeit, den Offizieren auf Halbsold, den Witwen und alten Jungfern.

Die gewöhnlichsten und verbreitetsten dieser „Speculationen" kann man füglich in drei Klassen theilen. Die erste ist die der sogenannten Häuser- und Güter-Lotterieen, wie sie namentlich in Oesterreich üblich sind; die zweite Gattung umfaßt die sogenannten Klassen-Lotterieen, wie die Hamburger, die Frankfurter, auch die preußische; die dritte besteht aus Obligationen, die aus irgend einer von Oesterreich oder anderen deutschen Staaten kontrahirten Lotterie-Anleihe hervorgehen, welche Anleihen bekanntlich durch Prämien verzinst und getilgt werden.

Was die erste Gattung dieser Lotterieen betrifft, so behaupten wir dreist, daß Jeder, welcher Loose zu einer Ausspielung dieser Art nimmt, wenigstens eben so gut thäte, sein Geld ins Wasser zu werfen; jedenfalls aber besser, dasselbe irgend einem wohlthätigen Zwecke zu opfern. Das Verfahren bei jenen Lotterieen ist etwa folgendes: Ein vornehmer Herr oder irgend ein anderer Mensch, welcher der Zudringlichkeit seiner Gläubiger nicht mehr entgehen kann, dabei ein Schloß oder ein Landgut besitzt, zu dem sich kein Käufer findet, weil die Einkünfte kaum die Hälfte der Unterhaltungskosten decken, — ein solcher wendet sich an die Regierung und erhält von dieser die Erlaubniß, auf dem Wege der Ausspielung sein Eigenthum loszuschlagen. Ein Banquier vierten Ranges übernimmt die Leitung des Geschäfts, und man fertigt zunächst einen Prospektus an. In diesem wird z. B. ein Haus in irgend einer Vorstadt von Wien, welches vielleicht mehrere Jahre leer gestanden, weil ungesunde und widerwärtige Ausdünstungen in der Umgegend dasselbe unbewohnbar machten, plötzlich in einen Palast verwandelt; gehören dazu noch einige Fußbreit Landes mit zwei oder drei Apfelbäumen und einem reichen Segen an Unkraut und Brennnesseln — einige Federstriche verwandeln es in einen Zaubergarten. Handelt es sich etwa um ein mitten in Steiermark oder in Böhmen, weit entfernt von jeder Straße und jeder Verbindung gelegenes Landgut, so werden Moor und Wald, welche kaum die Kosten der Ausbeutung decken würden, plötzlich als eine unerschöpfliche Quelle des Gewinnes gepriesen. Dann werden die Verzeichnisse der zu gewinnenden Prämien mit jener Geschicklichkeit gemacht, welche ein französischer Minister geistreich die Kunst, die Ziffern zu gruppiren, genannt hat. Man stellt die Reihen auf drei oder vier verschiedene Weisen unter und an einander; und das Publikum bildet sich ein, sie enthielten das Vier- oder Fünffache des Prämienwerthes, den sie in der Wirklichkeit enthalten. Da nun einmal der Zweck dieses Prospektus ist, die Augen des Publikums durch eine möglichst große Anhäufung von Ziffern zu blenden, so werden die Münzsorten, z. B. die Gulden, in Francs verwandelt. So betragen die 80,000 Gulden, der Hauptgewinn, schon 200,000 Francs. Aber dies ist noch nicht genug; die Frankfurter Agenten sind noch viel freigebiger, und zwar mit sehr geringen Kosten: sie machen nämlich durch geschickte und täuschende Einfügung einer 1, auf der linken Seite, den glücklichen Gewinner zum Besitzer von 1,200,000 Fr., d. h. etwa 300,000 Thlr. In dem Original-Prospekt vergißt man niemals den lockenden Paragraphen, wonach der Gewinner, falls er die baare Summe von 200,000 Francs der Besitznahme des Landgutes oder Palastes vorziehen sollte, auch diese nach Gefallen erheben könnte. Da indessen dieser Zusatz doch für den Frankfurter Spekulanten unangenehm werden könnte, so läßt er denselben bald weg, und auf der Ankündigung bleibt allein das Eigenthum mit seinem Werthe von 1,200,000 Francs. Da der Verkauf solcher Loose in Deutschland, Frankreich und Rußland streng untersagt ist, so finden sich auf dem Kontinent in der Regel höchstens 70—80,000 Abnehmer. Man sucht diese also in England auf, und um die Engländer noch mehr zu locken, fingiren die Collecteurs eine Anzahl neuer Gewinne, indem sie ihre eigenen Freiloose in Prämien verwandeln. So ist z. B. der erste Gewinn ein prächtiger Palast; der zweite aber, und vielleicht die zehn folgenden, bestehen aus einigen Tausenden jener Freiloose, denen wieder die Möglichkeit gegeben ist, auf die nächste wirklich gezogene Nummer zu gewinnen; möglicherweise aber gewinnt man wieder neue Loose. Wir haben uns die Mühe gegeben, die Listen von mehreren Ziehungen zu vergleichen, und wir haben gefunden, daß im günstigsten Falle der Besitzer von hundert Loosen etwa 150—160 Thlr. gewonnen hatte, obgleich der Prospekt, indem er den Nominalwerth der an sich ganz werthlosen Freiloose berechnete, einen darauf gefallenen Gewinn auf 30,000 Thlr. angab. So sind häufig die Gewinne dieser Lotterieen, die sich den papierenen Verheißungen nach auf bedeutende Summen belaufen, in der That fast gleich Null. Vor einigen Jahren kontrahirte der Fürst Esterhazy, der frühere österreichische Gesandte zu London, mit Rothschild eine Anleihe von etwa 4,300,000 Thlr., welche ganz in der Art der österreichischen Staats-Anleihen, auf welche wir später kommen werden, vermittelst einer Lotterie abgezahlt werden sollte. Es finden jährlich zwei Ziehungen statt, und der höchste Gewinn ist in einigen derselben etwas über 30,000 Thlr., in anderen ein wenig geringer; außerdem giebt es Gewinne von ungefähr 6000, 3000, 3000 Thlr. und noch weniger. In zweiunddreißig Jahren haben sie alle zusammen eine Summe von ungefähr 8,000,000 Thlr. erreicht. Was thut man nun, um ein das Auge bestechendes Verzeichniß großer Summen zusammenzubringen? Einer oder mehrere große Gewinne bestehen in Bons dieser Anleihe! Wir geben hier als Beispiel das Schema einer solchen Ankündigung:

Besondere Ziehung.

Hauptgewinn:

100 Bons der Esterhazy'schen Anleihe.

Die Bons dieser von Herrn Rothschild kontrahirten Anleihe haben Antheil an folgenden Prämien:

dann folgen, mit ganz kleinen Buchstaben gedruckt, die Worte:

Zu tilgen in 64 Ziehungen, welche halbjährlich, den 15. Juni und 15. Dezember jedes Jahres, stattfinden.

4	Prämien von	130,000 Fr.	120	Prämien von	205 Fr.
4	" "	125,000 "	240	" "	200 "
36	" "	100,000 "	240	" "	192 "
4	" "	30,000 "	240	" "	187 "
4	" "	25,000 "	240	" "	180 "
56	" "	20,000 "	16,080	" "	175 "
4	" "	10,000 "	15,840	" "	167 "
60	" "	7,500 "	16,080	" "	162 "
128	" "	3,750 "	11,840	" "	155 "
256	" "	1,250 "	24,400	" "	150 "
320	" "	1,000 "	11,600	" "	142 "
336	" "	500 "	15,200	" "	137 "
1,280	" "	250 "	7,660	" "	130 "
120	" "	210 "	37,000	" "	125 "

Jedes muß einen dieser Gewinne erhalten, von denen der geringste 125 Francs ist.

Dann folgt die Aufzählung der Bons. Dies Alles erscheint auf dem Prospektus höchst lockend, und der unbefangene Zeichner für die Esterhazy'sche Anleihe meint wenigstens die Aussicht auf den Gewinn einer jener Prämien zu haben. Allein selbst wenn es ihm gelingt, die hundert Bons zu gewinnen, hat er doch nicht mehr als 13,350 Francs gewonnen. Was die 150,000 Francs u. s. w. u. s. w. betrifft, so gehören diese nur noch zum Theil unter die künftig zu verloosenden Prämien; denn da die Anleihe vor zehn bis zwölf Jahren gemacht wurde, so ist eine beträchtliche Anzahl der großen Gewinne schon gezogen, und man kann wenigstens zwanzig Jahre warten, ehe die Bons selbst für die geringste Prämie von 125 Francs fällig werden.

Doch kehren wir zu unserer Auseinandersetzung der Häuserlotterie zurück. Wir haben 160,000—170,000 Loose, und die noch zu gewinnenden Prämien belaufen sich auf ungefähr 120,000 Thlr.; der Hauptgewinn ist 30,000 Thlr., und die übrigen, ausgenommen vielleicht noch einen von 12,000 Thlr., sind so lächerlich gering, daß es weit ärgerlicher ist, einen solchen, als gar nichts zu erhalten. Aber obgleich die ursprünglichen Pläne dieser Lotterieen schon ziemlich unverständlich sind, für die Frankfurter Agenten sind sie es noch nicht genug; diese zeigen sie unter einem völlig neuen Gesichtspunkte und so, daß man selbst dem geschicktesten Mathematiker ins Gesicht behaupten kann, er verstehe dieselben nicht. Der auf jedem Loose gedruckte Preis eines derselben ist etwa 3 Thlr.; in Wien bekömmt man sie in den Kaffeehäusern für 1½ bis 2 Thlr. Allein ihr Werth wächst mit der Entfernung und mit der Unkenntniß und Leichtgläubigkeit des Publikums; so verkauft man sie in Frankfurt für etwa 3½, in Frankreich für 5, in England für mehr als 6 Thlr. Man mag daraus einigermaßen sehen, welchen Gewinn die Agenten aus Geschäften dieser Art ziehen. Uebrigens sind die Aussichten für den Besitzer eines einzelnen Looses noch viel schlechter, als man, selbst nach dem hier Angeführten, glauben sollte. In allen diesen Lotterieen giebt es nämlich mindestens zwei Arten von Loosen: eine gewisse Anzahl, z. B. 20,000 oder 22,000, ist auf farbigem Papier gedruckt, und beinahe die Hälfte der Gewinne ist in einer besonderen Ziehung für diese Loose bestimmt, welche außerdem noch um den Hauptgewinn mit allen übrigen konkurriren. Jeder Abnehmer von fünf Loosen erhält ein solches Loos frei; da aber die meisten Abnehmer in der Regel nur im Besitze von einem sind, so kommen diese Freiloose den Agenten und Verkäufern zu Gute. Den Unternehmern der Lotterie kostet diese Großmuth nichts. Wenn sich nun die Frankfurter Agenten wenigstens noch damit begnügten, an dem Nutzen Theil zu nehmen, auf den das Publikum ein Recht hat! Aber nein; sie geben als sechstes Loos ein ganz gewöhnliches aus und verkaufen die anderen, deren wahrer Werth etwa 3½ Thlr. ist, für mehr als 12 Thlr.! — Die Anzahl der Loose, die von jeder Lotterie in England abgesetzt werden, beläuft sich gewiß auf 5000—6000, von denen wenigstens 1000 nach den benachbarten Inseln und nach Frankreich von hier gehen.

Wir kommen jetzt zu der zweiten Gattung solcher Institute, zu den Klassen-Lotterieen. Obgleich solche Lotterieen in verschiedenen Staaten, z. B. in Preußen, Sachsen, Holland u. s. w., bestehen, so gehört doch bei weitem der größte Theil der in England abgesetzten Loose der Frankfurter Lotterie an. Diese Lotterieen haben, mit Ausnahme der verschiedenen Verhältnisse zwischen der Anzahl der Loose und der der Treffer, d. h. der verschiedenen Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, im Allgemeinen dieselbe Einrichtung. Die verschiedenen Klassen sind, da die in der einen gezogenen Nummern in der anderen nicht wieder gezogen werden, eigentlich nichts als eine einzige, nur öfter unterbrochene Ziehung. Und der Zweck dieser Einrichtung? Da der Preis der Loose ziemlich hoch ist und es Vielen unmöglich wäre, ein Loos zu kaufen, wenn sie den ganzen Betrag auf einmal zahlen müßten, so wird dadurch, daß die Bezahlung in einzelnen kleineren Raten geschieht, eine bedeutende Erleichterung und dadurch wieder eine allgemeinere Verbreitung der Theilnahme an der Lotterie bewirkt. Allein die Agenten, die in England dergleichen Geschäfte treiben, lassen sich von dem Käufer den ganzen Betrag auf einmal geben, und zwar eine Summe von etwa 60—65 Thlr. für ein Loos, welches sie selbst bei der Frankfurter Lotterie mit ungefähr 42 und in der preußischen mit 45 Thlr. Gold bezahlt haben. Die eigentlichen Lotterie-Comtoirs nehmen nicht mehr als die gesetzlich erlaubte Summe: da aber in der Regel die Spielenden nicht wissen, daß das Loos für jede Klasse erneuert werden muß, und sie schon bei der ersten Klasse das Geld für alle übrigen vorausbezahlt haben, so behalten die Agenten gewöhnlich die Loose zu den folgenden Klassen in ihren Händen; und trifft es sich nun, daß ein solches Loos gewinnt, so muß der eigentliche Besitzer noch froh seyn, wenn er gegen eine bedeutende Vergütigung, gewöhnlich 25 pCt. des Gewinnes, von seinem Agenten das ihm mit Fug und Recht zustehende Loos herausbekömmt. Er hat nur die unangenehme Wahl, diesen Schaden zu tragen oder im Besitze des völlig werthlosen Papiers zur ersten Klasse zu bleiben und den ganzen Gewinn an den schlauen Agenten zu verlieren. Uebrigens ist von allen Klassen-Lotterieen die preußische noch diejenige, welche dem Spieler die besten Aussichten auf Gewinn gewährt; auch muß man anerkennen, daß sie von allen am rechtlichsten verfährt, und daß die meisten ihrer Beamten und Agenten Ehrenmänner sind."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Uriel da Costa. Dieser gelehrte, aber unglückliche Philosoph von spanisch-israelitischer Abkunft, der unter dem Namen Acosta von Karl Gutzkow zum Helden eines fast auf allen deutschen Bühnen (mit Ausnahme der Berliner) bereits aufgeführten Trauerspiels gemacht worden, gehörte einer auch jetzt noch in Holland blühenden jüdischen Familie an.[*]) A Costa war die lateinische Uebersetzung seines Namens, und da er als philosophischer Schriftsteller Mehreres in lateinischer Sprache geschrieben hatte, unter Anderem sein berühmtes „Vorbild des menschlichen Lebens"[**]), in welchem er die eigenen Kämpfe nach innen wie nach außen mit Meisterhand dargestellt, so haben namentlich ausländische Literarhistoriker (unter Anderen Bayle) seinen Namen häufig wie jetzt Gutzkow, aber natürlich immer unrichtig, geschrieben.[***]) Uriel da Costa ward gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Spanien geboren, wo seine Vorfahren bereits in mehreren Generationen dem äußeren Leben nach Katholiken schienen, im Innern aber und dem in häuslicher Stille festgehaltenen Bekenntnisse nach Juden geblieben waren. Solcher geheimen Juden gab es im sechzehnten Jahrhundert viele Tausende, sowohl in Spanien als in Portugal, wo sie mit dem Namen Nuevos Christianos (Neu-Christen) bezeichnet wurden, in die höchsten Staatsämter eintraten und mit den vornehmsten Familien des Landes sich verschwägerten. Einer derselben, Don Diego d'Espinoza, ein Großoheim Benedikt Spinoza's, war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Präsident von Castilien und bekleidete sogar von 1566—1572 das Amt eines General-Inquisitors von Spanien. Häufig wurden jedoch die Nuevos Christianos ein Opfer ihrer Anhänglichkeit an das Judenthum: immer schon der Inquisition verdächtig, fielen sie derselben, wenn sie sich nur im geringsten äußerlich verriethen, sofort anheim. Der berühmte Arzt Dr. Isaac Orobio, der selbst ein Nuevo Christiano gewesen war, als solcher auf der Universität Salamanca einen Lehrstuhl der Physik bekleidet hatte, nachmals in Sevilla von der Inquisition des heimlichen Judenthums angeklagt wurde und darauf nach Frankreich, so wie demnächst nach Amsterdam entfloh, wo sich bereits eine ganze Gemeinde ehemaliger Nuevos Christianos niedergelassen hatte, hat die Verfolgungen, die er in Spanien erlitten, in Limborch's (Professors in Leyden) Historia Inquisitionis beschrieben. Dieser Gemeinde in Amsterdam schloß sich auch mit seiner Mutter und seinen jüngeren Brüdern da Costa an, der als Katholik den Vornamen Gabriel geführt, bei seinem öffentlichen Zurücktritt zum Judenthum aber den Namen Uriel annahm. Fast gleichzeitig finden wir im Schooße jener Gemeinde, die mit philosophischen Forschungen durch traditionelle Fortpflanzung der aristotelisch-arabisch-kabbalistischen Metaphysik vertraut war, die pantheistische und die deistische Richtung der Religionsphilosophie vertreten, und zwar durch Lehren, die auch heutzutage noch maßgebend in diesen beiden Richtungen sind. Spinoza war zwar noch ein Knabe, als da Costa starb, aber er hatte diesen persönlich gekannt, und die Lehren so wie die traurigen Schicksale des Letzteren sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Uriel da Costa, der in Spanien katholische Theologie und das kanonische Recht studirt und sich darin so ausgezeichnet hatte, daß er bereits im 25sten Lebensjahre zu einer der einträglichsten Pfründen, zum Säckelmeisteramt einer Stiftskirche, befördert worden war, hatte Amt und Einkünfte aufgegeben, um sich seiner Neigung zu Forschungen schrankenlos überlassen zu können. Seine Richtung war eine wesentlich deistische, und mit Unrecht hat man ihn zu den Sadducäern gezählt, die nicht blos die Geisterwelt und die Unsterblichkeit der Seele, sondern auch die göttliche Vorsehung leugneten, welche aber in dem Systeme da Costa's die Spitze bildete, obwohl er die Göttlichkeit des mosaischen Gesetzes, wie des Evangeliums, und die Autorität des Talmuds in Abrede stellte. Weil er aber seine Gegner oft „Pharisäer" nannte, wie dies namentlich in seiner portugiesisch geschriebenen Abhandlung „Examen das tradiçoens phariseas conferidas con a Ley" (Prüfung der mit dem Gesetz überlieferten pharisäischen Traditionen) geschieht, so hat man ihn und seine Lehren häufig als „sadducäisch" bezeichnet. Zweimal ward er seines Deismus wegen in den großen jüdischen Bann gethan, von welchem er sich das erstemal durch einen theilweisen Widerruf zu befreien gewußt hatte. Da aber seine späteren Schriften nicht blos gegen den Talmud und die Autorität der Rabbinen, sondern auch gegen jede positive Religion gerichtet waren, so schritt auch der Rath von Amsterdam — damals bekanntlich eine souveraine Behörde — gegen ihn ein und verurtheilte ihn zur Gefängnißstrafe und zu einer Geldbuße von 300 Gulden. Das dadurch für ihn herbeigeführte Ungemach, insbesondere aber der Umstand, daß er sich sogar von seinen Verwandten und Freunden verlassen sah, brachten ihn zur Verzweiflung, und er jagte sich im J. 1639 (nicht 1647, wie Bayle sagt), bald nachdem er jene obenerwähnte lateinische Schrift: „Exemplar humanae vitae" vollendet hatte, eine Kugel durch den Kopf. Die vorstehenden Data haben wir zum Theil H. J. Koenen's (Magistrats-Raths von Amsterdam) „Geschiedenis der Joden in Nederland" (Utrecht, 1843) entnommen. Inwiefern Gutzkow's Trauerspiel damit übereinstimmt oder nicht, vermögen wir nicht zu sagen, da wir dasselbe noch nicht gesehen haben.[†])

---

[*]) Isaac da Costa-Athias war im J. 1798 ein sehr thätiges Mitglied der „National-Versammlung" der Batavischen Republik.

[**]) Uriel a Costa, Exemplar vitae humanae. Amstelod. 1640, in 4.

[***]) Die Verwechslung ist um so erklärlicher, als es wirklich mehrere spanische Schriftsteller Namens Acosta gab, unter Anderen den Jesuiten José Acosta († 1600), der eine Historia natural y moral de las Indias und ein lateinisches Buch De natura novi orbis geschrieben.

[†]) Näheres über Uriel da Costa und seine Schriften findet man in Paquot's Memoires (T. IV. p. 11—15), ferner in Bayle's Dictionnaire historique et critique, Artikel „Acosta", und in Rodriguez de Castro's Biblioteca Española, Vol. I.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 42. Berlin, Donnerstag den 8. April 1847.

Frankreich.

Mabillon, die französischen Benediktiner und der römische Hof im siebzehnten Jahrhundert.

Während Deutschland an den Wunden des dreißigjährigen Krieges hinsiechte, strahlte Frankreich im höchsten Glanze absoluten Königthums. War er auch theuer erkauft, der Ruhm, mußte Bürger und Bauer ihn mit seinem Blute und sauren Schweiße bezahlen, ohne viel mehr davon zu genießen als das Zusehen, war auch für ihn schon ein Theil der Zukunft verpfändet, war auch viel Flittergoldes und falschen Ausputzes in dem blendenden Schimmer: er gehörte doch der ganzen Nation, er gab dem Bewußtseyn jedes Einzelnen eine Unterlage, so daß der Franzose mit vollem Rechte sich fühlen, dem Auslande gegenüber stolz und entschieden auftreten durfte. Darum schlang sich Kunst und Wissenschaft nicht blos als bunte Schmarotzerblume um die Schnörkel des königlichen Thrones, sondern es wuchsen auch eine Reihe großer Männer auf, die wahrhaft in vaterländischem Boden wurzelten und schlichten Ansehens reiche Früchte für künftige Jahrhunderte zeitigten. Welche Namen knüpfen sich an Port-Royal, die Sorbonne, das Kapitel von Notre-Dame, die Congregation des heiligen Maurus! Da sind Lannoy, Dupin, Claude Joly, Michel Germain, Thierry Ruinart, Thomassin, der Zwerg von Tillemont, Edmund Martene, Mabillon u. A. Welche Riesenwerke hat allein Du Cange hinterlassen! Vor dem blendenden Schimmer des Hofes traten die bescheidenen Männer freilich schon während des siebzehnten Jahrhunderts in Schatten; das achtzehnte mit seiner hochmüthigen Aufklärung vergaß sie noch mehr, oder verachtete sie gar wegen ihrer einfältigen katholischen Gläubigkeit; das neunzehnte, wiederum zum Verständnisse tieferer Wissenschaft gelangt und zugleich überfluthet von zahllosen Fabrik-Arbeiten, die nur nach der Gunst des Augenblicks haschen, von Namen, die über Nacht berühmt werden, um eben so bald wieder in Vergessenheit zu sinken, hat ihnen endlich die schuldige Anerkennung und die gebührende Verehrung angedeihen lassen.

Die benediktinische Gelehrsamkeit des siebzehnten Jahrhunderts fand ihren Mittelpunkt in der zur Congregation des heil. Maurus gehörenden Abtei Saint-Germain des Prés. Dom Tassin, ein Mönch des Ordens, hat die Literaturgeschichte der Congregation geschrieben, und wenn man diese lange Galerie, in der alle Portraits einander ähneln, die Beschreibung dieser Lebensläufe, welche alle gleichmäßig in Arbeit und Gebet getheilt sind, durchläuft, dann kann man sich einer gewissen Bewegung und eines Gefühls tiefer Hochachtung nicht erwehren; vor Allem aber verweilt man gern vor der ehrwürdigen Gestalt Mabillon's.

Wir wollen hier nicht nach Dom Tassin, Thierry Ruinart und de Boze das ganze Leben dieses berühmten Mönches erzählen, den Ludwig XIV. den bescheidensten und gelehrtesten Mann seines Reiches nannte; es genügt uns, einige Züge aus demselben hervorzuheben und an ihnen aufzuzeigen, wie die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts beschaffen waren. Besonders knüpfen wir dabei an die Jahre 1685 u. 86, während welcher Mabillon mit einigen Ordensbrüdern im Auftrage Colbert's die Archive und Bibliotheken Italiens durchforschte. Neben dem im Museum italicum abgestatteten amtlichen Berichte ist in neuester Zeit eine viel reichere Quelle eröffnet worden durch die von Herrn Valery, Bibliothekar in Versailles, herausgegebene Korrespondenz Mabillon's und Montfaucon's, welche über vierhundert Briefe ausgezeichneter Benediktiner nebst den Antworten italiänischer Gelehrten enthält.*) Diese Briefe bieten ein mehrfaches Interesse. Sie zeigen die französischen Benediktiner unverhüllt von allen Seiten ihres liebenswürdigen und wohlwollenden Charakters: streng rechtgläubig und doch fein gebildet, dem Papste unterwürfig und doch ihrem Vaterlande ergeben, die Ueberlieferung verehrend und dennoch jederzeit bereit, die geschichtliche Wahrheit zu verfechten. Sie zeigen, wie die frömmsten Priester der gallikanischen Kirche drei Jahre nach der Erklärung von 1682 den römischen Hof beurtheilten. Sie zeigen, wie bei den gelehrten Orden im siebzehnten Jahrhundert das Klosterleben beschaffen war. Die Individuen verschwinden gewissermaßen, es erscheint nur eine große Familie, welche, besser disziplinirt als eine Armee Soldaten, ohne Ruh und Rast dieselben Studien verfolgt. Das General-Kapitel des Ordens stellt die Aufgaben; die Aebte theilen jedem Einzelnen seine Beschäftigung zu. Ohne Unterbrechung geht die Arbeit vorwärts, selbst der Tod hält sie nicht auf, denn stets ist eine neue Generation da, um die hinschwindende zu ersetzen, und wie auf einem Schlachtfelde wird jede Lücke sogleich durch einen Anderen ausgefüllt. Jeder verfolgt seine Aufgabe mit Ruhe und Heiterkeit, ohne Hast und Leidenschaft, als hätte er die Ewigkeit vor sich, und wenn das Werk vollendet ist, so schreiben die frommen Arbeiter nicht einmal ihre Namen auf die Titel der mit so großem Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit zu Stande gebrachten Bände. Sie lassen Ruhm und Ehre ihrer mystischen Familie und zeichnen alle mit denselben Worten: „die Mönche vom Orden des heiligen Benedikt".

Mabillon war geboren am 23. November 1632 zu Saint-Pierremont, einem Dorfe der Diözese Rheims, studirte in dieser Stadt, nahm mit 19 Jahren die Tonsur und ward im Jahre 1658 nach Corvey geschickt, um dort das Amt eines Pförtners und Kellermeisters zu versehen, d. h. um die Almosen des Klosters auszutheilen. Während er diesen niedrigen Dienst besorgte, dichtete er für das Todtenamt des heiligen Adalhart, Abtes von Corvey, Hymnen, die sich durch ihr gutes Latein auszeichneten und von der Kirche aufgenommen wurden. Ums Jahr 1661 kam er nach der Abtei Saint-Denis und ward beauftragt, den Fremden den Kirchenschatz zu zeigen. Da er über die Echtheit einiger Reliquien Gewissensskrupel hatte, wünschte er dieses Amtes enthoben zu werden, indem er den Grund angab, daß er nicht Wahrheit und Fabel unter einander mengen wolle. Der Beweggrund ward unzureichend befunden, und er mußte zu seinem großen Bedauern die Stelle eines Führers behalten. Eines Tages aber begegnete es ihm, daß er ungeschickter Weise einen Spiegel zerbrach, den man für eines der merkwürdigsten Stücke des Schatzes zu St. Denis hielt und von dem man erzählte, daß er dem Virgil zum Rasiren gedient habe. Sogleich ward Mabillon seiner bisherigen Obliegenheit entledigt und nach St. Germain geschickt, um Dom Luc d'Achery bei der Ausarbeitung seines Spicilegiums (Urkundensammlung) zu unterstützen. Von diesem Augenblicke an beginnt für ihn neben dem Mönchsleben das wissenschaftliche, dem er jetzt unablässig mit dem größten Eifer oblag. Als Mitarbeiter am Spicilegium, als Herausgeber der Vetera Analecta, der Werke des heil. Bernhard und des Peter von Celle (bei Troyes) zeigte er sich eben so sehr als unermüdlichen Gelehrten, als tiefen Theologen und als großen Kritiker. Es kam bei diesen Arbeiten nicht blos darauf an, vorgefundene Texte abdrucken zu lassen, sondern diese Texte mußten oft kritisch hergestellt, das Alter derselben bestimmt, die echten Stücke von den falschen gesondert, die Zeitrechnung geordnet und ein fortlaufender Kommentar hinzugefügt werden, so daß die Thätigkeit des Herausgebers als ein selbständiges Schaffen zu betrachten ist.

Der erste Band der „Acta" des Benediktiner-Ordens, welcher 1668 erschien, zeigte die Gelehrsamkeit Mabillon's in einem neuen Lichte. Die Geschichte dieses Ordens ist so vielfach mit der allgemeinen Kirchengeschichte verflochten, und die religiöse Gesellschaft hängt in der ersten Periode des Mittelalters so eng mit der bürgerlichen zusammen, daß es nöthig war, auf Fragen von großer und weitgreifender Bedeutung einzugehen. Mabillon, der die Untersuchungen leitete und einen großen Theil der den einzelnen Bänden vorgesetzten Abhandlungen verfaßte, hielt sich stets auf dem Höhenpunkte des Unternehmens. In der Einleitung zum ersten Jahrhunderte des Benediktiner-Ordens, welches dem fünften der christlichen Zeitrechnung entspricht, entwirft er die Geschichte der Verbreitung des Mönchswesens im Abendlande, und indem er die Kirche während acht Jahrhunderten durch ihre Gefahren und ihre Siege verfolgt, schildert er sie im Kampfe mit dem Heidenthume, den Muhammedanern, den Ketzern, zeigt, wie sie durch Konzilien auf die Verbesserung der Sitten wirkte, durch die Klöster das Land urbar machte und die Wissenschaften rettete. Die Ansichten des gelehrten Mönches über den Einfluß des Christenthums und der Mönchs-Orden auf die Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft finden sich weiter entwickelt und bestätigt in der „Geschichte der Civilisation in Frankreich". Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände, über bürgerliches und kanonisches Recht, Liturgie, Sitten, Aberglauben, den Zustand der Wissenschaften schließen ein abgerundetes Gemälde zusammen; Alles ist mit bewundernswürdiger Ordnung und Klarheit auseinandergesetzt, mit einer Ruhe besprochen, welche nur einem Manne eignet, der durch Einsamkeit und Entsagung zum Frieden gelangt ist; und wenn man das Buch des Benediktiners schließt, so bleibt man erstaunt über solche Kraft und Unabhängigkeit in der Kritik, solche Unterwerfung in Sachen des Glaubens, solche Gelehrsamkeit ohne Eitelkeit und Ruhmbegierde, über den demüthigen Mönch, der nur um Eine Gunst bittet: daß man seine Irrthümer verbessern möge.

*) Correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon avec l'Italie, accompagnée de Notices etc., par M. Valery. 3 Vol. 8. Paris, 1846.

Für viele Andere wäre ein Werk wie die Acta SS. ordinis Benedicti eine das ganze Leben erfüllende Aufgabe gewesen, ihm aber eröffneten sich immer weitere Gesichtskreise. Durch das Studium der Dokumente waren ihm Zweifel über die Echtheit vieler Stücke aufgestiegen, denn es fehlten damals noch sichere Grundsätze für die Beurtheilung des Alters von Handschriften, und selbst die geübtesten Gelehrten schätzten dasselbe nur nach dem Gefühle, nach dem allgemeinen Eindrucke. Mabillon suchte Gewißheit und stellte in dem Buche de re diplomatica eine vollständige und sichere Methode auf. Nachdem er die verschiedenen mittelalterlichen Schriftstücke vom rein graphischen und materiellen Gesichtspunkte aus untersucht hat, handelt er vom Stile, der Orthographie, den Formeln derselben, und geht dann die einzelnen Urkunden der französischen Könige, der deutschen Kaiser, der Könige von Italien, England, Sicilien, Spanien, so wie die Privat-Urkunden der verschiedenen europäischen Länder durch. Die Chronologie behandelt er eben so scharfsinnig als die Diplomatik. Welche große Bedeutung diese Arbeit sowohl für die Geschichte als für die Rechtsverhältnisse hat, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Die 1681 erschienene Diplomatik ward vom gesammten gelehrten Europa mit großem Beifall aufgenommen. Mabillon, der, wie einer seiner Biographen sagt, unbekannt in seiner Einsamkeit bleiben wollte (nesciri in solitudine), konnte sich seinem Rufe nicht entziehen. Papst Alexander VIII. bat sich von ihm als eine Gunst aus, über seine Arbeiten regelmäßig Bericht zu erhalten. Colbert wollte ihn auf das Verzeichniß der Pensionaire des Königs setzen; Mabillon verbat sich's, weil er durch die Annahme Gott und seine eigene schriftstellerische Würde zu beleidigen meinte. „Was würde man von mir denken", sagte er, „wenn ich, arm und von armer Herkunft, ins Kloster gegangen wäre, um das dort zu suchen, was die Welt mir niemals gegeben haben würde." Auch seine Aeltern wünschte er nicht über ihren Stand zu erheben; er unterstützte sie von seinen Almosen.

Des Königs Gunstbezeugungen hatte Mabillon ausgeschlagen, den Auftrag, die Archive der deutschen Städte und Klöster zu durchforschen, nahm er dagegen mit Freuden an, obgleich seine Gesundheit bereits wankte, und machte sich mit dem Michel Germain im Juni 1683 auf den Weg. Er durchreiste Bayern, Tirol, die Schweiz, durchstöberte alle Handschriften und Urkunden, arbeitete oft funfzehn Stunden des Tages, um die wichtigsten abzuschreiben, und kehrte mit reicher Ausbeute für die königl. Bibliothek nach Paris zurück.

Im April 1685 erhielt er einen neuen Auftrag zu einer wissenschaftlichen Reise nach Italien. Seine Reise-Eindrücke hat er selbst im Eingange des Museum Italicum beschrieben, und nichts bildet einen schärferen Kontrast mit der Breite der modernen Touristen und dem beständigen Auftreten ihrer eigenen Person, als dieser einfache und ruhige Bericht, in welchem der Verf. beschreibt, was er gesehen hat, ohne von sich selbst zu reden. Die Bibliotheken und die christlichen Ruinen nehmen seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Er vertiefte sich mit um so größerer Andacht und Begeisterung in das Alterthum, als die Gewinn bringenden Reliquien, die erdichteten Wunder, die Leichtigkeit, mit welcher Rom die Heiligsprechung gewährte, der sinnliche Pomp des italiänischen Katholizismus und die Unwissenheit der Priester seine Gelehrsamkeit und seinen Glauben erschreckten. Er suchte Heiligen in den Klöstern, wie Byron ein Jahrhundert später Römer in Rom; aber um sie zu finden, mußte er in die Katakomben hinabsteigen, wo er oft mehrere Stunden in Betrachtung und Gebet zubrachte. In Folge dieser Forschung erkannte und erörterte er zuerst den Einfluß heidnischer Gewohnheiten auf die ältesten christlichen Denkmäler, eine für jene Zeit neue und kühne Idee, aus welcher sein Versuch über die „Verehrung unbekannter Heiligen" entsprang, eine Schrift, welche der römische Hof durch einen der geschicktesten italiänischen Archäologen, den Inspektor der Katakomben, Raphael Fabretti, freilich ohne Erfolg, angreifen ließ. Zur selben Zeit also, wo Bossuet im Namen des Staates die Trennung der weltlichen Macht aussprach, ohne mit Rom zu brechen, verkündete Mabillon im Namen der Wissenschaft die Freiheit des historischen Zweifels, ohne mit dem Glauben zu brechen.

Ganz beschäftigt mit dem christlichen Alterthum, scheint Mabillon alles Andere um ihn her zu vergessen; Michel Germain hatte mehr Trieb, zu sehen und zu beobachten, und spricht sich in den Briefen öfters über die Eindrücke aus, die der Anblick des herrlichen Landes unter der Verwaltung des Papstes auf ihn machte. Ungeachtet seiner aufrichtigen Bescheidenheit, schildert er mit einigem Selbstgefühl das Erstaunen, mit welchem die Italiäner die eifrigen Nachforschungen der gelehrten französischen Mönche betrachteten, und erlaubt sich, ihnen gelegentlich ein wenig die Wahrheit zu sagen. Er schreibt an Magliabechi, den Bibliothekar des Großherzogs von Florenz und Lehrer Muratori's und Scipio Maffei's: „Die Hauptschwierigkeiten, auf welche man in jedem Jahrhunderte der kirchlichen Ueberlieferung und Geschichte stößt, könnten euren Herren Virtuosi wohl etwas zu thun geben, wenn ihnen daran gelegen wäre, die Religion und Lehre der Kirche von Grund aus zu kennen, wie wir Franzosen darin unsere Freude und den Hauptstoff unserer Forschungen finden. Eure großen Genies würden der Kirche einen wesentlichen Dienst leisten und in allen Ländern Anerkennung finden, wenn sie sich überwinden könnten, ihr Leben vom funfzehnten bis zum sechzigsten Jahre der Ergründung dieser Gegenstände zu widmen, während eure Herren, größtentheils dafür bezahlt, d. h. mit fetten Pfründen ausgestattet, an ganz etwas Anderes denken, als wie sie mit diesen starken und festen Waffen die Interessen ihrer Mutter, die sie so groß und angesehen gemacht hat, befördern könnten. Aber dieser Vorsatz trägt Mühsal ein, wenig zeitlichen Vortheil und Verzicht auf die Freuden dieses Lebens, ein Ding, wozu viele Leute sich gar schwer überreden lassen." Dom Michel hatte die kranke Stelle richtig getroffen: das süße far niente. Die italiänische Aristokratie war auf dieselbe Linie mit der ehemaligen römischen Plebs herabgesunken, sie begehrte nur panem et spectacula. „Ich weiß nichts von Theologie noch von Kirchengeschichte", sagte ein Kardinal, „aber ich weiß am Hofe zu leben." Mit den Mönchen stand es nicht besser. Dom Michel erwähnt Klosterbrüder von Monte Cassino, die 30,000 Livres im Beutel führten, deren sie sich dazu bedienten, „um höhere Stellen zu erreichen, und zu vielen anderen Dingen, die man nicht näher zu bezeichnen wagt." Ein Prokurator dieser Congregation verausgabte in anderthalb Jahren über 10,000 Thaler für Gastereien, und die Ordensgenerale nahmen bei Niederlegung ihres Amtes genug mit, um Zauberpaläste von Klöstern bauen zu können. In vielen Klöstern theilten die Mönche den französischen Gelehrten ihre Bücher höchst zuvorkommend mit, hüteten sich aber wohl, sie ihren Wein kosten zu lassen, entweder aus Geiz, oder weil sie sich scheuten, die vortreffliche Ausstattung ihrer Keller zu verrathen, weshalb ein Kardinal bei Erwähnung eines Mönches, den er kannte, in die Worte ausbrach: Bone Deus, hic non potest vivere sine bibere semper. Man hatte zu verschiedenen Malen versucht, dieser Auflösung der Zucht zu steuern, aber es ging damals mit der Mönchsreform wie heutzutage mit der politischen Reform der päpstlichen Regierung: nur durch Zeichen und Wunder hätte eine Aenderung bewirkt werden können, denn sobald der Papst Hand anlegte, fand er sich im Widerspruche mit seiner Geistlichkeit.

Ueber die apokryphen Reliquien, die verdächtigen Wunder und die unverschämte Ausbeutung der Leichtgläubigkeit des Volkes spricht sich die Korrespondenz ziemlich scharf aus. Eben so nehmen die französischen Benediktiner großen Anstoß an dem weltlichen Regimente des Papstes; sie verwundern sich besonders, daß neben ihm drei eben so große, vielleicht noch mächtigere Päpste stehen: der Gouverneur, der Jesuiten-General und der Commandeur des heiligen Geistes, der nicht weniger als 80,000 Vasallen hatte. Die Bevölkerung hatte sich seit dreißig Jahren um mehr als 60,000 Menschen vermindert; das Elend war groß, besonders für ehrliche Leute, nur Bedientenseelen konnten hoffen, noch ihre Rechnung zu finden; die päpstliche Kasse wollte nicht voll werden, obgleich der Papst für seinen eigenen täglichen Bedarf sehr wenig ausgab. (Schluß folgt.)

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung. *)

XI. Das Vorurtheil.

Am Abend des Tages, an dem die Fregatte unterging, wurde der Einfluß eines Mondwechsels wahrnehmbar. Die Wellen fielen. Sie gestatteten dem „Satan" einige Ruhe. Die dunkelgraue Farbe der See neigte sich zur Farbe der Hoffnung, zum Grünen hin. Der Wolkenschleier, der den Himmel verbarg, verschwand. Die Sterne konnten wieder nach den Sterblichen frei hinunterschauen. Die Gefahr war also vorüber.

Grivély, der die nöthigen Vorkehrungen zur Ausbesserung seines Fahrzeuges augenblicklich vorgenommen, — wußte einem sehr nachtheiligen Umstande vorzüglich schnell und geschickt abzuhelfen. Der ganze Segelvorrath war, — wie bereits gesagt, — während des Orkans daraufgegangen. Es requirirte der Capitain demnach die Hängematten der Matrosen, ließ diese an einander nähen und auf diese Weise ein Paar Klüver und einen Fock zu Stande bringen. So war die Lenkung des „Satan" wiederum möglich. So geschah es, daß kaum nach Verlauf einer Woche seine Bemannung den Umriß der hohen Berge der Insel Bourbon in weiter Ferne erblickte.

Der Wiederkehr schönen Wetters, der Wahrscheinlichkeit einer glücklichen Landung ungeachtet, und obwohl, der früheren Verabredung gemäß, der Supercargo lediglich um den Sturm zu besänftigen im unteren Raume bleiben sollte, schienen die Matrosen doch nicht gesonnen, ihn jetzt zu befreien. Sobald hiervon die Rede war, hatte Grivély, — dessen Kommando noch von den letzten Unruhen her schwankend blieb, — mit einem solchen Widerstande zu kämpfen, daß er es bis dahin für klüger gehalten hatte, der Sache vorläufig ihren ruhigen Gang zu lassen. Er wußte, daß Thomson sich nicht allein der Schwarzen wegen, sondern auch wegen Taitar's beständig unten aufhielt. Des Sklavenzüchters Schicksal schien sich ihm leidlicher im unteren Raume zu gestalten, als dies möglicher Weise oben hätte der Fall seyn können. Vor erfolgter Anlandung waren allerdings von einem Volke, das Mulatten haßte und verachtete, immer noch gefährliche Verfolgungen zu befürchten.

Jedoch konnte des Capitains Geduld, den Matrosen gegenüber, nicht ewig dauern. Sie mußte im Gegentheil bald aufhören und zwar aus einem allgemein nothwendigen Grunde.

Die Anlandung in Bourbon war eine schwierigere Aufgabe, als das Geschäft des Ladens in Zansibar. Um Bourbon herum segelten, wie an Afrika's Küste, zahlreiche französische Kreuzer. Die Ausübung ihrer Amtspflicht wurde ihnen leichter hier als dort. Dort hatten sie einen in seiner Ausdehnung unbestimmten Küstenstrich vor sich; hier bewegten sie sich in einem Kreise, dessen verschiedene Punkte sie gleichsam nie aus dem Gesicht verloren.

Die Einführung der Sklaven in den französischen Besitzungen war streng verboten. Alle Rheden und Landungsklippen wurden gewissenhaft bewacht. Kein Negerschiff konnte sich des Gelingens eines Geschäfts rühmen, ehe es seine sämmtlichen Neger nach dem festen Lande geschafft. Erst dann war nichts mehr zu befürchten. Mehrere später erfolgte Verordnungen, — die einen jeden Skla-

*) Vgl. Nr. 29—34 und Nr. 37—39 des Magazins.

vendbesitzer hindern, seine Bande, ohne Wissen der Lokal-Regierung und ohne genaue Angabe eines rechtmäßigen Titels, zu vermehren, — bestanden im Jahre 1829 noch nicht.

Es hielten sich die Negerhändler zuverlässige Verbindungen und sichere Bundesgenossen auf dem festen Lande. Vom Lande aus kam ihnen eine zur Anlandung unentbehrliche Hülfe zu. Die Anwesenheit, den Stand, die Zahl der Kreuzer zu erfahren, rechneten sie auf gewisse Tages- und Nachtzeichen von den Bergen. Durch Zeichen wurden auch der Ort und die Zeit einer Landung angekündigt.

Traurigen Anblicks ist vom Meere aus die von hohen, steilen Felsenwänden umgebene Insel Bourbon. Sie besitzt keinen Hafen, hier und da nur einzelne schlechte Rheden. Diese selbst mieden die Negerhändler. Die für sie passendsten Lokalitäten waren diejenigen, welche durch Entlegenheit und Unzulänglichkeit sich auszeichneten. Die Helfer, die zu Hause geblieben, wurden mit dem Aufsuchen solcher Oerter beauftragt und erfüllten gewöhnlich ihre Pflicht zur Befriedigung Aller.

Weil aber von der Kenntniß der ausgesuchten Lokalität das ganze Gelingen einer Unternehmung in letzter Instanz abhing, gehörten zur Ausführung einer Sklavenlandung andere Maßregeln, als die schon erwähnten. Der Fall war ja denkbar, daß die Kreuzer diese oder jene Zeichen kennen lernen und nachahmen konnten. Den Verkehr zu sichern, gebrauchten deshalb die Negerhändler, außer den Zeichen, bestimmte Losungsworte. — Zwei Mitglieder ihrer Genossenschaft, von welchen das eine das zur Abfahrt bestimmte Schiff bestieg, kannten nur das Wort. Beide waren verpflichtet, es erst bei eintretender etwaniger Todesgefahr irgend einem Gefährten mitzutheilen.

Ein solches Mittheilungs-Anerbieten hatte der Supercargo, welcher sich in einer verzweifelten Lage im unteren Raume befand, dem Thomson gemacht. Der Bootsmann, der die Sache nicht so ansah und Taitar im Irrthum hinsichtlich der Schwarzen glaubte, hatte das Anerbieten abgeschlagen. Zugleich warnte er ihn, keinem Anderen das Losungswort, auf Bitte oder Drohung, zu sagen.

Während sich also die Matrosen so unversöhnlich zeigten, hing die Zukunft des Schiffes und seiner Mannschaft von der Willkür desjenigen Mannes ab, den man in Fesseln zu halten fortfuhr. Es war ein hohes und gefährliches Spiel. Je näher man dem Lande kam, desto wünschenswerther wurde die friedliche Lösung der Angelegenheit. Keinem durfte es einfallen, daß es nach Tagesanbruch noch gestattet seyn würde, auch nur eine Minute mit unnützen Verhandlungen zu verlieren. Eine zweideutige Bewegung des „Satan" konnte seinen Bundesgenossen Verdacht einflößen und sie auf immer entfernen; dann mußte er den Kreuzern unvermeidlich in die Hände fallen.

Gar gewaltig ist auf rohe Menschen die Macht der durch Vorurtheile in Gährung gebrachten Leidenschaft. Als lange nach Mitternacht die von den Bergspitzen sichtbar gewordenen und auf dem Schiffe erkannten Zeichen eine von demselben zu nehmende Richtung angekündigt hatten, fand Grivély noch immer kein Auskunftsmittel, die zur Wahl des Landungsplatzes nothwendige Befreiung Taitar's, ohne die Ruhe des Bordes und seine eigene Autorität zu gefährden, durchzusetzen.

Der Anblick des Landes, der gewöhnlich allen feindseligen Gesinnungen ein Ende macht, — dieser Anblick, der das Nervensystem der reizbarsten Reisenden und Seeleute zu beruhigen pflegt, — der oft die erbittertsten Gegner zu herzlicher Versöhnung führt, — verfehlte diesmal seine Wirkung.

Die Matrosen ließen sich übrigens gern in Erläuterungen ihres Benehmens ein. Längst war, — nach ihren Aeußerungen, — die versuchte Verführung der Venus bei ihnen vergessen. Der tiefe Groll, den Keiner aus der Seele bringen konnte, rührte von dem schändlichen Betruge her, durch welchen, seit Jahren, die Ehre der Mannschaft gekränkt, verletzt worden war. Man hielt sich wohl überzeugt, daß der Capitain nur zufällig, und zu spät um die Matrosen zu warnen, den grausenerregenden Umstand von der Herkunft Taitar's entdeckte, und daß er aus Gründen der Schonung, die vielleicht zu billigen waren, diese Entdeckung nicht hatte weiter mittheilen wollen. Hätte man aber Veranlassung gehabt, ihn darum zu befragen, so würde er gewiß nicht geschwiegen haben. Nach dem kleinen Auftritt in Zanzibar erklärte er sich ja bereit, Taitar's geheimnißvolle Geschichte binnen Tagesfrist zu erzählen.

Weil nun der Gefangene, ein Mulatte, allein schuldig dastand, konnten echte Weiße nur in der äußersten Noth bei einem solchen Geschöpfe Gnade für Recht ergehen lassen und mit ihm in Unterhandlung treten. Es war daher ihre Meinung, man möchte doch versuchen, ohne das Losungswort zu kennen, sich mit der Küste zu verständigen.

Wenn auch die Kultur in Europa noch nicht so weit vorgeschritten ist, daß der den Vorurtheilen der Völker erklärte Krieg ein absolut erfolgreiches Resultat hätte herbeiführen können, so übertreffen doch die Kasten-Vorurtheile der Kolonial-Länder Alles, was zu irgend einer Zeit in Europa in dieser Hinsicht vorgekommen ist. Sie lassen sich in Bezug auf die Mulatten kaum von weitem mit dem Fluche, der im Mittelalter die Juden traf, vergleichen. Sobald es auf sociale Verhältnisse ankömmt, wird ein Mulatte weniger geachtet als ein Hund. Ein schützendes Gesetz, das dieser Kaste im Jahre 1830 Civilrechte und überhaupt gleiche Stellung mit den Kreolen, d. h. mit den rein Weißen, ertheilte, goß Oel in's Feuer. Heutzutage noch wird die Kreolen-Gesellschaft Jedem geschlossen, der eine Mulattin heiratet. Bis jetzt fand man Beispiele solcher Ehen nur bei gewissen Europäern, die die Gesellschaft nicht besuchten oder keinen Werth auf deren Urtheil legten. Einem Staatsbeamten würde eine Verbindung der Art die Fortsetzung seiner Amtsführung im Lande sehr erschweren.

Gäbe es nur Kreolen und keine Kreolinnen auf der Welt, so würde der Zeitpunkt des Aufhörens jenes Vorurtheils vielleicht zu berechnen seyn. Wie die Sachen stehen, kann darüber nichts bestimmt werden. Vorzüglich die Kreolinnen unterhalten die Fackel der Zwietracht.

Die Mulattin ist hübsch, und obwohl die Kreolin gleichfalls über Mangel an Schönheit nicht klagen kann, so hat sie doch den Reiz der verbotenen Frucht nicht für sich und nur ausnahmsweise den der häuslichen Liebenswürdigkeit. So geschieht es nicht selten, daß Erstere der Letzteren glückliche Nebenbuhlerin wird. Daher der unversöhnliche Haß.

Die vollständige Einführung der Emancipation in den englischen Kolonieen hat die Schwarzen oder Sklaven gesetzlich den Mulatten und Weißen gleichgestellt, ohne durch die vermehrte Mischung der freien Gesellschaft den geringsten Einfluß auf das Vorurtheil auszuüben.

Merkwürdig genug ist es zu beobachten, wie das Kasten-Vorurtheil in die Seele des in einer Kolonie einheimisch gewordenen Europäers niedrigen Standes eindringt. So wie er dem Sklaven gegenüber unbedingt grausamer ist als der Kreole, so übertrifft er diesen wo möglich in seiner Verachtung gegen den Mulatten. Unwissenheit, Eitelkeit und der Beifall des bevorzugten Standes vereinigen sich, ihn rasch in dieses Geleis zu leiten. Bald wird ihm seine angelernte Meinung zur zweiten Natur. Er meint, daß er nie anders gedacht habe. Er glaubt, daß ein kostbareres Blut in ihm, daß eine viel weniger edle Flüssigkeit in den Adern des Mulatten fließe. Der Mulatte ist für ihn kein Mensch. Auf der Leiter der Bildung der Wesen steht dieser zwischen dem Weißen und dem Schwarzen, so wie Letzterer nur über dem Affen steht, von welchem er sich lediglich durch die Sprache unterscheidet. Noch giebt es in den Kolonieen Aristokraten, die der Ueberzeugung sind, die Neger seyen redende Affen und die Affen Neger, welche, aus Furcht, von den Weißen zur Arbeit gezwungen zu werden, nicht reden wollen.

Hierdurch wird der Mannschaft Wuth gegen Taitar vollkommen begreiflich erscheinen. Es wird auch verständlich, daß alle Matrosen, nachdem sie einige Zeit unterhandelt hatten, ohne Bedenken dem Sanglant (der den Raub der Venus nicht vergessen konnte) die Genehmigung ertheilten, sich das Losungswort vom Supercargo zu holen und ihn dann verrätherischer Weise bei Seite zu schaffen.

Der Zufall schien diesen Plan zu begünstigen. — An Sanglant lief eben Thomson vorbei, der eiligst in Grivély's Kajüte eintrat.

Es war 5 Uhr Morgens. Um 5 Uhr 21 Minuten 48 Sekunden geht an dem Tage dieser Jahreszeit dort die Sonne plötzlich auf.

Dr. Delsnec-Monmerqué.

England.

Das Unwesen auswärtiger Lotterieen in England.

(Nach einem Aufsatze in der Dublin Review.)

(Schluß.)

„Unsere dritte Klasse bilden die Anleihen, deren Tilgung durch Lotterieen geschieht. Der erste Versuch dieser Art wurde in einer von der Stadt Paris kontrahirten Anleihe gemacht; später in zwei von Oesterreich bei den Gebrüdern Rothschild gemachten Anleihen in den Jahren 1820 und 1821, und nach deren Tilgung wiederum bei zwei neuen, 1834 und 1839. Bei allen diesen sind nur die Summen des Kapitals verschieden; ihre Einrichtung ist fast ganz dieselbe, und kennt man die eine, so kennt man auch die andere. Wir wollen von der Anleihe von 1839 sprechen, deren Loose in England von allen am meisten Absatz gefunden haben. Die österreichische Anleihe von 1839 besteht oder bestand vielmehr ursprünglich aus 120,000 Loosen zu 250 Fl., was ein Kapital von 30,000,000 Fl. ausmacht. Die Loose sind in 6000 Serien vertheilt, jede zu 20 Loosen, die einzeln wieder in 5 Theile getheilt sind. Diese Anleihe trägt keine Zinsen, und es wird alljährlich, vom Jahre 1840 an, ein bestimmter Theil davon zurückgezahlt. Dies geschieht folgendermaßen: Jährlich finden zwei Ziehungen von 35 Serien oder 700 Loosen statt. Für die nächsten sechs Jahre wird nur eine Ziehung jährlich, und dann werden noch achtzehn Ziehungen in Zwischenräumen von je anderthalb Jahren stattfinden, so daß der Termin der letzten Ziehung der 1. Dezember 1878 seyn wird. Alsdann wird mit Zuschlag der Zinsen zum Kapital die ganze Anleihe mit einer Summe von etwa 70,000,000 Fl. zurückgezahlt seyn. Die Summe der Zinsen, jährlich auf vier Prozent berechnet, bildet die vertheilten Prämien; allein da man die Zinsen der ersten Jahre hat anhäufen lassen, während die Anzahl der zu tilgenden Serien nur unbedeutend war, so sind dadurch und durch einige weniger wichtige Umstände die von der Regierung bezahlten Zinsen auf 3½ Prozent reduzirt. Drei Monate nach der jedesmaligen Ziehung der Serien erfolgt die Ziehung der in denselben enthaltenen Loose, in der Art einer Lotterie, da der Zufall entscheidet, in welchem Verhältniß die einzelnen abgezahlt werden sollen. Dies ist eigentlich keine Lotterie im engeren Sinne des Wortes; allein die Spekulanten der großen Städte Deutschlands, besonders die von Frankfurt, machen es zu einer solchen, und zwar auf folgende Weise: Sie kaufen anfangs ein gewisse Anzahl von Loosen, die ihnen, da sie jetzt natürlich höher als pari stehen, einzeln etwa 180 bis 200 Thlr. kosten; dann verpflichten sie sich, für einen bestimmten Preis, demjenigen, der ihnen eine Promesse abkauft, eines von den 700 Loosen, die zur Zahlung kommen, zu liefern für den Fall, daß die Serie, deren Nummer ihre Promesse trägt, herauskommen sollte. Der Preis dieser Promessen ist 15 Thlr. Allein in den meisten Fällen sind die Agenten gar nicht im Besitz von Loosen, denn dazu würde immer schon ein Kapital erfordert werden, und

sie nehmen die Gefahr auf sich. Sobald nun die vorläufige Ziehung der Serien stattgefunden hat, steigen die darin enthaltenen Loose im Werthe. Da die unter die 700 Loose zu vertheilende Summe 427,000 Thlr. ist, so wäre der durchschnittliche Werth eines jeden derselben etwas über 600 Thlr.; aber durch die Nachfragen der Privatleute und der Agenten, welche sich ihrer Verpflichtungen gegen die vom Glücke begünstigten Käufer zu entledigen haben, steigt der Preis solcher Loose oft auf 800 bis 900 Thlr. Um zu sehen, wie die Agenten bei diesem Geschäfte ihre Rechnung finden, wollen wir die im Dezember 1845 erfolgte zwölfte Abzahlung als Beispiel nehmen. Durch die vorhergehenden Ziehungen waren die Serien um 385 vermindert worden, so daß von den ursprünglichen 6000 nur noch 5615 übrig waren. Da die Zahl der gezogenen Serien 35 ist, so ist das Verhältniß wie 35 zu 5615, d. h. wie 1 zu 160; woraus man sieht, daß die Agenten, da sie für 160 Loose à 15 Thlr. 2400 Thlr. erhalten haben, immer, selbst wenn sie für eines der gezogenen Loose die höchste Summe hätten bezahlen müssen, unverhältnißmäßig gewinnen. Es versteht sich von selbst, daß je nach den günstigeren oder weniger günstigen Wechselfällen der Ziehung ihr Gewinn noch mehr oder weniger steigt.

Auf ganz denselben Prinzipien ist auch die badische Lotterie gegründet, nur in geringerem Maßstabe, wodurch aber der Vortheil der Agenten nur noch beträchtlicher wird. Da dies Geschäft eine reine Privatspeculation ist, so hängt Alles dabei von der Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit der Agenten ab; und es ist in dieser Hinsicht Jedem, der auf diese Weise sein Heil zu versuchen gesonnen ist, die größte Vorsicht anzuempfehlen. So weit die Regierungen bei allen jenen Lotterieen betheiligt sind, versteht sich die Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit ihrer Verwaltung von selbst, für welche zum Ueberfluß auch die Oeffentlichkeit der Ziehungen eine Bürgschaft ist. In dieser letzten Hinsicht macht nur die russisch-polnische Anleihe eine Ausnahme; von dieser haben wir nicht weiter gesprochen, da ihre Ziehungen beendet sind.

Schließlich ist noch auf die höchst ungünstigen Verhältnisse zwischen Gewinn und Verlust aufmerksam zu machen, von denen die meisten, welche ihre Hoffnung auf Lotterieen der genannten Art setzen, in der Regel gar keine Vorstellung haben. In dieser letzten Gattung von Glücksspielen verhält sich Gewinn und Verlust ungefähr wie 1 zu 100,000; in der Güterlotterie noch ärger, nämlich wie 1 zu 169,999. Weit günstiger ist das Verhältniß in den Klassen-Lotterieen, und von diesen wieder am günstigsten in der preußischen, wo es sich wie 3 zu 8 stellt.

Wie schon gesagt, ist, allen von Seiten der Regierung angewandten Bemühungen zum Trotze, der Verkauf von Loosen zu auswärtigen Lotterieen in England sehr bedeutend und täglich noch im Wachsen begriffen. Ein neues Gesetz verbietet die Anzeigen solcher Lotterieen in öffentlichen Blättern; indessen wird das für die Agenten kein großes Hinderniß seyn; denn der Preis einer einzigen Zeitungs-Anzeige beträgt mehr, als das Porto von dreißig bis vierzig gedruckten Cirkularen, einschließlich der Druckkosten. Höchstens werden die Agenten jetzt ein wenig mehr Mühe haben, die Liebhaber für ihre Loose aufzusuchen, da diese die Verkäufer nun nicht mehr zu finden wissen."

Mannigfaltiges.

— **Lamennais über den Socialismus.** Der berühmte Verfasser der Paroles d'un Croyant hat kürzlich in einem an einen Freund gerichteten Schreiben seine Ansichten über die socialistischen Systeme und insbesondere über den Kommunismus ausgesprochen und dadurch einen wahrhaften Sturm in denjenigen französischen Blättern erregt, die, wie die Démocratie Pacifique, dem Socialismus ihre Spalten widmen. Man hatte geglaubt, daß Lamennais, der immer von einer Reorganisation eben so der Gesellschaft wie der Kirche gesprochen und dem als Ideal stets eine Art patriarchalischer Gütergemeinschaft vorschwebte, nothwendig auch jenen socialistischen Systemen nicht abgeneigt seyn könne. In dem gedachten Schreiben (vom 2. März 1847) spricht er sich jedoch in einem gerade entgegengesetzten Sinne und zwar in ähnlicher Weise aus, wie es im vorigen Jahre Lamartine gethan. Er sagt darin:

.... „Ich erblicke in den socialistischen Lehren, die bis auf diesen Tag zum Vorschein gekommen, eben nur ein Symptom des tiefen Bedürfnisses, welches die Gesellschaft nach einer besseren Anwendung der Gerechtigkeit bei Bestimmung des Arbeitslohns empfindet, um den überall jetzt so beklagenswerthen Zustand der Arbeiter zu verbessern. Von dieser Seite betrachtet, kann man den Versuchen, die gemacht worden, ein solches Ziel zu erreichen, nur seinen Beifall schenken. Aber meiner Ansicht nach, sind die von den verschiedenen Schulen vorgeschlagenen Mittel weit davon entfernt, nach diesem Ziele zu führen. Ich kenne nicht eine einzige, die nicht mehr oder weniger zu dem Schlusse gelangt, daß die persönliche *Aneignung* die Ursache des Uebels sey, welchem man abzuhelfen sucht; daß demzufolge das Eigenthum aufhören müsse, individueller Natur zu seyn, und vielmehr ausschließlich in den Händen des Staats konzentrirt werden müsse, welcher, als einziger Besitzer der Arbeits-Werkzeuge, die Arbeit selbst organisiren soll, indem er Jedem die besondere, für ihn streng obligatorische Verrichtung anweist, zu der man ihn für geeignet erachtet, und nach gewissen Regeln, über welche man übrigens sehr verschiedener Ansicht ist, die Frucht der gemeinschaftlichen Arbeit vertheilen soll.

„Ich bin überzeugt, daß die Verwirklichung eines solchen Systemes die Völker zu einer Sklaverei verurtheilen würde, wie die Welt sie noch nicht gesehen hat; sie würde den Menschen zu einer bloßen Maschine, zu einem reinen Werkzeug herabsetzen, ihn unter den Neger stellen, über welchen der Pflanzer nach seinem Gutdünken verfügt, ja sogar noch unter das Thier. Ich glaube nicht, daß jemals beklagenswerthere, falschere, ausschweifendere und seiner unwürdigere Ideen aus dem menschlichen Kopfe hervorgegangen; und wenn sie selbst eine solche Bezeichnung, die aber in meinen Augen vollkommen gerechtfertigt ist, nicht verdienen sollten, so giebt es doch Nichts, was unpraktischer in der Welt wäre.

„Der Fourierismus und einige aus der St. Simonistischen Schule hervorgegangene Sekten, die meiner Ansicht nach in ihren Prinzipien nicht minder abgeschmackt sind, zeichnen sich außerdem auch noch durch die mehr oder weniger vollständige Negation aller Moral aus. Ich habe über diese nichts zu sagen; das allgemeine Sittlichkeitsgefühl hat sie bereits verurtheilt."

— **J. J. Grandville.** Dieser geniale französische Künstler, dessen Zeichnungen durch die weite Verbreitung seiner „kleinen Leiden des menschlichen Lebens", seiner „Scenen aus dem Privatleben der Thiere", seiner „anderen Welt" und seiner „belebten Blumen" ihm auch in Deutschland einen wohlverdienten Ruf erworben, ist am 17. März d. J. nach kurzer Krankheit, 43 Jahr alt, in Paris mit Tode abgegangen. Er war in Nancy, der Vaterstadt J. Callot's, geboren und hat diesem seinem Landsmanne mit außerordentlichem Glücke nachgestrebt. Wie die meisten Künstler seiner Art, hat er lange mit Entbehrungen kämpfen müssen, bevor er zu seinem heutigen Rufe und zu einer unabhängigen Stellung gelangte. In ihm hat Frankreich aber nicht blos einen Künstler, sondern auch einen Dichter verloren. Denn die ungemein poetischen Conceptionen, zu denen er freilich nur die Zeichnungen geliefert, während Andere den Text geschrieben, waren sämmtlich von ihm allein ausgegangen, und die Federn, mit denen er sich verband, lieferten nur die Worte zu seinen Ideen. Die „Fleurs animées," worin jede Blume in Frauengestalt, umgeben von in Farben gekleideten Düften und Geistern, abgebildet ist, darf man wohl das Zarteste und Romantischste nennen, was in der neueren Zeit aus der Palette eines Malers hervorgegangen. Alph. Karr, der die Worte zu dieser Arbeit geliefert, hat darin lange nicht die Poesie seines Freundes erreicht. Ein Seitenstück zu den Fleurs animées sollten die „belebten Sterne" (Les Etoiles animées) werden, mit denen er sich kurz vor seinem Tode beschäftigte und von welchen er etwa zwölf Skizzen vollendet hat. Auch die Gestirne erscheinen hier in der Form junger, am Himmel strahlender Frauen, wo sie über den Geschicken der ihrem Einfluß unterworfenen Menschen wandeln. Venus z. B. lächelt zweien jungen, glücklichen Liebenden, die auf dem Gipfel einer Anhöhe sitzen; Nebelsterne, Sternschnuppen, gute Sterne, Unglückssterne verkörpern sich, indem sie ernste oder komische, tragische und satirische Scenen beleuchten. Als G. an dieses Werk ging, sagte er, nachdem er seine „belebten Blumen" vollendet hatte, zu seiner Frau: „Ich habe nun lange genug die Augen nach der Erde gerichtet; jetzt will ich sie gen Himmel erheben." Es war dies gleichsam eine Ahnung seines baldigen vorzeitigen Endes, denn er sagte damals auch einem Freunde: „Glauben Sie mir, ich fühle es, daß ich meine Sterne bald viel näher werde beobachten können." — Zu seinen früheren, von großem Talent zeugenden Werken gehören die Studien solcher Gegenstände, durch die sich die verschiedenen Charaktere, Lebensalter und Temperamente der Menschen zu unterscheiden pflegen. So zeichnete er unter Anderem die verschiedenen „Stöcke", „Regenschirme", „Tabackspfeifen", „Getränke" u. s. w., wobei oft wenige Striche von ihm genügen, um ganze Stände, Gewerbe und Lebensansichten vor die Seele zu führen.

— **Lola Montez.** Einer in der Londoner Illustrated News enthaltenen Notiz zufolge, gilt diese in neuerer Zeit zu so großer Berühmtheit gelangte Tänzerin zwar für die Tochter des bekannten Torrero (Stierkämpfers) Montez, der in Spanien allgemein als der erste Meister in der Tauromachie angesehen wird, doch soll der Letztere selbst seine Vaterschaft in Abrede stellen. Nach Anderen soll, wie die genannte englische Zeitschrift hinzufügt, irländisches Blut in den Adern der Tänzerin fließen. In London ist Lola zweimal gewesen, ohne jedoch — obwohl man ihrer Schönheit und ihrem Talente auch hier gehuldigt — durch ihr öffentliches Auftreten besondere Sensation zu machen. „Um bei uns", sagt die News, „solche Wunder zu thun, wie in Deutschland, hätte sie vor einem Menschenalter nach London kommen müssen. Damals wäre es ihr allerdings auch hier ein Leichtes gewesen, ein ganzes Kabinet aus dem Sattel zu heben." In Paris hat sie blos einmal eine kleine Revolution in der Theaterwelt erregt, indem sie durchaus nicht in dem Kostüm tanzen wollte, das in der Oper de rigueur ist, sondern in ihren eigenen phantastischen Gewändern erschien. Auf dem Theater der Porte St. Martin, wo sie zweimal auftrat, versetzte sie das erstemal einer Tänzerin vom Corps de Ballet einige empfindliche Hiebe, und das anderemal wollte sie gar eine Rivalin mit einem Dolche niederstoßen, den sie nach spanischer Weise stets bei sich trägt. Einer Beschreibung ihrer Person zufolge, hat sie den kleinen Fuß einer Andalusierin, die Hand einer Fürstin und Haar so schwarz wie Ebenholz. Ihre gefährlichste Waffe soll jedoch ihr Auge seyn, das bald von zarten Thränen leicht verschleiert ist, bald Blitze und Dolche mit einem einzigen Blicke schleudert. Wer kann nach dieser Beschreibung noch an ihrer Allmacht zweifeln?

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 43. Berlin, Sonnabend den 10. April 1847.

Rußland.

Blicke auf die russische Literatur im J. 1846 und 1847.

1. Dostojeffski und Gogol. — Die natürliche Schule. — Iskander. — Bulkoff.

Das verflossene Jahr (1846) trägt alle Kennzeichen einer Uebergangs-Epoche an sich. Während dieses ganzen Zeitraums ging in der russischen literarischen Welt eine ziemlich ungewöhnliche Gährung vor: es trennten sich mehrere kompakte Massen, welche zerfielen und abermals neue Gruppen bildeten; die frischen Klänge junger Hoffnungen mischten sich mit dem heiseren Gekrächz eines schon halb erstickten verzweifelnden Wuthgeheuls. Und das Ganze löste sich auf in Programme und Ankündigungen über die im J. 1847 zu erscheinenden periodischen Blätter. Somit war in literarischer Beziehung das Jahr 1846 nur ein für 1847 genommener Anlauf, an und für sich aber hat es keine selbständige Bedeutung. Noch zu Ausgang des J. 1845 wurde von den literarischen Dilettanten die tröstliche Kunde vom Erscheinen eines neuen bedeutenden Talents ausgestreut und aufgefangen. — „Nicht schlechter als Gogol!" — schrieen die Einen — „Besser als Gogol!" fielen die Anderen ein — „Gogol ist todtgeschlagen!" jubelten die Dritten. Dem Verf. der „Armen Leute" solchergestalt günstig gestimmt, bewirkte dies Geschrei nur, daß das Publikum von dem neuen Produkte eine idealische Vollendung erwartete und, als es den Roman gelesen, ganz verwundert war, in demselben, vereint mit ungewöhnlichen Vorzügen, einigen Mängeln zu begegnen, wie sich dergleichen im Werke jedes jungen, wenn auch noch so bedeutenden Talents vorfinden werden. Der übertriebene Enthusiasmus, mit dem die Neuigkeit verbreitet worden, ließ eine große Menge von Lesern die einfachsten Wahrheiten vergessen, ja man kritisirte vielleicht keinen jungen Autor bisher mit so unüberlegter Strenge, als — Dostojeffski. Man setzte voraus, daß die „armen Leute" die Krone der Literatur seyn müßten, der Prototyp eines künstlerischen Produkts in Form und Haltung, und erklärte schon im voraus den Verf. eines etwa möglichen Fortschritts der Vervollkommnung für unfähig. Die Folge davon war, daß der größere Theil des Publikums nach der Lektüre des Romans während geraumer Zeit namentlich von dessen Längen sprach, vom Uebrigen aber schwieg. Dasselbe wiederholte sich beim Erscheinen des „Doppelgängers" desselben Verf., und beide Erzeugnisse erfreuten sich nur bei einem kleinen Leserkreise eines wahren Erfolgs. Theilweise mag wohl auch die Ungunst des Publikums für Dostojeffski's Productionen darin zu suchen seyn, daß man an eine solche originelle Auffassung der Wirklichkeit nicht gewöhnt war, das Letztere aber ist gerade des Autors größtes Verdienst. Wenn Gogol bei seinen ersten Leistungen weder verstanden noch gehörig gewürdigt wurde, wegen der völligen Opposition, in die seine Geistesprodukte mit der damals in der russischen Literatur herrschenden romantischen Richtung traten, so ist's gar nicht zu verwundern, daß auch für Dostojeffski die Opposition seiner Manier mit der Gogol's ein Hinderniß der Popularität ward. Gogol aber trug namentlich zur gänzlichen Reform der ästhetischen Begriffe beim Publikum und den Schriftstellern bei, indem er zuerst auf die künstlerische Auffassung der Wirklichkeit hinwies. Sich von diesen Ideen abwenden, würde so viel heißen, als einen Rückschritt thun; im Gegentheile befestigen aber Dostojeffski's Erzeugnisse nur die Herrschaft dieser ästhetischen Prinzipien Gogol's, indem sie den Beweis führen, daß kein bedeutendes Talent, ohne die Gesetze der Kunst umzustoßen, einen anderen Weg betreten darf. Nichtsdestoweniger ist Dostojeffski's Manier in hohem Grade original, und ihn weniger als irgend Jemand darf man einen Nachahmer Gogol's nennen, sonst würde man mit demselben Rechte Gogol einen Nachahmer Homer's oder Shakespeare's nennen dürfen. In diesem letzteren Sinne ahmen alle echten Künstler einander nach, weil ästhetische Schönheit überall und zu allen Zeiten denselben Gesetzen unterworfen war.

Gogol sowohl als Dostojeffski schildern den wirklichen Zustand der Gesellschaft, nur ist Gogol vorzugsweise socialer, Dostojeffski psychologischer Dichter. Für Diesen ist das Individuum bedeutend als der Repräsentant einer bekannten Gesellschaft oder eines gewissen Kreises, für Jenen ist die Gesellschaft selbst von Interesse wegen ihres Einflusses auf die Persönlichkeit des Individuums. Gogol begeistert sich nur dann für einen Charakter, wenn er die Möglichkeit fühlt, mit Hülfe desselben in eine der weiteren Sphären der Gesellschaft einzudringen. Um sich mit seinem Tschitschikoff (im Roman „Todte Seelen") einzuleben, durchwandert er in seiner Gesellschaft alle Winkel und Sackgäßchen der russischen Provinz. Gleiches könnte man von allen seinen anderen Charakterschilderungen behaupten, die „Memoiren eines Wahnwitzigen" vielleicht ausgenommen. In dieser Beziehung kann man die Schriften Gogol's in der That eine ästhetische Statistik Rußlands nennen. Bei Dostojeffski finden sich gleichfalls die treffendsten, künstlerisch ausgeführten Schilderungen der Gesellschaft, doch bilden sie bei ihm den Hintergrund des Bildes und sind großentheils nur mit so feinen Strichen angedeutet, daß sie in der Masse des anziehenden psychologischen Materials gänzlich verschwinden. So ist in den „Armen Leuten" das Interesse, welches die Analyse der vorgeführten Charaktere erregt, ohne Vergleich stärker als der Eindruck, den die lebhafte Schilderung der sie umgebenden Sphäre auf den Leser hervorbringt. Wir sind überzeugt, daß, je mehr man der Lektüre des Romans Zeit einräumt, desto klarer die Züge tiefer psychologischer Analyse vor den Geist des Lesers treten und Dostojeffski's Productionen, zum zweiten oder dritten Male gelesen, erstaunlich gewinnen werden, ja sogar daß gerade das häufig als des Werkes eigentliches Verdienst erkannt werden wird, was beim ersten Blick dem Leser und Kritiker als ein Mangel erschien. Der „Doppelgänger" fand bei weitem geringere Theilnahme als die „Armen Leute", was nach unserer Meinung noch weniger für den Erfolg alles Neuen spricht. Hier zeigt sich des Verf. Manier und seine Vorliebe für die psychologische Analyse in ihrer ganzen Fülle und Originalität. Er dringt so tief in die geheimsten Falten des Menschenherzens ein, daß der Eindruck, den die Lektüre dieser Erzählung hervorbringt, sich nur mit dem vergleichen läßt, den der wißbegierige Forscher empfinden mag, wenn er endlich die chemische Mischung eines Stoffes ergründet hat. Bei der Lektüre von Dostojeffski's dritter Production, „Herr Prochartschin", einer kleinen Novelle in den „Vaterländischen Denkwürdigkeiten", haben wir uns mit Bedauern des Argwohns nicht entschlagen können, daß die Klagen über die Längen seiner Erzählungen wohl dem Verf. zu Ohren gekommen seyn möchten und er nun, dem Leser zu Gefallen, der kostbaren Kürze ein allzu großes Opfer bringt, deren Maßstab sich übrigens schwerlich genau bestimmen läßt. Wenigstens vermag man kaum auf andere Weise die Unklarheit der Grundidee der Erzählung zu rechtfertigen, als dadurch, daß der Verf. die vollständige Entwickelung seines Gedankenganges aus Furcht vor abermaligen Beschuldigungen allzu großer Längen unterließ. Wäre auf das allzu konver aufgefaßte Bild der Hauptperson nur der dritte Theil der Mühe verwendet worden, mit dem „Golädkin" (im Doppelgänger) ausgearbeitet ist, so würde die Peripetie der Erzählung keinesfalls der Aufmerksamkeit des Lesers entschlüpfen und man über die zum Grunde liegende Idee nicht im Zweifel seyn. Es ist zu wünschen, daß Dostojeffski sich mehr auf die Kraft des eigenen Talents verlasse, als auf das einseitige Ermessen Anderer. Uebrigens ist's leicht, zu rathen!

Im verflossenen Jahre ward der modernen Richtung der russischen Literatur auf eine höchst originelle Weise die schmeichelhafte Benennung der natürlichen Schule zuerkannt. Diese Thatsache muß den sich dieser Schule anschließenden Schriftstellern um so angenehmer seyn, als sie von einem „politischen Tagblatte" veranlaßt wurde, das unaufhörlich wider die unter Gogol's Einfluß sich gestaltende russische Literatur der Gegenwart zu Felde zieht. Die komische Wendung dieses Ausfalles hat seiner Zeit schon die gehörige Wirkung auf das Publikum hervorgebracht, und der Schlag, statt die Gegner zu treffen, fiel auf die eigene Partei zurück, da es nun sehr nahe lag, diese Gruppe oder Schule im Gegensatz der ersten die unnatürliche oder rhetorische zu nennen. Indem solchergestalt die Unnatur durch die Hand der befreundeten Partei aufs Haupt geschlagen ward, so konnte sie nicht umhin, den Versuch zu wagen, sich wieder auf die schwachen Füße zu stellen: Wem ist nicht die eigene Existenz theuer?

In einer der letzten Nummern der „Illustration" sucht ein anonymer Kritiker durch ein Wortspiel eigenthümlicher Art der Kritik der natürlichen Schule und der letzteren selbst den Todesstreich zu versetzen. Die Sache ist folgende: Es ist bekannt, daß in den zwanziger Jahren das Wort „Romantismus" auch in Rußland in edler Bedeutung gebraucht wurde. Man verstand damals darunter Freiheit des ästhetischen Schaffens, indem man dem Worte „Klassizismus" die entgegengesetzte Bedeutung beilegte. Doch vor einigen Jahren änderten sich die ästhetischen Begriffe so sehr, daß die Worte „Romantismus, Romantiker und romantisch" für einen Schimpf galten, obgleich es noch jetzt in Rußland Leute giebt, welche den Romantismus für den letzten Fortschritt der Kunst halten und die alle ästhetischen Talente unserer Zeit Romantiker nennen. Der Rezensent der „Illustration" meinte, daß vermittelst dieser Zweideutigkeit des Begriffs und Worts sich die Kritik, welche für Gogol und seine Schule in die Schranken tritt, mit beißendem Witz abfertigen lasse. Und in der That, wie sollte man nicht satirisch werden? — Diese Kritiker

schmähen den Romantismus; nach der Anweisung von **Gretsch, Plaksin** und **Askotschenski** *) gehört aber auch Gogol zur romantischen Schule, folglich — verwerfen die Kritiker der natürlichen Schule, indem sie den Romantismus verwerfen, auch den Verf. der „todten Seelen". — Das Beste aber folgt noch: Der Verf. des Artikelchens erklärt, daß die Prätensionen, welche diese Schule in Betreff der Natürlichkeit mache, ganz unbegründet wären, da die **Natürlichkeit nicht ihre Erfindung sey**, indem alle bedeutenden Kunstschöpfungen überall und zu allen Zeiten in hohem Grade naturgemäß gewesen. Dies ist die Neuigkeit, welche die „Illustration" bekannt macht, und der natürlichen Schule kann man zu einer solchen Entscheidung des Streithandels Glück wünschen! Hatten die **Vertheidiger** der natürlichen Schule bisher nie zu erklären gewagt, daß Homer, Shakespeare und Goethe zu derselben gehörten, so sprechen deren **Opponenten** jetzt solches direkt aus. Den Ersteren bleibt mithin nichts übrig, als folgende Schlüsse aus dem Ganzen zu ziehen:

Die **romantische** (!) Kritik behauptet:

1) daß die moderne Kunstrichtung, die sich unter Gogol's Einfluß gebildet, die Benennung der **natürlichen** verdiene;
2) daß diese Schule keine neuen ästhetischen Prinzipien aufgestellt habe, sondern diejenigen Gesetze befolge, welche in den großen Kunstschöpfungen aller Zeiten und Völker herrschen.

Folglich schließt die Kritik der **natürlichen** Schule:

1) daß die sogenannte romantische Schule, als der natürlichen diametral entgegengesetzt, die Benennung der **nicht** natürlichen, der **rhetorischen** verdiene;
2) daß diese rhetorische Schule neue ästhetische Prinzipien ausfindig macht, die denen entgegengesetzt sind, welche in den großen Kunstschöpfungen aller Zeiten und Völker herrschen.

Somit hat der Streit ein Ende! —

Das bedeutendste belletristische **) Talent in der neuesten russischen Literatur ist **Iskander** ***), Verf. des im Aprilheft der „Vaterländ. Denkwürdigkeiten" abgedruckten Romans „Wer ist der Schuldige?"; nächst ihm ist **Butkoff** (— derselbe gehört dem Kaufmannsstande an —) zu nennen, der talentvolle Verfasser einer Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: „Petersburger Höhen".

*) Sämmtlich Verfasser geistloser Compilationen im Fache der russischen Literaturgeschichte, deren Standpunkt etwa dem Gottschedschen in Deutschland zu vergleichen.

) Die „Vaterländ. Denkwürdigkeiten" unterscheiden nämlich **künstlerische, didaktische und **belletristische** Erzeugnisse der Literatur; Dostojeffski's und Gogol's Produktionen gehören nach der Ansicht dieses Journals der ersteren Rubrik an. In einer wortreichen Diatribe über den Einfluß der Theorie auf die heutige Literatur kommen sie zu dem ziemlich exakten Resultate, daß Freiheit des Schaffens heutzutage der oberste Grundsatz der Theorie sey, und daß einer **jeden** der drei oben angeführten Kunstformen, deren Begriffsbestimmung und logische Entwickelung die „Denkwürdigkeiten" uns jedoch schuldig bleiben, ihre Berechtigung gelassen werden müsse, in der Literatur selbständig aufzutreten. Das Letztere ist wohl nie und nirgends von der echten Kritik bezweifelt worden.

***) Pseudonym, sein wahrer Name ist Alexander **Herzen**, jetzt in Moskau lebend. Von demselben Verf., der übrigens von deutscher Abstammung, rührt eine Reihe der gediegensten Artikel über Philosophie und namentlich die deutsche in den „Vaterländ. Denkwürdigkeiten" her.

Dr. Rob. Lippert.

Frankreich.

Mabillon, die französischen Benediktiner und der römische Hof im siebzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

An eine geordnete Regierung war in Rom nicht zu denken: während die Felder unbebaut lagen und die Räuber ungestraft alle Straßen unsicher machten, erließ der Papst Verordnungen über die entblößten Busen und Arme der Damen, und das heilige Kollegium schwelgte in Machtgefühlen, weil die Königin von Spanien dem Nuntius eine Robe vor dem Zusammennähen zugesendet hatte, um ihn fragen zu lassen, ob der Schnitt auch orthodox sey! Fast alle Reformen drehten sich um solche Kleinigkeiten und Lappalien; in dogmatischen Dingen herrschte nebenbei eine übertriebene Strenge, die jedoch zu nichts weiter führte, als den Spott und die Satire der Italiäner herauszufordern.

Es fehlt in der Korrespondenz auch nicht an Anekdoten und Charakterzügen, welche die Person des Papstes selbst oder andere hochgestellte Leute, als z. B. die Königin Christine, oder die Chronique scandaleuse des Hofes betreffen. Auch über die politischen Beziehungen des römischen Stuhles, besonders zu Spanien, England und Frankreich, finden sich mancherlei Nachrichten. Zuweilen möchte man glauben, Korrespondenzen unserer heutigen Zeitungen zu lesen; nur sind die vertraulichen Briefe der Benediktiner besser stilisirt und geben verläßige Kunde. Es handelt sich in dieser Zeit nicht mehr um die großen Fragen, welche Gregor VII. und Bonifaz VIII. verfochten, die Diplomaten sind an die Stelle der Theologen getreten; es handelt sich nicht mehr um die Herrschaft, sondern um die Anerkennung in Europa, und in den kleinsten Dingen sieht man den Geist hervortreten, welcher seit zwei Jahrhunderten die päpstliche Politik unter allen Verhältnissen geleitet hat, diese Politik, die so stolz ist in Worten, so furchtsam in Thaten, die überall schonend auftritt, nur nicht gegen ihre eigenen Unterthanen. Rom zeigte noch bisweilen den Bannstrahl, seine Waffe und sein Scepter in den Zeiten mystischen Schreckens, wagte aber nicht mehr ihn aus der Scheide zu ziehen. Es drohte, aber zitternd; es hatte überdies das Geheimniß seiner Schwäche entdecken lassen, und diejenigen, welche es kannten, wußten, „daß man schreien, sich beklagen und sich fürchten machen mußte", um etwas zu erreichen. Der englische Gesandte machte von dieser Taktik häufigen Gebrauch; der französische trat, bei aller Rücksicht, die er dem heiligen Vater bewies, dennoch fest und entschieden auf. Die Erklärung der französischen Geistlichkeit vom Jahre 1682, wodurch der König die weltliche Macht über die Kirche erhielt, hatte eine Spannung zwischen dem römischen und dem französischen Hofe hervorgerufen, über welche sich in der Korrespondenz eine Menge neuer Einzelheiten finden. Es war den italiänischen Kardinälen nicht möglich, mit den Waffen theologischer Wissenschaft die gallikanischen Geistlichen aus dem Felde zu schlagen; das Beste, was noch für den Ultramontanismus geschrieben wurde, floß ebenfalls aus französischen Federn. Es war übrigens ein wirklicher Religionskrieg der sich entzündet hatte, nur daß die Feder das Schwert vertrat. Die beiden Parteien erbitterten einander fortwährend durch gegenseitige Plackereien. Erklärte das Parlament von Toulouse die Untersuchungen des Doktor Charlas über die Freiheiten der gallikanischen Kirche als den Reichsgesetzen zuwiderlaufend, so beeilte sich der Papst, bekannt zu machen, daß das Buch vom heiligen Geiste selbst eingegeben worden sey. Rom setzte die Lebensbeschreibungen der Avignonschen Päpste von Baluze in den Index, Ludwig XIV. warf dem Verfasser sogleich eine Pension aus. Auf beiden Seiten fürchtete man jedoch, bei aller Lebhaftigkeit des Kampfes, einen offiziellen Bruch, und ohne in den Prinzipien nachzugeben, scheute sich jede der beiden Parteien, die ersten offenen Feindseligkeiten zu beginnen. So ging der Papst in seiner Kühnheit einmal so weit, daß er befahl, alle Lilien und alle Portraits Ludwig's XIV., die sich auf den Ladenschildern der in Rom ansässigen französischen Kaufleute befanden, auszulöschen; bald aber erschrak er über sein eigenes Wagstück und ließ die bereits abgenommenen Wappen bei Nacht wieder aufhängen.

Dieser Kampf regte, wie alle theologische Zänkereien, gehässige und unduldsame Leidenschaften auf. Der römische Hof, welcher von Ludwig mit erniedrigendem Hochmuthe behandelt worden war, bewahrte seit dieser Zeit einen verhohlenen, aber tiefen Groll. Man beschuldigte den Monarchen, daß er sich zur Ketzerei neige; es galt in Rom für ein Verbrechen, Franzose zu seyn, sagt die Korrespondenz, und man darf mit gutem Grunde glauben, daß der Vorwurf der Ketzerei einer der Beweggründe war, welche die Aufhebung des Ediktes von Nantes herbeiführten. Der König hatte sich fast gegen Rom empört; er mußte diese Unbesonnenheit wieder gut machen und gab sich zum Verfolger her. Uebrigens ward die Aufhebung des Ediktes von Nantes in Rom ziemlich gleichgültig aufgenommen und blieb fast unbeachtet. Die Benediktiner versagen dem Papste niemals die ihm als Kirchenhaupt gebührende Achtung, stehen aber in diesem ganzen Streite durchaus auf Seiten des Vaterlandes und finden die Maßregeln und Beschlüsse der französischen Geistlichkeit ganz in der Ordnung. Auch über die quietistischen Streitigkeiten und über die gewaltige Macht, welche die Jesuiten zu Rom sich durch allerlei feine und grobe Mittel zu verschaffen gewußt hatten, sprechen sie sich ohne Hehl aus.

Einen ganz anderen Eindruck machte auf unsere Reisenden die spanische Verwaltung Neapels. „Der Vicekönig", sagt Michel Germain, „regiert mit einer Gerechtigkeit, einer Strenge und einer aufmerksamen Sorgfalt, aus welchen die vortrefflichste Ordnung entspringt. Er ist unerbittlich. Seine besten Freunde werden, wenn sie Unrecht gethan haben, am härtesten gestraft. Er besitzt die Gabe, zu herrschen. Weder Männer noch Frauen tragen Gold auf ihren Kleidern. Fast alle Männer, so wie auch die Mehrzahl der Frauen, gehen schwarz und höchst einfach gekleidet. Sie erinnern an die alten Gemälde in der Kirche zu Amiens. In der Stadt und überall anderwärts herrscht bei Tage wie bei Nacht eine so große Sicherheit, daß man seit drittehalb Jahren nur von zwei Mordanfällen hat reden hören." Jesuitisches Wesen ist den neapolitanischen Gelehrten fremd, dagegen zeigen sie Bekanntschaft mit französischer Literatur und besondere Vorliebe für die Cartesische Philosophie.

Wir können und wollen den Benediktinern nicht von Kloster zu Kloster, von Bibliothek zu Bibliothek folgen, noch ihre Entdeckungen einzeln aufzählen, nur die Summe des Ergebnisses müssen wir kurz andeuten. Während eines funfzehnmonatlichen Aufenthalts in Italien haben sie mehr als dreitausend Handschriften durchlaufen, verglichen, ausgezogen oder abgeschrieben. Sie brachten mehrere Ries Papier an ungedruckten Stücken und viertausend, meistens höchst seltene, gedruckte Bücher nach Paris, die in der königlichen Bibliothek niedergelegt wurden.

Dies war Mabillon's letzte Reise. Von da ab zog er sich in sein Kloster zurück und lebte nur der Religion und den kirchengeschichtlichen Studien. Derselbe Gedanke erfüllte übrigens alle bedeutende französische Theologen des siebzehnten Jahrhunderts; alle strebten danach, die kirchlichen Zustände zu verbessern und zur Reinheit der frühesten Jahrhunderte zurückzuführen. Niemals zeigte die französische Geistlichkeit eine größere Sittenreinheit, eine größere geistige Erhebung. Neue Orden entstanden, meistentheils begründet auf Arbeit, Unterricht, Armen- und Krankenpflege. Rancé fügte zu den ascetischen Klosterübungen noch alle Strenge der ältesten christlichen Zeit. Die Philosophie schloß aufs neue einen Bund mit der Theologie. Die Untersuchung der Frage über die Gnadenwahl lebte auf wie zu den Zeiten Augustin's; Bossuet erinnerte an die alten Kirchenväter, wie Fenelon in vieler Hinsicht an die ersten gallischen Bischöfe; die Benediktiner strebten, ihren Orden wieder nach der ursprünglichen Regel des Stifters einzurichten. Wenn man die von Thierry Ruinart, seinem getreuen Freunde, verfaßte

Lebensbeschreibung Mabillon's aufschlägt, so glaubt man, abgesehen von den mangelnden Wundergeschichten, fast die Legende eines Begleiters des heiligen Benedikt zu lesen; dieselbe Demuth, dieselbe Verachtung zeitlicher Güter, dieselbe Liebe der Arbeit, dasselbe Dulden, dieselbe Entsagung. Von jedem neuen Werke trug Mabillon die ersten Bogen auf den Altar, um Gott die Erstlinge seiner geistigen Erzeugnisse darzubringen. Wenn man durch Lobeserhebungen die einzige Empfindlichkeit, die in seiner Seele wohnte, die Bescheidenheit, aufregte, dann beeilte er sich, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und antwortete einfach: „Ich kenne die Tugenden nicht, die ihr in mir finden wollt, aber ich kenne meine Schwäche. Das Urtheil über mich steht bei Gott, er ist meine Kraft und meine Hoffnung. Bittet ihn also, daß er mich zu dem mache, wofür ihr mich haltet."

Troß heftiger Brust- und häufiger Kopfschmerzen, welche eine empfindliche Operation nöthig machten, setzte Mabillon in der Abtei Saint-Germain seine Arbeiten mit unverdrossener Beharrlichkeit fort. In der Abhandlung „über die Studien der Mönche" stellte er den Grundsatz auf, daß nächst Gebet das Studium die Hauptbeschäftigung der Mönche bilden müsse, und bewies, daß und wie man studiren solle. Dies Buch ward in alle europäische Sprachen übersetzt; aber obgleich es aus der reinsten Absicht entsprungen und mit dem größten Beifalle aufgenommen worden war, verursachte es dem Verfasser doch bedeutende Unannehmlichkeiten, da es ihn in einen Streit mit dem Abt de Rancé verwickelte. Rancé behauptete nämlich, daß durch die Empfehlung geistiger Arbeiten die Mönche zu Stolz und Hochmuth angeleitet würden, während Mabillon der Ansicht war, daß die wahre Wissenschaft zur Demuth führe. Der Gegner vertheidigte seine Meinung mit großer Heftigkeit; Mabillon's Sanftmuth brachte bei einer persönlichen Zusammenkunft eine vollkommene Aussöhnung zu Stande.

Dieselbe Ruhe und Klarheit befähigte Mabillon zu scharfen Beobachtungen jeder Art und zu fruchtbaren Schlußfolgen aus denselben. So hat er, wie Valery zuerst nachwies, in den „Bemerkungen über die Gefängnisse der Mönchsorden" bereits das ganze System der Zellenhaft entwickelt. Bei Gelegenheit des Gefängnisses des heiligen Johannes Climax geräth er nämlich auf folgende Betrachtung: „Könnte man nicht einen ähnlichen Ort bei den Ordensleuten einrichten, um die Büßer einzusperren? Dieser Ort müßte mehrere nach Art der Karthäuserzellen eingerichtete Gemächer haben und einen Arbeitsraum, um sie auf irgend eine nützliche Weise zu beschäftigen. Man könnte auch zu jeder Zelle einen kleinen Garten fügen, den man ihnen zu bestimmten Stunden öffnete, um sie dort arbeiten und frische Luft schöpfen zu lassen. Sie müßten dem Gottesdienste beiwohnen, und zwar anfangs in irgend einem abgeschlossenen Raume, später, wenn sie die ersten Stufen der Buße überstanden und Zeichen der Besserung gegeben hätten, mit den anderen zusammen im Chore. Ihre Nahrung würde gröber und ärmlicher und ihre Fasten häufiger seyn, als die der übrigen Mönche. Man müßte ihnen häufig ermahnende Ansprachen halten, und ihr Oberer, oder irgend ein anderer an seiner Stelle, müßte Sorge tragen, sie von Zeit zu Zeit unter vier Augen zu sprechen, zu trösten und aufzumuntern. Laien und nicht zum Kloster gehörige Leute müßten diese Orte, in welchen vollkommene Einsamkeit stattfände, nicht betreten dürfen. Ich zweifle nicht, daß man alles dies wie eine Idee aus einer anderen Welt betrachten werde, aber was man auch davon sagen oder denken möge, sobald man nur will, wird es leicht seyn, die Gefängnisse zugleich nützlicher und erträglicher zu machen." *)

Die Ausarbeitung der vier ersten Bände der Annalen der Benediktiner, welche Mabillon auf Betrieb Renaudot's und Baluze's unternommen hatte, beschäftigte ihn während der letzten Jahre seines Lebens. Ehe er ans Werk ging, pilgerte er nach Clairvaux, um das Grab des Heiligen zu besuchen, und las täglich Messe über dem Grabe mit demselben Kelche, dessen der heilige Benedikt sich bedient hatte. Dieser fromme Verkehr mit den Todten, deren Thaten er zu schreiben beabsichtigte, erhöhte in seinen Augen noch die heiligen und strengen Pflichten des Geschichtschreibers, und er brachte zu diesem neuen Werke das ganze Feuer seiner Jugend, dieselbe Unabhängigkeit der Kritik und Wahrheitsliebe. Doch begannen die Jahre sein Haupt zu beugen. Die unablässige geistige Arbeit, die strenge Beobachtung der Ordensregel hatten seine Kräfte untergraben. Der Tod nahte heran. Mabillon vertiefte sich ganz in die Betrachtung des letzten Augenblickes und faßte seine Gedanken in einer kleinen christlich-philosophischen Abhandlung „Ueber den Tod des Christen" (de morte christiana) zusammen, welche er der Königin von England widmete. Am 1. Dezember 1707 fühlte er die Anfälle des Uebels, dem er bald unterliegen sollte, heftiger. Er hatte sich, ungeachtet seines Alters, gegen 6 Uhr des Morgens zu Fuße auf den Weg begeben, um nach der vier Stunden von Paris entfernten Abtei Chelles zu gehen. Unterweges überfielen ihn heftige Blasenschmerzen, so daß er nur mit Mühe sein Ziel erreichte. Er blieb acht Tage zu Chelles, bis ein von Paris gerufener Arzt die gefährliche Beschaffenheit des Uebels erkannte.

In der Sänfte des Kardinals d'Estrées brachte man ihn nach Paris zurück. Als seine Krankheit in der Hauptstadt und den Provinzen bekannt ward, ordneten die meisten Bischöfe Gebete an. Die Armen, die Kinder, die Landpfarrer, für welche Mabillon stets besondere Theilnahme gezeigt hatte, beteten in den Hospitälern, den Schulen, den Dorfkirchen. Hochgestellte Personen schickten häufig, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Er, stets bescheiden, verwunderte sich, daß man sich so viel um einen armen Mönch beschäftige; die allgemeine Besorgniß um seine Person erschreckte ihn fast, und er fürchtete, dadurch zum Hochmuth verleitet zu werden. Unter den Qualen der Krankheit fürchtete er besonders die vom Schmerz erpreßten Ausbrüche der Ungeduld, so daß der Arzt ihn ermahnen mußte, die Zunahme der Schmerzen ihm zu klagen, damit er angemessen eingreifen könne. In den wenigen schmerzfreien Augenblicken unterhielt sich Mabillon mit den Brüdern über die Pflichten und das Endziel des Lebens; er empfahl ihnen, mit Ausdauer und Wahrheitsliebe die Wissenschaften zu pflegen; er ermahnte sie in jeder Beziehung, selbst in Rücksicht auf Bücher, arm zu bleiben, und versprach, ihrer in jener Welt nicht zu vergessen.

Am 27. Dezember 1707, gegen fünf Uhr des Abends, verlor der Benediktiner-Orden seinen letzten Heiligen, Frankreich einen seiner ausgezeichnetsten Gelehrten. Sein Tod verursachte allgemeine Trauer, selbst die Protestanten beweinten ihn. Die Mönche von Saint-Germain erzählten, daß seine bereits im Tode erloschenen Augen plötzlich in himmlischem Glanze wieder aufgeleuchtet hätten. Es war dies nach den Hagiographen des Mittelalters das sicherste Zeichen, an dem man die Auserwählten erkannte. Während der zwei Tage, daß der Leichnam ausgestellt war, drängte sich eine unzählbare Menschenmenge, seine Füße zu küssen oder Streifen seiner Kleidung als Reliquien abzuschneiden, und der Papst ließ durch den Kardinal Colloredo an Thierry Ruinart schreiben, daß, obgleich die Regel des heil. Benedikt verbiete, den Namen eines Mönches auf das Grab zu schreiben, er es dennoch mit Vergnügen sehen werde, daß Mabillon's Name auf den Grabstein gesetzt werde; „denn", sagte der heilige Vater, „man müsse den berühmten Fremden, die nach Paris kämen, wenigstens den Ort zeigen können, wo seine Asche ruhe."

Der Heilige ist vergessen, der Gelehrte ist in rühmlichem Andenken geblieben, der edle, wohlwollende, vom Geiste des Christenthums wahrhaft durchdrungene Mensch ist nicht nur seinen Landsleuten, sondern uns Allen, gegenwärtigen wie künftigen Geschlechtern, gesetzt als leuchtendes Beispiel, das uns zur Nachfolge anlocken soll. Mögen auch diese seinem Gedächtniß geweihten Zeilen nicht ohne stille Frucht bleiben.

Afrika.

Sklaverei.

Eine Sittenschilderung.

XII. Der Kaiser.

„Capitain", — rief der Bootsmann, — „ein Leck im Schiffe! Wasser im untersten Raume! Es wächst mit großer Schnelligkeit!"

„Du irrst, Freund", — erwiederte lächelnd Grivély; — „mein „Satan" ist zu jung und zu lebenslustig, um dergleichen Schwächen zu hegen. Er müßte nicht so eben den fürchterlichsten Orkan überstanden haben, den man seit Menschengedenken erlebte. Angenommen auch, daß seine Kupferhaut nicht Stand gehalten hätte, so bliebe immer die feste Eichenwand, welche du selbst vor der Abreise genau untersuchtest. Wahrscheinlich sind durch die heftig erschütternden Bewegungen, welche das Schiff ausgehalten, einige Tonnen unseres Wasservorrathes umgeworfen, geöffnet und ausgelaufen. Dies erklärt dir am besten das sogenannte Eindringen der Wellen. Gehe noch einmal hinunter und sieh genauer nach. Du wirst dich von dem, was ich dir sage, überzeugen."

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als in der Nähe des „Satan" ein Toben vernommen wurde, das an ein im Kampfe begriffenes Heer erinnerte. Man hätte glauben können, das Klirren der Säbel, den Anstoß der Massen, das Brüllen der Menschen und Rosse und, von Zeit zu Zeit, das gleichzeitige Losschießen einer vollständigen Batterie zu hören.

„Nun, Capitain, zweifelt Ihr noch? Das Kupfer hat sich von dem Kiel gelöst und, noch mehr, — des „Kaisers" Schwert hat das Holz durchbohrt."

Der „Kaiser" oder Schwertfisch, Bewohner und Beherrscher des ostindischen Meeres, ist zwanzig bis dreißig Fuß lang, vier bis fünf Fuß hoch. In ein sechsfüßiges, breites, zweischneidiges, eisenhartes Knochenschwert endet sein Maul. Die Waffe dient ihm, die Tyrannei in seinen Revieren unumschränkt zu behaupten. Deshalb, — sagen die französischen Matrosen, — führe er den Namen „Kaiser". Sie nennen ihn auch scherzhafter Weise den Napoleon der See, so wie sie dem Wallfisch, wegen seiner friedlichen Gesinnungen, den Spitznamen Louis Philippe beigelegt haben.

Mehrere hundert Zähne, — die nicht minder scharf, nicht minder gefährlich sind, als die der Bibi's, — zieren des Kaisers ganzen Rachen.

Fische jeder Art verfolgt das Ungeheuer. Die größten sind ihm die beachtungswerthesten. Jedoch verfährt er dabei mit gehöriger Vorsicht.

Zwischen dem so selten gesehenen Hydrarchos (vulgo: große Meeresschlange) und dem Kaiser findet der Unterschied statt, daß jener sich stets allein gezeigt hat, während dieser beständig in ansehnlicher Gesellschaft reist. Seine Familie begleitet ihn. Weibchen und Junge sind ihm nützliche Helfershelfer. Sie verfolgen gemeinschaftlich, wie Hunde einen Hirsch, ihre Beute, — am liebsten den Wallfisch. — Theils mit ihren Spießen, theils mit den Zähnen zehren sie an ihm, dem zunächst Fliehenden und in Todesangst erst sich Wehrenden. Flucht und Widerstand ermüden ihn aber zuletzt. Er kommt auf die Oberfläche, um nach Luft zu schnappen. Der Augenblick, wo der Wallfisch den Rachen aufsperrt, wird benutzt, ihn durch Einführung der Schwerter in den offenen Schlund zu durchbohren. Die Junge des Besieg-

*) Oeuvres posthumes de Mabillon. Tom. II. p. 334.

ten wird dann der Sieger schätzbarste Belohnung. Zuweilen verzehren sie auch, zum Dessert, das Haupt. Nur wenn es zu faulen anfängt, verlassen sie es.

Daher werden häufig auf der See Wallfische gefunden, denen Zunge oder Kopf fehlt.

Ohne große Kraftanstrengung, ohne Getöse von beiden Seiten geht übrigens ein solcher Kampf nicht vorüber. Des Kaisers Waffe erschallt scharfklingend bei jedem falschen Stoße auf des Wallfisches stahlharte Haut. Des Wallfisches Schläge mit dem Schwanze heben ganze Wellen und vernichten manchen zu nahen oder zu kühnen Feind. Aus seinen Nasenlöchern strahlt brausend das Wasser empor. Aus seinen Wunden fließt stromweise das Blut. Es färbt das Meer. Zuweilen taucht plötzlich dann der Wallfisch in den tiefen Abgrund hinab und kommt mit der Schnelligkeit einer Rakete wieder oben zum Vorschein. Das Wasser rauscht, wogt, knallt um ihn herum. Den Kaiser wird er jedoch nicht los. Sogar wenn der Unterliegende in seiner Verzweiflung eine Zuflucht an der Küste sucht, schreckt die Nachbarschaft des Landes den Kaiser nicht ab. Er strandet mit dem Wallfisch, wenn der Wallfisch stranden will. Dies zu vermeiden, folgen sich aber die Stöße der Schwerter schneller, werden heftiger und mit ihnen das Toben. Wer es einmal gehört, vergißt es nie.

Grivély konnte nicht länger zweifeln. Er erkannte den bekannten Lärm. Es wurde ihm leider nun gewiß, daß sein Bootsmann sich nicht getäuscht.

Ein bedeutendes Leck mußte der „Satan" bekommen haben.

Der Kaiser begnügt sich in der That nicht damit, in seinem Reiche gegen lebende Wesen zerstörend aufzutreten. Jeder Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers erregt seinen Zorn. Er verfolgt die Schiffe und versucht ihre Wände. — Leistet ein gehöriger metallener Schutzbeschlag seinen rastlosen Stößen nicht unüberwindliche Gegenwehr, so findet er bald Mittel, beträchtliches Unheil anzurichten. Das festeste, dickste Holz giebt seinem Schwerte nach. Er versteht dieses zwischen Fugen geschickt einzuführen und so lange als Bohrer herumzudrehen, bis es bequem aus- und eingeht. Da alle Mitglieder einer solchen Kaiserschaar dicht neben einander die nämliche Fuge besetzen und bearbeiten, so wird, bei Vollendung ihres Werkes, aus verschiedenen kleineren Löchern, — die einzeln vielleicht zu verstopfen gewesen wären, — ein größeres, das Wasser gierig und massenweise aufnehmendes Leck, gegen welches alle menschlichen Vorkehrungen und Hülfe gewöhnlich scheitern. Ehe es vollendet ist, wird man es selten gewahr. Das Geräusch des Wassers, des Windes und des fahrenden Schiffes verhindert es, daß die verderblichen Anstrengungen des Kaisers vernommen werden.

„Du hast recht, Alter", — meinte der Capitain, — „Hülfe ist schleunigst nöthig. Ein Glück, daß, wenn der Tag anbricht, wir gewiß unsere Freunde in ihren Kähnen erblicken. Bis dahin Rath zu schaffen, scheint mir keine unauflösbare Aufgabe. In jeder anderen Lage wäre es allerdings unvermeidlich, um den „Satan" zu retten, ihn zu erleichtern, folglich die Ladung aufzuopfern. So brauchen wir nur das Losungswort zur rechten Zeit anzuwenden. Dasselbe endlich zu erlangen, werde ich, sobald ich die Leute hier versammelt habe, dir die fernere Leitung der Pumpen übergeben. Beschäftige sämmtliche Matrosen. Während du diesen Befehl ausführst, steige ich mit dem mir ergebenen Zimmermann hinab, den Schaden zu besichtigen und das Leck wo möglich oberflächlich zu schließen, auch um den Supercargo von so harter Gefangenschaft zu befreien und das Fernere mit ihm zu besprechen."

Auf Grivély's Ruf fand sich die Mannschaft ein. Nur Sanglant blieb aus.

Im Angesicht der neuen, so ernsten, so schwer zu vermeidenden Gefahr folgte ein Jeder bereitwillig den Weisungen des Bootsmanns. Die Pumpen waren in einem Nu in vollem Gange. Das Wasser strömte aus ihnen wie aus unversiegbaren Quellen. Doch fühlte man keine Erleichterung. Im Gegentheil; das Schiff senkte sich offenbar. Der rasche Zuwachs der Last im Raume war nicht zu verkennen. Alle Kräfte und Gedanken wurden dadurch in Anspruch genommen.

Gern wäre da Mancher geneigt gewesen, dem Mulatten Taitar aufrichtig Vergebung seines Makels gegen sofortige höchst gelegene Mittheilung der Parole zu ertheilen. Die fehlte immer. Grivély erschien noch nicht, und schon meldeten sich, etwas früher als verabredet war, die Freunde.

Der Capitain war zwar aus dem Raume heraus. Er hielt sich aber still am oberen Eingange desselben und ließ sich absichtlich nicht sehen. Hinter ihm befand sich, — bleich, halb ohnmächtig, an der Kehle schwer verwundet, — Taitar, den der Schiffszimmermann, mit Hülfe des Jupiter und der Venus, trug. Letztere erschien mit einem von Blut noch triefenden Messer versehen. Diese Waffe war jedoch diejenige nicht, die den Supercargo getroffen.

Um den Gefangenen sicher zu machen gegen alle verrätherischen Absichten, hatte Sanglant ihm, beim Beginne der Unterhandlung wegen des Losungswortes, Friede und Freundschaft geschworen. Durch die Betheurungen erschüttert, gab Taitar dahin nach, daß er sprechen würde, wenn man ihn der Fesseln entledigte. Weil dieser Wunsch sofort gewährt wurde, stand er nicht an, auch sein Versprechen zu erfüllen. Kaum war die Parole gegeben, als er unter des Seemanns Dolche fiel......

Die gerechte Nemesis blieb indessen hier nicht lange aus. — Bis an den Ort, wo Sanglant stand, hatten sich die beiden Kinder unvermerkt herangeschlichen. Venus war mit dem Messer bewaffnet, das Anedun dem Jupiter kurz vorher nachgewiesen. Von dem nämlichen Gefühle der Verabscheuung durchdrungen, welches einst die heroische Charlotte Corday gegen Marat beseelt, griff sie den Mörder so plötzlich, kräftig und gelegen an, daß er seinem Opfer keinen zweiten Streich beibringen konnte.

Ein großer Uebelstand war nichtsdestoweniger vorhanden. Des Taitar Wunde hinderte ihn an der Sprache. Nur unartikulirte Laute der Klage und des Schmerzes kamen aus seiner Kehle. Wie beinahe alle Mulatten zu jener Zeit, konnte er nicht schreiben. Sanglant war todt. Auf das so unentbehrliche Losungswort mußte also durchaus Verzicht geleistet werden.

In dieser peinlichen Verlegenheit beschloß Grivély, den gordischen Knoten, den er nicht lösen konnte, ohne Verzug, kühn und zum Verderben der Schuldigen, zu durchschneiden.

Deshalb hielt er sich harrend, mit seinem Gefolge, am oberen Eingange des Raumes bewegungslos auf. Dort mußte unbedingt Thomson, welcher beim Kommandiren der Pumpen auf und ab ging, vorbei.

Als der Alte nahe kam, rief ihn leise der Capitain zu sich und sagte ihm hastig:

„Die Havarie ist gränzenlos; das Schiff hält sich kaum noch zehn Minuten. Gieb Befehl auf Befehl; schreie, lärme, laß die Mannschaft nicht zur Besinnung kommen. Die Verwirrung benutze ich, da es noch dunkelt, mich, mit den Leuten hier, in die Schaluppe zu begeben. Gieb gut Acht! Sobald wir die Schaluppe unten haben, wirf dich uns nach. Dann, „Satan", fahre wohl!" *)

Dr. Oelsner-Monmerqué.

Mannigfaltiges.

— Spanische Granden. Der englische Reisende Hughes entwirft in seinem Werke über Spanien ein merkwürdiges Bild der dortigen Aristokratie, das indessen auch mit anderen Berichten übereinstimmt. Um den Glanz ihrer Stammbäume aufrecht zu halten, haben die altadeligen Geschlechter sich stets unter einander verheiratet und somit zwar die Reinheit ihres Bluts gesichert, aber zugleich eine beispiellose physische Entartung ihrer Nachkommenschaft bewirkt. Herr Hughes meint, daß die Einführung eines spanischen Gretna-Green nicht wenig zur Veredelung der Race beitragen würde und das beste Mittel seyn möchte, die bevorstehende Verwandlung der stolzen Hidalgos in Lilliputaner zu verhüten. „Der Herzog von Medina-Celi", schreibt er, „ist vier Fuß acht Zoll hoch**), eben so unscheinbar von Gestalt als pygmäenhaft von Natur — ein wahrer Däumling aus den Feenmärchen. Der Besitzer des größten Palastes in Madrid und derjenige, der nächst dem regierenden Hause die meisten Ansprüche auf den Thron hat, ist vielleicht der kleinste unter den Spaniern. Die eisernen Krieger der Familie La Cerda sind in seiner Person zu den Dimensionen eines winzigen Schneiderleins zusammengeschrumpft, und es ist auch keine Aussicht auf Wachsthum vorhanden, da Se. Durchlaucht schon ihr 25stes Jahr erreicht haben. Der Herzog von Abrantes steht ungefähr in demselben Alter und ist von eben so zwerghaftem Wuchs. Wer ihn nicht als einen Granden von Spanien kennt, würde ihn für einen armseligen kleinen Pagen halten, oder vielmehr wegen seiner Bläffe und Magerkeit für einen Apotheker-Lehrling, der sein ganzes Leben lang Asafoetida eingeathmet und Pillen verschluckt hat. Der Herzog von Ossuna zählt einige Jahre mehr, indem er sich jetzt in den Dreißigen befindet, und obwohl gleichfalls von kleiner Statur, nähert er sich doch mehr der mittleren Größe. Seine Züge sind flach und ohne Ausdruck, seine Gesichtsfarbe blond und kreidig, und er sieht nicht im geringsten einem Süd-Europäer ähnlich. Der Herzog von Montemar, Graf von Altamira, der meine Portrait-Galerie kastilianischer Granden beschließen mag, hat bereits sein 45stes Jahr zurückgelegt und ist mithin älter als die bisher Genannten, aber auch er ist weit unter der gewöhnlichen Größe und (wie ich der Wahrheit gemäß hinzufügen muß) von sehr unansehnlichem Aeußeren. Fast dasselbe läßt sich von den Herzögen von Gor und von Hijar sagen. Es ist sonderbar genug, daß die Exemplare portugiesischer Grandezza, die ich kennen gelernt habe, vollkommen zu den spanischen passen. Der Marquis von Pombal, der Stammhalter und Nachkomme in gerader Linie des berühmten Staatsmannes dieses Namens, hat eine so winzige Figur, daß er beinahe unsichtbar ist — die Herzöge von Palmella und Terceira sind Beide von kleinem Wuchs, und der fähigste Minister Dom Miguel's war ein kleines, krummes Männchen von vier Fuß sechs Zoll, mit einer kleinen, krummen Seele und eben so krummer Politik."

---

*) Hiermit endigt der Cyklus von Skizzen, welchen uns der Verfasser zur Mittheilung in diesen Blättern übergeben und die, wie wir glauben, bei unseren Lesern ein großes Interesse erregt haben. Das Werk, welchem diese Skizzen entlehnt sind, wird nächstens in zwei Bänden erscheinen und ein vollständiges Bild des uns Deutschen erfreulicherweise nur wenig bekannten Sklavenhandels, so wie der Zustände der Negersklaverei, gewähren. Die in diesen Blättern gelieferten zwölf Skizzen beziehen sich sämmtlich noch auf den Zustand der Sklaverei vor dem Jahre 1830. Eine andere Abtheilung des Werkes bringt dagegen eine detaillirte Beschreibung des Sklavenzustandes, wie er in neuester Zeit (1842 — 1845) sich gestaltet. Sämmtliche, obwohl noch so romantisch ausgeschmückte Thatsachen, die Herr Dr. Oelsner-Monmerqué in seinem Werke anführt, werden übrigens durch beigebrachte Belege und zum Theil auch durch amtliche Aktenstücke unterstützt.

D. R.

**) Ein englischer Fuß verhält sich zu einem rheinl. oder preußischen wie 1=0,971.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 44. Berlin, Dienstag den 13. April 1847.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.*)

II. Der literarische Verkehr im Alterthum.**)

Es ist ein selbst in den engeren Kreisen der Gelehrten vielfach verbreiteter Wahn, daß der literarische Verkehr des Alterthums nicht im Entferntesten mit dem unsrigen zu vergleichen sey, daß die Literatur nur ein kümmerliches Daseyn gefristet, so lange die Schrift das einzige Mittel ihrer Verbreitung war, und daß ihr Einfluß auf die Geschicke der Welt erst seit Erfindung der Presse datire. Man hat sich täuschen lassen durch die Erscheinungen des sogenannten Mittelalters, in dem allerdings wenig gelesen und weniger noch geschrieben wurde, indem die Erhaltung der literarischen Bildung vorzugsweise den spärlichen Partei-Neigungen der Mönche überlassen blieb. Aber wenn man bedenkt, daß auf das Mittelalter Jahrhunderte der Erhaltung gefolgt sind und wir doch nur verhältnißmäßig dürftige Schriftreste aus demselben aufzuweisen haben, während über das Alterthum Jahrhunderte grauenvoller Verwüstung dahingezogen sind, die ganze Nationen vom Erdboden vertilgt, die Sprachen einer halben Welt von den Lippen der Lebenden verdrängt haben, ohne im Stande zu seyn, deren Literatur zu vernichten, so ist dies schon ein Beweis, daß diese Literatur im Verhältniß zu der des Mittelalters, wie eine außerordentliche Höhe innerer Entwickelung, so auch ein außerordentliches Maß äußerer Verbreitung erreicht haben muß.

Was zunächst die schriftstellerische Produktivität des Alterthums betrifft, so war diese in manchen Epochen verhältnißmäßig sogar größer als die heutige. Denn wo wäre heut das Volk, das z. B. gleich den Griechen 150 komische Dichter und 1500 Original-Lustspiele aufzuweisen hätte? Und doch sind jene Zahlen nur der Ausdruck dessen, wovon der Zufall uns die Kunde erhielt. Kann derselbe Zufall uns vielleicht nicht eine eben so große Zahl von Titeln und Namen verschwiegen haben? Wo wäre ferner die gedruckte National-Literatur, die gleich der griechischen die Schriftsteller über ältere römische Geschichte nach Tausenden zu zählen vermochte? Wo finden wir heutzutage eine Bibliothek, die gleich der Alexandrinischen 700,000 Bücher umfaßte? Und doch gehört diese Zahl einer Zeit an, da die griechische Produktivität auf sich allein beschränkt war, da die römische noch keine oder nur erst spärliche Beisteuern zu geben vermochte, während die größten Bibliotheken der Gegenwart meist kaum ein Drittel oder halb so viel Bände umfassen, obgleich sie sich aus sämmtlichen Literaturen der Welt rekrutiren.

Ferner ist wohl zu beachten, daß Eine Seite des literarischen Verkehrs, welche im Alterthum von der ausgedehntesten Wirkung war, in der Gegenwart fast gänzlich wegfällt: ich meine die Sitte der Vorlesungen. Gerade mit dem Beginn der Kaiserzeit wurde es allgemein üblich, daß der Autor sein Werk vor der Herausgabe privatim oder öffentlich vorlas. Anfangs geschah das im Hause des Verfassers vor dem Kreise seiner Freunde, oder doch in Privatgebäuden, in geliehenen oder gemietheten Lokalen; später aber öffentlich vor allem Volk im Theater oder auf dem Forum, in Tempeln und Hallen, in Gärten und Bädern. Der Zweck dieser Vorlesungen war ursprünglich kein anderer, als der, aus der Kritik der Zuhörer für die letzte Durcharbeitung des Werks Nutzen zu ziehen; später mischten sich jedoch auch Eitelkeit, Ruhmsucht u. s. f. ein. Die eigentliche Saison für diese Vorlesungen bildeten die Sommermonate, vorzugsweise April, Juli, August. In diesen Monaten wimmelte es tagtäglich von literarischen Zusammenkünften, die oft förmlichen Volksversammlungen glichen. Ort und Zeit der Vorlesung wurden (wie aus Juvenal. Sat. 7, 83; Martial. 14, 142; Plinius ep. 3, 18; Tacitus dial. 9, hervorgeht) stets zuvor durch besondere Einladungsschreiben, durch Programme, öffentliche Anschläge und Zeitungsannoncen bekannt gemacht. — Durch diese Sitte hatte der literarische Verkehr des Alterthums vor dem der Gegenwart viel voraus. Denn ein Werk, welches heute auf so und so viel Leser rechnen darf, hatte in Rom schon eben so viel Zuhörer gefunden, ehe es überhaupt nur erschien. Dazu kam, daß sich hier der politische Freimuth in der Dichtung wie in der Prosa geltend machen konnte; und manche Anspielung, die nachher bei der Herausgabe das kritische Messer des Verfassers ihrer Bedenklichkeit halber wegschnitt, lief hier mündlich, wenn der Druck der Zeit es nur irgend zuließ, ohne Anstoß vom Stapel. Tacitus erzählt, daß, als unter dem lauen Vespasian, der weder Tyrann noch Freigeist war, der Dichter Maternus sein Trauerspiel „Cato" öffentlich vorgelesen und diesen, uneingedenk der eigenen Stellung als monarchischer Unterthan, die Rolle des Republikaners mit voller Inbrunst hatte spielen lassen, schon am anderen Tage die ganze Stadt davon erfüllt war, während zugleich das Gerücht umlief, am Hofe habe man es übel empfunden. So hatte auch der Historiker Titus Labienus unter Augustus seine „Zeitgeschichte" öffentlich vorgelesen, wobei der Rhetor Seneka selbst Zuhörer gewesen war; und als später die Verfolgung eintrat, so mußte sein Werk schon durch die Vorlesung mindestens unter Hunderten und durch diese wieder unter Tausenden seine Wirkung fortgepflanzt haben.

Neben den Vorlesungen war allerdings die Vervielfältigung durch die Schrift das vorzüglichste Mittel, um die Kenntniß der schriftstellerischen Erzeugnisse zu verbreiten. Hier wird es den Leser nun wohl verwundern, wenn wir ungescheut die Behauptung aufstellen, daß im Alterthum die Verbreitung der Geisteserzeugnisse durch die Schrift ihrer heutigen Verbreitung mittelst der Presse in der Regel gleich kam und in manchen Fällen sie vielleicht sogar überbot. Wir wissen aus Tacitus, daß die römischen Zeitungen — denn daran mangelte es keinesweges, wie wir später sehen werden — in allen Provinzen und in allen Standquartieren ein Gegenstand eifriger Lektüre waren. Die Reden des Cicero, die Gedichte des Horaz waren in allen Provinzen des Reichs verbreitet; und Ovid, Properz und Martial sagen selbst, daß ihre Schriften nicht nur in Rom von der gesammten Menge des Forums, sondern auch überall in den Städten, in den Provinzen, ja in der ganzen Welt von Jedermann gelesen würden, von Knaben und Greisen, von Jünglingen und Jungfrauen, von Männern und Matronen. Insbesondere versichert uns Martial von seinen Gedichten: man könne sie in jeder Hand und jeder Tasche und allen Orten finden: sie würden von ganz Rom gesungen, von fremden Reisenden in die Heimat mitgenommen; bei allen Völkern wären sie verbreitet, nicht minder in Vienna wie in Rom, in Bilbilis und anderen Städten Spaniens wie in Tolosa in Gallien; selbst vom rohen Centurio im Getenlande und in Britanien gesucht und gelesen. Ja, wenn Martial schon am Anfange des ersten Buchs seiner Gedichte sagen konnte, sie seyen weltbekannt, beweist dies nicht, daß ganze Auflagen derselben in einer Fülle von Exemplaren zuvor schon vergriffen waren? Diese sonst unbegreiflichen Data, obwohl wir natürlich weder die Höhe der Auflagen noch die Summe der Exemplare genau bestimmen können, sind uns dafür Bürge, daß die beliebteren Schriftsteller nicht in Hunderten, sondern in vielen Tausenden verbreitet waren. Nur Ein Faktum wollen wir anführen: Als Augustus das geistliche Supremat mit dem weltlichen vereinigte, konfiszirte er von einem einzigen Bücherartikel, den sogenannten Pseudosibyllen, in Rom nicht weniger als 2000 Exemplare, wie uns Sueton und Tacitus mittheilen. Bedenkt man nun, daß heutzutage eine Beschlagnahme in den meisten Fällen nur einen geringen Bruch der ganzen Auflage, selten mehr als ein paar hundert Exemplare trifft, ungeachtet sie doch fast immer unmittelbar oder in kürzester Zeit nach der Herausgabe erfolgt: so kann man ermessen, in wie riesenhaftem Verhältnisse die Vervielfältigung jenes Artikels betrieben worden seyn muß, da die Beschlagnahme nicht eher eintrat, als nachdem der Umsatz schon viele Jahre hindurch mit vollkommenster Freiheit und Sicherheit gehandhabt worden war.

Wie aber war eine so großartige Verbreitung der literarischen Erzeugnisse mittelst der bloßen Schrift möglich? — Lösen wir das Räthsel mit einem Worte! Was in der Gegenwart für die Literatur die Presse ist, das war im Alterthum die Sklaverei. Für jede Presse, die heut in Thätigkeit ist, standen freilich dem Mittelalter nur wenige Mönche, den Römern aber Hunderte, ja Tausende von Sklavenhänden zu Gebote. Und diese Sklaven, meist Griechen, waren im Allgemeinen bei weitem wissenschaftlich gebildeter, als unsere Setzer, oder doch von Natur mit einer reichen, leicht zu entwickelnden Bildungsfähigkeit begabt. Aus ihnen rekrutirte der Staat seine riesenhafte Schreiberzunft; aus ihnen erzog sich der Privatmann seine Secretaire, Bibliothekare, Vorleser und Kopisten; aus ihnen ging endlich jene zahlreiche Klasse von Freigelassenen hervor, welche vorzugsweise mit der Vervielfältigung schriftstellerischer Arbeiten und dem Buchhandel sich beschäftigte. Diese machten dann den Uebergang zu dem eigentlichen Stande der Buchhändler. Unter diesen ist besonders der Freund Cicero's, der berühmte Pomponius Attikus, zu erwähnen. In seiner Offizin wimmelte es, wie Cicero erzählt, von Arbeitern aller Gattungen, welche theils das Papier und die übrigen Materialien in Stand setzten, theils die Vervielfältigung der Abschriften und die Korrekturen betrieben, theils die vollendeten Bücher kunstmäßig aufrollten, mit Einband, Titel und sonstigem Schmuck versahen. Als Beispiel von der

*) Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von Dr. W. Adolph Schmidt, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Veit u. Comp., 1847.

**) Vgl. Nr. 39—41 des Magazins.

außerordentlichen Größe der Auflagen, welche Attikus veranstaltet, mag folgende Anekdote dienen: Cicero hatte in der Rede für den Ligarius einen längst Verstorbenen aus Versehen als lebend eingeführt und trug deshalb dem Attikus auf, nachdem das Buch schon einen trefflichen Absatz gefunden, den Fehler nachträglich in den noch übrigen Exemplaren durch Tilgung des Namens korrigiren zu lassen. Wie groß muß nun aber trotz des schon erfolgten großen Absatzes der noch übrige Vorrath gewesen seyn, da nicht weniger als drei der gewandtesten Schreiber zur Korrektur dieses einen Fehlers bestimmt wurden. Konnten doch diese schon innerhalb dreier Tage gewiß mindestens 1000 Exemplare berichtigen. — Attikus mit seiner großartigen Offizin und seiner ausgezeichneten literarischen Bildung ist den ersten großen Buchdruckern der neueren Jahrhunderte zu vergleichen. Es sind bei der Entwickelung solcher später zum blos handwerksmäßigen Gewerbe werdenden Kunstfertigkeit zunächst immer Männer der Wissenschaft selbst, hervorragende Geister, die sich an die Spitze der Entwickelung stellen.

Die eigentliche Blüthe des römischen Buchhandels fällt jedoch erst unter den Kaisern im nächsten Jahrhundert. Da wimmelte es in Rom von Buchhändlern in allen Stadtvierteln; ihre Läden (tabernae, libelli, librariae) nahmen die Fronten ganzer Straßentheile ein. Namentlich finden wir sie am Forum in der Nähe der Kurie, um das Argiletum, im Vicus Sandalarius, von dem Galen ausdrücklich sagt, daß er der Hauptbezirk der Buchhändler sey; ferner in den sogenannten Sigillariis und anderwärts. Auch ist uns noch heute eine ganze Reihe von Firmen bekannt, wie die der Gebrüder Sosius, der Verleger des Horaz, deren Handlung im Argiletum am Cäsarischen Marktplatz nahe bei dem Vertumnustempel und der Janussäule belegen war; die des Atrektus ebendaselbst, des Sekundus beim Friedenstempel und dem Palladischen Forum, des Qu. Valerianus Pollius und des berühmten Tryphon, in dessen Verlage Martial und Quintilian erschienen, während die drei zuvorgenannten vorzugsweise Sortimentsbuchhändler gewesen zu seyn scheinen. Außer diesen und vielen anderen, deren Namen wir bei allen römischen Schriftstellern, z. B. Seneka, verzeichnet finden, gab es auch in den übrigen Städten Italiens und in den Provinzen viele Buchhändler, wie in Brundusium, Alexandrien, Lugdunum (Lyon), Rheims, Vienne u. s. f.

Die Buchhändler führten den Titel: Librarii, Bibliopolae und Antiquarii. Librarii hießen eigentlich die Abschreiber, Bibliopolae die Verkäufer. Wie aber gegenwärtig der Buchdrucker und Buchhändler oft in Einer Person vereinigt sind, so war es auch damals mit dem Abschreiber und dem Verkäufer; und umgekehrt waren die Verkäufer zugleich mittelbare Vervielfältiger der Manuskripte oder Inhaber von Offizinen, in denen sie eine Mehrzahl von Abschreibern beschäftigten, die, wenn sie nicht Sklaven waren, einen Tageslohn nach bestimmten Sätzen empfingen. Die Kleinkrämer unter den Buchhändlern nannte man auch wohl Libelliones und Librarioli. — Vor den Läden der Buchhändler, an den Thürpfosten entlang und an den Säulen der Hallen oder Kolonnaden, welche an der Straßenfront hinliefen, waren die Verzeichnisse der käuflichen Bücher, ihre Titel und Inhaltsangaben angestellt, um wie unsere heutigen Schaufenster die Liebhaber heranzulocken. In den Läden selbst und in den Magazinen befanden sich die Sortiments- und die Verlagswerke artikelweise und nach dem Werthe des Einbandes geordnet in Schränken und Fächern, die man treffend „Nester" nannte, weil der Regel nach in jedem derselben nur eben die gleichartig gebundenen Exemplare eines und desselben Artikels Raum fanden. Die Abschriften wurden nämlich niemals roh, sondern immer nur im fertigen Rollenband verkauft, so daß der Buchhändler, was heut selten der Fall ist, zugleich auch noch die Geschäfte des Buchbinders zu versehen hatte. Der Einband war sehr verschiedenartig, einfach wohl nur bei den eigentlichen Schulbüchern, sonst meist elegant, ja häufig mit dem größten Luxus ausgestattet, mit Purpur und mit Cedernholz, und dadurch nicht wenig kostbar.

Wichtiger für den Umfang des damaligen literarischen Verkehrs war der Umstand, daß die Buchläden mit ihren Magazinen und Vorhallen zugleich als Versammlungsorte der Gebildeten, als Unterhaltungslokale und Lesekabinette dienten. Hier brachte man einen Theil der Muße hin, sitzend und stehend, lesend oder disputirend. Oft bildeten sich Gruppen um einen Käufer, der um Rath verlegen war, oder man hörte einem Vorlesenden zu und kritisirte den Inhalt oder den Vortrag. Den Bekannten, die man nicht zu Hause traf, forschte man hier am ersten nach, weil man sie hier am leichtesten vermuthete. — Uebrigens war die Sucht nach dem Neuen damals wie heut an der Tagesordnung, und so wurden denn auch die Novitäten der Buchhändler vorzugsweise mit Begier ergriffen. Die Flatterhaftigkeit des Publikums erweckte den Speculationsgeist der Buchhändler, und mit diesem ging die Schreibsucht Hand in Hand, wodurch, zumal auf dem Gebiet der Poesie, die von den Satirikern so herzhaft gegeißelte Schundliteratur mächtig anschwoll. Es konnte denn da auch nicht ausbleiben, daß selbst viele neue Artikel einen sehr schlechten Abgang fanden und auf dem Lager verschimmelten oder von Motten zerfressen wurden, wofern die Verleger sich nicht beeilten, sie als ausrangirte Waare in die minder anspruchsvollen Provinzialstädte, namentlich nach Spanien und Afrika zu versenden, oder als Hülfsmittel für Buchstabir- und Leseübungen zu herabgesetzten Preisen in die Elementarschulen oder wohl gar als Makulatur für einen Spottpreis in die Kramläden und Garküchen wandern zu lassen, um zu Düten für Pfeffer und Zimmet oder zu Pastetenumschlägen verwandt zu werden (Vergl. Horat. ep. I, 20, 12 seq., 17 seq.; Martial. III, 2; Gellius IV, 9).

Das Verlagseigenthum war freilich noch, wie es scheint, durch keine rechtlichen Bestimmungen geschützt, das, was wir Nachdruck nennen, durch keine Gesetze verboten. Jedermann konnte von den ihm zugänglichen Büchern Abschrift nehmen; so ließ Cicero hin und wieder abschreiben, was ihm Attikus lieh. Indeß war dies den Verlegern nicht so gefährlich, wie heutzutage. Denn die vereinzelte Nachschrift eines Privatmannes, der die Arbeit nicht müßigen Sklavenhänden überlassen konnte, lohnte sich der Mühe zu wenig, als daß man nicht besonders in Rücksicht auf die durchschnittlich sehr niedrigen Preise den Kauf vorgezogen hätte. Die eigentlichen Gefahren drohten den Verlegern daher nur von Seiten ihrer Kollegen, weil diese allein im Stande waren, mit Massen zu operiren. Wie soll man es sich nun erklären, daß man hierüber nirgend Klage führen hört, ungeachtet doch Horaz, Martial u. A. Gelegenheit genug gehabt hätten, auf dergleichen Operationen, wenn sie stattgefunden, hinzudeuten? Das Mittel gegen die Schutzlosigkeit des Verlagseigenthums kann in nichts Anderem bestanden haben als in dem möglichst großen, dem wahrscheinlichen Gesammtbedarf entsprechenden Umfange der ersten Auflage. Der Vortheil beruhte also nur darin, daß man mit der öffentlichen Ausgabe und der Versendung in die Provinzen nicht eher vorschritt, als bis man eine gehörige Menge von Exemplaren beisammen hatte, um gleich im ersten Anlauf und so lange der Reiz der Neuheit währte, allen Nachfragen des Publikums in allen Theilen des Reichs genügen zu können, bevor es von anderer Seite her möglich war, Nachschriften in großer Zahl zu Stande zu bringen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

II. Physiognomie von Paris und Züge aus dem Pariser Leben im siebzehnten Jahrhundert.*)

— Il faudrait être l'antipode de la raison, pour ne pas confesser que Paris est le grand bureau des merveilles, le centre du bon goût, du bel-esprit et de la galanterie.

— Pour moi, je tiens que hors de Paris il n'y a point de salut pour les honnêtes gens.

Molière, Les Précieuses ridicules.

Obgleich Paris im 17. Jahrhundert die größte Stadt in Europa war, hatte es doch Manches in seinem Charakter, was wir in unseren Tagen geradezu kleinstädtisch nennen würden. In seinen alten Mauern eingezwängt, von einem grotesken Windmühlenkranze umgeben und durch zahlreiche Einwanderer aus der Provinz angeschwollen, die eine sichere Zuflucht vor den Gräueln des Bürgerkrieges suchten, beherbergte es in seinem Schoße eine überfließende Bevölkerung, die außer allem Verhältniß zu dem engen von ihr eingenommenen Raume stand, da ein großer Theil des jetzt angebauten Umkreises innerhalb der Boulevards noch von Palästen und Klöstern besetzt war. Wo sich heutzutage die schöne Rue de Rivoli mit ihren Nebenstraßen ausdehnt, erblickte man damals drei Klöster — die der Himmelfahrt Mariä (de l'Assomption), der Feuillans und der Kapuziner. Der Palast des Kardinals Mazarin war von solchem Umfang, daß die Rue Vivienne und die Place de la Bourse auf der Hälfte desselben (die von Ludwig XIV. angekauft und der ostindischen Compagnie geschenkt wurde) Platz haben. Um den Gesundheitszustand von Paris war es so schlecht als möglich bestellt, vielleicht noch übler als im Mittelalter, wegen der stark angewachsenen Bevölkerung und der vermehrten Höhe der Häuser.**) Auch die herkömmliche Sitte, im Sommer die Stadt zu verlassen und die schöne Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen, war gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts unterbrochen worden — zuerst durch die allgemeine Unsicherheit der Straßen, nachher aus Gewohnheit und um in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu bleiben. Dicht zusammengedrängt in dieser dampfenden Atmosphäre, lebten namentlich die höheren Klassen der Gesellschaft in einem Zustande immerwährender Aufregung, die ihrem ganzen Thun und Treiben etwas Unstätes, Fieberhaftes zu geben scheint.

In den häuslichen Einrichtungen dieser Periode müssen wir die Einführung der alcoves und ruelles erwähnen. Der Alkoven (ein aus dem Arabischen stammendes Wort, in welcher Sprache es ein Gewölbe bedeutet) war ein prächtig verzierter, domförmiger Raum am Ende des Schlafzimmers, wo das Bett der Hauswirthin auf einer Estrade oder bühnenartigen Erhöhung stand und in dem sie, wie auf einem Throne sitzend, ihre Gäste empfing. Die ruelles waren die engen Gänge, die zwischen der Estrade und den Wänden frei blieben und sich in vornehmen Häusern vom frühen Morgen bis zum Abend mit galanten Kavalieren, ernsten Literaten und glattzüngigen Abbé's anfüllten. Ruhe und Eingezogenheit waren für die Pariser unbekannte Genüsse. Man findet in Saint-Simon's Memoiren einige interessante Bemerkungen über die Folgen, die aus der Einführung von Klingeln in den Häusern entstehen würden — eine Neuerung, die zu seiner Zeit (gegen Anfang des 18. Jahrhunderts) eben erst Platz zu greifen begann. Der Mangel an diesen Vorrichtungen machte es früher nothwendig, daß man sein Gesinde stets um sich hatte, woraus sich der vertrauliche und ungezwungene Fuß erklären läßt, auf welchem die Maskarille und Lisetten jener Zeit mit ihren Herrschaften standen. Vornehme Familien wurden durch Personen von Geburt und Erziehung bedient, die es für keine Schande hielten, dergleichen Stellen anzunehmen. Die zwar bequeme, aber

*) Vgl. Nr. 32 — 33 des Magazins.

**) Um das Jahr 1660 bemerkte ein Arzt, daß die messingenen Thürgriffe in seinen auf die Straße gehenden Zimmern jeden Morgen mit Grünspan überzogen waren, und dieses dauerte so lange fort, bis man in dem Stadtviertel Ableitungskanäle zu ziehen anfing.

ungesellige und steife Absonderung, in der wir jetzt leben, ist zum großen Theil dem Gebrauch der Klingeln zuzuschreiben.

Die beliebteste Nachmittags-Promenade war damals der Cours la Reine, an der Südseite der Tuilerieen-Gärten, von welchem die unteren Volksklassen ausgeschlossen waren. Hier paradirte Marie von Medicis in ihrer kugelförmigen Coche, und hier erschien Bassompierre zum erstenmal in einem Wagen mit Glasfenstern. Als man la grande Mademoiselle *) fragte, was sie während ihres Exils von Paris am meisten vermißt habe, erwiederte sie: die Maskenbälle, den Markt von Saint-Germain (eine Art von Mode-Basar, der alle Jahr im Februar gehalten wurde) und den Cours. Aber so reich Paris an Kloster- und Schloßgärten war, rühmte es sich doch nur weniger freien Plätze, wo die Bevölkerung sich ergehen und frische Luft schöpfen konnte. Bei warmer Witterung war es nichts Ungewöhnliches, sich zu einer gemeinschaftlichen Badepartie in der Seine zu versammeln, und ein englischer Reisender ward in Conflans durch den Anblick einer Schaar von Damen überrascht, die sich in Begleitung ihrer Kavaliere öffentlich badeten. Das Theater feierte seine glänzendste Epoche; nicht nur besaß es noch allen Reiz der Neuheit, sondern es eröffnete dem Geiste und dem Herzen ein weites Feld und versprach mehr, als es in der Folge geleistet hat. Jetzt, wo die dramatische Kunst überall auf die Neige geht, ist es schwer, sich einen entsprechenden Begriff von ihrer einstigen Wichtigkeit zu bilden und den vortheilhaften Einfluß zu würdigen, den sie, namentlich in Paris, auf die Gesellschaft ausübte. Man hat viel über die Rolle geschrieben, die das Theater in der Kulturgeschichte spielt, und Puristen in der Moral und der Religion haben oft gegen die unsittlichen Tendenzen desselben gedonnert; daß es aber auch zu Gunsten der Moralität wirkt, geht am besten aus der Bemerkung des Herrn von Sartines hervor, der unter Ludwig XV. Polizeiminister war: während der drei Wochen, wo die Theater geschlossen seyen, müsse er immer die Wachen verdoppeln. — Die Nächte boten in Paris eine Scene der ausschweifendsten Heiterkeit dar. Mazarin und seine Zeitgenossen gaben Feste, die an Ueppigkeit und Aufwand den Lustbarkeiten einer späteren Zeit gleichkamen und sie in wilder, grotesker Ausgelassenheit übertrafen; die ganze Seele der Gesellschaft ergoß sich in den rauschenden Orgien einer Maskerade, und während man Damen an der Spitze bewaffneter Rotten einherziehen sah, war es ein Lieblings-Vergnügen der Kavaliere, sich des Abends in weibliche Tracht zu hüllen. Gaston von Orleans war durch die Grazie berühmt, die er in dieser Vermummung zu zeigen pflegte, und der Abbé de Choisy erschien sogar mehrere Jahre lang in Frauenkleidung, wohnte damit dem Gottesdienste bei und überreichte seinen Bekannten in der Kirche St. Médard das geweihte Brod. Dieser Unsitte, wie so vielen anderen, machte Ludwig XIV. ein Ende, als nach höchsteigener Theilnahme an den Mysterien des Ballets, nachdem er selbst auf seiner Hofbühne die Götter und Halbgötter, Helden und Schäfer Benserade's dargestellt und die Schmeichelei sich in Bewunderung seiner Tänzer- und Schauspielergaben abgestumpft hatte, der Grand Monarque zu der Einsicht kam, daß er sich nur lächerlich mache, und daß es Zeit sey, dergleichen Thorheiten aufzugeben, die aber gewiß nicht so schädlich waren, als die Dragonnaden, welche er darauf folgen ließ.

Geräuschvoll wie die öffentlichen Vergnügungen war auch das Privatleben. Die Gesellschaft, die sich in den Damengemächern versammelte, ging von pedantischem Transscendentalismus zur abgeschmacktesten Spaßmacherei, von spitzfindigen Diskussionen „sur ce qui peut marquer les plus parfaits amans" zu Blindekuh und Pfänderspiel über, bis Mazarin die Karten in Aufnahme brachte, welche bald alles Andere verschlangen. Getanzt wurde, so oft man die königlichen Geiger, les vingt-quatre violons, bekommen konnte, da nur wenige Große, wie Mademoiselle de Montpensier, ihre eigenen Musiker hielten. Aber wie tanzte man auch zu der Zeit! Die Kunst Terpsichorens hat die Hälfte ihres Reizes verloren, seitdem der anmuthige Gebrauch des 17. Jahrhunderts, daß jede Dame ihren Kavalier wählte, außer Mode kam. Sie galt damals nicht so sehr für eine frivole Zerstreuung, als für eines der Hauptgeschäfte des Lebens. Alles tanzte, vom König abwärts bis zum Affen des Savoyarden. Wir haben bereits des von Richelieu aufgeführten Castagnettentanzes erwähnt, aber selbst der weise und ernste Sully verschmähte es nicht, sich nach gethaner Arbeit mit einem pas seul zu ergötzen. Wenn man dem Tallemant des Réaux trauen darf, so war es bis zum Tode Heinrich's IV. in seinem Hausstande Sitte, daß ein gewisser Laroche jeden Abend die Lieblings-Melodieen des Tages auf der Laute spielte, wozu Herr von Sully tanzte, bei welchen Gelegenheiten er stets eine ungeheure Mütze von barocker Gestalt auf dem Kopfe trug. Zuschauer waren der nachherige Präsident Chevry und der Seigneur de Chavigny, die mit einigen Frauen von zweideutigem Ruf die Abendgesellschaft des großen Staatsmannes bildeten. Ein noch ernsterer Charakter als Sully, der berühmte Jansenist Arnauld, erzählt mit eigener Verlegenheit, wie er am Hofe von Modena tanzen mußte. „Es ist wahr", sagt er zur Entschuldigung, „daß wir nicht eigentlich tanzten, sondern nur im Takt gingen, ohne auch nur unsere Mäntel abzulegen." — Die Tänzer von Profession wurden übrigens weniger geschätzt als die Schauspieler; die Zeiten eines Vestris, einer Taglioni und einer Elsler waren noch nicht gekommen, und es war unserem aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten, ein ganzes Ministerium durch eine Tänzerin auseinandersprengen zu sehen.

Der enge Raum, in welchem sich die Pariser Gesellschaft — die ausgewählteste in Europa — bewegte, gab ihr, wie gesagt, einen gewissen kleinstädtischen Anstrich. Man fand in ihr dieselben Coterieen, dieselben Eifersüchteleien und Kabale, wie sie in provinziellen Zirkeln vorherrschen; es fehlte an einem anerkannten Mittelpunkt, der sich erst später an dem Hofe Ludwig's XIV. bildete. Journale waren kaum bekannt, wenn wir eine von Loret herausgegebene und in Reimen abgefaßte „Zeitung für die elegante Welt" ausnehmen; was jedoch die Stadtneuigkeiten und Tagesskandale betraf, so wurde ihre Stelle zum Theil durch die Couplets oder Noëls ausgefüllt, die in den Salons von Mund zu Mund gingen. Jedes Abenteuer, jeder Fehltritt einer Schönen oder eines Modehelden ward sogleich in Verse gebracht, die sich nicht selten durch Witz und Laune, öfter aber durch zügellose Frechheit auszeichneten. In einem Zeitalter, wo Alles öffentlich geschah, war keine Art von Persönlichkeit verboten. Bussy-Rabutin's Einfall, eine Bildergalerie von lebenden Schönheiten zu errichten, die er statt der Inschriften mit biographischen Skizzen und seinen eigenen satirischen Bemerkungen versah, war so weit entfernt, den Unwillen seiner Zeitgenossen zu erregen, daß viele Damen ihm selbst ihre Portraits zuschickten, in der Hoffnung, auf eine schmeichelhafte Weise erwähnt zu werden. In Boileau's Satiren, wie sie anfangs erschienen, wurden lebende Personen beim Namen angegriffen und der gröbsten Verbrechen beschuldigt — ein Mißbrauch, der erst in den späteren Auflagen, unter einer strengeren Regierung und bei geregelteren Sitten, wegfiel. Man wurde öffentlich geboren und öffentlich vermählt, indem die Braut am Tage nach der Hochzeit in ihrem Alkoven Besuch annahm — ja, man starb sogar öffentlich. Der Tod war die letzte Scene des Schauspiels, die mit einer theatralischen Verbeugung und exeunt omnes endigte. Die Salondame, die ein üppiges Leben ins Grab stürzte, sagte in passendem Kostüm und sentimentalem Ton der Welt Lebewohl. Der müde Staatsmann konnte nicht in Ruhe scheiden — er mußte vom ganzen Hof in voller Gala umringt werden und mit stammelnder Zunge an der Unterhaltung theilnehmen, bis sein letztes Bonmot ihm auf den bleichen Lippen erstarb.

Bei dem Allen hatte dieser wilde, chaotische Zustand keinen ungünstigen Einfluß auf die Entwickelung des Geistes, mitunter auch des Herzens. Port-Royal und die Place Royale standen zu gleicher Zeit in Blüthe und gewissermaßen mit einander in Verbindung. Die Gesellschaft war noch frei, ihre Atmosphäre belebend — die Thatkraft hatte einen weiten Spielraum, und es herrschte eine frische, jugendliche Regsamkeit, die nur zu bald der Abspannung und Uebersättigung Platz machte. Nur zu bald sollte sich die Scene verändern und ein neuer Akt des Drama's beginnen. Am Schlusse der Fronde warfen sich alle Partieen, wie eine von ihren tollen Sprüngen ermüdete Tänzerschaar, dem jungen Monarchen zu Füßen.

---

*) Tochter Gaston's, Herzogs von Orleans, und Cousine Ludwig's XIV., zu dessen Gattin sie bestimmt war. Sie vermählte sich später mit Herrn von Lauzun, eine Heirat, welche damals großes Aufsehen erregte, wie man in den Briefen der Frau von Sevigné nachlesen kann.

Schweiz.

Die Zustände in der Schweiz.

Bemerkungen zu den politischen Briefen über die Schweiz von C. Junius.

(Von einem Schweizer eingesandt.)

Nachdem die verehrliche Redaction des auch bei uns vielgelesenen Magazins schon einmal die Güte gehabt, eine Reclamation von Unterzeichnetem aufzunehmen, so hofft derselbe ähnliche Gunst für einen Kommentar zu Ihrem kurzen Artikel, „Junius-Briefe über die Schweiz", in Nr. 38 dieses Blattes.

Der Unwille von Europa über die Vorgänge in Lausanne und Genf war natürlich, weil Europa die Zustände der Schweiz nicht kennt und noch nie das Maß oder Uebermaß von Freiheit genossen hat, welches uns zu Theil geworden, und dennoch hat der Mainz-Biebricher Hafen-Handel dargethan, daß bei gleicher Freiheit in Deutschland ähnliche Vorgänge nicht zu den Unmöglichkeiten gehören würden.

Daß die Kantonal-Revolutionen nothwendig sich immer wieder erneuern werden, darin bin ich mit Junius ganz einverstanden; auch darin, daß Revolution und Reaction periodisch alterniren werden; allein nach seinem Raisonnement würde diese Ebbe und Fluth aufhören, sobald die Revolution vollkommen durchgreifend obgesiegt hätte. Nun frage ich aber Herrn Junius, wodurch wird die Revolution vollkommen durchgreifend? Wenn der Radikale wahr und aufrichtig seyn könnte, so würde er antworten: die Revolution wird erst dann vollkommen seyn, wenn der ganze aus der ehemaligen Ordnung der Dinge herrührende Corporations-Besitzstand, und wo möglich auch der privatliche, aufgelöst oder besser noch vertheilt seyn wird; ein Beleg dafür ist unter Anderem die projektirte Centralisation der Gemeinde-Armengüter in Bern. Gegen eine solche Ausdehnung der Revolution kämpfen aber selbst radikale Elemente und alle rechtlichen Männer. Dieser Kampf wird fort und fort bestehen, so lange etwas zu erringen oder zu behaupten seyn wird.

Abgesehen davon, bringt aber noch jede neue ins politische Leben eintretende Generation, oder doch die nachfolgende, neue Ideen in dasselbe und ein frisches Streben, zur Gewalt zu gelangen, um diesen Ideen Geltung zu verschaffen, und so muß jede Regierung fallen, wenn sie hinter der „Höhe des Zeitgeistes" zurückbleibt oder sie überschreitet. Man denke sich nur statt des schweizer Volkes eine öfter wechselnde souveraine Deputirten-Kammer und ein Ministerium ohne Fürst, und man würde dasselbe Schauspiel, nur in Glacéhandschuhen, haben. Ein Beleg dafür ist die Assemblée législative und der National-Konvent. Aus dieser Darstellung ergiebt sich doch wohl die Nothwendigkeit der wiederkehrenden Revolutionen in der Schweiz, und daß in den Kantonal-Verfassungen, wie sie auch seyn mögen, sofern nicht

eine Partei sich der Despotie bemächtigen und alle Freiheit unterdrücken kann, nicht der kleinste Grund zu finden ist, auf den die Hoffnung einer gesetzlichen Ordnung basirt werden könnte.

Junius glaubt, diese Bewegungen würden ein Ende nehmen, sobald die angeführten vier Prinzipien des demokratischen Staatsrechts herrschend geworden seyn würden. Allein das erste derselben, den allgemeinen Antheil des Volkes an der Gesetzgebung, haben wir schon, da ja die Regenten aus dem Volke hervorgehen und durch zahllose Adressen beständig erleuchtet werden; soll aber die Regierung gar unter die Vormundschaft der Gemeinde-Versammlungen, der Assemblées primitives gestellt werden, dann würde die ungarische Komitats-Verfassung vollständig erreicht und Dorfdespoten würden auch bei uns an der Tagesordnung seyn. Das zweite Prinzip (Geschwornengerichte für Kriminal- und Civil-Rechtspflege) würde nur insofern wirksam seyn, als dadurch höchst wahrscheinlich das allgemeine Nivellement noch mehr befördert werden würde, mehr noch, als durch die bisherigen Gerichte. Das dritte Prinzip (eine mächtige Verwaltung mit der strengsten Verantwortlichkeit) scheint mir nach der Natur der Dinge in der Schweiz eine Unmöglichkeit. Unsere einzige Rettung sehe ich daher mit Junius in seinem vierten Prinzip: in der Aufstellung einer Bundes-Verfassung wie die amerikanische, auf Repräsentation nach Kopfzahl gegründet, die der Herrschaft der Minoritäten ein Ziel setzen würde; nur mit dem Unterschiede von der amerikanischen, daß die Centralgewalt stark nach Innen seyn müßte, um die Kantonal-Regierungen innerhalb der verfassungsmäßigen Schranken aufrecht zu erhalten und zu schirmen. Dann würden wenigstens die Parteiungen und Bewegungen einen großartigeren, mehr schweizerischen Charakter annehmen und weniger roh und gewaltthätig sich gestalten. Es würde zwar immer noch Tories und Whigs und Radikale geben, aber ihr Gebaren würde dem in England und Nord-Amerika mehr ähnlich sehen. Von dem Ziele jedoch, dieses Prinzip durchzuführen, sind wir entfernter als je; denn Jeder sähe sich ja durch dasselbe in der Aussicht, selbst zur Gewalt zu gelangen, mehr beschränkt, als durch die bisherige Kantonal-Souverainetät. Th.....n.

Mannigfaltiges.

— **Wissenschaftlicher Verein für Handel und Gewerbe.** Unter dieser Benennung hat sich in Berlin ein neuer Verein angekündigt, dessen Statuten-Entwurf von einer Anzahl Männer unterzeichnet war, unter welchen man einige der achtbarsten Namen der Berliner kaufmännischen Welt erblickte, und dessen erste Versammlung am 7. April im Saale des Börsenhauses stattgefunden. Daß diese Versammlung nicht die allererste in der fraglichen Angelegenheit sey, war uns (dem Schreiber dieser Zeilen) bekannt, denn wir hatten vor mehreren Monaten bereits einer, auf Einladung des Herrn John Prince-Smith zusammengetretenen, kleineren Konferenz beigewohnt, in welcher sich der projektirte Verein noch unzweideutiger als jetzt als eine Free-Trade-Union, als ein Freihandels-Verein à la Cobden, ankündigte. Wir traten damals sogleich mit der Bemerkung dagegen auf, daß, wenn ein solcher Verein auch in Folge einer einseitigen und unrichtigen Auffassung des Rhederei-Interesses in Elbing — dem Wohnorte des durch längeren Aufenthalt in Preußen nationalisirten Engländers, Herrn John Prince-Smith — in Königsberg oder vielleicht auch in Stettin wünschenswerth erscheine*), Berlin, als Centralpunkt des Zollvereines, nicht der rechte Boden dafür sey: denn hier habe man nicht blos die Interessen der Rhederei und des Ackerbaues, sondern auch die einer vielverzweigten, die Wohlfahrt des gesammten Staates wesentlich mit begründenden Industrie im Auge zu behalten und zu berücksichtigen. Der Erfolg der Versammlung vom 7ten d. M. — welcher wir nicht beigewohnt, weil uns der Zweck des Vereins, der unbedingte freie Handel, für den Zollverein in der Gegenwart durchaus nicht gerechtfertigt erscheint — hat unserer Vorhersagung entsprochen: nur ein sehr kleiner Theil der Eingeladenen ist dem Statuten-Entwurfe beigetreten, und auch unter diesen hat sich, den in den hiesigen Zeitungen enthaltenen Berichten zufolge, noch eine bedeutende Meinungsverschiedenheit über die Bedingungen, unter welchen der sogenannte freie Handel zu erstreben sey, zu erkennen gegeben.

Wir sagen: der sogenannte freie Handel, den wir von dem wirklichen sehr wohl zu unterscheiden bitten; denn diesem sind wir, der Theorie nach, eben so zugethan, als wir jenem in der Praxis abgeneigt sind. Der wirklich freie, internationale Handel, wie wir ihn verstehen, ist aber nur unter Nationen möglich, welche gegenseitig die Fesseln des Handels gelöst haben. Hat dies blos eine der dabei betheiligten beiden Parteien gethan, so wird, mögen auch noch so viele Verkehrs-Erleichterungen auf der einen Seite die Folge davon seyn, freier Handel nimmermehr eintreten. Darum konnte gar wohl zwischen den verschiedenen Staaten des Zollvereins ein wirklich freier Handel hergestellt werden, der nicht blos diesen selbst, sondern indirekt auch dem übrigen Deutschland, zum Segen gereicht; aber zwischen Deutschland und seinen mächtigen Nachbarländern ist der freie Handel ein Ding der Unmöglichkeit, so lange diese, wie jetzt Rußland, Oesterreich, Frankreich, Holland und auch noch, nach der von Herrn Prince-Smith im Namen der Stadt Elbing mit solcher Emphase begrüßten Freihandelsbill des Sir Robert Peel, selbst Großbritanien, ihre Gränzen und Häfen unserem Aktivhandel zum Theil gänzlich verschließen, zum Theil aber ihn nur gegen Bedingungen zulassen, die viel unfreier sind als diejenigen, welche der Zollverein dem Handel und der Schifffahrt jener Länder gewährt. *)

Man sagt zwar, Deutschland möge nur den Nachbarn mit gutem Beispiel vorangehen, sie würden dann schon folgen müssen; aber hat denn nicht ein Theil von Deutschland lange genug durch den sogenannten „freien Handel", den es proklamirt hatte, seine Haut zu Markte getragen? Hat Deutschland etwa in der Zeit von 1815 bis zur Abschließung des Zollvereines, in welcher auf einem Theil seines Gebietes kein Unterschied zwischen ausländischer und deutscher Einfuhr gemacht wurde, an materieller Macht zugenommen? Ja, was hat unserem nachbarlichen Mecklenburg und seinen See- und Handelsstädten Rostock und Wismar, trotzdem daß es das von Seen und Flüssen am meisten durchströmte Gebiet Deutschlands ist, der sogenannte freie Handel genützt, den Herr John Prince-Smith dort noch in voller englischer Pracht antreffen kann? Ist es etwa bevölkerter, gewerb- und nahrungsreicher, blühender durch Wissenschaft und Kunst als das noch nicht oder nicht mehr von den Segnungen jenes sogenannten freien Handels beglückte Deutschland? Und Hannover — dessen Krone über ein Jahrhundert mit der von Großbritanien vereinigt war — ist es etwa aus dem „freien Handel", den es so lange mit seinem mächtigen Halbbruder betrieben und den es zum Theil mit einseitiger Gefälligkeit auch jetzt noch fortsetzt, wohlhabend und gewerbreich hervorgegangen? Noch ist es ja so lange nicht her, — Herr John Prince-Smith hat es vielleicht selbst in Deutschland mit erlebt — daß eine große Anzahl deutscher Staaten, wie die thüringischen und die sächsischen Länder, Nassau, Frankfurt a. M. u. s. w., den sogenannten „freien Handel", dem sie bis dahin gehuldigt, aufgegeben, weil diese Huldigung nur auf Kosten ihrer Gewerbtreibenden wie ihrer Staatskassen möglich war, während sich jetzt die einen wie die anderen sehr wohl befinden. Und eine Handelspolitik, die seinen einzelnen Theilen so schlecht bekommen, sollte der Zollverein, sollte ganz Deutschland jetzt nachahmen, Deutschland, das, von den Zoll-Linien seiner Nachbarn umgeben, sich dann gewiß in der trostlosesten Lage befinden würde, in einer Lage etwa, wie die, in welcher sich das von preußischen Zoll-Linien umgebene Anhalt mit seinem damaligen sogenannten freien Handel befand!

Man trete uns nur nicht etwa mit den Reichthümern entgegen, die sich Hamburg und Bremen durch ihren sogenannten freien Handel erworben. **) Was für einzelne, obendrein durch ihre Lage mehr als irgend ein anderer Hafen begünstigte Städte gilt, das kann für ein großes Kontinentalland unmöglich maßgebend seyn. ***) Schlimm genug, daß das letztere, so wie die Sachen sich einmal gestaltet, nicht allein ohne allen handelspolitischen Einfluß auf seine beiden am günstigsten gelegenen Häfen ist, sondern auch ruhig zusehen muß, wenn diese zu Stützpunkten Großbritaniens und der transatlantischen Länder dienen, um den Handel des Kontinents auszubeuten. Noch viel schlimmer aber würde es seyn, wenn, statt die Hansestädte mit dem System ihrer deutschen Hinterlande verbunden zu sehen, diese dem System der Hansestädte sich anschließen wollten! Daraus würde auch wohl für die zunächst von Herrn John Prince-Smith vertretenen Häfen Ostpreußens, das allerdings wegen seiner isolirten Lage bisher am wenigsten durch den Zollverein gewonnen, kaum irgend ein Segen erwachsen. Nein, ein gemeinschaftliches System, das diese mit den übrigen deutschen Häfen zu beiderseitigem Segen verbindet, würde nicht in dem, dem Hinterlande zum Verderben gereichenden, sogenannten freien Handel, sondern vorerst nur in einer deutschen Schifffahrts-Akte zur Beförderung des direkten Verkehrs mit den transatlantischen Ländern zu suchen seyn. Zur Erreichung dieses Zweckes beizutragen und dahin zu wirken, daß in Deutschland unter den Finanzmännern der Staaten sowohl, als unter denen des Handelsstandes, richtige Ideen über das verbreitet werden, was den verschiedenen großen Interessen des Landes noth thut, das würde die wahre Aufgabe eines „wissenschaftlichen Vereins für Handel und Gewerbe" seyn. J. L.

---

*) Wenn nämlich die „Börsennachrichten der Ostsee" als das Organ der Stettiner Kaufmannschaft anzusehen sind, was indessen von letzterer entschieden in Abrede gestellt wird, wie denn auch der amtliche Bericht der Vorsteher der dortigen Kaufmannschaft über den Handel dieser Stadt im J. 1845 keinesweges von so einseitigem Standpunkt ausgeht und vielmehr mit den Ansichten des Herrn von Bülow-Cummerow (in dessen letztem Werke: „Preußen im Januar 1847 rc.") übereinstimmt, wonach die Interessen des Handels, der Rhederei und der Industrie überall Hand in Hand gehen müssen.

*) Was England betrifft, so bemerken wir nur, daß es in diesem Augenblicke immer noch 10—15 pCt. Zoll auf alle Artikel erhebt, die, seiner Meinung nach, noch eines Schutzzolles bedürfen (und darunter befinden sich die meisten Fabrikate); ja auf halbseidene Waaren, bei deren Fabrikation Deutschland einen Vorsprung vor England hat, erhebt es sogar noch 30—35 pCt. Die deutschen Schutzzollfreunde möchten dieses Beispiel des englischen Freihandels sehr gern nachahmen; ja, sie würden mit einem Durchschnittszolle von 10—15 pCt. auch zufrieden seyn.

**) Daß auch diese Städte nur unter einander einen wirklich freien Handel treiben, wird Jedem einleuchten, der die Natur der Verhältnisse des Handels sowohl als der Schifffahrt kennt. Zwischen Hamburg und England oder zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten findet eben so wenig ein wirklich freier, internationaler Handel statt als zwischen Preußen und England oder zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten.

***) Dies hat sogar auch der bekannte treffliche Kommissionsbericht der Hamburger patriotischen Gesellschaft zugegeben, der, den Handel der Stadt als einen rein vermittelnden bezeichnend, welcher natürlich möglichst frei von allen Lasten seyn müsse, es ganz in der Ordnung findet, wenn das Hinterland seine Industrie, deren Früchte ja auch wieder jenem vermittelnden Handel zu gut kommen, durch Zölle zu schützen sucht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 45. Berlin, Donnerstag den 15. April 1847.

Ueber ländliche Erziehung von Waisen. *)
Nachtrag zu Pestalozzi's Ansichten.

Schon im Jahre 1817 beschäftigte mich der Gedanke, wie armen Kindern und Waisen eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung im Geiste und nach der eigentlichen Absicht Pestalozzi's gegeben werden könne. Der Anblick der Waisenhauskinder, wie sie in den Städten paarweise, zwar gut gekleidet, aber durch bleiche Gesichter inneres Siechthum verrathend, durch die Straßen geführt werden, hatte stets mein ganzes Mitgefühl erweckt. Ich mußte mir einräumen, daß es in einer größeren Stadt mit dem Ausführen der Zöglinge nicht anders gehalten werden könne; dennoch fragte ich mich unwillkürlich: Was haben diese armen Kinder verschuldet, daß man sie fast wie Gefangene daherleitet? Auf's Land gehören sie, sagte ich zu mir, nicht in die Stadt, diesen Kerker der Jugend, der auch darin unseren traurigen Gefangenhäusern gleicht, daß überall sittliches Verderben droht und eine strenge Aufsicht nöthig wird, welche, indem sie die Freiheit beschränkt, leicht selbst Verderbniß veranlaßt! Wie glücklich würden sie seyn, wie gesund und froh, könnten sie in Wald und Feld oder auf freien Höhen nützlich beschäftigt werden und ihre Kräfte üben, in der schönen Natur in heiteren Spielen sich erholen, sich erfreuen an Baum, Wiese, Blume und Bach?

Als Landwirth von Jugend auf wußte ich aus Erfahrung, daß auch die schwachen Arbeitskräfte der Kinder Werth haben, falls man nur im Stande ist, die kleinen Arbeiter in voller Freudigkeit zu erhalten. Eben so war mir bekannt, wie leicht es sey, diese Freudigkeit zu erwecken und zu steigern, wenn man beachte, daß Kinder, wie sie oft essen, auch oft die Arbeit wechseln müssen, und daß eine wahre Lust an ihrer Beschäftigung sie durchdringe, wenn man sie auf den Erfolg derselben aufmerksam mache und ihnen, nach Maßgabe dieses Erfolges, Anerkennung und Belohnung gewähre. Es schien mir daher nichts weiter erforderlich, als die Zahl der Lehrstunden für die geistige Ausbildung zu beschränken und die Kinder dagegen, theils während der dadurch gewonnenen Zeit, theils sogar in ihren Erholungsstunden, auf eine ihrem geistigen und körperlichen Gedeihen angemessene Weise mit ländlichen und Gartenarbeiten beschäftigen zu lassen. Ich berechnete nach meinen Erfahrungen, daß insbesondere der Lebensunterhalt der Kinder durch den Ertrag ihrer Arbeit vollständig gedeckt werden könne, so daß dann nur Kleidung, Wohnung, Unterricht und Unterrichtsmittel aus Beiträgen mildthätiger Menschen zu beschaffen seyn würden, und ich hatte mithin auf praktischem Wege die Ueberzeugung gewonnen, daß Waisenhäuser auf dem Lande mit geringen Kosten unterhalten werden können.

Mit dem lebhaften Interesse der Jugend verfolgte ich den einmal gefaßten Gedanken. Nur auf dem Lande können die Zöglinge diejenige Freiheit genießen, welche nöthig ist, wenn die Sittlichkeit nicht leiden soll, und es bietet sich hier vielfach verschiedene Gelegenheit dar, ihnen eine gesunde, den Körper kräftigende Beschäftigung und Arbeit in frischer, freier Luft zu übertragen. Die Pflanzen und Früchte, welche sie nach ihres Lehrers Anleitung angebaut und gepflanzt, die Thiere, für welche sie gesorgt, dienen zum gemeinschaftlichen Unterhalt oder gewähren sonst dem Haushalt gemeinschaftlichen Nutzen. Die Freude an dem Gedeihen derselben, an dem Genuß, welcher dadurch geschaffen worden, die Ueberzeugung jedes einzelnen Zöglings, nach seinen Kräften zur Erhaltung des Ganzen beigetragen zu haben, begründen das erhebende Bewußtseyn, nicht blos für sich, sondern auch für Andere gewirkt zu haben, und schaffen das beglückende Gefühl, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu seyn. Alles dies veredelt ihn mehr, als lange ermahnende Reden und moralische Vorlesungen es irgend vermögen; es erzeugt sich in ihm unwillkürlich das Gefühl der gegenseitigen Liebe und Brüderlichkeit; — mit diesen Gesinnungen tritt er später in's bürgerliche Leben; wie einst im Kreise seiner Brüder, wird er nun in voller Freudigkeit in dem neuen Kreise wirken, den die Vorsehung ihm anweist, und überall auf der schönen Erde werden ihm Zufriedenheit und Freude blühen. —

So schwärmte ich für mein Projekt. Stets damit im Geiste beschäftigt, nahm ich jede Gelegenheit wahr, die sich mir auf meinen Reisen darbot, um zu prüfen, ob sich irgendwo vielleicht schon Andeutungen zu einer Realisation meines Planes zeigen möchten. Endlich fand ich in Hofwyl und, zu meiner freudigen Ueberraschung, fast vollständig, was ich suchte. Der treffliche Werly hatte hier eine große Anzahl verwaister Knaben um sich, die er ganz nach den Grundsätzen erzog, welche ich wünschte. Er ließ in ihnen nicht nur Früchte des Geistes erwachsen, sondern er machte sie auch körperlich geschickt und kräftig durch rüstige Arbeit in Feld und Flur. Mit wahrer innerer Genugthuung und Freude erkannte ich, daß die lebhafte Thätigkeit, mit welcher die Knaben ihre Geschäfte ausführten, nicht in Furcht oder ängstlichem Harren auf Lohn ihren Grund hatte, sondern in der Fröhlichkeit, womit sie die Feldarbeiten verrichteten. Leider wurden indessen die Arbeiten der Knaben meist auf nutzlose Weise verwendet und gingen in der Masse der großen Wirthschaft fast spurlos unter. Jenes erfreuliche Gefühl und erhebende Bewußtseyn einer erfolgreichen, für den gemeinsamen Herd thätigen Wirksamkeit ging daher den fröhlichen, fleißigen Knaben ab; doch suchte ihr ausgezeichneter Lehrer auf andere Weise in ihnen ein bindendes Gemeingefühl zu erwecken. Mit inniger Betrübniß erkannte ich die schwierige Stellung, in welcher sich der vortreffliche Mann mit seinem redlichen Willen befand; nur bei einer Einsicht und Begabung, wie die seinige, war es möglich, in seinen Verhältnissen zu leisten, was er geleistet hat. Es wurde mir klar, daß eine solche ländliche Erziehungs-Anstalt insbesondere der einigen Mitwirkung eines einsichtsvollen, praktisch durchgebildeten und in moralischer Hinsicht bewährten Landwirths bedürfe, und daß unter günstigen äußeren Verhältnissen und bei einer zweckmäßigen Einrichtung des Instituts auch weniger glänzend begabte und für ihre Aufgabe weniger begeisterte Männer, als Werly, ein gutes Ziel zu erreichen im Stande seyn würden. Von der Richtigkeit dieser Ansicht sollte ich mich später überzeugen, als ich (vor einigen Jahren) die Waisen-Erziehungs-Anstalt zu Klein-Struppen bei Pirna besuchte. Die Erziehung lag hier in den Händen, wenn auch nicht begeisterter, doch wohlwollender Männer, aber die Einrichtungen des Instituts und die äußeren Verhältnisse desselben gestalteten sich so günstig, daß sich jedenfalls die erfreulichsten Resultate erwarten lassen.

Ich verweilte mehrere Tage in Hofwyl, während welcher ich mich hauptsächlich mit der dortigen Bildungs-Anstalt beschäftigte, und hatte zuletzt noch die Freude, Pestalozzi selbst dort kennen zu lernen und mich mit seinen Ansichten über Waisenerziehung vertraut zu machen. Dreißig Jahre sind seitdem entschwunden, und oft noch habe ich Gelegenheit gehabt, meine Ansichten über diesen Gegenstand zu läutern und zu befestigen. Hier und da entstanden im Vaterlande ähnliche Anstalten. Ich sah, mit welcher Freude die Kinder in ländlicher Thätigkeit den Boden bestellten, säeten, pflanzten, die Lust, mit welcher sie ärndteten, und zweifelte nicht, daß die selbst erbauten Früchte, die Milch der mit selbst gewonnenem Futter ernährten Kühe und überhaupt alle in der eigenen Wirthschaft gewonnenen Nahrungs- und Lebensmittel eine Würze für sie haben müßten, wie Indien solche den Speisen der Vornehmen nicht zu geben vermag. Ich sah, daß die Knaben von einem beglückenden Eifer für ihre Anstalt beseelt waren, wie dies irgend nur bei einem braven Bürger für seine Vaterstadt der Fall seyn kann. Ich fand, daß die Erfahrungen Anderer mit den meinigen übereinstimmten, ja, daß sie theilweise meine Erwartungen noch überflügelten. Es ergab sich, daß selbst bei sittlich verwahrlosten und verwilderten Buben die ländliche Erziehung sich auf das heilsamste bewährte. Der Lehrer Schnett, zu Prenzlau, macht hierüber in einem Schreiben an den Provinzial-Schulrath Schulz folgende beherzigenswerthe Mittheilung:

„Die meisten der Anstalt zu Nokitten bei Meseritz übergebenen Waisen waren durch ein vagabundirendes Leben leiblich und sittlich verwahrlost, also keinesweges in physischer Beziehung so gesund und kräftig, wie man oft geneigt ist, dies bei Bettelbuben anzunehmen. Das nächste und schwerste Stück bestand darin, sie an Maß, Reinlichkeit und überhaupt an Ordnung zu gewöhnen. Als sehr beachtenswerth auch für Anstalten anderer Art verdient hervorgehoben zu werden, daß die sittliche Besserung und die geistige Entwickelung erst dann erfreulich von Statten ging, wenn mit dem Körper eine Art Umwandlung vorgegangen war, so daß ich meine Sorgfalt zuerst hauptsächlich auf diesen Zweck zu richten hatte, was in der Regel mit dem besten Erfolg geschah. Die geordnete Lebensweise, die Bewegung in frischer Luft bei Spiel und Arbeit, unter dem Einflusse des belebenden Sonnenlichts, das fleißige Waschen und Baden mit kaltem Wasser, wohl eingerichtete Wohn- und Lagerstätten, die einfachste Diät und dazu eine freundliche, geisterweckende Behandlung durch Umgang und Unterricht halfen mit Schnelligkeit zum erwünschten Ziel, so daß es eine wahre Lust war, einen solchen, fast bis zur Thierheit verwilderten polnischen oder deutschen Jungen, schmutzig, gefräßig, faul, diebisch, heim-

*) Der Gegenstand, der auch im Auslande vielfach zur Sprache gebracht worden, hat, wie die Kindererziehung der Armen überhaupt, in unserer auf dieses Thema so dringend hingewiesenen Zeit ein so allgemeines Interesse, daß unsere Leser einer Betrachtung darüber, die obendrein aus der kundigen Feder des Herrn Oekonomieraths Thaer in Mögelin geflossen, gewiß die lebhafteste Theilnahme schenken werden. D. R.

tückisch — nach Jahr und Tag wie neugeboren, frisch, heiter, geweckt, friedlich und freundlich mit seinen Mitzöglingen arbeiten, spielen, lernen und leben zu sehen."

So oft ich (der Unterzeichnete) pädagogischen Betrachtungen mich hingab, gedachte ich mit besonderer Liebe des ehrwürdigen Pestalozzi, dieses echten Waisen mit kindlichem Gemüth, der sich so unsterbliche Verdienste um die Erziehung erworben hat. Der erfolgte Aufruf zu einer Stiftung zu seinem Gedächtnisse berührte daher gerade mich auf das lebhafteste, und ich begrüßte diesen Gedanken mit um so größerer Freude, als die bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Ansichten im Wesentlichen den meinigen sich anschließen.

„Die Pestalozzi-Stiftung" (so lautet der Aufruf) „hat die Bestimmung, armen Kindern und Waisen eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung im Geiste und nach den eigentlichen Absichten Pestalozzi's zu geben; es müssen darum

1) dieselben erstrebende Anstalten auf dem Lande eingerichtet werden, wo (wie hier auch die Unterzeichner aussprechen) Waisenerziehung allein gedeihen kann, und es sollen

2) die Pfleglinge neben der geistigen, sittlichen und religiösen Erziehung von Anfang an zu häuslicher, landwirthschaftlicher und gewerblicher Thätigkeit und Fertigkeit angeleitet werden."

Mit diesen beiden Punkten bin ich, wie aus dem Obigen hervorgeht, vollkommen einverstanden; doch setze ich voraus, daß die gewerbliche Thätigkeit nur auf solche Beschäftigungen beschränkt werden soll, welche den Körper kräftigen oder doch einer freien physischen Entwickelung nicht hinderlich sind, und welche die Freudigkeit des Gemüths erhalten. Nicht einverstanden dagegen bin ich, wenn die Unterzeichner des Aufrufs weiter sich dahin aussprechen:

3) „Die Hausväter und Hausmütter, welchen die Pfleglinge zur Familienerziehung übergeben werden, sollen im Sinne der Werke „Lienhard und Gertrud" und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" wirken, und die Vorsteher und Leiter der Unternehmung sollen die „Idee der Elementarbildung" nicht nur zu verwirklichen, sondern auch weiter auszubilden und fortzupflanzen suchen."

Nach der Fassung dieser Worte muß ich annehmen, daß man die Absicht habe, die Pfleglinge zur Familienerziehung vereinzelt an Hausväter und Hausmütter auszugeben. Allein man hat hierbei ganz außer Acht gelassen, daß die Hausväter und Hausmütter in der Regel nur durch die Aussicht auf Geldgewinn veranlaßt werden, sich diesem Geschäft zu unterziehen. Viele werden sich erbieten, wie Lienhard und Gertrud zu handeln; aber nur Wenige werden es thun, Wenige Gleiches mit ihnen vollbringen. Der hier angedeutete Plan setzt bei Personen, die für Geldgewinn zu einem so wichtigen Geschäfte sich hergeben, die Ueberwindung menschlicher Schwäche und einen ausdauernden edlen Willen voraus. Diese gutmüthige Annahme läuft nicht blos Gefahr, verlacht zu werden; sondern es werden die Seelen derer, welche dadurch zu Grunde gingen, das Gewissen derjenigen beunruhigen, welche so unvorsichtig eine solche Einrichtung ins Leben riefen! — Nur zu oft wird, selbst bei 13jährigen Knaben und Mädchen, wenn sie einer fremden Familie überwiesen werden, wieder zerstört, was früher im Waisenhause sorgfältig gepflegt wurde. Wie viel mehr aber ist dies zu befürchten, wenn noch jüngere Kinder gewinnsüchtigen Pflegern in die Hände fallen? — Die Hausväter und Hausmütter gelangen dann leicht dahin, ihre Pfleglinge so einzuschüchtern, daß diese gar keine Klage wagen, daß sie vielmehr auf die Frage, ob es ihnen gut gehe und ob ihnen das Gebührende zu Theil werde, aus Furcht mit der ersten Lüge ihres Lebens antworten! — Man führe nicht einzelne Beispiele des Gelingens an: einerseits ist die Anlage zum Guten im Menschen zu vorwaltend, als daß nicht die Mehrzahl selbst unter nachtheiligen Einflüssen gut bleiben sollte; andererseits behalte man wohl im Auge, daß, sorgsam verschwiegen, oft dem boshaften Charakter eines Kindes zugeschrieben wird, was der Pflichtvergessenheit der Erzieher zur Last fällt.

Unter allen Umständen geht bei der hier beabsichtigten Einrichtung gerade das verloren, was, im Kreise der Anstalt selbst, den Kindern die Liebe der Aeltern einigermaßen ersetzen kann. Dies ist, nach meinen obigen Erörterungen, der brüderliche Familiengeist, welcher um so lebendiger und wirksamer seyn wird, wenn die Anzahl der Mitglieder des Vereins, den die Anstalt bildet, nicht zu groß ist.

Der Superintendent Karsten in Züllichau sagt in dieser Beziehung:

„Leitend muß bei der Gründung einer solchen Anstalt der Grundsatz seyn, daß der wahrhaft christliche Familiengeist darin herrsche. Durch eine solche Anstalt soll den verlassenen Kleinen die Familie ersetzt werden, und wo das nicht geschieht, da verfehlt sie auch ihren Zweck. Die Familie ist die von Gott geordnete Stätte der Bildung und Erziehung für die künftigen Geschlechter, und ohne den belebenden Hauch des Geistes an sich erfahren zu haben, der in der Familie herrschen soll, wird, der Regel nach, kein Mensch tüchtig und geschickt, seine Stelle in der großen Menschenfamilie mit Segen einzunehmen. In der Familie wird die echte Gottesfurcht geweckt und festgestellt, die den Allmächtigen stets vor Augen und im Herzen hat. In der Familie wird die Liebe entzündet, genähet und gegründet, die sich selbst verleugnet und aufopfert, wenn es heißt, Gott gehorchen und der Mitmenschen Heil fördern. In der Familie erwacht und wird der Glaube der Mittelpunkt des Lebens, der da ist die Gemeinschaft der Gesinnung und des Wandels mit dem Erlöser und mit Gott, und in der Familie das Gottvertrauen erzeugt und erbauet, welches in der Freude und im Schmerz auf den Vater im Himmel allein sich verläßt."

Die Zahl der Glieder einer Familie ist aber überall sehr beschränkt, und schon sehr groß zu nennen, wenn sie auf zwanzig sich beläuft. Höher müßte daher die Zahl der Pfleglinge in einem Waisenhause nie steigen, soll dieses den ihm anvertrauten Kleinen die Stätte der Bildung zu Menschen im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes werden. Nur eine so beschränkte Zahl von Kindern kann der christliche Familiengeist so durchdringen und so innig verbinden, daß sie unter und zu einander wie Geschwister sich fühlen und den gemeinsamen Hausvater und dessen Gattin wie die eigenen Aeltern betrachten und lieben. Anstatt daher ein großes, für viele Hunderte von Kindern bestimmtes Waisenhaus in der nächsten Umgegend der Hauptstadt zu gründen, sollten vielmehr eine Menge kleiner Erziehungshäuser zu je zwanzig bis höchstens fünfundzwanzig Kindern in kleinen Städten und auf Dörfern eingerichtet werden. Dabei fallen die kostspieligen Beamtenstellen fast sämmtlich weg. Es ist für ein solches Haus nur Ein Beamter nöthig, der Hausvater, welcher den Unterricht, die Erziehung, und eine Hausmutter, welche die Wirthschaft leitet.

„Zu den Vortheilen" (fährt der Superintendent Karsten fort), „welche der Einrichtung von vielen kleinen Waisenhäusern darbietet, gehören folgende: Das Schwierigste bleibt bei großen Häusern die Wahl der Beamten, bei kleinen die der Hausväter und Hausmütter. Ist diese eine verfehlte, so trifft der unberechenbare Nachtheil davon bei dem großen Waisenhause die ganze Masse der Waisen, bei dem kleinen aber nur die kleine Zahl von Waisen. Aehnlich verhält es sich bei einschleichenden sittlichen Gebrechen und bei ausbrechenden ansteckenden Krankheiten. Während sich beide in dem großen Waisenhause einer großen Menge von Kindern, unter Umständen allen mittheilen können, so werden sie in den kleinen Waisenhäusern sich viel schwerer dem aufmerksamen Hausvater verbergen, aber höchstens nur so weit sich erstrecken können, als der Umfang der betreffenden kleinen Waisenfamilie gestattet."

So weit der Superintendent Karsten.

Auch in Berlin befinden sich zwei Waisenhäuser kleineren Umfangs: das Schindlersche und das Kornmessersche. Ersteres besteht aus höchstens 23—28 Schülern, welche Zahl nie überschritten wird; das letztere hat nie 20 Schüler. Jenes hat mehrere Lehrer, aber keinen sogenannten Hausvater; doch pflegt jeder Schüler sich einen Lehrer zu wählen, dem er sich mit kindlichem Vertrauen anschließt. Eine Frau besorgt die Oekonomie. Das Ganze steht unter der Aufsicht des Bischofs Roß und des Konsistorialraths Pischon. Im Kornmesserschen Waisenhause befinden sich ein Hausvater und eine Hausmutter; Ersterer leitet unter Zuziehung eines Lehrers den Unterricht, Letztere besorgt gleichfalls die Oekonomie der Anstalt.

Auch bei Gründung dieser beiden Waisenhäuser scheint daher die Ueberzeugung vorwaltend gewesen zu seyn, daß, je kleiner der Kreis der Zöglinge sey, je leichter das innere Leben derselben sich zu einem Familienleben gestalte. Welch' ein Familienleben nun das glücklichere, das heilsamere, das im brüderlichen Kreise mehrerer schon durch ihr gleiches Schicksal als Waisen oder Arme und noch mehr durch gemeinschaftliche Thätigkeit innig verbundener Zöglinge einer ländlichen Erziehungs-Anstalt, oder das des vereinzelt einem fremden Manne, einer fremden Frau gegen einen bestimmten Lohn in Erziehung, Kost und Pflege gegebenen Waisenkindes — kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Jedenfalls würde bei dem Plane, die Pfleglinge vereinzelt in Familien-Erziehung zu geben, jenes freudige Zusammenwirken mehrerer brüderlichen Gefährten zu gemeinsamen Zwecken und für den gemeinsamen Heerd und das beglückende Bewußtseyn verloren gehen, für die pflegende und sorgende Anstalt selbst etwas gethan zu haben.

Allerdings können zwar ganz junge Zöglinge noch nicht, oder doch nur sehr unvollkommen, mitarbeiten. Allein deshalb muß dieser Gemeinsinn frühzeitig schon in den Kindern geweckt werden; man muß sie an den Gedanken gewöhnen, daß sie, als sie klein in die Anstalt aufgenommen wurden, von ihr nur empfangen haben, daß sie aber die Schuld der Dankbarkeit dadurch abtragen können, daß sie durch Arbeit nunmehr den jüngeren Brüdern gewähren, was sie selbst früher von den älteren erhalten haben. Laßt es den Menschen zeitig lernen, daß er ein Glied irgend eines Ganzen sey, und daß ein Kreis von Brüdern ihn trage. Selbstsüchtig tritt er in die Welt. Das Kind giebt nur, weil es nicht beurtheilen kann, was es verliert; durch die Liebesgaben seiner körperlichen und geistigen Erziehung wird seine edlere Natur entwickelt, der Egoismus weicht; der Mensch gehört nicht mehr sich selbst, sondern den Seinigen, und läßt endlich sein Leben und Wirken aufgehen in dem Wohl und Glücke Anderer. In der von mir erörterten Gemeinsamkeit liegt das Mittel zu diesen edlen, hohen Zwecken. Wer anfangs in seinem kleinen Familienkreise für die Mitglieder desselben freudig gewirkt, der wird zeitig die angeborene Selbstsucht aufgeben lassen und später noch hingebender wirken für die größeren Kreise — für das heimische Dorf, die Vaterstadt, den Staat, — die Menschheit.

Aus allen diesen Gründen aber muß ich mich auf das entschiedenste gegen den Vorschlag einer vereinzelten Familien-Erziehung durch bezahlte Hausväter und Hausmütter, wie solcher sub 3 des Aufrufs angedeutet worden ist, erklären; ich würde es unverantwortlich finden, irgendwie zur Unterstützung eines solchen Unternehmens behülflich zu seyn, und habe für Pflicht gehalten, im Interesse einer so hochwichtigen Sache, auf vielseitige Anfrage, meine Bedenken hiergegen öffentlich auszusprechen. A. P. Thaer.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

II. Der literarische Verkehr im Alterthum.

(Schluß.)

Wie waren nun aber diese großen Auflagen mit möglichster Zeit- und Geldersparniß zu bewerkstelligen? — Es ist wahr: schreiben geht

langsamer als drucken, aber schneller als setzen; der Vortheil des Drucks beruht nur in der raschen Vervielfältigung des durch die langsame Arbeit des Setzers einmal zu Stande gebrachten Satzes. Das Alterthum verfuhr aber keineswegs so, daß es ein Werk immer nur durch einen Schreiber vermittelst Abschrift vervielfältigte — dies ist das Verfahren des Mittelalters — sondern durch gleichzeitiges Diktat an eine Vielheit von Schreibern. Je mehr Anlagekapital ein Buchhändler besaß, eine desto größere Anzahl von Arbeitern konnte er gleichzeitig in Thätigkeit setzen, und eben hierin bestand der größere Vortheil des Einen vor dem Anderen; zumal wenn es Sklaven waren, die nur Unterhalt und Anleitung kosteten. Hatte nun ein Verleger beispielsweise über 100 Schreiber zu verfügen, was für die drei obengenannten Firmen gewiß kein zu großer Maßstab ist, und rechnet man 10 tägliche Arbeitsstunden, so konnte mittelst Diktats von einer Schrift, die, wie Martial von seinem zweiten Buche sagt, dem Schreiber eine Stunde kostete, eine Auflage von 1000 Exemplaren innerhalb eines einzigen Tages bewerkstelligt werden. Man sieht leicht ein, daß, wenn die Auflage eines Artikels nicht größer zu seyn brauchte als die Zahl der Schreiber, sie auf jenem Wege in entschieden kürzerer Zeit zu beschaffen war als heute vermittelst Satz und Druck, da es feststeht, daß ein bestimmtes Quantum Text schneller geschrieben als gesetzt ist; zumal im Alterthum, wo die Fertigkeit der Bücherkopisten so weit gediehen war, daß sie anerkannterweise zugleich mit der außerordentlichsten Schnelligkeit und doch mit der höchsten Eleganz schrieben, wie Sidon. Apoll. ep. 5, 15 erzählt. Hierzu kommt, daß, wo es mehr auf Eile als Schönheit ankam, der Gebrauch stenographischer Abkürzungen, worin die Kopisten förmlich unterrichtet wurden, allgemein üblich war und die Anwendung ausführlicher Wortformen nur als ein Erforderniß der Pracht-Exemplare galt. Es ist gar nicht denkbar, daß die Unmassen von Exemplaren, von denen uns gemeldet wird, anders als auf dem Wege des Diktats entstanden seyen. Aus jener Hast der buchhändlerischen Vervielfältigung erklärt sich nun auch mit einem Male die große Inkorrektheit der Ausgaben, an deren Folgen wir noch heute leiden, und worüber sich auch schon die Alten selbst beklagen. Deshalb ermahnte auch Quintilian seinen Verleger Tryphon, doch ja die nöthige Sorgfalt anzuwenden, daß sein Werk möglichst fehlerfrei in die Hände des Publikums gelange.

Ferner erklärt sich aus diesem mechanischen, nach dem Prinzip der Arbeitstheilung geregelten Betriebe die unverhältnißmäßige Billigkeit der Bücherpreise. Denn wiewohl die Bücher niemals roh, sondern immer nur im fertigen Einbande verkauft werden, erscheinen dennoch die Preise im Vergleich mit den jetzigen gegen alle Erwartung nicht höher, sondern vielmehr niedriger. Wenn Martial erzählt, daß sein Verleger Tryphon das dreizehnte Buch seiner Gedichte, die Xenien, bestehend aus 274 Versen und 127 Ueberschriften für 4 Sesterzen, d. i. 5 Sgr., verkaufe, und versichert, daß er es füglich für die Hälfte absetzen könne und dennoch Profit machen werde, so ist das in der That staunenswerth. Denn wir ersehen daraus, daß Tryphon bei dem schon billigen Preise von 5 Sgr. für ein gebundenes Exemplar noch einen Gewinn von mehr als 100 pCt. hatte. Bedenkt man nun, daß die Xenien im kompressesten Druck, in der Tauchnitzer Stereotyp-Ausgabe, gerade einen Druckbogen füllen, in der Ausstattungsweise unserer neueren Dichter aber etwa anderthalb einnehmen würden, und bringt man andererseits die Kosten für den Einband, welcher bei dem heutigen Verlage ganz wegfällt, mit dem gewiß geringen Satz von 1 Sgr. in Abzug, so kam dennoch im römischen Buchhandel der heutige Druckbogen Text in den allertheuersten Ausnahmefällen auf 2⅔—4 Sgr., im gewöhnlichen Durchschnitt aber nur auf 1—1⅓ Sgr. zu stehen — ein Erfolg, der sich gegenwärtig in dem englischen und französischen Buchhandel fast nie, in dem deutschen nur in den selteneren Fällen herausstellt. Daß bei einem Preise von 2½ Sgr. für die Xenien noch ein Gewinn zu machen war, sagt Martial ausdrücklich. Veranschlagt man, nächst dem Einband, diesen Gewinn und das Papier zu ½ Sgr, so bleibt für den Schreiberlohn 1 Sgr. übrig. Dieser geringfügige Satz, der weit hinter dem Lohn des heutigen Abschreibers zurücksteht, wäre überhaupt gar nicht denkbar ohne jene außerordentliche Entwickelung der Schnellschreibekunst, vermöge deren der Schreiber in der Minute 6—9 Verse oder Zeilen auszufertigen vermochte, d. h. ohne jene mechanische Vervollkommnung derselben durch die Methode der Abkürzung und des Diktats. Nur daraus erklärt sich, daß die Römer nicht bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst kamen, ungeachtet sie doch sehr nahe daran waren, wie nicht nur ihre Siegel und Siegelringe zeigen, sondern namentlich die wandelbaren in Erz und Eisen gegossenen erhabenen Schriftzeichen, deren sie sich zum Prägen oder Stempeln irdener Gefäße und ähnlicher Geräthe bedienten, und wovon eine ganze Ladung zu Herkulanum gefunden ward. Allein das Bedürfniß dazu war eben nicht vorhanden; durch die Schnellschreibekunst und durch die Massen verwendbarer Sklaven- und Armenhände erreichte man auch ohnedies die glänzendsten Resultate.

Daß diese auffallende Billigkeit eine Ursache der weitesten Verbreitung der literarischen Erscheinungen und somit auch ihrerseits ein wesentlicher Hebel des literarischen Verkehrs werden mußte, ist leicht einzusehen. Sehr viel trug auch die großartige Lesesucht und Schöngeisterei des römischen Publikums dazu bei. Die Lesesucht warf sich vorzugsweise auf die belletristische und publizistische Literatur, womit denn auch das Publikum überschüttet ward. Am beliebtesten war die Poesie; sie bildete die eigentliche Unterhaltungslektüre. Traf man den Römer oder die Römerin behaglich auf das Ruhebett hingestreckt, ein aufgerolltes Buch in der Hand, oder der Stimme des Vorlesers oder der Vorleserin zu ihren Füßen lauschend, saß immer war es ein Erzeugniß der lyrischen oder dramatischen Muse, der epischen oder didaktischen Poesie, dem das Auge oder das Ohr mit lüsterner oder gesättigter und entschlummernder Aufmerksamkeit sich zuwandte. Nicht wenig förderlich war zumal für den römischen Buchhandel die Schöngeisterei der römischen Damen, die, wie man uns erzählt, allzu gelehrt und allzu beredt erscheinen wollten, die ohne Unterlaß mit Lektüre und namentlich eben mit ästhetischer sich beschäftigten, bald für diesen bald für jenen Dichter schwärmten, in Gesellschaften stets das Wort führten und die Grammatiker wie die Rhetoren zu beschämen trachteten.

Diese weitverbreitete Neigung zu ästhetischer Lektüre und zu oberflächlichen oder tieferen Studien bildeten unfehlbar die ersten und natürlichen Entstehungsgründe jener zahllosen Privatbibliotheken, die nun auch ihrerseits zur Vermehrung des literarischen Verkehrs in hohem Grade beitrugen. Schon seit Paul Aemil gab es in Rom große Büchersammlungen im Besitz von reichen Privaten, die allen Gelehrten den Zutritt gestatteten; allmälig wurde es für jeden Gebildeten und Vermögenden zu einer Forderung des guten Tons, im Besitze bedeutender Bibliotheken zu seyn; ausgezeichnet waren die des Cicero und Attikus. In der Kaiserzeit zumal stieg das Bedürfniß und die Liebhaberei so hoch, daß fast jedes Haus ein oder gar mehrere Bibliotheken besaß, und daß sogar bei den Bauanschlägen schon immer auf ein Bibliothekzimmer als auf ein wesentliches Zubehör Bedacht genommen wurde. Wenn ein einfacher Dichter, wie Persius, der sehr jung starb, eine Sammlung von 700 Büchern hinterließ, wie groß muß nicht erst die Bibliothek eines so gelehrten Römers wie Plinius des Aelteren gewesen seyn, dem bei seinen Arbeiten augenfällig Tausende von Schriftwerken zu Gebote standen? Der Grammatiker Epaphroditus besaß nicht weniger als 30,000 Bücher, Sammonius Severus, der Erzieher des jüngeren Gordian, sogar 62,000, und Seneka erzählt von so großen Privatbibliotheken, daß das ganze Leben der Besitzer kaum hinreiche, um nur die Verzeichnisse derselben zu lesen. Allerdings verdankten nicht wenige Bibliotheken in den Häusern der Reichen ihr Daseyn nur der Prunksucht: nicht als Mittel der Studien, sagt Seneka, sondern als Schmuck der Wände und zur Schaustellung würden sie gebraucht; unter so vielen Tausenden von Büchern gähne der Besitzer und habe sein größtes Wohlgefallen an den Aufschriften und Titeln; gerade bei dem größten Müßiggänger finde man nicht selten alle nur möglichen Werke und Bücherschränke bis an das Dach hinan aufgethürmt. Doch selbst bloße Liebhaberei und Modesucht wurde bewußt oder unbewußt zu einer Vermittlerin des literarischen Verkehrs; denn der Fall, daß ein unwissender Eigner seine Bücherschätze jedem Anderen verschloß, gehörte doch sicher zu den Seltenheiten. Vielmehr waren die Römer, wie uns viele Beispiele beweisen, darin sehr liberal.

Wer aber nicht vermögend genug war, um sich durch Kauf in den Besitz einer den geistigen Anforderungen der Zeit entsprechenden Büchersammlung zu setzen, oder wer nicht Bekanntschaften genug hatte, um die Privatschätze Anderer seinen Wünschen oder Bedürfnissen gemäß ausbeuten zu können, der fand Aushülfe, Ersatz und Befriedigung theils in den Lesekabinetten der Buchhändler, Badehäuser und Thermen, theils in den großen und zahlreichen öffentlichen Bibliotheken, die von Jedermann benutzt werden durften. Nach der Angabe des Publius Victor gab es deren zu seiner Zeit allein nicht weniger als 29. Ist es nun eine Thatsache, daß die griechische Bibliothek in Alexandrien 700,000 Bücher enthielt: um wie viel eher dürfen wir uns von den römischen Staatsbibliotheken einen hohen Begriff machen, da den Römern nach Unterwerfung des gebildeten Erdkreises die Sammlung literarischer Werke von überall her so ungemein erleichtert wurde. Die erste öffentliche Bibliothek wurde in Rom von Asinius Pollio im Vorhofe des Freiheitstempels gegründet, ein Plan, womit schon Cäsar umging; zwei neue, die Octavische und die Palatinische, stiftete Augustus, eine vierte Tiberius in seinem Palaste, eine fünfte Vespasian im Friedenstempel, eine sechste Domitian auf dem Kapitol; zu den berühmtesten gehörte die von Trajan gestiftete Ulpische Bibliothek. Alle wurden von den Historikern, Philosophen, Dichtern und Literaten jeder Gattung, wie ihre Werke bezeugen, fleißig benutzt. Wie sich von Rom aus die geistige Bewegung und der literarische Verkehr über ganz Italien und alle Provinzen verbreitete, so auch das Bibliothekwesen. In den Lusthäusern der vornehmen Römer entstanden überall schon frühzeitig auf dem Lande und in den Landstädten Privatsammlungen, wie die des Cicero zu Antium, des Silius Italicus, des jüngeren Plinius u. s. f.; ferner in kleineren Städten auch öffentliche, wie zu Tibur und Comum. Daß aus den öffentlichen Bibliotheken die Bücher zu häuslichem Gebrauche entliehen wurden, dafür haben wir eben so bestimmte Nachrichten, als dafür, daß in den Räumen derselben Zusammenkünfte und Unterhaltungen gestattet waren.

Endlich ist noch in Rücksicht auf die Ausdehnung des literarischen Verkehrs ein höchst wichtiger Umstand zu erwähnen, nämlich daß die Römer weit mehr Muße zum Lesen, zum Aufnehmen und Verdauen fremder Gedanken hatten, als etwa unsere heutigen Beamten und Gewerbtreibenden, da sie nicht, wie diese, dem täglichen Broderwerb nachzugehen hatten, sondern diese Geschäfte den Sklaven anheim fielen. Auch hatten sie mindestens eben so viel Gelegenheit, sich Bücher zu leihen, und größtentheils mehr Geld, um sich deren zu kaufen. In den Spannungen der Republik war freilich die Muße bei Hohen und Geringen, bei Alt und Jung vorzugsweise durch die unmittelbare politische Thätigkeit verschlungen worden; allein seitdem die Monarchie mit so großer Zuvorkommenheit die Mühe des Regierens dem Volke abgenommen, war für das Publikum und selbst für die Mehrzahl der höheren Beamten nichts in größerem Ueberflusse vorhanden, als die politische Muße. Wer kennt nicht die schöne Schilderung von der geschäftigen Muße des älteren Plinius aus der Feder seines jugendlichen Neffen. Und doch war Jener, für den, Tag für Tag, Lektüre und Schriftstellerei die Wechselthätigkeiten des Lebens bildeten, nicht ein bloßer Privatmann, sondern einer der höchsten Beamten, Admiral

der Misenischen Ziolle. Wer in einer größeren Stadt und zumal in Rom sich aufhielt, begnügte sich nicht mit jenem schlichten Wechsel häuslicher Muße. Einen Theil des Vormittags brachte man gewöhnlich auf dem Forum zu, wo man die neuesten Tagesereignisse besprach, die neuesten Edikte, die öffentlichen und die Privat-Bekanntmachungen las: — denn jeder Morgen versah die Säulen und Mauerflächen mit einer Fluth von frischen Anschlägen, Theaterzetteln, Ankündigungen von Gladiatorenkämpfen, Thiergefechten u. s. f., mit Anzeigen über verlorene Sachen, mit Programmen über nächstens zu haltende Vorlesungen u. s. f. — dann ging man in die benachbarten Magazine und Lesekabinette der Buchhändler, um hier durch Lektüre und Unterhaltung mit den jüngsten Erscheinungen der Literatur sich bekannt zu machen, eine Beschäftigung, die man später in den Bädern fortsetzte. Bei einer Vergleichung des Alterthums mit der Neuzeit ist es also nicht zu übersehen, daß die literarische Muße des heutigen Lesers sich zu der des römischen höchstens wie 1 : 3 verhält. So vermochte also der Letztere etwa dreimal so viel von außenher in sich aufzunehmen und nach außen hin weiter zu verbreiten, wodurch der Ab- und Umsatz der Ideen bedeutend befördert werden mußte. Mit Grund dürfen wir daher annehmen, daß in diesen Zeiten des Römerthums, wenn nicht mehr geschrieben, doch auch nicht weniger gelesen wurde als in der Gegenwart, und daß der literarische Verkehr damals, wenn nicht größer, doch auch in den Wirkungen nicht geringer war als jetzt. Sr.

England.

Literarisches Eigenthum in England.

Vor kurzem ist in Edinburg ein Prozeß entschieden worden, der sowohl durch die Namen der dabei betheiligten Personen als durch den Gegenstand selbst für die literarische Welt Interesse besitzt. Die Klage war von dem Obersten Stewart, als Erben seines Vaters, des berühmten schottischen Moralphilosophen Dugald Stewart, gegen die Buchhändler Black in Edinburg erhoben.

Im Jahre 1812 verpflichtete sich Professor Stewart durch Kontrakt, dem Herrn Constable, damaligem Eigenthümer der Encyclopaedia Britannica, eine Abhandlung über die Fortschritte der metaphysischen Wissenschaften zu liefern, die in dem Supplement zum genannten Werke erscheinen sollte. Der Verfasser behielt sich ausdrücklich das Verlagsrecht über diese Abhandlung vor, mit alleiniger Ausnahme der Wiederabdrücke in der Encyclopaedia, ohne daß jedoch ein Unterschied zwischen dem Supplement und dem Werke selbst festgesetzt wurde. Das Honorar für die Abhandlung sollte 1000 Pfd. Sterl. betragen, ward aber in der Folge bis zu 1600 Pfd. erhöht. Das Supplement erschien im Jahre 1815, und 1830 unternahmen die Herren Black, in deren Hände die Encyclopaedia Britannica in der Zwischenzeit übergegangen war, eine neue (die siebente) gänzlich umgearbeitete Auflage dieses bändereichen Werks, unter der Redaction des Professors Napier. Der erste Theil enthielt die schon früher erschienenen Abhandlungen von Professor Stewart, Sir James Mackintosh, Sir J. Leslie und Professor Playfair, und hatte, wie es scheint, einen größeren Absatz als die nachfolgenden Bände. Nun bestritt Oberst Stewart das Recht der Verleger, die Abhandlung seines verstorbenen Vaters in dieser Form wieder abzudrucken, da sich die Erlaubniß zu neuen Ausgaben derselben auf das Supplement beschränke. Eine zweite Klage betraf einen mehr untergeordneten Punkt: die Herren Black, denen die Bedingungen des Original-Kontrakts zwischen ihrem Vorgänger und dem Verfasser unbekannt waren, hatten die Abhandlung, von der Encyclopaedia getrennt, als selbständiges Werk herausgegeben: als sie jedoch durch Vorlegung des Kontrakts von der Unrechtmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt wurden, erkannten sie ihren Irrthum an und thaten dem weiteren Verkauf des Buches Einhalt. Man hatte also zwei Klagen erhoben, von denen aber nur die erste von Bedeutung war. Von Seiten des Klägers wurde die Behauptung aufgestellt, durch den Wiederabdruck der Stewartschen Abhandlung im ersten Bande der Encyclopaedia sey der Absatz dieses Bandes so vermehrt worden, daß er allein stereotypirt erschien; ferner machte man bemerklich, daß, da die einzelnen Theile oder Bände der Encyclopaedia separat verkauft würden, das Eigenthumsrecht des Autors auf die von ihm gelieferten Arbeiten illusorisch sey, wenn diese Arbeiten in jeder Form veröffentlicht werden konnten, die das Werk in der Folge annähme. Der Beklagte führte hingegen den Beweis, daß nicht nur der erste Band, sondern das ganze Werk mit Stereotypen gedruckt sey, und gab der Jury zu bedenken, daß, wenn der vom Kläger aufgestellte Grundsatz bestätigt würde, die für die Encyclopaedia und ähnliche Werke geschriebenen Artikel nur für eine einzige Ausgabe derselben brauchbar seyen, da es in diesem Falle nicht erlaubt wäre, die Veränderungen mit ihnen vorzunehmen, welche die reißenden Fortschritte in allen Zweigen der Wissenschaft erforderlich machten: ein solcher Grundsatz wäre aber bei den bedeutenden Summen, die für Beiträge zu dergleichen Werken gezahlt würden, und bei den enormen Kosten, mit denen ihre Herausgabe verknüpft sey, im höchsten Grade unbillig.

Bei dieser Gelegenheit wurden folgende Angaben gemacht, um einen Begriff von der Großartigkeit eines literarischen Unternehmens wie die Encyclopaedia Britannica zu geben. Die Summe von 125,667 Pfd. 9 Sh. 3 P. war allein auf die siebente Auflage des Werks gewendet worden, und namentlich für das Honorar der Mitarbeiter und des Redacteurs 22,590 Pfd. 2 Sh. 11 P., für das Drucken 18,610 Pfd. 1 Sh. 4 P., für Papier 27,834 Pfd. 15 Sh. 7 P., Buchbinderlohn 12,739 Pfd. 12 Sh. 2 P. u. s. w. Der Verkauf des Werkes hatte den Verlegern bisher nur 106,526 Pfd. Sterl. eingebracht, was mit Ausschluß des noch vorräthigen Bestandes einen Verlust von 19,146 Pfd. giebt. Für den in Rede stehenden Band, den ersten der Encyclopaedia, waren die Beiträge allein mit 3450 Pfd. Sterl. honorirt worden, wovon Dugald Stewart 1600 Pfd., Mackintosh und Leslie 1030 Pfd. bezogen. Professor Stewart hatte mithin die höchste Remuneration erhalten — das Doppelte des Betrags, den Sir Walter Scott für seinen Aufsatz über das Drama empfing, und Herr Napier, der gegenwärtige Redacteur des Werkes, erklärte bei seiner Vernehmung in dieser Sache, daß keine wissenschaftliche Arbeit von solchem Umfang je so freigebig honorirt worden sey. Dem berühmten Fox hatte man zwar 3000 bis 4000 Pfd. Sterl. für seine Geschichte der Revolution von 1688 gegeben, aber die Stewartsche Abhandlung war nicht eigentlich verkauft worden, indem der Autor sich das Verlagsrecht vorbehalten.

Das Gutachten des präsidirenden Richters, Lord Robertson, ging dahin, daß es sich hauptsächlich um die Frage handle, ob der Professor Stewart seine „Dissertation“ für das Supplement der Encycl. Brit. als getrenntes und selbständiges Werk oder für die Encyclopaedia überhaupt in allen ihren Auflagen geliefert habe. Aus der im Original vorgelegten Korrespondenz zwischen Stewart und Constable wäre es aber klar, daß Ersterer die Benutzung seiner Arbeit nicht ausdrücklich auf das Supplement beschränkt habe, es müßte denn der Kläger beweisen können, daß unter dem Worte: Encyclopaedia nicht das ganze Werk, sondern nur der Nachtrag zu demselben verstanden sey. Die Jury entschied demnach zu Gunsten der Beklagten, und zwar in beiden Punkten: erstens, weil sie das Recht hätten, die Abhandlung als Bestandtheil der Encyclopaedia in jeder beliebigen Weise zu veröffentlichen, und zweitens, weil die Herausgabe derselben als selbständiges Werk, die allerdings eine Verletzung der ursprünglichen Uebereinkunft in sich schloß, ohne Vorbedacht stattgefunden und bei der ersten Einrede aufgehört habe. Da nun dem Kläger hierdurch kein Abbruch geschehen sey, so könne er auch nicht auf Schadenersatz antragen.

Mannigfaltiges.

— Sammlung altenglischer Balladen. „A Book of Roxburghe Ballads“ heißt ein so eben von dem bekannten englischen Literaten J. P. Collier herausgegebenes Werk, das sowohl durch seinen Inhalt als durch sein Aeußeres merkwürdig ist. Es besteht aus einer Sammlung alter Balladen aus den Zeiten Elisabeth's, Jakob's I. und Karl's I. (1558 — 1649), genau nach den Originalen abgedruckt und mit Facsimiles der rohen Holzschnitte versehen, welche jenen Ergüssen der Volkspoesie zu etwas zweifelhafter Zierde dienten. Der Grund zu dieser Sammlung, oder vielmehr zu einer weit größeren, von der hier nur einige Proben gegeben werden, wurde schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Robert Harley, Grafen von Oxford, den berühmten Minister der Königin Anna und hochgefeierten Mäcenas seiner Zeit, gelegt, von dem sie später in die Hände jenes Bibliomanen par excellence, des Herzogs Johann von Roxburghe, überging, nach dessen Tode sie dem British Museum zufiel. Sie besteht zum Theil aus launigen und satirischen, zum Theil aus ernsten Balladen, unter denen sich namentlich viele historische befinden — als: The complaint of King James, who was slayne at Flodden Fielde, anno 1513, und: The Substance of all the late entended Treasons, in der das Fehlschlagen der Verschwörung Babington's zu Gunsten der unglücklichen Maria Stuart besungen wird. Interessant sind auch die Details, die der Herausgeber über die Geschichte der englischen Ballade und die von ihr gespielte literarische und politische Rolle mittheilt. Von den Gedichten dieser Klasse, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, giebt es wenige von älterem Datum, als die Regierung Edward's VI. (1547 — 1553); die älteste gedruckte Ballade ist wahrscheinlich die auf den im Jahr 1540 stattgefundenen Fall des königlichen Günstlings Thomas Cromwell, die in Percy's Relics abgedruckt wurde. Unter der Regierung Maria's kamen sie so stark in Aufnahme, daß diese ascetische Fürstin es für nöthig hielt, ein Edikt gegen „books, ballads, rhymes and treatises“ zu erlassen, aber da ihre Nachfolgerin Elisabeth die Dichtkunst beschützte, so blühte auch die Balladen-Literatur lustig wieder auf und schlug im Volk so tiefe Wurzeln, daß es selbst der puritanischen Herrschaft des langen Parlaments nicht glückte, sie zu unterdrücken: das Verbot aller dramatischen Vorstellungen und öffentlichen Lustbarkeiten trug vielmehr dazu bei, die Beliebtheit dieser Nationallieder zu erhöhen, welche dem Volksbewußtseyn jetzt zum alleinigen Ausdruck dienten. Die Presse druckte um diese Zeit nichts als Balladen, und die Straßen Londons füllten sich mit wandernden Musikanten, die gewissermaßen die Stelle unserer heutigen Zeitungen einnahmen, indem sie die neuesten politischen Ereignisse und Lokalvorfälle zum Thema ihrer Reime machten. Eine Sammlung wie die Roxburghe Ballads, die allerdings an poetischem Werth den von Percy und Ritson herausgegebenen altenglischen Dichtungen nachsteht, hat daher neben ihrem literarischen auch ein nicht geringes historisches Interesse, da sie den Stand der Parteien und der öffentlichen Meinung, die socialen Erscheinungen und das populaire Leben und Treiben jener wichtigen Epoche der britischen Geschichte beleuchten hilft.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 46. Berlin, Sonnabend den 17. April 1847.

England.

Volksunterricht in England.

Wenn man dem Repräsentativ-Staat einen Dualismus, wie er sich in dem absoluten oder rein monarchischen Staate nicht vorfinden soll, zum Vorwurfe macht, so ist dieses ein Vorwurf, der zwar den Schein, aber auch nicht viel mehr als den Schein für sich haben dürfte. Dieselben Gegensätze, dieselben Faktoren sind in dem einen wie in dem anderen System wirksam, nur daß sie dort offen und sichtbar spielen, während sie sich hier der Beobachtung entziehen. Dasselbe, was Goethe von den Dramen Shakespeare's sagt, nämlich, daß sie Uhren mit durchsichtigem Zifferblatt glichen, läßt sich von dem Repräsentativ-Staat behaupten. Allein das undurchsichtige Zifferblatt des absoluten Staates bedeckt dasselbe Getriebe.

Auch in dem Repräsentativ-Staate nimmt die Regierung nur bei der Berathung eine Parteistellung ein; sobald sie handelt, d. i. sobald sie in ihrer eigentlichen Function auftritt, hat sie denselben Charakter, wie die Regierung eines absoluten Staates, ist sie auf dieselbe Weise mit der ganzen Gewalt der Gesellschaft gerüstet, während andererseits die Regierung eines absoluten Staates, so lange sie diskutirt und erörtert — und erörtern, diskutiren muß jede Regierung — nothwendig in einen ähnlichen Dualismus geräth, wie er sich bei parlamentarischen Verhandlungen ergiebt.

Sind mithin dem repräsentativen Staate die Gränzen seiner Wirksamkeit enger gezogen, als dem absoluten, so muß dieses aus einem anderen Grunde herrühren, als aus irgend einem Dualismus oder Antagonismus. Ja, es möchte überhaupt die Frage seyn, ob die Gränzen der Wirksamkeit des Staates in einem näheren Zusammenhange mit der Staatsform stehen. Wir finden die Frage, wie weit oder wie nahe der Staat sich die Gränzen seiner Wirksamkeit zu stecken habe, in Staaten gleicher Form auf verschiedene, in Staaten verschiedener Form auf gleiche Weise gelöst. Die Entscheidung der Frage von den Gränzen der Wirksamkeit des Staates hängt von anderen Momenten ab. Wie sehr dieses der Fall, wie gleichgültig für die Entscheidung dieser wichtigen, so manche andere Fragen beherrschenden, Frage die Staatsform sey, läßt sich schon aus dem Umstand erkennen, daß, wie wir bei absoluten Staaten zuweilen die Tendenz bemerken, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates — z. B. der Kirche gegenüber — zu beschränken, andererseits die Regierung repräsentativer Staaten, in ganz entgegengesetzter Tendenz, jene Gränzen nicht weit genug ausdehnen zu können glaubt.

Nicht minder wird bei gleicher Verfassung die Frage auf verschiedene Weise entschieden. England, wie Frankreich, ist ein repräsentativer Staat, aber wenn England das Land des self-governement, so ist Frankreich das Land der Centralisation; wenn in England die Gränzen der Staatswirksamkeit zu eng gezogen scheinen, so sind sie in Frankreich anerkanntermaßen zu ausgedehnt.

Ist es nun etwa Folge des in England länger bestehenden Repräsentativ-Systems, daß die Gränzen der Staatswirksamkeit so eng gezogen sind? Ist dem Repräsentativ-System der Widerstand aufzubürden, auf welchen die brittische Regierung bei ihren bisherigen Versuchen, den Volksunterricht zur Staatssache zu machen, gestoßen ist? Gewiß nicht; die Staatswirksamkeit findet sich auf diesem Punkte nur deshalb in zu engen Gränzen eingeschlossen, weil sie auf einem anderen Punkte zu weit gezogen sind, weil das Institut der Hochkirche innerhalb dieser Gränzen liegt, weil England eine Staatskirche besitzt. Der Widerstand, den die englische Regierung bei ihren Bemühungen um die Hebung des Volksunterrichts findet oder wenigstens bisher gefunden hat, ist lediglich eine Folge des Instituts der Hochkirche. So lange es eine Staatskirche giebt, kann sich der Staat nicht wohl dem Verdachte entziehen, in allen die Erziehung betreffenden Fragen im Interesse dieses Instituts zu handeln. Auch machte dieser Verdacht sich in England geltend; die Dissenters, die Katholiken wollten von einer Intervention der Regierung in das Erziehungswesen nichts hören. Als sich, um allen Argwohn zu beseitigen, die Regierung bereit erklärte, den religiösen Unterricht nicht leiten zu wollen, erhob sich von einer anderen Seite das Geschrei: Die Kirche ist in Gefahr!

Indessen hat sich nachgerade das Bedürfniß einer Verbesserung des Volks-Schulwesens zu fühlbar gemacht, die Unmöglichkeit, durch Privat-Gesellschaften, wie sie sich in mehrfacher Weise in England gebildet, dem Volks-Unterricht aufzuhelfen, hat sich zu klar herausgestellt, als daß die Regierung sich nicht genöthigt sähe, endlich einen entscheidenden Schritt zu thun. Die Partei der Hochkirche selber scheint zur Einsicht dieser Nothwendigkeit gekommen zu seyn.

„Der Volksunterricht" — heißt es in einer in der Foreign and Westminster Review enthaltenen Kritik über mehrere das Unterrichtswesen betreffende Schriften — „der Volksunterricht kann nicht länger in England dem Zufall überlassen bleiben; der moralische Zustand des Armen hängt zu sehr davon ab, daß der Unterricht, welchen er empfängt, ihm nicht als ein Almosen ertheilt werde.

„Was immer aus den bestehenden Freischulen werden möge, die arbeitenden Klassen dürfen in Betreff des Elementar-Unterrichts nicht auf das Mitleiden und die Barmherzigkeit der reicheren angewiesen werden. Der Akt an sich schon, daß man ein Kind in die Armenschule (charity-school) schickt — und wir nennen Armenschulen alle durch die Wohlthätigkeit von Privaten unterhaltenen Schulen — widerstrebt dem Hauptzwecke aller Erziehung, der kein anderer ist, als den Geist des Selbstvertrauens und der Unabhängigkeit zu befördern. Das System der Armenschulen befördert den Pauperismus. Es erzeugt anfangs ein peinliches Gefühl der Verbindlichkeit, und sobald dieses sich verliert, sobald der Arme sich an die Last der Wohlthaten, mit denen man ihn überhäuft, gewöhnt, sobald er anfängt, sich nach noch mehreren dieser Wohlthaten zu sehnen, so hört er auch auf, Erziehung nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, und er endigt damit, daß er glaubt, wie seine Wohlthäter ihm höchlichst verbunden seyn müßten für die Erlaubniß, die er seinen Kindern giebt, ihre Schule zu besuchen.

„Die Wirkung auf die Kinder selbst ist nicht minder schädlich. Ein Kind in einer Freischule wird unaufhörlich an den Dank erinnert, den es den guten Herren und Damen, die sich seiner Erziehung annehmen, schulde. Beim Gottesdienst bekömmt es in jeder Predigt dieselbe Ermahnung zu hören. Erhält es bei einem Fest ein Glas Wein, so muß dies auf die Gesundheit der Wohlthäter geleert werden. Das Kind muß Hymnen und Oden auf sie singen; endlich steckt man es gar in eine besondere Tracht und vollendet so seine Erniedrigung.

„Auf diese Weise ist die erste Stellung, welche es im Leben einnimmt, die eines Bettlers. Es fühlt, daß es Almosen empfängt, und lernt, sich ihrer nicht zu schämen. Der letzte Funke eines ehrenhaften Stolzes erlischt in seiner Brust; die erste Uebung seiner Denkkraft zeigt ihm, daß man ohne Anstrengung durch die Welt kommen kann; es wird ein muthloses, elendes Geschöpf. Oder — da das System zuweilen eine (nicht minder verderbliche) Reaction erzeugt — die Strenge der Zucht, das Verdrießliche des Unterrichts in einer schlechten Schule verleiten es, allen Zwang von sich zu werfen, und stempeln es zum Vagabunden auf Lebenszeit.

„Die Tendenz zum Pauperismus, die in dem gegenwärtig geltenden Armenschulen-System liegt, muß endlich dahin führen, daß die arbeitenden Klassen bestochen werden müssen, damit sie ihre Kinder zur Schule schicken. Ja, schon jetzt ist dieses Bestechungs-System in voller Wirksamkeit und zerstört nach und nach alle andere Schulen, die nicht ein gleiches System befolgen. Wohlwollende Leute gehen umher unter den Armen und erkundigen sich bei ihnen, warum sie ihre Kinder nicht in die Schule schicken? Sie haben keine Schuhe, keine Strümpfe, keine anständige Kleidung, ist die Antwort. Sofort wird eine Subscription eröffnet für einen Bekleidungs-Fonds; die Aeltern werden unterrichtet, daß jedes Kind, das eine gewisse Zeit hindurch die Schule besucht, zwei Paar Schuhe, zwei Paar Strümpfe, einen Hut oder eine Mütze, einen Anzug erhält. Andere Schulen können so freigebig nicht seyn; sie müssen ihre Gaben vielleicht auf ein Paar Schuhe, auf eine Mütze für einmal im Jahre beschränken. Auf diese Weise wird der Arme verleitet, sich nicht nach der besten, sondern nach der bestspendenden Schule umzusehen.

„Würden die Freischulen von der Regierung oder wenigstens von den Lokal-Behörden gestiftet und unterhalten, so könnte von einer Gunst nicht die Rede seyn. Das Privilegium, ein Kind zur Schule schicken zu dürfen, würde zu einem allgemeinen Rechte werden, und das Bestechungs-System würde sammt der Geschäftigkeit der oft nicht sehr erleuchteten Freunde der Armen aufhören.

„Ein anderer Grund, weshalb der Elementar-Unterricht nicht von der Wohlthätigkeit des Publikums abhängig gemacht werden sollte, ist, daß ein solches System den Religionshader erhält. Privatleute können nicht, gleich der Regierung, eine neutrale Stellung einnehmen. Wer auch zum Besten der Armen eine Schule errichte, er wird sofort entweder als ein Hochkirchler oder als ein Katholik, Independent, Quäker, Unitarier betrachtet,

dessen Zweck nichts Anderes ist, als die Verbreitung des eigenen Glaubens. Daraus ergiebt sich bei Allen, deren Ansichten von den seinigen abweichen, eine Neigung, die Kinder von ihm wegzulocken und eine andere Schule in Opposition gegen die seinige zu gründen.

„Sind es Dissenters, welche eine Schule eröffnen, so nimmt man ohne Weiteres an, der Zweck eines solchen Unternehmens sey kein anderer, als die Kinder der Kirche zu entfremden, und die Anhänger der Kirche haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als möglichst entgegenzuwirken. Die Katholiken sehen mit Mißtrauen auf Schulen, die Protestanten zu Gründern haben, und die Protestanten betrachten mit demselben Gefühl Schulen, die von Katholiken gestiftet wurden. Trinitarier und Unitarier halten es für baare Unmöglichkeit, sich zu vereinigen, selbst wenn es nichts Anderes gilt, als den Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. So werden die Kinder, anstatt zusammen aufzuwachsen und sich gegenseitig lieben und Hülfe leisten zu lernen, in feindliche Lager gesondert und genöthigt, einander, wenn nicht mit Haß, doch mit Mißtrauen und Argwohn zu betrachten.

„Das Entstehen einer Freischule in einem Dorfe oder in einer Landstadt ist daher das Signal zum Beginn der Feindseligkeiten zwischen den verschiedenen Religionsparteien. Eine Schule wird der anderen entgegengesetzt. Dies möchte auf den ersten Anblick als ein Vortheil betrachtet werden können, allein die Folge der Konkurrenz zwischen den beiden Schulen ist nur zu häufig, daß beide zu Grunde gehen. In einer Menge von Fällen ruiniren die rivalisirenden Anstalten sich in der That gegenseitig. Die Aeltern werden von beiden Seiten bearbeitet und senden ihre Kinder endlich nicht in die beste Schule, sondern in diejenige, die von den wohlhabendsten und einflußreichsten Personen begünstigt wird.

„So geht die eine Schule unter. Die andere blüht nun eine Weile, allein da das Motiv, welches die Gründung derselben veranlaßte, nicht weiter besteht, so geht sie zuletzt ebenfalls unter oder verfällt wenigstens und ist ferner von keinem Nutzen."

„Diese Fakta und Argumente" — fügt der Reviewer hinzu — „so schlagend sie seyn mögen, sind doch bisher ohne Erfolg geltend gemacht worden. Die Nothwendigkeit, die Gesetzgebung zur Unterstützung der Freischulen einschreiten zu lassen, wurde zwar nur von wenigen Seiten bestritten und die Unzulänglichkeit der bisherigen Anstalten dieser Art praktisch dadurch anerkannt, daß sich die zur Beförderung des Volksunterrichts bestehenden Gesellschaften genöthigt sahen, auf die Errichtung von Lehrerschulen zu denken. Alle bisher gemachten Versuche aber, den Volksunterricht durch den Staat sicherzustellen und das Unterrichtswesen nicht der ausschließlichen Handhabung unverantwortlicher Comités, sondern der Leitung eigens dazu konstituirter, mit dem Ministerium des Innern in Verbindung stehender Lokalbehörden anheim zu geben, sind entweder als Eingriffe in die Glaubensfreiheit oder als ein Bestreben, eine irreligiöse Erziehung (godless education) einzuführen, verdächtigt worden, und der Stand der Parteien ist — bis auf die neuerdings zwischen den Konservativen erfolgte Spaltung — allem Fortschritt ungünstig gewesen."

Allein die Zeit, den Schritt, um welchen es sich handelt, zu thun, ist, nach des Reviewers Meinung, nunmehr gekommen. Selbst von Seiten der Hochkirche wird die Nothwendigkeit, einem Zustande ein Ende zu machen, der das englische Volk als um eine ganze Generation hinter dem übrigen Europa zurück erscheinen läßt, anerkannt; die Partei der Hochkirche sträubt sich nicht länger, dem Staate die Leitung des Unterrichtswesens zu überlassen und auf die von ihm gestellten, ihr sonst so verhaßten Bedingungen — Trennung des Religions- von dem sonstigen Unterricht, die aber allein eine Garantie des Gelingens bieten — einzugehen. Zugleich dürfe man annehmen, meint der Reviewer, daß der bisherige Argwohn der Dissenters u. s. w., den eben die veränderte Sprache der Hochkirchenpartei nähre, schwinden werde, falls man nur die richtigen Maßregeln ergreife, falls man nur nicht denen Gehör gebe, die — nicht Feinde des Volksunterrichts, vielmehr Beförderer desselben — sich nur darin täuschten, daß sie annähmen, das Ziel könne erreicht werden, wenn ihre eigene Thätigkeitssphäre eine geringe Erweiterung erhalte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Daniel Stern's Versuch über die Freiheit. *)

Die Freiheit, wie sie die Verfasserin dieses Buches (Gräfin von Agoult) und die Schule, welcher dieselbe angehört, auffassen, beruht auf der Vorstellung von der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur. Man lasse die menschliche Natur mit allen ihren Neigungen, ihren Trieben und Leidenschaften sich frei und ungehindert entwickeln, und Alles wird gut gehen — so sagt Frau Dan. Stern nach Fourier's und seiner Schule Vorgang. Man befreie das Kind von dem väterlichen, die Gatten von dem ehelichen Joche, den Bürger von den schlechten Gesetzen, die ihn drücken, die edlen Charaktere von den Fesseln, welche die Gesellschaft ihnen auferlegt, und man wird das Menschengeschlecht, welches dann seyn darf, wozu es von der Natur bestimmt ist, zum Glück und zur Tugend aufblühen sehen, wie der Vogel frei seinen Flug durch die Lüfte nimmt, sobald sein Käfig geöffnet ist. Daß damit das Buch vom Standpunkte der Religion aus sich den größten Widerspruch zuziehen mußte, versteht sich von selbst. Das Ziel des Lebens ist das Leben selbst, sagt Daniel Stern; und der Religiöse begreift wohl bis auf einen gewissen Punkt den tiefen Schmerz, welchen der Gedanke an die kurze, nur von Noth und Kummer, Kampf und Drang erfüllte Lebenszeit edlen Seelen erregen muß; er begreift wohl bis auf einen gewissen Punkt das Streben jener Schule, das Elend der Menschheit zu lindern und mit der Freiheit ihr die verlorene Würde und das verlorene Glück wiederzugeben — er begreift es wohl, ohne es theilen oder nur anerkennen zu dürfen. Indem er den Grund und die Schuld des jetzigen Zustandes anderswo sucht, hat er auch das Ziel und die Heilung desselben anderswo gefunden. Jenes Erste ist ihm die Sünde, dieses Zweite die Erlösung und ein besseres Jenseits. Aber auch die Philosophie und die historische kritische Betrachtungsweise muß den Standpunkt der Verfasserin verwerfen. Wäre hier der Ort dazu und vergönnten es uns der Raum und die Tendenz dieses Blattes, so würde es uns leicht seyn, eine verneinende Kritik jenes Standpunktes weiter auszuführen; hier müssen wir uns begnügen, als Resultat derselben anzuführen, daß die Voraussetzungen, der Grund und Boden, auf welchem die Verfasserin ihren „Versuch" aufzuführen versucht, statt des realen, konkreten Begriffes, statt des wahren, wirklichen, lebendigen Lebens nichts sind als leere, willkürliche, zum Theil phantastische Abstractionen. Von diesen Anfängen aus durchläuft die Entwickelung, fast immer in Fourier's Fußstapfen, eine Bahn unerwiesener und unerweisbarer Konsequenzen, bis sie endlich bei einem Ziele anlangt, welches für den Gläubigen zu skeptisch, für den Philosophen zu dogmatisch, für den Frommen zu gottlos und für den Frivolen zu moralisch, für sich selbst aber eben so unverständlich als unverständig und unausführbar ist.

Das ganze Werk ist in fünf Bücher getheilt, in welchen der Reihe nach die verschiedenen Beziehungen des einzelnen Menschen zu Allem, was ihn umgiebt, und die Pflichten gegen sich selbst und Andere besprochen werden. Das erste Buch betrachtet das Individuum für sich. Als der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit wird das Selbstbewußtseyn und die Selbsterkenntniß gesetzt; es werden die ersten Begierden, Neigungen, Leidenschaften u. s. w. betrachtet und hier viel Wahres und Schönes gesagt. Ueberhaupt ist dies erste Buch das gehaltvollste und begründetste von allen. Das praktisch sittliche Resultat desselben ist die Forderung an den Einzelnen, keiner fertigen Autorität, keiner herrschenden Meinung sich zu unterwerfen; dies sey der Würde des Menschen völlig zuwider. „Eine blinde Unterwerfung", heißt es, „ist eines vernunftbegabten Wesens unwürdig. Es ist besser, sich mit der Erforschung des Wahren abmühen, als beim Irrthum in Ruhe es bewenden zu lassen. Nichts ist verderblicher für den Einzelnen und für ein Volk, als jene Ehrfurcht gegen das Bestehende, welche uns des freien Denkens und Wollens enthebt. Wer da glaubt, der thue danach; wer da zweifelt, der lasse es seyn; wer da leugnet, der protestire. Mögen die Schafe ihrem Hirten auf die gewohnte Weide folgen; ihr Menschen aber schämt euch nicht, zu prüfen, was ihr glaubt; schämt euch vielmehr, den Glauben der Menge auch nur äußerlich anzunehmen um der unwürdigen Liebe willen zu einem trügerischen Frieden und zu einer Ruhe, welche der Tod ist!"

So weit ganz gut. Im zweiten Buche aber, wo die Verfasserin den Menschen in seinen Beziehungen zu Anderen betrachtet, und wo sie der Natur der Sache nach zu praktischen Konsequenzen gezwungen wird, ist fast auf jeder Seite ein Unsinn und ein Widerspruch gegen die Erfahrung, die Vernunft und das sittliche Bewußtseyn. So annehmbar, an und für sich betrachtet, das eben angeführte Resultat des ersten Buches erscheinen mag, so zeigen sich sogleich hier die Folgen eines Standpunktes, der, von der konkreten Wirklichkeit abstrahirend, den Menschen als losgerissen von der Allgemeinheit, deren Moment der Einzelne ist, d. h. von dem substantiellen Wesen seines Volkes, seiner Zeit u. s. w., betrachten will. Um nur ein Beispiel anzuführen, so eifert die Verfasserin gegen „die alten Vorurtheile von der väterlichen Autorität gegen das Kind, welche die Menschheit schon so lange gefangen halten." Während es von der Erfahrung und von den freiesten philosophischen Standpunkten aus seit Jahrtausenden als durch die Natur des Menschen nothwendig bedingt, anerkannt und ausgesprochen ist, daß es gut sey, dem Kinde den Nacken zu beugen, weil es jung ist, und daß, wer in der Jugend nicht gelernt hat, sich beherrschen zu lassen, später auch nicht lernt, sich selbst oder möglicherweise Andere zu beherrschen: behauptet Daniel Stern, es sey nicht gut, daß der Mensch selbst als Kind die geringste Autorität, das leiseste äußere Joch auf sich lasten fühle! Nach diesem einen Beispiel ist es uns erlassen, anzuführen, wie das Werk sich in den folgenden drei Büchern über den Menschen in seinen Beziehungen zur Familie, dann zum Staate überhaupt und zuletzt über die Freiheit im französischen Staate besonders ausspricht; es ist uns um so mehr zu erlassen, als die Verfasserin selbst sich in den beiden letzten Beziehungen nicht für ganz kompetent erklären will.

Ostindien.

Ein Wort über die Bedeutung und den Fortschritt des Studiums der indischen Literatur.

Die nächste Veranlassung zu den folgenden Bemerkungen gab uns die kürzlich erschienene, sehr verdienstliche Uebersetzung der altindischen Elegie Meghadûta, d. h. der Wolkenbote *), welche wahrscheinlich von Kalidâsa,

*) Essai sur la Liberté, considérée comme principe et comme fin de l'activité humaine; par Dan. Stern. Paris, Amyot, 1847.

*) Meghadûta oder der Wolkenbote, eine altindische Elegie, dem Kalidâsa nachgedichtet und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Max Müller. Königsberg, Verlag von Adolph

dem Verfasser der Sakuntala, herrührt und auf deren Inhalt wie unten genauer eingehen werden. Zunächst jedoch wollen wir diese Gelegenheit benutzen, um ein Wort über die noch ziemlich weit unter dem größeren „gebildeten" Publikum verbreiteten, theils einseitigen, theils auch ganz verkehrten Ansichten von dem Studium der orientalischen Literatur überhaupt und der indischen insbesondere zu sagen. Es soll diese Voraussetzung solcher Ansichten keinen Vorwurf enthalten; haben ja doch die beiden unstreitig genialsten Vertreter der neueren Philosophie und Poesie, Hegel und Goethe, bekanntermaßen eine unverhohlene Abneigung gegen indische Kunst und Wissenschaft gezeigt, was im Interesse sowohl der einen als der anderen allerdings zu bedauern ist. Und wenn auch Goethe die Poesie Indiens noch passiren lassen wollte, ihr theilweise sogar Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie z. B. aus folgenden Versen, in denen auch unser „Wolkenbote" erwähnt wird, hervorgeht:

Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sakontala, Nala, die muß man küssen,
Und Meghaduta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

so fährt er doch in kräftigen Xenien besonders gegen die indische Kunst heraus

Und so will ich, ein- für allemal,
Keine Bestien in dem Göttersaal!
Die leidigen Elephantenrüssel,
Das umschlungene Schlangengenüssel,
Tief Urschildkröt' im Weltensumpf,
Viel Königsköpf' auf Einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen ....
Die tollen Höhlerexcavationen,
Das düstre Troglodytengewühl,
Mit Schnauz' und Rüssel ein albern Spiel;
Verrückte Zierathbrauerei,
Es ist eine saubere Bauerei.
Nehme sie Niemand zum Exempel,
Die Elephanten- und Fratzen-Tempel!
Mit heiligen Grillen treiben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Indessen ist hierbei zu berücksichtigen, daß Goethe's Aerger nicht sowohl durch die europäischer Anschauungsweise als Mißgestaltung und Abnormität erscheinende Manier der indischen Kunst selbst, als durch den jeder Erkenntniß baaren Enthusiasmus der damals florirenden deutschen Romantiker, wie Fr. von Schlegel, Novalis und Anderer, besonders Jenaischer Poeten, die sogar Opium zu essen anfingen, um von Indiens Urwissen zu träumen, erregt worden war. Gegen solche Uebertreibung mußte nothwendig eine Reaction auftreten, die ihrerseits wieder ins andere Extrem ging. Man rächte sich für das Fehlschlagen der großen Erwartungen, welche die Romantiker bis zur Ueberschwenglichkeit rege gemacht hatten. Wie nun Goethe diese Reaction gegen die übertriebene Bewunderung der indischen Bildhauerei und Architektur repräsentirte, so repräsentirte Hegel die Reaction gegen die mäßlose Uebertreibung von der Tiefe des indischen „Urwissens". Aber auch er ging zu weit. Dies erkennt selbst einer seiner treuesten und ältesten Schüler, Rosenkranz, indem er sich darüber folgendermaßen ausspricht: „Man kennt die Innigkeit, mit welcher Hegel die Griechen verehrte, aber auch die Bitterkeit, mit welcher er der Meinung widersprach, welche an den Anfang der Geschichte die höchste Vollendung in Religion, Kunst und Wissenschaft stellte und in Indien, in Asien überhaupt die wichtigsten Trümmer dieser Uroffenbarung, Urweisheit zu finden behauptete. Nach seiner gründlichen Weise suchte Hegel sich so viel Kenntnisse als möglich von dem Orient zu verschaffen. Seine in Berlin gehaltenen Vorlesungen beurkunden dies Bestreben überall. Allein bei tiefen Blicken, die er that, überwog doch eine gewisse Nichtachtung vor dem hinterasiatischen Geist." Die vortreffliche Abhandlung Wilhelm's von Humboldt über die Bhagavadgita gab Hegel einen großen Anstoß, sich weitläuftiger auf die indische Philosophie und den Zusammenhang derselben mit der indischen Weltvorstellung überhaupt einzulassen. Die Konsequenzen der indischen Anschauungsweise führen allerdings in ihren Besonderheiten zu Verwirrungen, welche Hegel mit dem harten Ausdruck der Verrücktheit bezeichnet hat; dasselbe oder doch ganz Aehnliches finden wir aber auch bei den Griechen. Oder ist es weniger Verrücktheit zu nennen, wenn die Pythagoräer z. B. sich tödten ließen, um nicht über ein Bohnenfeld zu schreiten? — Wir haben hier weder die Absicht, eine Parallele zwischen der griechischen und indischen Weltanschauung zu ziehen, noch auch einmal die letztere genau zu charakterisiren, sondern wollten nur die Antipathieen jener beiden Heroen im Gebiete des universalen Geistes gegen das indische Alterthum aus der Extravaganz, womit das Studium desselben zuerst betrieben wurde, erklären. Heutiges Tages hat sich nun zwar der Gesichtskreis bedeutend erweitert; man ist sowohl von dem einen Extrem als von dem anderen allmälig zurückgekommen. Gleichwohl ist auch nicht zu leugnen, daß noch viele verkehrte Vorstellungen über die Kultur- und Literaturzustände der alten orientalischen Völker an der Tagesordnung sind. Hierzu gehört vorzüglich die Gewohnheit, die verschiedenen Völker des Orients in eine allgemeine Klasse zu werfen, als seyen sie mehr oder weniger gleich und befänden sich von der europäischen Civilisation in einem ziemlich gleichen Abstande. Und doch ist z. B. der Unterschied des Charakters, der Kultur, Sprache und Literatur von der Gesammtbildung der semitischen Völkerschaften so groß, als er nur immer zwischen der letzteren und der der europäischen Nationalitäten seyn kann. So begreift man noch immer großentheils unter dem rein geographischen Ausdruck „Orientalisch" die verschiedensten Kultur-Elemente, wie das Chinesische, Indische, Phönicische, Altpersische, Hebräische, Muhammedanische, obschon das chinesische und das indische Element jedes eine ganz selbständige isolirte Entwickelung hat. Der mosaische und muhammedanische Kulturkreis scheidet sich wiederum von jenen beiden wesentlich ab, und dieser Punkt ist es gerade, der gewöhnlich übersehen wird, wenn man sich des unbestimmten Ausdruckes des Orients, des Orientalischen bedient. In dieser Unbestimmtheit ist es eigentlich nur der muhammedanische Orient, den man dann noch vor Augen hat. Weil derselbe durch seine geistige Oberflächlichkeit eine so weite Ausdehnung erhalten, weil er die ursprünglichen Erzeugnisse anderer Kulturen in sich hineingearbeitet hat, so giebt er vorzüglich den Typus ab, welchen das allgemeine Bewußtseyn des heutigen Occidents schon seit den Kreuzzügen als Orientalisch fixirt.

Was nun die indische Poesie betrifft, so unterscheidet sich dieselbe z. B. von der arabischen sehr wesentlich, obwohl die Araber Mancherlei den Indern entwendet haben: wie es denn jetzt erwiesen ist, daß die unter dem Namen „Tausend und Eine Nacht" bekannte Märchensammlung aus Indien stammt. Vorzugsweise aber ist es Kalidása, der der indischen Poesie einen ganz eigenthümlichen auf das Natürliche und Sinnige gerichteten Charakter gegeben hat. Der Uebersetzer der obenerwähnten Elegie Kalidása's spricht sich über den Letzteren folgendermaßen aus: „Während die orientalischen (!) Dichter uns meist durch jene üppige Fülle von Bildern und Vergleichen, durch jene Masse gesuchter Wendungen, Drehungen, ja oft Verrenkungen des einfachen Wortsinns, durch jene Häufung schmückender Beiwörter, durch halsbrechende Sprünge des Gedankens und gaukelnde Spielereien der Worte ungenießbar werden, so steht Kalidása doch insofern uns wieder näher, als er in den Schilderungen des Gemüthslebens, besonders der Liebe, eine so tiefe Innigkeit und Zartheit entfaltet, wie man sie sonst nur bei germanischen Dichtern zu finden gewohnt ist. Es ist eine gewisse Sentimentalität über die meisten Dichtungen dieses Inders ausgegossen, die oft so ergreifend auf den Leser wirkt, daß man sich aus dem glühenden Orient in die Zeit der deutschen Minne versetzt glauben möchte." Bekanntlich wissen wir über Kalidása so gut wie Nichts, nur seinen und seiner Werke Namen, und selbst in letzterem Punkte herrscht einiges Dunkel, weil spätere Dichter seinen Namen gebrauchten, um durch die Berühmtheit desselben ihren Werken leichteren Eingang zu verschaffen. Wahrscheinlich lebte er in den ersten Jahrhunderten vor Christi Geburt am Hofe des Königs Vikramâdityas zu Udshajinî. Da es jedoch viele Vikramâdityas in der indischen Geschichte giebt, so läßt sich auch aus dieser Notiz für die genaue Feststellung seiner Lebenszeit Wenig oder Nichts schließen.

Der Inhalt des Meghadûta ist sehr einfach: Ein Diener des Gottes des Reichthums (Kuvera) hat, von Letzterem mit der Bewachung der goldenen Lotos im See Mânasa beauftragt, seiner Pflicht uneingedenk, eine Nacht in seinem eigenen Hause im Kreise seiner Familie zugebracht. Unterdessen sind die Welt-Elephanten gekommen und haben den See nebst seinen Blumen zertreten. Hierüber erzürnt, habe ihm Kuvera die Strafe auferlegt, ein ganzes Jahr getrennt von seiner Gattin zu leben. Dieses Motiv des Gedichts wird aber aus diesem selbst nicht erkannt, da der Dichter uns sogleich in medias res versetzt, sondern wird von Râmanâtha erzählt. Das Gedicht selbst zerfällt in drei Theile; der erste Abschnitt bildet eine Art Einleitung: der Verbannte trauert im Büßerhain des Ramaberges und erblickt in seinem Schmerze plötzlich eine Wolke, die auf ihrem Wege von Süden nach Norden sich auf den Gipfel des Berges gelagert hatte. Von Sehnsucht bethört, hofft er, daß selbst eine Wolke der fernen Geliebten eine Botschaft bringen könne; er ruft sie an, klagt ihr seine Noth und bittet sie, nach Alakâ zu eilen, um dort der trauernden Gattin Trost zu bringen. Hier ergreift nun der Dichter die Gelegenheit, den Weg zu schildern, den die Wolke nehmen soll, um zur Wohnung seiner Gattin zu gelangen. Für den europäischen Leser im Allgemeinen, dem alle die geschilderten und oft nur leise angedeuteten Gegenstände, die der Inder genau kannte, unbekannt sind, können allerdings selbst die lieblichsten und kunstvollsten Beschreibungen nicht so interessant seyn, als für den, der in dieser indischen Welt schon mehr zuhause ist. Dennoch wird man in diesen fremden Naturschilderungen leicht die lebendige Wahrheit herausfühlen, womit der Dichter uns seine Heimat vor Augen führt. Es ist fast kein Werk, wo Kalidása sich begnügt hätte, die äußere Erscheinung einer Gegend wiederzugeben, sondern überall weiß er außerdem Beziehungen herauszufinden, die dem Ganzen noch einen bestimmten Ausdruck, die der todten Natur Seele einzuhauchen vermögen. Für den Uebersetzer lag hierin besonders ein großer Uebelstand, daß die Wolke, die bei uns weiblich ist, dem Inder stets als männliches Wesen vorschwebt. Daher betrachtet der Dichter auch alle Flüsse, welche die Wolke auf ihrem Wege berührt, wie geliebte Mädchen, die bald hüpfend ihr entgegenspringen, bald trauernd über die lange Trennung einhergeflossen kommen. Die Wolke, die alljährlich beim Beginn der Regenzeit diesen Weg macht, läßt sich dann wie ein Geliebter auf ihre Fluthen herab, küßt ihr gekräuseltes Antlitz, spiegelt sich in ihren klaren Augen und stärkt sich entweder selbst an ihren Wassern oder sendet den versiegenden Quellen Wasser hernieder. Eben so giebt die Wolke auch den geliebten Lotosblumen Stärkung und erregt die Eifersucht des Sonnengottes, wenn er früh zurückkehrt und die Thränen von ihrem bethauten Antlitz trocknen will. Viele von diesen zarten und wahrhaft poetischen Bildern mußten durch jenen Widerspruch des Geschlechts ihre ganze symbolische Bedeutung verlieren; am unangenehmsten aber wurde, wie der Uebersetzer selbst erwähnt, dieser Widerstreit, wenn der Blitz als die Geliebte der Wolke dargestellt wird, die in den Armen des Geliebten ruht oder scherzend um ihn zuckt. — Nachdem der Verbannte der Wolke den ganzen Weg beschrieben,

Sauter, 1847. Zugleich machen wir auf die in demselben Verlage und von demselben Verfasser erscheinende Ausgabe des Rigvêda aufmerksam, welche Text und Uebersetzung nebst dem vollständigen Kommentar des Sâyanâchârya enthalten wird.

geht er zur Schilderung seiner Gattin über; und hier erhebt sich das Gedicht zu einer wahrhaft plastischen Schönheit. Zum Belege mögen hier ein Paar Sloken stehen:

Auf jenen Hügel steig' herab, doch soll die Last ihn nicht erdrucken,
Leicht, wie ein junger Elephant, tritt dann auf seinen schönen Rucken.
Von dort lass' dann des Blitzes Blick in ihre stille Kammer fallen,
So wie mit leisem, leisem Glanz' Glühwürmchen durch die Lüfte wallen.

Die Zarte, deren Haut so licht, vor deren Mund der Bimba *) weichet,
Die mit den Zähnen dem Jasmin und mit dem Aug' dem Rehe gleichet;
Die schlanken Wuchs mit edlem Gang und reicher Gliederfülle einet,
Sie, welche in der Schönheit Reich ein Meisterwerk des Schöpfers scheinet u. s. f.

Dann bittet er noch die Wolke, sie möge der Geliebten seine Botschaft in der Nacht bringen, weil in der nächtlichen Einsamkeit ihr Schmerz größer sey, als bei den Zerstreuungen des Tages, und schließt mit der Mittheilung dieser Botschaft selber, welche jedenfalls der schönste, wenn auch kürzeste Theil des Gedichts ist. Und so stimmen wir denn mit voller Ueberzeugung der Hoffnung des trefflichen Uebersetzers bei, „daß mancher Leser, der von den weit ausgesponnenen Schilderungen der Wolkenreise weniger angezogen war, dennoch, je mehr er sich dem Ende nähert, sich mit dem indischen Lyriker befreunden und das Gedicht nicht unbefriedigt aus den Händen legen wird." Sr.

Mannigfaltiges.

— England und die Engländer im J. 1500. Die Geschichte Englands gegen Ende des 15. und gegen Anfang des 16. Jahrhunderts ist kürzlich durch eine interessante Schrift bereichert worden, nämlich durch Herausgabe eines in italiänischer Sprache abgefaßten Berichts, welchen vermuthlich ein zur venetianischen Gesandtschaft gehörender Nobile um das Jahr 1500 über die Zustände Englands und insbesondere Londons abgestattet hat. Das Manuskript dieses Berichtes befindet sich in den Händen des englischen Geistlichen Walter Sneyd, und eine Dame, Miß Charlotte Augusta Sneyd, hat dasselbe mit einer englischen Uebersetzung, so wie mit zahlreichen Anmerkungen, unter den Auspicien der „Camden-Societät" herausgegeben. **) „Weder der Name des Verf. dieser Geschichte", sagt Miß Sneyd in der Einleitung, „noch der, für den sie geschrieben wurde, ist bekannt." Dies, so wie der Umstand, daß manche Dinge nicht genau so bezeichnet werden, wie sie um die angegebene Zeit gewesen — wie z. B. daß der „Strand" in London als die Straße dargestellt wird, wo die reichen und großen Goldschmieds-Läden sind, während die Straße, die diesen Namen führt, wie das Athenaeum bemerkt, um das J. 1500 noch sehr wenig bebaut war und jene Goldschmieds-Läden sich vielmehr in der Straße „Cheapside" befanden, in deren Nähe auch die alte „Goldschmieds-Halle" liegt — könnte vielleicht Manchen auf den Gedanken bringen, daß das italiänische Manuskript nicht echt sey; dasselbe trägt jedoch andererseits sowohl sprachlich als sachlich sehr viele charakteristische Merkmale der Echtheit, und die gelehrte „Camden-Societät" hat sonach auch keinen Anstand genommen, die kritische Arbeit der Miß Sneyd auszuzeichnen. Aus dem Inhalt geht hervor, daß der Bericht nicht nach dem J. 1500, sondern noch einige Jahre vorher, bald nach Beendigung der Bürgerkriege der rothen und der weißen Rose, unter der Regierung des haushälterischen und umsichtigen Heinrich's VII. geschrieben ist. Die kleinen Verstöße gegen die Londoner Lokalitäten lassen sich leicht aus den Verwechslungen erklären, die einem Fremden nach kurzem Aufenthalt in einer großen Stadt so leicht begegnen. Von dem damaligen London sagt der Italiäner: „Obwohl diese Stadt keine Gebäude im italiänischen Styl hat, sondern lauter Häuser von Ziegeln oder Holz wie die französischen, so wohnen die Londoner doch comfortable (habitano i Londresi comodamente) und es scheint mir, daß hier nicht weniger Einwohner sind, als in Florenz oder Rom. Alle Arten von Luxusartikeln sowohl als von Lebensbedürfnissen sind hier überflüssig vorhanden; das Merkwürdigste in London sind aber die vielen Silberarbeiten. In einer einzigen Straße, der Strand geheißen, die nach der St. Pauls-Kirche führt, befinden sich zweiundfunfzig Goldschmieds-Läden, so reich und voll von Silbergeräthen, groß und klein, daß in allen Läden zu Mailand, Rom, Venedig und Florenz zusammengenommen, meiner Meinung nach, nicht so viele Pracht gefunden wird, als hier in London. Und diese Geräthe bestehen sämmtlich entweder aus Salzfässern, oder Trinkbechern, oder großen Waschbecken."

Man sieht daraus, daß England nicht erst in den letzten beiden Jahrhunderten, wie so vielfach angenommen wird, reicher geworden als andere Länder. Hundert Jahre vor der Blüthe der Elisabethanischen Zeit und 150 Jahre vor dem Erlaß der berühmten Navigations-Akte wußten die englischen shopkeeper bereits einen solchen Reichthum zur Schau zu stellen.

Merkwürdig ist übrigens unseres Italiäners Charakterschilderung der Engländer, weil sie noch heute, nach 350 Jahren, vollkommen auf sie paßt: „Die Engländer", sagt er, „sind größtentheils, und zwar sowohl Männer als Frauen jedes Lebensalters, hübsche, wohl proportionirte Menschen, obwohl nicht ganz in dem Maße, wie ich sie, nach dem was ich früher darüber gehört, erwartet hatte. Leute, die mit diesen Ländern näher bekannt sind, versichern übrigens, daß die Schotten viel schöner seyen, und daß die Engländer in Allem, was sie betrifft, sehr eigenliebig sind. Sie glauben, daß es außer ihnen gar keine rechten Menschen giebt, und daß mit England die ganze Welt ein Ende hat. Wenn sie einen schönen Ausländer zu sehen bekommen, so sagen sie, er sähe aus wie ein Engländer, und es sey sehr schade, daß er kein Engländer sey; und wenn sie mit einem Ausländer etwas Wohlschmeckendes zu sich nehmen, dann fragen sie ihn wohl, ob dergleichen Dinge auch in dem Lande des Fremden (nel paese del convitato) zu finden seyen? Sie lieben es sehr, eine große Anzahl ausgesuchter Gerichte bei Tische zu haben, wo sie ziemlich lange täglich verweilen; Wein trinken sie jedoch sehr sparsam, wenn es auf ihre eigenen Kosten geht."

Von der englischen Sprache sagt unser Italiäner, daß sie, obwohl wie das Vlaemische aus dem Deutschen abgeleitet, doch ihre ursprüngliche Härte verloren habe und in der Weise, wie sie hier ausgesprochen werde, ziemlich angenehm klinge. Ueber die Soldaten der Engländer bemerkt er, was ebenfalls auch heutzutage noch paßt: „Sie sind ihrer Waffenthaten wegen berühmt, und aus der großen Furcht, die die Franzosen vor ihnen haben, muß man wohl schließen, daß sie diesen Ruf mit Recht genießen. Ich höre jedoch von wohlunterrichteten Leuten, daß, wenn der Krieg am stärksten wüthet, die englischen Soldaten zunächst auf gutes Essen und alle andere Bequemlichkeiten sehen, ohne sich viel darum zu kümmern, was ihnen daraus für Leid erwächst."

— Tankred, oder der neue Kreuzzug. Dies ist der Titel des neuesten Romanes des Herrn B. D'Israeli, des Verf. des „Coningsby" und des „Sybil", der, wunderbar genug, in Deutschland noch keinen Uebersetzer (so viel uns bekannt) gefunden, obwohl seine Romane nicht blos in England, sondern jetzt auch in Frankreich zu den gelesensten in der vornehmen Welt gehören. *) Tankred ist nicht etwa der uns aus Tasso's „befreitem Jerusalem" bekannte Ritter, sondern ein ganz fashionabler junger Herr, der eigentlich Lord Montacute heißt und in der reichen aristokratischen Welt unter den Auspizien des aus Coningsby bekannten mächtigen Banquiers von spanisch-israelitischer Abkunft, Sidonia, auftritt, obwohl er selbst aus einem herzoglichen Hause stammt. Tankred gehört zu der vielverbreiteten Sorte von Lords, die die Langweil oder der Spleen in der drückenden Luft von London zu ersticken droht. Seine Familie will ihn verheiraten, was insgemein als ein Heilmittel für die Krankheiten der englischen Aristokratie angesehen wird (man denke nur an Lord Byron), aber der kranke Tankred zieht es vor, noch vor seiner Verheiratung auf Reisen zu gehen, während es in der Regel erst nach derselben, um der noch größeren Langweil des ehelichen Lebens zu entfliehen, zu geschehen pflegt. Seine Mutter ängstigt sich indessen davor, daß er in Paris seine Gesundheit oder in Rom seinen Glauben einbüßen möchte, und ein Freund der Familie macht daher den Plan, ihn in England zu fesseln, indem er ihn mit der schönen Lady Constance Rawley bekannt macht. Diese Lady spielt aber leider den Schöngeist und macht sich ein Vergnügen daraus, sich über ein jetzt in England sehr verbreitetes wissenschaftliches Werk über die Spuren der Schöpfung (The Vestiges of Creation, wovon bereits sechs Auflagen erschienen) lustig zu machen. Tankred glaubt, ein französisches „Feuilleton" zu lesen, indem er sie hört, und dies flößt ihm einen solchen Abscheu ein, daß er augenblicklich abreisen würde, wenn ihn nicht seine Familie auch noch mit einer anderen, eben so liebenswürdigen Dame, Lady Bellaie, bekannt gemacht, die ihn, im Gegensatze zu Jener, durch ihre Sentimentalität fesselt. Er ist eben in ihre Unterhaltung ganz vertieft, als ihr ein Bedienter ein Billet überbringt, welches sie hastig entsiegelt und bei dessen Lesung sie erbleicht, einen Schrei ausstößt und in Ohnmacht sinkt. Er stürzt zu ihrem Beistand hinzu und kann dabei natürlich nicht umhin, einen Blick in das Billet zu werfen.... Und was findet er? Es ist von einem Börsenmakler geschrieben, der der Lady Bellaie anzeigt, daß ihre Eisenbahn-Actien plötzlich bedeutend gefallen seyen! Lady Bellair hatte sehr ansehnlich à la hausse spekulirt. Natürlich hält es nun Tankred in London nicht länger aus, und mit Sidonia's Empfehlungen und Akkreditiven versehen, begiebt er sich nach Palästina. Im Orient lernt er zwar sehr interessante Jüdinnen und Türkinnen kennen, aber auch dort verfolgt ihn die Politik des Occidents. Ueberall muß er von Lord Palmerston und Herrn Guizot hören, was natürlich nicht wenig dazu beiträgt, selbst unter den heiligen Monumenten, von denen er umgeben ist, den europäischen Spleen und die europäische Langweil wieder in ihm hervorzurufen. In Damaskus lernt er bei dem Generalkonsul Laurella dessen kunsterfahrene Töchter Therese und Sophonisbe und bei dem Freunde Sidonia's, dem im Arabien heimischen Kaufmann Hillel Besso, dessen schöne Tochter Eva, das reizendste Kind Judäa's, kennen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß Artim-Bey, der gegenwärtige Premier-Minister des Vicekönigs von Aegypten und früher sein Gesandter in Paris, „nicht blos der Nachfolger im Amte, sondern auch der Nachkomme Joseph's" sey. Tankred ist so entzückt von der reizenden Eva, daß er eben im Begriffe zu seyn scheint, eine gemischte Ehe in Jerusalem einzugehen, als seine herzoglichen Verwandten aus England dort eintreffen. Damit schließt der zweite Band des neuen Romans, dem nothwendig noch eine Fortsetzung folgen muß, da die Geschichte hiermit nichts weniger als abschließt.

*) Bimba heißt eigentlich ein im Lichte strahlendes Bild.

**) Account of England about the year 1500. Translated from the Italian, with Notes. By Charlotte Augusta Sneyd. Printed for the Camden Society. London, 1847.

*) Sein „Sybil" ist unter dem Titel „Les deux Nations" ins Französische übersetzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 47. Berlin, Dienstag den 20. April 1847.

Deutsche Auswanderung.

I. Nach Osten oder nach Westen?

Vom Kaiserl. Brasil. General-Konsul J. J. Sturz.*)

Nachdem man in Deutschland endlich dahin gelangt war, einen engen Zusammenhang der deutschen Colonisation mit der Geschichte und den wichtigsten socialen, merkantilischen und staatsökonomischen Interessen des Landes anzuerkennen, mußte folgerecht zunächst die Richtung, welche die Auswanderung künftig zu nehmen habe, ein Gegenstand der Erörterung werden. Mannigfache Meinungen haben Geltung zu erlangen gesucht, und unter diesen hat durch Originalität, indem sie von den vorherrschenden Ansichten durchaus abweicht, und durch den konsequenten Eifer, mit dem sie verbreitet und verfochten worden ist, das deutsche Publikum die Idee vorzugsweise beschäftigt: „welche die Bewegung der deutschen Auswanderung nach der neuen Welt un„bedingt verwirft und dagegen für die Ostküsten des mittelländischen Meeres „entscheidet." Die Wichtigkeit der zur Sprache gebrachten Fragen hat dem Verfasser Anregung gegeben, diese beiden, in der That sehr divergirenden, Zielpunkte in leicht anschaulicher Beleuchtung neben einander zu stellen.

Niemand kann die Bedeutung des Orients für die politischen und kommerziellen Beziehungen Deutschlands verkennen; insbesondere wird jeder Einsichtige die Wichtigkeit der Donau in beiderlei Rücksicht vollständig begreifen. Vieles deutet darauf hin, daß alle die Länder des untergegangenen byzantinischen Reiches hauptsächlich von Deutschland aus ihre intellektuelle und sociale Wiedergeburt empfangen werden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß dereinst in der europäischen Türkei, sogar in Kleinasien, dem deutschen Fleiße ein weites Feld für Industrie und Agrikultur sich aufthun wird; aber erst dereinst, nachdem die politischen Zustände nach völliger Umgestaltung sich neu konsolidirt haben und jene Länder für den Anbau europäischer Bildung vorbereitet seyn werden.

Gegenwärtig aber dort in das chaotische Gewirr, Folge der fortschreitenden Auflösung des osmanischen Staates, deutsches Leben verpflanzen zu wollen, kann nur ein schönes Spiel der Phantasie seyn, welches mit dem Hinblick auf die traurigste prosaische Wirklichkeit entschwinden muß.

Aufrechterhaltung, mehr noch, Erhebung der individuellen Menschenwürde und edler, mühsam errungener Vorzüge der Gesittung müssen doch unstreitig die voranstehende Aufgabe bei jeder Colonisation seyn. Wie kann man also daran denken, in das Gewühl der vielerlei halbbarbarischen Nationen, welche bunt durch einander das Türkenreich in Europa bewohnen, Deutsche hineinzuwerfen, zumal, da ausgedehnte unbewohnte Räume, in welchen große deutsche Niederlassungen entstehen könnten, gar nicht verfügbar sind? Das Schicksal unserer Landsleute, die man deshalb in kleinen Ansiedelungen, vielleicht sogar familienweise umhersäen müßte, wäre gewiß. Zerstreut unter Völkerschaften, deren einer Theil von jener der ganzen Slawenwelt eigenthümlichen unauslöschlichen Antipathie gegen den germanischen Volksstamm erfüllt ist, bei deren anderem Theile der Fanatismus des anderen Glaubens und fanatische Einbildungen von dem Herrscherthum seiner Nationalität durch alle Klassen der Bevölkerung walten, und in einem Staate, wo es kein Recht, nur Willkür der Gewalthaber giebt, wäre schon die nächste Generation demoralisirt und denationalisirt.

Wollte man sogar bis nach Asien sich verirren, um die als Ideal allerdings erhebende, insonders für den phantasiereichen Verehrer des klassischen Alterthums anziehende Idee: Entwilderung Kleinasiens und Palästina's durch Deutsche, zu verwirklichen, so wäre das eine wahre Hinopferung von Menschenglück für eine Täuschung der Einbildungskraft. Nachdem traurige Vorgänge bereits gezeigt haben, welches Loos Deutschen unter Starosten, Magnaten und Bojaren gefallen ist, so bedarf es nicht noch erst: auch noch die Humanität und die Rechtlichkeit türkischer Paschas zu erproben.

Das dem Osmanenreiche, vielleicht sehr nahe, bevorstehende Geschick ist eine unabwendbare historische Nothwendigkeit; der Uebergang in eine neue Ordnung der Dinge wird aber gewaltsam seyn: eine von allen den Gräueln und Schrecken begleitete Umwälzung, welche in Asien geschichtliche Katastrophen von jeher bezeichnet haben, eine Umwälzung, welche das letzte fieberhafte Auflodern des Fanatismus, der Religion und des Nationalstolzes in den Momenten seines Sturzes mit verdoppelten Gräueln bezeichnen wird. — Das Gewissen verbietet, daran zu denken, Menschen seines Volkes in ein Land zu führen, wo Verderben ihrer im Hintergrunde wartet. Zu dem Allen kommt die gewisse Voraussicht, daß der Norden Alles anwenden wird, das Emporkommen deutschen Volkes und deutscher Interessen im Orient zu verhindern; ja daß selbst von anderer Seite her Mißliebigkeit sichtbar werden wird. In Syrien würde außerdem der gegenseitig sich neutralisirende Einfluß zweier großer Fremdmächte später einen zerstörenden Einfluß auf deutsche Niederlassungen ausüben, die sich nicht auf eigene von der deutschen Nation ausgegangene und von dieser mit Nachdruck aufrecht erhaltene Garantieen stützten.

Bei gegenwärtiger Lage der Dinge also wird eine deutsche Colonisation im Orient nimmermehr gedeihen. Hieraus folgt, daß Deutschland die aus Beziehungen mit dem Orient entspringenden merkantilischen Vortheile, worauf es den gerechtesten Anspruch hat, nur dadurch erlangen kann, daß die deutschen Mächte mit aller Energie den Einfluß geltend machen, den sie wirklich alsdann zu üben vermögen, wenn sie mit klarem Verständnisse eines großen Zweckes in Einigkeit und gegenseitigem Vertrauen handeln. Bis jetzt ist leider das politische Gewicht Deutschlands im Orient noch nicht einmal schwer genug gewesen, um die Donaumündung völlig dem Handel zu öffnen und das absichtlich herbeigeführte Versanden des Fahrwassers derselben zu verhindern.

Wenden wir das Auge ab von jenen für deutsche Ansiedelung unwirthbaren Regionen; der Schauplatz, auf dem der erwachende deutsche Unternehmungsgeist seine Kräfte entfalten soll, ist und bleibt Amerika. Dort allein können das Wohl der Individuen und vaterländische Interessen gleichmäßig befördert werden.

Wie ganz andere, reiche und große Elemente für die Colonisation stellen sich hier dem Blicke dar! — Civilisirte Völker mit europäischer Kultur, meistens germanischer Abkunft; aller Nationen staatliches und sociales Leben aus der Wurzel des Germanenthums hervorgewachsen; bestehende wichtige Handelsverbindungen mit Deutschland; wohlgeordnete Regierungen, freisinnige Staatsverfassungen, mit einem Worte: alle Hülfsmittel europäischer Civilisation sind die Fundamente, auf denen wahres Menschenglück unbehindert und dauerhaft aufgebaut werden kann.

Mit diesen unschätzbaren moralischen Gütern vereinigen sich alle Bedingungen zum materiellen Gedeihen der Ansiedler. Die vornehmste unerläßliche Grundlage hierzu: klimatisch und durch Fruchtbarkeit von der Natur gesegneter Boden, ist im reichsten Maße vorhanden; ein anderes, für eine nationale Colonisation sehr wesentliches Desiderat: umfangreicher leerer Raum zur Aufnahme einer zahlreichen stammverwandten Bevölkerung, findet in weitester Ausdehnung Befriedigung; und das dritte nothwendige Erforderniß zur vollen Blüthe eines Landes: umfassende innere Wasser-Communication, ist Amerika nicht minder verliehen, und zwar in großartigster Bedeutung. Dieser überaus wichtige Gegenstand erheischt eine nähere Betrachtung.

Schiffbare Ströme sind die Pulsadern der Länder. Die großen Ströme Amerika's, welche unendliche Linien durchschneiden und mit dem Netze ihrer Nebenflüsse ungeheure Ländereien einschließen und zu einem Gebiete fruchtbringender Lebensbewegung gestalten, gewähren diesem Welttheile in Ansehung der Colonisation den unbedingt überwiegenden Vorrang vor allen anderen zur Colonisation geeigneten Regionen auf der Erde. Ein immenses Resultat liegt vor Augen. Die großen weitverzweigten Stromsysteme Nord-Amerika's sind es, welche dort in kurzem Zeitraume wunderähnlich die Entwickelung einer Fülle von Kraft und Leben vermittelt haben.

Zwei der vier großen Stromsysteme, die Amerika besitzt, sind an ihren Uferländern schon ziemlich dicht besetzt, der Landwerth hat sich daselbst schon beinahe auf den europäischen Fuß gestellt, nur ferne Hinterländer sind noch frisch anzubauen und zu Werth zu bringen, der in langer Frist jedoch den vierten Theil des Werthes der Uferländer kaum erreichen dürfte, indem für jetzt die produktenreichen, aber menschenarmen Binnenländer noch auf den Export in die Küstengegenden und in das Ausland angewiesen sind und der Landtransport den Produktenwerth bis auf die Hälfte absorbirt. Der Bodenwerth in diesen Gegenden wird erst dann namhaft sich erhöhen, sobald verdichtete Bevölkerung die innere Consumtion steigert. „Ueber tausend „Millionen Thaler Werth in Land sind seit dreißig Jahren am Lorenz„Strome und am Ohio und Missouri, durch die Verpflanzung von kaum vier „Millionen Menschen auf jene Länder und die Vermehrung dieser Bevölkerung „aus sich selbst, geschaffen worden." Welche großartige einfache Alchimie, die aus dem Ueberschusse der Menschheit — denn der Auswandernde wird in dem Heimatlande ja nicht vermißt, er war ihm entbehrlich, öfters eine Last sogar

*) Vorgetragen in der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft.

— in drei Decennien mehr Geld schlägt, als die Minen Spaniens in drei Jahrhunderten gaben: durch blosses Zusammenbringen des Menschen mit dem Boden einer flußdurchschnittenen Einöde!

Das dritte Stromgebiet Amerika's, das des Amazonenflusses, ist ungeeignet zum Anbau durch europäische Hände. Es ist vorbehalten für die eingeborne Race vom altperuvianischen Stamme, mit Negern, Chinesen, Kulies und europäischem Blute gemischt, ein Geschlecht, das ohne moralische Kraft üppig wie die Pflanzen seiner Wälder vegetiren, aber nie zu höherer Menschenbildung sich emporschwingen wird, weil mühelose Gewinnung der physischen Existenz die genetische Schlaffheit verewigt.

Jedoch das vierte Gebiet, das des Laplata, Uruguay, Paraguay und Parana, steht jenem des Mississippi, Ohio und Missouri in den einzelnen natürlichen Vorzügen völlig gleich, und nach vergleichender Zusammenstellung von Allem wohl noch über diesem.

Seine Hauptzüge haben Vieles ähnlich mit diesem, seine Verzweigungen sind noch mehr umfassend, als die des Mississippi. Der Uruguay vertritt den Arkansas, der Parana ist ein großartiger Missouri, der Paraguay ein großartiger Ohio mit ungleich grösseren weit hinauf schiffbaren Nebenflüssen, wie sie der Ohio nicht hat.

Vermöge der verschiedenen Breiten, die sie durchziehen, liefern ihre Gebiete die Produkte verschiedener Klimate; dieser Reichthum der Mannigfaltigkeit ist bei beiden gleich groß, nur nach umgekehrter Richtung, indem die Mündung des einen in der gemäßigten Zone und seine Quellen in der heißen, die Quellen des anderen in der gemäßigten aber die Mündung in der heißen Zone liegen. Die Verschiedenartigkeit der Produkte sichert für alle Zukunft einen belebten inneren Austausch. Diese Hauptbedingung des inneren Verkehrs fehlt auf dem Amazonenstrom sammt allen seinen Nebenflüssen gänzlich. Dabei aber hat der Laplata noch den hochbedeutenden Vortheil über den Mississippi, daß er nie mit Eis bedeckt ist, während Missouri sowohl als Ohio durchschnittlich vier Monate im Jahre der Schifffahrt geschlossen sind.

Welche Zukunft läßt sich mit voller Gewißheit diesen gesegneten Regionen verkünden! Und zweifelsohne schon in kurzem wird eine glückliche Wendung der Zustände dort beginnen. Jahrhunderte hindurch hat der Druck des engherzigen altspanischen Regime's gelastet auf jenen herrlichen Ländern, geschaffen, ein Garten der Erde und Wohnsitz vieler Millionen glücklicher Menschen zu seyn, sie entvölkernd in seinem einseitig kurzsichtigen Jagen auf Silbererze und die selbständige Entwickelung der neu entstandenen dünngesäeten Bevölkerung seines Blutes, die nicht ohne Energie und Thätigkeit, so darnieder haltend, daß sie zwanzig Jahre lang das Spielwerk eines entmenschten Wüthrichs, „Rosas", treiben konnte. Doch Alles deutet an, daß dieser endlich für immer seine Rolle ausgespielt haben, und daß bald dauernder Friede hergestellt seyn wird. Wenngleich nach den neuesten Zeitungsberichten der Wechsel des Kriegsglücks wieder einmal günstig für Rosas sich gewendet hat, er hierdurch in seinem Trotze sicherlich neu bestärkt worden ist und danach eine Verlängerung der Unruhen anscheinend in Aussicht steht; so läßt sich gleichwohl hieraus die Erwartung einer schnelleren Beendigung der Wirren ableiten, indem nunmehr den beiden Mächten, welche zur Beruhigung des Platagebietes sich verbunden haben, ein verstärkter Impuls gegeben ist, mit verdoppelter Energie einzuschreiten, um einen Zustand der Dinge, der ihrem Handel so nachtheilig ist, endlich zum Schlusse zu bringen. Bei vollem Ernste Englands und Frankreichs käm der Ausgang nicht lange zweifelhaft seyn. Ueberdies wird auch Paraguay wahrscheinlich nun nicht länger zögern, seine unter den dortigen Verhältnissen gewichtige Macht einzuwerfen, um die Integrität seiner durch Rosas' Anmaßung bedrohten politischen Selbständigkeit zu wahren und der Störung seiner Exportation ein Ende zu machen.

Ist der Friede gesichert, dann wird das Platagebiet Strebeziel des Unternehmungsgeistes werden. Die europäische Auswanderung, fortan von Jahr zu Jahr zunehmend, wird, der Einladung der Natur selbst folgend, auch dem Plata sich zuwenden. Nord-Amerika hat seine Größe und Macht konsolidirt, es sieht seine Volksmenge jährlich durch innere Vermehrung anwachsen und ist bereits gleichgültig geworden gegen Einwanderung. Hat die Erfahrung aus wenigen ersten Unternehmungen erst die Kunde von den lockenden Vorzügen verbreitet, dann wird die Auswanderung, und vornehmlich die deutsche, sicherlich im Großen nach dem Plata sich richten, und eine wunderbare Kapitals- und Werthzeugung durch Arbeit und Consumtion, wovon der Menschenfleiß in Nord-Amerika das eine Beispiel gegeben, wird sich hier wiederholen. Aus den heute noch werthlosen Wüsteneien wird ein Kapital des Grundwerthes gebildet werden von hunderten und abermals hunderten Millionen, ehe ein volles Menschenalter vergangen ist.

Das bisher Gesagte ist nicht dahin zu deuten, als ob blos die bezeichneten Länderräume für die Colonisation günstig seyen; es kam nur darauf an, die im großartigen Umrissen hervortretenden Vorzüge Amerika's anzudeuten. Es sind allerdings nicht die großen Flußgebiete allein, welche zur Colonisation sich eignen, viele andere dazu wohl gelegene Punkte, namentlich an den Küsten, sind noch vorhanden. Unter allen diesen dürfte die brasilische Provinz Rio Grande do Sul bei weitem den Vorrang einnehmen, und deswegen darf nicht unterlassen werden, dieses Land namentlich hervorzuheben. Das glückliche Klima, dem Deutschen durchaus zuträglich, in Verbindung mit dem fruchtbarsten Boden, läßt mehrere Südfrüchte und zugleich alle europäischen Gewächse gedeihen; die Lage an dem Meere, gute Häfen, ein tief in das Innere als Inlandsee einschneidender Meerbusen, ein verzweigtes Stromsystem gewähren die günstigsten Communicationsmittel, es vereinigen sich demnach hohe Vortheile für die Bodenkultur, den Binnenhandel und den Export zum Welthandel.

Nur in räumlicher Ausdehnung steht Rio Grande zurück gegen die kolossalen Gebiete der Riesenströme Amerika's, in den werthvollen Eigenschaften steht es ihnen gleich. Bereits ist die Kultivirung des schönen Landes weit vorgeschritten, aber noch ist Raum für Millionen neuer Ankömmlinge. Deutsche haben hier schon blühende Niederlassungen, und manche Umstände laden ausdrücklich Deutsche ein zur Ansiedelung in Rio Grande.

Auch der fünfte Erdtheil hat jetzt durch Wasser-Communication zur Colonisation bevorzugte Regionen aufgethan. Laut den so eben erst zur öffentlichen Kunde gelangten Nachrichten hat der englische Forscher, Capt. Mitchell, auf Neu-Holland ein großes in die Carpentaria-Bai sich ergießendes Flußsystem entdeckt, dessen Uferländer mit einer alle Vorstellung übersteigenden Fruchtbarkeit gesegnet sind. Daß aber diese Landstriche zum Anbau durch Europäer und insbesondere zu deutschen Ackerbau-Kolonieen sich eignen, muß in Betracht ihrer Lage innerhalb der Wendekreise bezweifelt werden. Wahrscheinlich wird eine dorthin verpflanzte Arbeiter-Bevölkerung von Kulies, Malayen und Chinesen den Reichthum des Bodens für englische Rechnung ausbeuten.

Indem diese Besprechung sich nur darauf beschränken will, eine Parallele zwischen Ost und West in Beziehung auf die deutsche Auswanderung durchzuführen, so liegt es außer Absicht, zu erörtern, ob Europa und im Besonderen Deutschland Vortheile durch Auswanderung und Colonisation erlangen könne; man kann es sich indessen nicht versagen, einen Gedanken auszusprechen, den die traurige Bedrängniß der Gegenwart freilich sehr nahe legt. Es hat die Thatsache sich herausgestellt, daß Amerika's Produkten-Reichthum befähigt ist, den Ausfall der Aerndte eines ganzen Welttheils zu ergänzen. Welche Zustände des Jammers, welche schreckenvollen, gewaltthätigen Ausbrüche der Verzweiflung von unabsehbaren Folgen würden England, Frankreich, selbst Deutschland erschüttert haben, wenn nicht die in Ohio, in Pennsylvanien, großentheils von deutschen Landleuten gebauten Früchte in fünfhundert Schiffen zu Hülfe gekommen wären. Hierin liegt der Beweis, daß Europa ein sehr wesentliches Interesse hat, die Vermehrung der Nahrungsmittel auf der Erde durch Anbau der Fruchtgefilde an allen zur Ausfuhr seewärts geeigneten Wasserstraßen zu wünschen und zu befördern, um daraus eine Beruhigung für die Sicherung der eigenen Existenz zu schöpfen.

Bemerkenswerth ist hier auch, daß auch Rio Grande do Sul schon in den 1780er Jahren Portugal eine sehr bedeutende Aushülfe an dem schönsten Weizen brachte, dessen fernere Zufuhr aber durch Pombal (dem auch Brasilien die Zerstörung seiner Maulbeer- und Olivenpflanzungen zu verdanken hat) verpönt wurde, worauf der Kornbau in Rio Grande so in Verfall gerieth, daß sogar der Pflug selbst in Vergessenheit kam und Brasilien allmälig mehr und mehr Mehl aus Nord-Amerika einführte, jetzt sogar an 300,000 Faß.

Dies allein zeigt schon, welche solide Grundlage deutsche Ackerbau-Kolonieen in Brasilien, d. h. in Rio Grande, haben würden.

England.

Volksunterricht in England.

(Fortsetzung.)

In einem Sendschreiben an den Bischof von St. Davids verbreitet sich Dr. Hook über die Mittel, den Volksunterricht wirksamer, als er bisher gewesen, zu machen. Dr. Hook wurde früher zu der Ultrahochkirchenpartei gerechnet und will noch immer derselbe seyn, der er stets gewesen. Dennoch redet er der Trennung des Religions- von dem sonstigen Unterrichte das Wort: er gesteht seine Ueberzeugung, daß nur auf diese Weise der Volksunterricht wirksamer gefördert werden könne. Der Staat, meint er, könne gar keinen Religionsunterricht gewähren; er solle daher nicht versprechen, was er nicht halten könne. Wenn man von Religion als einem Unterrichtsgegenstande rede, so handle es sich um eine bestimmte Glaubenslehre. Mische der Staat sich in den Religionsunterricht, so falle er allen Inkonvenienzen anheim, mit denen man die bestehenden Gesellschaften kämpfen sehe. Er solle sich begnügen, die Nothwendigkeit des Religionsunterrichtes anzuerkennen, und es Anderen überlassen, den Segen zu verbreiten, welchen er selber nicht zu spenden vermöge.

Allein der Staat müsse das Ungenügende des Unterrichts, den er gebe, anerkennen, er dürfe den Theil nicht für das Ganze ausgeben. Wenn der Staat erkläre, daß er die Sorge für den weltlichen Unterricht übernehme und Kirche und Dissenters um ihren Beistand zur Vervollständigung dieses Unterrichts angehe, wenn er die Erziehung in zwei Departements theile, deren eines er sich vorbehalte, während er denjenigen, die in dem anderen wirkten, die möglichste Erleichterung gewähre, so würde ein großer Theil der Einwürfe, welche gegen das Eingreifen des Staates in das Unterrichtswesen umliefen, beseitigt seyn.

Es folgen nun Vorschläge, wie dieser Gedanke weiter auszuführen sey — ein Detail, welches uns hier zu weit führen würde und welches wir deshalb übergehen.

Wenn die Partei der Hochkirche zu einer richtigeren Ansicht gekommen ist, wenn sie den Religionsunterricht, den sie früher in ihrem Sinne von Staats wegen ertheilt wissen wollte, insoweit aufgiebt, daß sie die Regierung der Sorge für denselben überhebt, so sind dagegen die Dissenters, wenn schon mit einigen nicht unerheblichen Ausnahmen, erklärte Gegner eines durch den Staat geleiteten Volksunterrichts; sie sind es noch immer, obgleich die ganze Lage der Dinge sich geändert hat und die Opposition, welche sie machen, schlechterdings durch die Verhältnisse nicht mehr gerechtfertigt wird.

Wenn Hook z. B. ganz auf dem Standpunkte der „Antistaatskirchen-Association" steht und mit dieser von demselben Prinzip ausgeht, dem Prinzip nämlich, daß die Religion außerhalb der Gränzen der Staatswirksamkeit liege; wenn von der Behauptung, daß der Staat sich um den Religionsunterricht nicht zu bekümmern habe, nur Ein Schritt ist bis zu dem Satze, daß die Forschung in Glaubenssachen gänzlich frei seyn müsse, daß keine Unterschrift irgend welcher Artikel auf Universitäten u. s. w. gefordert werden dürfe, so hätten, sollte man denken, die Dissenters mit solchen dem Recht des individuellen Urtheils so günstigen Ansichten nur zufrieden seyn können. Allein dies ist keinesweges der Fall.

„Konzessionen" — heißt es in dem Nonconformist, einer von Dissenters herausgegebenen Zeitschrift — „Konzessionen, die dem Geist der Zeit gemacht werden, kommen uns von gewissen Seiten so unerwartet, daß man sich vielleicht nicht wundern muß, wenn man sieht, wie sie — falls sie einmal gemacht werden — die allgemeine Aufmerksamkeit dergestalt in Beschlag nehmen, daß die Bedingungen, welche sie in ihrem Gefolge haben, gänzlich übersehen werden. Man giebt uns einen Groschen und nimmt uns dafür einen Thaler. Darüber weiß sich die Presse — mit wenigen Ausnahmen — vor anerkennender Bewunderung nicht zu lassen. Das, was Dr. Hook vorschlägt, ist nämlich, genau besehen, nichts Anderes, als daß wir alle Ansprüche auf die 7 Millionen, die der Klerus jährlich unter sich vertheilt, aufgeben sollen, wogegen der Klerus sich anheischig macht, der Jugend der Dissenters nicht länger mit dem Katechismus der Kirche zuzusetzen."

„Aber", meint der Rezensent der Quarterly-Review, „diese Bedingung werde einmal von Hook gar nicht gemacht, er sey weit davon entfernt, die Einkünfte der Kirche nur zu kirchlichen Zwecken verwendet wissen zu wollen und von der Nation zu verlangen, daß sie ihre Ansprüche auf diese Einkünfte aufgebe. Dann sey die Frage auch etwas Anderes, als eine Geldfrage, etwas mehr. Der „Nonkonformist" möge erklären, ob er für „Brod und Fische" kämpfe oder für Gewissensfreiheit."

„Wenn die Dissenters" — fährt er fort — „sich gegen jene Maßregel sträubten, die der letzte Schritt der Regierung in der Unterrichtssache war, so hatten sie Recht. Diese Maßregel war nur eine Maßregel der Toleranz, sie ging nicht von dem Prinzip der Rechtsgleichheit unter den Bürgern aus. Es sollte den Dissenters, jenem Gesetzesentwurfe nach, frei stehen, die Katechismusklasse durch ihre Kinder nicht besuchen zu lassen, allein der Kirche wäre ein vorherrschender Einfluß auf die Besetzung der Schullehrerstellen geblieben, und die Schullehrer hätten neben dem sonstigen auch den Religionsunterricht ertheilt. Die Bill war ein Kompromiß, und man glaubte, sie werde als ein Pfand des Friedens, welches die Kirche gebe, aufgenommen werden; sie erwies sich als ein Feuerbrand, und ihre Urheber werden keinen zweiten, ähnlichen Versuch machen."

Hook theilt in seiner Broschüre einen Plan mit, durch welchen die Mängel der eben erwähnten Bill vermieden werden sollen. Wir können jedoch auf diesen Plan und die Bemerkungen des Reviewers nicht eingehen, weil wir, wollten wir unseren Lesern deutlich werden, uns tiefer in das englische Lokal- und Munizipalwesen einlassen müßten, als der Raum es gestattet.

Der Reviewer schließt seine Betrachtungen mit dem Vorschlage, daß man die neue Chaussee-Bill (high-way-bill) mit den gehörigen Modificationen auf den Gegenstand quaestionis anwenden solle. Wie diese Bill allen Taxenzahlern in einer Gemeinde eine Stimme bei der Wahl eines Wege-Aussehers — oder zweier Wege-Aufseher in größeren Gemeinden — nebst dem Rechte, über das Chaussee-Regulativ zu verhandeln, ertheile, in gleicher Weise lasse sich — wenn man nur das Wort „Schulpfleger" für „Wege-Aufseher" substituire — die Schulangelegenheit ordnen: man brauche das Land nur in Schuldistrikte einzutheilen und eine lokale Geschäftsmaschinerie einzuführen, welche die beste Garantie gegen eine schlechte Verwaltung der Schulfonds bieten werde. Die Schulpfleger hätten sodann, als Repräsentanten der steuerzahlenden Einwohner, die Schultaxe zu erheben und ihren Bedarf — nach Maßgabe der Bedürfnisse und Mittel des Distrikts — zu reguliren. Ein — zu errichtendes — Ministerium des öffentlichen Unterrichts nebst einem demselben zur Seite stehenden Erziehungs-Departement würden die Verfügung haben über die vom Parlament zur Errichtung von Normalschulen, so wie zur Aushülfe derjenigen Orte, denen die Schultaxe zu schwer falle, bewilligten Gelder.

„Sey das Unterrichtswesen also gestaltet" — heißt es weiter — „so sey es leicht, gewissen Sophismen zu begegnen, die, namentlich von den Dissenters, gegen den National-Unterricht geltend gemacht würden. Wenn z. B. einer dieser Gegner frage: wo der Einwirkung des Staates eine Gränze zu setzen sey, falls man ihm erst die Erziehung der Jugend überlasse? Ob nicht dieselbe väterliche Sorgfalt, die ihn berechtige, das Schulwesen in seine Hand zu nehmen, sich bald dahin erstrecken werde, die Erwachsenen vor schädlichen Einflüssen zu bewahren, kurz, ob der Staat nicht eben so gut, als er das Recht anspreche, den Unterricht zu leiten, sich auch berechtigt halten dürfe, die Presse zu censiren? Wenn Jemand also frage", meint der Reviewer, „so liege das einzig darin, daß er den Staat nicht als res publica, als den Inbegriff sämmtlicher Interessen seiner Mitglieder fasse, sondern daß er unter „Staat" eine despotische Regierung verstehe, mit der man es in England glücklicherweise nicht zu thun habe." Die Gränzen der Staatswirksamkeit hätte der Reviewer sagen können, reichen eben so weit als die allgemeinen Interessen reichen, und die Wirksamkeit des Staates in engere Gränzen einschließen wollen, heißt das Wesen desselben verkennen. Der Volksunterricht, die Nationalerziehung sind aber so sehr Gegenstände des allgemeinen Interesses, daß es nicht nur Recht, sondern Pflicht des Staates ist, für sie Sorge zu tragen. Es liegt im Wesen jedes Staates, daß die individuelle Freiheit oder vielmehr das individuelle Belieben sich mit den politischen Institutionen hier und dort in Widerspruch finden, und es ist nur zu natürlich, daß dann von Eingriffen der Regierung die Rede ist; aber wer wird es dem Staate verdenken, wenn er dieses individuelle Belieben und sein Gerede unbeachtet läßt!

Die Dissenters begnügen sich jedoch mit den angeführten Bedenken keinesweges, sie stellen den Nutzen des Volksunterrichts — ob ihn nun der Staat leite oder nicht — überhaupt in Frage. „Der Ursprung des Uebels" — heißt es in dem bereits citirten Nonconformist — „unter welchem unser sociales System leidet und durch welches es mit einem endlichen Zusammensturz bedroht wird, liegt keinesweges in der Unwissenheit der arbeitenden Klassen, und ein weltlicher Unterricht, wie reichlich immer er gespendet werde, ist nicht die geeignetste Heilmethode. Wir leugnen die Thatsache jener Unwissenheit nicht, die socialen, moralischen und religiösen Uebelstände, die durch sie erzeugt werden, können kaum mit zu schwarzen Farben gemalt werden, allein, faßt man die Sache näher ins Auge, so zeigt jene Unwissenheit sich nur als das Symptom von etwas weit Schrecklicherem, als sie selbst ist, nämlich als das Symptom der Verarmung und Uebervölkerung, die beide, gegenseitig auf einander wirkend und sich steigernd, die Wurzel des Uebels bilden, und ein solches Uebel ist durch das vollkommenste Erziehungssystem, welches menschliche Weisheit ersinnen mag, so wenig heilbar, daß es nicht einmal dadurch bedeutend vermindert werden dürfte.

„Angenommen", — heißt es weiter — „der physische Zustand des Armen bleibt, wie er ist; werden gesetzliche Bestimmungen behufs der Erziehung seiner Kinder gerade da, wo es am nöthigsten ist, Nutzen stiften? Wie können sie dem gänzlich Verarmten zu Gute kommen? Wenn Euer ganzer Apparat endlich fertig ist und Regierungs-Schulen alle Distrikte des Landes zieren, werden sie sich mit Schülern aus den untersten Klassen des Volks füllen? In Hütten, Kellern und Löchern, in Aufenthaltsorten lebend, in denen an Reinlichkeit fast nicht zu denken ist, gegen eine absolute Nacktheit nur durch Fetzen und Lumpen geschützt, zur Arbeit, so früh es irgend angeht, verwendet, um das Einkommen ihrer elenden Aeltern mit einer, wenn auch noch so geringen, Zubuße zu vermehren und das Vergehen, auf die Welt gekommen zu seyn, gut zu machen — wie sollen Kinder dieser Klasse — der gedeihlichste Boden für Brutalität, Laster und Verbrechen — die Wirkungen auch des umfassendsten Systems eines nationalen Unterrichts empfinden? Es wird sie gar nicht berühren. Ihre Aeltern stehen zu tief auf der gesellschaftlichen Leiter, um ihren Kindern Unterricht, wäre dieser auch umsonst zu haben, ertheilen lassen zu können."

Gegen diese Bemerkungen wendet der Reviewer ein, daß sie zu viel bewiesen. Es könne doch keine Frage seyn, meint er, daß eine der Vernunft angemessene Lebensweise die Leiden der Armuth vermindere, eben so wenig, daß eine gute Erziehung zu einer solchen, der Vernunft angemessenen Lebensweise führe. Dann sey es auch nicht wahr, daß äußerste Armuth die Erziehung unmöglich mache. Es bedürfe blos des Willens einer Nation, um für die verwilderten Kinder ihrer Straßen Asyle zu gründen. Er belegt diese Behauptungen mit mehreren Beispielen und sagt, daß, abgesehen von solchen Asylen, es durchaus nicht die ärmsten Landstriche seyen, in denen der Volksunterricht sich am unpraktikabelsten erweise. Nicht, wo die größte Armuth, sey der größte Widerstand zu finden, sondern da, wo die Arbeit der Kinder am besten bezahlt werde. In Irland seyen die Schulen durchgängig besser besucht, als in England; sie seyen in Irland oft gedrückt voll, während in den englischen Fabrikdistrikten die Aeltern bei hohem Arbeitslohn dennoch ihre Kinder in die Fabrik, nicht in die Schule schickten, wenn kein Gesetz sie daran hindere. Die Erzählungen, die sich in dem Bericht der Kommission, welche über die Verwendung von Kindern in Fabriken Nachforschungen angestellt, vorfänden, seyen nichts weniger als Fabeln. Wir haben mit eigenen Augen, sagt der Rev., fünfjährige Kinder in den dunklen Gallerieen einer Kohlengrube gesehen, deren Aeltern wöchentlich 30 Shillings verdienen konnten und die den Lohn ihrer Kinder vertranken. In solchen Fällen können nur Zwangsmaßregeln helfen, denn ist die Demoralisation einmal bis zu einem gewissen Grade gestiegen, so sind es nur dergleichen Anordnungen, welche der Gesellschaft Schutz zu gewähren vermögen.

„Allein" — fährt der Reviewer fort — „man redet auch von Uebervölkerung. Das Raisonnement des Nonconformist fußt theilweise auf dem alten Einwurfe von Malthus — oder vielmehr derjenigen, die, ohne Malthus gehörig zu verstehen, behaupten, daß die Möglichkeit einer permanenten Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Klassen nichts Anderes als eine Chimäre sey. Armuth, sagen sie, vermehrt die Bevölkerung; denn es ist erwiesen, daß die Fruchtbarkeit des Menschen mit seinem Elend in geradem Verhältniß steht; je mehr die Armuth stieg, hat dieses unnatürliche Anwachsen der Bevölkerung zugenommen, während andererseits durch die steigende Bevölkerung die Armuth zunehmen mußte, so daß wir durch das Zusammen- und Aufeinanderwirken dieser beiden Faktoren an den Rand des Unterganges gerathen sind. Kann einem solchen Uebel durch Schul-Anstalten gesteuert werden?

„Es läßt sich zwar nicht leugnen" — antwortet hierauf der Kritiker der Review — „daß bei einer armen Bevölkerung die Zahl der Geburten die gewöhnliche Durchschnitts-Anzahl übersteigt und — will man auch Malthus nicht in allen seinen Behauptungen beipflichten — es muß zugegeben werden, daß da, wo sich ein Ueberschuß in der Zahl der Geburten über die gewöhnliche Zahl unter Umständen findet, welche der vollständigen Entwickelung der Hülfsquellen eines Gemeinwesens entgegenstehen, ein korrespondirender Grad der Verarmung sich ergiebt. Allein solche Ueberschüsse dürfen nicht aus einer Ver-

schiedenheit in der Vermehrungsfähigkeit der verschiedenen Klassen erklärt werden, sondern sie entstehen in der Regel aus einem zu frühzeitigen Heiraten. Armuth ist nicht nothwendig mit Unbesonnenheit verbunden, allein Unwissenheit ist es mit Unvorsichtigkeit. Die Zahl aller unvorsichtigen und zu frühzeitigen Ehen, oder die Sittenlosigkeit, welche zu demselben Resultate führt, steht immer in genauem Verhältniß zu der Unwissenheit einer Bevölkerung, zu dem Zustande ihrer moralischen und intellektuellen Kultur. In Schottland werden bei weitem nicht so viel unüberlegte Ehen geschlossen, als in Irland. In unseren Manufaktur-Bezirken heiraten die jungen Leute, beinahe noch ehe sie aufgehört haben, Kinder zu seyn, und zwar nicht etwa aus einer aus Armuth entstehenden Unbesonnenheit, sondern wegen einer zu frühzeitigen Unabhängigkeit, wegen einer zu schnellen Emancipation von der älterlichen Kontrole. (Schluß folgt.)

Handbuch des Konsularwesens, von F. A. von Mensch. *)

Die in der Einleitung des vorliegenden Buches ausgesprochene, dem Herrn von Chateaubriand entlehnte Meinung des Verfassers können wir nicht ganz theilen. Wir glauben nicht: die Zeit der Botschafter wäre vorüber, um einer Konsular-Aera den Platz zu räumen.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß heutzutage das Wesen der Diplomatik viel weniger auf der Kenntniß der Urkunden, der Familien-Traktate u. s. w., als auf der genauen Kunde der politisch-kommerziellen und der kommerziell-politischen Verhältnisse beruhe. Warum sollten sich aber die Konsuln mit den eigentlichen Diplomaten, oder diese mit jenen, nicht vertragen?

Wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Anzahl aller europäischen Konsular-Agenten, nachdem sie bereits bedeutend zugenommen, sich beträchtlich noch vermehren wird; wenn auch diese Agenten, durch wahre Berichte über das an verschiedenen Punkten in dem Handelsverkehre eines fremden Gebietes richtig Beobachtete, die politische Richtung ihres Vaterlandes wohl zu influenziren bestimmt sind, — so wird doch stets die praktische Anwendung ihrer Erfahrungen von dem von den Regierungen nöthig erachteten politischen Verhalten der Botschafter und Gesandten abhängen. Bei großen Staaten ist, in unserer Epoche, ein Konsular-System, das sich des Schutzes und der Leitung einer Diplomatie nicht zu erfreuen hätte, eben so wenig denkbar, wie eine Diplomatie ohne Konsular-System. Ersterer Fall würde einem Körper ohne Haupt, letzterer einem Haupt ohne Körper gleichen.

Von den Gründen, welche die Herausgabe des vorliegenden Handbuchs veranlaßt haben sollen, können wir demnach nur einen vollständig billigen, wenn die Angabe, auf welcher dieser Grund beruht, in der ihr zugesprochenen Intensität wirklich vorhanden ist. Der Verfasser erklärt nämlich, daß er vorzugsweise für die Konsuln des Zollvereins geschrieben habe, welchen, ihrer größeren Majorität nach, die zu ihrem Fache unentbehrlichen Vorkenntnisse förmlich abgehen sollen.

Da die Wahl zu Konsularstellen wo möglich auf Leute fallen muß und vermuthlich fällt, welche mit allen den zu ihrer Amtsführung nöthigen Eigenschaften für ausgerüstet gehalten werden, — so würden wir dieses so scharfe, so traurige Urtheil weitläuftig bestreiten, wenn es nicht von einem Manne käme, der lange Jahre hindurch einen Konsularposten mit Ehren behauptet hat und der das Konsulats-Personal eben sowohl als seine Worte zu prüfen versteht.

Von diesem Gesichtspunkte — dessen Verantwortlichkeit wir also nicht übernehmen — verdient gegenwärtiges Werk Berücksichtigung. Es enthält zwar wesentlich nichts Neues; es hat aber den Werth einer geschickten und zu ihrem Zwecke angemessenen, gewissenhaften, wenn auch nicht fehlerfreien Zusammenstellung. — Der Einleitung zufolge, soll es mit den fremden Konsular-Gesetzgebungen in Einklang gebracht worden seyn. Zu dieser Aeußerung ist man aber offenbar aus Selbsttäuschung gelangt. Das angegebene Resultat zu erreichen, wären ganz andere Leistungen als die vorliegenden erforderlich gewesen. Es genügte nicht, eine gute Grundlage — die preußische Konsular-Ordnung von 1796 — der Arbeit zu unterlegen. Eine logische Vergleichung dieses Dokuments mit anderen Konsular-Ordnungen, die komparative Angabe des Ganges der verschiedenen Konsular-Gesetzgebungen seit 1796, die Feststellung der Fortschritte der einen, der Rückschritte der anderen gehörten natürlich zur gestellten Aufgabe. Ein theoretisches Muster zu einer vollkommenen Konsular-Ordnung trat dann vielleicht aus diesem Rahmen.

Ein solches Werk nahm sich für Deutschland Herr v. Miltiz vor nach dem Erscheinen der vielfach unzweckmäßigen französischen Konsular-Ordnung des Herzogs von Broglie aus dem J. 1833. Der Tod unterbrach leider Herrn v. Miltiz in der Ausführung seines Vorhabens. Seitdem ist sein Werk liegen geblieben. Keinem derjenigen, die über Konsulate nachher geschrieben haben, ist es eingefallen, die Fortsetzung und Vollendung einer Arbeit durchzuführen, deren Plan vortrefflich hell und einfach vorliegt, deren nützliche Verwirklichung, seit Miltiz, durch ansehnliche Fortschritte seitens der fremden Konsular-Gesetzgebungen (unter anderen Frankreichs durch die Ordonnanz vom August 1845) gewaltig erleichtert wurde.

Die Rechte und Pflichten der Zollvereins-Konsuln sind in der ersten Abtheilung des Handbuches ziemlich klar dargestellt. Die Gränzen der Konsularbefugnisse werden namentlich genau angegeben. Wer sich in den von dem Verfasser bezeichneten Schranken zu halten versteht, wird gewiß nie die ihm ertheilte Vollmacht überschreiten. Die schonende Behandlung dieser kitzlichen Seite der Konsular-Amtsführung beweist am besten, wie sehr der Rathgeber ihr praktisch gewachsen war. In besagter ersten Abtheilung sind ferner manche Konsular-Gesetze und Gebräuche sorgfältig zusammengefaßt.

Die zweite Abtheilung enthält die preuß. Konsular-Geschäftsordnung von 1796, den preuß. Konsular-Tarif, verschiedene Auszüge aus Handels-Traktaten. Sie bildet — mit den Handels- und Schifffahrts-Verträgen des Zollvereins und einigen statistischen Tabellen, welche die dritte Abtheilung ausmachen — eine Sammlung interessanter und belehrender Aktenstücke. Schade, daß dergleichen Hülfsbrücken nicht lediglich Laien oder erst angehenden Konsular-Beamten gewidmet sind.

Das Handbuch ist — wie auch aus dem im Eingang angegebenen Titel desselben hervorgeht — in französischer Sprache abgefaßt. Nach der Meinung des Verfassers finden sich viele Konsuln des Zollvereins, die leider der deutschen Sprache nicht mächtig sind. — Es würde sich Manches über den Styl des Buchs bemerken lassen, enthielte die Einleitung nicht eine eben so bescheidene als, wir müssen hinzufügen, nicht ganz ungegründete Bitte um Nachsicht in Bezug auf den Styl.

Es bleibt uns noch übrig, dem Unternehmen des Herrn v. Mensch im Allgemeinen das verdiente Lob angedeihen zu lassen. Jeder Schriftsteller, der die in Deutschland noch ziemlich dunkel gebliebene Frage der Konsuln zu beleuchten versucht, erwirbt sich Ansprüche auf dankbare Anerkennung. Es ist eine nützliche, den Zeitbedürfnissen zuträgliche und zuletzt gewiß heilbringende Tendenz. Um so unparteiischer muß sich deshalb die Kritik hier verhalten. Nur durch gerechte Strenge kann es in der That der Kritik gelingen, die Aufmerksamkeit in Betreff dieser Frage in steter Regung zu halten und also nachzuweisen, daß auf dem Gebiete der Konsulats-Organisation für unser deutsches Vaterland ein weites Feld noch offen steht. Dr. O. M.

*) Manuel pratique du Consulat; par F. A. de Mensch. — Leipzig, Brockhaus, 1847.

Mannigfaltiges.

— Umfang der größten Kirchen Europa's. Das seit kurzem in Rom erscheinende englische Blatt: The Roman Advertiser enthält eine übersichtliche Zusammenstellung der größten Kirchen Europa's, um zu beweisen, daß es kein Wunder sey, wenn in der St. Peterskirche zu Rom auch bei den feierlichsten Gelegenheiten kein eigentliches Gedränge wahrgenommen werde. In der That können wohl auch nicht leicht von den jetzigen Einwohnern Roms so viele in dem einen Gotteshause versammelt seyn, als darin Raum haben, wenn auch auf einen Menschen vier engl. Quadrat-Ellen (Square-Yards) gerechnet werden, was mehr als hinreichend für zwei Menschen seyn würde. Wir lassen nachstehend die gedachte Uebersicht folgen:

	Personen.	Quadrat-Ellen.
St. Peterskirche	54,000	13,500
Dom in Mailand	37,000	9,250
St. Paulskirche in Rom	32,000	8,000
St. Paul's in London	25,000	6,400
San Petronio in Bologna	24,400	6,100
Kathedrale in Florenz	24,300	6,075
Dom in Antwerpen	24,000	6,000
St. Sophia in Konstantinopel	23,000	5,750
St. Johann vom Lateran in Rom	22,900	5,725
Notre-Dame in Paris	21,000	5,250
Kathedrale in Pisa	13,000	3,250
Stephanskirche in Wien	12,400	3,100
St. Dominik in Bologna	12,000	3,000
St. Peterskirche in Bologna	11,400	2,850
Kathedrale in Siena	11,000	2,750
St. Markuskirche in Venedig	7,000	1,753

Auf der Piazza von St. Peter, wo die Menschen stehen, wenn der Papst den Segen ertheilt, haben 208,000 Personen, in Reihe und Glied militairisch aufgestellt, und 624,000 Personen in gedrängter Stellung Platz.

— Der spanische Hof. Der englische Tourist, Herr Hughes, dessen Schilderung der spanischen Granden wir kürzlich (Nr. 43 des Magazins) mitgetheilt, ist auf den gesammten spanischen Hof, wie er jetzt zusammengesetzt ist, nicht gut zu sprechen. Von Don Francisco d'Assis, dem Gemahl der Königin, sagt er, daß er die feine Sopranstimme eines Mädchens von zehn bis zwölf Jahren habe. Die Königin habe ihn in der Zeit, da sie noch mit ihm in gutem Vernehmen gelebt, immer ihre Muhme (Prima) oder auch Paquita (Fanny, das Diminutivum von Francisca) genannt. Das Verhältniß der Königin zu ihrer damaligen Oberhofmeisterin wird ungefähr so dargestellt, wie Scribe in seinem „Glas Wasser" das der Königin Anna zur Herzogin von Marlborough schildert. General Serrano würde also in dem spanischen Lustspiele eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so naive Rolle wie Lieutenant Masham spielen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 48. Berlin, Donnerstag den 22. April 1847.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.*)

III. Historische Uebersicht über die Entwickelung der Denk- und Glaubensfreiheit im römischen Alterthum.**)

Viele Jahrhunderte vergingen, ehe die Welt die Entdeckung machte, daß freie Worte ein Verbrechen seyen. Im Morgenlande gab es freilich keinen politischen Denkzwang, aber nur deshalb, weil es kein freies Denken gab, weil man die Freiheit an sich weder aus der Gegenwart noch aus der Ueberlieferung kannte. Der Despot herrschte über Sklaven, gleichwie die Ruthe über Kinder: Auflehnungen in Wort und That waren bloße Worte, und die Strafen bloße Sinnenzucht. — In Griechenland dagegen kam der Geist zum Ausbruch, mit ihm das Bewußtseyn der Freiheit, und mit diesem das freie Denken. Allein auch hier gab es keinen politischen Denkzwang, weil die Gegenwart wirklich frei und daher der Zwang eine Unmöglichkeit war. Daher war die griechische Staatenbildung so voller Leben und Jugendfrische, daß wir noch heute sie bewundern, die griechische Literatur so voller Adel, Saft und Mark, daß sie noch jetzt, nach Jahrtausenden, dem Geiste die schönste, gesundeste Kost gewährt; denn der griechische Geist ist ein ewiger, weil er ein freier war.

Die römische Republik gestaltete sich ebenfalls in freier männlicher Kraft. Das Obere und Untere des Staats glich sich aus durch das Selbstgefühl Aller. Es gab keinen Druck ohne Gegendruck, und eben darin besteht die Freiheit. Das Gesetz war für Alle die Schranke der That; Rede und Schrift blieben ungefesselt. „Handlungen", sagt Tacitus, „wurden geahndet, Worte blieben ungestraft." Und sie blieben es, bis die männliche Kraft alterte, die Bestandtheile der Macht auseinanderfielen und nur Wenige, dann Einer sie an sich riß. Die Verfolgung des freien Wortes ist eine Erfindung des römischen Kaiserthums, angebahnt indessen durch die Bürgerkriege. Die Proscriptionen sind in der ersterbenden Republik, was die Majestäts-Prozesse in der Monarchie. Jene entwickelten den Keim, diese den Flor des Gedankenzwanges. Denn mit den Bürgerkriegen verlor der Druck und Gegendruck der Staatskräfte das Gleichgewicht. Die Parteien sind zwar die nothwendigen organischen Hebel in dem Triebwerk des Staates — oder, wie Apollonius von Tyana eben so schön als paradox sich ausdrückt: das Heil des Staats besteht in der „uneinigen Eintracht" oder in der „guten Zwietracht" — weil ohne sie der Staat ein Körper in der Lethargie, ein Druck ohne Gegendruck, ein Daseyn ohne Leben, ein Moment, nicht der Geschichte, sondern der Statistik ist. Aber die Parteien müssen im Staate, nicht über demselben stehen, nur ineinandergreifen, nicht einander zerdrücken. Daher konnte es keine wahre Gedankenfreiheit geben, so lange Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, Antonius und Oktavian mit einander rangen; denn in solchen Gegensätzen ist jedes Wort, jede That, je nachdem die eine oder die andere Partei Richterin ist, zugleich Verdienst und Verbrechen. Jene gegenseitigen Verfolgungen der kämpfenden, jene Proscriptionen der siegenden gegen die besiegten Parteien waren daher bloße Ausübungen der Rache, und obwohl sie noch nicht den wirklichen Gedankenzwang hervorbrachten, der gleicherweise nur auf den Unterschied von Wort und That und auf ein friedliches Nebeneinander der Parteien Anwendung findet, so müssen sie doch als Keime desselben betrachtet werden, weil das Prinzipat aus ihnen die Ueberzeugung von der Möglichkeit und die Anleitung zur Ausführung desselben schöpfte.

Unmittelbar vor dem Untergange der Republik herrschte zu Rom die zügelloseste Demagogie und unmittelbar nach Gründung des Prinzipats der zügelloseste Despotismus. Und doch war der Umschwung nicht eine Folge äußerer und offener Gewalt! Wie also diese auffallende Erscheinung anders erklären, als durch das Daseyn einer geheimen und inneren Gewalt, durch die Wirkung jenes Zwangssystems, welches die Monarchie, um die republikanischen Gesinnungen zu ersticken und die servilen zu erziehen, gegen die Rede- und Schriftfreiheit organisirte und das in den Majestäts-Prozessen seinen Mittelpunkt fand. Ein Majestäts-Gesetz gab es freilich schon in den Zeiten der Republik, allein es war, wie eben Tacitus sagt, nur gegen Thaten, nicht gegen Worte gerichtet; es hatte nur dann Untersuchung zur Folge gehabt, wenn Jemand durch Verrath, Empörung oder schlechte Staatsverwaltung die Majestät des römischen Volks oder die Sicherheit des Staats gefährdet hatte. Als nun aber die Dynastie es für gerathen fand, die Rechte des souverainen Volks und mit ihnen die Glorie der Majestät auf sich selbst zu übertragen: da ward das Majestäts-Gesetz in seiner Wirkung auch auf Rede und Schrift ausgedehnt und in dieser Ausdehnung zum Vorwande des heillosesten Gedankenzwanges. Die Hoffnung des Julischen Prinzipats, sich auf diesem Wege die geistigen Kräfte des Staats zu unterwerfen, schlug indessen fehl. Vielmehr brachte das Zwangsverfahren auf die Dauer gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor; der gepreßte Gedanke gerieth in Verzweiflung und machte, am Wort verhindert, endlich sich in Thaten Luft. Es ist jedoch eine höchst denkwürdige Thatsache, daß fast sämmtliche Julier ihre Regierung der Rede und Schrift gegenüber mit edler Freimüthigkeit und außerordentlicher Mäßigung begannen, alsbald aber mehr oder minder davon abgingen und in das Gegentheil umschlugen. Theils lag allerdings die Schuld, z. B. bei Caligula und Nero, in einer allmäligen Verschlechterung des Charakters, theils findet diese Erscheinung ihre Erklärung, wie bei Cäsar und Tiberius, in der berechnenden Politik des selbstsüchtigen Machthabers, der da glaubt, erst durch Milde befestigen zu müssen, um dann desto entschiedener auftreten zu können; oder sie hat endlich ihren Grund in dem Verdruß des offen sich hingebenden Fürsten, der in seinen Erwartungen sich getäuscht und gekränkt fühlt, wenn er, trotz einer freisinnigen Regierung, unaufhörlich sich selbst und seine Umgebung angegriffen sieht. Dieser Fall findet bei Augustus statt. Was den alternden Fürsten auf seinem Wege irre machte, war augenscheinlich eine unerwartet hartnäckige Opposition; bei einem wahrhaft großen politischen Charakter wäre ihm freilich nicht unerwartet gekommen, was so natürlich war. Denn wie nur da die freie Rede möglich ist, wo es Parteien giebt, so muß es auch Parteien geben, wo die Rede frei ist. Die Julier gaben also den Ruhm der Nachwelt preis dadurch, daß sie die bessere Erkenntniß bösen Gelüsten, falschen Berechnungen oder gereizten Stimmungen zum Opfer brachten und dergestalt den Staat an den Rand des Verderbens führten. Denn indem sie die Rede fesselten, lähmten oder vernichteten sie die Parteien, und indem sie diese aufhoben, versetzten sie den Staat in jenen Zustand der Lethargie, nahmen ihm den Gegendruck und das Leben. Darum ist die Geschichte des Julischen Prinzipats kaum mehr als der Verwesungsprozeß eines Leichnams.

Cäsar's Diktatur leitete das Prinzipat des Augustus ein. Seitdem er nach dem Tode des Pompejus Gebieter des Staats war, machte er, wie sich Sueton ausdrückt, zu seinem leitenden Grundsatz, „gehässige Gedanken und Worte lieber zu verhüten, als zu ahnden." Cäsar's Präventivsystem bestand jedoch in nichts Weiterem, als daß er diejenigen, welche in Rede und Schrift sich Bitterkeiten gegen ihn erlaubt hatten, entweder selbst warnte oder durch Andere warnen ließ, sie möchten nicht damit fortfahren. Doch erkannte er damit, da er Niemanden Geschehenes nachtrug, die Straflosigkeit der Rede und Schrift nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis an; und indem er Werke und Verfasser nicht nur nicht verfolgte, sondern auch seinen Unwillen nicht einmal merken ließ, erkannte er gleicherweise die Thatsache an, die man so oft verkannt, daß nämlich am leichtesten vergessen wird, was man am wenigsten beachtet. Fast alle solche Schriften waren daher bald nach ihrem Erscheinen verschollen; Niemand legte einen Nachdruck auf sie, weil Cäsar selbst dies nicht that; Niemand brannte vor Begierde, sie zu lesen, weil ihre Anschaffung Keinem erschwert oder verwehrt war. Wo aber Cäsar aus irgend einem Grunde Angriffe zu beachten und gegen sie einzuschreiten für nöthig fand: da bekannte er sich stets zu dem bisher geltenden Grundsatze Roms und Griechenlands, daß kein anderes Mittel gegen das Wort gebraucht werden dürfe, als das Wort selber. Als daher Cicero in einer Lobschrift auf den Cato diesen, den erbittertsten Gegner Cäsar's, fast bis in den Himmel erhoben hatte, so that er dawider nichts Anderes, als daß er eine Gegenschrift, den „Anti-Cato", in zwei Büchern herausgab und so die öffentliche Meinung zur beiderseitigen Richterin machte. Widerlegen also — nicht ahnden, Mäßigung — nicht Rache war Cäsar's Streben als Sieger. Und doch artete nicht selten die Rede- und Schriftfreiheit damals in Frechheit aus: so weit war man noch in diesem Augenblicke davon entfernt, Worte als Verbrechen zu betrachten. Allein nur zu bald hörte diese Toleranz auf. Unter Tiberius war sie ganz verschwunden, und auch unter Augustus haben wir schon Symptome des rasch sich entwickelnden Absolutismus. Ja selbst Cäsar gab in der späteren Zeit, als er sich in seiner Stellung sicher glaubte, jene Milde auf. Mit dem wachsenden Vertrauen auf seine Allgewalt

*) Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von Dr. W. Adolph Schmidt, außerordentl. Prof. der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Veit u. Comp., 1847.

**) Vgl. Nr. 39 und Nr. 44 des Magazins.

nahm auch seine Willkür zu; weshalb man das Mißbehagen über viele seiner Gewaltmaßregeln, z. B. über den eigenmächtigen Verkauf von Staats- und Tempelgütern, um durch die daraus gelösten Summen seine Anhänger zu bereichern, u. s. w., nur in *Privatzirkeln* und *anonymen Broschüren* zu äußern wagte — ein sicheres Zeichen, daß das freie Wort vor der Verfolgung des Machthabers schon nicht mehr sicher zu seyn glaubte. Als aber einmal der Druck der Gewalt auf dem Worte lastete, so erzog dieselbe meist nur entweder *Sklaven* — insofern der Gedanke zaghaft sich ergab, oder *Spötter* — insofern er blos aus dem Versteck heraus zu plänkeln wagte, oder endlich *Heuchler* — insofern die Gesinnung sich verstellte und, um befreundet zu erscheinen, der Kleidung und der Waffen des Gegners sich bediente; der Helden und *Märtyrer* der freien Ueberzeugung, die fest, offen und ehrlich ausharren, sind in so drangvollen Zeiten stets nur wenige. So lange Cäsar dem Freimuth und selbst dem Muthwillen des Worts Spielraum gelassen, so lange vergriff sich auch Niemand an dem Bestehenden oder an seiner Person. Aber jene spätere, willkürliche Beschränkung der Gedankenfreiheit regte, wie Dio ausdrücklich bezeugt, die öffentliche Meinung entschieden und dauernd wider ihn auf. Cäsar merkte die Symptome der Unzufriedenheit wohl, aber er wiegte sich so selbstgefällig in den Traum der Sicherheit, daß ihn endlich der Dolch der Verschworenen daraus erwecken mußte.

Augustus nahm in den meisten Stücken den Cäsar zum Muster; nur durch größere Vorsicht und — trotz aller Härte des Gemüths — durch besseren Willen wich er von seinem Meister ab. Um die Alleinherrschaft sicher zu begründen, mußte er den republikanischen Anschauungen, überhaupt allen Parteirichtungen gegenüber mit möglichster Schonung zu Werke gehen. Er löste deshalb auch die drückenden Fesseln, welche in Cäsar's letzter Zeit und unter dem Triumvirate auf Rede und Schrift gelastet. Das Wort sollte gänzlich frei seyn, sowohl der *Sache* wie der *Person* gegenüber. Dies beweisen mannigfache Thatsachen. So hatte Livius in seinem Geschichtswerk den Pompejus mit so großen Lobsprüchen überhäuft, daß Augustus ihn den Pompejaner nannte, ohne daß dadurch ihre Freundschaft Abbruch erlitt. Ungestraft widmete Asinius Pollio dem Cassius und Brutus in seiner Geschichte ein ruhmvolles Andenken, ungestraft pries Messala Corvinus den Cassius als seinen Feldherrn und nannte Cremutius Cordus den Brutus den letzten der Römer. Dieselbe Gelassenheit bewahrte Augustus auch dem Spott gegenüber, der, im Wesen mit den bildlichen Karikaturen der modernen Zeit vergleichbar, im Gewande des Volkswitzes und der Satire sein Thun und Treiben bekrittelte und, wie zu allen Zeiten, von der Menge begierig erhascht ward, nicht sowohl aus Gehässigkeit, als vielmehr im Hange nach Unterhaltung und froher Laune in Ermangelung ernster politischer Thätigkeit. Wo er aber etwas dagegen unternahm, da geschah es nicht im Wege der Verfolgung, sondern der Rechtfertigung. So widersprach er einmal einer gewissen boshaften und übermüthigen Spöttelei in einem Edikte. Auch er widerlegte also Worte nur durch Worte. Diese Abwesenheit alles Gedankenzwanges dauerte durch volle 38 Jahr seiner Alleinherrschaft. Erst seit dem Jahre 8 nach Chr. fand eine Umwandlung der Dinge statt, die sich besonders in den ersten *Rede- und Schriftprozessen*, den ersten *literarischen Verboten* und dem ersten, freilich noch sehr unentwickelten Keimen einer *präventiven Censur* ankündigte. Die Sinnesänderung des Augustus wurde in Folge einer wachsenden Mißstimmung und Gereiztheit herbeigeführt, in die der alternde Fürst durch die Angriffe und Verleumdungen, theils gegen seine eigene, theils gegen andere ihm nahe stehenden Personen, versetzt wurde. Die Veranlassung erzählt Sueton etwa folgendermaßen: Einst wurden Schmähschriften über Augustus in der Curie verbreitet; dieser hielt sie zwar keiner Beachtung und Widerlegung werth, forschte auch nicht einmal den Verfassern nach, gab aber seine Meinung dahin ab, daß künftighin eine gerichtliche Untersuchung über diejenigen eingeleitet werden solle, die Schmähschriften oder Spottgedichte auf irgend Jemand unter fremden Namen herausgeben würden. Dieser Entschluß kam nun wirklich zur Ausführung, und zwar unter Anwendung des *Majestäts-Gesetzes* der Republik, indem dessen Wirkung, die bisher nur auf Thaten sich erstreckt, nunmehr zum ersten Male auch auf *Worte* ausgedehnt ward. Daher sagt Tacitus: „Augustus war der Erste, welcher unter dem Vorwande jenes Gesetzes Untersuchung wider Schmähschriften verhängte.“ Uebrigens war der damalige Begriff einer Schmähschrift ein sehr weiter, insofern er überhaupt die oppositionelle Publizistik bitteren Inhalts bezeichnete, gleichviel ob der Angriff mehr die Personen oder die Verhältnisse traf. Der erste Majestäts-Prozeß war gegen Cassius Severus gerichtet, den berühmten, aber leidenschaftlich bitteren Redner, in dessen Reden wie sein Charakter sich der Schmerz und die Trauer über den Umsturz der Republik gleichsam verkörperte. Dieser Mann nun, dessen Daseyn eine Unmöglichkeit war ohne offenen Krieg mit den vorhandenen Zuständen und Personen, hatte auch außerhalb des Forums seine Angriffe geordnet und in Flugschriften gegen hochstehende Männer und Frauen seinem Zorn freien Lauf gelassen. Der Senat, vor dem, als oberstem Kriminal-Gerichtshof der Monarchie, die von Augustus anbefohlene Untersuchung geführt wurde, verurtheilte den Angeklagten zur Verbannung nach Kreta und verordnete die Vernichtung seiner Schriften. Außer dieser Verbannung, so wie außer der des Dichters Ovid nach Tomi, erwähnt Dio noch mehrerer durch Augustus angestellter Untersuchungen gegen verschiedene Schmähschriften; einige Verfasser wurden mit Strafen belegt und die Schriften derselben unterdrückt, d. h. konfiszirt und verbrannt.

Indessen ist nicht zu verkennen, daß Augustus, indem er die Freiheit der Gedankenmittheilung beschränkte, doch Besonnenheit genug behielt, um nicht in jenes Extrem zu gerathen, das unter seinen Nachfolgern die Majestäts-Prozesse in die scheußlichste Gedankentyrannei ausarten ließ und den Senat zu einer Sklaven-Versammlung machte. Der Sklavensinn kam erst mit der Furcht, die Furcht aber mit dem versteckten Terrorismus, in welchem schon Tiberius eine so meisterhafte Virtuosität entfaltete. Augustus war kein Terrorist; da er jedoch eine wahrhafte Alleinherrschaft zu begründen entschlossen war, so wollte er vor Allem Nichts geflissentlich laut werden lassen, was sein fürstliches Ansehen irgend wie blosstellen konnte. So kam es denn vom bloßen Repressivverfahren, wie im Prozeß gegen die Schmähschriften, bald zu wirklichen *literarischen Verboten*, und zwar zuerst auf dem Felde der Journalistik.

(Schluß folgt.)

Deutsche Auswanderung.

II. Der Vorschlag einer deutschen Versammlung zur wissenschaftlichen Erörterung der Auswanderungs- und Colonisationsfragen.

Vom Kaiserl. Brasil. General-Konsul J. J. Sturz.

Neulich ist die Aufforderung zu einem allgemeinen Kongresse zur Beleuchtung und unparteiischen Erforschung aller Auswanderungs-Verhältnisse und der darauf bezüglichen Pläne veröffentlicht worden. Da dieser Vorschlag nicht unbeachtet geblieben, vielmehr in die bedeutendsten Zeitschriften Deutschlands übergegangen und von mehreren beifällig besprochen und dessen Verwirklichung befürwortet worden ist, so nehme ich keinen Anstand, mich als den Urheber desselben und den Verfasser der ursprünglichen Veröffentlichung zu bekennen.

Wenn der Menschenfreund, welcher aus Mitgefühl für die Scheidenden zur Linderung menschlicher Leiden und zur Verhütung drohenden Unheils beizutragen strebt; wenn der Staatsmann, befähigt aus dem höheren Standpunkte der Wissenschaft und der Erfahrung die große Angelegenheit der Nation und der Zeit aufzufassen; wenn im Fremdhandel wohl erfahrene Kaufleute, welche die kommerzielle Bedeutung der Auswanderung zu würdigen vermögen und, unbeschadet ihrer individuellen humanen Bestrebung, die Emigration als ein kräftiges Agens anerkennen, durch welches der Rhederei und dem Handel gleichmäßig durch *Hin-* und Rückfracht vortheilhafte Thätigkeit vermittelt wird (indem allerdings die Emigranten-Beförderung schon die Hauptfracht nach allen Theilen Amerika's bildet und solche *Ausfracht* eine billige Heimfracht, also die Konkurrenz mit fremder auf *andere* Weise *mehr* begünstigter Rhederei möglich macht); wenn Geographen, Aerzte, Naturkundige, wenn mit den zu Zielpunkten vorgeschlagenen Ländern durch eigene Anschauung wohl vertraute Männer, wenn dazu dort Ansässige oder von dorther Zurückgekehrte, Solche nicht ausgeschlossen, die in unzufriedener Stimmung wiedergekommen sind, — wenn alle diese Repräsentanten verschiedener Ansichten und Tendenzen in öffentlicher, durch Besprechung der Presse ergänzter Diskussion ihre Meinungen und Erfahrungen zusammentragen, dann wird unfehlbar die volle Wahrheit über Alles ermittelt werden, und das Ergebniß wird ein hohes allgemein gültiges Grundprinzip seyn, auf welchem alsdann endlich ein *System* der Auswanderung und Colonisation erbaut werden wird. Aus dem klar herausgestellten, zum vollen Bewußtseyn von Zweck und Mitteln ausgebildeten Verständniß wird eine energische, planmäßige Wirksamkeit hervorgehen, auf allen Punkten des Vaterlandes werden, in Folge der Beistimmung, vereinbarte Kräfte sich darbieten, und diese werden im Hinstreben auf ein einiges Ziel als konsolidirte Kraft zusammenwirken; es werden fortan Mittel und Wege zur Erzielung großer, schöner und wohlthätiger Resultate nicht mehr mangeln.

Dies meine Idee und mein Ziel. —

Allerdings sind schon manche Vereine zu ähnlichen Zwecken gebildet worden, sie konnten aber nicht zu erheblichen Erfolgen gelangen, vermöge ihrer Vereinzelung der Nation gegenüber, und überdies wurde ihr Bestreben nur zu oft vereitelt durch Lauheit, durch äußeren Einfluß und durch den Mangel an eigener Anschauung der fraglichen Zielpunkte bei den betheiligten Dirigenten der Unternehmungen. Im vergangenen Jahre namentlich ist manche schätzbare Bemühung sichtbar geworden, um in Hinsicht auf Ordnung und Rechtlichkeit einen besseren Gang in die Auswanderungssache zu bringen; vornehmlich hat sich ein edler Wetteifer in den Kaufmannschaften von Hamburg, Bremen und Antwerpen entwickelt, um wenigstens den Emigranten solche Garantieen zu verschaffen, über welche ihre Häfen und *örtliche* Legislation Gebot hatten. An Motiven hierzu hat es freilich nicht gemangelt. Viel hat Deutschlands und zumal Hamburgs Handel dadurch verloren, daß nicht schon vor nun 10 Jahren die von unserem geehrten Mitbürger, Herrn Dr. Asher, gemachten Vorschläge kräftigere Unterstützung gefunden haben, welche überdies auch theilweise dadurch neutralisirt wurden, daß die binnenländischen deutschen Regierungen sich der Bildung von Filial-Comités, deren einzige Aufgabe die Verbreitung wahrheitsgemäßer Auskunft, keineswegs aber irgend eine Anregung zur Auswanderung gewesen ist, widersetzten, während die meisten dieser Regierungen jetzt schon zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß nicht nur Vereine zum Zwecke der Nachweisung und Auskunft, sondern selbst Vereine zur Regulirung und Erleichterung der Auswanderung nützlich, sogar nothwendig sind.

Doch mit dem Allen wird kein folgenreiches, das ganze Emigrations- und Colonisationswesen umfassendes Resultat erzielt, dies kann nur geschehen, wenn ganz Deutschland die Sache wirklich als eine National-Angelegenheit

auffaßt und in thatkräftiger Uebereinstimmung als solche behandelt. Um dahin zu gelangen, scheint mir der von mir bezeichnete Richtweg ein rechter, unter den obwaltenden socialen und politischen Umständen vielleicht der einzig rechte.

Wie meine Idee verwirklicht werden könne, darüber will ich mich kürzlich aussprechen.

Es kommt zunächst auf Vereinbarung über den Ort der vorgeschlagenen Konferenz an. Dieser Beschluß kann nur im Gefolge vielfacher Besprechungen in den Zeitschriften zu Stande kommen, und diese Besprechung wird füglich in der erfolgreichsten Weise und am schnellsten dadurch veranlaßt werden, wenn besonders an den Orten, welche ein spezielles Interesse dabei haben, daß die Zusammenkunft in ihren Mauern stattfinde, und auch anderwärts, wo Theilnahme für den menschenfreundlichen Zweck rege ist, zunächst Lokal-Vereine sich bilden, welche das erste Erforderniß, einige Geldmittel zur Bestreitung der Kosten der Besprechung in den Blättern, aufbringen; denn ohne Geldaufwand wird eine Diskussion selbst der für das Nationalwohl ersprießlichsten Sache nicht in wünschenswerther Ausdehnung stattfinden können, indem die Erfahrung, welche auch hier in Berlin ziemlich nahe liegt, lehrt, daß gewisse vielverbreitete, daher nicht zu umgehende Journale nur für Geld ihre Kolumnen öffnen, sollte es sich auch um die wichtigsten allgemeinen oder das Wohl vieler tausend Individuen berührenden Angelegenheiten handeln; manche Zeitschriften allerdings zeichnen sich durch Bereitwilligkeit zur Mitwirkung für gemeinnützige Zwecke aus, was zur Steuer der Wahrheit nicht unerwähnt bleiben darf. Ich selbst kann in dieser Hinsicht vor Vielen aus Erfahrung sprechen, indem ich im vorigen Jahre, blos um unvernünftige und unrechtliche Unternehmungen in Sachen der Auswanderung zu vereiteln, mehr an Geld habe aufwenden müssen, als die Ausgaben zu meiner und meiner Familie Erholung und Vergnügung im Laufe des ganzen Jahres betragen haben; und dennoch hat dieser Aufwand nicht ausgericht, eine so ausgedehnte Mitwirkung der Presse hervorrufen zu können, um manche der vorausgesehenen Uebel noch in Zeiten verhindern zu können.

Hat die Besprechung in den Zeitungen endlich zu einer Vereinbarung über den Ort der Zusammenkunft geführt, so würde es zur weiteren Förderung der Sache ersprießlich und zum Theil nothwendig seyn, daß aus den alsdann verbliebenen Beständen der einzelnen Vereine durch Zusammenwerfen ein Fonds gebildet würde, aus dem die weiter nothwendig werdenden Ausgaben für Publicationen, Lokalitäten u. s. w. bestritten werden könnten.

Meiner Ansicht nach, sollte das Mitgefühl in dieser Sache von Jedem, der es vermag, nach Vermögen durch einen Geldbeitrag bethätigt werden, indem es mir scheinen will, daß aus Mangel an reellen Beiträgen in Deutschland gar manches Gemeinnützige nur unvollkommen oder gar nicht hat ins Leben treten können.

Schließlich will ich mir nur noch einige Andeutungen erlauben, welche, wie ich wünsche und auch hoffe, dazu beitragen werden, die an manchen Orten sichtbar gewordene Antipathie gegen die Auswanderung mit derselben zu versöhnen.

Bei dem jetzt erweiterten Gesichtskreise der Ansichten in Bezug auf Handel wird es wohl überflüssig seyn, die Meinung widerlegen zu wollen, daß durch die von den Emigranten mitgeführten Kapitalien dem Vaterlande ein wesentlicher nachhaltiger Verlust entstehe; da man schon zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß baares Geld beziehungsweise nicht ein selbständiger Werth, sondern nur Werthzeichen, also durch vervielfältigte Arbeit und Production ersetzbar ist, wobei nicht zu übersehen ist, daß unter ungünstigen Verhältnissen der Mensch nicht den vollen in seiner Capacität schlummernden Werth durch Arbeit darstellen kann, unter Umständen es daher für das Vaterland sogar ein Gewinn seyn kann, wenn durch Ableitung der Ueberfüllung auf vorher den obwaltenden Verhältnissen nach zu dicht besetzten Stellen freierer Raum geschaffen wird, auf dem die Hinterbliebenen jetzt weniger behindert sich bewegen, ihre Arbeit und Production höher verwerthen, also das National-Vermögen vermehren und so den Verlust des ausgeführten Baar-Kapitals ersetzen.

Ferner ist wohl zu berücksichtigen, daß selbst ein und zwar sehr namhafter Theil der Kapitalien der Auswanderer (durchschnittlich wohl ⅓) baar im Vaterlande zurückbleibt für Zehrung auf der Reise im Lande selbst, in Beschaffung der Artikel, mit denen sie sich für das Ausland versehen, vornehmlich aber für Passage, welche der vaterländischen Rhederei zu gute kommt. Endlich, und das ist das Wichtigste, die Transportschiffe nehmen als Rückfracht Waaren der Länder, wohin die Auswanderung gegangen, zurück; sie führen also dem Vaterlande Werthe zu, Handel und Rhederei werden belebt, und unter keiner Bedingung kann geleugnet werden, daß die Auswanderung zu einträglichen merkantilischen Anknüpfungen Anlaß gegeben und überhaupt einen lebhafteren, nachhaltigen Verkehr mit den transatlantischen Ländern vermittelt hat und ferner in einem unabsehbar größeren Maßstabe zu vermitteln berufen ist.

Was den seiner Zeit so sehr hervorgehobenen Verlust an Menschen betrifft, so wird jede Besorgniß eines nachtheiligen Einflusses der Auswanderung auf Zunahme der Population durch Hinblick auf die Zahl der Auswandernden und den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle widerlegt. — In Ansehung des scheinbar gewichtigeren Bedenkens, daß ein übergroßes Maß von Intelligenz und Arbeitskraft dem Vaterlande entführt werde, so ist vor allen Dingen zu erwägen, daß der Abfluß dieser Kräfte unmöglich dem Gemeinwesen schädlich seyn kann, weil dieser Abfluß der sichere Beweis vom Ueberflusse ist; der Abgang dieser tüchtigen Menschen, für die das Feld ihrer Thätigkeit zu beschränkt war, wird sofort ersetzt durch nicht minder Tüchtige.

Zu weitere Einzelnheiten einzugehen, würde für den gegenwärtigen Zweck nicht am Orte seyn; ich kann nur nicht unterlassen, die freudige Erwartung auszusprechen, daß in nicht gar langer Frist der Auswanderungsfrage alle Seiten abgewonnen seyn werden. Die literarische und publizistische Besprechung hat diesen Gegenstand bereits nach vielen Richtungen hin beleuchtet, und es ist als ein Zeichen der Zeit zu erachten, daß auf der ersten der deutschen Universitäten schon ein Kursus „über Auswanderung" angekündigt ist, und zwar von einem berühmten Gelehrten, welcher zugleich Chef des Preuß. Staats-Instituts für Statistik ist, für dessen von hohem umfassenden Standpunkte aus aufgenommene Ansichten bereits von ihm ein Pfand gegeben worden ist in einer tief in den Stoff eindringenden Schrift, welche um so erfreulicheren Eindruck hervorruft, als darin Belege dafür gegeben werden, daß die Auswanderung namentlich für den preußischen Staat, der bis zum Jahre 1846 dieselbe ignorirt hat, in national-ökonomischer Hinsicht nicht nachtheilig, beziehungsweise unter Umständen sogar wohlthätig seyn könne.

J. J. S.

* * *

Es dürfte hier wohl nicht am unrechten Orte seyn, an einen Plan zu erinnern, der vor fünf Jahren in Hamburg entworfen wurde, daselbst eine „Auswanderungs-Gesellschaft" zu begründen, zu welchem Zwecke auf Veranlassung des Herrn Dr. C. W. Asher (damaligen Kriminal-Instructionsrichters und jetzigen Direktors der Berlin-Hamburger Eisenbahn) eine Anzahl der angesehensten Männer dort zusammentrat. Die bald darauf ausgebrochene große Feuersbrunst der Stadt hat zwar damals die Aufmerksamkeit von diesem Plane abgelenkt, doch verdient er um so mehr wieder in Erwägung gezogen zu werden, als sich seitdem die Nothstände der deutschen Auswanderer noch vermehrt haben und es überdies von dem Plane ausdrücklich ausgesprochen ist, daß es im Zwecke der projektirten Gesellschaft keineswegs liege, zur Auswanderung aufzumuntern.

Plan der Auswanderungs-Gesellschaft in Hamburg.

I. Zweck der Auswanderungs-Gesellschaft ist: die in Hamburg vorhandenen oder herbeizuschaffenden Mittel zu konzentriren, um denjenigen ihrer deutschen Mitbrüder, welche in fremde Welttheile auszuwandern vorhaben, die möglichst beste und vollständigste Belehrung über Alles, was ihnen in Bezug auf ihre Absichten zu wissen nothwendig und wünschenswerth ist, zugänglich zu machen, ihnen die Möglichkeit zu gewähren, sich der zur Zeit zweckmäßigsten und billigsten Ueberfahrtsweise zu bedienen, und sie, so weit thunlich, mit Anweisungen für ihr Verhalten in der neuen Heimat, namentlich bei der Ankunft daselbst, zu versehen.

II. Aufmunterung zum Auswandern liegt nicht im Zwecke der Gesellschaft, und Alles, was die Lust dazu zu fördern dient, ist von ihrem Plan ausgeschlossen; deshalb gewährt sie

a) keine materielle Unterstützung zur Bestreitung der Reisekosten und anderer Bedürfnisse,

b) keine Verpflegungen irgend einer Art auf der Reise, von welcher Regel sie nur unter ganz besonderen Umständen abweichen zu dürfen sich vorbehält, die Regel selbst dagegen möglichst festzuhalten suchen wird.

III. Recht eigentlich in ihrem Zwecke und ihrer Absicht liegt es, betrügerischen, auf rücksichtslose Gewinnsucht gebauten Umtrieben, durch welche Auswanderer so häufig hintergangen werden, entgegenzutreten.

IV. Zur Erreichung ihrer Absicht hält sie es für ein wesentliches Erforderniß, daß der deutsche Inländer, welcher auszuwandern beabsichtigt, die ebengedachte Belehrung empfangen könne, noch bevor er einen Schritt thue, der ihn aus seinen bisherigen Verhältnissen herausreiße oder ihn wesentlich darin störe.

V. Als vorzüglichstes Mittel hierfür erscheint ihr die Bildung von Vereinen an denjenigen Punkten im Inlande, an welchen vornehmlich die Auswanderungen stattfinden. Diese Vereine würden auf der einen Seite mit der hiesigen Gesellschaft in steter Verbindung stehen, um Alles, was dieselbe Wissenswerthes herbeischafft, von ihr zu empfangen; auf der anderen Seite dem Inländer, der sich zu belehren wünscht, entweder unmittelbar, oder durch seine Ortsbehörde, durch seinen Pfarrer ꝛc. zugänglich seyn.

VI. Die hiesige Auswanderungs-Gesellschaft konstituirt sich in folgender Weise:

A. General-Direction.

1) Ein General-Direktor.
2) Ein General-Secretair.
3) Ein Kassirer.

B. Spezial-Direction.

1) Korresondenz
   a) mit dem Auslande,
   b) mit den inländischen Vereinen; eine jede aus einem Direktor mit einem oder zwei Secretairen bestehend.

Die erstere würde eine regelmäßige Korrespondenz mit der deutschen Auswanderer-Gesellschaft in New-York, mit den englischen Colonisations-Gesellschaften, mit den deutschen Konsuln an überseeischen Plätzen ꝛc. zu unterhalten haben, um eine möglichst richtige Uebersicht der Verhältnisse, wie der deutsche Einwanderer sie an den verschiedenen Plätzen antreffen würde, zu gewinnen. Es wird dabei vorzüglich darauf zu achten seyn, daß die Vielfältigkeit und Vielseitigkeit der Nachrichten eine gegenseitige Ergänzung und Berichtigung derselben herbeiführe.

Die zweite hat die doppelte Aufgabe: 1) die Anfragen der inländischen

Vereine nach Anleitung des durch die auswärtige Korrespondenz Ermittelten zu beantworten; 2) die Anzeigen über diejenigen, welche auszuwandern entschlossen sind, entgegenzunehmen, um sie hinsichtlich aller einschlagenden Verhältnisse zu vervollständigen.

2) Transportwesen. Ein Direktor und zwei Secretaire haben die Beförderung der vom Inlande gemeldeten Auswanderer zu überwachen. Sie führen vollständige Listen über dieselben und unterhalten regelmäßige Verbindungen mit hiesigen respektablen Rhedern und Schiffsmaklern, um zu wissen, unter welchen Bedingungen, zu welchen Zeiten u. s. w. direkte oder indirekte Beförderungen nach den verschiedenen überseeischen Häfen stattfinden können. Die Abschließung der Kontrakte überlassen sie den Parteien selbst, behalten sich aber die Ueberwachung der Ausführung vor. — Diese Fürsorge versagen sie auch denjenigen Auswanderern nicht, welche nicht durch Vermittelung des Vereins sich zur Einschiffung hierher begeben haben, sobald dieselben darum nachsuchen.

C. Mitgliedschaft.

Mitglied ist ein Jeder, der sich zur Zahlung eines jährlichen beliebigen Geldbeitrages für die Zwecke der Gesellschaft, nach Maßgabe des vorgelegten Entwurfes, bereit erklärt. Diese Beiträge sind nur für die unmittelbaren Zwecke der Gesellschaft zu verwenden, da im Uebrigen die Auswanderer alle zu ihrem Nutzen verwendeten Kosten, die ihnen auch sonst zur Last gefallen seyn würden, zu ersetzen gehalten werden. Aber dadurch, daß sie den Auswanderer vor Mehrausgaben, vor Schaden und Verlust aller Art, denen er sonst ausgesetzt ist, behütet, hofft die Gesellschaft, auch ohne großen Aufwand von Geldmitteln, ihren deutschen Mitbrüdern wesentlich nützlich zu werden. Es brauchen die einzelnen Geldbeiträge deshalb auch nur gering zu seyn.

England.

Volksunterricht in England.

(Schluß.)

„Wenn", fährt der Reviewer in seiner Erwiederung an den Nonconformist fort, „die Wurzel des Uebels Armuth und Uebervölkerung ist, wie kann man die Axt legen an diese Wurzel, als dadurch, daß man die Kenntniß einer solchen Thatsache und die Einsicht in die Ursachen, welche sie herbeigeführt, verbreitet? Und wenn dies das einzige Mittel ist, wie anders vermögen wir eine solche Kenntniß, eine solche Einsicht der hauptsächlich interessirten Partei beizubringen, als durch den gewöhnlichen Kanal des Unterrichts? Reicht aber dieser Kanal nicht bis zu dem Geiste des Armen — weil dem Armen die Elemente nicht bekannt sind, an welche der Unterricht anknüpfen muß — ist dann nicht das Hinwegräumen derartiger Hindernisse ein unvermeidlicher Schritt, wenn wir das Ziel, welches wir im Auge haben, erreichen wollen?"

Die Wirkungen des Unterrichts, durch welche auf direkte oder indirekte Weise jene von dem Nonconformist aus Armuth und Uebervölkerung hergeleitete Klasse von Uebelständen beseitigt oder gemildert werden, finden sich in einem Bericht eines der zur Untersuchung des Nothstandes der Weber bestellten Commissaire — von welchem Bericht das Folgende ein Auszug ist*) — auseinandergesetzt:

„Es giebt erstlich kein geeigneteres Mittel, den Uebergang von einem Arbeitszweige zum anderen zu erleichtern, als die Zunahme der Intelligenz unter dem Volke. Die Unwissenheit glaubt, immer und ewig dasselbe treiben zu müssen. Tausende, die ihren Zustand durch eine freiwillige Anstrengung verbessern könnten, können sich zu dieser nicht entschließen; sie müssen gezwungen werden. So verhält es sich mit einer großen Anzahl von Webern, die, trotz des augenscheinlichen Verfalles dieses Industriezweiges, den Webestuhl dennoch nicht eher verlassen, bis die Noth in ihrer fürchterlichsten Gestalt da ist. Ein denkender Mensch, ein Mensch, der liest und den seine Erfahrungen auf die mancherlei Hülfsquellen aufmerksam gemacht, deren Fleiß und Industrie sich unter ähnlichen Verhältnissen bedient, wartet den Sturm nicht ab und findet bei Zeiten einen Hafen der Zuflucht.

„Es ist ferner eine Tendenz des Unterrichts, den Unternehmungsgeist anzufachen; der Unterricht befördert mithin die Auswanderung.

„Wenn bei beiden Extremen der Gesellschaft Unbesonnenheit, Sorglosigkeit in Betreff der Zukunft herrscht, so ist doch die Wirksamkeit des Unterrichts, insofern er diese Unbesonnenheit, diese Sorglosigkeit mindert, bei dem Armen größer, als bei dem Reichen. Der Reiche, der schon besitzt, hat nicht gleich starke Motive zur Sparsamkeit, als der Arme, der einen Besitz erst erwerben will. Der Unterricht aber giebt diesem Motiv neue Kraft bei dem Armen, und wenn man dem Unterricht vorgeworfen, daß er den Armen mit seinem Zustande unzufrieden mache, so ist das nicht eine schlechte, sondern im Gegentheil eine sehr gute Seite des Unterrichts, falls er nur die Mittel an die Hand giebt, einen Zustand zu erreichen, welcher Zufriedenheit möglich macht. Das Elend des irischen Häuslers z. B. besteht gerade darin, daß er sein Elend zu wenig fühlt. Um ihn zu heben auf der gesellschaftlichen Leiter, muß erst die Sehnsucht nach einem menschlicheren Zustande in seiner Brust erwachen, und dieses Erwachen befördert der Unterricht, die Erziehung.

„Eine andere Folge des Unterrichts ist, daß er die Zahl zu frühzeitiger, unüberlegter Ehen vermindert. Ehen werden unter den mittleren Klassen im Durchschnitt immer später geschlossen, als unter den ärmeren. Unwissenheit und Unbesonnenheit gehen stets Hand in Hand, und am frühesten heiraten in der Regel die, die nicht im Stande sind, ihren Namen zu schreiben.

„Nicht weniger ist der Unterricht das beste Mittel, der Unmäßigkeit ein Ziel zu setzen. Und durch moralische Mittel kann der Trunksucht gesteuert werden. Die menschliche Natur begehrt nach der Arbeit Erholung; dieser Trieb kann nicht unterdrückt, aber er kann geleitet werden. Können wir dem Volk reinere Vergnügungen verschaffen, so wird es von selbst den gröberen den Rücken zuwenden. Bücher und ein besserer Ton der Unterhaltung haben bei den mittleren und höheren Ständen dem Trinken ein Ende gemacht. Kein gebildeter Mann glaubt noch, es sey seine Pflicht als Wirth, seine Gäste zu berauschen. Warum sollte Erziehung bei dem Armen nicht zu einem gleichen Resultate führen?"

Der Reviewer schließt, indem er nochmals auf die Frage zurückkömmt: wer den Volksunterricht leiten solle? ob der Staat? oder, wie bisher, einzelne Gesellschaften? Einzig um diese Frage, da die Nothwendigkeit des Volksunterrichts nicht zu bezweifeln sey, handle es sich. Er fügt, da er sich von Haus für die Leitung des Unterrichtswesens durch den Staat entschieden, nur noch einige neue Argumente zur Unterstützung seiner Ansicht hinzu, die wir indessen übergehen können, da, seitdem dieser Aufsatz geschrieben worden, im englischen Parlamente selbst die Frage zur Verhandlung gekommen ist.

*) Eigentlich der Auszug eines Auszuges, da der Auszug des Reviewers zu ausgedehnt ist, als daß wir ihn in extenso hätten mittheilen können.

Mannigfaltiges.

— Ein Theaterbericht. „Uriel Acosta" von Karl Gutzkow ist nun auch auf der Berliner Bühne gegeben worden, und das Sprüchwort: Was lange währt ꝛc. ist wenigstens insofern daran wahr geworden, als die Besetzung der Rollen die beste, die auf dem hiesigen Theater möglich ist, und die hiesige Darstellung in ihrer Zusammenwirkung auch wohl dermalen von keiner auf anderen deutschen Bühnen übertroffen wird.*) Der Vorwurf, der dem Verf. von einigen Seiten, namentlich in einer auch schon durch ihren anmaßlichen Ton als unberechtigt sich ausweisenden Schrift eines Herrn Dr. Hermann Jellinek gemacht worden, daß er den geschichtlichen Charakter seines Helden (weil dieser bereits ein Funfziger und kein Liebhaber mehr gewesen, als er starb, weil seine Brüder ihm nicht beistanden, sondern ihn vielmehr verriethen u. dgl. m.) entstellt habe, erscheint uns als durchaus ungerecht, indem der Verf. die Geschichte dieses Charakters vielmehr mit zu großer, der tragischen Wirkung seines Drama's Eintrag thuenden Treue für die Bühne bearbeitet hat. Acosta war, wie er sich uns in seiner Selbstbiographie darstellt, allerdings kein tragischer Held; weit eher würde Spinoza ein solcher seyn, der, um seiner Ueberzeugung nicht untreu zu werden, kein noch so großes Opfer scheute, während Acosta weder zu leben noch zu sterben verstand. Und dies hat Gutzkow vollständig in seinem Helden reproduzirt. Gleichwohl enthält sein Drama sehr viele Schönheiten, die ihm mit Recht die Gunst des Publikums erworben, obgleich ein Theil derselben auch den Stichworten der Zeit zuzuschreiben, die der Verfasser in einer vom ästhetischen Standpunkt aus nicht zu billigenden Weise seinem Helden in den Mund gelegt. Ganz besonders aber ist zu bedauern, daß Letzterer auch im Drama, ganz so wie es in Wirklichkeit geschehen seyn soll, ohne alle tragische Nothwendigkeit, und ohne daß irgend ein versöhnlicher Eindruck zurückbleibt, vom Leben scheidet. Hier würde eine geringere historische Treue ein größeres Verdienst gewesen seyn. Wenn, statt, seiner Ueberzeugung entgegen, öffentlich zu widerrufen, Acosta vielmehr zu der Erkenntniß gekommen wäre, daß er nicht blos für seine Zeit, sondern auch für die Nachwelt vergeblich gelebt und gestrebt habe, so würde das, wie wir glauben, ein viel tragischeres Moment für die Bühne seyn. Der Aufgang von Spinoza's Sonne wäre dann auch nicht umsonst mit dem Untergange von Acosta's Stern zusammengetroffen. Doch mußte freilich der Knabe Spinoza nicht blos auf die Bühne gebracht werden, um Blumen abzupflücken und dabei Betrachtungen über Gott und die Substanz, über Gedanken im Gegensatze zu Begriffen anzustellen. Gleichwohl weht uns in diesem neuen Werke Gutzkow's ein so echt künstlerischer, ja, wir möchten sagen, ein so Lessing'scher Geist an, daß wir es gerade deshalb um so mehr bedauern, diesen Geist nicht zur vollen Herrschaft über sich selbst gelangen zu sehen. Vielleicht nimmt der Dichter darum einst noch eine Umschmelzung seines Werkes vor und sucht es von seinen Schlacken zu reinigen. Es wäre doch schade, wenn „Uriel Acosta", gleich so vielen Tages-Ephemeren, jetzt nur applaudirt würde, um bald darauf für immer vergessen zu werden. Es sind Keime genug darin, aus denen auch für andere Zeiten eine edle Frucht hervorgehen kann.

*) Wir nennen vorzugsweise Herrn Hendrichs als Acosta, Herrn Hoppé als de Silva, Frl. Stich als Judith (ein leider etwas verfehlter Charakter), Mad. Crelinger als Esther und Herrn Weiß als Ben Akiba (in welchem Letzteren und besonders in dessen „Ist schon Alles da gewesen" wir einen bekannten jüdischen Freund des Dichters zu erkennen glauben).

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 49. Berlin, Sonnabend den 24. April 1847.

Frankreich.

Pierre Amédée Jaubert.

In den letzten Tagen des ersten Monats dieses Jahres haben Frankreich und die gelehrte Welt einen Mann, der auf eine seltene, wenn auch geräuschlose Weise die Achtung der Wissenschaft und der Gesellschaft genoß, im kaum betretenen Greisenalter durch den Tod verloren. Amédée Jaubert war einer von jenen Gelehrten und Staatsmännern, die bei der Mäßigung ihres Ehrgeizes im stillen Wirkungskreise dem Vaterlande und der Wissenschaft ohne Gepränge und Aufsehen mit um so größeren Erfolgen ihre Thätigkeit widmen, die es neidlos Anderen überlassen, durch größere Beweglichkeit, durch schlauere Benutzung der Umstände und zeitgemäßere Verwerthung des bald wahren, bald scheinbaren Verdienstes die staunenden, bewundernden oder mißgünstigen Augen der Zeitgenossen auf sich zu lenken. Er hat als Schriftsteller es vorgezogen, lieber durch wenige, aber treffliche Werke das Gebiet der Sprache und Kunde des Morgenlandes zu bereichern, als durch eine lange Reihe von Schriften sich wetteifernd neben einen de Sacy zu stellen, obgleich man von seiner gründlichen und umfassenden Kenntniß des Orients und dessen Idiome zur Erwartung einer reicheren Fruchtbarkeit berechtigt gewesen wäre; er schien sowohl in der Studirstube, wie auf und neben der Tribüne sich die Aufgabe gebildet zu haben, mehr für das praktische Leben, für die Schüler und unmittelbaren Amtsgenossen zu wirken. Bei dem folgenden biographischen Abriß liegt theilweise ein kurzer Nekrolog im Journal des Débats zu Grunde, den wir bald berichtigen, bald ergänzen und erweitern; wir sind hierzu durch schriftliche und mündliche Mittheilungen eines Pariser Freundes wohlwollend in den Stand gesetzt worden:

Pierre Amédée Jaubert ist im Jahre 1779 zu Aix in der Provence, dem Vaterlande so vieler französischen Berühmtheiten, geboren. In den ersten Jahren der Revolution studirte er die morgenländischen Sprachen zu Paris unter de Sacy, und zwar mit solcher Auszeichnung, daß er, der 18jährige Jüngling, von der Regierung im Jahre 1798 ausersehen wurde, als einer der jeunes de langues zur Gesandtschaft in Konstantinopel abzugehen. Er war in Toulon, nur auf den Befehl zur Abfahrt wartend, als man seiner Bestimmung ein viel weiteres und wichtigeres Ziel gab, indem man ihn zu einem der fünf Dolmetscher der ägyptischen Armee unter dem ersten Dolmetscher Venture machte. Die vier anderen Dolmetscher wurden jeder einem Divisions-General zugetheilt und gingen nach verschiedenen Richtungen ab; Jaubert blieb allein mit Venture im Hauptquartier zurück. Nun aber wurde Venture krank und ließ seinen jungen Gehülfen allein um die Person Bonaparte's während des Feldzuges von 1798. Jaubert versah jetzt die Stelle eines ersten Secrétaire-interprète des Obergenerals, und in dieser Eigenschaft übersetzte er dessen berühmte Proclamationen, alle Reden und Antworten, die ganze Korrespondenz mit den Häuptlingen des Landes und redigirte die Verträge, welche die Republik mit den Völkern des Libanon schloß, und die Vorschriften für die eroberten Städte. Der sanfte und heitere Charakter Jaubert's machte dem General Bonaparte seinen Umgang eben so angenehm, wie ihm seine Kenntnisse nützlich waren, und er war auch einer der wenigen Auserwählten, welche mit dem General nach Frankreich zurückkehrten. Er wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Secrétaire-interprète der Regierung und zum Professor der türkischen Sprache ernannt und ging 1802 abermals nach dem Morgenlande, als Begleiter des Obersten (jetzigen Marschalls) Sebastiani, dessen diplomatische Mission und besonders dessen offizieller Reisebericht so berühmt geworden ist, da beide stark zum Wiederausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich beigetragen haben. *) Auch im Jahre 1804 ging er wieder nach der Levante und hatte den Auftrag, in Konstantinopel, wo damals der General Brune an der Spitze der französischen Gesandtschaft stand, wegen Anerkennung der Kaiserwürde Napoleon's mit der Pforte zu unterhandeln, eine Sendung, die mit vollständigem Erfolg gekrönt wurde. Wir kommen jetzt zu der wichtigsten Epoche seines Lebens.

Zu Anfang des Jahres 1805, zur Zeit, als in Petersburg ein Vertrag zwischen Großbritanien und Rußland gegen Frankreich zum Abschlusse kam, traf ein Schreiben in Paris ein, in welchem der Schach von Persien die Freundschaft und den Beistand Napoleon's nachsuchte. So wichtig dieser Antrag auch war, so wenig konnte doch ein sofortiger Gebrauch davon gemacht werden, da der Brief, die Art seiner Beförderung und der Briefsteller in Frankreich zweideutig erschienen. Man wußte in Paris nicht einmal, wer in Persien Herr sey; man wußte auch nichts über die Hülfsquellen jenes Landes, aus welchem der Brief durch einen Armenier nach Konstantinopel gebracht wurde. Napoleon beschloß deshalb, den mit dem Orient so vertrauten Jaubert nach Persien zu senden. Frankreich konnte damals nur mit Gefahr zu Wasser einen Gesandten nach der Levante schicken, denn es war in Krieg mit England, und das mittelländische Meer war schon am Vorabend der Schlacht von Trafalgar kein Lac français mehr; Jaubert mußte über Deutschland, Ungarn und die Wallachei nach Konstantinopel gehen, und er brachte auf dieser Reise 35 Tage zu, ein Zeitraum, innerhalb dessen man jetzt fast die eine Halbkugel der Erde umreisen kann. Von hier kam er glücklich bis Bajasid. Allein der Pascha dieser Stadt ließ ihn und sein kleines Gefolge, nachdem er vieles Wohlwollen geheuchelt hatte, in der abgefeimtesten Treulosigkeit ergreifen, sie aller Kostbarkeiten, die für den persischen Schach bestimmt waren, berauben und warf ihn in ein unterirdisches Gefängniß, mit der Absicht, ihn zu tödten. Dieses tiefe, in einen Felsen der Citadelle gegrabene Gefängniß, in welches kein Licht drang und welches nichts als ein tiefes und langes Grab, ohne das geringste Hausgeräth, war, schloß sich länger als vier Monate über dem Unglücklichen, der hier nicht blos der ersten Bedürfnisse des Lebens beraubt war, sondern auch noch die ganze Zeit hindurch jeden Augenblick gewärtig seyn mußte, von ausgesandten Mördern des Pascha's erwürgt zu werden. Dabei mußte einem guten Patrioten, wie er war, noch das Herz bei dem Gedanken brechen, daß der Zweck der Reise, dessen Erreichung für sein Vaterland so folgenreich seyn müßte, nun verloren gehe! Der Pascha wagte nicht, ihn alsbald tödten zu lassen, weil er doch fürchtete, man könnte es in Konstantinopel erfahren und bestrafen. Er hielt die Gefangenschaft Jaubert's deshalb ganz geheim, ließ auch Gerüchte verbreiten, daß ein Franke in der Gegend von Erzerum erschlagen worden sey, um hierdurch die Spur von seinem Gefangenen abzuleiten und ihn dann, wenn er verschollen war, heimlich zu erwürgen. Indessen wüthete die Pest in Bajasid und raffte den feigen Pascha weg. Sein Sohn und Nachfolger erbte den Gefangenen und auch den bösen Willen, ihn zu ermorden; aber auch er erlag der Pest nach wenigen Tagen der Herrschaft. Der dritte Pascha, Oheim des Letzteren, würde wahrscheinlich das Verbrechen endlich ausgeführt haben, wäre nicht von anderer Seite her Rettung gekommen. Wie so oft edle Frauen in der Nähe eines unschuldig Gefesselten die Engel seiner Befreiung werden, so geschah es auch hier.

Der Befehlshaber der Citadelle und Kerkermeister Jaubert's war ein edler, großmüthiger und hochherziger Greis. Mahmud Aga, so hieß der Treffliche, that nicht nur alles Mögliche, seinen Gefangenen zu trösten, ihn zu pflegen und ihn durch Liebe und Theilnahme zu erfreuen, sondern widersetzte sich auch mehrmals ausdrücklichen Mordbefehlen der Pascha's. In seiner Familie war der Edelmuth nicht auf ihn allein beschränkt. Er hatte eine Verwandte um sich, Saliha, die von einem innigen Mitgefühle zu dem jungen Europäer hingezogen wurde. Oft unterhielt sie sich mit ihm an der Fallthür des Kerkers, brachte ihm Nachrichten, Erfrischungen und Hoffnungen. Eines Tages sagte sie ihm, er möge suchen, einige Zeilen an den Hof von Persien zu bringen, dieser würde ihn dann sicher reklamiren und dadurch retten. Sie verschaffte ihm Papier, und er schrieb einige Zeilen; sie nahm das Schreiben zitternd, verbarg es und versprach, es einem Perser zu übergeben, der nach seiner Heimat zurückreise. Diese mit Lebensgefahr ausgeführte Beförderung hatte den besten Erfolg. Der Brief kam in Teheran in die Hände des Schachs, welcher Offiziere nach Bajasid schickte und die Befreiung des Gesandten unter Drohungen forderte. Hätte man auch den Schach nicht gefürchtet, so war doch nun einmal kein Geheimniß mehr aus dem Verbrechen zu machen, und der Pascha mußte Jaubert ziehen lassen und ihm auch alles Geraubte zurückgeben.

(Schluß folgt.)

---

*) Jaubert in seiner Voyage en Arménie et en Perse widmet das Kapitel XX einer merkwürdigen Episode aus dieser Mission; er erzählt nämlich dem Prinzen Abbas Mirsa die Aufnahme, welche die französischen Abgesandten bei dem berühmten und berüchtigten Dschesar Pascha in St. Jean d'Acre fanden. Sebastiani hat durch diese Reise und noch mehr durch seine spätere Gesandtschaft in Konstantinopel einen ehrenvollen Namen in der Levante zurückgelassen, namentlich seitdem er letztere Stadt so glänzend durch Rath und That gegen die englische Flotte vertheidigte. Später freilich hat er nichts mehr gegen die Engländer vertheidigt, am wenigsten seit der Juli-Revolution, wohl aber hat er mit Geschicklichkeit und Hingebung Manches gegen die Franzosen vertheidigt. Der Sieg der Corruption im Innern und die herabwürdigenden Blößen nach außen sind zum großen Theile das Werk Sebastiani's. Für seine Person ist er uneigennützig.

Die Denk- und Glaubensfreiheit des Alterthums.

III. Historische Uebersicht über die Entwickelung der Denk- und Glaubensfreiheit im römischen Alterthum.

(Schluß.)

Auf Veranlassung Cäsar's war während seines ersten Konsulats die Herausgabe einer Senatszeitung (Acta senatus), zum Behuf einer vollständigen Veröffentlichung der Senatsverhandlungen, angeordnet worden. Die Protokollirung derselben wurde nun zwar nicht unterbrochen, die Veröffentlichung derselben aber durch Augustus verboten und so die Zeitung unterdrückt, weil er fürchtete, seine Macht könnte durch deren Inhalt zuweilen kompromittirt werden. Das Publikum mußte sich nunmehr mit sehr dürftigen und zahmen Auszügen begnügen, die in die täglich erscheinende Staatszeitung (Acta populi) eingerückt wurden. Die Unterdrückung der Senatszeitung war also in der That ein kluges Mittel des Absolutismus und ein fruchtbringender Keim mittelbaren Gedankenzwanges. Denn dem Senate selbst wurde mit der Oeffentlichkeit der mächtigste Sporn zum Freimuth entzogen, das Volk aber von dem Lesen politischer Verhandlungen und somit von der Theilnahme an der Politik und den Interessen des Staates entwöhnt. Es war der erste Versuch der römischen Monarchie, sich in das Dunkel des Geheimnisses zu hüllen, so wie denn auch damals schon der Grund zur Geheimnißkrämerei der fürstlichen Archive gelegt ward, insofern Augustus die Bekanntmachung vieler vom Julius Cäsar hinterlassenen Papiere untersagte. Das erste wirkliche Bücherverbot war dasjenige, das die Werke des Geschichtsschreibers Titus Labienus betraf, in dem eben so wie im Cassius Severus der republikanische Oppositionsgeist gährte, weshalb sie auch Beide befreundet waren. Der Stil, dessen sich Labienus in seiner „Zeitgeschichte" bediente, verband mit der Farbe der älteren Beredsamkeit die Kraft der neueren. „Gegen ihn", sagt nun Seneka, „wurde zuerst eine neue Art von Sühne ausfindig gemacht. Seine Feinde nämlich brachten es dahin, daß alle seine „Schriften verbrannt wurden. Das Neue und Ungewohnte dieser Thatsache „war, daß man Todesstrafen an Werken der Wissenschaft vollzog. „Welch' ein Glück für Alle, daß diese erfinderische Grausamkeit in Straf„erkenntnissen nicht eher ausgeklügelt ward, als nach Cicero! Die Götter „haben es insofern besser gewandt, als diese Hinrichtungen der Geister erst „in einem Zeitalter begannen, als auch von selber schon die Geister ver„schwanden." Labienus ertrug übrigens diese Schmach nicht; er wollte die Früchte seines Geistes nicht überleben. So ließ er sich in das Grabmal seiner Ahnen tragen und starb darin einen freiwilligen Hungertod. Cassius Severus aber, sein vertrauter Freund, that den eben so bitteren als geistreichen Ausspruch: „Nun muß auch ich lebend verbrannt werden, denn ich habe jene Schriften auswendig gelernt." Denn schon seit Augustus her ward die Unterdrückung und das Verbot eines Buches sinnlich durch ein Autodafé desselben dargestellt. Nichtsdestoweniger verfehlten die Bücherverbote ihren Zweck. Die unterdrückten Schriften wurden — wie das bei vielen tausend Exemplaren nicht anders möglich ist — heimlich erhalten und eifriger gelesen als zuvor. Auch wurde, was die Willkür der einen Regierung verordnet, durch die andere wieder aufgehoben. So wurden denn auch die Werke des Labienus, des Cassius Severus und des Cremutius Cordus von Caligula wieder erlaubt und herausgegeben. „Um so mehr", sagt daher Tacitus, „mag man die Thorheit „derer belächeln, die durch ihre Gewalt in der Gegenwart auch das Andenken „der Nachwelt vertilgen zu können wähnen. Vielmehr steht es fest, daß die „Verfolgung der Geister deren Ansehen erhöht. Auch haben auswärtige „Könige, oder wer sonst eine solche Verfolgung geübt, nichts Anderes da„durch bewirkt, als daß sie sich selber Schmach, den Verfolgten aber Ruhm „bereiteten." In Bezug auf die spätere Herausgabe der unter Nero verbotenen Schriften des Vejento sagt Tacitus sehr treffend: „So lange ihre An„schaffung mit Gefahr verbunden war, wurden sie eifrig gelesen; durch die „Erlaubniß, sie zu besitzen, geriethen sie bald in Vergessenheit."

Wir haben schon oben von dem Keim einer präventiven Censur gesprochen, die sich in der Redaction der römischen Staatszeitung (Acta populi Romani diurna), als früheren Organs des souverainen Volks zu den Zeiten der Republik, zu erkennen gab. Unter dem Prinzipat blieb sie zwar bestehen, aber der Einfluß der Regierung erstreckte sich nicht nur auf ihre Farbe und Richtung im Allgemeinen, sondern auch unmittelbar auf den Stoff selbst. Denn Dio benachrichtigt uns ausdrücklich, daß „der Hof Dies oder „Jenes einzurücken befahl oder verbot." Zwar mußten die freisinnigen Anfänge eines Tiberius, Caligula, Nero eine gewisse Rückwirkung üben und einen Schimmer von Freimuth auch in der Staatszeitung hervorrufen, der jedoch bald mit dem aufrichtigen oder erheuchelten Freisinn der Herrscher selbst erlosch. Und so kam es denn, daß, während früher die Bürgerschaft darin Berichte über ihre eigenen Interessen und Thaten, über die Verhandlungen und Beschlüsse der Volksversammlungen gelesen, jetzt nur lange Beschreibungen von Hoffestlichkeiten, von Aufwartungen, die etwa in den Gemächern der Livia oder der Agrippina stattgefunden, von Schauspielen, Gladiatorenkämpfen und Hinrichtungen gefunden wurden; wozu noch eine Menge Heiraths-, Geburts- und Todes-Anzeigen, Berichte über den Fortgang der kaiserlichen Prachtbauten und allerlei wundersame Anekdoten von Hundetreue und Frömmigkeit, von Prozessionen und Naturereignissen und was sonst unschädlich dünkte, hinzukamen. — Als die gesetzgebenden und die Wahl-Comitien des Volkes, die schon unter Cäsar und Augustus ihre wesentliche Bedeutung eingebüßt, seit Tiberius auch formell bedeutungslos wurden, bildeten die spärlichen, kurzen und farblosen Auszüge aus den Sitzungsprotokollen des Senats die einzigen politischen Mittheilungen; aber auch diese letzteren waren, da ja in der sklavischen Atmosphäre der Kurie nur selten ein freier Athemzug wehte, von keinem erheblichen Interesse, vielmehr nur Belege der empörendsten Erniedrigung unter das Joch des Despotismus. Denn welcher Wohlgesinnte hätte vermocht, es ohne Aergerniß und ohne den tiefsten Unwillen zu lesen, wenn der Senat, dies erhabene Institut der freien Vorzeit, in wetteifernd heuchlerischen Floskeln die Thorheiten des Herrschers als Weisheit, dessen Anmaßungen als Gnade, dessen Willkür als Gerechtigkeit, dessen Tyrannei als himmlische Milde pries; wenn er in seiner Eigenschaft als Kriminalgerichtshof aus knechtischer Furcht Unschuldige für Verbrecher und Verbrecher für unschuldig erklärte; oder wenn er für des Fürsten glücklich vollbrachte Schandthaten ewige Dankfeste und göttliche Ehren beschloß. Wofern aber auch wirklich einmal eine freimüthige Stimme in der Kurie sich vernehmen ließ, so fand sie doch meist keine Verbreitung durch die Staatszeitung, als welche je nach den herrschenden Regierungsgrundsätzen die freisinnigen Aeußerungen mehr oder minder vermeiden mußte. Als daher unter Nero der einzig freimüthige Senator, Pätus Thrasea, dessen Ruf allen Hemmungen zum Trotz die Welt durchflog, in dem Bewußtseyn einer ohnmächtigen Opposition sich von der Kurie endlich ganz entfernt hielt: da las man, heißt es, überall in den Provinzen und bei den Heeren die Zeitung mit größerem Eifer, nur um zu erfahren, was von Thrasea nicht gethan sey. Denn es war ein Trost der Besseren, nun bei jedem Bericht eines schmachvollen Senatsbeschlusses sich sagen zu können, daß wenigstens der Beste von Allen keinen Theil daran habe, während man zuvor darüber ungewiß seyn konnte, weil, wenn auch Thrasea zu opponiren gewagt, seine Opposition doch keine Stätte in den offiziellen Artikeln der Zeitung gefunden hatte. Ein solche Beaufsichtigung aber der öffentlichen Mittheilungen kam in der That dem Wesen der präventiven Censur ziemlich nahe, wenn dieselbe auch nicht in der heute gebräuchlichen Form geübt ward.

Unter Tiberius, Caligula und Nero artete übrigens der Gedankenzwang in eine Art von wahnwitzigem Uebermuth aus. Caligula besonders war stark in der Auffindung von Majestätsbeleidigungen durch Worte. Wer es wagte, von seinen Thaten und Vergnügungen, etwa von seinen nichtsnutzigen und verwerflichen Fechterspielen übel zu sprechen, der lief Gefahr, gebrandmarkt und zu lebenslänglicher Strafarbeit in Bergwerken oder beim Straßenbau verurtheilt zu werden, wofern der Kaiser es nicht vorzog, einem Kampf mit wilden Thieren zuzuschauen, an dem dann seine Beleidiger thätigen Antheil nehmen mußten. Als ein den Thieren vorgeworfener Ritter die Freizüngigkeit so weit trieb, daß er kämpfend schrie: „er sey unschuldig", ließ ihm Caligula sofort die Zunge ausschneiden — eine Zwangsmaßregel, „die", wie Sueton, der uns diese Anekdote mittheilt, hinzusetzt, „gegen Alle ange„wandt, allerdings die Redefreiheit am gründlichsten erstickt hätte." Zuletzt gerieth der Kaiser zu solchem Grade der Raserei und Eifersucht, daß er sogar die Inschriften auf den Standbildern berühmter Männer verfolgte, als seyen es Aeußerungen der Schriftfrechheit, um seinem Ruhme Abbruch zu thun. Auch ging er damit um, den Homer ganz zu vertigen: „denn", meinte er, „warum solle es ihm nicht freistehen, was dem Plato freigestanden, der doch den Homer aus dem von ihm aufgestellten Idealstaate verbannt habe?" Ferner war er nahe daran, die Werke des Virgil und Livius aus allen Bibliotheken zu vertreiben, angeblich weil „jener ohne Talent und Gelehrsamkeit, dieser zu wortreich und ungenau sey." Glücklicherweise kamen solche Tollhaus-Ideen nicht zur Ausführung, weil er mitten in diesen heldenmüthigen Entwürfen ermordet wurde.

Jeder Julier vertrat so eine besondere Schattirung des absolutistischen Prinzips. Wenn es in August mit väterlicher Zurückhaltung und ungezwungener Mäßigung auftrat, bei Tiberius dagegen in Künstelei und Verstellung gerieth, so steigerte es sich in Caligula zum Wahnsinn, bis es endlich im Claudius in den Zustand der Lethargie und Bewußtlosigkeit verfiel. Im Nero sehen wir es sodann aus diesem Zustande wiedererwachen, um sich nunmehr, im Gegensatz zu den vier früheren Stufen, als naturwidrigen, ungeschminkten Despotismus mit bestialischer Nüchternheit zu offenbaren. Caligula und Nero sind somit die eigentlichen Heroen des Terrorismus, nur daß jener die instinktartigen Verzuckungen, dieser die kalte Selbstüberlegung des Prinzips darstellt.

Zu diesem Gipfelpunkt gelangte aber Nero, gleichwie Caligula, erst in allmäliger Verschlechterung seines Charakters. Wir nehmen in den ersten Jahren seiner Regierung nicht die geringste Spur eines Gedankenzwanges wahr. Ja es wird ausdrücklich gemeldet, er habe Vorwürfe und Beleidigungen geduldiger ertragen, als man erwartet, und sey gegen Niemanden milder verfahren, als gegen Solche, die in Redensarten oder Gedichten ihn persönlich angegriffen. Ein höchst merkwürdiger Gedanke, der damals in ihm aufstieg, war die Idee einer allgemeinen Handelsfreiheit, eines schrankenlosen Weltverkehrs. Er ging nämlich, wie Tacitus meldet, damit um, „die sämmtlichen Zölle im ganzen Reiche abzuschaffen und so dem Menschen„geschlechte das schönste aller Geschenke zu verleihen." Die staatswirthschaftlichen Bedenken des Senats verhinderten zwar die Ausführung dieses zugleich patriotischen und kosmopolitischen Gedankens, doch hatte er wenigstens mannigfache Erleichterungen in allen Theilen des Reichs zur Folge. Diese gute Stimmung Nero's dauerte allerdings nicht lange. Nachdem er als Sänger und Schauspieler sich theils durch Furcht, theils durch bestellte Claqueurs so vielen Ruhm erworben, faßte er im 11ten Jahre seiner Regierung den Plan, die ganze römische Geschichte in Versen zu besingen. Nur darüber war er noch mit sich nicht einig, wie groß die Anzahl der Bücher werden solle. Deshalb zog er mehrere Personen zur Berathung. Als nun Einige ihm die Summe von 400 Büchern empfahlen, sagte der berühmte Stoiker Annäus Cor-

nutus, der Lehrer des Lukan und des Persius, „das wäre zu viel, da Niemand sie lesen würde, weil sie der Welt nichts nützten." Für dies dreiste Wort wurde er auf die Insel Gyaros deportirt, indem er nur mit genauer Noth dem Tode entging.

Ehe wir auf die Betrachtung der besseren Zeiten, welche mit Nerva begannen, übergehen, müssen wir auf einen merkwürdigen Widerspruch aufmerksam machen, der allem Gedankenzwange zu Grunde liegt. Wenn derselbe wirklich das Bestehende schützen soll, so müßte er, da dieses ein vielseitiges ist, selber nicht einseitig seyn. Im kaiserlichen Rom war der Zwang durch das monarchische Element geübt; neben den Ansprüchen des Fürsten bestanden aber, wie in allen Monarchieen, auch die Ansprüche des Volks. Wie also Recht, Sicherheit und Vortheil des Monarchen, so hätte, wenn nun einmal Rede- und Schriftzwang obwalten sollte, mit gleichem Zug durch die Handhabung desselben auch Recht, Sicherheit und Vortheil des Volkes wahrgenommen werden müssen. Dies geschah jedoch nicht. Man verfolgte, wie unter ähnlichen Umständen überall, die freisinnigen und republikanischen Aeußerungen, weil sie das Interesse der Monarchie zu verletzen schienen. Warum aber verfolgte man nicht auch die den Absolutismus und Despotismus empfehlenden Aeußerungen, die doch ihrerseits das Interesse des Volks verletzten! Das eben ist und war, abgesehen von der Verwerflichkeit, welche überhaupt der Verfolgung politischer Ansichten und wissenschaftlicher Ueberzeugungen anhaftet, das Einseitige in dem Verfahren, die Ungerechtigkeit und — der Widerspruch.

Mit der Thronbesteigung Nerva's ging nun ein glücklicheres Gestirn der Menschheit auf, das in den Zeiten Trajans, Hadrians und der beiden Antonine kulminirte. Nun konnte man (Plin.) „wieder denken und „reden, was man wollte", wieder lehren und schreiben, wie es „des Herzens „innerste Meinung" eingab; nun durften alle „wissen, was sie seyn sollten und „zeigen, was sie waren." — Juvenal drückt sich darüber eben so aus, indem er sagt, daß ein frischer Odem der „Hoffnung die Studien beseelte" und der „Blick sich wieder freundlich auf die Musen in Trauer" wandte. Alle Rede- und Schriftprozesse, alle Bücherverbote hörten auf; in unumschränkter Freiheit „blühten die Wissenschaften und Künste empor und gewannen aufs neue „Geist, Leben und Heimat; den Lehrern der Beredsamkeit und Weisheit wurde „wieder Achtung und Würdigung gezollt und — was mehr als Alles sagt „— die Werke des Tacitus wurden eine Möglichkeit" (Plin. Mart. etc). — Indessen trat die Erholung des Geistes von dem schweren Gedankenjoch nur allmälig ein. Dessen ist auch Tacitus nicht minder wie jenes großen Wechsels sich bewußt. Schmerzlich bewegt blickt er im Leben des Agricola auf die „grausame, den Tugenden feindselige Zeit" zurück, die er selbst durchlebt. Nicht ohne Bitterkeit erinnert er daran, wie unter Domitian man nicht nur gegen Personen, sondern auch gegen ihre Schriften „gewüthet", die „Denk„mäler jener herrlichen Geister" auf den alten Versammlungsstätten des freien Volkes verbrannt habe. Dann fährt er in edlem Zorn fort: „Mit jenem „Feuer also wähnte man die Stimme des römischen Volkes, die Freiheit des „Senats und das Bewußtseyn des Menschengeschlechts zu vertilgen, nachdem „man überdies die Lehrer der Weisheit verfolgt und verjagt und jegliche „echte Kunst in die Verbannung getrieben, damit nirgends etwas Ehrenhaftes „zum Vorschein kommen könne? Wahrlich, wir haben eine großartige „Probe von Geduld gegeben, und wie die alte Zeit die Freiheit auf dem „Gipfel sah, so wir die Knechtschaft, da durch die geheimen Späherschaften „uns selbst der Verkehr des Sprechens und Hörens genommen ward. Ja „auch die Erinnerung hätten wir mit der Sprache verloren, wenn es eben so „in unserer Gewalt stände, zu vergessen als zu schweigen. Nun erst kehrt der „Muth wieder! Doch wiewohl gleich mit dem Beginn dieses glücklichen „Zeitalters Nerva die vordem unverträglichen Dinge, Fürstenmacht und Frei„heit, vereinigt hat, und wiewohl Trajan den Segen seiner Regierung täglich „erhöht, auch das öffentliche Wohl nicht mehr blos in Hoffnungen und „Wünschen besteht, sondern zur Wirklichkeit geworden ist, so geht es mit den „Heilmitteln doch immer langsamer als mit dem Uebel: und wie die Körper „langsam wachsen und rasch verdorren, so ist es auch leichter, die Geister „und die Wissenschaften zu unterdrücken, als sie ins Leben zurückzurufen."

Wie groß aber auch die Segnungen seyn mochten, welche das zweite Jahrhundert der Kaiserherrschaft über die Welt verbreitet hat, so mußten sie doch spurlos vorübergehen, weil alle jene Freisinnigkeit und Tugend der Herrscher nur persönliche Eigenschaften blieben, nicht Attribute des Staats wurden, nicht das Getriebe desselben durchdrangen, kurz weil die Freiheit, deren die Gesammtheit genoß, nur der Kometenschweif des fürstlichen Freisinns war, nicht eine selbstlebendige organische Schöpfung, die auf eigenen Füßen ruhend und nach dem Gesetze der Natur sich entwickelnd stark genug gewesen wäre, die Persönlichkeiten zu überdauern. Als daher schon mit Commodus die Zeiten der Knechtschaft und des Geistesdruckes plötzlich und in der Vollgewalt des Schreckens wieder hereinbrachen und fortan die freidenkenden Herrscher immer seltener wurden, so erkannte man deutlich, daß jenes goldene Jahrhundert nur ein Athemschöpfen der Geschichte, eine Pause im Verfall gewesen. Nie konnte wahrhaft und dauernd die Sittlichkeit von dem Verderben und die Freiheit von dem Todesstoß genesen, den sie durch die Julier erhalten. Zu schwer athmend, um thatkräftig zu leben, und doch nicht schwer genug, um rasch zu sterben, schleppte das Römerthum noch Jahrhunderte lang ein sieches Daseyn hin, ehe das letzte Todesröcheln eintrat.

Erst der neueren Zeit, der germanischen Bildung war es vorbehalten, gesetzliche Bürgschaften zu erarbeiten, welche den Fortschritt der Freiheit unvermeidlich, den Rückschritt auf die Dauer unmöglich machen. Aber diese Arbeit ist freilich noch vieler Orten theils wenig vorgeschritten, theils wieder ins Stocken gerathen, nirgend aber schon zu Ende gediehen. Es wird nie ein Land, ein Volk, einen Staat geben, wo der wahren Freiheit zu viel herrsche; gegenwärtig giebt es keinen, wo ihrer genug sey.

* * *

Sollen wir undankbar genug seyn, unsere skizzirte Mittheilung der trefflichen Belehrungen des Verf. über jene Zustände im römischen Alterthum mit eben demselben Vorwurf zu schließen, womit wir sie begonnen haben, daß er nämlich den Begriff der Freiheit nicht richtig fasse! Wenn der Verf. die Behauptung aufstellt, es gebe gegenwärtig keinen Staat, wo der Freiheit genug sey, so geben wir dieselbe nur unter der Bedingung zu, daß das Gegentheil eben so wahr ist. In der That kann kein Staat das Ideal der Freiheit verwirklicht enthalten, weil er selbst nur die Form ist, in welcher sie erstrebt, nicht aber erreicht wird. Insofern besitzt er also nicht die ganze, absolute Freiheit, die überdies ein bloßes Abstraktum ist. Ob daraus aber nicht gerade folgt, daß er die relative Freiheit, d. h. diejenige, deren er fähig ist — allerdings unter gewissen Bedingungen — immer besitze, wollen wir den Unparteiischen zu entscheiden überlassen. Denn man mag nur nicht vergessen, daß die Fähigkeit zur Freiheit nicht allein nach der Größe der republikanischen Gesinnung Einzelner gemessen werden darf, sondern sich in der Masse des Volks selbst erzeugen muß. Sobald dies geschieht, ist nur noch die Wahl zwischen dem Nachgeben der Regierung und der Revolution. Wo aber keines von diesen beiden stattfindet, können wir auch mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß entweder jene Fähigkeit und das Bedürfniß zur höheren Freiheit im Volke noch nicht lebendig geworden ist, oder daß, wenn es lebendig geworden, ihm seitens der Regierung entgegengekommen wird, wenn auch vielleicht nicht in dem Maße, als das enthusiastische Streben nach dem fernen Ideal wünschen mag. — Wenn nun aber gar, wie es doch scheint, der Verf. unserer Gegenwart einen Vorwurf daraus macht, daß „jene Arbeit noch nirgend zu Ende gediehen" sey, so liegt darin ein völliges Verkennen des wahren Begriffs der Freiheit, die sich nur in stetem Streben, in steter Bewegung verwirklichen kann, nie — wenn auch noch so vollkommen — stabiler Zustand seyn kann.

Sr.

England.

Von London über Berlin nach Triest.

Mit Interesse haben wir in einem norddeutschen Blatte den Plan einer Abkürzung der deutschen Route für die indische Ueberlandpost gelesen. Man weiß, daß die Probereisen, die im vorigen Jahre, und zwar zum Theil in sehr ungünstiger Jahreszeit, der britische Lieutenant Waghorn von Alexandrien aus über Triest und durch die Rheingegenden nach Ostende und London gemacht, durchschnittlich eine erhebliche Zeitersparniß im Vergleiche mit der bisher durch die indische Post eingeschlagenen Route von Alexandrien über Marseille durch Frankreich nach Calais und London gewährt haben. Man reiste durchschnittlich:

von Alexandrien nach Triest	144 St.,	von Alexandrien nach Marseille	196 St.
„ Triest nach London . . .	120 „	„ Marseille nach London . . .	84 „
	264 Stunden.		280 St.

Hier ist also die deutsche Route bereits mit 16 Stunden durchschnittlich (einmal kam der Triester Courier sogar vier Tage früher als der Marseiller in London an) im Vortheil. Noch größer dürfte jedoch dieser Vorsprung werden, sobald die Eisenbahnlinie zwischen Köln und Wien über Hannover, Berlin und Breslau vollendet ist, was noch in diesem Jahre der Fall seyn wird, und zwar ist alsdann auch die Eisenbahn-Verbindung zwischen Wien und Triest mit alleiniger Ausnahme der Strecken zwischen Gloggnitz und Mürzzuschlag (über den Sömmering) und zwischen Laybach und Triest hergestellt, so daß sich alsdann der Weg zwischen London und Triest in 77 Stunden wird zurücklegen lassen, wodurch also für die deutsche Route eine neue Abkürzung von nicht weniger als 43 Stunden, oder im Vergleiche mit der Route über Marseille eine Ersparniß von im Ganzen 59 Stunden sich herausstellen würde. Wir lassen nachstehend die Uebersicht jener kürzeren deutschen Route folgen, wie sie sich vom Oktober 1847 ab gestalten wird, so wie zugleich die erläuternden Bemerkungen, die der Verfasser des gedachten Artikels (wie wir vernehmen, ein hoher Beamter einer mitteldeutschen Regierung) hinzugefügt hat. Im Oktober 1849, wo die Eisenbahn zwischen Dresden, Prag und Wien, so wie die zwischen Laybach und Triest, vollendet seyn wird, dürfte sich sogar die Entfernung zwischen London und Triest, da alsdann der Umweg über Berlin und Breslau wegfällt, abermals um 10—11 Stunden abkürzen.

Von London über Berlin und Wien nach Triest.

A.	1)	Von London per Eisenbahn bis Ramsgate, per Dampfschiff bis Ostende unter gewöhnlichen Umständen, als Regel		8 Stund.	30 Min.
	2)	Uebergang vom Dampfschiffe auf die Eisenbahnwagen		— „	30 „
B.		Von Ostende bis Wien auf Eisenbahnen.			
	1)	Ostende-Köln	46 Meilen.		
	2)	Köln-Minden	35 „		
	3)	Minden-Magdeburg	30 „		
	4)	Magdeburg-Berlin-Breslau	67 „		
	5)	Breslau-Wien.	61 „		
		Total	239 Meilen.		
		Fahrzeit per Meile 10 Minuten		39 „	50 „
		Latus . .		48 Stund.	50 Min.

Transport . .	48 Stund.	50 Min.
6) Rheinübergang von Köln nach Deutz	— „	30 „
7) Uebergang vom Magdeburg-Leipziger zum Berlin-Potsdam-Magdeburger Bahnhofe in Magdeburg	— „	30 „
8) Uebergang vom Berlin-Potsdam-Magdeburger zum Märkisch-Schlesischen Bahnhofe in Berlin . .	— „	45 „
Von London bis Wien . . .	50 Stund.	35 Min.

C. Von Wien bis Triest.

a. auf Eisenbahnen.

1) von Wien bis Gloggnitz	10 Meilen.
2) von Mürzzuschlag bis Laybach . . .	41 „
Total	51 „
Ueberhaupt von London bis Triest auf Eisenb.	290 Meilen.

b. auf Chausseen.

1) Von Gloggnitz nach Mürzzuschlag. (über den Sömmering)	6 Meilen.
2) Von Laybach nach Triest	16 „
Total	22 Meilen.

9) Fahrzeit auf 51 Meilen Eisenbahnen à 10 Minuten	8 Stund.	30 Min.
10) Wechsel der Maschinen und Wagen, Einölen, Umladen, Einnehmen von Wasser und Cokes und sonstiger Aufenthalt auf überhaupt 290 Meilen zwischen Ostende und Triest, 1 Minute pr. Meile	4 „	50 „
11) Fahrzeit auf 22 Meilen Chausseen à 25 Minuten pr. Meile	9 „	10 „
12) Umladen zu Gloggnitz, Mürzzuschlag und Laybach, also dreimal, zu 25 Minuten	1 „	16 „
Total-Zeitbedürfniß von London bis Triest . .	74 Stund.	20 Min.
Endlich für unvorhergesehenen Aufenthalt und sonstige Verzögerungen noch hinzuzusetzen	2 „	40 „
Ueberhaupt . . .	77 Stunden.	

Bemerkungen.

1) Die in der vorstehenden Berechnung angegebenen Entfernungen auf den Eisenbahnen zwischen Ostende und Triest beruhen auf zuverlässigen Ermittelungen.

2) Für die Periode von 1847 bis 1849 muß die Route auf den vollendeten Eisenbahnen von Ostende über Berlin und Breslau nach Wien genommen werden, weil die nähere Bahn von Dresden auf Prag erst 1849 fertig seyn wird.

3) Von Wien bis Triest werden theils die fertigen Eisenbahnen, theils die Chausseen benutzt. Die fertigen Eisenbahnen zwischen Ostende und Triest betragen 1847 — 290 Meilen, die dazwischen belegene Chausseestrecke 22 Meilen.

4) Das Zeitbedürfniß für die sub 6, 7, 8 und 12 der Berechnung näher bezeichneten Uebergänge ist zureichend.

5) Auf den Eisenbahnen sollen pr. Stunde 6 Meilen zurückgelegt werden; eine Geschwindigkeit, welche gegen die Fahrten auf den englischen Bahnen, woselbst in der Stunde 8 Meilen und darüber regelmäßig durchfahren werden, bedeutend zurücksteht und derjenigen, welche auf mehreren deutschen Eisenbahnen beobachtet wird, nur gleichkommt, mithin für Extrazüge, die nicht öfter als jedesmal nach 6 bis 10 Meilen anzuhalten genöthigt sind, unbedenklich angenommen werden darf.

6) Um einzelne und geringe Aufenthalte und Verzögerungen in den Zügen auszugleichen, sind neben dem Betrage von 4 Stunden 50 Minuten für Zeitverlust beim Einnehmen des Wassers ꝛc. noch 2 Stunden 40 Minuten zur Ausgleichung hinzugefügt und wird demnach die gesammte Transportzeit zwischen London und Triest 77 Stunden betragen, wogegen die kürzeste Frist bei der bisherigen Transportreise auf Chausseen, Eisenbahnen und Flußdampfschiffen, auf der Route durch das mittlere Deutschland, nicht weniger als 96 Stunden betragen hat.

Mannigfaltiges.

— Französische Urtheile über die preußischen Toleranz-Edikte. „In Folge des Patents über die Bildung neuer Religions-Gesellschaften", sagt die in Paris erscheinende protestantische Zeitschrift Le Semeur, „ist die religiöse Freiheit in Preußen, wo es keine constitutionelle Charte giebt, viel größer, als, nach den Urtheilssprüchen des Cassationshofes, in Frankreich, wo diese Freiheit seit dem Jahre 1789 von allen Gesetzgebungen verbürgt worden." — „Als eine Anomalie erscheint es dagegen", fügt eine andere französische Zeitschrift hinzu, „daß, während allen neuen Religions-Gesellschaften, ja selbst denjenigen Personen, die von jeder bestehenden Kirche oder Sekte sich lossagen, ohne einer neuen sich anzuschließen, die volle Wohlthat des bürgerlichen Gesetzes zugesichert wird, gerade die Bekenner der ältesten von allen in Europa bestehenden Religions-Gesellschaften, nämlich die Juden, von dieser vollen Wohlthat ausgeschlossen bleiben." — Im Journal des Débats vom 16. d. M. befindet sich ein aus eben so kundiger als geistreicher Feder geflossener Artikel über die gedachten preußischen Gesetze vom 30. März d. J., worin die im Sinne der Humanität und der Freiheit abgefaßten Bestimmungen derselben mit großer Bereitwilligkeit gewürdigt und anerkannt werden.

— Jenny Lind in London. Die schwedische Nachtigall wird in diesem Augenblicke bereits in London eingetroffen seyn, wo man sie schon seit zwei Jahren mit großer Sehnsucht erwartete. Von dort aus wird sich ihr Ruf auch bald nach anderen Welttheilen verbreiten, und wir sehen sie schon mit Schätzen beladen aus Indien und aus Nord-Amerika zurückkehren. Einstweilen wird sie jedoch von diesen Schätzen schon im voraus eine bedeutende Abfindung zu zahlen haben, und zwar an den Direktor des Drurylane-Theaters, Herrn Bunn, mit welchem sie bereits früher einen Kontrakt abgeschlossen, während sie nunmehr auf der von Herrn Lumley geleiteten italiänischen Bühne (Her Majesty's Theatre) zunächst in „Robert le Diable", auftreten wird. Herr Bunn will sich sogar mit der ihm angebotenen, ziemlich bedeutenden Schadloshaltungssumme noch nicht begnügen und verlangt von ihr außerdem noch die Kleinigkeit eines dreimaligen Auftretens auf seiner Bühne, wie aus nachstehendem Schreiben hervorgeht, das er ihr noch nach Wien gesandt hat:

„London, 16. März 1847.

„Mademoiselle! Ich habe durch Vermittelung von Herrn Lumley's Anwalt die Abschrift eines Briefes mit Ihrer Unterschrift erhalten, datirt aus Wien vom 28. v. M., und bevor ich auf das darin gemachte Anerbieten antworte, erlaube ich mir, einige Behauptungen, die darin aufgestellt sind, zu berichtigen. Was zunächst das „Feldlager in Schlesien" betrifft, so wird Ihnen sehr wohl bekannt seyn, daß, wenn Sie nicht Ihren Kontrakt gebrochen hätten, Herr Meyerbeer bereit gewesen wäre, mir seine Musik zu leihen, nach England herüber zu kommen und sie zu dirigiren. Und was die andere Oper anbelangt, in welcher Sie aufzutreten übernommen hatten (La Sonnambula), so befindet sich deren Uebersetzung und Partitur seit Jahren in meinem Theater. — Sie sind zuerst durch die Entstellungen, die sich eine Partei im Interesse des Herrn Lumley erlaubt hat, veranlaßt worden, Ihr Engagement zu brechen — Entstellungen, die sowohl meinen persönlichen Charakter als mein Theater betreffen und mir sehr wohl bekannt sind; demnächst aber wurde Ihr Entschluß durch die enormen Anerbietungen befestigt, die Ihnen, um das meinige in den Schatten zu stellen, gemacht wurden. Ich bin es daher meiner Ehre schuldig, bei jedem wegen Ihrer Verletzung des gegebenen Wortes zu treffenden Abkommen solche Bedingungen zu stellen, die mich in den Augen meines Publikums von dem Verdachte befreien, als hätte ich das meinige verletzt. — Sie bieten mir 2000 Pfd. (13,500 Thaler) an, wenn ich Ihren Kontrakt vernichte; aber nach der Ansicht sehr erfahrener Rechtsbeistände, werde ich eine viel größere Summe beantragen, falls ich gezwungen werde, gegen Sie zu prozessiren. — Da inzwischen mein Bestreben dahin geht, den guten Ruf meines Institutes durch die Engagements, welche ich eingehe, nicht aber durch die Geldbußen zu befördern, die mir von denen angeboten werden, die sie brechen, so nehme ich zwar die mir angebotenen 2000 Pfd. als eine theilweise Compensation an, doch erwarte ich eine weitere Schadloshaltung durch den Ertrag Ihres dreimaligen Singens auf meinem Theater (bevor Sie irgendwo sonst in England auftreten) und zwar in jeder Ihnen beliebigen Sprache. Dies ist mein sine qua non, indem ich fest entschlossen bin, soweit es in meiner Macht steht, die Behauptungen derer Lügen zu strafen, welche gewagt haben, mich zu verleumden. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

A. Bunn."

Wir werden nun wohl bald hören, ob die Ausländerin wirklich gezwungen worden, auf der ihr nicht zusagenden englischen Bühne zuerst aufzutreten, oder ob sich Herr Bunn, was wir eher vermuthen, durch eine Zulage zu den 2000 Pfund habe beschwichtigen lassen.

Madame Dingelstedt, geb. Lutzer, ist zur diesjährigen Saison mit Herrn Pischek nach London gekommen, um als Konzertsängerin aufzutreten, doch singt sie vorher noch in der Provinz bei einigen von Herrn Jullien veranstalteten Musik-Aufführungen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 50. Berlin, Dienstag den 27. April 1847.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England. *)

I. Als Einleitung.

Beredtsamkeit ist in England eine Macht. Man gebe einem Manne Kraft, Haltung, Herrschaft über die Sprache, und vor Allem Enthusiasmus, oder die Kunst, denselben zu erheucheln, treibe ihn mit diesen Erfordernissen auf die öffentliche Kampfbahn, und ehe einige Jahre, vielleicht einige Monate verflossen sind, wird man ihn entweder in hoher Stellung oder auf gutem Wege zu derselben sehen. Partei-Politik, gesellschaftliche Uebelstände, Menschenhandel und dergleichen sind für ihn eben so viele neuentdeckte Welten, in welchen er mit des Redners Schwert, — seiner Zunge, — sein Glück und seinen Ruhm sich heraushauen kann. Durch Rang oder Vermögen von Hause aus beim Publikum Gehör zu haben, ist ohne Zweifel ein großer Vortheil. Es ist nichts Geringes für einen Mann, wie um eine Gunst gebeten werden, für eine Sache zu sprechen, weil seine Stellung und sein Name auf das Volk Einfluß haben werde; oder durch seine Geburt zu einem Sitze im Parlament berechtigt seyn; diese Dinge geben allerdings einem Manne vor einem Anderen einen Vorsprung im Wettlauf. Aber ohne die Gabe der Beredtsamkeit sind alle diese besonderen Gunstbezeigungen des Glücks nicht im Stande, Jemanden einen Einfluß auf seine Landsleute zu sichern. Wer nicht die Kunst besitzt, seine Gedanken in klare und fesselnde Rede einzukleiden, sich mit den Gefühlen seiner Hörer in Einklang zu setzen und jene in einer kräftigeren, oder reineren, oder glänzenderen Sprache zu äußern, als diesen selber zu Gebote steht; oder wer nicht die noch seltenere Macht besitzt, ihren Verstand und ihre Herzen zu beherrschen, sie durch den unwiderstehlichen Zauber der Sympathie mit sich fortzureißen, ihre Gedanken zu den seinigen, oder seine Gedanken zu den ihrigen zu machen; — der hoffe niemals, in unserer Zeit seine Mitmenschen zu beherrschen; — der schreibe lieber Bücher, sey ein geduldiger Zuhörer, mache andere Menschen, wenn er kann, zu Drahtpuppen und leite sie an Schnüren, begnüge sich aber mit dem Privatstande; auf eine öffentliche und sichtbare Weise wird Niemand in England mächtig seyn, wenn er sich nicht der Redekunst bemeistert hat.

Wir sind an den Einfluß dieser sprechenden Macht im Staate so gewöhnt, daß wir aufgehört haben, uns über seine Erfolge zu wundern. Und doch sind in unseren Tagen die Triumphe des Wortes denen des Schwertes fast gleichgekommen. England wird allgemein für ein aristokratisches Land gehalten, und seine Aristokratie steht — vielleicht unverdienterweise — in dem Ruf, an ihren Vorrechten mit besonderer Hartnäckigkeit festzuhalten, auf das Eindringen von Emporkömmlingen in ihre Reihen eifersüchtig zu seyn. Die Laufbahn Eines Mannes unter unseren Zeitgenossen hat jedoch bewiesen, daß Beredtsamkeit eine eben so große Macht ausübt, wie pergamentene Stammbäume, daß der Besitzer dieses Talismans sogar die Festung der Ausschließlichen erstürmen, ihre Titel und Würden sich aneignen, ihre Macht gegen sie selber kehren und sogar die Lenker des Staats lenken kann. Aus dem Dunkel einer Provinzial-Hauptstadt auftauchend, spricht er sich als Anwalt in die Auszeichnung des Besprochenwerdens hinein; dann spricht er sich in den vom Volke ausgehenden Zweig der gesetzgebenden Versammlung hinauf, wo er wiederum mit solchem Erfolge spricht, daß er das Organ des ausschließendsten Theiles einer ausschließenden Aristokratie wird. Zu diesem Punkte gelangt, erscheint er abermals auf der Bühne seiner frühesten Wirksamkeit und spricht zum Volke mit der neuen Autorität und Macht, welche er durch sein Sprechen im Parlament erlangt hat; er spricht in Volksversammlungen, er spricht bei öffentlichen Gastmahlen, er spricht in gewerblichen Instituten; er spricht zu den Männern des Südens, er spricht zu den Männern des Nordens; er spricht zu Jedem über Jedes, bis das ganze Land vom Wiederhall seiner Stimme erfüllt ist, — bis die Menschen sich verwundert fragen, wo Er, der ganz England, ja die ganze Welt zu Zuhörern hat, zunächst seinen Hörerkreis finden wird: — siehe da, plötzlich, unbegreiflich, wie durch magische Gewalt, nach wenigen ferneren Bewegungen seines immer ertönenden Organs, fliegen die Pforten sogar des Senatszimmers vor ihm auf, und Pairs von altem Geschlecht drängen sich herbei, um ihn in diesem Heiligthum edlen Blutes zu bewillkommnen, ihn auf den Richterstuhl selbst zu führen, ihn zum Oberherrn über sie selber und über ihre Handlungen, zum Richter über ihre Gedanken und zum Urheber ihrer Gesetze zu machen.

Wenn wir aber auf Lord Brougham als auf ein glänzendes Beispiel von dem Erfolge blicken, der mit Hülfe der Beredtsamkeit errungen werden kann, — wenn wir ihn auswählen, weil er während seiner ganzen thätigen Laufbahn das Vorbild der Macht der Rede gewesen und noch ist; so wollen wir deshalb nicht die zahllosen geringeren Beispiele übersehen, welche den ungeheuren Einfluß beweisen, der über die neuere Welt von denjenigen ausgeübt wird, die zu der Fähigkeit gelangt sind, mit Sicherheit und Gewandtheit zu versammelten Massen ihrer Mitbürger zu sprechen. Die Begebenheiten jedes Tages führen dahin, die Zahl und den Einfluß solcher Männer zu vermehren. Daß das Volk die Quelle aller Macht im Staate ist, hat lange bei einer großen und wachsenden Partei als Grundsatz gegolten. Derselbe ist durch die innere Geschichte Englands während der letzten funfzehn Jahre zur Würde einer anerkannten Wahrheit erhoben worden. Der „Druck von außen" wird jetzt als die bereite Lösung aller Schwierigkeiten angesehen. Niemals, nicht einmal in den Tagen der Republik, haben Berufungen auf den Volkswillen so systematisch stattgefunden wie jetzt; niemals war es mehr Sitte, lieber bei den Wählern als bei der gesetzgebenden Versammlung die Kräfte zu suchen, die zum Bewirken politischer Veränderungen nothwendig sind. Der „Agitator" war sonst ein auf ein besonderes Individuum angewandter Ausdruck des Vorwurfs; jetzt aber giebt es so viele Agitatoren, daß dies Beiwort alles Anstößige verloren hat. Sogar diejenigen, welche dasselbe aufbrachten, sind selber unter den Vordersten in der Jagd nach der Volksgunst; und zum Widerstande gegen die Anstrengungen der Volkspartei können keine besseren Mittel gefunden werden, als Gegenberufungen auf das Volk von Seiten derjenigen, welche früherhin die Theilnahme desselben an den Staats-Angelegenheiten bespöttelten. Die höchsten und gewichtigsten Personen des Landes können sich der Macht dieser Zeitverhältnisse nicht entziehen. Für jeden plebejischen Demagogen wird man in irgend einem aristokratischen Tribun ein Gegenstück finden; gegenüber jeder offenen Verschwörung wider die Gesetze oder die Verfassung wird man eine gleich offene Verbindung zu deren Gunsten bemerken. Alle diese Vereine, obgleich wie die Pole in ihren Grundsätzen und Zwecken einander entgegengesetzt, kommen mit einer wunderbaren Einhelligkeit, zu welcher nur der Instinkt der Selbsterhaltung eine Parallele bildet, darin mit einander überein, daß sie ihre Sache der entscheidenden Stimme des Volkes unterwerfen und auf die Erörterungen der gesetzgebenden Versammlung einen von der außerparlamentarischen öffentlichen Meinung hergeleiteten Einfluß wirksam zu machen sich bemühen. Das ganze Königreich ist von Zeit zu Zeit unter dem Einfluß öffentlicher Redner. Man blicke auf Irland. Zu jeder Zeit kann dort Ein Mann, mit einem halben Dutzend seiner Trabanten, auf das willige und vernarrte Volk so einwirken, daß dasselbe die Meinungen und Pläne jenes Individuums sogar in dem Fall annimmt, wo die feierliche Behauptung von heute mit jahrelangen Verkündigungen im Widerspruch steht. Schottland hat sich noch nicht von einer die Gesellschaft in ihrer Grundlage erschütternden Bewegung erholt, welche durch die Beredtsamkeit weniger entschlossener Männer hervorgebracht wurde. Und in England ist die Frage, die während der letzten Zeit den öffentlichen Geist am meisten aufregte, zu einer glücklichen Entscheidung nur durch die unbezwingliche Energie Eines Mannes gebracht worden, — eines nicht zum Redner erzogenen Mannes, der aber durch Berührung mit den Massen die Kunst gelernt hat, ihre Leidenschaften aufzuregen und ihre Vorurtheile der Ausführung seiner Lieblingspläne dienstbar zu machen. O'Connell, Chalmers, Cobden, — jeder dieser Männer ist in seiner Sphäre mächtig; jeder von ihnen hat große Veränderungen zum Guten oder zum Schlechten bewirkt und bewirkt sie noch. Wem verdanken sie diese Macht? Ihrer Beredtsamkeit!

Ohne Zweifel ist es nicht nöthig, diesen Einfluß öffentlicher Redner von der populären Verfassung dieses Landes herzuleiten. Denn wiewohl das Vorrecht des Erwählens der Parlaments-Mitglieder vergleichungsweise beschränkt ist, so ist doch der Einfluß der öffentlichen Meinung auf diejenigen, welche jenes Vorrecht genießen, unbeschränkbar. Wenn auch bei einer öffentlichen Versammlung eine sehr geringe Minderzahl eingeschriebener Wähler gegenwärtig seyn mag, so theilen sich doch die aufgeregten Gefühle der Nichtwähler den wenigen Bevorrechteten mit. Aehnlich verhält es sich mit dem Parlament, besonders mit dem Unterhause. Auch dann, wenn die Mitglieder desselben erst vor einigen Monaten erwählt sind und vernünftigerweise ihren Sitz im Parlament während einiger Jahre inne zu haben hoffen können, wird doch

*) Nach einem vor kurzem unter dem Titel „Orators of the Age": by G. H. Francis Esq. in London erschienenen Werke.

die Furcht vor einer Auflösung und das Verlangen, mit künftigen Wählern gut zu stehen, auf sie einwirken. Ja, seit den letzten Jahren ist das Streben gebräuchlich geworden, grosse politische Veränderungen zu erzwingen, im Widerspruch gegen den erklärten Willen der gesetzgebenden Versammlung, sogar gegen die Grundgesetze der Verfassung, durch Appellationen von den bevorrechteten und von den repräsentativen Staatsgewalten nicht blos an die Wähler, sondern an die Volksmassen überhaupt. Dieser Gebrauch ist ganz verschieden von der verfassungsmässigen Form, gesetzlich zusammenberufene Versammlungen zum Zweck der Entwerfung von Bittschriften zu halten. Die sogenannten Meetings machen darauf Anspruch, nicht blos die Meinungen und Wünsche des Volkes, sondern dessen absoluten Willen auszusprechen. Wo dieselben Erfolg haben, bringen sie beständig das System des Verpflichtens der Abgeordneten in Anwendung und suchen so das Haus der Gemeinen von der hohen Stellung einer berathenden Versammlung zu der einer ungeheuren Masse blosser Geschäftsführer herabzuwürdigen. Die leidenschaftlichen Gegner der Sklaverei, durch die Heiligkeit ihrer Sache gegen die üble Wirkung ihres Verfahrens blind gemacht, haben diesen verderblichen Gebrauch zuerst eingeführt, der seitdem von den Führern der irländischen Katholiken und durch die Anti-Korngesetz-Liga fortgesetzt worden ist.

(Schluss folgt.)

Frankreich.

Pierre Amédée Jaubert.

(Schluss.)

Die Erzählung von dem Verhältnisse Saliha's zu Jaubert und ihrem Einflusse auf seine Rettung haben wir nach der oben genannten Reisebeschreibung gegeben. Eine Variante dieser Geschichte erhielt sich im Munde der Freunde J.'s, die, so viel wir wissen, nirgends gedruckt ist und deren Wahrhaftigkeit den Einwurf kaum überstehen mag, dass J. selbst davon in seinem Reisewerke schweigt, obgleich er keinen Grund haben kann, sich der Erzählung zu enthalten. Die Geschichte, deren Heldin wahrscheinlich mit Saliha identisch ist, lässt sich so angenehm hören, wirft ein so seltsames Licht auf den Aberglauben der Muhammedaner und tritt in Paris mit so festen Prätensionen der Beglaubigung auf, dass wir hier sie wiedergeben, ohne für ihre Begründung das Wort zu nehmen. Sie lautet:

Den Gefangenen J. besuchte öfter eine Tochter des Pascha und unterhielt sich, wie Pyramus und Thisbe durch die Wand, mit ihm durch die schwere Fallthür. Das naive Mädchen kam eines schönen Morgens und fragte: „Lebst Du noch, Giaur?" — „Ja, meine Liebe!" — „Du kannst mir einen grossen Gefallen thun, Giaur." — „Und der wäre?" — „Wenn Du meinem Vater sagtest, dass er mich mit Hassan verbände!" — „Aber was werden meine Worte bei Deinem Vater gelten?" — „Sehr viel, Alles!" — „Wie so das?" — „Jedem gläubigen Muselmann sind die Worte eines — — — Sterbenden heilig." — „So! Nun, ich werde mit Deinem lieben Vater sprechen." — „Ach Du bist der liebenswürdigste der Giaurs! Ich eile, Hassan die frohe Botschaft mitzutheilen, er wird Dich segnen." J. forderte nun den Pascha auf, seine Tochter dem Hassan zu geben, und setzte den Tyrannen durch diese Bitte in die grausamste Verlegenheit, entweder J. leben zu lassen und dadurch seinen Worten die Heiligkeit und Verbindlichkeit zu entziehen, indem er aufhört, ein Sterbender zu seyn, oder ihn zu tödten und zugleich seine Tochter einer Missheirat zu opfern. Unter diesem Schwanken ergriff ihn die Pest und Hassan seine Tochter, und das junge glückliche Paar eilte, den freundlichen Giaur aus seinem Elende zu erlösen.

In Persien, wohin er nach vielen Gefahren kam, wurde er zuerst von dem nachmals berühmt gewordenen Thronfolger, Prinzen Abbas Mirsa, empfangen, und später gelangte er zum Schach Feth Ali selbst, der ihn mit der grössten Auszeichnung behandelte und ihm mehrere Audienzen ohne Dolmetscher gab. Nach verschiedenen Wechselfällen kam er im Jahre 1807 zu Warschau an, wo sich damals Napoleon aufhielt, und diente als Dolmetscher dem persischen Gesandten, der vom Kaiser in feierlicher Audienz empfangen wurde. Seit dem Frieden von Tilsit und der Palast-Revolution in Konstantinopel schien der Kaiser sich von der Levante abzuwenden, da ihm ohnehin jede Verbindung mit derselben zur See durch die Vernichtung seiner Flotten und die Alleinherrschaft der Engländer abgeschnitten war. Wir sehen daher auch J. nicht mehr mit diplomatischen Sendungen dorthin beauftragt, und dieser widmete sich in diesen Jahren um so ungestörter seinem Berufe als Lehrer und Gelehrter. Erst im Jahre 1815 wurde er von dem wiederkehrenden Kaiser als französischer Geschäftsträger nach Konstantinopel geschickt, aber die Rückkehr der Bourbonen zwang auch ihn zur Rückkehr nach Paris, wo er bis 1818 unbeschäftigt blieb. Um diese Zeit verband er sich mit Ternaux, und in Folge eines Vertrages, den Beide mit der französischen Regierung schlossen, reiste er abermals nach dem Morgenlande, um die Race der Thibetziegen mit Kaschmirhaaren nach Frankreich zu verpflanzen; aber von nahe an 1300 Ziegen, die er gekauft hatte, konnte er nur ungefähr 400 bis Frankreich bringen. Seit jener Zeit lebte J. seinem Berufe als Lehrer des Türkischen, Persischen und Arabischen und der Veröffentlichung wissenschaftlicher Arbeiten.*) Im J. 1821 erschien die schon genannte Reise unter dem Titel „Voyage en Arménie et en Perse, fait dans les années 1805 et 1806" mit einer schönen Karte von dem Escadrons-Chef Lapie und einer Abhandlung über die Provinzen Ghilan und Mazenderan vom Obersten Trezel.*) Diese Reisebeschreibung liefert viele Belehrung über die Sitten und Zustände der bereisten Länder, obgleich der Verfasser nur kurze Zeit dort zugebracht hat und dabei viele Monate im Gefängnisse schmachtete; dabei ist die Darstellung meisterhaft, die Sprache liebenswürdig, aus Herz und Gefühl strömend. Es folgten hierauf seine sehr geschätzte türkische Grammatik (die später nochmals aufgelegt wurde), die Voyage d'Orenbourg à Boukhara**) und mehrere Abhandlungen über wichtige orientalische Werke. Sein letzteres grosses Werk, und zugleich das in der Wissenschaft von bleibendstem Verdienst ist die Herausgabe des Edrisi in französischer Uebersetzung. Wir müssen uns über dieses Werk noch besonders die wohlwollende Aufmerksamkeit des Lesers für einige Worte erbitten: —

Edrisi, vollständig Abu Abdallah Mohammed ben Mohammed El-Edrisi, ist der wichtigste Geograph des Mittelalters und nächst Abulfeda, dem er Quelle und Führer war, der Stolz der arabischen Literatur im Fache der Geschichte und Erdkunde. Er lebte am Hofe des christlichen Königs Roger II. in Sizilien, und auf dessen Veranlassung schrieb er ein geographisches Werk, welches die ganze damals gekannte Welt zum Gegenstand hatte. Es wurde im Jahre 1154 vollendet. Von diesem Werke erschien ein verstümmelter Auszug arabisch zu Rom 1592 von unbekannter Hand und eine lateinische Uebersetzung Paris 1619. Später erschienen einzelne Länder mit reichem gelehrten Apparat von der Hand bewährter Orientalisten; so Afrika von Hartmann und Spanien von Conde. Dagegen war das Daseyn des vollständigen Werkes auf einer europäischen Bibliothek ganz unbekannt. Da entdeckte J. ein solches in einem nicht eingetragenen Manuskript der Pariser Bibliothek. Die geographische Gesellschaft zu Paris beeilte sich, den Antrag J.'s zu genehmigen, das Werk unter ihren Auspizien in einer französischen Uebersetzung herauszugeben, und so erschien es 1836—40 in zwei starken Quartbänden und zwar als 5. und 6. Band des Recueil de Voyages et de Mémoires publié par la Société de Géographie. Bei der vom Herausgeber getroffenen Anordnung ist das Buch für den Nichtorientalisten eben so brauchbar wie für den Kenner der arabischen Sprache, und für den gründlichen Leser der historischen und vieler anderen Werke des Mittelalters ist es unentbehrlich.

Jaubert, der neben seiner grossen Kenntniss der orientalischen Sprachen noch die Kunst verstand, die verwickeltsten Schriftarten dieser Sprachen aufzulösen, fand auch in ziemlich angemessenem Grade seine Verdienste durch öffentliche Auszeichnungen und Würden belohnt, und letztere möchten noch vielfacher und glänzender ausgefallen seyn, hätten sein Ehrgeiz oder seine Lust am Ordenstand gleichen Schritt mit seinen Verdiensten gehalten. Dass er den Orden der Ehrenlegion hatte, bedarf keiner Anzeige; wer sollte den bei jetziger Zeit nicht haben? Seit dem Sturze Napoleon's, und noch mehr seit dem Sturze der alten Monarchie, bestehen die Gründe für die Verleihung dieses Ordens blos darin, dass man keinen Grund braucht! Ein Franzose in Berlin sagte vor kurzem, Napoleon könnte (wie bei anderer Gelegenheit Franz I.) von dieser Légion d'Honneur sagen: „Tout est sauvé hormis l'honneur!" zu Deutsch: Die Legion ist da, und zwar mehr als zehnfach, denn es mag jetzt an 50,000 solcher Ritter geben, aber die Ehre! that is the question! Indessen J. mag den Orden wirklich aus den in dieser Beziehung wie Gold reinen Händen Napoleon's haben, jedenfalls ist er erst später Offizier dieses Ordens geworden. Wir haben weit mehr Respekt, und zwar nicht in Befangenheit des einseitigen Patriotismus, vor seinem preussischen rothen Adlerorden, ja zum Beweis, dass uns der Patriotismus nicht blendet, sagen wir, wir haben selbst mehr Respekt vor dem persischen Löwen- und Sonnenorden und vor dem türkischen Nischani Iftichar-Orden, die alle die Brust des gelehrten Pairs von Frankreich schmückten. Letztere Würde scheint er erst in neuerer Zeit erhalten zu haben.***) Auch Staatsrath im ausserordentlichen Dienste war J., aber weder der Pair noch der Staatsrath mag sich viel mit Politik befasst haben; diese überliess er vielmehr seinem trefflichen Schwiegersohne, dem Deputirten und ehemaligen Minister Dufaure.†) Vielleicht hatte J. noch zu viele Napoleonische Gesinnungen, um sich in die reactionairen Grundsätze der Restauration und in die schüchterne und trügerische Politik des neuen Frankreichs zu mischen. Für die Person Napoleon's zeigte J. seine Anhänglichkeit noch in spätesten Jahren, und in seinem Garten prangten Kirschbäume, die aus St. Helena gezogen waren.

Zu den Eigenschaften Jaubert's gehören sein Edelmuth, sein Wohlthätigkeitssinn, grosser Verstand und grosser Muth. Seine Conversation war sehr belebt und anziehend; dabei war er von grosser gelehrter Zerstreutheit. Solche

---

*) So viel wir wissen, unterbrach er seine Studien nur noch einmal durch eine diplomatische Reise nach Konstantinopel im Jahre 1829, um die Pforte zu bewegen, dass sie das Protokoll, welches die Gränzen Griechenlands bestimmt, annehme. J. kam erst nach der Juli-Revolution zurück.

*) Wir wissen nicht, ob es der spätere General Trezel ist, einer der tapfersten französischen Offiziere des Kaiserreichs, der aber das Unglück hatte, von Abdelkader an der Maskara geschlagen zu werden.

**) J. ist nur Herausgeber, Verfasser ist Meyendorf.

***) Pair, d. h. par (engl.), von Frankreich zu seyn, ist jetzt auch nicht mehr eine gewaltige und nicht mehr eine gefährliche Macht; diese Pares sind rois qui ni règnent ni ne gouvernent! Die Pairskammer ist ein Herbarium von Lorbeergattungen.

†) Dufaure, früher Advokat in Bordeaux, zeichnet sich durch grosse Rechtlichkeit aus, ist ein imposanter Redner, besitzt vielseitige und gründliche Kenntnisse und einen bedeutenden Einfluss auf die Kammer. Er und Billault scheinen bestimmt, mit oder ohne Thiers, früher oder später die Geschicke Frankreichs zu leiten, und gewiss wird unter ihrer Herrschaft Frankreich eine andere Stellung in der Moral und in der Politik einnehmen. Wenn sie an der Spitze der Verwaltung stehen, werden das Defizit und die Loire nicht alle Jahre Frankreich verheeren, werden nicht jedes Jahr 6 Dampfschiffe verloren gehen, und man wird nicht alle Hände nach einem Geschenk des Kaisers von Russland ausstrecken, den man einige Tage vorher wegen der Einverleibung Krakau's in allen Blättern angegriffen hatte.

Eigenschaften neben so ausgezeichneten Kenntnissen und wissenschaftlichen Verdiensten sind wirksame Bedingungen, Freunde zu erwerben und zu fesseln, und in der That war J. den trefflichsten Männern seiner Zeit Gegenstand der Liebe und Freundschaft. Außer seinen Kollegen, Vorgesetzten und Ministern, wie de Sacy, Guizot, Salvandy, nennen wir hier nur den deutschen Gesandten und berühmten Geschichtsforscher Oelsner, Paul Louis Courier und den berühmten General Haxo. Doch sein merkwürdigster Freund war Chosrew-Pascha! Diesen Talleyrand der Türkei*) lernte Jaubert 1804 in Konstantinopel kennen und blieb für immer mit ihm in wärmster Freundschaft. Als später Chosrew-Pascha viele junge Türken nach Paris zur Ausbildung schickte, war es Jaubert, an den er sich wegen der Leitung der Jünglinge wendete. Viele derselben sind jetzt in hohen Aemtern in der Türkei, und da sie ihre Bildung Jaubert und Frankreich verdanken, so mußte es leicht seyn, die Pforte für den französischen Einfluß zu gewinnen.

Jaubert starb im 67sten Jahre seines Alters. Die zahllosen Strapazen, die er zu ertragen hatte, erschütterten seine sonst kräftige Constitution und entkräfteten ihn vor der Zeit. Er sah in der letzten Zeit auch viel älter aus, als er wirklich war.

• • •

Während wir obigen Aufsatz in der Presse hatten, langte das Journal Asiatique vom Januar an (dieses Journal wird fast immer drei Monate nach seinem Datum ausgegeben), mit einer kurzen biographischen Rede, die Reinaud am Grabe J.'s gesprochen. Nach dem Inhalte und der Form dieser kurzen Grabrede zu schließen, theilt sie mit dem, Eingangs unserer Worte angeführten, Nekrolog im Journal des Débats denselben Verfasser. Auch setzt sie uns wenig in Stand, aus ihr Mittel zu Nachträgen zu schöpfen. Reinaud's Lob ist würdevoll, aber kurz und etwas kalt wie ein 30ster Januar. Wir erfahren unter Anderem, daß J., wie ein Krieger im Felde, mitten unter seinen gelehrten Arbeiten vom Tode überrascht worden ist. Er war nämlich beschäftigt, eine Handschrift der Erzählung des Abulgazy in tatarischer Sprache, die ihm von der Petersburger Akademie übergeben worden ist, zu untersuchen. Die Rede Reinaud's schließt: „Du lieu qu'il habite maintenant, il a sans doute la satisfaction de voir les nombreux regrets qu'il laisse après lui."

F. Lt.

Türkei.

Die Slawen in der Türkei.

Unter dieser Ueberschrift hat der zu Posen erscheinende „Przeglad" einen längeren Aufsatz mitgetheilt, der zugleich als eine Kritik des von Cyprien Robert unter demselben Titel herausgegebenen Werkes, von welchem auch eine deutsche Uebersetzung (von Marko Fedorowitsch; Dresden, Arnoldische Buchhandlung, 1844) erschienen, zu betrachten ist und dem wir, da es bisher an sachgemäßen Beurtheilungen über das mit großem Interesse aufgenommene französische Buch fehlt, hier Einiges um so eher entheben zu dürfen glauben, als die hier niedergelegten Resultate größtentheils auf unmittelbarer Anschauung zu beruhen scheinen.

Herrn Robert's Buch hat bisher fast nur Lobsprüche erhalten; mit Ausschluß der Artikel von Eugen Boré (Revue de l'Orient), bekannt durch seine missionarische Wirksamkeit in Persien, hat sich kein namhafter Schriftsteller oder Reisender der Kritik jenes Buches unterzogen. Die wahren Verhältnisse des Slawenthums in der Türkei sind nur Wenigen bekannt. Ueberhaupt ist hier noch ein großes Räthsel zu lösen; es hat den Schein, als würde es die Aufgabe polnischer Schriftsteller bleiben. Wegen der alten Beziehungen Polens zur Türkei liegen dem ersteren Lande die reichsten Materialien zur Kenntniß der Zustände vor. Herrn Robert's Werk entspricht daher den Wünschen der polnischen Gelehrten nicht und enthält die Keime sehr gefährlicher Irrthümer; der Wohlthaten der Civilisation überdrüssig, hat der Verf. die Einfalt des barbarischen Lebens allzu lieb gewonnen, doch muß ihm zugestanden werden, daß er der erste Ausländer ist, welcher den wahren Grund, auf dem die geselligen Verhältnisse der Slawen in der Türkei beruhen, entdeckt und einen Standpunkt angenommen hat, von dem er dieses Leben in seiner Gesammtheit erfassen konnte.

Robert's Werk ist die Frucht eines neunjährigen Aufenthalts unter den südlichen Slawen, niedergeschrieben in der Absicht, Europa mit den acht Millionen Bergbewohnern bekannt zu machen, welche den Balkan vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere bewohnen. Es war sein Plan, den heutigen Zustand dieser Völker zu schildern, ihre häuslichen und öffentlichen Gebräuche, ihre Provinzen, Städte, ihren inneren und äußeren Handel, und endlich die Vortheile darzustellen, welche der Westen aus ihrer Entnationalisirung gewinnen würde. Seine Schrift umfaßt die politische, Social- und Literärgeschichte von fünf Völkerschaften, von denen vier rein slawisch sind: die Czernogorcen, Serben, Bosniaken und Bulgaren; die Einleitung giebt eine allgemeine Physiognomie des Charakters und der Sitten des Landes. Hier ist zuerst die Aufmerksamkeit auf die irrige Ansicht Robert's hinzulenken, der, indem er die Stämme der östlichen Halbinsel unter dem Namen der **griechisch-slawischen Welt** verbindet, später gezwungen ist, die Konsequenz dieser Ansicht nach allen Richtungen zu ziehen. Dem Umfang nach vertheilt er die griechisch-slawische Welt unter die Stämme, welche von den Kärnthischen Alpen bis zum Uralgebirge sich ausbreiten, und zwar deswegen, „weil in ihr zwei Racen, die griechische und slawische, fortwährend wechselten." Es ist bekannt, daß der gesellschaftliche Zustand des westlichen Europa durch die Vermischung des lateinischen und germanischen Stammes sich gebildet hat, und daß diese Stämme, als sie zu einer festen Organisation gelangt waren, durch gemeinsame Arbeit in Amerika einen neuen Westen schufen, der, wie der erste, gestützt ist auf das Christenthum und lateinisch-germanische Institutionen. Immer folgte das westliche Europa dem Zuge, seiner überflüssigen Bevölkerung sich über das Meer hin, nach Amerika und Afrika, zu entäußern. Robert behauptet, daß etwas Aehnliches schon im Osten Europa's geschehen sey, von wo das Uebermaß der Bevölkerung nach Asien hinübergeworfen worden. Nach ihm soll der Slawe, ähnlich dem noch barbarischen Germanen, den eine geheime Stimme nach dem Kapitol rief, eine ausdrückliche Anhänglichkeit an den Kaukasus besitzen. Darauf baut er dann weiter den Schluß, „daß in Bezug auf Sitten und Institutionen die Slawen ihre Vergangenheit an das Hellenenthum anknüpfen, und daß die Geschichte der Einen angesehen werden könne für die Geschichte der Anderen." —

Die Geschichte zeigt offenbar, daß die Bevölkerung Asiens, der Behauptung R.'s ganz entgegen, immer einen starken Zug nach Europa gehabt hat. Die hierauf gestützte historische Synthese der Neueren läßt es zu, daß die Slawen in ihrem Zuge auf den Kaukasus stoßen konnten, aber es fehlt an jedem historischen Beweise, daß sie diesen fortdauernd als einen Vereinigungspunkt festgehalten hätten. Adam Mickiewicz setzte die Pariser Gelehrten in Staunen, als er, gestützt auf alte lycische Inschriften, behauptete, selbst die Assyrier seyen Slawen gewesen; was würde man von ihm sagen, wenn er, um seine Aufstellung weiter zu führen, mit Herrn Robert nachzuweisen gesucht hätte, daß die Slawen noch jetzt in Verhältnissen mit Asien stehen? Dagegen streitet die ganze Geschichte Europa's. Jeder weiß, daß die Ufer des Schwarzen und Asowschen Meeres einst von griechischen und römischen Kolonieen bevölkert und die weiteren Landstriche stets von wilden nicht-slawischen Völkerschaften und endlich von den Tataren und Türken bewohnt worden sind. Wann konnten also die Slawen im Besitze des Kaukasus gewesen seyn? Auf welchem Wege konnten sie Beziehungen zu Asien unterhalten? Wir glauben nicht, daß der Verf. die heutigen kaukasischen Kriege als ein sociales Ereigniß slawischer Bestrebungen anzusehen vermag.

Nach dem zweiten Theile seiner Behauptung soll die Vergangenheit der Slawen mit der Geschichte der Hellenen verknüpft seyn, so daß diese in ihnen sich fortsetze. Dieser Erscheinung legt Herr Robert eine geheimnißvolle, im Nebel der Zeit gewissermaßen ertränkte Ursache unter. Man fragt hier vergebens nach Beweisen. Es ist unbekannt, ob die Einheit, von der er spricht, jene Zeiten erreicht, in welchen Griechenland alle Völkerschaften, welche nicht seine Sprache redeten (βαρβαρόφωνοι), für Barbaren ansah; ob sie jene Epoche erreicht, in welcher der nichtslawische Stamm der Scythen den südlichen Theil des heutigen Rußland in Besitz nahm. Wenn seine imaginäre Einheit später beginnt, so fragen wir ihn, wie er den 37jährigen Krieg Basil's II. mit Rußland erklären will? Welchem Umstande er Rußlands ewigen Antagonismus gegen Konstantinopel zuschreibt? Herr Robert hat, wie es scheint, die Geschichte Rußlands nicht gelesen.

Das Ereigniß, welches die Verhältnisse zwischen den Slawen und Griechen herstellte und welches der Verf. erwähnt, floß nicht entfernt aus der Einheit des Bluts, noch aus irgend einem geheimen Zuge, sondern hatte seine Quelle in dem damals von griechischen Priestern, als dieselben noch zur römisch-katholischen Kirche gehörten, nach Rußland gebrachten Christenthume. Dieser Umstand machte Rußland von Griechenland abhängig, aber es zeigte sich doch, daß er den gegenseitigen Haß nicht tilgte. Als das Schisma durch Focius bewirkt wurde, hörten die alten freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Nationen auf und wurden aufs neue erst im 15. Jahrhundert angeknüpft, in Folge der Trennung Moskau's von der Einheit der Kirche. Daß in dieser neuen Lage Rußland mit Unwillen seine Abhängigkeit von Konstantinopel ertrug, zeigt die Entstehung des Moskauer Patriarchats unter Feodor Iwanowitsch. Zwar war im 17. Jahrhundert der Einfluß der Griechen auf die Slawen von nicht geringer Bedeutung, und die Geistlichkeit regte auf Rußlands Inspiration die Kosakenkriege gegen Polen an, aber es bleibt nichtsdestoweniger unwiderleglich, daß seit der Zeit Peter's des Großen dieser Einfluß gänzlich verschwand und der griechische Patriarch der Vasall des fremden Despotismus wurde. Die Griechen haben viel Anlage zum Herrschen; der Verf., getäuscht durch ihre Rührigkeit, wünscht, daß sie ihren Einfluß auf die Entwickelung der nördlichen Völker verwenden möchten, er vergißt nur, daß ihre Anlagen sich nie bis über die Gränzen der Intrigue erhoben haben, und daß ihr Blut, durch Eitelkeit und entsittetes Leben verdünnt, nicht mehr die Kraft des frischeren slawischen enthält. Rußland schmeichelt zwar heute den Griechen, aber nur, damit sie als ein geschicktes und brauchbares Volk ein williges Werkzeug seiner Politik werden und im Namen des **Panhellenismus** die slawischen Völkerschaften umgarnen helfen, deren selbständige Richtung ihm bedrohlich erscheint.

Die Gründe, welche Herr R. aus seinen geographischen und ethnographischen Angaben für die von ihm angenommene Benennung hat, lassen sich schwer vertheidigen. Er bekämpft die Angabe der griechischen Geographen

*) Gehinkt haben Beide, doch würde der Vergleich der Rechtlichkeit Beider noch stärker hinken, da Chosrew, obgleich nichts weniger als ein Heiliger, doch viel ehrlicher als T. war. Er hat unter vier Sultanen die Würde eines Großwesirs bekleidet und war nur deshalb an der Leistung von 12 Huldigungs-Eiden verhindert, weil Sultan Mahmud zu lange regierte. Chosrew ist übrigens derjenige Minister, der, in seiner blinden Feindschaft gegen Mehmed Ali, das türkische Reich an den Rand des Verderbens brachte.

aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, nach denen die Bevölkerung des türkischen Reichs 32 Millionen betragen soll, während er behauptet, daß dieselbe heute nur 24 Millionen erreiche und davon 15 auf Europa kommen. Im Allgemeinen geben die neueren Geographen sehr ungenaue Nachrichten über die Bevölkerung des Orients. In den Provinzen z. B., welche der unmittelbaren Herrschaft des Sultans unterworfen sind, zählen sie 1½ Millionen Slawen, während Serbien, Herzegowina und Bosnien ungerechnet, die Bulgaren allein 4½ Millionen Seelen ausmachen. Die Albanesen sind gleichfalls zahlreicher, als die Geographen angeben; es muß von ihnen in der Türkei über eine Million seyn. Dasselbe muß von den schutzpflichtigen Provinzen gesagt werden, die unter mittelbarer Verwaltung des Sultans stehen. Auf die 800 Quadratmeilen Serbiens sind nicht 400,000, sondern 8—900,000 Bewohner zu rechnen. Die Statistik der Moldau und Walachei, welche im Jahre 1832 zusammengestellt wurde, wies eine doppelt so große Einwohnerzahl nach; die Moldau hat heute aber 500 und die Wallachei 2500 Quadratmeilen, wovon 700 mit Wald bedeckt sind. Die Bevölkerung dieser Provinzen beträgt zusammen 3,821,000 Seelen, obgleich der dritte Theil des Bodens unbebaut ist.

In geologischer Hinsicht erscheint die östliche Halbinsel als eine Verschlingung von Gebirgen, welche sie ohne feste Richtung durchschneiden und deren Gipfel sich wunderbarer Weise nicht in der Mitte des Landes, sondern an dessen Gränzen, nach dem Adriatischen Meer, der Donau und dem Archipelagus, erheben. Alle Engpässe führen in das Innere der Halbinsel und können vor dem äußeren Feinde mit Leichtigkeit verschlossen werden. Die schneebedeckten Gipfel der albanischen Kette, im Alterthum unter dem Namen Albii oder Albanii bekannt (wovon vielleicht der Name Alpen), ziehen sich längs der Sau bis zur Donau hin, gehen dann in unzählige Zweige aus einander und umfassen sowohl Serbien als die westliche Bulgarei. Alle diese Gebirge, felsig und mit hohen Wäldern bedeckt, bilden den Balkan (Hämus der Alten), umgränzen das Donauthal und trennen, sich am Ufer des Schwarzen Meeres hinziehend, die Bulgarei von Thracien; einige Arme laufen bis zum Bosporus und der Meerenge der Dardanellen. Die sämmtlichen Gebirge im nördlichen Theile der östlichen Halbinsel gehören heute den Slawen, dagegen ist deren zweiter Theil gegen Mittag hin von Griechen bewohnt.

Jeder dieser beiden Volksstämme hatte seine besondere Gebirgskette, in welcher er im Falle einer verlorenen Schlacht Schutz suchte, um seine Nationalität zu retten. Für die Griechen war ein solcher Zufluchtsort der Olymp, bei dem östlichen Volke unter dem Namen Lach bekannt. Indem er sich vermittelst der macedonischen Felsenkette an das Gebirge Athos anlehnt, bildet er ein Kriegsbollwerk und beherrscht die Griechen und Slawen zugleich. Wer den Gipfel des Olymp inne hatte, war stets seiner Unabhängigkeit sicher und konnte den Anderen bedrohen. Herr Robert behauptet, daß hier „der monarchische Punkt des griechisch-slawischen Gemeinwesens" sey, daß von hier einst Philipp und Alexander aufgebrochen seyen.

Die Vermischung der beiden Nationalitäten ist nach dem Verf. deshalb erfolgt, weil ihre gegenseitigen Berührungen unvermeidlich und ununterbrochen waren. Ob nun aber diese rein geographische Vermischung, welche von ihm als ein historisches Axiom angenommen ist, zu einer moralischen und politischen Einheit führen konnte, dafür fehlt aller Beweis. Es ist heute schon Jedem bekannt, daß, trotz der Gemeinsamkeit der Religion, eine Einheit auf der Halbinsel nicht besteht, daß die Griechen, in den Städten wohnend, nur in geringem Verkehr mit dem slawischen Landvolke stehen, welches sie verachten, daß andererseits die slawischen Landbewohner, welche ihres Erwerbs halber sich in die südlichen Provinzen begeben, gar keine Lust zeigen, sich unter den Griechen anzusiedeln. In ihrem Munde ist das Wort Grieche (Grecze) ein Zeichen tiefer Verachtung.

Herr Robert steigert, in seinem Interesse, die griechische mit der russischen Geschichte zu vereinigen, die Zahl der Bevölkerung des griechischen Bekenntnisses auf 110 Millionen, augenscheinlich um dadurch das System des Panslawismus und Panhellenismus zu stützen. Die Theorie, welche er zu diesem Behufe angewandt hat, ist völlig falsch, doch da Rußland nicht widerspricht, scheint sie doch weit sicherer, als die, welche er auf die Einheit der Geschichte des Slawenthums und der Griechen baut. Gegen die letztere erheben sich jetzt alle östlichen Slawen. Bozé behauptet, das System des Verf. sey ein ganz griechisches, das schon Kodrika, ein Grieche, der in Belgrad die Function eines französischen Konsuls verrichte, aufgestellt habe. Nach seiner wie aller Griechen Aussage habe die Einheit, von der hier die Rede ist, immer bestanden, sie sey von den Türken und den europäischen Mächten nur gestört worden.

Herr Robert sagt, „daß die griechisch-slawischen Völker sich heute als die Vereinigung der Richtungen aller Stämme faßten. Das ist der Plan" — fährt er fort — „den die Leiter durch öffentliche Blätter verkündigen, der aus dem Volksliede tönt, dessen Verwirklichung von Allen herbeigewünscht wird." Ein bekannter Serbe aus Belgrad, der in Rücksicht dieser Ansicht um seine Meinung befragt wurde, soll sich so ausgesprochen haben: Es ist ganz unwahr, daß die Serben die Absicht haben, sich mit den Griechen und deren politischen Intentionen zu verständigen. Die Griechen stehen bei dem slawischen Volke in so tiefer Verachtung, daß die aufgeklärtesten Personen jenen die Juden bei weitem vorziehen. Die Serben respektiren nach Gebühr die kriegerischen Thaten der Hellenen, aber sie werden sich nie zum Werkzeuge ihrer niedrigen Politik machen. Sie haben es nicht vergessen, daß die Griechen sie acht Jahre hindurch haben kämpfen lassen, ohne ihnen Hülfe zu schicken, und daß sie 1821 sie nicht aus Gemeingefühl, sondern um die Kraft der Türken zu zersplittern, zum Kriege angereizt haben. Dieser Ansicht pflichtete ein anderer Augenzeuge der Ereignisse in Griechenland, Duvergier de Hauranne, vollkommen bei.

Die Irrungen, welche dem Herrn Robert in den Hauptpunkten sowohl der Geschichte, als der Politik, begegnet sind, haben Herrn Bozé zu dem Urtheil bewogen, daß derselbe weder ein Gelehrter, noch ein Katholik, noch ein Franzose sey. Wir haben kein Recht, ihm die drei Vorwürfe zu machen; bemerken wir aber seine Hinneigung zur griechischen Nationalität, so können wir ihn von den beiden ersten nicht freisprechen. Dafür ist seine Arbeit aber nicht ohne andere Verdienstlichkeit, namentlich in Rücksicht der Schilderung der heutigen Zustände des südlichen Slawenthums, und man kann wohl sagen, daß sie als einfache Reisebeschreibung eine große Zahl von Details enthält, welche dazu dienen können, über die ersten Jahrhunderte der polnischen Geschichte besonders ein größeres Licht zu verbreiten. Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Das moderne Deutschland, von einem Deutschen für das moderne Frankreich beurtheilt. Es ist bekannt, wie sehr in neuerer Zeit das Interesse für und demzufolge auch die Einsicht in den deutschen Geist und die deutschen Verhältnisse jenseits des Rheins an Ausdehnung und Tiefe gewonnen hat. Seit Frau von Staël's Buch über Deutschland erschien, das den Franzosen zuerst ein leises Bedenken erregte, ob sie sich nicht durch ferneres vornehmes Ignoriren der deutschen Wissenschaft und Kunst zuletzt lächerlich machen müßten, ist eine geraume Zeit verflossen, ehe man sich entschloß, diesem leisen Bedenken zu folgen und sich ernsthaft mit deutschen Studien zu beschäftigen. Die bedeutendsten unter den französischen „Germanisten" sind unstreitig Michiels, St.-Albin, Ampère, Quinet, Cousin, St.-Marc-Girardin, Lerminier, Philarète Chasles, Henri Blaze, Alexandre Thomas, Nicolas Martin und Saint-René Taillandier. Daß sich bei den Meisten, trotz vieler Kenntniß, besonders der deutschen Poesie und Novellistik, noch manch schiefes Urtheil und halbes Verständniß findet, wer möchte sich darüber verwundern oder gar beklagen? Manches, wie z. B. der Goethesche Faust, obgleich mehrfach übersetzt und kommentirt, ist vielleicht dem französischen Geist überhaupt unzugänglich: immer aber bleibt es ein großes Verdienst der erwähnten Gelehrten, überhaupt das Interesse für Deutschland erhalten und ausgebildet, so wie das Verständniß seines geistigen Lebens angebahnt zu haben. Indeß leuchtet ein, daß, wenn ein geborener Deutscher, der hinlänglich mit der Eigenthümlichkeit der französischen Anschauungsweise vertraut und der französischen Sprache vollkommen mächtig ist, das Unternehmen jener Männer unterstützte und selber Hand ans Werk legte, um die Erzeugnisse deutscher Geisteskultur für Frankreich zugänglich zu machen, der Erfolg noch ein ganz anderer seyn müßte. Wir freuen uns, diese längst gehegte Hoffnung nunmehr erfüllt zu sehen. Herr Dr. Emil Frensdorff aus Hannover, zur Zeit Docent der Philosophie an der Universität in Brüssel, hat vor kurzem ein Werk erscheinen lassen *), das, wie er selbst sich ausdrückt, den Zweck hat, „in Belgien und Frankreich den Geschmack für deutsche Literatur und die daran sich knüpfenden philosophischen und religiösen Ideen zu verbreiten." Zugleich verspricht er, wenn dieser erste Versuch beim Publikum Beifall findet, ihm eine weitere umfangsreichere Arbeit folgen zu lassen, die „noch eine andere als blos prinzipielle Einheit darbieten werde". Der vorliegende Band enthält nämlich gleichsam probeweise dargebotene Skizzen, von denen die beiden ersteren, nämlich die „Jugend Goethe's" und der „Deutschkatholizismus", schon in der Revue Nationale de Belgique erschienen sind. Wir glauben von keinem nationalen Vorurtheile verleitet zu seyn, wenn wir es offen aussprechen, daß der Verfasser eben so viel Takt in der Auswahl der Gegenstände als Tiefe und Gründlichkeit in ihrer Auffassung und Bearbeitung bewiesen hat. Vor allen hat uns die dritte Skizze, betitelt: „die politischen Dichter", sowohl durch die übersichtliche Einfachheit der historischen Entwickelung und die unparteiliche, ein wahrhaft objektives Verständniß bekundende Klarheit des Urtheils, als auch durch die geschmackvolle, zwischen Erzählung und Reflexion in der Mitte sich haltende Form der Darstellung befriedigt. Außerdem finden sich noch folgende Abhandlungen: über „Zschokke", „Heine", „die Volksdichtungen von Hebel", bei welchem Letzteren der Verfasser mit großer Vorliebe verweilt. Am wenigsten hat uns der Aufsatz: „die Urtheile Frankreichs über Deutschland" (l'Allemagne jugée par la France) zugesagt. Er ist zu aphoristisch in der Kritik und zu kompendiös in Nebensachen; die Briefe Bettina's von Arnim z. B. hätten füglich wegbleiben können, so wie andere, nicht minder unwesentliche Aktenstücke. Das Ganze jedoch — wir wiederholen es — macht einen erfreulichen Eindruck, und es dürfte nicht übertrieben seyn, wenn wir behaupten, daß sich der Verfasser durch dies Unternehmen, dem wir von Herzen einen guten Erfolg wünschen, den Dank nicht nur Deutschlands, sondern auch Frankreichs erworben hat.

*) De l'Allemagne moderne. Par Emile Frensdorff, docteur en philosophie, agrégé à l'université libre de Bruxelles. Paris, Jules Renouard et Comp.; Bruxelles, Kiessling et Comp., 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅚ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 51. Berlin, Donnerstag den 29. April 1847.

England.

Die parlamentarische Stenographie in England und in Frankreich *)

Nachträglich zu den interessanten Mittheilungen, die der Herr Fürst von Lychnowski in der Sitzung der Herren-Kurie vom 20. April über das Verfahren der Stenographen in den Parlamenten von Großbritanien, Frankreich und Belgien gemacht, bemerken wir noch Folgendes:

In England ist die Publication der Parlaments-Verhandlungen lediglich Sache der Zeitungs-Herausgeber. Das Parlament selbst beschäftigt keine Stenographen, ja es führt nicht einmal ein vollständiges Protokoll, da in dasselbe weder im Ober- noch im Unterhause die Reden der Mitglieder aufgenommen werden. Was man the Journal of the House nennt, enthält blos die Resultate der Debatten, d. h. die Beschlüsse des Hauses, und diese werden von den zunächst vor dem „Sprecher" im Unterhause oder vor dem „Lordkanzler" im Oberhause sitzenden Clercs (Secretairen, welche die Perrücken und die Roben der englischen Advokaten tragen) sogleich in vollständiger Reinschrift aufgenommen.

Die Zeitungs-Redactionen, denen die Veröffentlichung der Parlaments-Verhandlungen überlassen ist, bemühen sich natürlich — da ihre Blätter um so gesuchter und verbreiteter im Lande sind, je besser und vollständiger sie jene liefern — recht geschickte Stenographen (Short-Writer) und sogenannte Reporter zu gewinnen. Und da die Einen wie die Anderen außerordentlich gut bezahlt werden — in der Regel nicht unter 400 Pfd. (2700 Thaler) jährlich — so findet man darunter oft Männer von ausgezeichnetem Talent und von umfassenden Kenntnissen. Die geschicktesten Männer dieser Art stehen im Dienste der Morgenblätter Times und Morning-Chronicle, deren jedes täglich mindestens 6—8 Stenographen in beiden Parlamentshäusern beschäftigt, doch werden bei wichtigen Verhandlungen noch mehrere außerordentlich herbeigezogen. Jeder dieser Stenographen arbeitet dreiviertel, höchstens eine Stunde lang in der Galerie des Unterhauses **) oder vor der Barre des Oberhauses ***), wo er den Inhalt der Verhandlungen, je nachdem sie ihm interessant erscheinen, mehr oder minder ausführlich aufzeichnet. Nach Verlauf jener Zeit wird er durch einen Kollegen abgelöst, und er verfügt sich dann in das Büreau der Zeitung, um aus seinen Notaten — unterstützt durch seine Geschäfts-Routine und durch die frischeste Erinnerung an das Vorgefallene — einen vollständigen dramatischen Bericht zu liefern, den er gewöhnlich einem Schreiber in die Feder diktirt, um das Manuskript sofort in die Druckerei zu geben. Wenn die Zeit drängt — namentlich in den Stunden nach Mitternacht — diktirt der Reporter auch unmittelbar verschiedenen Schriftsetzern, die dann mit Hülfe eines durch viele Doppelbuchstaben, Sylbenlettern und ganze Wörter erweiterten Setzkastens die Arbeit um so rascher vollenden. Eine Debatte, die vielleicht um 2 Uhr nach Mitternacht erst geendet hat, ist dann schon am Morgen früh zwischen 7—8 Uhr in vielen Tausenden von Abdrücken im Publikum verbreitet. Ja, es fehlt dabei auch nicht an dem gewohnten leading article, in welchem der gewandte erste Reporter alle Hauptmomente der Debatte zusammengefaßt und beleuchtet hat, welcher Artikel oft das Letzte ist, was den Setzern diktirt wird. Manchmal ist die Diskussion im Parlament noch recht lebhaft im Gange, wenn schon die ersten Reden der Debatte gedruckt vertheilt werden. Es geschieht dies durch die Abend-Zeitungen, die natürlich immer nur über den Anfang der Sitzung zuerst berichten können, während sie es sich, was die Fortsetzung und den Schluß betrifft, bequem machen und diese meistens nach den ausführlichen Berichten der Morgenblätter zusammenstellen.

Es ist ein alter parlamentarischer Gebrauch, von dem, was die Zeitungen über die Redner und aus deren Reden bringen, keinerlei Notiz zu nehmen, ja sie gewissermaßen zu ignoriren. Von solchen Berichtigungen, wie sie unsere Zeitungen zuweilen in einem sehr absprechenden Ton enthalten, kann daher in England nie die Rede seyn. Nur wenn sich einmal ein Zeitungsschreiber oder sonst Jemand eine Verletzung der Privilegien des Hauses (a breach of the privileges of the House) zu Schulden kommen läßt, dann wird er vor die Barre desselben geladen und nach Befinden eingesperrt oder sonst in Strafe genommen. Man macht den englischen Blättern meistens den Vorwurf, daß sie nur die Reden der Männer ihrer Partei gut und vollständig wiedergeben, während sie die ihrer politischen Gegner gewöhnlich abkürzen und verstümmeln. Da jede Partei jedoch ihr Hauptorgan hat, so pflegt sich dies natürlich im Ganzen auszugleichen. Auch setzen die Times und die Morning-Chronicle einen gewissen Stolz darein, die Reden ihrer politischen Gegner ebenfalls ausführlich, wenngleich nie so vollständig als die ihrer Freunde, mitzutheilen.

In Frankreich hat die Stenographie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine außerordentliche Ausbildung erlangt. Diese Kunst wird dort nicht blos zur Aufzeichnung der Reden in den beiden Kammern, so wie der öffentlichen Gerichts-Verhandlungen, sondern auch in den Ministerien vielfach benutzt, indem die Büreau-Chefs mit Hülfe von Stenographen das Drei- und Vierfache der Gegenstände erledigen, die sie sonst zu diktiren oder selbst niederzuschreiben pflegten. Es fehlt daher auch niemals an geschickten Stenographen in Paris, wo sie übrigens wie in England sehr gut bezahlt werden, so daß sie oft bei anhaltender Beschäftigung eine jährliche Einnahme von 10,000 Frs. haben.

In jeder der beiden Kammern ist den Zeitungs-Stenographen eine besondere Tribüne eingeräumt, in welcher der beste, der Rednerbühne am nächsten gelegene Platz für den Berichterstatter des Moniteur bestimmt ist, welcher letztere bekanntlich die Reden so vollständig als möglich liefert, während sie in allen anderen Blättern mehr oder weniger abgekürzt erscheinen und darin auch, wie in den englischen Zeitungen, mit Rücksicht auf die Partei, welcher das Blatt dient, hervorgehoben werden oder nicht. Die Stenographen des Moniteur lösen sich in sehr kurzen Zwischenräumen ab und liefern ihre Arbeiten, nachdem sie sie dechiffrirt, an den Hauptredacteur, der die Revision besorgt, sofern nicht einzelne Mitglieder der Kammer es vorziehen, sich die Korrektur persönlich auszubitten oder diese wenigstens durch Mittheilung von Notaten zu erleichtern. Da übrigens in den französischen Kammern gestattet und allgemein üblich ist, die größeren Vorträge abzulesen — was in England nie geschieht, wo die Parlamentsredner höchstens einen Papierstreifen, auf welchem sie Zahlen und anderes statistische Material verzeichnet haben, hin und wieder zur Hand nehmen — so haben die Berichterstatter oft den Vortheil, das Manuskript selbst benutzen oder wenigstens mit ihren Aufzeichnungen vergleichen zu können. Daß die Eitelkeit der Redner in den meisten Fällen dafür sorgt, sich so vollständig und so genau als möglich gedruckt zu sehen, versteht sich von selbst.

Die Stenographen des Moniteur beziehen ein nach dem Grade ihrer Befähigung sich steigerndes, bestimmtes Jahrgehalt, obwohl die Kammern in der Regel höchstens sechs Monate beisammen zu seyn pflegen. Nach Prorogirung derselben werden jedoch die Stenographen des Moniteur anderweitig in den Büreaus der Ministerien beschäftigt. Nächst diesen Berichterstattern sind die des Journal des Débats die am besten besoldeten französischen Stenographen.

---

*) Wir haben bei diesem Aufsatze hauptsächlich auch die Notizen benutzt, die Fr. Xav. Gabelsberger in seinem umfassenden Werke: „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst" über die Geschichte der Stenographie mittheilt.

**) Auf der Seite, wo der Sitz des „Sprechers" ist, der eigentlichen Fremden-Galerie gerade gegenüber, so daß den Reporters allein eben so viel Raum überlassen ist, wie dem gesammten übrigen englischen und ausländischen Publikum, während die schmalen Galerieen an den Langseiten des Hauses den Mitgliedern des Parlaments vorbehalten bleiben.

***) Nichts ist der Würde des englischen Parlaments so wenig entsprechend, als die sogenannte Barre des Oberhauses. Zunächst haben die Mitglieder des Hauses der Gemeinen das Recht, sich an dieser engen Barre zu drängen und zu stoßen, während hinter ihnen, auf einem erhöhten dunklen Raume, das stehende Publikum eingepfercht ist, das, so oft eine Abstimmung eintritt, wie eine Heerde Schafe hinausgetrieben wird, um dann wieder eben so unordentlich hineinzustürzen. Es gehört ein sehr gutes Auge und ein noch besseres Ohr dazu, um von diesem dunklen Raum aus die Herren Peers, die drüben oft in aller ihrer liebenswürdigen Ungenirtheit quer über die Bänke gelagert sind, zu sehen oder, wenn sie, den Hut abnehmend, sich erheben und zu sprechen anfangen, auch zu verstehen. Hoffentlich wird in dem seiner Vollendung entgegengehenden neuen Parlamentshause auch die äußere Ordnung eine würdigere seyn.

Die politische Beredsamkeit in England.

I. Als Einleitung.

(Schluß.)

Was für ein versuchungsvolles Feld eröffnet dieser Zustand der Dinge politischen Rednern! Die Keime großer Ereignisse, die ersten Antriebe zu Veränderungen haben ihren Ursprung ohne Zweifel im Studierzimmer, im Geiste tiefdenkender und erfahrungsreicher Männer, die vielleicht nicht unmittelbar in den Kampf verwickelt sind. Aber das Volk ist der große Hebel,

durch welchen die Bewegung ausgeführt wird. Daher muß auf das Volk eingewirkt werden, um dasselbe mit den Gedanken der einsamen Denker zu erfüllen. Dieselbe Nothwendigkeit aber, welche die Männer herbeiruft, hat ihnen auch die Kunst gelehrt, durch welche sie wirken. Nicht immer kann man auf den öffentlichen Geist durch Appellationen an die Vernunft oder durch Erläuterungen des gewünschten Gegenstandes Einfluß ausüben. Je nach Verschiedenheit des Falles, muß auf Vorurtheile eingewirkt oder ihnen ausgewichen werden. Zu einem großen Umwege oder zu einem sehr krummen Wege muß man in vielen, unglücklicherweise in den meisten Fällen seine Zuflucht nehmen. Ein offener, plumper Enthusiast, oder ein die List verschmähender, seine Meinung rückhaltslos äußernder Denker könnte zuweilen den bestangelegten Plan einer öffentlichen Volksversammlung, ja sogar einer Debatte im Senat dadurch verderben, daß er die wirklichen Zwecke zu früh sichtbar werden läßt. Wer öffentlich sprechen will, der muß daher nicht blos Worte anmuthig zu verbinden, Rede-Eingänge und Schlüsse durch Uebung zu lernen und Schwingungen der Stimme zu gebrauchen wissen, sondern er muß auch dem Publikum den Puls zu fühlen, die Kennzeichen des Volks-Fiebers aufzufassen, seine eigene Begeisterung oder Leidenschaft zu beherrschen verstehen, um die Leidenschaft und Begeisterung seiner Zuhörer desto besser zu erregen. Für einen leidenschaftslosen Beobachter ist es unterhaltend, die Künste und Kniffe zu sehen, die zur Erreichung dieses Zweckes angewandt werden. Je größer die Kunst, desto größer ist nur zu oft die Unaufrichtigkeit. Es würde in der That nicht schwierig, wiewohl gehässig seyn, einige merkwürdige Beispiele anzugeben, wo die am wenigsten rechtlichen Menschen die erfolgreichsten Redner sowohl im Parlament als außerhalb desselben gewesen sind. Der Grund davon liegt auf der Hand. Unbekümmert um die Wahrheit und nur an die unmittelbare Nützlichkeit oder Wirkung ihrer Aeußerungen denkend, haben sie um so mehr Zeit, den Charakter ihrer Zuhörerschaft zu studiren, den Appetit derselben zu befriedigen, ihre geistige Nahrung zu würzen und so durch Schmeichelei über sie Gewalt zu gewinnen. Auch kann mit Fug behauptet werden, daß Unaufrichtigkeit bei öffentlichen Rednern fast zu etwas Nothwendigem wird, wie die öffentliche Meinung nun einmal jetzt beschaffen ist. Es kann eine gewagte Behauptung zu seyn scheinen, ist aber wahr in Bezug auf die große Mehrzahl ausgezeichneter Staatsmänner, daß sie zwei Charaktere und zwei Reihen von Meinungen haben, — eine für die Eingeweihten und eine andere für das Publikum. Das letztere setzt voraus, daß die Staatsangelegenheiten unter dem Einfluß moralischer Beweggründe stehen; die Anderen wissen nur zu gut, daß die wirkliche Macht von einer viel materielleren Natur ist. Nur zu oft ist ein Minister während der ganzen Zeit, wo er Grundsätze aufstellt, damit beschäftigt, Stimmen zu zählen und auf deren Gewinnung zu sinnen. Aber auch allen schlechten Einfluß außer Frage gelassen, wird häufig zum Doppelgesicht Zuflucht genommen. Oeffentliche Leiter sind oft denjenigen voraus, welche von ihnen geleitet werden, wagen aber nicht immer, ihre eigenen wirklichen Meinungen zu äußern, sondern tragen oft nur diejenigen Ansichten vor, von welchen sie wissen, daß dieselben bei ihren Zuhörern günstige Aufnahme finden werden.

Die Parteiführer in beiden Parlamentshäusern werden vom Publikum nach einem Maßstabe beurtheilt, der ganz verschieden ist von demjenigen, nach welchem sie einander beurtheilen. In dem einen Fall ist politische Meinung das Maß des Werthes, in dem anderen ist es Talent. In Privatgesellschaften oder unter dem Volke ist nichts gewöhnlicher, als daß Jemand wegen seines Torythmus, Whiggismus, Radikalismus oder Chartismus unter seinem Werthe geschätzt, oder wegen eines eingestandenen oder vermutheten Parteiwechsels für politisch zu Grunde gerichtet erklärt wird. Im Parlament dagegen sehen wir so streng kritisirte Personen die Oberherrschaft führen, aufmerksames Gehör finden und mit Achtung sogar von denen behandelt, welche durch die Unbeständigkeit derselben wahrscheinlich Schaden leiden. Diese scheinbaren Widersprüche können einer Art von Nothwendigkeit zugeschrieben werden. Das Parlament ist ein Kampfplatz für die freie Erörterung von Grundsätzen. Das Haus der Gemeinen ist oft ein riesenhafter debattirender Klub genannt worden, und sehr oft, zur Zeit großer Parteikämpfe, verdient es diesen Namen. Gewöhnlich aber nimmt dasselbe einen höheren Standpunkt ein. Dann ist es nicht ein bloßes Schlachtfeld für Ringerkämpfe, deren Zweck persönliche Auszeichnung und öffentliche Ehre allein ist, sondern eine Versammlung, in welcher die Meinungen und Interessen nebenbuhlerischer Klassen vorgetragen und von den ersten Geistern der Zeit, welche die wirklichen Gesetzgeber sind, in der Absicht erörtert werden, daß sie so viel wie möglich ihre Ausgleichung und gegenseitige Befriedigung ohne zu große besondere Opfer erhalten mögen. Zu diesem Zweck ist nöthig, daß jene Ansichten und Interessen beiden Häusern klar auseinandergesetzt werden. Die Männer, welche dies auf die wirksamste, spitzfindigste oder wahrste Weise zu thun vermögen, sind diejenigen, welche hervorragend werden. Wenn sie den Zauber der Beredtsamkeit zu deren wesentlicheren Erfordernissen hinzufügen können, ist ihre Macht um so größer; dadurch wird aber die Thatsache nicht umgestoßen, daß nicht sowohl der ehrenwerthen Ueberzeugung des Redners, als vielmehr der Geschicklichkeit, mit welcher er seine Meinungen entwickelt, Achtung gezollt zu werden pflegt.

Ein erfolgreicher öffentlicher Sprecher und ein Redner ersten Ranges sind sehr von einander verschieden. Von jener Art Menschen wimmelt das Land; die Männer der anderen Art könnte man fast an den Fingern herzählen. Rücksichtlich der Ersteren sind einige Erfordernisse und Kennzeichen schon oben bemerklich gemacht worden; die Letzteren nehmen eine viel höhere Stelle ein und bedürfen viel größerer Fähigkeiten. Es ist jetzt beinahe zu etwas Alltäglichem geworden, über den Verfall der englischen Beredtsamkeit zu sprechen. Alle Leser der zeitgenössischen Berichte aus dem letzten Theil des vorigen Jahrhunderts und alle diejenigen, die noch die großen Redner gehört haben, welche im Anfang dieses Jahrhunderts eine Rolle spielten, sind geneigt, einen für die Redner unserer eigenen Zeit ungünstigen Kontrast zwischen diesen und ihren Vorgängern zu finden. Zwar sind wir wegen der ungenügenden Aufzeichnungen, die wir von den Reden der Letzteren haben, nicht selber im Stande, eine dem kritischen Urtheil völlig genügende Vergleichung anzustellen. Auch überwinden wir nicht ganz leicht die gewöhnliche Neigung der Menschen, die Vergangenheit zu preisen. Von der anderen Seite ist aber zu beachten, daß die Redner, die während der letzten siebzig Jahre so mächtig glänzten, eine strenge kritische Probe bestanden; denn diejenigen, von welchen sie für groß erklärt wurden, waren selber große Männer; und bei anderen Gegenständen sind wir immer bereit gewesen, uns vor den Ansichten derselben zu beugen. Zugleich sind unsere Aufzeichnungen von den Reden jener ausgezeichneten Staatsmänner und Redner, obgleich unvollkommen, doch deutlich und umfassend genug, um den erhabenen Schwung ihrer Gedanken und die reine, markige Sprache, welche sie gebrauchten, wahrnehmen zu lassen. Sie rechtfertigen sogar in bedeutendem Maße das hohe Lob, das den Reden von denen ertheilt worden ist, welche dieselben gehört haben.

Heutzutage stehen dem Urtheil keine solche Hindernisse, wie die eben angegebenen, im Wege. Der in neueren Zeiten gemachte wunderbare Fortschritt in der Kunst des Aufzeichnens hat diese Schwierigkeit beseitigt. Wir besitzen jetzt die Reden der ersten Redner des Tages mit allen den Vorzügen, welche der Geschmack und das Urtheil hochgebildeter Männer zu blos buchstäblicher und mechanischer Genauigkeit hinzufügen kann. Wir haben also zur Bildung einer Meinung die vollständigen Mittel. Der eingenommenste Bewunderer der Gegenwart muß jedoch in derselben einen Mangel an Kraft und Beredtsamkeit im Vergleich mit der Vergangenheit eingestehen. Und doch haben wir keinen Mangel an Männern von Talent ersten Ranges, — an Männern von vielleicht allgemeinerer Bildung und größeren Kenntnissen in Staatswissenschaften, als selbst jene Idole ihres Landes, die Parlamentsredner aus der Zeit der George, besaßen. Lyndhurst, Brougham, Peel, Stanley! — Das sind Männer von außerordentlichen Fähigkeiten. In demjenigen, was man das Mechanische der Redekunst nennen kann, in allem dem, was dabei nicht geradezu vom beseelenden Geiste abhängt, stehen sie gewiß keinem jener großen Männer nach. Auch Macaulay hat Reden gehalten, die in Bezug auf den Glanz und die Glätte der Sprache sogar mit einigen ihrer Muster wetteifern können. Dasjenige aber, worin die neueren Reden mangelhaft sind, das ist der animus, welcher die Reden der früheren Redner belebte, — die Concentration ihrer Seele, — ihre Gleichgültigkeit gegen alle äußeren modifizirenden Einflüsse, gegen Alles außer der vollen Entwickelung der freien Schöpfungen ihres Geistes. Was sind die Ursachen dieses Schwächerwerdens einer Kraft, die in einem von einem freien Volke bewohnten Lande eines der stärksten Mittel zur Hervorbringung politischer Veränderungen ist?

Die Reden der Vergangenheit hatten zwei Quellen hohen und konzentrirten Interesses. Die eine derselben entsprang da, wo die Redner in unmittelbaren persönlichen Streit verwickelt wurden. Weil sie vor der Welt hervorragten, erweckte ihr Kampf ein hohes dramatisches Interesse. Die andere Quelle öffnete sich dann, wenn die vor das Parlament gebrachten Gegenstände zu so wichtigen Erwägungen führten, daß die Redner gezwungen waren, sogar die ersten Grundsätzen zu beweisen, auf welchen die menschliche Gesellschaft beruht; wo dann ihre orakelartigen Ergüsse uns jene edelste und umfassendste Form der Tugend offenbarten, — nämlich Philosophie, von der Begeisterung für die öffentliche Wohlfahrt beseelt.

Ferner wurden die Reden Chatham's, Pitt's, Fox's, Sheridan's, Grey's, Plunket's und die früheren Reden Brougham's vor einer Versammlung gehalten, deren Kern die vorzüglichsten Geister der damaligen Zeit waren. Der größere Theil der Mitglieder jener Parlamente bestand aus Männern, für welche die Politik ein Beruf, — bei nur zu Vielen ein Gewerbe war. Zu jener Zeit, unter dem Einfluß des Ernennungssystems, bot das Unterhaus — wenn nicht den einzigen Weg — doch den hohen Weg zu politischer Macht dar. Man konnte damals nicht so leicht auf den Schultern der Menge in ein Amt getragen werden. Das Haus der Gemeinen zu beherrschen, war damals noch viel wesentlicher, als jetzt. Ein großer Theil der Mitglieder war in der Ausbildung zum parlamentarischen Redner begriffen; für diese wurde die genaue Beobachtung derer, welche ihre Vorbilder seyn mußten, zu einer Pflicht, da dies zu ihrer politischen Erziehung nothwendig war. Die Mehrzahl der Uebrigen waren Männer von Bildung und langer politischer Erfahrung, alt geworden in der Gewohnheit, den bezüglichen Werth der verschiedenen Redner abzuwägen. So entstand innerhalb der Mauern des Parlaments ein kritischer Gerichtshof von strengem Charakter, in der Strenge seines Urtheils von der gegenseitigen Schärfe der Parteien unterstützt; und das denkende Publikum jener Zeit stellte kaum etwas Mehreres dar, als einen Widerschein jenes Gerichts. Damals waren die Parteien bei ihren Plänen von Männern abhängig, die großes Genie für Politik besaßen; jetzt dagegen sind solche Männer von Genie gezwungen, ihren Lauf mit den Bewegungen der Parteien in Einklang zu setzen.

Viele Ursachen kommen zusammen, das Interesse jetziger Reden zu vermindern. Erstlich fehlt ihnen die starke Aufregung persönlichen Streites aus persönlichen Gründen. Die Schicklichkeit des parlamentarischen Kampfes in Bezug auf persönliche Ausfälle wird im neuen Hause der Gemeinen mehr beobachtet als im alten. Maßregeln werden angegriffen; weniger die Personen. Wenn ein Mann, wie Lord Stanley, sich von seinen alten Bundes-

genossen trennt, so machen sie dies nicht zu einem persönlichen, sondern zu einem politischen Zwiespalt. Das Parlamentshaus ist das Eigenthum des Publikums geworden; und dem Publikum wird von den Staatsmännern dadurch Achtung bewiesen, daß sie ihre Privatstreitigkeiten in die wichtigeren Zwispältigkeiten der von ihnen vertretenen Klassen-Interessen versenken. Wenn freilich ein Mann, wie O'Connell, in seiner eigenen Person die Stimmen seiner Landsleute zu vereinigen sucht, dann wird er wegen seines Einflusses ein Gegenstand des Angriffs; doch hören wir auch dann keinen jener direkten persönlichen Ausfälle, welche zum Charakter der früheren parlamentarischen Kämpfe gehörten, sondern Alles wird unter einem leichten Schleier von Ironie oder indirekter Anspielung vorgebracht.

Eine andere und noch einflußreichere Ursache des veränderten Tones jetziger Beredtsamkeit ist der veränderte Charakter des Unterhauses. Die von der Reformbill herrührende Ausdehnung des Wahlrechts hat die Zahl und die Wichtigkeit einer Klasse von Parlaments-Mitgliedern sehr vermehrt, für welche die Redner vor einem halben Jahrhundert die tiefste Verachtung gehegt haben würden, — die bona fide Repräsentanten von Wahlkörperschaften. Staatsmänner finden es nöthig, diese Leute zu gewinnen; daher ist ein eigenthümlicher Styl des Sprechens in Gunst gekommen. Der berechnende Handelsgeist der bourgeoisie (obgleich die Fleckenvertreter diese Bezeichnung wahrscheinlich von sich weisen werden), — spottet über schöne Reden. Sie kommt, um Geschäfte abzumachen, nicht, um sich zu amüsiren: dafür hat sie das Theater oder die letzte neue Novelle. Sie hat ihre Eisenbahn-Bills, ihre Lokal-Verwaltungs-Bills und ihre Freihandels-Dogmen zu vertheidigen oder anzugreifen; und ihre Zeit ist zu kostbar, um an prachtvolle Rede-Eingänge oder an vorbereitete Rede-Schlüsse verschwendet zu werden. Sie verlangt etwas Praktisches, zieht mathematische Figuren rhetorischen Figuren und der Poesie Pfunde, Shillinge und Pence vor. Große Fragen behandelt sie nur nach dem Gesichtspunkt des Vortheils; sie weiß nichts von obersten Grundsätzen, noch kann sie entfernte Folgen berechnen; aber sie vermag bis auf einen Shilling anzugeben, wie viel sie bei einer vorgeschlagenen Veränderung innerhalb eines Monats verlieren oder gewinnen wird. Es ist in ihr ein pfiffiger gemeiner Menschenverstand, — der gemeinste Verstand, — der des Eigennutzes, welcher die Kunst des Redners zu einer gefährlichen macht, wenn er geneigt ist, zu blenden oder in Erstaunen zu setzen. So ist die Beschaffenheit jetziger Beredtsamkeit allmälig schlechter geworden, um dem Geschmacke jener einflußreichen Männer zu entsprechen.

Weiter aber muß hervorgehoben werden, daß während der letzten zwanzig Jahre England eine Revolution erlitten hat, — eine stille, langsame und stufenweise fortschreitende — aber doch eine Revolution. Es ist eine Zeit des Vergleicheschließens gewesen, und die größten Vergleiche von allen sind noch im Gange. Wir sind in einem Uebergangszustande, — in einer Lage der Dinge, welche zwar der Entwickelung der Weisheit des Staatsmannes oder des Philosophen, aber nicht dem Genie des Dichters oder des Redners günstig ist. Erfahrung hat gezeigt, daß, je ferner die Aussicht auf Veränderung ist, je weniger ein Redner die unmittelbare Erreichung desjenigen hofft, wofür er kämpft, — um desto eifriger und enthusiastischer seine Verfechtung, um desto furchtloser sein Aussprechen von Grundsätzen, um desto glänzender und blendender das Gemälde wird, welches er von dem zu erreichenden Gut entwirft, — ein Gemälde, dessen grobe und glitzernde Elemente immer mehr entdeckt werden, je näher es dem geistigen Auge durch den Versuch unmittelbarer Ausführbarkeit gebracht wird. Schönere Reden werden für irgend einen gegebenen Zweck, funfzig Jahre bevor derselbe seiner Ausführung nahe ist, zu Stande gebracht, als wenn der Gegenstand zu etwas Abgedroschenem geworden und die Spitze des Enthusiasmus durch das wahrscheinliche Ende des Kampfes abgestumpft ist. So war es mit der Sklaven-Frage; so mit der Reform. Diese Regel findet auf die Gegenwart volle Anwendung. Die gesetzgebende Versammlung ist jetzt damit beschäftigt, im Einzelnen die Veränderungen auszuarbeiten, deren Bewirkung die Absicht des Volkes war, als dasselbe die Reformbill durchsetzte. Große Grundsätze sind jetzt fast ganz herrenlos. Wenn auf dieselben überhaupt Bezug genommen wird, so geschieht es vornehmlich, um sie zu verleugnen: denn unsere Staatsmänner werden von den Männern der Ziffern und mechanischer Flickwerk-Staatsweisheit so umzingelt, daß sie gezwungen sind, einen heiligen Schauder vor allem erhabenen politischen Streben zu erheucheln, damit sie nicht als Theoretiker oder Philosophen bezeichnet und so für ihr ganzes Leben zu Grunde gerichtet werden. Kämpfe in dem einen oder dem anderen Parlamentshause führen jetzt nicht mehr die begeisternden Scenen herbei, welche sie in den Tagen der älteren Redner veranlaßten; sie sind bloße Wortwechsel über Einzelnheiten, — so zu sagen: Hahnenkämpfe über Grade von Zugeständnissen. Gelegentlich, doch selten, kommt ein großes Thema zur Sprache, und dann finden wir, daß nicht an den Rednern, sondern an den Zuhörern der Fehler liegt. Es ist ergötzlich, die Begier zu sehen, mit welcher die ersten Männer des Tages herbeistürzen, um ihren Durst an den alten Quellen zu löschen. Die „praktischen" Männer blicken mit äußerstem Erstaunen auf die wahnsinnige Freude, die Jene darüber empfinden, daß sie so im Stande sind, sich den wachen Träumen ihrer Jugend hinzugeben und die Studien ihres Mannesalters fruchtbar zu machen. Vielleicht beginnt ihr Vertrauen schon erschüttert zu werden und sehen sie sich nach irgend einer standhaften Mittelmäßigkeit um, welcher sie in politischen Dingen Glauben schenken können; — da bemerken die trunkenen Sünder, nachdem sie den ganzen Saus und Braus ihrer geistigen Ausschweifung durchgemacht haben, einen schwachen Schimmer von dem Unheil, das sie anrichten; dann stürzen sie schleunigst zurück zu den alten sicheren Wegen, von welchen sie aus Erfahrung wissen, daß dieselben mit Stimmzetteln bestreut sind, die in ihren nüchternen Augenblicken für sie mehr Werth haben, als Blumen der Poesie oder der Beredtsamkeit. Ihre verdrießliche Abgestumpftheit nach einer dieser Abspringungen ist erbaulich anzusehen.

Von solcher Art sind einige der Nachtheile, mit welchen Redner unserer Zeit zu kämpfen haben. Es war nöthig, dieselben kurz anzugeben, weil wir bei Schilderung der Eigenthümlichkeiten und bei Abschätzung der Verdienste der leitenden öffentlichen Redner Englands dieselben nicht sowohl durch Vergleichung mit irgend einer idealen Bestimmung dessen, was der Redner seyn soll, beurtheilen, als vielmehr in Bezug auf jene modifizirenden Einflüsse betrachten werden, die ihren Glanz so sehr vermindern.

Polen.

Ein Pole über Deutschland.*)

La Rochefoucauld sagte: „Unsere Feinde kommen in ihrem Urtheil über uns der Wahrheit näher, als wir selbst!" und nur weil ich gefunden, daß dies öfter zutrifft, nahm ich des polnischen Grafen Adam von Gurowski neueste Schrift „Deutschland und die Schweiz" zur Hand, von der uns eiligst, als gälte es einer Eile bedürfenden guten Sache, Herr Th. Thomas in Leipzig in seinem Verlage eine deutsche Uebersetzung besorgt hat. Früher hielt ich dafür: Gurowski bestrebe sich, unter der Maske eines Dieners des Despotismus, demselben durch Entlarvungen zu schaden, gemäß dem Grundsatze des Machiavell; allein allmälig gelangt man zur Einsicht, daß der Mann es mit seiner Empfehlung der „Gewalt", als einzig richtigen Regierungs-Prinzips, wirklich ernsthaft meine und sein panslawistisches Wühlen nur diesen Hintergrund habe. Diesen Zopf abgerechnet, diese fixe Idee bei Seite gedacht, läßt sich vielleicht von dem Manne Etwas, wenn auch wenig, lernen, und es folgen darum einige Auszüge aus obengenannter jüngster Schrift desselben. Gleich im Eingange heißt es:

„Das verworrene mißtönende Geschrei, das man jetzt überall in Deutschland vernimmt und aus dessen Getöse man nicht unterscheiden kann, was man eigentlich will und verlangt, rührt von dem Verluste des Schlafrockes, jener alten Hülle her, die ein böser schadenfroher Geist, ein alter Mephisto oder schlauer schlechter Diplomat gestohlen oder versteckt hat. — Ein einziger lauter Schrei, der durchdringendste, der gellendste, kreischendste, schien vor den anderen vorzutönen und weit hinzuschallen, ein Schrei, vor dem die Unsterblichen hätten erzittern können, da er bis zum Gewölbe des Himmels empor dringt. Das ist der Hungerschrei, den ganze Länder und ganze Völker ausstoßen; der Schrei der Mutter mit vertrocknetem Busen, die ihren Säugling sterben sieht; der Schrei eines Vaters und eines Sohnes, die wilden Thieren gleich geworden sind. Diese gräßliche, weit hinschallende Stimme wird man durch Vertheilung von Bibeln nicht ersticken, noch weniger durch den metallenen Klang der Kapitalien, die ein anmaßendes Bürgerthum mit verhärtetem Herzen umsetzt. Werden die Constitutionen, von denen man träumt, Brod für die Armen und Hungernden backen und den Verdienst des Tagelöhners erhöhen?"

Vom Deutschkatholizismus meint Gurowski: „er werde kein Gewicht in die Waagschale legen bei Lösung der Frage über die Unabhängigkeit und Trennung zwischen dem Staate und der religiösen oder kirchlichen Macht." Er nennt den Protestantismus, als dessen abgesagter Feind er überall auftritt, den Pathen des Deutschkatholizismus und meint: „Glaubensbekenntnisse, die von Advokaten entworfen und von Versammlungen in Wirthshäusern angenommen werden, wie ursprünglich in Berlin, Leipzig u. s. w., das ist gewiß ein neuer Weg der Propaganda: das sind Entscheidungen, neben denen jene, welche das Daseyn eines höchsten Wesens anordnete, achtbar erscheint!"

„Wenn es aber irgend ein Land giebt", fährt er fort, „das im Verlauf seiner Geschichte einen vollständigen und gänzlichen Mangel an jedem politischen Gedanken und an jeder Cohäsionsarbeit zeigt, so ist es gewiß Deutschland"; und an einer anderen Stelle: „Als politischer Geist hat sich der deutsche Geist niemals offenbart, seit er in der Geschichte mitzählt. Gleichwohl hegt er ein gränzenloses Selbstvertrauen zu seiner politischen Fähigkeit."

Hätte Gurowski doch nur Recht, wenn er sagt: „Die Einheit Deutschlands ist endlich ein allgemeiner Wunsch geworden, der sich aller Gemüther bemächtigt und binnen kurzem alle anderen Wünsche und Gedanken daraus verdrängen wird." Leider erscheint viel wahrer, was dahinter folgt: „Wenn also Deutschland in unseren Tagen viel denkt und sich rührt, so trinkt es auch nicht weniger!" Der Hieb soll namentlich auf den Bürgerstand gehen, dem Herr v. Gurowski besonders abhold ist. Ueber die Trink-Orte heißt es: „Ein mehr oder minder elegantes Bierhaus (auf die Eleganz achtet man da nicht besonders), eine Weinstube, eine Konditorei wird der Heerd jeder politischen oder gelehrten (?) Zusammenkunft. Man findet sich täglich da ein, und der Besuch eines solchen Ortes scheint für eine der strengsten Pflichten zu gelten." Weiter: „Da bereitet man beim Trinken die großen Ereignisse und die Zukunft Deutschlands vor und trennt sich meist in einem mehr oder minder illuminirten Zustande."

Herr v. Gurowski behauptet, ohne indessen Beweise dafür beizubringen, daß die Fürsten vom zweiten und dritten Range in Deutschland „das geringste Vertrauen auf den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge

*) Deutschland und die Schweiz. Vom Grafen Adam von Gurowski. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Thomas, 1846.

haben; einige begünstigen deshalb unter der Hand die liberalen Bestrebungen, um sich für den Nothfall einen Anstrich von Popularität zu bewahren, klagen einander aber trotzdem vor dem Areopag zu Frankfurt an, wenn der Eine bei diesem Haschen nach Popularität weiter geht oder kommt als der Andere."

Auf unsere deutsche gelehrte Welt ist der Herr Graf gleichfalls nicht sehr gut zu sprechen, und Hegel kömmt bei ihm wegen seiner Philosophie der Geschichte schlecht weg, weil darin dem Charakter der Deutschen mehr Lob und Anerkennung gespendet ist, als dem panslawistischen Polen genehm erscheint. Die politischen Gedichte der Deutschen in den letzten zehn Jahren sind, wie er hinzufügt, nichts als gereimte Journal-Artikel.

Ueber den Zustand unserer europäischen Verhältnisse erklärt sich der Verf. im Allgemeinen folgendermaßen: „Ueberall und trotz des Leimteiges der Interessen, mit welchem man die Risse an der Oberfläche zu verstreichen sucht, geht die Gesellschaft in allen ihren Schichten und mit ihrem ganzen Organismus allmälig aus einander. Sie hat jenen Kitt nicht mehr, der unter der Einwirkung der Atmosphäre der Leidenschaften wie Felsen und der Zeit trotzend verhärtet." „Wer diesen Gang leugnen wollte, würde die Geschichte leugnen; aber", fragt Herr v. G., „wohin wird dieser ungleiche Gang führen, wo die Zersetzung aufhören? Woher wird sich die Gewalt entwickeln, welche diese Umwandlungen leiten und zusammenordnen sollte? Der Bürgerstand, diese Ueberschwängerung unserer Zeit, würde ein sehr weicher Eckstein dieses neuen Gebäudes seyn. Der Bürgerstand, der sich mehr als alle andere Klassen der Gesellschaft mit den materiellen Interessen beschäftigt und deshalb ohne befruchtenden Keim, ohne Spannkraft ist, zerbricht, wo man ihn handhabt, und zerplatzt Einem gleichsam in der Hand." „Der erhaltende Geist des Bürgerstandes erstreckt sich nicht über das hinaus, was unmittelbar mit der Elle gemessen, addirt und als Gewinn eingestrichen werden kann. Er häuft auf, ohne zu klassifiziren, und seine Ruhe liegt in der Sicherheit."

Neben manchen Lichtpunkten im Geiste des Grafen Gurowski zeigen sich bedauerliche Schattenpartieen, wie dies leider der polnische Charakter oft mit sich bringt. Demnächst tritt an mehreren Stellen die Franzosenschmeichelei grell zu Tage, und es erniedrigt den Verfasser diese Art Speculation in den Augen jedes Tüchtigen. Wie leicht zu erachten, geschieht dies auf Unkosten der Deutschen. So heißt es z. B.: „Die französische historische Schule unserer Zeit hat das ganze Gebiet der Geschichte nach allen (!) Seiten hin bebaut und durchforscht!" Die Folie lautet: „Deutschland vermag bei aller seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit, bei der genauesten und ins Einzelnste gehenden Detailkenntniß dennoch kein Leben hineinzubringen, keinen allgemeinen Ueberblick zu erlangen, noch das Ganze mit der Fackel einer unparteiischen Kritik zu befruchten." Gegen solche Unkenntniß oder vorurtheilsvolle Einseitigkeit ist gar nicht erst zu sprechen. Eben so unbegründet ist die Anschuldigung: „Den Deutschen ist namentlich Frankreich ein Dorn im Auge. Wenn der Neid noch nicht existirte, würde man ihn unter jenen (den deutschen) Professoren, Doktoren, Publizisten und Juristen, unter jenen guten Deutschen erfinden, deren Schädel ein Doktorhut, ein gewöhnlicher Filz oder eine Soldatenmütze bedeckt und die sich sämmtlich laut und eifrig mit Politik beschäftigen. Dieser Neid betrifft eben sowohl das Gebiet des Wissens, als jenes der materiellen Macht. Eine Eifersucht, welche die geistige Ueberlegenheit, ja die geistige Gleichheit der Franzosen bestreitet und leugnet, eine stark mit Furcht gemischte Eifersucht auf die auswärtige Politik ist der vorherrschende Ton der verschiedenen Varianten, die in Deutschland wiederklingen.

„Der allerunparteiischste, auch vom kleinsten Atome kleinlichen Neides freie französische Geist *) erkennt immer und überall bei jedem Volke freudig die Fortschritte, die es macht, das Licht, welches es verbreitet, die Schätze des Gedankens und Wissens, die es aufspeichert, und die großen Dienste an, die es für das allgemeine Fortschreiten des Menschengeschlechts geleistet hat oder vorbereitet."

Ueberall stellt sich G. als Feind des Protestantismus heraus; dafür nur folgende Stelle als Beleg: „Ist das protestantische Prinzip, trotz seines Wissens und seiner Strenge, schöpferisch, hat es Saft und Kraft, entspricht es den Bedingungen des Wachsthums eines Staates? Welche raschen und ungeheuren Fortschritte auch der Staat gemacht, der in Europa allein aus diesem Prinzipe hervorgegangen ist, so hat er doch keine Beweise von Dauer gegeben." Das Vage liegt hierbei auf der Hand, so wie in der Aeußerung: „es schrieben sich alle Ideen der Mehrzahl im protestantischen Deutschland von dem Ende des dreißigjährigen Krieges her!" Dagegen wird — wie sich fast von selbst versteht — die Wirkung des Katholizismus ungemein gepriesen, wie etwa: „Alle anderen Reiche, Monarchieen und Länder im Norden wie im Süden Europa's (mit Ausnahme des nichtgenannten, aber deutlich bezeichneten Preußens) bildeten sich unter der strengen Zucht der katholischen Einheit."

Ueber den Adel spricht sich der Graf folgendermaßen aus: „Die Adels-Aristokratie sollte immer bei dem Volke bleiben, sich nicht hochmüthig von ihm absondern und sorgsam das alte Band des Vertrauens pflegen, das sonst das Volk und den Adel zusammenhielt." „In allen Ländern befaßt sich der Adel mehr und mehr mit Geldspeculationen; das heißt aber das Wappen in den ekelhaftesten und tiefsten Schmutz ziehen. Er wird sich nicht wieder emporrichten, wird dadurch sein ehemaliges Uebergewicht nicht wieder erlangen und nur die Zahl jener Betrüger vermehren, die durch die Millionen privilegirt werden, welche sie handhaben."

In Hofwyl fand G. den Gedanken der beiden Söhne Fellenberg's bewundernswürdig: „den armen Zöglingen, welche in Hofwyl aufgenommen werden, ein Stück Land anzuweisen, das sie besonders bebauen und dessen Ertrag diesen Armen gehört!" Ich finde diesen Gedanken weniger bewunderns- als vielmehr höchst nachahmungswürdig!

Ueber die Schweiz im Allgemeinen äußert G.: „Die Reichsten haben sich in den ausschließlichen Besitz des einzigen Reichthums dieses Landes, der Weideplätze, gesetzt, und die Armen finden keinen Platz mehr für ihr Vieh. Beide, Reiche und Arme, sind mehrmals mit einander handgemein geworden!"

In Bezug auf Rußland lauten die Ansichten des polnischen Grafen etwa wie folgt: Frankreich sowohl als Rußland sind in der Organisationsarbeit begriffen, was Deutschland nie zu thun vermochte; darum umfaßt es beide „mit einem und demselben Gefühle eifersüchtigen und zu gleicher Zeit ziemlich besorgten Hasses!" Wie beschränkt und lächerlich! Das verständige Deutschland zieht ruhig den Nutzen aus den sogenannten Organisationsarbeiten genannter Länder, ohne selbst nöthig zu haben, sich in extremen Staats-Experimenten abzuquälen. (Schluß folgt.)

*) Ist der französische Geist wirklich so frei von Neid und Vorurtheil, wenn es gilt, die Ueberlegenheit anderer Nationen, z. B. die der Engländer in praktischen Dingen, anzuerkennen? Gewiß sind die Deutschen immer und überall bereitwilliger in solcher Anerkennung. Die Aeußerung des Herrn v. G. klingt in der That wie eine Ironie.

D. R.

Mannigfaltiges.

— Pariser literarische Journale in Berlin. Seitdem durch die Eisenbahnen die Entfernung zwischen Paris und Berlin auf ungefähr achtzig Stunden gebracht worden — was durch die nun bald eintretenden Nachtfahrten zwischen Köln und Brüssel, so wie durch die Vollendung der Köln-Mindener Eisenbahn, noch bedeutend reduzirt werden dürfte, ist in der Postbeförderung der für unser „Magazin" so wichtigen literarischen Pariser Journale eine auffallende Veränderung eingetreten. Den Grund wissen wir uns nicht zu erklären, aber die Thatsache steht fest, daß wir in Berlin jetzt die Revue des deux Mondes, die Revue Indépendante und andere ähnliche Blätter erst zehn, zuweilen auch wohl zwölf Tage nach ihrem Erscheinen in Paris erhalten. Durch diese Verzögerung kommen nicht blos alle französischen, belgischen und selbst englischen (täglich erscheinenden) Zeitungen mit ihren zahlreichen Auszügen aus den gedachten Revuen diesen hier um mehrere Tage zuvor, sondern wird es auch den Brüsseler Buchhandlungen möglich, ihren wohlfeilen Nachdruck der Revue des deux Mondes über Leipzig eben so rasch nach Berlin zu befördern, als das Original hier eintrifft. Es läßt sich also leicht ermessen, welcher Abbruch demselben hierdurch sowohl in Preußen als in dem mit dem Leipziger Buchhandel in raschester Verbindung stehenden Rußland erwachsen kann.

— Der Komponist des „Wilhelm von Oranien". Vor seiner Abreise nach Holland, wo er seine Oper „Wilhelm von Oranien", welche dort ihres Stoffes wegen als eine wahrhafte National-Oper begrüßt werden dürfte, zur Aufführung bringen will, veranstaltete Herr Karl Eckert in Berlin ein Abschieds-Konzert, in welchem er von Madame Viardot-Garcia, die wir leider ebenfalls bald zum letztenmale hören werden, unterstützt wurde. Der Konzertgeber, der sich schon als Knabe einen Virtuosen-Ruf erworben, nachmals jedoch zum theoretischen Studium der Musik überging und sich vom Virtuosenthume ganz abgewandt zu haben schien, hat in seinem letzten Konzerte bewiesen, daß er auch als Violinspieler in der Ausbildung nicht zurückgeblieben und sich dreist unseren geschätztesten Meistern auf seinem Instrument an die Seite stellen könne. Er spielte eine Artot'sche Phantasie auf Bellinische Motive mit der vollen Gefühlswärme dieser fast etwas zu elegischen Composition, so wie gemeinschaftlich mit Herrn Ed. Franck ein von diesem für Violine und Piano komponirtes Adagio. Die von ihm demnächst geleitete Aufführung mehrerer Scenen und Chöre aus seiner obengenannten Oper bewies von neuem die Wirksamkeit mancher Partieen dieser Musik, die als dramatische Erstlingsfrucht des Komponisten allerdings zu großen Hoffnungen berechtigt und, wie wir nicht zweifeln, besonders in dem Vaterlande Wilhelm's von Oranien, wo der Held noch in des Volkes Gedächtniß, wie bei uns Friedrich der Große, lebt, mit lebhafter Theilnahme angehört werden wird. Es giebt zur Aufführung solcher Opern freilich nur zwei Bühnen in Holland, die französische Oper im Haag, bei der einige der ausgezeichnetsten Künstler mitwirken und die zum größten Theil durch die Munificenz des Königs erhalten wird, der auch selten bei einer der größeren Vorstellungen, welche scenisch auf das prachtvollste ausgestattet sind, zu fehlen pflegt, und die deutsche Oper in Amsterdam. Letztere ist allerdings nur aus mehr oder weniger künstlerisch ausgebildeten Mitgliedern zusammengesetzt, welche durch den Wohlklang der holländischen Zehnguldenstücke nach der reichen Handelsstadt verlockt worden, um Mynheer, der sehr wenig musikalischen Sinn, aber doch eine alte Vorliebe für deutsche Compositionen hat, etwas vorzusingen; der Zufall hat es jedoch schon zuweilen begünstigt, daß man in Amsterdam deutsche Opern viel besser konnte aufführen sehen, als auf mancher deutschen Hofbühne. Möge dieser Zufall auch dem Werke unseres jungen Landsmannes günstig seyn, auf welches wir durch unser auch in Holland gelesenes Blatt die dortigen Musikfreunde wohl aufmerksam machen möchten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Sonnabend den 1. Mai 1847.

England.

Der Vergiftungs-Prozeß gegen den Grafen von Somersett.

(Nach dem Athenaeum.)

Unter den Günstlingen, welche während der schwachen Regierung Jakob's I. einander in der königlichen Gunst folgten, nimmt, nächst dem Herzog von Buckingham, kaum ein Anderer eine so hervorstechende Stelle in der Geschichte ein, als Robert Carr, Viscount von Rochester, späterhin Graf von Somersett, und zwar vorzüglich jenes mysteriösen Prozesses wegen, welcher der bis dahin so glänzenden Laufbahn des Grafen ein Ende machte. Ein geborener Schotte, war dieser dem König, bei dem nur Jugend und Schönheit ihn empfahlen, nach England gefolgt und rasch gestiegen. Er ward Ritter des Hosenbandordens, Viscount von Rochester und errang einen bedeutenden Einfluß im Kabinet. Wenn dieser Einfluß sich nicht schädlicher für das Land erwies, als es der Fall war, so war dies nicht Rochester's Verdienst, sondern den Rathschlägen Sir Thomas Overbury's zuzuschreiben, die Jener, als die eines Freundes, befolgte. Overbury's Verhältniß zu dem königlichen Günstling war ein eigenes. Eines Landedelmannes Sohn, war er an den Hof gekommen, um sein Glück zu machen; er war bei dem unerzogenen schottischen Jüngling eine Art von Hofmeister geworden, und so führte Carr's Steigen in der königlichen Gunst zu Overbury's Beförderung. Jahre hindurch war Letzterer es, der dem Lord Rochester, wie einer Puppe, Ideen und Sprache lieh, welcher seinerseits, von Overbury gelenkt, den König leitete, im Rathe entschied und die Damen des Hofes bezauberte.

Dieses Verhältniß dauerte fort, bis die Leidenschaft, die Rochester für die Gräfin Esser faßte, die Auflösung desselben herbeiführte. Nicht, daß Overbury sich der Neigung seines Freundes widersetzt hätte; im Gegentheil, er schrieb sogar für ihn Liebesbriefe an die Gräfin; allein, obschon seine laxe Moralität sich nicht dagegen sträubte, der Neigung seines Zöglings zu eines anderen Mannes Weibe förderlich zu seyn, so trat er ihr doch entgegen, als sich die Gräfin von ihrem Gemahl scheiden und mit Rochester verbinden wollte. Gegen diese Scheidung, gegen eine eheliche Verbindung erklärte sich Overbury entschieden und zog sich dadurch den glühenden Haß der Gräfin zu, der ihr Geliebter Overbury's abmahnenden Rath anvertraut hatte. Die Gräfin wußte Rochester, wie den König, gegen ihn aufzureizen, und so geschah es, daß er im April 1613, noch ehe die Heirat stattgefunden, aus irgend einem nicht bekannten Grunde in den Tower geworfen wurde. Hier wurde er krank und siechte, während er erfolglose Anstrengungen zu seiner Befreiung machte, bis zum 15. September hin, an welchem Tage er starb. Sein Tod scheint selbst unter seinen Verwandten keinen Argwohn erregt zu haben, und der Günstling, immer höher steigend in der Gunst des Monarchen, erhielt noch vor dem Schluß des Jahres von königlicher Hand den Titel eines Grafen von Somersett und die Gräfin Esser zur Braut.

Zwei Jahre beinahe verstrichen; Somersett war zum Lord-Kammerherrn ernannt worden, als sich das Gerücht zu verbreiten begann, Overbury sey vergiftet worden. Dieses Gerücht nahm nach und nach eine so bestimmte Gestalt an, daß eine Untersuchung eingeleitet wurde. Helwyse, Lieutenant des Towers, Weston, sein Gefangenen-Aufseher, ein gewisser Franklin und eine Mistreß Turner wurden eingezogen und bald darauf auch der Graf und die Gräfin Somersett in den Tower gesetzt. Der Prozeß gegen die vier untergeordneten Angeklagten erledigte sich rasch; schon im November erfolgte ihre Hinrichtung. Sechs Monate später wurden die beiden Hauptangeklagten vor Gericht gestellt, und am 25. Mai gestand die Gräfin unter Vergießung vieler Thränen ihre Schuld ein. Am darauf folgenden Tage ward Somersett nach einem langen Verhör und einer energischen Vertheidigung zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil wurde jedoch nicht vollstreckt, vielmehr Somersett sammt seiner Gattin nach einigen Jahren aus seiner Haft entlassen und ihm eine Pension bewilligt, die er im Auslande verzehren durfte. Er starb 1638, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, die den Herzog von Bedford heiratete.

So ungefähr wurde bisher Somersett's Leben und die Geschichte seines Prozesses dargestellt. Steht indessen Somersett's Schuld historisch fest? Schon früher ist dieselbe bezweifelt worden, und neuerdings hat ein Herr Amos in einem eigenen Werke diese Zweifel näher zu begründen gesucht. Er zeigt, daß, aus den sich widersprechenden, zu einem — dem Angeklagten feindseligen — Zwecke eigens ausgesuchten und zusammengestellten Prozeß-Akten ein Beweis nicht hervorgehe, während er zugleich aus zahlreichen, bisher nicht veröffentlichten Dokumenten darthut, daß starke Gründe zu der Annahme berechtigen, es seyen an jener scheußlichen Mordthat andere Personen näher betheiligt gewesen, als Somersett es war.

Der umfassendste Bericht, den wir über diesen großen Vergiftungs-Prozeß besitzen, befindet sich in den State Trials; allein es fehlt viel, daß alle in dieser Sammlung enthaltenen Berichte vollständigen Glauben verdienen, wie man leicht zugeben wird, wenn man erwägt, daß diejenigen, welche sich auf ältere Prozesse beziehen, höchst wahrscheinlich nur Kopieen von Veröffentlichungen sind, die, von den Beamten der Krone entworfen, zuweilen von dem Souverain selbst durchgesehen wurden. Kam es in alten Zeiten darauf an, eine hervorragende Persönlichkeit, die in der Brust des Monarchen Haß oder Furcht erregte, zu unterdrücken, so war die Art und Weise, wie man den Prozeß gegen ein solches Individuum führte, ungefähr folgende: Die Gefangenen wurden insgeheim, nicht selten mit Nachhülfe der Folter, verhört und diese Verhöre niedergeschrieben; diejenigen Theile der Protokolle, die belastend für die Inkriminirten waren — und nur diese Theile — wurden einem Richter, den keine Unabsetzbarkeit schützte, und einer für den anhängigen Fall eigens ausgelesenen Jury vorgetragen, die ihr Verdikt in der Furcht vor Geld- und Gefängnißstrafen ertheilte. Die Regierung publizirte sodann eine Darstellung der Verhandlungen, wie sie sich für ihre Zwecke eignete, und servile Theologen mußten — wie man es nannte — die Gewissen der Verurtheilten im Kerker und auf dem Schaffot bearbeiten, worauf denn der ganze Verlauf mit einer abermaligen Bekanntmachung endigte, in der von nichts zu lesen war, als von der reuigen Zerknirschung der Sterbenden und von ihren Lobreden auf alle diejenigen, die am geschäftigsten gewesen waren, sie auf das Blutgerüst zu bringen. Unautorisirte Berichterstattungen aber und jede freimüthige Diskussion über den Prozeß wußte die Sternkammer durch die Gewalt, mit der sie auf Pranger, Ohrenabschneiden und Brandmarkung erkannte, als Angriffe gegen die königliche Justiz zu verhindern.

In dem Rechtshandel Somersett's wurde — die Anwendung der Folter ausgenommen — ganz auf die eben beschriebene Weise verfahren, und Herr Amos giebt mehr als eine Probe der Abweichungen der ursprünglichen Verhöre von denen, die vor dem Gerichtshofe produzirt wurden. Die Anklage gegen Somersett lautete dahin, daß er sich Weston's bedient habe, um Sir Thomas Overbury Gift, an dem derselbe gestorben sey, beizubringen. Die verschiedenen Giftstoffe, wodurch, der Anklage gemäß, Overbury's Tod bewerkstelligt wurde, bestanden: aus Rose-acre, das er am 9. Mai, und aus weißem Arsenik, den er am 1. Juni erhielt; ferner aus Quecksilber-Sublimat, das ihm am 9. Juli in Pasteten, die ihm die Gräfin Esser schickte, und endlich aus demselben Stoff, welcher ihm am 14. September in einer Arznei beigebracht wurde. Diese letzte Dosis war tödtlich; Overbury starb am folgenden Morgen. Uebersehen wir die Umstände, die in diesen Verhören zur Sprache kommen, so ergiebt sich, daß allerdings starke Verdachtsgründe vorhanden waren, ja es muß uns Wunder nehmen, daß zwei Jahre verliefen, ehe das Begehren nach einer Untersuchung laut wurde. Ein paar Tage nach Overbury's Einkerkerung war der bisherige Lieutenant des Towers entfernt und Sir Gervase Hellwyse an seine Stelle gesetzt worden. Ihm empfahl Sir Thomas Monson den Weston, eine Kreatur der Gräfin Esser, zum verantwortlichen Kerkermeister Overbury's, und obgleich Beide bekannt seyn mußten mit der bitteren Feindschaft, die zwischen der Gräfin und dem Gefangenen herrschte, so erhielt doch Weston ohne irgend eine Schwierigkeit diesen Posten.

Wiewohl damals keine Erwähnung der Leichen-Obduction geschah, so ist es doch heute durch Dokumente aus dem Staats-Archiv außer Zweifel gesetzt, daß Sir Thomas Overbury's Leichnam einer Besichtigung unterworfen wurde. Allein es kann auch nicht bezweifelt werden, daß diese Besichtigung nur zum Schein geschah, wie sich aus dem folgenden Briefe Lord Northampton's an Sir Gervasius Hellwyse ergiebt:

„Edler Lieutenant! Wenn der Leichnam des Schurken schon in Verwesung begriffen ist, so begrabt ihn auf meine Verantwortung sogleich. Kann er aber noch besichtigt werden, so sendet nach Lidcott, damit er ihn sehe und das verwünschte Volk beruhigt werde. Wenn Ihr zu mir kommt, so bringt mir diesen Brief mit; sonst verbrennt ihn. Northampton."

In Warwood's „Memorials" fehlt merkwürdigerweise dieser Brief, während sich in ihnen zwei andere desselben Verfassers vorfinden, die, von dem gleichen Datum, wie der eben mitgetheilte, unmittelbar nach ihm geschrieben wurden. Der eine dieser Briefe enthält die Bitte, daß Lidcott und drei oder vier seiner Freunde gerufen werden möchten, um die Leiche in Augenschein zu nehmen und sich dann ohne allen Verzug wieder zu entfernen; der andere versichert dem ehrenwerthen Herrn Lieutenant, wie Lord Rochester wünsche, daß

seinem hingeschiedenen Freunde alle Ehre erzeigt werde. Sicherlich konnte es kein Todesfall, wie er sich im gewöhnlichen Laufe der Dinge im Tower ereignete, seyn, der einen so alten und schlauen Staatsmann, wie Lord Northampton, bewog, an demselben Morgen drei Briefe an dieselbe Person zu richten. Was die Leichenschau betrifft, so wurde sie vor einem gewissen Robert Bright und vor einer durch den Untervogt des Towers ausgewählten Jury, bestehend aus sechs Aufsehern und „sechs anderen Leuten“, gehalten. Erklärlich genug ist es also, wenn kein auf ein begangenes Verbrechen deutendes Wort geäußert ward.

Wenn nach zwei Jahren Overbury's geheimnißvoller Tod zur Untersuchung kam, so geschah dies — wie Willson sagt, der, nach Herrn Amos' Bemerkung, als Lord Essex' Busenfreund besondere Aufmerksamkeit verdient — weil der Apothekerbursche, der das Gift verabreicht hatte, dies in einer Krankheit, welche ihn in Flushing befiel, eingestand. Sir A. Weldon sagt dasselbe und nennt sogar den Namen dieses Lehrlings, ein Umstand, von dem sich merkwürdigerweise in den Verhör-Protokollen nichts findet. In der That kömmt in diesen Nichts vor, was den Leser zu der Vermuthung leiten könnte, daß Overbury regelmäßig ärztlich behandelt ward, obschon erwähnt wird, daß ihn einer der Aerzte des Königs, so wie ein Apotheker, Namens Lobell, im Gefängniß besuchten. Keiner von diesen wurde vorgefordert, obgleich das damals allgemein umlaufende Gerücht besagte, daß eine vergiftete Arznei Overbury's Tod bewirkt habe. Die von Herrn Amos zusammengebrachten Dokumente nun beweisen nicht allein, daß jener Lobell Overbury seinen fortwährenden Beistand leistete, sondern auch, daß Dr. Mayerne, ein Franzose und des Königs Leibarzt, Rezepte für Overbury geschrieben.

In einem Briefe ferner, den Helwyse beim Beginn der Untersuchung an den König schrieb, wird der Anordnungen gedacht, die Dr. Mayerne in Hinsicht des Gefangenen getroffen, so wie des Apothekers, der Mayerne's Anordnungen in Ausführung brachte, wobei Helwyse zugleich ausdrücklich bemerkt, daß, nach Weston's Aussage, der Apothekerbursche das Verbrechen, welches man ihm und seinen Mitangeklagten zur Last lege, begangen habe. Wer jedoch die Mittel zur Bestechung geliefert, wer den Lehrling gewonnen, woher Weston die Dinge, die er erzähle, habe, was aus dem Lehrling geworden *), darüber — sagt er — kann ich Ew. Majestät keine Auskunft ertheilen.

Es ist klar, daß, wie begierig Helwyse immer seyn mochte, sich zu rechtfertigen, er doch nicht den Arzt des Königs, als um den Gefangenen beschäftigt, erwähnt, daß er der durch denselben geschehenen Anstellung eines Apothekers nicht gedacht haben würde, wenn diese Thatsachen dem König und seinem Rath nicht bekannt gewesen wären. Allein, fragt Herr Amos, warum wurde Mayerne nicht vernommen?

Das Verhör und die Verurtheilung von Helwyse, Weston, Franklin und Mistreß Turner erfolgten im Monat November. Es finden sich im Staats-Archiv verschiedene Protokolle von Weston's Verhören vor, deren einige bei dem Prozeß gegen seine Gefährten gar nicht benutzt wurden. Aus diesen letzteren scheint sich zu ergeben, daß Somersett zwar darum wußte, was gegen Overbury beabsichtigt wurde, zugleich aber auch, daß er keinen thätigen Antheil an dem Verbrechen nahm. Allein die übrigen Gefangenen endeten alle höchst erbaulich, und während sie die Gerechtigkeit des gegen sie ergangenen Urtheils anerkannten, bezeichneten sie entweder geradezu oder durch Winke Somersett als Haupturheber der That. Wie dergleichen Aussagen erhalten wurden, ist oben angedeutet worden, und es ergiebt sich aus Herrn Amos' Buche, daß man auch in dem vorliegenden Falle kein Bedenken getragen, dergleichen Mittel anzuwenden.

Nachdem die untergeordneten Inkulpaten mit Hinterlassung einer reichhaltigen Masse von Geständnissen beseitigt waren, begann ein neues Verfahren. Die Aengstlichkeit, mit welcher der König jeden Schritt in demselben überwachte und die Herr Amos in den das Benehmen Sir E. Coke's, damaligen Lord-Oberrichters, betreffenden Abschnitten seines Buchs ins Licht setzt, bildet ein anderes Glied in der Kette von Verdachtsgründen, die außer Lord Somersett noch andere Personen mit dem Verbrechen in Verbindung bringt. In einem Briefe Coke's an den König, der sich über die Aussagen Franklin's verbreitet, heißt es: „Seine Hinrichtung erfolgte nicht eher, bis er hinlängliche Aussagen gegen Lord Somersett gethan und bis sein Zeugniß durch andere Zeugen unterstützt war, die ich mir mit Gottes Hülfe zu verschaffen wußte.“

Als auf diese Weise Alles gehörig vorbereitet war, wurde zunächst der Prozeß gegen Sir Thomas Monnson eröffnet, der beschuldigt war, sich mit Weston zur Vergiftung Overbury's verschworen zu haben. Der Prozeß wurde jedoch, kaum angefangen, wieder abgebrochen und Monnson in den Tower gesetzt. Es war bei dieser Gelegenheit, daß Coke's Eifer seine Discretion so sehr überflügelte, daß er einige Winke, die sich auf den Tod des Prinzen Heinrich **) bezogen, fallen ließ. Er empfing deshalb einen Verweis und wurde, ehe ein Jahr verging, von seinem Posten entfernt. Das Alles, an sich schon mysteriös, wird durch Coke's Briefe noch mysteriöser. Das ganze Benehmen, welches man gegen Monnson beobachtete, scheint Weldon's Behauptung zu bekräftigen, der König habe gefürchtet, Monnson werde ein Geheimniß verrathen, welches er um keinen Preis verrathen wissen wollte. Mittlerweile wurde Somersett bearbeitet, die königliche Gnade in Anspruch zu nehmen; allein, wie sich aus einem Briefe Coke's ergiebt, waren alle dahin abzielenden Bemühungen fruchtlos. An demselben Tage, an dem Coke diesen seinen Brief schrieb, hatte er eine abermalige Zusammenkunft mit Somersett, bei welcher der Oberrichter in Begleitung mehrerer anderer Personen erschien, Somersett begehrte, ehe er vor Gericht gestellt werde, zu erfahren, welche Zeugnisse und Beweise gegen ihn vorhanden seyen — wollte sich aber eben so wenig, wie früher, zu einem Akte der Unterwerfung verstehen.

Was während der zwei nächsten Monate — jene Unterredung fand im Februar statt — geschah, wissen wir nicht; im Beginn des Mai's jedoch wurde beschlossen, mit dem Prozesse vorzuschreiten, wobei sich der mysteriöseste aller Umstände ereignete, der nämlich, daß Somersett sich weigerte, vor den Schranken des Gerichts zu erscheinen, und daß der König es nicht wagte, ihn zu zwingen. Der Lieutenant des Towers, statt in seinen Weigerungen nur eitle Bravaden zu sehen, begab sich um Mitternacht nach Greenwich und hatte daselbst eine Unterredung mit dem König. So lautet Weldon's Behauptung, welche durch Jakob's geheimnißvolle, ängstliche Briefe auf wunderbare Weise bestätigt wird. Der Stil dieser Briefe ist ein ganz anderer, als der, dessen sich Jakob in seinen Briefen an Coke und Bacon bedient; jene Briefe sind wahre Suppliken, und das Geheimniß, auf dessen Bewahrung es ankam, mußte ein furchtbares Geheimniß seyn, da die Furcht, es verrathen zu sehen, dem König solche Bitten abnöthigte. Somersett erschien endlich vor den Schranken, aber sein Benehmen war so kühn, als besäße er einen sein Leben schützenden Talisman. Er wurde schuldig gefunden, der Urtheilsspruch jedoch aufgeschoben, und nachdem er vier Jahre im Tower zugebracht, wurde er mit einer Pension von 4000 Pfund in Freiheit gesetzt.

Wie läßt sich allem diesem eine Deutung geben, als dadurch, daß man annimmt, Overbury's Mord sey nur eine einzelne That in einer ganzen Reihe von Verbrechen gewesen, deren Anfang in früherer Zeit zu suchen? Wir sahen, daß Overbury, trotz seines untergeordneten Ranges, eine Person von Bedeutung war, ja Bacon erklärte bei Somersett's Prozeß, daß er von den Geheimnissen des Staats mehr, als die ganze Rathstafel, gewußt.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Somersett zur Zeit von Overbury's Verhaftung wohl bekannt mit dem Umstande war, daß er vom Arzte des Königs behandelt werde. Dieser Umstand ist eigen, und es läßt sich nicht gut annehmen, daß der König mit Mayerne über Overbury's Tod nicht gesprochen haben sollte. Gewiß ist es, daß er an zwei Jahre die Sache auf sich beruhen ließ. Der König war bei der Verfolgung Overbury's wenigstens mitwirkend gewesen, er hatte persönlich dem Geheimen Rath den Befehl ertheilt, ihn in den Tower zu senden, er hatte nur ein taubes Ohr gehabt für Overbury's Aeltern, die um ihres Sohnes Befreiung nach einer Haft baten, welche außer allem Verhältniß zu dessen vorgegebenem Verbrechen stand, zu dem Verbrechen nämlich, daß er es an Ehrfurcht habe ermangeln lassen, indem er eine ihm angetragene Gesandtschaft anzunehmen verweigert.

Dessenungeachtet wird allgemein angenommen, daß die Gräfin Somersett Weston und Franklin den Auftrag gegeben, Overbury zu vergiften — gleichviel ob Erstere Letzterem wirklich Gift beigebracht und ob dieses tödtlich wirkte oder nicht — und daß Sir G. Helwyse, bei seiner Kenntniß ihrer Absichten, nichts that, die Ausführung desselben zu hindern.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Annahme, König Jakob selber sey Overbury's Mörder gewesen, vielleicht am genügendsten sein sonderbares Benehmen gegen Somersett während dessen Haft, so wie seine Vorsicht und Furcht während dessen Prozesses, erklärt. Denn hatte der König Overbury's Mord befohlen oder seinem Arzte Winke zu diesem Zweck gegeben, so ist es, bei der großen Vertraulichkeit, in der Somersett mit dem König lebte, in hohem Grade wahrscheinlich, daß Ersterer um das Geheimniß wußte. Hätte er dies Geheimniß preisgegeben und den Pairs durch Umstände, die mit demselben in Verbindung standen, einen Leitfaden gegeben, sich in einer Sache zurecht zu finden, so verwickelt, daß sie die Nation bis auf den heutigen Tag irre gemacht hat, so würde das zu seiner Freisprechung geführt haben. Andererseits: nimmt man an, daß König Jakob Overbury aus dem Wege räumen wollen, und daß er sich zu diesem Zwecke der Kunst Mayerne's bedient, kann dies nicht gleichzeitig mit und unabhängig von den blinden Racheplänen eines leidenschaftlichen Weibes Overbury's Tod herbeigeführt haben?

Daß in einer Periode, in der überall so viel Vorsicht angewendet wurde, auf die Empfehlung eines ungezogenen Kindes — denn in der Zeit, um die es sich handelt, war die Gräfin Essex kaum 19 Jahr alt — bei der Besetzung eines Postens, wie der des Aufsehers bei einem Staatsgefangenen, so viel Rücksicht sollte genommen worden seyn, wäre befremdend, noch befremdender, daß ihr Großoheim, Lord Northumberland, am Rande des Grabes auf ihre Wünsche mit solchem Eifer eingegangen wäre, um durch eigene Briefe an den Lieutenant des Towers Anweisungen zu geben, wer den Gefangenen sehen solle und wie er zu begraben sey. Bei Herrn Amos' Hypothese wird dieses Benehmen eines der schlauesten Staatsmänner einer durch Schlauheit so ausgezeichneten Periode verständlich. Fiel Overbury als ein Opfer jener elenden Frau, so war der Zweck erreicht, und es waren keine weiteren Anstalten nöthig. Allein die seinem Leben zugemessene Zeit verfloß, und nun erschien der große Chemiker *) auf der Bühne und vollendete das Werk, was schwächere Hände nicht durchzuführen vermocht hatten.

Worin das Geheimniß bestand, dessen Verbreitung durch Overbury's Tod und — als strengere Maßregeln fehlschlugen — durch die Bestechung Somersett's verhindert werden sollte, ist noch unbekannt. Herr Amos neigt zu der Meinung, daß es die Vergiftung des Prinzen Heinrich betroffen. Die Dokumente in seinem Werke unterstützen allerdings diese Meinung, denn Mayerne behandelte den Prinzen, und daß Mayerne vergiften konnte, ist gewiß. In der Sammlung der von ihm verschriebenen Rezepte sind alle diejenigen, welche sich auf die Krankheit des Prinzen beziehen, ausgerissen, ob-

*) Er war, wie sich aus einem von Herrn Amos beigebrachten Aktenstück ergiebt, nach Frankreich geschafft worden.

**) König Jakob's I. ältester Sohn; er starb, nach gleichzeitigen Gerüchten, an Gift.

*) Mayerne war einer der bedeutendsten Chemiker seiner Zeit.

gleich sich aus derselben Periode ein Rezept für der Königin „schwarzes Pferd" vorfindet. Es ist wahr, der Leichnam des Prinzen Heinrich wurde geöffnet und ein genauer Bericht über die Obduction erstattet, allein es ist klar, daß, wenn keine chemische Prüfung stattfand, das Vorhandenseyn von Arsenik nicht entdeckt werden konnte. Es wäre zu wünschen, daß Herr Amos auch diesen Punkt in eine genauere Untersuchung zöge; sein Buch über den Vergiftungs-Prozeß zeigt, daß er einer solchen Aufgabe vollkommen gewachsen ist.

Die Westminster Review über die neueste französische und deutsche Literatur.

Béranger. — Berthold Auerbach. — H. Heine. — Freiligrath. — Herwegh. — Moritz Hartmann. — Geibel. — Leop. Schefer. — Karl Beck. — Rückert.

Die Westminster Review, eine der gehaltvollsten englischen Vierteljahrsschriften, die sich unlängst mit der ehemaligen Foreign Quarterly zu einem Journal verschmolzen hat, enthält in ihrem neuesten Hefte (April 1847) einen zwar leicht skizzirten, aber gutgeschriebenen Artikel über die heutige französische und deutsche Literatur, der von einer kundigen Feder herzurühren scheint. In Bezug auf erstere finden wir darin namentlich einige ganz interessante Notizen, wie z. B. über die neuen Chansons des „unvergleichlichen" **Béranger**, von welchen besonders eine, die den Titel: Notre Coq führt, gleich bei ihrem Erscheinen mit allgemeinem Enthusiasmus begrüßt wurde. „Wir können", meint der Reviewer, „weder die religiösen Ideen unseres **Hahns**, der seine Theologie in einer schlechten Schule gelernt haben mag, noch die etwas zu kriegerische Moral seines Liedes billigen, aber wir müssen schon den militairischen Gewohnheiten eines alten Haudegens etwas zu gute halten." Die chanson beginnt folgendermaßen:

Notre coq, d'humeur active,
Las d'Alger (kein Wunder!) s'écrie: il faut
Que jusqu'au bon Dieu j'arrive,
Pour voir s'il s'endort là haut.
J'ai réponse à tout qui vive:
    Co, co, coquérico,
    France, remets ton schako.
Coquérico, coquérico!

In seinen Refrains entwickelt Béranger stets eine eigenthümliche Meisterschaft; es ist fast unnöthig, den Leser auf den originellen, schlagenden Effekt des obigen aufmerksam zu machen. Wenn die Staatspapiere nicht unmittelbar nach dem Erscheinen dieses Liedes gefallen sind, so haben die Baissiers sicherlich ihr Handwerk nicht verstanden. Der Hahn fliegt zum Himmel empor, besieht sich unterweges die Sterne und Planeten und trifft bei der Sonne mit Napoleon zusammen, der ihm seinen Adler zum Wegweiser giebt: du ciel il connaît la route. Als sie an der Himmelspforte ankommen, sitzt der heilige Petrus mit der Pfeife im Munde am Fenster, und da er den Hähnen aus persönlichen Gründen nicht ganz hold ist, so will er den Reisenden nicht passiren lassen; aber ein Engel legt sich dazwischen, und der Hahn tritt stolzen Schrittes ein. Nach einem kurzen Aufenthalt, während dessen er sich auf eine ziemlich ungenirte Weise beträgt, wird er nach der Erde zurückgeschickt, da ihm dort noch Arbeit vollauf beschieden ist:

Sous le drapeau tricolore
Vas échauffer coeurs et bras,
De vous j'ai besoin encore.
Coq, bientôt tu chanteras
Le réveil avant l'aurore.
    Co, co, coquérico,
    France, remets ton schako.
Coquérico, coquérico!

L'oiseau, prompt comme la foudre,
Rentre au quartier général,
Disant: L'on va découdre;
Dieu fait seller son cheval;
Les anges font de la poudre.
    Co, co, coquérico,
    France, remets ton schako.
Coquérico, coquérico!

Der Reviewer ist überhaupt der Ansicht, daß die französische Literatur in ein günstigeres Stadium getreten sey, seitdem sie angefangen, von dem „quotidian fever" der Feuilleton-Romane zu genesen; über die deutschen literarischen Zustände giebt er hingegen einen ziemlich trostlosen Bericht. „Die Pressen Deutschlands", schreibt er, „fahren nach ihrer alten Weise fort, das Land mit bedrucktem Papier zu überfluthen; die Quantität scheint sogar Tag für Tag zuzunehmen, aber in noch rascherem Verhältniß verringert sich die Qualität. Die Meßkataloge bieten das gewohnte Chaos von Gelehrsamkeit, emsiger Spezialität und gehaltloser Belletristik dar, aber außer im Fache der lyrischen Dichtkunst wird die schwerfällige Masse nur selten von einem Funken schöpferischen Geistes belebt. Unter den in Prosa geschriebenen Werken von rein literarischem Charakter, die in den letzten Monaten erschienen sind, wüßten wir nur eines, das wir der Aufmerksamkeit des englischen Publikums empfehlen könnten. Es ist eine Broschüre des berühmten (illustrious) Verfassers der „Dorfgeschichten" über die Theorie eines Gegenstandes, den er schon mit einer praktischen Meisterschaft behandelt hat, wie sie vielleicht von keinem lebenden Schriftsteller erreicht und gewiß nicht übertroffen worden." *)

Im Felde der Poesie findet unser Kritiker eine etwas reichlichere Aerndte, obgleich, wie er bemerkt, die vier Koryphäen des deutschen Sängerchors in den letzten paar Jahren fast gänzlich verstummt sind. „Seit **Heine's** gottlosem, witzigem, reizendem, ausgelassenem „Deutschland" hat er nichts mehr veröffentlicht *); **Anastasius Grün** schweigt; **Freiligrath** hat seinem „Glaubensbekenntnisse" nur ein halb Dutzend kurze, aber etwas grimmige (furious) Gedichte folgen lassen, die den Eintritt der so lange für Deutschland prophezeiten Revolution sehr voreilig besingen; der Verfasser der „Gedichte eines Lebenden" endlich hat kein Lebenszeichen von sich gegeben. Doch sind wir weit entfernt, das einstweilige Verstummen der überdreisten und arroganten Muse **Herwegh's** zu mißbilligen, wenn er den Zwischenraum der Ruhe dazu benutzt, den vorschnellen Erfolg zu rechtfertigen, der seinen Erstlingsprodukten zu Theil ward. Nichts ist einem jungen Schriftsteller gefährlicher, als plötzliche, maßlose Popularität, und wenn Herwegh sich weislich auf die Reaction gegen seinen eigenen trügerischen Ruhm vorbereitet, so kann man ihm nur Beifall zollen und den Wunsch aussprechen, daß seine allerdings reichen, aber bisher einseitig angewendeten und mißbrauchten Gaben zur vollen, gesunden Entwickelung kommen mögen." — Als Dichter zweiter Klasse nennt der Reviewer **Moritz Hartmann**, **Geibel** und **Leopold Schefer**, welchen Letzteren er seltsamerweise, und zwar, wie uns scheint, nach dem irreleitenden Vorgange St. René Taillandier's, zu den neueren, erst kürzlich berühmt gewordenen Schriftstellern (newer men, who have been rising into celebrity during the last year or two) rechnet und dessen „Weltpriester" er als eine gereimte hegelianische Abhandlung bezeichnet: „so dunkel und unverständlich wie des großen Meisters Phänomenologie, und eben so unpoetisch." Auch über **Karl Beck** fällt der Reviewer ein zu hartes und daher ungerechtes Urtheil. „Dieser hat", sagt er, „die Elemente eines wahren Dichters in sich, aber seine poetischen Erzeugnisse ähneln nur zu oft den Machwerken eines bloßen Reimschmiedes. Seine Leier ist meistens verstimmt und seine Muse eine böse Sieben, die mit schwülstigen Plattitüden um sich wirft, wenn sie die Zeitgebrechen schildern will, und in Wuth geräth, wenn sie Trost sprechen sollte." Von **Rückert** endlich wird berichtet, daß er, was wir Alle wissen, obwohl er uns von dem für ihn bereit gehaltenen Lehrstuhl herab keine Proben davon mittheilt, seine gelehrten Arbeiten auf dem Felde der morgenländischen Poesie fortsetzt und die Liste seiner „bewundernswürdigen Uebersetzungen" mit einer Sammlung alt-arabischer Dichtungen unter dem Titel „Hamâsa" vermehrt hat.

Polen.

Ein Pole über Deutschland.

(Schluß.)

Während Golowin über vermehrten Einfluß der Deutschen in Rußland klagte, sagt Gurowski: „Ein allgemein verbreitetes und ziemlich beglaubigtes Gerücht sagt, der deutsche Einfluß nehme in Rußland ab und erlösche ganz." Die Wahrheit ist: Rußland wird da, wo es der beharrlichen Durchführung von Sachen gilt, den deutschen Einfluß **nie** entbehren können! Das liegt in der Unzuverlässigkeit, Veränderlichkeit und Unehrlichkeit des russischen Beamten. Jetzt lernen die Deutschen russisch und gelten darum für Russen, aber der deutsche Einfluß ist deshalb nur um so eingreifender. Und das ist auch gut so; denn die Gebildeteren sollen immer die Lehrmeister der Ungebildeteren seyn!

Sehr richtig bemerkt Gurowski: man verlange jetzt in den deutschen Provinzen die Erlernung der russischen Sprache strenger als früher, weil die Verbindung erleichtert werden solle. Darunter ist aber namentlich zu verstehen, daß man sich der Deutschen mehr und zweckmäßiger zu bedienen wünsche, die brauchbarer für die Geschäfte befunden werden, wenn ihnen nicht die Kenntniß der russischen Sprache fehlt, was früher so oft der Fall war. Die ganze Sache scheint mir namentlich von der Individualität des Kaisers auszugehen, der sich nur schwer deutsch auszudrücken weiß und es darum unbequem gefunden haben mag: nur deutsch redende Beamte zu haben. Einmal zu dieser Anschauung gekommen, lag die Zweckmäßigkeit der jetzigen Anordnung nahe. Golowin, dessen Auge der Haß geschärft, sah gewiß richtiger als der mit Petersburg schmachtend liebäugelnde Gurowski. Beide haben aber Unrecht und Recht zugleich, denn das Harte des Deutschthums verschmilzt jetzt in Rußland, es amalgamirt sich, und darum kann der Einfluß im Abnehmen begriffen seyn, dennoch aber wirksamer werden und für den Instinkt des reinen Russen unangenehmer als früher, wo eben das abstoßende Auftreten tieferes Eindringen deutschen Wesens verhinderte.

Sehr richtig bemerkt Gurowski in Bezug auf das Regiment des Kaisers Nikolaus: „Alle verständige Regierungen werden groß und stark, wenn sie **keine Fähigkeiten** von sich ausschließen!"

„Es wird ein Tag kommen, an welchem Rußland alle seine Streitkräfte, alle seine furchtbaren Hülfsmittel auf das schwarze Meer wirft." Damit sagt uns Gurowski nichts Neues, und möglich, daß auch der russische Länderkoloß dort zersplittert, wie einst die griechischen und römischen Reiche.

Die geheime Polizei nennt G. ein entsetzliches Labyrinth in Rußland und meint: „Deutsche hätten sie zu einem Systeme ausgebildet; Deutsche und ungetaufte oder getaufte Juden bildeten die Hauptmaschen dieses unermeßlichen Netzes." Das mag unter Benkendorf **zum Theil** wahr gewesen seyn, obschon auch damals weit mehr Russen als Andere an der Maschine in Thätig-

---

*) Schrift und Volk rc., von Berthold Auerbach. Leipzig, 1846.

*) Atta Troll, vervollständigt und mit einer neuen pikanten Vorrede ausgestattet, scheint dem Reviewer noch nicht bekannt gewesen zu seyn.

keit waren; selbst die Hauptmasche war die längste Zeit ein Russe, Mordwinoff, der wegen des Imprimaturs, das er dem Porteall von Bestuscheff ertheilte, abtreten mußte. An seine Stelle traten Dubbelt und Saglinski; Letzterer ist jüdischer Abkunft. Nächst diesen fungirte in Petersburg der Gendarmerie-General Polosoff, ein Russe und Ehrenmann, von dem ich nur Gutes sah und hörte. Dies waren die sichtbaren Hauptmaschen, und eben so gemischt, wie diese, sollten, nach Versicherungen Unterrichteter, auch die geheimen oder unsichtbaren Maschen gewesen seyn. Man sprach zu meiner Zeit auch viel von polnischen Theilnehmern und Theilnehmerinnen!

Nach Gurowski werden „die trüben Voraussagungen der Deutschen in Bezug auf Rußland nicht in Erfüllung gehen. Es ist zu jung, als daß es unter der Last zusammenbrechen könnte.“ Der Gedanke, jung seyn zu wollen, ist unter Russen so allgemein, daß ich oft über denselben habe lachen müssen; denn ich gedachte der alten Kokette, die, je älter sie sich fühlt, um so lebhafter von ihrer Jugend zu sprechen geneigt erscheint. Die ganze Bevölkerung Europa's und Asiens ist eine altgewordene, das gesteht sich jeder Beobachter, der kein eitler Narr seyn mag.

„Auch das Geld-Feudalsystem wird sich (nach G.) in Rußland weder festsetzen noch Wurzel fassen können. Petersburg und Moskau sind die einzigen Hauptstädte in der Welt, wo die Ankunft Rothschild's, selbst mit dem glänzendsten Stabe von Agenten und Banquiers, weder in den Salons der Gesellschaft, noch in den Kabinetten der Staatsmänner, noch bei dem Bürgerstande und dem Volke irgend einen Eindruck machen würde.“ — Da erscheint unser Graf nun wieder einmal ganz wie mit Blindheit geschlagen, denn es gehört nur wenig Bekanntschaft in Petersburg und Moskau dazu, um zu begreifen, daß an beiden Orten der Geldsack in größerem Maße dominirt, als irgend sonst wo in der Welt. Wenn ich versichere, daß mir eine Menge Fälle bekannt geworden sind, wo sich klar herausstellte, daß sogar der Kaiser nicht umhin konnte, der Geldmacht ein Kompliment zu machen, so glaube ich genug gesagt zu haben, um das Vage obiger Behauptung darzuthun.

Die stärkste oder, wenn man will, die schwächste Seite des Herrn Grafen A. v. Gurowski ist und bleibt aber doch der Panslawismus und sein darauf begründeter, alles Maß und Ziel überschreitender Haß gegen die Deutschen. Folgende Proben mögen beweisen, zu welchen halb wahnsinnigen Aeußerungen ihn dieser Deutschenhaß hinreißt:

„Seit der fernsten Zeit, seit den Tagen, als nur zwei Menschen auf Erden lebten, würde die Geschichte nicht zwei Geschlechter oder Völker haben aufweisen können, von denen das eine eine so lange und so schreckliche Rechnung mit dem anderen auszugleichen hatte, als die Slawen aller Zweige, Namen und Breiten mit ihren deutschen Nachbarn auszugleichen haben.“ — „Schwer wie Blei war auch das Joch des Deutschthums, das allmälig jene verstreuten (slawischen) Volksstämme überwand und wohl zu unterdrücken, zu vernichten und zu kränken, nicht aber zu civilisiren verstand.“ — „Die deutsche Eroberung brachte den Slawen durchaus keine Wohlthat. Die Slawen lehrten ihren Siegern den Ackerbau.“ — „Der Deutsche war Jahrhunderte lang den Besiegten gegenüber nur rücksichtsloser, roher Sieger. Unter anderen Herren würden die Slawen bei ihrem beweglichen Geiste gelehrige Schüler geworden seyn.“ — „Die deutsche Faust schwächte und verdunkelte den Glanz der Universität Prag, zerrüttete Böhmen und brachte es an Oesterreich.“ — „Der Einfluß des katholischen wie protestantischen, des feudalen, kaiserlichen und königlichen Deutschlands ist bis zur letzten Stunde für Polen verderblich gewesen. Seine Berührung mit Deutschland ist eine lange Reihe von List, Verrath, Ausflüchten, Aufreizungen und Im-Stiche-Lassen.“ — „In Potsdam keimte der erste Gedanke der Theilung Polens.“ — „In Böhmen sollen die Deutschen Bildung und Industrie nur erst eingeführt haben, nachdem sie diejenige zuvor vernichteten, welche schon da blühte.“ — „Die Deutschen waren, als sie in slawische Länder kamen, abgezehrt, bleich und demüthig, um sich bald zu wärmen, zu kleiden, dick und fett und grob zu werden.“ — „Alle waren hungrig und zerlumpt und wollten ihren nagenden Hunger stillen und sich bereichern. Polen war das gelobte Land für diese Zigeuner, welche sich rühmten, demselben die Civilisation zu bringen.“ — „Möge das Feuer lieber die Paläste und Bauerhöfe Deutschlands verzehren, als die ärmliche Hütte des polnischen Landmanns!“ — „Die Hauptquelle aller dieser Lügen (deutscher Gelehrten) ist der eingewurzelte Haß des polnischen Volks gegen die Deutschen, ein Haß, den die deutschen Heuschrecken leicht bemerken können.“ — „Gleichwohl liebe ich den Panslawismus als ein ausschließliches Kind meines Verstandes, meiner Gedanken, meiner Studien, als ein Kind, dessen gesunde kräftige Amme Rußland ist, das ihm Luft und Raum gewährt.“

Dies also ist die Weisheit des Herrn Grafen, der zu allem Ueberfluß sehr abergläubisch ist und dies S. 238 seiner Schrift ohne Umstände gesteht, indem er das Gewäsch der alten Mlle. Lenormand anführt. Es wird von ihm unserer Zeit auch der Vorwurf gemacht, „daß sie nicht mehr, wie früher, eine Generation hindurch von dem Werke eines Schriftstellers lebe.“ Nun, ich gestehe, es würde mir trostlos erscheinen, sollte sich eine ganze Generation mit dem Geschreibsel des Herrn Grafen Adam von Gurowski herumschlagen müssen. E. P.

Mannigfaltiges.

— Der Minister und der Stenograph. In unserem letzten Blatte haben wir bei Gelegenheit der Parlaments-Schnellschreiber auch der Stenographen erwähnt, deren man sich namentlich in Paris in den ministeriellen Büreaus bedient, um die schriftlichen Arbeiten der Departements-Chefs zu vereinfachen und zu beschleunigen. Etwas Aehnliches ist auch bereits in Deutschland, und zwar mit dem günstigsten Erfolge, versucht worden. Der wackere Gabelsberger in München, der der Begründer eines neuen stenographischen Systems ist und manchen trefflichen Schüler ausgebildet hat (in ähnlicher Weise wie es seit einigen Jahren Herr Stolze im nördlichen Deutschland gethan), ward bereits vor länger als einem Jahrzehend von dem damaligen bayerischen Minister, Fürsten v. Oettingen-Wallerstein, als stenographischer Expedient beschäftigt, und zwar hat er in dieser Stellung wahrhaft Außerordentliches geleistet. Einer freundlichen Privatmittheilung verdanken wir einige Notizen darüber, deren Richtigkeit wir verbürgen können: Der Fürst v. Oettingen-Wallerstein, der einer der thätigsten Verwaltungs-Chefs war, hatte sich mit Gabelsberger in solchen Rapport gesetzt, daß er selbst fast gar nicht mehr schrieb, ungeachtet er persönlich mehr ausarbeitete, als alle seine Referenten zusammen, und er oft an einem Tage mehr Sachen erledigte, als mancher seiner Vorgänger in einer ganzen Woche. G. schrieb Alles stenographisch eben so rasch hin, wie es der Fürst ausgesprochen, wonächst er, während der Letztere beim Könige war, Audienzen ertheilte, Sitzungen hielt u. s. w., das Aufgezeichnete einem Anderen, der es in Currentschrift übertrug, diktirte. G. konnte sogar, wenn er einige seiner stenographirten Täfelchen gleichzeitig vor sich hatte, mehreren Schreibern zugleich die verschiedensten Sachen diktiren. War es ein Cirkular an die Behörden, so ließ er es gleich mit lithographischer Ueberdruck-Dinte schreiben, und binnen einer Stunde, nachdem es der Minister diktirt hatte, war dann das Ganze schon gedruckt und durch die Posten versandt. Nach einiger Zeit kamen der Minister und der Stenograph auf die Idee, während des Fahrens zu arbeiten. Der Erstere wohnte nämlich nicht in der Stadt, sondern auf seinem 2½ Meilen von München entfernten Gute Leutstetten, wohin er täglich eine Fahrt von 1½ Stunden zu machen hatte, welche Zeit er nicht unbenutzt zur Arbeit lassen wollte. Der Versuch hatte anfangs seine Schwierigkeiten, aber bald stenographirte G. fahrend eben so rasch als im Zimmer, so daß der Fürst auf mancher Hin- oder Herfahrt sechs bis sieben Bogen zu diktiren vermochte. Ja, einmal traf es sich, daß es während des Diktirens auf der Fahrt dunkel und völlig Nacht wurde, und bei dieser Gelegenheit entdeckte G., daß er seine stenographischen Zeichen auch ohne Licht vollkommen dechiffrirbar niederzuschreiben im Stande sey. Er konnte das im Finstern Aufgezeichnete stets vollständig benutzen, was, wie uns scheint, ein recht schlagender Beweis ist, wie praktisch das System der von Gabelsberger erfundenen, rundlichen Schrift sey, die beim Aufzeichnen einer weit geringeren Sorgfalt als andere Schriftarten bedarf, um leserlich zu bleiben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Dienstag den 4. Mai 1847.

Frankreich.

Das Recht der Association und seine natürlichen und gesetzlichen Schranken.

Die sehr reichen und ergiebigen Kohlenlager des Departements der niederen Loire waren seit dem Jahre 1810 so manchen nicht gerade allzu günstigen Wechselfällen des Glückes ausgesetzt. Durch ein in jenem Jahre erlassenes Gesetz wurden sie nämlich getheilt und kamen so in den Besitz einer Menge einzelner Privatleute. Diese Theilung, welche an und für sich schon ungesetzlich und unrecht war, geschah noch außerdem in einer höchst unklugen und mangelhaften Weise, indem man die Ausdehnung auf der Oberfläche des Erdbodens, nicht aber die Mächtigkeit und den größeren oder geringeren Werth der Minerallager als Maßstab nahm. Die nothwendige Folge dieser Zerstückelung war ein in rationeller Beziehung falsches, in Beziehung auf den Betrieb kostspieliges und in Rücksicht auf die ökonomische Verwaltung verschwenderisches System der Ausbeutung. Dabei entstand unter den Besitzern eine bis ins Unvernünftige getriebene Konkurrenz, und diese führte wiederum zu einer nur höchst unvollständigen Ausbeutung des Mineralreichthums. Wenn nämlich die Preise bis aufs Aeußerste herabgedrückt waren, so ließ man die Kohlen von geringerem Werthe, das Kleinzeug, liegen, ohne es zu Tage zu förden, da der Verkaufspreis die Beförderungskosten nicht gedeckt haben würde. Endlich war diese Konkurrenz nicht blos für die Besitzer ein Nachtheil; sie war ein Unglück für die Arbeiter, deren Lohn nach den Wechselfällen des Marktes stieg und sank, ohne jene Festigkeit zu haben, welche eine nothwendige Bedingung zu einer ordentlichen und geregelten Lebensweise für die arbeitenden Klassen ist; sie war eben so ein Unglück für die Geschäftszweige, die zu ihrem Betriebe jener Kohlen bedurften und deren Ertrag für Fabrikherren und Arbeiter wiederum von dem Preise der Kohlen abhängig war. Man hatte auf mancherlei Weise jenen Mißständen abzuhelfen versucht; aber vergeblich. Um eine Einheit in dem ganzen Betriebe herzustellen, hatten spekulirende Köpfe sogar diese und jene der größeren Geldmächte aufgefordert, sich durch Kauf in den Besitz sämmtlicher Minerallager des ganzen Bezirks zu bringen. Allein die Geldmächte unserer Zeit suchen ihren Vortheil in ganz anderen, weniger mühsamen Geschäften. Sie ziehen es vor, durch eine Börsen-Combination, durch einen einzigen, oft sehr gewagten, Handstreich Reichthümer zu erwerben, statt durch ausdauernden Eifer und weise angelegte Arbeit im Kampfe mit der Natur dieser ihre Schätze abzuringen.

Dennoch bildete sich, durch das Zusammentreffen mannigfacher Umstände veranlaßt, eine Art von Verein zur Ausbeutung jener Bergwerke, der, vernünftig durchgeführt, wohl einen günstigen Erfolg hätte haben können. Es verabredete nämlich der größte Theil der Eigenthümer den gemeinsamen Verkauf der Kohlen, mit einem bestimmten Productions-Maximum für jedes Lager und einem bestimmten Marktpreis für die Steinkohle. Diese Vereinigung, zwei Comtoire bildend, nannte sich Kohlen-Gesellschaft (Compagnie charbonnière). Die Beschränkung aber, welche jene Gesellschaft in Beziehung auf die Production ihren Mitgliedern auferlegte, hielt Viele von der Theilnahme an derselben ab. Sie berechneten, daß sie für sich fördern und verkaufen könnten, so viel sie immer wollten, wenn sie nur ihre Preise stets um ein Geringes niedriger stellten, als die Kohlen-Gesellschaft. Die Berechnung war richtig, und bald wuchs der Absatz dieser Nichttheilnehmer in demselben Maße, als der der Gesellschaft sich verminderte. So konnte der Verein nicht lange bestehen, um so weniger, als auch in seinem Innern Zwiespalt, Verstimmung und Unordnung immer mehr um sich griff; bei der geringsten Meinungsverschiedenheit, bei dem unbedeutendsten Streite drohte die überstimmte Partei auszutreten, und so wurde die Gesellschaft von Privat-Interessen, von Kleinlichkeiten und Launen der einzelnen Mitglieder in jedem Augenblicke beherrscht und geknechtet. Das Ende vom Liede war die Auflösung beider Zweige der Gesellschaft; mit ihr schien Alles in den früheren Zustand zurückfallen und der Krieg der Konkurrenz heftiger als jemals wieder ausbrechen zu wollen. Allein gerade die Aussicht auf den Vernichtungskampf, welcher im Begriff war, sich zu eröffnen, trieb die Ueberzeugung und den Willen der Einzelnen zu einer mehr als blos äußerlich formellen, zu einer wirklichen, wahrhaften Vereinigung, nämlich zur Verschmelzung sämmtlichen Sonderbesitzes zu einem Ganzen. Uebrigens hatte das vierjährige Bestehen der „Kohlen-Gesellschaft“ mancherlei Annäherungen hervorgebracht; die Einzelnen hatten sich unter einander und dasjenige, um was es sich eigentlich handelte, besser kennen und verstehen gelernt; man hatte eine bestimmtere Vorstellung bekommen von dem gewaltigen Erfolge, welchen eine vernünftige und wahrhafte Vereinigung hervorbringen konnte, und man sah jetzt schon viel deutlicher, welche Rolle für die Zukunft die Steinkohle in der Industrie spielen sollte. So bildete sich die jetzt bestehende, von Seiten des Staates anerkannte und privilegiete „Gesellschaft der Loire-Bergwerke“ (Compagnie des mines de la Loire), welche in diesem Augenblicke sämmtliche Minerallager des niederen Loire-Departements, die nur von einiger Bedeutung sind, umfaßt und sowohl in Rücksicht der Größe als der Macht ihrer Hülfsmittel Alles besitzt, was nöthig ist, um jeden nur möglichen Versuch einer Konkurrenz von Seiten der wenigen, freiwillig oder gezwungen Nichttheilnehmenden schon im Keime zu unterdrücken.

Dies sind in gedrängter Kürze und nach ihren nothwendigsten Umrissen die thatsächlichen Verhältnisse, die ein Aufsatz in der Revue Indépendante, aus dem wir die folgenden Bemerkungen geschöpft haben, näher ausgeführt und an die er seine allgemeineren Betrachtungen geknüpft hat. Die genannte „Gesellschaft der Loire-Bergwerke“ hat nämlich von den verschiedensten Seiten her, von bedeutenden Autoritäten der Presse, besonders aber auch von verschiedenen Behörden die lebhaftesten und heftigsten Angriffe erfahren; und unser Verfasser, in vieler Hinsicht selbst ein Gegner der Gesellschaft, nimmt zunächst eine kritische Beleuchtung dieser Angriffe und der Art und Weise, wie die Gesellschaft sich gegen dieselben vertheidigt hat, vor. Wäre, so meint er, all jenes Eigenthum nicht erst veräußert worden, wäre überhaupt die Ausbeutung der Bergwerke ohne Rücksicht auf Sonderinteressen und ohne das nothwendige Uebel der Konkurrenz ordentlich durchzuführen, so würde kein Mensch daran zweifeln, daß Einheit in der Verwaltung die allein natürliche und nothwendige Weise der Ausbeutung derselben sey. In der That ist es einer solchen Einheit allein möglich, die Arbeiten in der der Beschaffenheit der Minerallager angemessensten Weise zu leiten und sie in vernünftiger Weise nach Maßgabe der Beförderungsmittel, des Verbrauchs in der Gegenwart und der möglichen Erfordernisse und des wahrscheinlichen Bedarfes für die Zukunft zu vertheilen. Ihr allein ist es möglich, den größten Erfolg mit dem geringsten Aufwande von Kräften und Kosten zu erzielen. Diese Einheit allein ist endlich im Stande, den Arbeitern einerseits einen festen und nicht so leicht wechselnden Erwerb, und andererseits Einrichtungen zu sichern, welche durch Schutz und Unterricht allmälig die Aufklärung dieser Klassen bewirken und so ihre Sittlichkeit auf eine höhere Stufe heben können. Ist also dennoch diese Art des Betriebes zu tadeln, so liegt der Fehler gewiß nicht in der Einheit der Verwaltung, wie sie von Natur und nach ihrer Nothwendigkeit ist, sondern er ist anderswo zu suchen. Er liegt nämlich darin, daß auf diese Weise eine Körperschaft entsteht, von welcher, da sie ohne Furcht und ohne Beschränkung nur im Dienste ihrer selbst und ihres eigenen Vortheils steht, zu besorgen ist, sie werde alle jene Einflüsse, die ihr so eben zugestanden sind, gerade gegen den Vortheil des Staates und des Allgemeinen zu kehren versuchen. Und wahrlich, diese Einflüsse sind eine Macht, deren Wirkungen vielleicht gar nicht vorher zu berechnen sind. Die Konkurrenz ist das höchste Gesetz unseres ganzen gegenwärtigen Verkehrs; sie ist ein mangelhaftes Gesetz, ein Gesetz des Zufalls und der Gefahr, dem großen Kapitalisten günstig, für die kleinen verderbenbringend, indem sie der unersättlichen Geldgier der Gewaltigen und den Thorheiten und Tollheiten der Schwachen Raum giebt. Aber wie sie ist, so ist sie am Ende heutzutage die einzige Macht, von der die Gesellschaft die Aufrechthaltung eines gewissen Maßes in den Preisen und sowohl für den Konsumenten als für den Arbeiter Schutz gegen die Uebergriffe des Kapitals erwarten kann und darf. Man gebe bei diesem Zustande des allgemeinen Verkehrs dem Grundsatze des Monopols nur einen Zoll breit Raum; es wird sich im Augenblick zu einer gar nicht zu ermessenden Gewalt ausdehnen und entwickeln. Als Inhaber eines Privilegiums, im buchstäblichen Sinne des Wortes, wird es sich nach allen Seiten hin ausbreiten und alle es umgebende und beschränkende Elemente verschlingen; denn es ist allgewaltig. Alles Andere, was es zum Gegenstande seines Angriffes machen kann und will, ist ja schon vorher durch den Kampf der Konkurrenz geschwächt. Aber noch mehr: es besteht ein natürlicher und unvermeidlicher Bund zwischen allen, einander näher oder ferner liegenden Monopolen. So hat auch die genannte Kohlen-Gesellschaft sich schon beeilt, ihr Monopol mit dem von Kanal- und Eisenbahn-Gesellschaften zu verbinden. Das Monopol kann also bei der gegenwärtigen Gestalt des öffentlichen Verkehrs nur unter der Bedingung geduldet werden, daß man seine Gewalt beschränke, seine Wirkungen und Erfolge vorher berechne und gegen dasselbe sowohl das allgemeine als alle die Privatinteressen schütze, welche mit ihm in irgend eine Beziehung kommen,

und die ihrerseits schon dem gegenseitigen, so heftigen als beständigen Drucke der Konkurrenz unterworfen sind. Ist das Monopol, wie in der Angelegenheit, an welche hier angeknüpft ist, durch die Beschaffenheit der Umstände geboten; gewährt dasselbe nach irgend einer Seite hin eine reichere und vollständigere Ausbeutung des Bodens; kann es endlich zu einem entschiedenen Fortschritt im Organismus des gewerblichen Verkehrs führen: gut, so gestatte man es, aber man zwinge es zugleich, dem Gesetze des allgemeine Wohles, welches durch den Staat vertreten ist, sich zu unterwerfen. Diese Wahrheit ist übrigens keine neue. Als, nicht ohne dadurch großen Gefahren für die Zukunft Thür und Thor zu öffnen, die Regierung sich dafür entschied, Privatleuten das Monopol neuer Circulationswege anzuvertrauen, hat sie da nicht alle Vorsichtsmaßregeln, welche ihr von der Klugheit geboten wurden, angewandt, um die Macht dieses Monopols zu beschränken? Und man muß wohl bedenken, daß es gar nicht einmal ein vollständiges Monopol der Beförderung ist, welches den Eisenbahn-Gesellschaften verliehen wurde; denn die alten Circulationswege, die Kanäle, Flüsse, Landstraßen blieben für die Konkurrenz der übrigen Beförderungsmittel frei und offen. Was also in Wahrheit an jene Gesellschaften veräußert wurde, war nur das Monopol des Fortschrittes, das Monopol der Schnelligkeit. Und selbst dieses Fragment eines Monopols wurde noch vielfachen Beschränkungen unterworfen und besonders (was sehr wichtig und wohl zu bemerken ist) gezwungen, Tarife anzunehmen, die in Wahrheit nichts Anderes als ein Maximum des Verkaufspreises sind.

Nachdem der Verfasser demnächst in seiner Abhandlung über die besonderen Verhältnisse der „Gesellschaft der Loire-Bergwerke" vieles Einzelne mitgetheilt hat, was nicht von allgemeinem Interesse ist, kömmt er zuletzt auf eine Rede, welche das bekannte Mitglied der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, Adolf Blanqui, „über die Konkurrenz und das Prinzip der Association" gehalten, worin derselbe die Konkurrenz auf das heftigste bekämpft, das Prinzip der Association dagegen mit ungemessenem Lobe erhebt und, mit besonderer Hinweisung auf die gewerblichen Verhältnisse Englands, in diesen das Ideal und das zu erstrebende Ziel industrieller Entwickelung zu sehen meint. Wer aber, sagt unser Verfasser, England und das schreckliche Elend kennt, welches seine industriellen Verhältnisse hervorgebracht haben, dem wird diese Ansicht mindestens sehr kühn und gewagt erscheinen. Die Völker, so fährt er später fort, lieben es, wie die einzelnen Individuen, sich Täuschungen und Trugbilder zu schaffen. Jene wie diese bedürfen der Irrungen und der Leidenschaft, um das Ziel, welches sie jedesmal verfolgen, in der That zu erreichen. Würden sie wohl jenen nie erschlaffenden Eifer, dessen es zur Arbeit an dem socialen Fortschritte bedarf, entwickeln, wenn sie nicht über die von ihnen angestrebten Erfolge, ja selbst öfter über die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte ein wenig in Täuschung befangen wären? Und es geschieht nicht etwa blos solchen Völkern, die von dem Einzelwillen und dem Gedanken einer einzigen Person beherrscht werden, daß sie sich Verlockungen dieser Art hingeben: nein, gerade die Nationen, welchen ihre Verfassung eine allgemeine Vertretung und öffentliche Berathung ihrer Interessen gewährt, sind jenen Täuschungen am allermeisten unterworfen. Mag eine Person, die auf dem Throne sitzt, durch ihren Geist, durch eigenen oder ererbten Ruhmesglanz noch so viel Gewalt ausüben, sie bleibt immer nur eine Person, welche ihre Neigungen und Gedanken doch nur einer beschränkten Anzahl von Menschen und auch diesen nur in sehr beschränkter Weise mittheilen kann. Die Täuschungen dagegen, welche geraden Weges von großen Massen ausgehen, finden auch wiederum an der Einbildung und den besonderen und Gesammtbedürfnissen der Massen einen bereitwilligen und hülfreichen Anhang. Nicht genug, daß Jeder den empfangenen Antrieb aufnimmt und in sich weiterbildet, er fügt auch noch die Macht seiner eigenen Leidenschaft hinzu. Ist das zufällige Bedürfniß befriedigt, ist das Ziel erreicht, dann kehrt Jeder zu sich zurück und ermißt mit Staunen die Größe seines Irrthums. So wird in kurzer Zeit die allgemeine Stimmung der Geister in Beziehung auf das seyn, was man Association nennt.

Als die Gelehrten in Europa noch eine besondere, in sich geschlossene Masse bildeten, welche ihre eigene Sprache hatte und ihre Gedanken und Eingebungen nicht aus der rohen Menge, in deren Mitte sie lebte, sondern aus Ueberresten und Trümmern des Alterthums schöpfte, da begriff man die Nothwendigkeit einer Vereinigung unter ihnen zu gegenseitigem Wetteifer in der Arbeit und zu gegenseitiger Beurtheilung und Anerkennung dessen, was sie leisteten. Damals hatten die Akademieen ihre Nothwendigkeit und Berechtigung; sie waren ein Mittel zur Erhaltung des Bestehenden und zur Beförderung des Fortschrittes. Heutzutage sind die Massen des Volkes die Zuhörer, die ganze Welt das Auditorium. Wozu sich noch abschließen? Die Association der Wissenschaft und Intelligenz ist nicht mehr ein Werkzeug des Fortschrittes, sondern ein Mittel, denselben zu hemmen. Die Akademieen, die wissenschaftlichen Gesellschaften haben nicht den Instinkt des Fortschrittes; ja sie haben selbst den Trieb der Erhaltung nur, so weit er die gemeinsten Corporationsleidenschaften angeht. Sie sind Hindernisse in der Entwickelung; sie fordern von jedem ihrer Mitglieder das Opfer jeder persönlichen Eigenthümlichkeit, ohne ihm einen anderen Ersatz dafür zu bieten, als den Schimmer der Theilnahme an einer Tradition, die noch dazu in ihrem innersten Wesen schlecht und falsch ist, weil sie nur die Vergangenheit darstellt und vertritt. Heutzutage ist der wahre Fortschritt den unmittelbaren Arbeiten und Leistungen der Einzelnen überlassen. Allerdings ist auf diese Weise ein Einfluß und eine allgemeine Geltung oft schwer zu erlangen; sehr häufig wird eine solche schnell und flüchtig vorübergehen. Und doch ist dies das einzig wirksame Mittel.

Auf dem Gebiete der Politik war die liberale Opposition in Frankreich während der Zeit ihres Kampfes gegen die Amts- und Staatsgewalten natürlich darauf angewiesen, auf die verbündeten Kräfte der Einzelnen zu bauen, um die Regierung, in welcher sie den Feind jeder Entwickelung und jedes Fortschrittes sah, mit Nachdruck und Erfolg zu bekämpfen. Jetzt aber, wo Frankreich mehr oder weniger von der öffentlichen Meinung beherrscht wird; wo die Staatsgewalten in Aller Augen nichts weiter als das mehr oder weniger gewissenhafte, im Ganzen aber doch ziemlich zuverlässige Organ für Wollen oder Nichtwollen des Landes sind; jetzt muß und wird die Nothwendigkeit einer Vereinigung der Minoritäten nach und nach fast gänzlich verschwinden. Anstatt sich in irgend einem Winkel der Gesellschaft in kleinen Gruppen um das Centrum irgend einer vereinzelten Idee zu schaaren, wird sich jede Individualität geltend machen, um einen unmittelbaren Antheil an dem allgemeinen Kampf und dann auch am Siege zu haben. Die Regierung wird für Alle der wahre Brennpunkt des nationalen Handelns werden, und Jedermann wird auf sie einzuwirken oder sich ihrer zu bemächtigen suchen. Das ist der Grund, weshalb in Frankreich so viele ehemalige Werkstätten der Politik verlassen sind. Glaube man darum nicht etwa an ein Ersterben des politischen Geistes; er ist nur in einem Stadium der Umbildung begriffen. Die schnell und spurlos vorübergehende Propaganda der Minoritäten, welche für einen ganz bestimmten Gegenstand eine augenblickliche Aufmerksamkeit und Sympathieen zu erregen strebt, das ist noch das Einzige, was die politische Association heutzutage unternehmen kann. Mögen die Nationen, wo aus Mangel an Oeffentlichkeit die Regierung kein Mittel hat, sich mit dem allgemeinen Bewußtseyn in lebendige Beziehung zu setzen, mögen diese zu der traurigen Nothwendigkeit geheimer Verbindungen verdammt seyn; man muß sie beklagen wegen dieses Unglücks und des noch weit größeren, wodurch das erste verursacht und gerechtfertigt wird. Aber da, wo mehr oder weniger ehrlich die Staatsgewalten sich der Aufsicht und dem Urtheil des Landes unterwerfen, da, wo jeder Gedanke frei ausgesprochen werden und alle übereinstimmende Meinungen zu seiner Hülfe aufrufen darf — da ist jede besondere und geheime Gesellschaft ein frevelhafter Angriff auf die Freiheit.

Fragen wir uns ernst und aufrichtig, ob jener oben geschilderte Zustand von langer Dauer seyn kann, ob derselbe in Frankreich etwa schon Wurzel geschlagen hat, oder ob er es jemals thun wird; ob er z. B. eine natürliche und nothwendige Folge von dem ist, was man die „Mobilmachung" des Geldes nennt, u. s. w.: so müssen und können wir glücklicherweise aus voller Ueberzeugung mit Nein antworten. Wir haben die feste und sichere Hoffnung, dieser Zustand, das Resultat des Zusammentreffens ganz merkwürdiger und nur ausnahmsweise geltender Weltverhältnisse, werde bald vorübergehen und die Gesellschaft, um einige theuer erkaufte Erfahrungen reicher, ihren Verkehr auf bessere und zuverlässigere Grundlagen stützen. Wie dem aber auch sey, für den jetzigen Augenblick ist es sicher und unbestreitbar, daß die gesetzlichen Bestimmungen über Handels-Association Verbindungen zulassen, deren Zwecke der Redlichkeit und Ehre zuwiderlaufen und oft nicht sehr weit von der Gränze des Betruges und Raubes entfernt sind. Wie ist dem abzuhelfen? Die Grundlagen und Schwankungen für eine allgemeine und theoretische Umgestaltung unseres geselligen und gewerblichen Verkehrs bestimmen zu wollen, das wäre eine unendliche Arbeit, welche erstens eine bis jetzt noch nicht erreichte allgemeine Uebereinstimmung über gewisse Grundlehren voraussetzte und andererseits den Staatsgewalten auch gar nicht zukömmt. Was man aber für den Augenblick sagen kann, ist dies: Jedes Mal, so oft sich eine Gesellschaft behufs der Erlangung eines Monopols, welcher Art es auch sey, bildet, ist es das Recht und die heilige Pflicht der Staatsgewalt, die Organisation derselben zu beaufsichtigen, ihre Thätigkeit zu überwachen und mit Ernst und Kraft jede Abweichung vom Rechte zu unterdrücken, welche in solchem Falle nichts Anderes als ein Zwang, eine materielle Gewaltthat gegen den Konsumenten oder den Arbeiter ist.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

II. Sir Robert Peel.

Als Sir Robert Peel bei Verzichtleistung auf sein Amt im April 1835 die emphatische Erklärung abgab, daß er sein künftiges Leben ganz dem Unterhause widmen werde, stellte er, vielleicht unbewußt, eine der Gränzscheiden auf, durch welche die jetzige Zeit von der ihr vorangegangenen unterschieden werden wird. Sein prophetisches Versprechen entsprang aus der Ueberzeugung eines in der Erforschung der Zeichen der Zeit höchst glücklichen Staatsmannes, daß von nun an der das Volk vertretende Zweig der gesetzgebenden Versammlung, freilich durch den Willen des Monarchen und durch das den Pairs zustehende theoretische Recht des Veto in hohem Grade beschränkt, die in der That einflußreichste Macht im Staate seyn wird.

Zugleich aber offenbarte Sir Robert Peel dadurch kein geringes Maß von Selbsterkenntniß. Jene Erklärung bewies, daß er seine eigene Stellung und Fähigkeit richtig beurtheilt hatte. Sir Robert ist ein ehrgeiziger Mann; aber sein Ehrgeiz ist hoher und ehrenwerther Art. Er trachtet mehr nach Ruhm und nach einer Stelle in der Geschichte seines Vaterlandes, als nach persönlichem Range und Würden. Sein Ehrgeiz ist nicht von der Beschaffenheit, daß er befriedigt seyn würde durch das Glück, zwei Königinnen in seinem

Hause bewirthet zu haben, mit einer glitzernden Grafen-Krone in der Ferne. Er strebt vielmehr nach dem, was in neueren Zeiten die eigentliche Macht ist, nach Einfluß auf die Meinungen seiner Mitmenschen. Er wünscht das Gepräge seines eigenen Geistes dem Charakter seiner Landsleute aufzudrücken. Er hofft angesehen zu werden — wenn nicht für den Piloten, der während des Sturmes fortsegelte — wenigstens für denjenigen, welcher das Steuer mitten im Wirbel und Strudel erbitterter nebenbuhlerischer Interessen gehalten hat. Da diese hauptsächlich im Unterhause, das die Bühne ihrer Thätigkeit ist, vertreten sind, so muß der, welcher auf sie Einfluß haben will, die Kunst lernen, sich in dieser Versammlung Gehör zu erzwingen und die Leidenschaften oder Vorurtheile derselben zu beherrschen. In dieser Kunst hat Sir Robert Peel die Meisterschaft errungen. Daher handelt er weise, wenn er nach dem Beispiele Pulteney's und Chatham's die Sphäre nicht verläßt, wo seine Triumphe sicher sind und wo die Menge des Guten, das er für sein Vaterland stiften, und des Ruhmes, den er für sich selber sammeln kann, unberechenbar ist.

Sir Robert Peel ist in der That der Herrscher-Geist des Hauses der Gemeinen. Sheil oder Macaulay mögen glänzender reden; Lord John Russell mag in seinem Takt, in der geschickten Zuspitzung seiner Partei-Anspielungen, in der unpedantischen Einmischung philosophischer Entwickelungen sich auszeichnen; Lord Stanley mag die gewaltigsten Geisteskräfte für den Dienst politischer Leidenschaft auf eine geschicktere Weise verwandt haben; Herr d'Israeli mag die Waffen des Sarkasmus und der Schmähung mit mehr Rücksichtslosigkeit und Erfolg gebraucht haben; jeder von diesen mag in irgend einer besonderen Eigenschaft Sir Robert Peel übertreffen; kein öffentlicher Redner aber, sey seine Beredsamkeit, sein Takt, seine logische Kraft, oder seine moralische Energie und sein politischer Eifer noch so groß, überragt ihn in der einen großen Kunst, welche das beständige Ziel seiner Anstrengungen ist, in der Ausübung von Einfluß auf das Unterhaus.

Um diesen Einfluß zu erreichen, opfert er Vieles auf. Blitze zurückgehaltener Begeisterung, unbefriedigter Phantasie, ehrgeiziger Bestrebungen, großartiger Ansichten von der Bestimmung des Menschen sind ab und zu in seinen Reden genug vorgekommen, um zu zeigen, daß, hätte er es vorgezogen, auf den geschmückteren und blumenreicheren Pfaden der Redekunst zu beharren, sein Uebergewicht von einer anderen Art gewesen seyn möchte. Wie die Sachen aber einmal stehen, und wie sehr man auch das Umfassende, die Wortfülle und Genauigkeit, die Masse von Belehrung, den Reichthum an Erläuterungen in seinen nachgeschriebenen Reden und die beständige Selbstbeherrschung, welche sie offenbaren, anerkennen muß, so befindet man sich doch in Verlegenheit, wenn man den Grund seines großen Rufes als Redner angeben soll. Jenes konzentrirte Denken und jenen kräftigen Ausdruck, jene Stellen vorbereiteter und eingelegter Rhetorik, jene plötzlichen Wendungen des Humors, jene schnellen Blitze der Phantasie, — worauf der Ruhm großer Redner der Vergangenheit und der Gegenwart vornehmlich begründet ist, — das Alles sucht man vergeblich in Sir Robert Peel's Reden. Statt dessen bemerkt man eine standhafte, ausdauernde Verfolgung des vorgesetzten Zweckes, eine beständige Wiederholung der Grundsätze, die der Redner den Hörern einzuprägen wünscht, eine Geschicklichkeit, die bekannten Vorurtheile derselben sich dienstbar zu machen, und eine durchgängige Plastik der Gedanken und der Stimme; wodurch es weniger überraschend wird, daß ein gegen die Zauber der Redekunst so gleichgültiger Mann sich wenigstens deren solide Vortheile gesichert hat. Seine Absicht ist nicht sowohl, für einen großen Redner gehalten zu werden, als den Charakter eines praktischen Staatsmannes zu bewahren. Wenn diese Beiden, — der große Redner und der praktische Staatsmann, — nach der Meinung der großen Masse gewöhnlicher Geister mit einander unverträglich sind, giebt er, um sich den einen Ruhm zu sichern, den Versuch auf, den anderen zu erlangen. Nie oder wenigstens nur höchst selten verläßt er den Bereich des durchschnittlichen Verständnisses des Unterhauses. Er wählt seine Gegenstände unter denjenigen, welche am meisten die Gemüther der Handel oder Landbau treibenden Parlaments-Mitglieder beschäftigen. Seine Erläuterungen beziehen sich meistentheils auf die Nützlichkeit. Sie weisen auf sichere positive Vortheile hin oder warnen vor gleich sicheren Uebelständen. Er wird mitunter an die constitutionelle Fiction erinnern, daß jedes Parlaments-Mitglied der Vertreter des ganzen Volkes ist; aber er weiß sehr wohl, daß es in Wahrheit anders ist, — daß in der That alle im Lande herrschenden nebenbuhlerischen Interessen im Unterhause geschaart einander gegenüberstehen, und daß sie an Macht einander beinahe so gleich sind, daß ein Uebermaß von Zugeständnissen einigen verderblich seyn müßte, während dasselbe andere ungebührlich erheben und zu mächtig machen würde. Daher — ausgenommen in großen und seltenen Krisen — die Unbestimmtheit in Sir Robert Peel's politischem Glaubensbekenntniß, der leere Pomp seiner Erklärungen von Prinzipien, die wortreiche Unbündigkeit seiner ganzen Reden. Wie kann auch wohl nach hoher Beredsamkeit ein Mann streben, dessen politisches Geschick ihn verurtheilt, eine solche Rolle zu spielen? Sir Rob. Peel kennt seine Leute und spricht mit ihnen in der Sprache, welche sie verstehen. Das Unterhaus ist für ihn ein großes Geschwornengericht, und er behandelt dasselbe in der Weise eines Sachwalters. Wir wollen ihn deswegen nicht tadeln. Seiner Stellung gemäß sich benehmen, in welcher Sphäre es auch sey, ist ein Zeichen von Geistesgröße. Wer seine eigenen Mittel sich bildet und mit ihnen seinen Zweck ausführt, hat das Recht, sein eigenes Maß des Ruhmes zu bestimmen.

Diese Verwerfung aller Zwecke außer dem, über das Unterhaus Einfluß zu erlangen, hat ein beständiges Aufopfern der Festigkeit der Meinung nothwendig gemacht. Sir Rob. Peel ist der Führer und das Organ seiner Partei während besonders buntscheckiger und veränderlicher Ereignisse gewesen. Er leitete den Widerstand seiner Partei gegen die Emancipation der Katholiken; er leitete einen großen Theil jener Partei in ihrer Unterstützung dieser Maßregel. Er stand wiederum an der Spitze ihrer von neuem vereinigten Kräfte in dem Kampf gegen die Parlaments-Reform; er war der Erklärer, wenn nicht der Urheber ihrer konservativen Politik, als die Reformbill zum Gesetz geworden war. In dem langen und ruhmvollen Feldzug der konservativen Minorität gegen whiggistisches Uebergewicht, wer zeigte sich beredter oder scheinbar aufrichtiger, als Sir Rob. Peel in der gegen die Politik der Regierung gerichteten Anklage? Er kommt ins Amt mit einer überwältigenden Majorität, in welcher eine starke Beimischung merkantilischer Interessen sich findet; und seine erste Handlung besteht darin, daß er diejenigen Theile der whiggistischen Maßregeln ausführt, welche den merkantilischen Einfluß um ihn herum sammeln können, ohne die anerkannten Grundsätze und Interessen seiner eigenen Partei aufs äußerste zu gefährden. Dies sind geschichtliche Thatsachen, die wir in dieser Skizze, welche nicht eigentlich politischer Natur seyn soll, unerwähnt gelassen haben würden, wenn sie nicht mit dem Charakter der öffentlichen Reden Sir Rob. Peel's in Beziehung ständen. Seine Reden in der Opposition und diejenigen, welche er in seiner amtlichen Stellung gehalten, unterscheiden sich außerordentlich durch ihren Ton. Die ersteren sind voll von jener Hitze des Angriffs, welche in einem Manne natürlich ist, der seine Partei zum Siege führt und dessen einzige Pflicht das Zerstören ist; die letzteren athmen einen Geist der Mäßigung, der Entschlossenheit, zu bändigen und zu leiten, welche eben so natürlich sind in einem Manne, der aufzubauen hat. Alle Parteimänner thun dasselbe. Sir Robert thut es nur mit mehr Kunst und Macht und mit der Eigenthümlichkeit, daß Er es war, der das Beispiel aufstellte, diese Art von Veränderlichkeit durch den Einwand der Nothwendigkeit zu vertheidigen. Wenn man seine Laufbahn studirt, möchte man sich fast dahin entscheiden, daß er darauf ausgegangen sey, das Unterhaus für sein Uebergewicht vorzubereiten. Um seine Stellung als Führer einer Partei zu behaupten, welche, obgleich im J. 1829 und wiederum im J. 1830 erschüttert, in sich die Elemente der Dauer besaß, dazu war nöthig, daß er als der unnachgiebige Vertheidiger ihrer damaligen Meinungen dastand. Indem er sich als ihr Führer von einigen jener Meinungen trennte, stärkte er seine eigene Stellung dadurch, daß er ihren Glauben von der Meinung auf den Menschen übertrug. Nachdem er so Macht erworben, den Ruf seiner praktischen Staatsweisheit weit verbreitet hat, dreht er sich herum und sagt: Von jetzt an will ich Freiheit haben, meine Pläne vorzuschlagen. Ihr mögt sie unterstützen oder nicht, wie Euch beliebt.

Sir Rob. Peel's Reden sind Nachweiser seiner Laufbahn, nicht blos durch die in ihnen enthaltenen Meinungen, sondern auch durch ihre Beschaffenheit und durch ihren Ton. In seinem ganzen parlamentarischen Leben bis hinein in die letzten funfzehn Jahre nahmen sie in der That chamäleonartig die Farbe an, die in seiner Partei vorherrschte. Sie waren Beweise, mitunter ausgearbeitete und auf logische Entwickelung gegründete, zuweilen aus dem Stegreif vorgebrachte und auf Nützlichkeits-Erwägungen beruhende, dann und wann das plötzliche Erzeugniß seiner Gewandtheit im Debattiren, aber immer Beweise zur Unterstützung einer gewissen Reihe nicht durch ihn, sondern für ihn vorgezeichneter Grundsätze.

Sogar in seinen ihn am wenigsten blosstellenden Reden wird Sir Rob. Peel, wenn er seinen Zweck, ohne unmittelbar sich selber zu verpflichten, erreichen kann, eine solche Verpflichtung stets vermeiden. Als Herr Plunket bei seinem Antrag auf Emancipation der Katholiken gefragt hatte: „Was der Staat mit der Religion zu thun habe?" — beantwortete Peel diese Frage nicht durch eine Berufung auf die höchsten Gründe für die Anerkennung der göttlichen Macht in der Leitung menschlicher Dinge, sondern er erinnerte Herrn Plunket daran, daß dieser selber die Nothwendigkeit gefühlt habe, aus Achtung vor den Gefühlen des Volkes seinen Antrag durch eine Betheuerung seiner Anhänglichkeit an der anglikanischen Kirche zu bevorworten. So wurde die Verpflichtung der Kirche zur geistigen Beherrschung der Menschen abhängig gemacht erstlich von Herrn Plunket's Erklärung und zweitens von den Gefühlen des englischen Volkes. Wären diese Gefühle anderer Art gewesen, dann hätte es mit jener Verpflichtung ein Ende gehabt. Solche auf die Gunsterhaschung berechnete Argumente finden sich häufig in Peel's früheren Reden und kommen auch in seinen späteren vor.

(Schluß folgt.)

Die neueste deutsche Uebersetzung Ossian's. *)

Der Macpherson'sche Ossian, über dessen Unechtheit kaum noch ein Zweifel ist, ist schon oft ins Deutsche übersetzt worden, zuerst von Denis (1768), von Harold (1775), von Petersen (1782), von Rhode (1801), von Stolberg (1806) und von Jung (1808). An diese Uebersetzungen reiht sich nun eine neue an, die, was die Leichtigkeit und Schönheit der Sprache betrifft, den früheren keinesweges nachsteht. Ob sie vom kritischen Gesichtspunkt aus sich besondere Verdienste erworben, kann hier nicht entschieden werden; es mag in dieser

*) Ossian, deutsch von Adolf Böttger. Leipzig. Verlag von Karl B. Lorck. 1847.

Rücksicht die Bemerkung genügen, daß sie sich am meisten an die Rhode'sche Uebersetzung anlehnt, von der sie sich in vielen Fällen nur durch eine andere Wahl der Epithete unterscheidet, ohne indeß hierin immer konsequent zu seyn. Vergleichen wir z. B. den Anfang der „Schlacht von Lora" in beiden Uebersetzungen, so lautet er

nach Böttger	nach Rhode:
Sohn des fernen Landes,	Sohn des fernen Landes,
Bewohner der einsamen Zelle,	Bewohner der heimlichen Zelle,
Hör' ich das Rauschen deines Hains?	Hör' ich das Säuseln deines Haines,
Oder die Stimme deines Gesangs?	Oder die Stimme deiner Lieder?
Laut tönt meinem Ohre der Waldstrom.	Der Waldstrom ist laut in meinem Ohr.
. . . .	. . . .
Du siehst sie, Sohn des Felsens, wohl,	Du siehst sie, Sohn des Felsens,
Doch Ossian's Aug' ist erblindet!	Doch Ossian's Augen sind erblindet!
. . . .	. . . .
Du Sohn der heimlichen Zelle,	Sohn der heimlichen Zelle,
Ergötzen dich Lieder der Vorzeit?	Findest du Freude in den Liedern?
So höre denn die Schlacht von Lora u. s. f.	Höre die Schlacht von Lora! u. s. f.

Warum hier der Wechsel der Epithete „einsam" und „heimlich", während Rhode mit richtigem Instinkt beide Male „heimliche Zelle" übersetzt? Warum, wenn der neue Uebersetzer „einsam" dem Sinn des Originals für entsprechender hielt, diese Inkonsequenz? Dies sind Einzelheiten, allerdings; aber in Einzelheiten offenbart sich auch der Geist des Ganzen. Doch, wie gesagt, wir wollen auf eine nähere Kritik der Form nicht eingehen. Was wir aber bei dieser neuen Uebersetzung bedauern, ist der Mangel einer gründlichen historisch-kritischen Einleitung, die nirgend mehr am Orte gewesen wäre, als gerade bei einem Werke dieser Art, und zwar sowohl in Rücksicht auf das Original, als auf die bereits vorhandenen deutschen Uebersetzungen desselben. Oder glaubt der Verfasser, daß der Streit über die Echtheit der Ossian'schen Lieder so definitiv zum Abschluß gekommen ist, oder — wenn er das glaubt — daß das Publikum bereits mit diesem Abschluß so genügend vertraut sey, daß man darüber kein Wort zu verlieren nöthig habe? Wenn unter uns Deutschen — englischer Autoritäten zu geschweigen — ein Goethe und Herder, die sich gewiß auf das Wesen der Volksdichtung verstanden, Macpherson's Ossian für echt nehmen konnten und es erst langjähriger Untersuchungen von besonders dafür eingesetzten Kommissionen in Irland selbst bedurfte, um zu einem einigermaßen sicheren Resultat zu kommen, das nichtsdestoweniger der anderen Partei noch mancherlei Seiten zum Angriff und zur eigenen Vertheidigung übrig ließ, so kann man wohl von einem Abschluß dieses Streits als allbekanntem Faktum nicht sprechen, viel weniger aber schweigen. Wir wollen hier gleich das Hauptsächlichste erwähnen. Macpherson, ein geborener Hochländer, wurde durch den Beifall, den seine Sammlung von „Fragments of ancient poetry, translated from the Gaelic or Erse language" ihm erwarb, zu der großartigen Betrügerei verleitet, nach den unter den Hochländern bekannten alten Balladen und Liedern eine Menge größerer und kleinerer Gedichte zu produziren, die er als die Uebersetzung des alten Ossian zwischen 1762—65 veröffentlichte. Der allgemeine Inhalt sowohl wie die ganze Farbe derselben waren so gut getroffen, daß selbst die Hochländer bei ihrer Anhörung ausriefen, sie seyen ihnen bekannt, ohne daß sie jedoch im Stande waren, eine einzige Strophe davon zu citiren. Bald nach dem Erscheinen der Gedichte erhob sich auch der Streit über die Echtheit derselben, der erst in neuerer Zeit einigermaßen zur Entscheidung gebracht ist. Theils griff man das hohe Alter derselben an, theils auch hielt man sie geradezu für Produkte Macpherson's selbst. Unter seinen entschiedensten Gegnern befanden sich Johnson, Shaw, Malcolm, Laing und auch Hume; für ihn traten dagegen Home, Young u. A. in die Schranken. Man stellte zuletzt das Verlangen, daß die Urschriften vorgezeigt werden sollten. Allein, obgleich Macpherson 1200 Pfd. Sterl. von der hochländischen Gesellschaft erhalten hatte, um ihm volle Muße für die Sammlung der Urschriften zu gewähren, so dauerte es doch nicht weniger als dreißig und einige Jahre, nämlich bis zu seinem Tode (1807), bis die angebliche Urschrift, wie sie sich in seinen hinterlassenen Papieren vorfand, mit einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung erschien. Wiederum dauerte es dreißig und einige Jahre, ehe man über die Echtheit dieser Urschrift ins Reine kam. Es wurde nämlich seitens der irischen Akademie in Dublin 1829 ein Preis auf die beste Untersuchung darüber ausgesetzt, was die Folge hatte, daß zwei sehr tüchtige Kenner der gaelischen Sprache, Oreilly und Drummond, Abhandlungen einsandten, in denen nachgewiesen wurde, daß Macpherson's angebliche Urschrift nur eine Uebersetzung des englischen Ossian ins Neugaelische sey — eine Nachweisung, die von Frau Robinson, geb. Jacobs (Talvj), in ihrem Buche: „Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen insbesondere", ausführlich mitgetheilt hat.

Wir können uns hier auf die weitere Erörterung dessen, was am Macpherson'schen Ossian echt und was unecht ist, nicht einlassen, haben die vorstehende Notiz auch nur deshalb gegeben, weil die Leser, denen wir die erwähnte neue Uebersetzung übrigens mit vollem Recht empfehlen können, dennoch vielleicht mit uns den völligen Mangel jeder historisch-kritischen Orientirung über den irischen Homer — denn Ossian und Fingal, d. h. Fin der Fremde, sind nicht Schotten, sondern Iren — beklagen werden. Mögen sie daher das Obige als Surrogat nehmen; für das Genauere verweisen wir auf die erwähnte Schrift von Talvj, welche bei Brockhaus in Leipzig 1840 erschienen ist. — Ein zweiter Punkt, den wir dem Verf. zum Vorwurf machen müssen, ist, daß er auch seiner Uebersetzung keine Kritik der früheren zahlreichen Uebersetzungen voranschickt, ja dieser letzteren, obgleich sie ihm — wie seine eigene es beweist — keinesweges unbekannt waren und auch nicht wohl seyn konnten, gar nicht einmal erwähnt. Wenn wir daher der vorliegenden Uebersetzung auch nicht ihre künstlerische Bedeutung absprechen wollen, so können wir doch nicht umhin, an ihrem kritischen Werth so lange zu zweifeln, als uns der Verf. nicht selbst über seinen Zweck — nämlich ob er nur in belletristischem oder in tieferem keltischem Interesse an die Uebertragung der sogenannten Ossian'schen Gedichte gegangen ist — aufzuklären für nöthig erachtet.

Sr.

Mannigfaltiges.

— Friedrich's II. Geschichte des siebenjährigen Krieges. So eben sind abermals zwei Bände der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen fertig geworden und, nachdem das erste Pracht-Exemplar Sr. Maj. dem Könige überreicht wurde, auch in der bekanntlich von Herrn Rudolph Decker für den Buchhandel veranstalteten, eben so schön ausgestatteten als wohlfeilen Oktav-Ausgabe ins Publikum gekommen. Es umfassen diese zwei Bände die Geschichte des siebenjährigen Krieges (Histoire de la guerre de sept ans), welchen Titel jedoch Friedrich selbst seinem Werke nicht gegeben. Vielmehr wollte er es ganz einfach als eine Fortsetzung seiner Histoire de mon temps angesehen wissen, und erst ein Archivar späterer Zeit hat auf die am 17. Dezember 1763 vollendete königl. Handschrift (auf Papier mit Goldschnitt und im Quartformat), deren Vorrede das Datum „Potsdam, 3. März 1764" trägt, den Titel gesetzt: „Manuscrit original de l'Histoire de la guerre de sept ans de Sa Majesté le Roi Frédéric II.", welche Benennung („Geschichte des siebenjährigen Krieges") auch auf die in Berlin nach dem Tode des Königs veranstaltete Ausgabe (1788), so wie auf deren deutsche Uebersetzung, übergegangen.

Interessant ist, was der gegenwärtige Herausgeber, Herr Prof. Preuß, in dem vorgesetzten „Avertissement" über die Benennung des Krieges als „siebenjährigen" mittheilt. „Was diese Benennung betrifft", sagt er, „so scheint sie im J. 1783 zum erstenmale in Anwendung gekommen zu seyn, und zwar in dem Titel des Werkes von G. F. v. Tempelhoff: „Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland". Zwei Jahre vorher hatte der General Lloyd seinem Werke den Titel gegeben: The history of the late war in Germany between the King of Prussia and the Empress of Germany and her allies". J. W. v. Archenholz, der im J. 1788 sein sehr populär gewordenes Buch herausgab, gebrauchte denselben Titel wie Tempelhoff. Friedrich selbst bedient sich anderer Ausdrücke. Im Eingange der Vorrede zu dieser Geschichte sagt er: „Der Krieg, welcher im J. 1756 eintrat ꝛc." Seine Vorrede zu den „Eléments de castramétrie et de tactique", 1771, beginnt mit den Worten: „Ich hatte meinen Generalen vor dem letzten Krieg eine Instruction ertheilt ꝛc." Endlich in den ersten Zeilen der Vorrede zu den „Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg jusqu'à la fin de la partage de la Pologne" drückt sich der König folgendermaßen aus: „Ich habe Ursache gehabt anzunehmen, daß die letzten politischen und militairischen Werke, welche ich der Nachwelt übergeben würde, jene seyn werden, welche das enthalten, was in Europa seit dem J. 1756 bis zum J. 1763, wo der Hubertsburger Frieden abgeschlossen wurde, sich ereignete." — Die Benennung „dritter schlesischer Krieg" ist ebenfalls sehr viel gebraucht worden, bis der Name „siebenjähriger Krieg" alle anderen verdrängt hat."

Für die Freunde des Königs wird diese neue Ausgabe seiner eigenen Darstellung des Kampfes ohne gleichen, den ein kleiner Staat sieben Jahre lang gegen das verbündete Europa geführt, von um so größerem Interesse seyn, als der Herausgeber hier noch bei weitem mehr, als in der Histoire de mon temps, Gelegenheit hatte, Fehler der Ausgabe von 1788 zu berichtigen und die zahlreichen Auslassungen derselben treu nach dem Originaltexte wiederherzustellen. Der Herausgeber begnügt sich, dies in seinem Avertissement mit den Worten anzudeuten: „Der Staatsminister Graf von Hertzberg setzte in der (1788 für den Druck vorbereiteten) Abschrift zu Anfang und am Ende jedes Kapitels seine Signatur („Vidit Hertzberg", oder auch blos „Hertzberg", oder „H."), nachdem er vorher Alles unterdrückt hatte, was ihm unangemessen oder von der Art schien, daß gewisse Empfindlichkeiten dadurch verletzt werden konnten. Auch hatte er willkürlich andere kleine Veränderungen, deren wir einige in den Anmerkungen näher angeben, eingefügt." — Es ist also die neue Ausgabe nicht blos ein des großen Königs würdiges literarisches Denkmal, sondern auch eine dem Historiker schuldige Wiedereinsetzung in seine vollen, ungeschmälerten Autorrechte.

Der verdienstvolle Korrektor der ersten Bände dieser Ausgabe, Herr Paul Ackermann, ist, wie wir am Schlusse des Avertissement erfahren, im Juli v. J. in seinem Heimatlande Frankreich, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit gereist war, mit Tode abgegangen, und an seine Stelle ist nunmehr Herr Professor Charles de la Harpe aus Lausanne getreten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 54. Berlin, Donnerstag den 6. Mai 1847.

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

III. Paris unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. — Die Revolutionszeiten. — Die Chaussée d'Antin. — Die Julitage. — Blick in die Zukunft.*)

Mit der Volljährigkeit Ludwig's XIV. trat eine neue Epoche ins Leben. Richelieu und Mazarin hatten zwar das Terrain schon bearbeitet, und seine Aufgabe war zum Theil vollendet, ehe er zur Regierung kam; aber er führte sie mit der festen Entschlossenheit, unerbittlichen Konsequenz und rücksichtslosen Energie durch, die einen sehr gewöhnlichen Menschen beinahe zu einem großen Mann erheben. Er hatte die bewegte Welt um sich her in Ordnung zu bringen und ihren zersplitterten Kräften einen gleichförmigen, regelmäßigen Gang vorzuschreiben. Dieses Alles gelang ihm, aber er konnte das unbeugsame Naturgesetz nicht ändern, daß individuelle Größe nicht ohne Freiheit bestehen kann. Fast alle wahrhaft große Namen seiner Regierung gehören Männern an, die ihre geistige Mündigkeit bereits in der vorhergehenden Periode der Anarchie erlangt hatten; die zweite Reihefolge — die eigentlichen Zeitgenossen Ludwig's — war schon schwächer, die dritte kraftlos und abgestumpft. Es bedurfte eines neuen Zeitraums socialer Ungebundenheit, um den Nationalgeist von neuem zu beleben.

Von der langen Regierung dieses Königs waren nur die ersten Jahre glanzvoll. Während des spanischen Krieges glich das Leben in Paris einem beständigen Feste; als jedoch der Hof anfing, nach Fontainebleau und Saint-Germain auszuwandern, und sich endlich in die feierliche Stille von Versailles begrub, hatte diese Veränderung in den Gewohnheiten der höheren Stände einen nachtheiligen Einfluß auf die Hauptstadt. Das Marais oder die Nachbarschaft der Place Royale blieb noch lange Zeit das Lieblingsquartier der feinen Welt. Die besuchtesten Promenaden waren die Quais am linken Seineufer, deren Verschönerung hauptsächlich unter Ludwig XIV. stattfand; die Modeherren und Damen jener Epoche lustwandelten vorzugsweise längs dem Quai des Théatins und dem Quai Malaquais. Hier wohnte Molière (auf dem Quai Conti), und auch seine Truppe spielte hier, bis sie nach öfteren Umzügen sich im Faubourg Saint-Germain niederließ. Racine hat die Schwierigkeiten erzählt, die der Widerstand zelotischer Priester und engherziger Bürger den armen Schauspielern in ihren Bemühungen, ein passendes Unterkommen zu finden, entgegensetzte; eine Räuberbande hätte kaum mit größerer Erbitterung von einem Ort zum anderen gehetzt werden können, als diese thätigsten Beförderer der französischen und mithin der europäischen Civilisation. Endlich fanden sie in der Rue des Fossés-St. Germain, nunmehrigen Rue de l'Ancienne Comédie, eine Zuflucht, in deren Nähe der Sicilianer Procopio sein Café, den Ahnherrn unserer heutigen Kaffeehäuser, errichtete, wo sich einst die Elite der literarischen und theatralischen Welt versammelte, und wo noch immer einige Studenten ihren Kaffee trinken und Domino spielen. Das Theater wurde im Jahre 1770 geschlossen und soll jetzt einer Restauration zum Lokal dienen. Dicht dabei ist das Haus, das Marat bei seinem Tode bewohnte; er war fast so unverdrossen wie die armen Schauspieler von Höhle zu Höhle getrieben worden. Erst seit Ludwig XV. galt das Faubourg St. Germain für das aristokratische Quartier par excellence — ein Vorzug, den seine alterthümlichen Paläste beinahe verloren haben und der jetzt auf die helleren Räume des Faubourg Saint-Honoré übergegangen ist.

Die Abwesenheit des Hofes von Paris hatte zur Folge, daß die Bourgeoisie und der Gelehrtenstand sich aus ihrer früheren Dunkelheit erhoben und so die Revolution von weitem vorbereiteten. Die Regentschaft Orleans sah die Geburt des Quartier de la Chaussée d'Antin, von welchem vier oder fünf Straßen eine so reiche und mannigfaltige Geschichte haben, wie sie manche Provinz nicht besitzt. Vor dem Jahre 1720 führte ein holpriger, morastiger, schlecht unterhaltener Kreuzweg von den Boulevards zu den Feldern von Clichy und Les Porcherons, im Nordwesten von Paris. Die dasigen guinguettes wurden des Sonntags von allen Müßiggängern der großen Hauptstadt besucht, aber in den Wochentagen ließen sich, wie die Fama behauptet, auch Gäste höheren Ranges an diesen populären Vergnügungsörtern blicken. Mancher unscheinbare Fiaker soll, mit schönen Damen und hochadeligen Kavalieren beladen, die geheimnißvollen Schlupfwinkel der Porcherons aufgesucht haben, und mehr als einmal kreuzten sich aristokratische Degen mit den Klingen plebejischer Eindringlinge — denn, wie Saint-Simon herablassend bemerkt: les vilains n'ont pas toujours peur. Wo die Rue de la Chaussée d'Antin heutzutage die Rue de Provence durchschneidet, stand damals eine Knüppelbrücke über den Graben oder Ruisseau de Ménilmontant; sie hieß Pont d'Arcans. Hier war es, wo das berühmte Duell zwischen dem Grafen de Fiesque und Herrn von Tallard stattfand. Sie waren von ihren respektiven Freundinnen, Frau von Lionne und Fräulein von Arquien, begleitet, die sich wie einst die Sabinerinnen zwischen die Kämpfer warfen, worauf beide Parteien sich trennten, nachdem Jeder im Vorbeigehen eine Umarmung mit der Dame seines Gegners ausgetauscht hatte.

Im Jahre 1720 wurde die Munizipalität ermächtigt, eine neue Straße in dieser Gegend zu eröffnen, und der Raum an beiden Seiten bedeckte sich bald mit Landhäusern, die in der Folge einer Reihe von schönen Hotels Platz machten. Selbst in dem wetterwendischen Paris hat keine Straße ihre Benennung so oft gewechselt, als diese. Man nannte sie zuerst Rue de la Chaussée Gaillon, dann de l'Hôtel Dieu, weil ein Theil des Bodens dem mildthätigen Institut dieses Namens gehörte — später Rue de la Chaussée d'Antin, von dem Hôtel d'Antin, der Wohnung des bekannten Wüstlings, Marschall Richelieu. Anfangs hatte die Straße noch immer einen etwas zweideutigen Ruf; nach und nach wurde sie der Sitz der Finanzmänner und Schöngeister, der reichen Generalpächter und liebenswürdigen Epikuräer aus den Zeiten Ludwig's XV. und Ludwig's XVI., bis endlich die schnell verschwindende Aristokratie des Kaiserreichs ihr Hauptquartier in diesen Regionen aufschlug. Hier war das Hotel der Frau von Montesson, der die Ehre zu Theil wurde, einen Prinzen vom Geblüt (den Herzog von Orleans, Großvater Ludwig Philipp's) zu heiraten. Hier wohnte Madame Recamier, und hier erbaute die schöne Guimard ein Zauberschloß mit dem Gelde ihres sultangleichen Anbeters, des Prinzen von Soubise. Aber le squelette des graces, wie man sie wegen ihrer Magerkeit nannte, war geschickter in der Kunst, ihre Liebhaber zu ruiniren, als sich selbst zu bereichern; sie mußte ihr Hotel in einer Lotterie ausspielen, und es wurde von der Gräfin Dulau gewonnen, die es für 500,000 Franken an den Banquier Perregaux verkaufte. Perregaux's Tochter verheiratete sich hier mit Marmont, und Perregaux's Commis, Jacques Laffitte, legte hier den Grund zu dem Vermögen, welches er in den drei Tagen dazu anwendete, Marmont und — sich selbst zu Grunde zu richten. Die Pracht dieses Hotels ist seitdem verschwunden, und der Altar der geschmückten und gepuderten Terpsichore hat sich in einen Apothekerladen verwandelt.

Im Jahre 1791 erhielt die Straße den Namen Mirabeau, der hier Nr. 42 wohnte. Von dort aus begleitete ein Zug von hunderttausend Leidtragenden die Ueberreste des mächtigen Demagogen nach Sainte-Geneviève. Zwei Jahre später war das Gedächtniß Mirabeau's schon geächtet, seine Asche wurde aus dem Pantheon verbannt und die Straße zur Rue Mont-Blanc umgetauft, da es der Republik so eben gefallen hatte, Savoyen in ihr Gebiet aufzunehmen. Unter diesem Namen geschah es, daß sie in den glorreichen Zeiten der Kaiserherrschaft figurirte. Madame Tallien (die nachher als Prinzessin von Chimay einen Platz unter den aristokratischen Gevatterinnen des Faubourg Saint-Germain einnahm), Madame Recamier, der Kardinal Fesch u. A. m. verbreiteten einen kurzen Glanz über ihre Annalen. Neben Fesch wohnte Ney, später Caulaincourt, und neben ihm Sebastiani. Aber die Restauration machte den Herrlichkeiten des Napoleonischen Zeitalters ein Ende; mit ihnen verschwand der Name Mont-Blanc, und die Straße erhielt den Titel wieder, den sie vor der Revolution geführt hatte. Sie kämpfte von nun an vergeblich gegen die Gewalt der Mode, welche den Geldadel allmälig nach entfernteren Quartieren trieb, und die Staatsumwälzung von 1830, die ihren Schwesterstraßen wieder aufhalf, veränderte weder ihren Namen noch ihr Loos. Schon ist der Kleinhandel hier eingedrungen, Omnibusse haben die Equipagen der alten Zeit ersetzt, und die Rue de la Chaussée d'Antin ist nur noch eine moderne Antike — die verlassene Hauptstadt des Herrn Scribe, die man noch immer bevölkert glaubt mit steinreichen Börsenmännern, ihren sentimentalen Gattinnen und gefälligen Hausfreunden, mit unternehmenden Husaren-Obersten aus der Kaiserzeit, lächerlichen Alten in Perrücken und ailes de pigeon und den übrigen Personen jener unterhaltenden Vaudevilles, welche die Runde von Europa gemacht haben.

Die angränzenden Straßen haben einen ähnlichen Charakter, wie überhaupt dieses Stadtviertel die Quintessenz der neueren Geschichte in sich schließt.

*) Vgl. Nr. 22 und Nr. 44 des Magazins.

Andere Bezirke sind mit zahlreicheren Denkmälern aristokratischen Glanzes und aristokratischer Langweile angefüllt, aber diese engen Alleen waren die Pulsadern einer ganzen Welt. Wo die so eben beschriebene Straße gegen Norden an die Rue St. Lazare stößt, war das bekannte Cabaret Ramponneau gelegen, wo Vadé und seine Genossen ihre bacchanalischen Lieder sangen, und wo, dem Gerücht zufolge, Frau v. Genlis mehr als einmal verkleidet an den plebejischen Gelagen theilnahm. In der Nähe stand, von dichtem Gebüsch umgeben, der Pavillon Fronsac, ein zweiter Palast des Marschalls Herzogs von Richelieu, dessen Name fast so innig mit der Geschichte des heutigen Paris verschmolzen ist, wie der seines Großoheims, des Kardinals. Dieser Pavillon wurde unter dem Konsulat der Aufenthalt der schönen Kreolin, Madame Hamelin, die auf einen Augenblick die Königin der Mode war und zur Wiederherstellung der Ordnung und des Anstandes in der Pariser Gesellschaft nach den revolutionairen Stürmen beitrug. Unter ihrem milden Sceptre machten die Orgien der Madame Tallien und ihrer Zeitgenossen dem brillanten, aber etwas steifen Tone der Napoleonischen Aera Platz. Der verbannte Contretanz kehrte zurück, und die Herrschaft des Walzers begann. Obgleich es nicht an Satirikern fehlte, die sich über die schöne Westindierin lustig machten und ihre Physiognomie mit der des Mameluken Rustan verglichen, war ihr Triumph vollständig: Lieferanten und Marschälle — die Halbgötter des Tages — Ouvrard, Perregaux, Montholon, Moreau seufzten zu ihren Füßen, und selbst an Cäsar wagte sich die Stimme der geschwätzigen Fama; dann verstummte sie, und mit ihr neigte sich die ephemere Herrschaft Madame Hamelin's zu Ende. Ihr Pavillon, jetzt in den Händen der Herzogin von Vicenza, ist allein der Zerstörung entgangen, die unter den Lustschlössern dieser Gegend stattgefunden; sie waren meistens von Operntänzerinnen oder Financiers errichtet worden. Tivoli, dieser einst beliebte Lustort der Pariser flaneurs, am nördlichen Ende der Rue de la Chaussée d'Antin, war ursprünglich der Garten eines solchen Schoßkindes der Fortuna, des Generalpächters La Bourière, der enorme Summen auf den Bau desselben wendete. (Schluß folgt.)

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

II. Sir Robert Peel.

(Schluß.)

Während Sir Rob. Peel in diese Art von Sachwaltung verwickelt war, bildete sich der Styl seiner Reden aus, und niemals hat er völlig die Gewohnheiten abgelegt, die er damals annahm. Ohne so weit zu gehen, die Aufrichtigkeit Sir Robert's in seiner früheren Rolle eines Kämpfers für den Protestantismus zu bezweifeln, kann man sich doch erlauben, den Grad seines Glaubenseifers abzuschätzen. Wir sitzen hier zwar nicht vor Gericht über seinen politischen Charakter, sondern untersuchen die Ursachen seines rednerischen Styles; aber zu aller Beredtsamkeit, die keine bloße Schulübung ist, gehört nothwendig ein Grad von Enthusiasmus. Nun ist es aber nicht leicht, die Vorstellung von aufrichtigem Eifer mit den von Sir Rob. Peel in seiner Eigenschaft eines Sachwalters der konservativen Partei gehaltenen Reden zu verbinden, wiewohl dieselben keinesweges zu dem Verdacht absichtlicher Unaufrichtigkeit auffordern. Man braucht nicht daran zu erinnern, daß, als der künftige Kämpfer für den Protestantismus zum ersten Male ins Parlament eintrat, er sich weigerte, zum Widerstande gegen die Emancipation der Katholiken sich zu verpflichten; — oder daran, daß er diese Sache aufnahm, als dieselbe dem Ehrgeiz eine Leiter bot. Keine Beschuldigung der Motive ist nöthig. Vielmehr weisen Peel's Reden auf das Bild eines Mannes von kaltem Temperament hin, der durch diesen oder jenen Prozeß sich zu der Ueberzeugung brachte, daß er einen gewissen Weg verfolgen müsse, und dessen Scharfsinn thätig war, gute Gründe für denselben aufzufinden. Seine Reden sind sehr scharfsinnig, sehr überzeugend, sehr wirksam, können nur von einem Manne gehalten worden seyn, der Geistesfähigkeiten ersten Ranges besitzt und der jeden Gegenstand, welchen er berührt, zu beherrschen vermag; aber sie haben Mangel an wahrer Beredtsamkeit. Es findet sich in ihnen nichts von jenem hohen Gedankenschwunge, welcher aus dem Vertrauen auf erhabene Grundsätze entspringt. Im Gegentheil fliehen sie vor Grundsätzen und fechten den Kampf bei Einzelnheiten aus. Sie leiden an einem Mangel an „Herz". Es kommen in ihnen keine jener heftigen Schläge vor, welche die Seele aufregen. Sie wenden sich an die Denkkraft, nicht an die moralische Natur oder an die Leidenschaften. Die Sprache in ihnen ist korrekt, ohne kraftvoll zu seyn. Die Erläuterungen sind angemessen und dienlich, aber trocken. Man bemerkt einen Mangel an jener warmen Färbung, welche ein feuriger Geist einem Lieblingsthema mittheilt.

Sir Robert's Reden gegen die Reformbill, obgleich weit entfernt von der hohen Beredtsamkeit, welche ein so ergreifendes Thema hätte einflößen können, waren konzentrirter und kräftiger, weil er da mehr in Eifer gerieth. Er hatte sich in jenem alten Unterhause zum ausgezeichnetsten Manne gemacht. Seine Ideen, seine Entwickelungen standen alle in engem Zusammenhange mit einem Zustande der Dinge, der sehr verschieden war von dem, welcher zu kommen drohte, während der große Reform-Kampf vor sich ging. Es war daher natürlich, daß er mit wirklicher Besorgniß die Aussicht auf eine so gänzliche Umkehrung jener feststehenden Gewohnheiten des Denkens betrachtete, auf welchen sein Einfluß beruhte. In jener Zeit war nichts als Furcht oder Verzweiflung in den Seelen der Freunde verfassungsmäßiger Regierung. Hoffnung, — die erste Anregerin jener Staatsweisheit, welche seitdem die Kunst, das Neue wie vorher das Alte zu beherrschen, ausgebildet hat, — war dem konservativen Führer noch nicht aufgedämmert. Er sprach deshalb mit Eifer, und seine Reden über die Reformbill können als die besten bezeichnet werden, die er jemals gehalten hat. In der That sprach er damals für sich selber sowohl wie für seine Partei.

Seine späteren Reden aber, während der letzten zwei Jahre seiner Leitung der Opposition, so wie während der Zeit, in welcher er fast auf seine alleinige und ausschließliche Verantwortlichkeit das Ruder übernommen hatte, offenbarten alle jene, seinen früheren Reden zugeschriebenen Mängel, und zwar in sehr vermehrter Zahl; — eine Folge der ihm auferlegten größeren persönlichen Zurückhaltung und der zunehmenden politischen Unaufrichtigkeit, die bei einem Staatsmanne nothwendig zu seyn scheint, dessen Stellung mitten unter nebenbuhlerischen Parteien ihn verpflichtet, mit Allen gut zu stehen, um dadurch seine Zwecke zu erreichen.

Wenn die Nachwelt sich dafür entscheiden wird, Sir Rob. Peel in die Reihe großer Männer zu stellen, so dürfte man ihn weit mehr den Staatsmännern als den Rednern zuzählen. Man wird ihn neben Walpole, aber nicht neben Pitt oder Fox nennen. Die Beredtsamkeit ist eine strenge und vielfordernde Kunst. Ihr Zweck ist nicht nur die Erregung der Leidenschaften oder die Leitung des Urtheils, sondern auch die Schaffung von Mustern zum Entzücken oder zur Bewunderung der Menschheit. Sie fordert ein Studium, das keine getheilte Aufmerksamkeit verträgt. Der Redner spricht selten, nach langen Zwischenräumen, während welcher er seinen Geist mit seinem Gegenstande sättigt, indem er ihn in die Form gießt, zu welcher sein Geschmack ihn leitet als zu derjenigen, die am meisten geeignet ist, durch ihren Zauber den inneren Werth oder die Schönheit seiner Gedanken zu erhöhen. Gleich dem Dichter, arbeitet er entweder aus Liebe zu seinem Gegenstande, oder in der Vorempfindung seines Triumphs. Die Erfordernisse der neueren politischen Kriegführung haben jedoch eine Klasse von öffentlichen Rednern erzeugt, deren Ergießungen in Bezug auf dauernde Schönheit eben so sehr hinter denen des musterhaften Redners zurückbleiben, wie sie dieselben an unmittelbarer Nützlichkeit übertreffen. Da das durch die Reformbill umgestaltete Unterhaus einen geschäftsmännischeren Charakter bekommen hat, so sind die beliebtesten und wirksamsten Reden daselbst diejenigen, welche mit Verwerfung des Schönen sich dem Praktischen zuwenden.

An der Spitze dieser Klasse öffentlicher Sprecher, die entweder nicht streben oder nicht vermögen, jene göttliche Kunst zu erwerben, welche, die Sprache harmonisch machend, bis sie zur Musik wird, und den Gedanken zum Talisman gestaltend, einen Mann zu dem Namen eines Redners berechtigt, — unter diesen Sprechern tritt Sir Robert Peel ansehnlich hervor. Wir haben bereits gesagt, daß er vielen möglichen Ruhm als Redner aufopfert, um sich als Staatsmann wesentlichen Einfluß zu sichern. Mancher mag geneigt seyn, dies zu bestreiten, zu sagen, Sir Rob. Peel's inwohnende Mittelmäßigkeit sey von der Art, daß er, wenn er wollte, nicht einmal mit den ausgezeichnetsten unter den lebenden Rednern, viel weniger mit den mächtigen todten hätte wetteifern können. Es ist jedoch schwer anzunehmen, daß ein Mann von so hohen und mannigfachen Talenten, — Einer, in welchem der wissenschaftliche Eifer mitten unter den fremdartigen Bestrebungen eines stürmischen politischen Lebens nicht erloschen ist, — Einer, der in einigen seiner Reden die reinere Atmosphäre der Poesie und der Philosophie geathmet hat, — es ist kaum möglich zu glauben, daß, hätte er sich dem Studium und der Nachahmung der größten Muster zeitig gewidmet, nach der Vollkommenheit des Styls, nach der sorgfältigen Wahl des Ausdrucks gestrebt, er sich nicht zum höchsten Range als Redner erhoben haben könnte. Nein, Sir Rob. Peel's Ziel ist ein anderes. Sein politisches Gewicht hängt ab von seiner Macht, das Haus der Gemeinen zu bezaubern. Er hat die politische Meinung studirt, bis sogar die geringsten Schattirungen derselben ihm klar geworden sind. Sie finden alle mehr oder weniger ihre Vertretung in der aus dem Volkswillen hervorgegangenen Versammlung, und da entfaltet er seine Kenntniß aller ihrer Bedürfnisse und bedient sich, seinen Vorsatz verbergend, aller ihrer Nebenbuhlereien und Vorurtheile. Alle finden von Zeit zu Zeit einen Wiederhall in Sir Rob. Peel's Reden. Seine Vorsicht und zugleich seine Entschlossenheit sind so gut gekannt, daß der leiseste Wink, den er in Betreff seiner Pläne fallen läßt, augenblicklich bemerkt wird. Eine der Ursachen jener athemlosen Aufmerksamkeit, mit welcher er angehört wird, ist die, daß jede Abtheilung des Unterhauses begierig ist, in das Geheimniß seiner künftigen Politik einzudringen, wohl wissend, daß er kein direktes Versprechen wie eine bloße Redeblume vorbringen wird, oder falls er dasselbe nicht zu erfüllen gedenkt. Wenn er in seinen mysteriösen Absichten orakelhaft ist, so ist er oft eben so in seinen geflissentlichen Mystificationen. Wie Niemand klarer sich ausdrückt als er, wenn er will, so kann Niemand seine wirkliche Meinung in eine unverständliche Umhüllung von Worten geschickter einwickeln. Man betrachte ihn während seiner amtlichen Thätigkeit vom J. 1841 bis 1846, als er noch seine Absichten in Bezug auf die Handelspolitik des Landes fortwährend verbarg. Mitunter entschließt sich ein hartnäckiger Radikaler oder ein unwilliger Agrikulturist, den Aal beim Schwanze zu fassen und ihn zu elektrisiren. Er stellt eine klare, direkte Frage und fordert eine Antwort. Man glaubt, Sir Robert müsse nun ganz in Verwirrung gebracht werden, sein Schleier müsse reißen: denn er müsse etwas Positives sagen, worüber ein Kriegsgeschrei erhoben werden könne. Er erhebt sich, lehnt sich an den Tisch, mit seinem Glase spielend oder seine Hände in die Schöße seines blauen Ueberrockes steckend, und erklärt auf die offenste und unbefangenste Weise seinen Entschluß, die ihm gestellte Frage freimüthig zu beantworten. Dies giebt Genugthuung, es ver-

söhnt. Alle sind auf der Lauer; es herrscht eine Todtenstille; alle Köpfe sind vorgestreckt in Erwartung der Ankündigung einer politischen Maßregel. Vielleicht tauschen Lord J. Russell und Lord Palmerston einen Blick oder ein Lächeln der Ungläubigkeit aus; denn sie kennen ihren Mann. Inzwischen hat sich Sir Robert's sanfte, milde Stimme ergossen, ihr leisester Ton wird im entferntesten Winkel gehört; die Haltung zeigt ein volles Bewußtseyn der Fähigkeit, die Schuld des Augenblicks zu bezahlen; das Gesicht hat den ruhigen Ausdruck der Unschuld. Man wird ganz eingenommen für solch' einen Mann. Was aber sagt er? Nach jenem Freudenruf von Herrn Cobden zu urtheilen, scheint er etwas den Manufakturisten Gefallendes gesagt zu haben. Aber jener Schrei des Entzückens auf der anderen Seite? O, er hat die Land-Edelleute durch irgend eine rechtzeitige Achtungsbezeigung vor dem Landbau in Verzückung gesetzt. Und jetzt ist ein anderer, allgemeiner Freudenruf der Lohn für irgend eine pompöse Maxime rücksichtlich des öffentlichen Wohles. Je freundlicher das Haus sich zeigt, desto unbefangener wird der Ton des Redners, desto bereitwilliger ist er, Alles zu thun, was der Zustand der Dinge erlaubt. Nun folgt eine sorgsame Angabe der verschiedenen ihm offenstehenden Wege, ihrer besonderen Vortheile und Nachtheile; wobei er auf eine geschickte Art die für den Augenblick um ihn herum schlummernden Vorurtheile erweckt und mit jedem derselben sich in Sympathie setzt, indem er in sich selber Hoffnungen sammelt und von neuem alte Feindschaften einander entgegenstellt; bis er, nachdem so die mannigfachen Parteien durch ihn in eine geistige mêlée gebracht sind, sich mit einem „im Ganzen" herauswindet, welches, mit feierlicher Affectation von Entschlossenheit, über das, was er zu thun gedenkt, zu einer Erklärung führt, die in einem künstlichen Gewebe von volltönenden, aber körperlosen Phrasen fast Alles umfaßt, was er nicht zu thun gedenkt. Mittlerweile hat er geschickt die Aufmerksamkeit Aller von dem wirklichen Streitpunkt auf ihre gegenseitige Eifersucht und Erbitterung hingelenkt. So setzt er sich endlich unter lautem Zujauchzen, nachdem er Vieles geäußert, aber Nichts eingestanden hat. Man wird fragen: Wie kann solch' eine Versammlung so offenbar beschwatzt werden? Die Antwort ist: Es geschieht, geschieht alle Tage, in fast jeder Rede; und je mehr es geschieht, desto mehr scheint man es zu lieben.

Dies ist jedoch nur Eine Phase von Sir Rob. Peel's parlamentarischem Charakter. Es giebt Gelegenheiten, — und sie haben sich während der letzten zwei Jahre vermehrt, — wo er alle diese Künste der List kühn bei Seite wirft und eine viel erhabenere Stellung einnimmt. Geduldig, unverdrossen, ein Verhehler, im politischen Sinne sogar ein Heuchler in der Absicht, Macht zu erlangen, fühlte er kaum das Scepter fest in seiner Hand, als sein Geist sich zu erweitern schien, er an moralischer Größe zunahm und, auf den krummen Pfad, auf welchem er emporgestiegen war, zurückzublicken verschmähend, mit stolzer Zuversicht vorwärts drängte. Eine magische Veränderung kam über Sir Rob. Peel von der Stunde an, wo er sich endlich entschloß, den Versuch zu machen, eine Majorität des Hauses der Gemeinen ohne Beistand der landbesitzenden Mitglieder zu erreichen, der Minister nicht einer Partei, sondern der Nation zu seyn. Mochte nun die verzweifelte Natur des Spiels und die Größe des Einsatzes (nichts Geringeres als die Treue einer Partei und der Ruf eines ganzen Lebens) eine ungewohnte Hochherzigkeit einflößen, oder eine längst gesuchte Gelegenheit, die Maske verhaßter Dienstbarkeit abzuwerfen, gekommen seyn; genug, Sir Rob. Peel entfaltete jetzt zum ersten Male seinen wirklichen Charakter; offenbar zeigte sich in seinen Reden während der letzten zwei Jahre und besonders während der letzten sechs Monate seines amtlichen Lebens ein Ton, an welchen seine Zeitgenossen durchaus nicht gewöhnt waren. Mit dem Gefühl der Macht und dem Bewußtseyn der Selbstaufopferung nahm er das Ansehen bald eines Diktators, bald eines Märtyrers an. Trotz gegenüber den Agrikulturisten und Drohungen gegen die Opposition wurden durch eine Art von verdeckter Berufung auf das Publikum außerhalb des Parlaments unterstützt. Gelegentliche Geistesblitze, seltene, aber auffallende und entscheidende Beispiele von Offenherzigkeit des Sprechens veranlaßten einen augenblicklichen Zweifel, ob dieser durch eine große Gefahr und eine unvergleichbare Verantwortlichkeit so umgewandelte Mann wirklich der nämliche Sir Rob. Peel seyn könne, dessen Name lange eine sprüchwörtliche Bezeichnung für einen schwankenden und nach plausiblen Gründen handelnden Staatsmann gewesen war, und den man so oft noch dicht am Rande einer positiven Erklärung mit possierlicher Unentschiedenheit zurückschauern gesehen hatte. Es ist aber eine merkwürdige, den wirklichen Charakter Sir Rob. Peel's beleuchtende Thatsache, daß er bei jeder großen Krisis seines öffentlichen Lebens — bei Einbringung der Emancipationsbill, bei Uebernahme eines Amtes im J. 1834 und endlich bei seinem Antrage auf Abschaffung der Korngesetze — seine Verstellung so bei Seite geworfen und seine wirkliche Ansicht offen und kühn ausgesprochen hat, unbekümmert um persönliche Folgen.

Wenn Sir Rob. Peel durch langes Studium und Uebung die Kunst erworben hat, eine Versammlung von mehreren Hundert einsichtsvoller Männer zu leiten und nach seinem Willen zu gestalten, so kann ihm verziehen werden, falls der Inhalt seiner Reden nicht von der ausgezeichnetsten Beschaffenheit ist. Mit Ausnahme gelegentlicher Stellen von der eben angedeuteten Art, haben auch seine späteren Reden den schon geschilderten Charakter seiner früheren. Weder die Gedanken, noch die Sprache erheben sich jemals über den Bereich des gemeinen Menschenverstandes. Sie sind politische Manöver, in Sprache gesetzt, weil eine freie Verfassung fordert, daß das Volk wenigstens scheine, an der Politik der Staatsmänner Theil zu haben. Der Unterschied zwischen Sir Rob. Peel und anderen Staatsmännern ist hierbei der, daß er nicht öffentlich denkt, daß er das Publikum nicht einladet, mit ihm zu denken. Er bildet seine Pläne aus dem Gedankenstoff, den er im Hause der Gemeinen findet, und vertraut dem Geschmack jeder Partei das Ingredienz an, welches dieselbe zu dem hachis besonders hergegeben hat.

Wer, mit dem Hause der Gemeinen unbekannt, von Sir Rob. Peel's Einfluß auf dasselbe gehört und sich danach ein ideales Bild von einem großen Redner entworfen hätte, der würde sicherlich, wenn er das Haus beträte, enttäuscht werden. Er würde in Peel's Reden einen Mangel an einem auf feste Grundsätze sich stützenden starken Durchdenken, eine lockere, lose, vielgestaltige Weise der Betrachtung der größten Lebensfragen und ein großes Aufgebot jener Art von Logik bemerken, welche gewöhnliche Geister durch geschickte Trugschlüsse einnimmt. Nach lebendiger Phantasie oder nach tiefem Denken würde er vergeblich suchen. Er würde keinen Umriß eines vollständigen politischen Planes, noch irgend eine herrschende Idee finden, mit welcher seine eigenen Ansichten und politischen Sympathieen sich vereinigen könnten. Den Styl würde er für unkünstlerisch erklären, — nicht daß kein Bemühen um Satzbildung sich zeigte, aber die Rede ist mit fremdartigem Stoff so angefüllt und so viele Zwecke sollen durch dieselbe erreicht werden, daß ein vollkommener Plan darin unmöglich seyn würde. Er würde klagen über Weitschweifigkeit, über Wiederholungen der Gedanken, ja sogar ganzer Beweisgründe mit anderen Worten und dann unvollkommen ausgedrückt, über ein durchgängiges Streben nach etwas sehr Tiefem, welches nie zu Stande kommt. Von dem Geberdenspiel Sir Robert's würde er versucht seyn zu sagen, dasselbe sey weder so bescheiden, wie es sich für einen unanmaßlichen Denker geziemt, noch imposant, wie das Geberdenspiel eines großen Redners seyn soll. Das eine Mal würde er eine zu Nichts führende pomphafte Feierlichkeit sehen; das andere Mal die gemeinsten Stellungen, wie sie bei einem auf die wichtigsten Gegenstände führenden alltäglichen Nachtisch-Gespräch vorkommen. Mit Erstaunen würde er bemerken, daß der Ellbogen des Redners auf dem vor demselben stehenden Tische ruht, während sein spitzer Finger vorbedeutungsvoll seinem Gegner droht und ein Bein über das andere geschlagen ist; — die Stellung eines Mannes, der einem vertrauten Freunde einen Gegenstand auseinandersetzt; — oder daß seine Daumen in den Taschen seiner weiten Weste begraben sind, während sein Rock prahlerisch zurückgeworfen ist; oder daß, wie gewöhnlicher der Fall ist, seine Hände unter seinen Rockschößen verborgen sind; — dies sind eben nicht die Stellungen und Geberden eines großen Redners.

Von der anderen Seite aber, was auch immer die Mängel Sir Rob. Peel's seyn mögen, wenn man seine Reden oder Geberden kritisch betrachtet, kann man doch nicht umhin, seine Ruhe und Selbstbeherrschung, die vollständige, sogar bis auf die geringfügigsten Einzelnheiten sich erstreckende Kenntniß jedes Gegenstandes, den er vornimmt, die Gewandtheit, mit welcher er in alle die verschiedenen ihn umgebenden Gefühle, Vorurtheile und Interessen eingeht, und die Kunst zu bewundern, welche er beweist, indem er jene so leitet, daß sie ganz den Schein des Enthusiasmus hervorbringen, und sie seinem Zwecke gemäß so gestaltet, daß ihre Verschiedenheiten Einer harmonischen Weise des Handelns unterworfen werden. In der Kunst, das Unterhaus zu leiten, ist er in der That ohne Nebenbuhler.

Aegypten.

Der Pascha und sein Harem.*)

Die Residenz Mehmed Ali's in Kahira ist die Citadelle, wo sich ein großartiges, mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattetes Schloß befindet. Außerdem hat er im Flecken Schubra, etwa fünf Werste von der Stadt, eine Villa, die zwar weit einfacher gebaut, aber dagegen mit einem geräumigen, möglichst sauber und ordentlich gehaltenen Garten versehen ist. Die geraden, zugestutzten französischen Alleen machen allerdings einen etwas monotonen Eindruck, der jedoch durch zwei merkwürdige Kioske gehoben wird, die den orientalischen Geschmack und den Erfindungsgeist des sybaritischen Besitzers offenbaren, nach dessen Vorschrift sie von einem europäischen Architekten errichtet wurden. Der erste steht auf einem ziemlich hohen Erdhügel, zu welchem der Weg auf beiden Seiten über zwei schmale, abschüssige Erddämme führt, so daß er, von weitem gesehen, an unsere heimatlichen Rutschberge erinnert. Die Dämme, der Hügel und der Kiosk selbst sind mit Blumen und Sträuchern von üppigster Vegetation bedeckt, und das Innere des Gebäudes ist äußerst „comfortable" eingerichtet. Der zweite Kiosk ist ein steinerner, viereckiger, ungefähr zwanzig Sajen großer Pavillon, mit einem Nebengebäude, welches vier abgesonderte Gemächer enthält, in deren Ausschmückung sich der ganze Luxus und verschwenderische Glanz des Orients kundgiebt; Alles strotzt hier von Gold, Marmor und kostbaren Damastzeugen. Aus diesen Zimmern führt eine Thür in eine bedeckte, mit Marmor getäfelte Gallerie, die um den ganzen Pavillon läuft und des Abends mit Gas erleuchtet wird. Innerhalb der Gallerie erblickt man inmitten eines offenen Hofraums ein marmornes, kunstreich verziertes Bassin, zu welchem einige Stufen hinaufführen und an dessen Seiten die herrlichsten Fontainen spielen. Im Mittelpunkt desselben liegt ein kleines Eiland von Marmor, höchst geschmackvoll gearbeitet, mit Greifen an jeder Ecke, aus welchen das Wasser strömt, und einer Plattform für die Musik und die Sängerinnen, nebst den Blumen und Lichtern. Hier war es, wo der

*) Die russische Regierung hat bekanntlich vor einiger Zeit eine ärztliche Kommission nach dem Orient abgefertigt, um dort Beobachtungen über die Pest anzustellen. Ein Mitglied derselben, Herr Umanez, der sich ziemlich lange in Aegypten aufhielt, theilt jetzt in den Otetschestwennya Sapiski eine Reihe von Artikeln über die neuesten Zustände dieses Landes mit, aus denen wir Obiges, seiner Kuriosität wegen, hervorheben.

Beherrscher von Aegypten seine Abendstunden zuzubringen liebte; auf Sammetkissen liegend und im Rauche des Kalian schwelgend, blickte er von hier aus auf die Schaar seiner Odalisken, die in den kühlen Fluthen badeten, und ergötzte sich an ihren Spielen bei der hellen Gasbeleuchtung, beim Geräusch der Fontainen, der wilden Musik, dem Gesang und dem Tanz der Sklavinnen

Heutzutage ist aber dieser Kiosk verödet; die Orgien des ägyptischen Satrapen haben aufgehört. Schon seit mehreren Jahren ist der Pascha gegen seinen Harem erkaltet; er hat seine Odalisken vergessen und allen Vergnügungen dieser Art entsagt. Sie lächeln ungläubig, mein verehrter Leser? Lesen Sie nur weiter, ich werde Ihnen erzählen, wie dies zuging.

Schon früher hatten die Aerzte Mehmed Ali überredet, den Wein aufzugeben, dem er bis dahin ganz ordentlich zuzusprechen pflegte. Der Greis mußte es anerkennen, daß das Trinken seiner Gesundheit schade und seinen Ruf in den Augen der Europäer herabsetze. Er überwand seine Neigung zwar nicht auf einmal, fing aber an, den Wein immer mäßiger zu gebrauchen, und trinkt jetzt nichts mehr als alten Bordeaux, den er noch dazu mit Wasser vermischt und nur bei Tische zu sich nimmt. Nach einem so glänzenden Siege über den alten Pascha, wagten sich die Aerzte an ein noch kühneres Unternehmen — ihn zur Aufgebung seines Harems zu bestimmen. Ein Türke seinen Harem aufgeben! Das war ja eine unerhörte Sache. Es hieß, sich von den süßesten Genüssen des Lebens, von seiner schönsten Würze trennen — sich gleichsam bei lebendigem Leibe ins Grab legen und zur Hälfte einsargen lassen! — Aber die Freuden des Serails hatten einen zu offenbar nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des hochbejahrten Fürsten und erschöpften seine Kräfte zu sehr, als daß er dies nicht selbst bemerkt hätte; man fand es daher wider Erwarten leichter, ihn von seinem Harem zu entwöhnen, als dem verführerischen Getränk der Christen zu entfremden. Durch eigene Erfahrung von der Gründlichkeit der ihm gemachten Vorstellungen überzeugt, gab er ohne einen Seufzer die zweihundert jungen Schönheiten auf, mit welchen sein Gynäceum angefüllt war und von denen viele noch kein Zeichen seiner Gunst empfangen hatten. Der größte Theil seiner Odalisken war für den Pascha in Stambul angekauft worden und bestand hauptsächlich aus Cirkassierinnen; er hielt dort zu diesem Zweck einen eigenen Agenten, und wenn es den Erwerb einer schönen Sklavin galt, wurden die mit dem Schweiß und dem Blut der unglücklichen Fellahs getränkten Schätze des ägyptischen Machthabers nicht geschont.

Man erzählt in Kahira und Alexandrien gar merkwürdige Details über die Auflösung seines Harems. Sobald sich Mehmed Ali hierzu entschlossen, traf er nach reiflicher Ueberlegung die Anordnung, nur die älteren Frauen und diejenigen, die ihm schon Kinder geboren, beizubehalten, alle jüngere aber, die ihm noch keine Sprößlinge geschenkt oder sein Lager noch nicht getheilt hatten, auf eine anständige Weise zu verheirathen. Zu diesem Behuf ließ er in der Armee bekannt machen, daß jeder Offizier vom Range eines Obersten, Majors oder Adjutanten (welche Letztere in der ägyptischen Militair-Hierarchie über den Hauptleuten stehen) sich eine Frau aus dem vicekoniglichen Harem erbitten könne und dabei nicht nur von der Morgengabe befreit sey, die nach muselmännischem Gebrauch von dem Bräutigam entrichtet wird, sondern auch eine seinem Stande angemessene Aussteuer erhalten werde. Die Sakal-Agassen oder Kammerjunker wurden aus Rücksicht auf ihren Dienst bei der Person des Pascha's in die Zahl der Ehekandidaten eingeschlossen, obgleich sie eigentlich nur Hauptmannsrang haben. Natürlich meldeten sich viele Liebhaber, da man, außer der versprochenen Mitgift, in den Ex-Weibern des Gebieters auch einen Antheil an der Hofgunst zu erlangen glaubte und im Fall einer Ungnade (die hier einem Jeden so nahe ist) die sicherste Stütze in ihnen erblickte. Die Bewerbungen wurden an den Kislar-Agassi oder Chef der Eunuchen gerichtet, der sie nach seinem Gutdünken entschied und, wie es sich von selbst versteht, die Gelegenheit nicht versäumte, sich den Beutel auf Kosten derjenigen zu füllen, welche die jüngsten und hübschesten Bräute wegzufischen suchten. So wurden gleichzeitig etwa zweihundert Odalisken des Pascha's an den Mann gebracht; da aber im Orient Alles übertrieben wird, so versicherten mir Einige, daß es über vierhundert gewesen seyen.

Wie gesagt, bekam jede Odaliske eine angemessene Aussteuer, nebst zwei Sklavinnen und einem Verschnittenen; ferner wurde ihr auch ein gutes Haus gekauft und anständig möblirt. Dieser Kauf ward übrigens ganz im ägyptischen Geiste bewerkstelligt: der Agent des Pascha's suchte die Häuser aus und bestimmte willkürlich den Preis, mit dem sich der Eigenthümer begnügen mußte, so sehr er sich auch dagegen sträuben und betheuern mochte, daß sein Haus ihm drei- oder viermal so viel gekostet habe und er überdies gar nicht willens sey, es zu veräußern. Endlich setzte der Pascha den Bräuten auch lebenslängliche Pensionen aus, die, je nach dem Range der sie heirathenden Offiziere, von 30 bis auf 150 Thaler monatlich stiegen. Diese Gehalte werden noch heutzutage ausgezahlt, obwohl mit solchen Verzögerungen, wie sie die jetzt bei dem Pascha herrschende Geldnoth mit sich bringt. Ihre Inhaber lassen sich gewöhnlich von dem Schatzmeister ein Teskereh oder einen Schein für den ihnen zukommenden Betrag geben, den sie nachher mit zwanzig bis dreißig Prozent Rabatt an einen Kaufmann abtreten, welcher damit seine aus den Magazinen des Pascha's empfangenen Waaren berichtigt.

Bekanntlich genießen die aus fürstlichen Harems verheirateten Weiber einer großen Gewalt über ihre Ehegatten; nicht der Mann, sondern die Frau ist Herr im Hause, und wenn ihr Ersterer nicht in allen Stücken zu Gefallen lebt, so findet sie gar leicht Anlaß, sich durch eine Hof-Intrigue an dem Schuldigen zu rächen und es ihm recht tüchtig einzutränken. Die Männer, die ihre Unabhängigkeit lieben, haben sich daher wohl gehütet, um eine Favorite des Pascha's anzuhalten. Unter diesen bemerke ich meinen alten Bekannten, den Nasir des Militair-Hospitals in Kahira, Osman-Aga, der zwar nicht mehr als Capitain ist, aber durch seine früheren blutigen Dienste bei Mehmed Ali in so hoher Gunst steht, daß es ihm leicht geworden wäre, eine reiche Frau zu bekommen. Bei aller seiner Liebe zum Gelde zog unser Aga es jedoch vor, Herr und Meister in seinem Harem zu bleiben, weshalb er die unbequeme Ehre ablehnte.

Seit der Zeit, daß der Pascha den Entschluß faßte, die Schönheiten seines Serails zu entlassen, hat er es mit keinem Fuße wieder betreten. Man muß indeß nicht glauben, daß er deswegen den Umgang des schönen Geschlechts ganz aufgegeben habe. Ein Freund von mir, der Doktor D*** in Kahira, ein geborener Franzose, der eine Aegypterin zur Frau hat und durch sie in alle Familien-Geheimnisse der Stadt eingeweiht ist, hat mir Anekdoten über diesen Punkt erzählt, die das Gegentheil beweisen und die ich als die neuesten Züge zur Charakterisirung des greisen Vicekönigs und seiner jetzigen Lebensweise mittheilen will. Sie werden vielleicht das Räthsel erklären helfen, wie der Pascha sich dazu verstehen konnte, seinem Harem — diesem irdischen Paradiese, diesem Vorschmack künftiger Seligkeit, wie er nach orientalischen Begriffen ist — zu entsagen.

Jeder Einwohner von Kahira weiß, daß der Beherrscher Aegyptens während seines Aufenthalts in dieser Hauptstadt gern von Zeit zu Zeit einige Tage bei seiner ältesten Tochter, der Witwe Defterdar-Bey's, verbringt — einer bejahrten Frau, für die er besondere Zuneigung hegt. Da sie weder Gatten noch Kinder hat, so lebt sie ganz ihrem Vater, den sie auf alle Weise aufzuheitern strebt. Der Pascha bestimmt in der Regel die Zeit seines Besuchs, und folgendes ist die Aufnahme, die sie ihm bereitet:

Beim Eingang in den Garten, der von der Hand eines kunstverständigen Gärtners mit wohlriechenden tropischen Pflanzen und prächtigen Blumen der mannigfachsten Art geschmückt ist, stehen zwei Reihen schöner Sklavinnen in ihrem besten Putz und ohne Schleier an jeder Seite des Pfades, den der Pascha entlang wandelt und der zu einer Laube führt, wo unter dem Schatten von Rosen und Levkojen, von Myrthen und Jasminen ein weichgepolsterter Sopha ihn aufnimmt und Kaffee, Pfeifen, Kalian, alle möglichen Düfte, alle mögliche Erfrischungen seiner harren. Während der Greis — sichtlich gebeugt unter der schweren Bürde von beinahe achtzig Jahren, erschöpft durch die fast funfzigjährige unruhige und oft blutige Herrschaft über mehrere Reiche, von denen ihm jetzt nur eines geblieben ist — durch die Reihen der Sklavinnen schreitet, überschütten ihn diese mit Blumen, besprengen ihn mit Wohlgerüchen aus goldenen Gefäßen, beräuchern ihn mit Aloen und Kursi (einer besonderen Art Weihrauch); eine rauschende Musik erschallt, die Odalisken-Truppe klatscht mit den Händen den Takt, und die jüngsten und reizendsten unter ihnen singen und tanzen. Sie winden sich in üppigen Reigen um den Herrscher; jede von ihnen scheint um einen Wink, um ein Lächeln von ihm zu buhlen, und ihre feurigen Blicke, ihre ausdrucksvollen Geberden rufen den letzten Funken der Sinnlichkeit in seinem erstarrten Busen hervor . . . . . .

(O. Z.)

Mannigfaltiges.

— K. E. Oelsner. Die hinterlassenen Werke des im J. 1828 in Paris verstorbenen Legationsrathes Dr. Oelsner, die sowohl in historischer als in politischer Beziehung eine sehr reiche Ausbeute gewähren, sollen nächstens dem deutschen Publikum in einer kritisch geordneten Sammlung, wobei Manches, was ursprünglich französisch geschrieben war, in einem deutschen Gewande erscheint, vorgelegt werden. Der Sohn des Verfassers, Herr Dr. Oelsner-Monmerqué, den unsere Leser bereits als selbständigen und sehr gewandten deutschen Schriftsteller kennen, hat auf den Wunsch einer angesehenen deutschen Buchhandlung die Herausgabe dieser Werke übernommen, und zwar werden dieselben in nachstehender Reihefolge erscheinen: 1) Geschichte der römischen Verfassung von Diocletian bis Konstantin. 2) Geschichte des Islams und seines Einflusses auf Europa. 3) Flüchtige Uebersicht der Geschichte der Kreuzzüge. 4) Wichtige Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreiches. 5) Darstellung des geschichtlich-politischen Zustandes von Europa 1814—25. 6) Aufsätze vermischten, meistens historisch-politischen Inhalts. Das zuerst genannte Werk, nach der französischen Handschrift übersetzt, wird wahrscheinlich noch im Laufe dieses Sommers ausgegeben werden.

— Karl Steinacker. Das Bestreben einiger unserer Mitbürger, den Hinterbliebenen dieses deutschen Mannes, des am 2. April d. J. verstorbenen mehrjährigen Präsidenten der Braunschweigischen Stände-Versammlung, einen Beitrag zu einer sorgenfreieren Zukunft zu verschaffen, verdient gewiß die lebhafteste Theilnahme. Darum brauchen wir wohl nur auf das am Donnerstag den 6. Mai im Saale der Sing-Akademie zum Besten der Hinterbliebenen stattfindende Konzert, dessen Programm eben so künstlerisch ausgewählt als mannigfaltig ist, hinzuweisen, um auch unsere Leser dafür zu interessiren. Das Konzert wird sich unbezweifelt eines zahlreichen Publikums und besonders auch der Anwesenheit vieler Mitglieder des Vereinigten Landtages zu erfreuen haben, von denen bereits vor mehreren Tagen eine große Anzahl von Billets bestellt worden ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 55. Berlin, Sonnabend den 8. Mai 1847.

Rußland.

Aus den handschriftlichen Memoiren eines ehemaligen russischen Staatsmanns.

Das diplomatische Corps und andere Persönlichkeiten Berlins in den Jahren 1801 u. ff.*)

Selten ward eine Gesellschaft von Diplomaten bei einander gefunden, die trefflicher gewählt und von eleganterer Liberalität gewesen wäre, als die in den ersten Jahren unseres Säkulums in Berlin vereinigten Residenten der auswärtigen Höfe. Ohne großartige Feste zu veranstalten, mit Ausnahme eines einzigen, von dem später die Rede seyn wird, gaben die Gesandten Oesterreichs, Rußlands, Spaniens und Schwedens, namentlich der zweite, nach der Reihe ansprechende Diners oder geschmackvolle Soireen, die, oft durch improvisirte Tänze erheitert, gewöhnlich mit einem Souper an kleiner runder Tafel schlossen. Der russische Gesandte, Baron Krüdener, dessen damals abwesende Gemahlin später europäische Berühmtheit erlangte, besaß eine eben so große Geschäftsthätigkeit als Raschheit im Handeln, gepaart mit scharfsinniger Auffassung; der Ausdruck seines Gesichts war so lebhaft, daß man kaum sein vorgerücktes Alter wahrnahm, jenen Lebensabschnitt, wo die Geisteskräfte häufig stumpf werden und namentlich die Lebendigkeit im Ausdruck der Gedanken sich abnutzt. Man läßt ihm nur Gerechtigkeit widerfahren durch die Behauptung, daß er seinen Hof überall würdig zu vertreten so wie mit Adel und Besonnenheit zu handeln verstand, indem er stets zu rechter Zeit, selbst in den schwierigsten Augenblicken und den gefährlichsten Lagen, muthvolle Entschiedenheit zu weiser Mäßigung gesellte. Es gab gewiß in Berlin keinen seiner Landsleute, der sich nicht der liebenswürdigen Gastfreundschaft, der feinen und wohlwollenden Offenheit dieses Gesandten dankbar erinnert hätte, so wie seines steten Bemühens, jedem derselben alle nur möglichen Genüsse und Annehmlichkeiten der Hauptstadt zu verschaffen.

Die bewegliche Leichtigkeit französischen Geistes, über einen Fond gesunden Urtheils und deutscher Scharfsichtigkeit ausgegossen, giebt nur einen grellen Kontrast, statt sich in demselben Individuum zu verschmelzen. Was gesondert seinen Reiz oder höheren Werth behält, verwischt sich in dieser Mischung. Die Sucht, seine Unterhaltung mit feiner oder pikanter Persiflage zu würzen, benimmt dem Ernst des nationalen Geistes seine edle Haltung, ohne daß von jenem erborgten Firniß mehr als eine matte und trockene Färbung zurückbleibt. Nicht etwa, daß dem germanischen Wesen in der höheren Gesellschaft das kaustische Element gänzlich fremd sey: allein im deutschen Spott liegt mehr Hang zur Satire als zu leichter Persiflage, aus dem ganz einfachen Grunde, weil in Deutschland das Lächerliche einen geringeren Einfluß ausübt als in Frankreich, und daß man daselbst mehr die Gebrechen kritisirt, als der Sitte spottet. Die Individualität, die also beide Gattungen in einer Person vereinigen will, wird in ihrer geselligen Erscheinung einen inneren Widerspruch hervortreten lassen, obgleich dies dem wirklichen Werthe des Verdienstes in ernsteren Lebensverhältnissen allerdings nichts benimmt. Diese Manie, durch eine fremde, zur anderen Natur gewordene Maske glänzen zu wollen, schien die schwache Seite des österreichischen Gesandten. Graf Stadion, sonst einer der erfahrensten Diplomaten, hatte übrigens seinem Vaterlande so schöne Beweise seiner Pflichttreue und seines Patriotismus gegeben, daß er einige Jahre später mit gebührendem Rechte die hohe Stellung einnehmen durfte, die ihm übertragen ward. Die unbedeutenden Schwächen seiner Persönlichkeit wurden reichlich aufgewogen durch seine hohen Verdienste als Staatsmann. Nichtsdestoweniger ist die Art und Weise der geselligen Erscheinung oft dergestalt von eigener Kurzsichtigkeit begleitet, daß gerade das, was die Welt als ridikül auffaßt, demjenigen, der es zum Besten giebt, als ein Vorzug erscheint; während dergleichen Schatten im Gemälde des Lebens die praktische Entwickelung eines edlen Charakters, die besten Gefühle und selbst den Geist in seiner natürlichen und ernsten Richtung für Alles, was die feinen und wichtigen Beziehungen der Staatsgeschäfte betrifft, nicht im mindesten beeinträchtigen. Die Welt urtheilt übrigens häufig nur nach den äußeren Formen. Hingegen besaß die Gemahlin dieses Gesandten dem Anscheine nach eine Ruhe, die sich in einer oft bis zur Unbeweglichkeit gesteigerten Kälte ihrer Gesichtszüge kundgab, und deshalb fehlte ihr jener bei Personen ihres Geschlechts so anziehende Ausdruck des Unerwarteten. Bei alledem konnte man ihr eine feine und geistreiche Physiognomie nicht absprechen; ihre Unterhaltung war angenehm, und obwohl sie wenig sprach, wußte sie ihren Ideen und Bemerkungen Interesse zu verleihen. Mit jenem sechsten Sinne ihres Geschlechts, dem inneren und gewissermaßen divinatorischen Takt, verband sie einen feingebildeten Geist und eine gewisse Naivetät in ihren Ansichten.

Spanien ward am Berliner Hofe durch einen bejahrten Diplomaten von Verdienst, den General Grafen Offarilla, repräsentiet, der unglücklicherweise einige Jahre später auf politische Abwege gerieth, indem er sich einem aufgedrungenen Regierungs-System anschloß, das von seiner Nation nach einem heroischen Widerstande zurückgewiesen ward. Die Geschichte künftiger Zeiten wird diesen Kampf als die glorreichste Begebenheit des Zeitraums von 1808 bis 1812 darstellen. Seitdem geächtet, mußte er seine Verirrung unter dem Namen eines „Afrancesado" oder „Josefino" theuer büßen, jedoch kann man ihm mindestens nachrühmen, daß er seiner Partei treu blieb. In seinem Wesen zeigte er Ruhe, Adel und Milde. Ohne durch Geist zu glänzen, war sein Urtheil gehaltvoll und von seinen Berliner Kollegen geschätzt. Der spanische Gesandte kontrastirte durch seine auffallende Magerkeit mit seiner Gemahlin, deren umfangreiche Rundung mit ihrem feinen, aufgeweckten und lebhaften Geiste in Widerspruch zu seyn schien. Ihr Haus war ein wahres Asyl der Gastlichkeit und stand allen ausgezeichneten Fremden, so wie der höheren Gesellschaft des Landes, jederzeit offen. Zu meiner Zeit waren übrigens in Berlin wenige Zirkel zu finden, wo die Individuen an einem viereckigen Tische während mehrerer Stunden sich in einander gegenübersitzende Maschinen verwandelten, durch deren Hände Kartenblätter glitten. Statt dessen versammelte häufig das leichtere Vingt et un oder Macao de Rastadt die jüngeren verheirateten Personen um eine große runde Tafel, im Fall es keine soirée dansante gab. Kaum bemerkte man zwei oder drei Spieltische, und auch nur bei äußerst zahlreicher Gesellschaft, höchstens noch ein Paar im hartnäckigen Schachkampf liegender Individuen.

Der schwedische Gesandte, Baron von Engeström, ein ehemaliger belhomme, aber spezifischer Natur und geschraubt in gesellschaftlicher Form und Sitte, war mit einer Polin verheiratet, die, früher ziemlich hübsch, nun etwas affektirte und jetzt die letzten Kapitel ihres Romans abspielte.

Der bayerische Gesandte, Chevalier de Bray, zeichnete sich durch seinen feinen, vielleicht sogar verschlagenen Geist aus, so wie durch gediegene, nur mit einem Anflug von Pedanterie gemischte Kenntnisse: dazu kamen feine Manieren und der gute Ton seiner französischen Abstammung. Er leistete seinem Hofe wesentliche Dienste während seiner Missionen in Preußen und Rußland, wo er sich mit einem liefländischen Edelfräulein verheiratete. Vielleicht mag der Eindruck, den er auf mich machte, individueller Natur gewesen seyn; mir hat es jedoch geschienen, als ob er, ungeachtet des etwas süßlichen Ausdrucks seiner Züge, eine gezwungene und steife Haltung annahm; als ob er auch da, wo sie nichts zu schaffen hatte, die Gewohnheit des feinen Spiels seiner Rolle nicht verlieren wolle; vielleicht daß sein ganzer Ideengang diese pedantische Richtung genommen — genug, man fühlte sich nicht wohl in seiner Unterhaltung. Man findet häufig unter den Mitgliedern der Diplomatie Individuen, welche denselben Fehler haben. Man möchte glauben, daß sie keinen Gruß oder keine Kopfneigung machen können, ohne einen Doppelsinn damit zu verbinden, oder sich das Ansehen zu geben, als hätten sie dabei einen anderen Gedanken oder ein wichtiges Geheimniß zu verbergen. Dieses „air diplomatique" ist jedoch ein „hors d'oeuvre" in gewöhnlichen Gesellschafts-Verhältnissen.

Die französische Konsular-Regierung repräsentirte im J. 1801 in Berlin der General Beurnonville, seit der Restauration Marschall und Pair von Frankreich. Seine Laufbahn gewährte die Erscheinung eines doppelten, jedoch aus einer und derselben Quelle herrührenden Glückswechsels. Während der Revolutionskriege General und später Kriegs-Minister derselben Regierung geworden, wurde er nebst mehreren anderen Deputirten des Konvents abgeschickt, um Dumouriez festzunehmen. Es ist bekannt, wie dieser den offiziell erhaltenen Befehl zu umgehen und die Deputirten der Republik in die Falle zu locken verstand. Sie wurden sämmtlich Oesterreich überliefert und verdankten ihre Befreiung nur ihrem Austausch gegen die Waise des Tempel-Gefängnisses, das einzige Schlachtopfer von des unglücklichen Ludwig's Familie, welches die Henker des Konvents aufgespart hatten. — Was die Individualität des Gesandten betraf, so war deren Charakter eine rechtschaffene Mittelmäßigkeit, er war eine gute, ehrliche Haut, unablässig bedacht, sich den Anstrich der großen Welt zu geben, dessen Nothwendigkeit ihm in seiner

*) Wir kennen zwar das Werk noch nicht, aus welchem uns unser Petersburger Mitarbeiter diese Auszüge mittheilt, doch dürften letztere wohl, abgesehen von dem sonstigen Inhalte des Ganzen, auch die Aufmerksamkeit deutscher Leser verdienen. D. R.

Eigenschaft als Diplomat an einem Königshofe einleuchtete. Aber der Franzose sagt mit Recht: chassez le naturel il revient au galop. Der Fond von Verstößen gegen den guten Ton, so wie von einer ans Lächerliche streifenden, soi-disant republikanischen Ungenirtheit, schimmerte unter dem der Gewohnheit abgeborgten Firniß hervor, ohne daß jener angeborene Takt, der zuweilen den Mangel an Erziehung mit Erfolg zu verdecken weiß, hinzugekommen wäre. Bald an den Ton der Kaserne oder den demokratischen, wie man ihn nannte, streifend, bald mit der Attitüde eines gewandten Diplomaten kokettirend, rühmte er sich zuweilen der großen Vertraulichkeit, in der er mit dem ersten Konsul und dessen Familie stehe. Allein in Paris anwesende Fremde vermochten sich hinlänglich zu überzeugen, wie sehr man sich schon damals, sogar vor dem lebenslänglichen Konsulat, in den Formen eines souverainen Hofes einexerzirte, und daß mithin den Versicherungen des Gesandten einige Großsprecherei zum Grunde lag. Dergleichen Schwächen der Eitelkeit und kleine Verstöße aus schlechter Angewohnheit oder Mangel an Ton beiseit gesetzt, hatte der französische Diplomat, der übrigens unverheiratet war und weder ein offenes Haus hielt noch sonst einige Eleganz in seiner Lebensweise zeigte, gediegene Eigenschaften genug, um den Mangel an glänzenden zu ersetzen. Als erster Secretair war ihm ein Individuum beigegeben, das seit dieser Zeit figurirte und viel von sich sprechen machte. Es war derselbe Herr Bignon, den Napoleon durch seinen von St. Helena datirten letzten Willen beauftragt hatte, die Geschichte der französischen Diplomatie zu schreiben, und der später als Pair von Frankreich starb. Derselbe war ein offener Kopf und Mann von Talent, und schien geeigneter als sein Chef, um als Triebrad der französischen Gesandtschaft zu dienen. Zur Zeit der Restauration Oppositions-Mitglied in der Deputirten-Kammer, nachdem er Napoleon's Gesandter am Kasseler Hofe bei dessen Bruder Jerome gewesen, später in Warschau, zur Zeit der Gesandtschaft des Abbé de Pradt, wußte er seine Kollegen durch ein sogenanntes politisches Geheimniß, das er zu besitzen vorgab, zu intrikiren; statt dasselbe aber zu veröffentlichen, nahm er es mit sich in die Bäder. Im Jahre 1801 besaß er ebenfalls ein Geheimniß, aber es war das der Komödie — in seiner Liaison mit einer französischen Schauspielerin, die später eine der glänzendsten Rollen zu spielen ausersehen war. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Paris und seine Gesellschaft in älterer und neuerer Zeit.

III. Paris unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. — Die Revolutionszeiten. — Die Chaussée d'Antin. — Die Julitage. — Blick in die Zukunft.

(Schluß.)

Die naheliegende Rue Laffitte hieß zuerst (1770) Rue d'Artois, dem unglücklichen Fürsten zu Ehren, den Laffitte sechzig Jahre später vom Throne stürzen sollte. Während die weißen, nichtssagenden Façaden dieser Straße noch im vollen Glanze der Neuheit prangten, miethete sich ein gewisser Cerutti in einem dasigen Entresol ein. Ein geborener Piemonteser, war er früher Jesuit gewesen und hatte ein Buch zur Vertheidigung des Ordens geschrieben, welches das Parlament von Paris öffentlich verbrennen ließ. Aber die Zeitereignisse wandelten den Ex-Jesuiten in einen Republikaner um, und er begann die Herausgabe eines revolutionairen Blattes, la Feuille Villageoise, wobei ihn Mirabeau und Talleyrand unterstützten. Das Blatt machte Glück; Cerutti hielt Mirabeau's Leichenrede, und diese der Nation geleisteten Dienste brachten ihm die vergänglichste aller französischen Ehrenbezeugungen ein — der Name Cerutti ward an die Stelle von Artois gesetzt. In dieser Straße erhob sich das prächtige Hôtel Thélusson, die Residenz eines Genfer Banquiers, in dessen Hause Necker erzogen wurde und der die kurze Glanzperiode seines einstigen Schützlings und nachherigen Compagnons überlebte. Es war ein gleichsam aus Porzellan erbautes Schloß, um von Schäfern und Schoßhunden à la Louis XV. bewohnt zu werden. Während des kurzen Zwischenraumes wilder, bacchantischer Aufregung, die dem Sturze Robespierre's folgte — als der mit Gewalt zurückgehaltene Geist eines ausschweifenden Zeitalters und Volkes wüthend losbrach — konzentrirte sich aller Luxus des Tages im Hôtel Thélusson. In seinen Räumen hielten die Incroyables und Merveilleuses ihre Versammlungen, und hier war es, wo Bonaparte zuerst in der feinen Welt erschien. Der junge, unbemerkte Bataillons-Chef, den der Wohlfahrts-Ausschuß nach seinem Touloner Feldzuge verabschiedet hatte, und der zu jener Zeit ein bescheidenes Logis in der Rue du Mail bewohnte, traf in dieser Gesellschaft mit Madame Beauharnais zusammen und zeigte, vielleicht aus diesem Grunde, von nun an eine besondere Vorliebe für die Chaussée d'Antin. Nach den Siegestagen des Vendemiaire bezog er ein reizendes kleines Häuschen in der angränzenden Rue Chantereine — jetzt ihm zu Ehren Rue de la Victoire genannt, wo er bis zum entscheidenden Augenblick lebte, der ihn in den Palast der Bourbonen einführte. Murat quartierte sich im Hôtel Thélusson ein, welches nach seinem Abgang einem verwandten Geiste, dem Herrn Berchul, zufiel, der sein Glück als Armee-Schneider gemacht hatte — ein äußerst lukratives Geschäft in jenen Tagen, wo viele Uniformen verbraucht wurden, deren Besitzer selten Zeit hatten, sie abzutragen. Der spekulirende Kleiderhändler ließ das berühmte Hotel mit seinen Bogengängen, Gärten, künstlichen Felsen und anderem Zubehör demoliren, und die Straße ward von neuem so nüchtern und einförmig, wie ihre übrigen weißangetünchten Nachbarinnen. Aber ihre politische Wichtigkeit war noch nicht zu Ende — denn hier war die Wohnung Laffitte's. Am 29. Juli 1830, als die Revolutionsschlacht sich zur Entscheidung neigte, strömten hierher die Hofschranzen Seiner provisorischen Majestät des Volkes, welches im Begriff schien, die Majestät von Gottes Gnaden zu verdrängen. Der feile Intrigant, der politische Abenteurer, der geängstigte Kapitalist drängten sich mit ihren Rathschlägen, Gesuchen und Einflüsterungen in diese jetzt so einsamen Hallen. Es war eine zitternde, unedle Versammlung, denn die streitenden Parteien hielten einander noch die Waage, und die Furcht, zu spät zu seyn, stand in lächerlichem Konflikt mit der Besorgniß, sich übereilt zu haben; jeden Augenblick konnten die Truppen nach der Rue d'Artois vordringen, die jetzt der Brennpunkt des Aufstandes geworden war — und dann war das Spiel aus. Man muß dem würdigen Banquier einräumen, daß er eine Festigkeit bewies, wie sie dem Repräsentanten der Geldmacht in ihrem Entscheidungskampfe mit dem Feudalismus geziemte. Einen Augenblick verscheuchte der Knall des Gewehrfeuers sämmtliche Gäste aus seinem Hotel, aber Laffitte blieb auf seinem Posten und benutzte die Zwischenzeit, um sein wundes Bein verbinden zu lassen. Einer nach dem Anderen stellten sich die Flüchtlinge wieder ein, und der unfehlbare Vorbote des Sieges erschien in der Person Talleyrand's. Erinnerte sich wohl der greise Diplomat bei dieser Gelegenheit seines Freundes Cerutti und der Feuille Villageoise, durch deren Herausgabe er 40 Jahre früher an dem ersten Akt des großen Drama's theilnahm, welches noch immer vor unseren Augen fortspielt?

Laffitte wurde bekanntlich durch die Juli-Revolution zu Grunde gerichtet, aber dessenungeachtet hat Plutus sein Lieblings-Quartier nicht ganz verlassen. Herr von Rothschild wohnt noch in der ehemaligen Rue d'Artois, die er von Zeit zu Zeit durch großartige Feten belebt, welchen die Christenheit von Paris kaum etwas an die Seite zu stellen vermag.

Die Geschichte der Rue Chantereine oder de la Victoire bietet noch seltsamere Phasen dar, als die ihrer Schwesterstraßen. Kaum erbaut, wurde sie von den beiden Quacksalbern Cagliostro und Mesmer zum Schauplatz ihrer Orakelsprüche auserkoren — ein würdiges Vorspiel für Charlatanismus in größerem Maßstabe. Hier vermählte sich Napoleon mit Josephinen und ward durch sie Besitzer des niedlichen Hotels Nr. 6, welches sie von dem Schauspieler Talma gekauft hatte; es war für den unglücklichen Condorcet erbaut worden. Aber ach! das Geschmetter von Fama's Trompete ist längst in der Siegesstraße verklungen, und die Erinnerungen vergangener Herrlichkeit werden nur durch die profanen Töne der Fortepiano's unterbrochen, welche aus dem Magazin der Herren Herz, einem der schönsten Paläste der Finanz-Aristokratie, in immerwährender Dissonanz erschallen. Doch nicht weit davon, an der Place Saint-Georges, wohnt die letzte politische Größe dieses Quartiers — und wo könnte auch Herr Thiers ein passenderes Domizil finden, um seine Mußestunden zuzubringen, die er überall (nur nicht im Hotel des auswärtigen Ministeriums) so nützlich zu verwenden weiß, als hier, von den Schatten der Revolution und des Kaiserreichs umgeben, wie Marius auf den Ruinen Karthago's?

Wir können nicht von diesem einst so glänzenden Bezirke Abschied nehmen, ohne des letzten schwachen Bandes zu gedenken, das ihn noch an die Gegenwart kettet. Die Straße und Kirche Notre Dame de Lorette sind dem modernen Pariser weit mehr werth, als alle Denkmäler Napoleon's und seiner Marschälle. Hier, am äußersten Ende der Rue Laffitte, dicht bei dem Geräusch und Getümmel des Faubourg Montmartre, erhebt sich unter den Auspizien des Herrn Thiers ein neues und hübsches kleines Stadtviertel — die Heimat der ganzen buntscheckigen Welt, die ihren Unterhalt bei den Theatern und öffentlichen Vergnügungsörtern findet, und jener verführerischen Klasse der Bevölkerung, die von Nestor Roqueplan zuerst den Namen der Lorettes erhielt. In der kleinen eleganten Kirche von Notre Dame, mit ihren weichen Teppichen und duftenden Parfüms, kann der Pariser die sammtenen Betstühle Fanny Elsler's, der Dumilâtre und anderer Göttinnen bewundern, die an die Stelle der Guimard und der Duthé, der früheren Schutzpatroninnen dieser Regionen, getreten sind.

Aber indem wir die Vergangenheit zurückrufen und sie mit der Gegenwart in Parallele bringen, drängt sich unwillkürlich ein Gedanke an die Zukunft auf. Welches Schicksal steht dieser an historischen Merkwürdigkeiten, an Trophäen der Kunst, der Wissenschaft und der Intelligenz so reichen Hauptstadt bevor? — Das neue Paris, der Mittelpunkt eines großen Königreichs und eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes, wird ohne Zweifel seine heutigen Gränzen ungleich schneller überschreiten, als das alte Lutezia über die verschanzte Insel der Römer hinauswuchs. Der ältere, dichtgebaute Stadttheil wird gelichtet werden; ganze Bezirke der Stadt Philipp's des Schönen werden verschwinden, um einem neuen Geschlechte Platz zu machen, und ihre Bevölkerung wird sich weit und breit über die Ebenen ergießen, die zu einer solchen Zerstreuung einzuladen scheinen. Die Festungswerke von 1841 werden sich in Boulevards verwandeln, und die Nachwelt wird diese Denkmäler der Weisheit des ersten Königs aus der Dynastie Orleans zu Spaziergängen benutzen. Alles dieses scheint mit klaren Zügen in den halb offenen Büchern der Zukunft geschrieben; aber welches Dunkel schwebt unterdessen um die sittlichen und geistigen Aussichten des großen Volkes, das in seinen noch ungeborenen Generationen die Früchte dieser Verbesserungen genießen soll!

Polen.

Ein Pole über die Bedeutung des alten Preußen.

Die jüngsten politischen Ereignisse in Polen haben den alten Gränzstreit zwischen der germanischen und slawischen Nationalität wieder in weiterem

Umfange angeregt. Jedoch ist von beiden Seiten mit mehr Zuversicht, die sich auf Privat-Interesse, als mit Wahrheitsliebe, welche in die Tiefe geschichtlichee Quellen eindrang, gestritten worden. Jedenfalls sind die Akten in dieser Angelegenheit noch so fern von ihrem Schlusse, daß jetzt erst die wahre Forschung über den frühesten geschichtlichen Zusammenhang der benachbarten Elemente begonnen hat. Von den deutschen Schriftstellern ist Vogt den rechten Quellen am nächsten gegangen; seinen Untersuchungen gilt deshalb eine Schrift, welche der Historiker Dominik Schulz in Warschau hat drucken lassen und in welcher er die Bedeutung des alten Preußen darzustellen sucht. Ueber die Wahrheit des Vorwurfs, mit welchem ee den deutschen Historiker der Parteilichkeit beschuldigt, soll hier nicht entschieden werden, doch ist nicht zu verkennen, daß demselben Einwürfe gemacht worden, die sich schwer beseitigen lassen, da sie sich auf Quellen stützen, welche nur dem polnischen Schriftsteller zugänglich sind. Er hat sie dem Anscheine nach redlich benutzt, und immerhin läßt aus seiner Arbeit sich über die früheste Geschichte Preußens noch sehr viel lernen. Bei der unendlichen Wichtigkeit, welche in der vaterländischen Geschichte jeder neue Aufschluß, sollte er auch mit Irrthümern untermischt seyn, haben muß, ist es wohl an seinem Orte, die Hauptgedanken des Verfassers hier zusammenzufassen.

Die geschichtlichen Spuren, welche die Ausbreitung der polnischen Sprache von den Gränzen Litthauens bis an die dänischen bezeichnen, sind nach Schulz noch nicht vertilgt; er erinnert an die Zeiten, in welchen Krzywousty den Einwohnern von Stettin Steuern auflegte, an die Zeiten, in welchen Heinrich der Löwe den von ihm unterworfenen Mecklenburgern die polnischen Rechte ließ. Die Ereignisse des Mittelalters haben aber die Verhältnisse der alten Völker so verändert, daß nicht nue das Land jenseits der Odee (dee Verf. schreibt in Warschau), das bishee ein von der Geschichtsforschung ganz unbebauter Boden ist, sondern auch Preußen und der größte Theil Polens, Podlachien, für uealte Sitze eines fremden Stammes, des gothischen, litthanischen oder jazygischen, gelten. Die Hauptschuld dieser Verwirrung tragen die späteren Chronikenschreiber, welche aus Düsburg, Wigand und anderen nicht zuverlässigen Scheiftstellern schöpften; neben ihnen aber steht die Mangelhaftigkeit der Quellen überhaupt, welche aus päpstlichen Bullen, fürstlichen Beiefen, Bevölkerungs-Listen nue spärlich fließen.

Lange Zeit hindurch — sagt Schulz — war fast ganz Europa nur von den Gothen bevölkert: die Ufer des schwarzen Meeres, der Ostsee, Schweden und Deutschland. Allen gestand die Gelehrsamkeit des Mittelalters die teutonische Abkunft zu. Und obgleich Strabo die Uferbewohner des Euxinus wegen der Gleichheit ihrer Sprache mit der der Dazier für Walachen ansah, so brachte das doch die Scholastiker und Philosophen nicht davon ab, sie als deutschen Ursprungs anzusehen. Dies bewog Makowski, den Gesandten Sigismund's III. an den König Philipp von Spanien, sich um eine Uebersetzung des alten Testaments in die gothische Speache zu bemühen, welche er 1622 nach Warschau brachte und sie den dort weilenden Schweden vorlegte. Diese verstanden aus der ganzen Schrift nicht einen Buchstaben (Piasecki, Chron. gestor. in Europa singularium p. 48). Dieselben Gothen werden von Ovid, Plinius, Prokop Sarmaten genannt; und da Pytras von den Gutanen Bernstein bringt und Ptolomäus die Gitanen in die Gegend der Weichsel versetzt, so hatten die Schriftsteller des Mittelalters ein offenes Feld, ihre Gelehrsamkeit zu zeigen und die Anwohner des schwarzen Meeres nach dem Norden zu versetzen. Wie finden dahee auf dem Grabstein Boleslaw's des Großen, daß er König der Gothen gewesen; im Gallus, daß gegen den Westen Polens die Geten und Sarmaten sitzen; im Kadlubek, daß Mojslaw, ein masowischer Fürst, sich nach einer verlorenen Schlacht zu den Geten gerettet habe, daß Boleslaw dee Lockige einen furchtbaren Krieg mit ihnen geführt und Kasimir der Gerechte sich den Anfällen der Geten tapfer widersetzt habe. Dasselbe Volk trägt bei Boguchwal den Namen Gothen. Doch keiner dieser Schriftsteller ist für die germanische Nationalität dieser Völker. Der Geograph Ptolomäus sagt in seinem 3ten Buche geradezu, daß von den kleineren Völkern die Gitanen Sarmatien an der Weichsel hintee den Wenden bewohnt hätten. Die polnischen Cheonisten leiten es vom litthauischen Stamm ab, nur Gallus aus Sachsen, worunter er jedoch die an der Elbe wohnenden Slawen versteht, wie sich aus der Herrschaft Boleslaw's des Gr. zeigt, der nach dem Cheonisten mitten im sächsischen Volke Gränzpfähle aufstellte. Vogt dagegen behauptet in seinee Geschichte Preußens, „daß die südwestlichen Bewohner der Weichselgegend, die Gothen odee Gothenen, ein rein deutsches Volk gewesen seyen.“ Diesem zuwidee eeklärt Hartknoch, der fast sein ganzes Leben auf die Forschungen über den Ursprung der preußischen Länder verwendet hat, daß die Kreuzzügler in diesem Lande nicht die geringste Spue des Teutonismus entdeckt haben. Zue Unterstützung seiner Ansicht führt Vogt Ortsnamen wie Gudnik und Gutstadt an, aber Gudnik ist kein deutsches Wort, und Gutstadt ist erst im 14ten Jahrhundert vom ermeländer Bischof Eberhard erbaut, der dafür in folgendem Verse besungen wird:

Eberhardus Vormdit, Guttstadt montemque salutis
Fundat etc.

Eigentlich hat der preußische Historiker, wenn er von den Gothen spricht, nue den südlichen Theil dieses Landes im Auge, den nördlichen bis zum Pregel sieht er für Litthauen an, gleichwie den weiteren, wovon er behauptet, daß ee „aus uralter Zeit“ durch das Loos der Verwandtschaft mit Samogitien vereinigt gewesen. Derselben Meinung sind Düsburg, Gäbelius, Prätorius u. A. Der Letzte von ihnen erwähnt, daß zu seinen Zeiten die Bewohner des westlichen Pregelufers ihre östlichen Landsleute Guden genannt haben und ihre Sprache die gudische, so wie jeder Samogitier noch den Litthauer einen Gudas nenne. Eine päpstliche Bulle von 1245 unterscheidet gleichfalls die nördlichen Bewohner von den südlichen. Indem sie die Kreuzfahrer zur Tapferkeit ermunteet, sagt sie: „wie gebieten Euch, diesen abtrünnigen Christen (den Pommern), Litthauern und Preußen die gerechte Strafe zu geben.“ In dieser Epoche hatten die Kämpfe mit dem eigentlichen Litthauen noch nicht begonnen, nicht einmal waeen die Kreuzfahrer über den Pregel gegangen; in der Bulle ist deshalb von dem Striche zwischen Aine, Passarge und Pregel die Rede. An dem letzten Flusse begann der Kampf im J. 1255, und das Zusammentreffen mit dem eigentlichen Litthauen fand erst 1262 statt. Die päpstliche Bulle kam also 18 Jahre früher. Daraus geht hervor, daß die Gitanen des Ptolomäus, welche hinter den Wenden wohnten, die Litthauer waren, und es muß Wundee nehmen, daß Vogt diesen Namen nicht an den nördlichen, sondern an den südlichen Theil Preußens anschließt, der mit dem Masowischen gränzt und von Polen bewohnt wird.

Die polnische Nationalität der südlichen Peeußen hat für sich das Zeugniß der Sprache, des Rechts, der geographischen Namen und der amtlichen Verhandlungen aus den Zeiten der Kreuzzüge. An der jetzigen Verwirrung hat ein sonst schätzenswerther Schriftsteller, Dlugosz, die Schuld. Nach ihm halten die Preußen mit den Litthauern und Samogitiern gleiche Speache und Sitte: „unius et moris et linguae cognationisque Prutheni et Lithuani Samogitaeque fuisse illi noscuntur.“ Mit größerer Genauigkeit gesteht Saenicki diese Ansicht nur einigen Schriftstellern zu „ut quibusdam placet.“ Die älteren Chronisten haben die Sache richtiger aufgefaßt. Gallus sagt ausdrücklich, daß Polen im Norden mit Preußen gränze, einem brüderlichen Volke, das aber noch im Heidenthum stehe: „Ad mare autem septentrionale vel amphitrionale (Polonia habet) tres affines barbarorum gentilium ferocissimas nationes: Seleneiam, Pomeraniam et Prussiam.“ Jaroslaw, Kanonikus von Plock, giebt in seiner Chronik, welche betitelt ist: „Liber originis et furiarum gentis indomitae Brutorum in sanguinem christianum“ noch genauere Nachricht über die verwandtschaftliche Verbindung der Preußen mit den Masuren. „Vor der Ankunft dee Gothen“, sagt er, „gehörte dieses Land, welches die Sonne und den Mond verehrte, dem Herzog von Masowien. Jene suchten die Preußen von dee Nothwendigkeit der Unabhängigkeit und der Schmach der Unterwerfung zu überzeugen. Die Preußen kündigten daher den Masueen den Krieg an, für welchen Witowoj zum Feldherrn ernannt wurde. Indeß die Guden machten die Preußen bald zu Unterthanen. Daher ihr Aufstand. Endlich kam es zu einem Vergleich in Balz, nach welchem Niemand den Preußen Beeachtung beweisen oder sie zur Arbeit zwingen sollte. Nur auf dem Wege gegenseitiger Einigung waren Dienstleistungen erlaubt. Edelmann wae nue der, welchee im Kriege oder durch bürgerliche Tugenden sich auszeichnete. Inzwischen erinnern die Masuren an die Abgaben, besonders ein gewissee Andislaw. Die Peeußen erklären, daß sie vordem zwar Abgaben zur Unterstützung geleistet, daß sie dies aber nur als gute Nachbarn gethan hätten, im Uebrigen seyen sie frei und den Göttern allein dienstbar. Andislaw schloß ein Bündniß mit den Preußen und überwand die Gegner, vernichtete sie und nahm ihnen ihre Habe. Aber der Sohn des Herzogs Andislaw, Zangigu (wahrscheinlich Zbigniew), ist ihr Feind. Die Preußen kündigen also den Masuren den Krieg an, besiegen sie und berauben zwei Herzoge des Lebens (Heinrich von Sandomir).“ Diese Erzählung Jaroslaw's benutzte dee erste preußische Bischof, Christin, in seiner Chronik: Liber filiorum Belial cum suis superstitionibus, incipit cum maestitia cordis. Da indeß beide Schriften Dinge enthielten, welche der Politik der Kreuzritter durchaus nicht günstig waeen, so ließ der Bund nach der Schlacht bei Tannenberg den sogenannten peeußischen Cheoniken sorgfältig nachforschen. Die Vernichtung dee gefundenen ist der Grund ihrer so großen Seltenheit, daß ein zue Zeit Sigismund's des Alten entdecktes Exemplar zu den Auszügen diente, welche bei Grunovius, Waissel und Lukas David gemacht sind. Daß ihee Angaben richtig waren, geht aus den amtlichen Verhandlungen, welche zue Zeit Cheistin's gepflogen wurden, hervor. Gregor IX. ertheilt in einer Bulle von 1230 Konrad von Masowien große Lobsprüche, daß er polnische Dominikanee zue Bekehrung dee Preußen gebraucht habe. Unter jenen erwarben sich die größten Verdienste in diesee Beziehung Jacek Odrowąż, der Stifter eines Predigerbundes in Polen, Heinrich, Bischof in Kulm, nach Dlugosz aus dem Hause Stawa, und Ernst, Priester der pommerschen Peeußen. Die Einheit der Speache und des Herzens der Preußen mit den Pommern wurde der Beweggrund zum Abschlusse eines Bündnisses mit Swiętopulk. Haetknoch eeklärt, daß hinter der Gränze des Kulmer Gebiets, in dessen südlichen und östlichen Theilen, vor der Ankunft der Kreuzritter die polnische Sprache in fortwäherndem Gebrauch gewesen sey, daß sie auch später sich hier gehalten habe. „Cruciferi“ — fährt er fort — „si in locis, quibus lingua prussica familiaris erat, aliam, exterminato priore, introducere voluissent, germanicam, ut Germani, non polonicam, quam nos intelligebant, introduxissent.“ Auch Vogt gesteht zu, daß zu Anfang des 15ten Jahrhunderts, d. h. gegen das Ende dee Herrschaft der Kreuzritter, die Freien und Unfreien entweder polnischer oder litthauischer Abkunft waren, nach dem Zeugniß der Zinsbücher, und daß in Preußen die Schultheißen Starosten genannt worden seyen. Aber keiner der angeführten Beweise entscheidet die Frage so bestimmt, als das Zeugniß der Kreuzritter selbst, deren Privilegium auf eine Kolonie der Holländer so lautet: „Wenn die Preußen, Polen oder andere Slawen bei ihren Streitigkeiten die Gränzen des Rechts überschreiten sollten, so überlassen wir in dieser Angelegenheit dem Bunde die Entscheidung. „Si Prutheni vel Poloni seu quicunque slavicae linguae inter se discordaverint vel excesserint in civitate praedicta, vel bonis ejus, judicium hoc fratrum nostrorum examini supponimus, et quidquid de eodem judicio derivatur. Sed si quisquam peaedictorum de Theutonico habeat, quacunque de causa

fuerit, quaerulari, judicium hoc requirat a judice civitatis." Wer kann nach diesem Zeugniß des deutschen Bundes noch an dem polnischen Ursprunge der Preußen zweifeln? Nun versteht man auch leichter die Ausdrücke der polnischen Chronisten des 12. Jahrhunderts, welche von der Anhänglichkeit der Preußen an die Polen sprechen, und die Unterredung des Kardinals Hosius mit dem Adel von der Elbe über die Reformation. „Wenn ihr", sagte der Prälat, „wahnsinnig seyn wollt, so seyd es, aber hört nicht auf, Landsleute zu seyn" u. s. w.

Wir kommen zum Namen des Landes. Das älteste historische Dokument, welches von der nahen Verwandtschaft der Namen Preußen und Pommern zeugt, ist ein Kulmer Privilegium. Es vernichtet mit einmal allen Anwuchs des Gothicismus und Litthuanismus. „Man braucht" — sind die Worte — „einen ferneren Angriff der Preußen nicht zu fürchten, die mit ihrem umfassenden Namen Pommern heißen." Man könnte hieraus schließen, daß dieser letzte Name sich auf den ganzen Stamm bezog, der im Norden von Masuren wohnte; doch genauer angesehen, geben die Worte „largo vocabulo Pomorani dicuntur" auf das hinter der Ossa liegende Land, welches im Norden mit dem Kulmer Gebiete gränzt. Dieser die Ostsee berührende Landstrich, welcher davon den Namen Pommern erhielt, zog sich nach Westen an der Weichsel und Oder hin. In den ältesten Chroniken ist Preußen von dem Pommern vor der Weichsel unterschieden. Boleslaw der Gr. eroberte, außer dem Lande hinter der Ossa, Preußen besonders. Mojslaw von Masowien führte gegen Kasimir vier Regimenter Pommern und eben so viele Preußen ins Feld. Unter Krzywousty werden die Masuren von den Pommern angefallen: „nunc Prussis, nunc Pomoranis, nunc utrisque irrepentibus." Daß aber unter diesem Namen unsere Schriftsteller nicht die litthauischen Preußen verstehen, beweist Gallus, der Preußen für ein unmittelbares Gränzland von Masowien ansieht. Bandtke erwähnt noch, daß die Preußen bei ihrer Ankunft sich das Land wie den Namen angeeignet hätten. „Populus iste et regionem istam, et regionis nomen occupavit." Es ist hier von den nördlichen Preußen, den Gudasen, die Rede. Hiernach ist das Wort Preuße selbst polnisch. Im Socharzewer Kreise kennen wir zwei Dörfer dieses Namens: Prusy, nur 1½ Meile von Warschau, im Sandomirschen, und Prusy im Krakauischen. Wer mehr Beispiele wünscht, findet ihrer eine lange Reihe in dem Verzeichnisse polnischer Städte und Dörfer, welches im J. 1827 herausgegeben ist. Die etymologische Ableitung überlassen wir den Lexikographen.

Zur Kategorie der heidnischen Preußen müssen auch die Podlachier gezählt werden, welche zwei Jahrhundert später als das übrige Polen das Christenthum annahmen. Die Chronisten gaben ihnen den Namen der Jazygen, Jadzwingen, und schwankten, zu welcher Nation sie dieselben rechnen sollten, ob zu den Scythen, oder den Russinen, oder den Litthauern. Der Verlauf der Geschichte, richtigeres Verständniß der alten Urkunden, päpstliche Bullen, ihre Landesgränzen ergeben deutlich ihren polnischen Ursprung. Sarnicki, welcher dem Zeugniß der alten Geographen folgt, läßt die Jazygen von der Küste des schwarzen Meeres kommen. Naruszewicz nimmt nicht nur seine philologischen Argumente an, sondern leitet auch die Masuren von den Massageten ab, wodurch Vogt veranlaßt wird, Masowien an die Donau zu verlegen. Nach der Meinung dieser beiden Historiker müßten dann die Maltheser am Bug gesessen haben. Unglücklicherweise ist in Podlachien keine andere Spur dieses schönen Gedankens geblieben, als die Bestellung des Ackers durch ein Paar Stiere, ἰος ζύγον = Jazygen. An einem anderen Orte fällt Sarnicki, betroffen durch den Namen eines Anführers Kunat, der bei Dlugosz Komat heißt, auf den Gedanken, ob die Jazygen nicht reußischen Ursprungs seyen? Naruszewicz hält sich hieran fest und versetzt die Jazygen ins Reußische, besonders weil sie sich im Kulmer und Luzker Gebiet im Krieg des Herzogs Jaroslaw betheiligen. Er verlegt auch ihre Hauptstadt Drohiczyn ins Kulmischr. Kadlubek's Worte stürzen diesen ganzen künstlichen Bau. „Die Podlachier" — sagt er — „sind ein wildes Volk, grausamer als Thiere, und durch Wüsten, Wälder und Sümpfe so verwahrt, daß sie nicht zu erreichen sind. Dieses Kriegsvolk pflegte der reußische Herzog in Drohiczyn zu unterstützen, wodurch er einstens sich den Zorn Kasimir's zuzog. In der Hauptstadt seines Reichs besetzt, wurde er zur Uebergabe der Festung und zu völliger Unterwerfung unter die Krone gezwungen." — „Der Herzog von Podlachien", fährt der Chronist fort, „spann Verrath im Herzen und kam zu Kasimir mit der Bitte um Vergebung und dem Anerbieten von Steuern, bestellte Geißeln u. s. w." Hier ist also von zwei besonderen Herzogthümern die Rede, dem Drohizer unter reußischer Herrschaft und dem Podlachischen mit einem besonderen Fürsten: jener nennt sich princeps Ruthenorum, dieser princeps Pollexius.

Der erheblichste Irrthum ist von Dlugosz eingeführt, der die Jazygen mit den Litthauern verwechselt. Ihm folgt Kromer; Beide beziehen sich auf Kadlubek's Worte: „Sunt autem Pollexiani Getarum seu Prussorum genus." Die hierdurch entstehende Schwierigkeit wird durch eine alte im Königsberger Archiv aufbewahrte Abschrift der Chronik Boguchwal's gehoben, in der statt „Getarum seu Prussorum genus" gelesen wird „Lechitarum seu Prussorum genus." Wir sehen daraus, daß die Jazygen weder Maltheser, noch Reußen, noch Litthauer sind, und daß unter Dlugosz sogar ihr Name verschwunden war, „ne nomen quidem Jaćwingorum extat", daß sie aber bei Kadlubek als Podlachier, bei Boguchwal als Lechiten vorkommen. Es bleibt noch übrig, die Ursache des Irrthums zu ermitteln.

Wegen eigenthümlicher Regierungsform wurde den Jazygen ein fremder Ursprung beigelegt. Seit 1252, wo sie mit Mendog in Berührung kamen, waren sie bis auf die Zeit Sigismund August's mit Litthauen verbunden. Daher der Irrthum der Schriftsteller. Die Litthauer, sagt Düsburg, wohnten zwischen der Narwa und dem Niemen. Dlugosz wiederholt dasselbe. Daß dieser Theil Masowiens von den Litthauern erobert war, zeigt der Krieg Janusz's im J. 1382. Daher entstand die Verwechslung. Die Gränzen des Landes geben weitere Aufklärung. Nach Dlugosz werden sie von Reußen, Litthauen und Preußen gebildet. Daß die Jazygen mit den Lechiten identisch sind, zeigt sich aus päpstlichen Bullen. Innocenz IV., welcher 1253 dieses heidnische Land dem Herzog Kasimir von Kujawien zum Eigenthum überläßt, nennt es die terra Pollexiae. „Concedimus, ut dictae terrae Pollexiae paganos, sub tuam possis protectionem recipere ac dominio retinere." — Eilf Jahre später nennt der Papst Alexander in einem Schreiben an den Erzbischof von Gnesen dasselbe Land Jazygien: „fuit nobis humiliter supplicatum, ut eum contra paganos Jaćwingos, qui terrae ipsius Ducis confines existant" u. s. w.

Zum Schluß theilt der Verf., um zu zeigen, daß die alten Preußen die echtpolnische Sprache geredet haben, noch das Bruchstück eines Begräbnißgesanges mit, dessen erste Strophe lautet:

Naleb, ble i praec ty umarl
I za ty nie mial co jeść abo pić
i praeo ty umarl!
I za ty nie mial krośniéj młodzicy
i praeo ty umarl
Naleb, ble.

Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— Historische Volksbibliothek. Conscience's „Geschichte von Belgien", die mit vollem Rechte zur allgemeinen Verbreitung anempfohlen zu werden verdient, ist von dem sprachgewandten O. L. B. Wolff aus dem Vlaemischen übersetzt worden und in der Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck in Leipzig, 27 Bogen stark, typographisch musterhaft aus der Teubnerschen Offizin hervorgegangen, erschienen und bildet die dritte Lieferung einer historischen Volksbibliothek, wovon jeder Band nicht mehr als einen Thaler kostet, obschon die zweite Lieferung, enthaltend die Geschichte Napoleon's nach P. M. Laurent, sogar 36 Bogen stark war.*) Als erste Lieferung dieses sehr lobenswerthen Unternehmens erschien die Geschichte Friedrich's des Großen von Franz Kugler, und demnächst wird, als vierte Lieferung, eine Geschichte des Kaisers Joseph II. von A. Groß-Hoffinger erwartet. Wir können an diesem Platze natürlich nur insofern auf diese Volksbibliothek Rücksicht nehmen, als dieselbe eben Uebertragungen und Bearbeitungen aus fremden Sprachen oder überhaupt Geschichten von Völkern und Personen enthält, die dem Auslande angehören. Eine Geschichte von Belgien war für eine deutsche Volksbibliothek schon darum sehr geeignet, weil die Belgen ein teutonisches Stammvolk sind, und daß die Wahl des Verlegers auf H. Conscience's treffliches Buch fiel, gereicht seinem Urtheile nur zur Ehre. In solchem Falle verzichtet man gern auf eine deutsche Originalarbeit, selbst wenn man noch so sehr für Deutsch-Originales eingenommen ist. Was uns am meisten bei der Lektüre dieses Werkes ergötzte, war der klare Vortrag und die schöne, bestimmte Sprache, deren Vorzüge gegen die schwülstige Unbeholfenheit so mancher unserer deutschen Historiker recht deutlich ins Auge springen. Nicht eine Spur von vlaemischer Breitspurigkeit, vielmehr die gefälligste Annäherung an die besseren Muster der Franzosen, bei denen wir Deutschen hinsichtlich des Styls in der Prosa überhaupt noch viel zu lernen haben. Das Glas macht allerdings nicht den Wein; aber bestimmt lockt und schmeckt derselbe noch um Eines so gut aus einem schöngeformten Gefäß; darum sey hiermit auf den Styl von H. Conscience besonders hingewiesen. E. P.

— Konzerte der Geschwister Neruda. Unsere Zeit ist so überreich an Wundern, daß sie alle Attractionskraft verloren haben und weder Verwunderung noch Bewunderung mehr erregen. Insbesondere herrscht gegen sogenannte Wunderkinder eine allgemeine Idiosynkrasie. Wenn dessenungeachtet und trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse zwei kleine Mädchen in drei vollen Konzerten hier Enthusiasmus, ja furore erregt haben, so könnte man hierin schon allein den Beweis ihrer außerordentlichen Befähigung finden; indessen auch die Kritik, so sehr sie von Amts wegen allen furore bekämpfen muß, kann den Geschwistern Neruda ehrende Anerkennung nicht versagen. Amalie N., 11 Jahr alt, zeigt beim Vortrage der schwierigsten modernen Piano-Compositionen nicht allein eine ausgebildete Technik, sondern auch reizvolle Grazie. Nur die volle Kraft, welche reifere Jahre allein geben können, fehlt ihr, um mit den ersten Pianisten zu wetteifern. Die 7jährige Violinistin Wilhelmine N. bekundet durch ihre Leistungen, daß der göttliche Funke des Genies sie beseelt. Sie überwindet nicht nur alle Schwierigkeiten ihres Instruments mit Leichtigkeit und naiver Anmuth, sondern entzückt auch durch seelenvollen Vortrag der Cantilene. So klein sie ist, kann man sie jetzt schon für eine Künstlerin erklären. Möge die sorgfältigste Pflege die beiden kleinen Lieblinge Euterpens auf ihrer ferneren Laufbahn geleiten! E. B.

*) Die Laurent'sche „Geschichte Napoleon's" möchten wir nun gerade nicht als deutsches Volksbuch empfehlen, denn erstlich ist sie durchweg von französischem Standpunkt aus aufgefaßt, und zweitens war sie selbst in Frankreich nur in Begleitung der Horace Vernet'schen Zeichnungen darauf berechnet, ein Volksbuch zu werden. D. R.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 56. Berlin, Dienstag den 11. Mai 1847.

Frankreich.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

(Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.*)

Unter allen Parteien, die in der Geschichte der französischen Revolution ein bestimmtes Prinzip vertraten und demgemäß eine Rolle spielten, nehmen die Girondisten vielleicht das meiste Interesse in Anspruch. Die Eigenthümlichkeit ihrer Stellung, wodurch sie nicht nur gegen das Königthum, sondern auch gegen die Jakobiner Opposition bildeten, mußte sie — mochte nun das eine oder das andere Extrem siegen — nothwendig einem tragischen Ende zuführen. Denn zu jenen Zeiten der schroffsten Gegensätze und unversöhnlichsten Widersprüche war der Begriff eines „gemäßigten Republikanismus" eine Unmöglichkeit. Nachdem sich ihnen die Partei Brissot's und die Roland's, so wie Condorcet und einige andere Führer des Centrums, angeschlossen, hatten sie allerdings in der gesetzgebenden Versammlung ein solches Uebergewicht erlangt, daß der König, gegen dessen Politik sie sich zuerst richteten, gezwungen war, die gemäßigteren unter ihnen, Roland, Clavière, Servan, so wie Dumouriez, der sich ebenfalls mit ihnen verbunden hatte, zu Ministern zu wählen. Später aber, als sie auf den Verdacht eines geheimen Einverständnisses des Hofes mit dem Feinde hin die Verbannung aller widerspenstigen Priester und die Bildung eines Lagers von 20,000 Mann Milizen aus allen Departements in der Nähe von Paris dekretirten, verweigerte der König die Bestätigung der Dekrete und entließ das girondistische Ministerium, was den Aufstand vom 20. Juni 1792 zur Folge hatte. Jetzt erkannten sie zu spät, daß sie durch ihre Opposition gegen den König nicht sowohl das Interesse der Republik gefördert als einer zügellosen Volksgewalt Bahn gebrochen hatten. Vergeblich suchten sie sich nach dem Sturz des Königthums am 10. August an die Spitze der Verwaltung zu stellen; sie hatten allen Einfluß auf den Gang der Revolution verloren und unterlagen zuletzt dem wüthenden Hasse der Bergpartei. Am 3. Oktober 1793 wurden sie vom Wohlfahrts-Ausschuß der Verschwörung gegen die Republik mit Ludwig XVI., mit den Royalisten, dem Herzog von Orleans, Lafayette und dem Minister Pitt angeklagt und verurtheilt. Dreiundzwanzig wurden gleich am 30. Oktober guillotinirt, unter ihnen Brissot, Vergniaud, Gensonné, Sillery und Boileau. Zu Bordeaux, zu Brives, zu Perigueux, zu Rochelle fanden gleichfalls Hinrichtungen statt. Rebecqui ersäufte sich zu Marseille, Petion und Buzot erdolchten sich, und Condorcet vergiftete sich. Roland erstach sich, nachdem seine Frau auf dem Schaffot gestorben war. Nur Wenige entgingen dem Tode, die später nach dem Sturz der Schreckensherrschaft wieder in den Konvent eintraten.

Die folgende Episode aus der Geschichte der Girondisten ist ein Auszug aus dem 13—15ten Buch des lange erwarteten und jetzt von den verschiedenen Parteien in Frankreich mit verschiedenem Urtheil aufgenommenen, von den Legitimisten aber wie von den Demokraten auf gleiche Weise getadelten Werks des Herrn von Lamartine über diesen Gegenstand; sie beginnt mit dem Anschluß Dumouriez's an die Girondisten und schließt mit der Entlassung des Gironde-Ministeriums und dem Ausbruch des Krieges gegen die Coalition Oesterreichs, Preußens und Rußlands.

Von Dumouriez entwirft der Verfasser ein so charakteristisches, lebensvolles Bild, daß wir nicht umhin können, einige Hauptzüge desselben wiederzugeben, um so mehr, als er in der Episode, die wir hier zu erzählen haben, eine Hauptrolle zu spielen hat. Dumouriez war mit den Girondisten zuerst durch Gensonné bekannt geworden, der ihn als Kollegen einer Sendung seitens der gesetzgebenden Versammlung kennen gelernt hatte. Während dieser Mission, deren Zweck darin bestand, die Verhältnisse und die Stimmung der östlichen Departements, in denen sich schon eine dunkle Ahnung von dem bevorstehenden Bürgerkriege und den ersten religiösen Zerwürfnissen kundgab, zu erforschen, hatten die beiden Abgeordneten häufig Gelegenheit, einander ihre innersten Ansichten über die großen Ereignisse mitzutheilen, von denen in diesem Augenblicke alle Gemüther bewegt wurden. Gensonné hatte in seinem Kollegen bald einen jener Geister erkannt, die, durch hindernde Umstände in ihrer Entwickelung aufgehalten, nur der richtigen Stellung bedürfen, um die vorzüglichen Eigenschaften, die sie der Natur und dem eigenen Fleiß verdanken, ins hellste Licht zu setzen; an dem Zauber, den Dumouriez auf ihn selbst ausübte, hatte er gefühlt, welchen Einfluß ein Charakter von dieser Elastizität und Zähigkeit auf den Gang der Ereignisse haben konnte. In der That war dieser unwiderstehliche Einfluß, den Dumouriez auf Alle, die ihn umgaben und die er der Mühe werth hielt, sich ihnen in seiner Innerlichkeit zu offenbaren, ausübte, dieser Zauber, durch den er später die Girondisten, den König, die Königin, seine Armee, die Jakobiner, selbst Danton und Robespierre zu fesseln wußte, eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Mannes. Als daher Gensonné, nach der Rückkehr von der erwähnten Sendung, ihn seinen Freunden Guadet, Vergniaud, Roland, Brissot vorgestellt hatte, so empfanden sie sämmtlich, daß Gensonné Recht hatte, als er, noch ehe sie Dumouriez gesehen, von ihm wie von einem durch das Schicksal für die Freiheit aufgesparten Messias gesprochen. Die Girondisten stellten ihn de Grave, dieser dem Könige vor.

Dumouriez hat in Frankreich während zweier Jahre, ohne den Namen eines Diktators zu führen, doch die unumschränkteste Diktatur ausgeübt, die Diktatur des Genies. Die Klarheit seines von jeder Parteileidenschaft freien Blicks hatte ihm schnell die richtige Schätzung der Ereignisse und ihrer Folgen verschafft. Er sah ein, daß eine Revolution in den Ideen das Fundament aller Institutionen untergraben müsse, wenn nicht diese Institutionen selbst sich nach jenen neuen Ideen umgestalteten. So hatte er sich ohne Enthusiasmus der Constitution hingegeben; er wünschte die Aufrechthaltung des Throns, er glaubte nicht an die Republik, er sah einen Dynastieenwechsel voraus; man klagte ihn sogar an, ihn befördert zu haben. Dumouriez war eben so sehr geborener Diplomat als geborener Soldat. Als daher die Emigration die hohen Stellen in der Armee etwas gelichtet hatte und er durch Anciennetät zum General avancirt war, hielt er sich in gleicher Entfernung vom Thron und vom Volke, vom Contre-Revolutionair und vom Parteigänger, aber stets in Bereitschaft, nach der Gestaltung der Verhältnisse sich zu der einen oder anderen Ansicht zu schlagen. Er näherte sich, wie um die wachsende Macht zu prüfen, bald Mirabeau und Montmorin, bald dem Herzog von Orleans und den Jakobinern, bald Lafayette und den Girondisten. Denn er sah in der Revolution nur eine Helden-Intrigue und glaubte sich berechtigt, seinen Patriotismus eben so geschickte und mannigfaltige Stellungen einnehmen zu lassen, als er seine Bataillone auf dem Schlachtfelde hat einnehmen lassen. Dumouriez zählte bereits 50 Jahre, als er sich den Girondisten anschloß, aber mit der Kaltblütigkeit von funfzig Jahren verband er das Feuer der Jugend. Sein Körper, gestählt durch die verschiedenen Klimate und Reisen, war für seinen Geist ein Werkzeug, das nie seinen Dienst versagte. Alles war jung in ihm, ausgenommen die Zahl seiner Jahre. Voller leidenschaftlicher Theilnahme für die Frauen und sehr empfänglich für ihre Liebe, hatte der Umgang mit ihnen in seiner Seele eine der schönsten Tugenden dieses Geschlechts ausgebildet: das Mitleid. Er konnte Thränen nicht widerstehen, die der Königin hätten ihn zum fanatischen Anhänger des Throns gemacht; es gab keinen Vortheil, keine Meinung, die er nicht einer edelmüthigen Empfindung zum Opfer gebracht hätte; denn seine Seelengröße stammte nicht aus kalter Berechnung, sondern immer aus der unmittelbaren Empfindung. Was politische Grundsätze und Gesinnung betrifft, so glaubte er an ihre Existenz nicht, weil er sie nicht besaß. Die Revolution erschien ihm nur als ein schönes Drama, worin er auch für seine Fähigkeiten eine große Scene und für sein Genie eine passende Rolle finden konnte. Er stand in dem Dienste keiner Partei, aber in dem der Ereignisse, so daß, wenn die Revolution ihn nicht zu ihrem General und Retter gewählt hätte, er eben so leicht der General und Retter der Coalition geworden wäre. Dumouriez war mit einem Worte nicht der Held und Träger eines Prinzips, sondern der Held der Gelegenheit und von ihr getragen.

Die neuen Minister versammelten sich bei Madame Roland**), die als

---

*) Histoire des Girondins, par Alph. de Lamartine. 8 Vol. Paris, 1847.

**) Diese höchst merkwürdige Frau war 1754 geboren, also damals etwa 38 Jahr alt. Sie verheirathete sich im Jahre 1779 gegen den Willen ihres Vaters mit Roland, nicht sowohl aus Liebe, als aus Achtung vor seinen geistigen Eigenschaften und seiner republikanischen Gesinnung, die er, wie sie, durch das eifrige Studium des römischen und griechischen Alterthums gewonnen und befestigt hatte. Dennoch hatte sie einen weit energischeren Charakter als ihr Gemahl, den sie nur durch ihren großen Einfluß auf ihn in den republikanischen Strudel hineinriß. Mit unermüdlichem Eifer stand sie jedoch demselben, als er die Stelle des Ministers des Innern erhalten hatte, in seinen Geschäften bei, fertigte Aufsätze, schrieb Adressen und versammelte täglich um sich einen Kreis von Staatsmännern und Gelehrten, in welchem die Tagesereignisse verhandelt wurden. Als das Girondisten-Ministerium gestürzt war, führte sie im Interesse der Contrerevolution mit den geflüchteten Girondisten einen Briefwechsel, weshalb sie eingekerkert und, da sie alle Mittel zur Flucht verschmähte, am 8. November 1793 guillotinirt wurde. Bei ihrer Hinrichtung benahm sie sich mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit. Ihre Memoiren, die sie während ihrer Haft schrieb, sind unter dem Titel Mémoires, avec une notice sur sa vie (2 Bde. Paris 1820, 3. Aufl. 1835) erschienen und enthalten auch ihre übrigen Schriften.

die Seele des Girondisten-Ministeriums zu betrachten ist; Duranton, Lacoste, Lahire-Gerville empfingen hier die Revolutionsgedanken von den Männern, deren Einflüssen in der gesetzgebenden Versammlung sie nur ihren Namen liehen. Dumouriez bewies, wie sie, die ersten Tage eine vollkommene Hingebung an das Interesse und den Willen dieser Partei, die bei Roland, in einer schönen, jungen und beredten Frau personifizirt, für den General eine Anziehungskraft besaß, welche ihn jedoch das Ziel, das er sich zu erreichen vorgesetzt, nicht aus den Augen verlieren ließ. Er hoffte, die Partei zu dominiren, indem er das Herz dieser Frau gefangen nahm. Er entfaltete daher für sie Alles, was sein Charakter an Schmiegsamkeit, seine Natur an Anmuth, sein Genie an Verführungskunst besaß. Aber Madame Roland hatte gegen die Verführungskünste dieses Mannes Ein Gegenmittel, das Dumouriez bei den Frauen, die er geliebt, nie angetroffen hatte: eine ernste Tugend und eine starke Ueberzeugung. Es gab nur Ein Mittel, ihre Bewunderung zu erlangen; das bestand darin, sie in patriotischer Hingebung zu übertreffen. Das aber war bei Dumouriez nicht möglich. Diese beiden Charaktere konnten sich nirgends begegnen, ohne einen Gegensatz zu bilden, noch sich verstehen, ohne sich zu verachten. Bald sah Dumouriez in Madame Roland nur eine widerspenstige Fanatikerin, diese in jenem nur einen leichtsinnigen, übermüthigen und zugleich gesinnungslosen Mann; sie fand in seinem Blick, in seinem Lächeln, im Ton seiner Worte das Bewußtseyn einer Uebermacht, eine Sicherheit des Erfolgs, die ihre strenge Weiblichkeit verletzte und die Dumouriez in ihren Augen mehr als Höfling denn als Patriot erscheinen ließ. Dieser französische Aristokratismus in den Manieren mißfiel der einfachen Tochter des Kupferstechers Philippon, deren Ideal eines Mannes nicht der Soldat, sondern der Bürger war. Was Dumouriez betraf, so konnte dieser nie eine Macht über sie gewinnen, nicht blos deswegen, weil nur ein echt republikanischer Geist ihre Liebe erwerben konnte, sondern weil sie auch im ersten Augenblick ihres Zusammentreffens die Ueberzeugung gewann, daß dieser Mann zu groß sey, um sich lange Zeit auf dem Niveau ihrer Partei zu erhalten. „Nimm Dich vor diesem Menschen in Acht“, — sagte sie zu ihrem Manne nach der ersten Zusammenkunft mit dem General, — „er verbirgt unter dem Mantel des Kollegen den Hochmuth des Meisters und kann leicht die aus der Versammlung stoßen, die ihn darin eingeführt haben.“

Roland war jedoch zu glücklich über seine neuerlangte Macht, als daß er sich nicht über seine Lage hätte täuschen sollen. Er beruhigte seine Frau und überließ sich mehr und mehr seinem Vertrauen zu der Bewunderung, welche der General für ihn heuchelte. Seine Eitelkeit machte ihn empfänglich für die Zuvorkommenheiten Dumouriez's und flößte ihm sogar eine Art von Mitgefühl gegen den König ein. Bei seinem ersten Auftreten als Minister hatte er in seinem Kostüm und in seinen Manieren die ganze Herbheit seiner Grundsätze und die ganze Rauhheit seines Republikanismus ausdrücken wollen, indem er mit schwarzem Rock, rundem Hut und mit nägelbeschlagenen, bestaubten Stiefeln in den Tuilerieen erschienen war, in der Absicht, sich gleich anfangs dem Manne des Thrones als einen Mann des Volkes darzustellen. Diese stumme Beleidigung mußte, seiner Ansicht nach, der Nation schmeicheln und den König demüthigen. In der That waren die Höflinge darüber voller Unwillen; der König hatte den Stich empfunden und geseufzt, Dumouriez aber hatte gelacht. „Ach!“ hatte er scherzend zu den Höflingen gesagt, „nun ist in der That Alles verloren. Wenn es keine Etikette mehr giebt, giebt es auch keine Monarchie mehr.“ Diese scherzhafte Wendung hatte mit einem Male den ganzen Zorn des Hofes und den ganzen Eindruck der lacedämonischen Unverschämtheit Roland's verwischt. Der König selbst bemerkte die Unschicklichkeit seines Ministers nicht weiter und behandelte ihn mit derselben Herzlichkeit, die ihm alle Herzen öffnete, so daß die neuen Minister darüber verwundert waren, sich in der Gegenwart des Monarchen voller Rührung und Vertrauen zu finden. Voller republikanischer Düsterheit hatten sie die Sitzung begonnen, fast als Royalisten verließen sie dieselbe.

„Der König ist nicht schlimm“, sagte Roland zu seiner Frau, „man kennt ihn nicht. Als Fürst mag er schwach seyn, als Mensch ist er ganz vortrefflich; nicht die guten Absichten sind es, die ihm mangeln, sondern nur die guten Rathschläge. Er liebt nicht die Aristokratie und hat eine warme Theilnahme für das Volk; er scheint ganz geschaffen zu seyn, eine Vermittlung zwischen der Monarchie und der Republik herbeizuführen. Die Revolution hat ihn von ihrer Nothwendigkeit überführt, vielleicht wird sie ihn noch von ihrer Nützlichkeit überzeugen. In unseren Händen kann der König für sie ein besseres Werkzeug abgeben, als irgend ein anderer Bürger des Königreichs. Indem wir den König über die wahre Sachlage aufklären, können wir zugleich seinen wahren Interessen und denen der Nation dienen. Der König und die Revolution müssen sich in uns zu einer Einheit verkörpern.“

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Aus den handschriftlichen Memoiren eines ehemaligen russischen Staatsmanns.

Das diplomatische Corps- und andere Persönlichkeiten Berlins in den Jahren 1801 u. ff.

(Schluß.)

Bei der französischen Gesandtschaft befand sich noch ein militairischer Attaché, ein Husaren-Offizier, Herr Belair, seitdem General. Kind der Revolution und seiner eigenen Thaten, hatte doch das Lagerleben ihm die Formen brutaler Großsprecherei und schlechten Tons nicht eingeimpft, welche einer aus der Anarchie hervorgegangenen Soldateska ihr eigenthümliches Gepräge gaben. Im Gegentheil, da seine Jugend inmitten der Gährung politischer Unruhen und der Wechselfälle des Kriegs gefallen war, so gewährte seine Unterhaltung Interesse; in seinen Manieren zeigte sich eine einfache und herzliche Höflichkeit, deren Richtung wohl eine gütige Natur anweist, deren Gewohnheit jedoch erst durch die Prüfungen des Lebens gekräftigt wird.

Ich bin bei diesem Gegenstande etwas länger verweilt, weil zu derselben Zeit ein französischer Emigrant von Stande in den höheren Kreisen Berlins Zutritt hatte; es war dies der Chevalier de Tilly, ehemaliger Page der Königin Marie Antoinette und Verf. von Memoiren über sein ausschweifendes und abenteuerliches Leben. Von wohlgefälligem Aeußeren, war er durch die Gnade Kaiser Paul's I. zum Malteserritter gemacht worden, und während er die Rolle eines Gecken oder Roué vom alten Regime spielen wollte, verstand er es nicht, durch den feinen Duft eleganten Welttons das wieder auszugleichen, was in der Geckenhaftigkeit lächerlich Impertinentes liegt. Auf sein glattes Gesicht eitel, dabei auch Dichterling oder Reimschmied, hatte er dem Ton und den Manieren nach mehr das Ansehen eines Emporkömmlings, als Herr Belair das Wesen eines Bürgerlichen. Es ist bekannt, daß der erwähnte Emigrant, welcher seit der Restauration sich wieder nach Frankreich begab und das Metier eines Spielers ergriffen oder zu demselben zurückgekehrt war, sich in Brüssel erschoß, weil er Alles, was er besaß oder vielleicht noch mehr, im Hasardspiel verloren hatte. Eines Tages trat dieser Fanfaron in einen der Salons des französischen Gesandtschafts-Hotels, wo er erzählte, wie er eben einer nach Paris reisenden Familie Lebewohl gesagt, und sich zugleich mit der geistreichen Wendung brüstete, die er seinen Abschiedsworten gegeben, indem er hinzufügte: dies heiße die Taktik des Abschieds verstehen. Nach dieser eitlen Phrase verließ er den Salon, und der Gesandtschafts-Secretair sprach zu mir gewendet im Beiseyn mehrerer anderer Personen: „Dies heißt nicht sowohl Takt, als vielmehr einen tic haben (cela ne s'appelle pas du tact, mais du tic).“ Ein Gegenstück dieses Ondam gab ein anderer Emigrant, der nach kurzem Aufenthalt zu St. Petersburg in diplomatischer Mission vom Grafen von Lille (Ludwig XVIII.) in der preußischen Armee Dienste nahm und eine Persönlichkeit des früheren Versailler Hofes in Berlin mit Würde repräsentirte. Obgleich der Glanz seiner Familie sich nicht von sehr langer Zeit herschrieb, so knüpfte sich doch sein Name an eine jener Unternehmungen, deren wesentlicher Nutzen den Stammbaum eines Mannes für ewige Zeiten in die Annalen seines Vaterlandes einträgt und somit die Zahl der Felder auf seinem Adelswappen durch die solidere Prärogative eines wohlerworbenen Ruhms ersetzt. Mann von Geist, die kaustische Würze mit Anmuth und Schonung gebrauchend, kehrte er mit den Bourbonen in seine Heimat zurück, wo er später einen hohen diplomatischen Posten bekleidete, und mit Verwunderung vernahm man, daß er, ein siebzigjähriger Greis, als Volontair sich zu Pferde bei der Expedition von Konstantine befand. Diese jugendliche Bravade im Alter der Hinfälligkeit wirkte nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand und beschleunigte wahrscheinlich seinen in den letzten Tagen des J. 1839 zu Montpellier erfolgten Tod. Einige Zeit vor seinem Tode wurde sein liebendes Vaterherz durch den Tod eines seiner Söhne, eines tapferen, auch vom König von Preußen hochgeschätzten Offiziers, aufs schmerzlichste getroffen.

Der portugiesische Gesandte war der Chevalier Corréa, gleich seiner Gemahlin von wahrer Pygmäenstatur, sie rundlich und gutmüthig, aber höchst unbedeutend, er großer Gutsbesitzer in Madeira, jedoch eben so reich dem Anschein nach, als er wirklich übertrieb, und hierin würdiger Rival des sel. Barons von Münchhausen, dessen Aufschneidereien gedruckt sind. Der portugiesische Diplomat gab im Anfang des J. 1802 einen glänzenden Maskenball in den weitläuftigen Räumen seiner Wohnung im Hotel Beedow, wobei mehrere Prinzen des königlichen Hauses zugegen waren. Diese Fête verdient namentlich zweier Masken wegen Erwähnung. Graf Golofkin, Rekonvaleszent nach einer schweren Krankheit und genöthigt, in seiner Behausung noch im Schlafrock zu verweilen, erschien in demselben Kostüm auf dem Maskenball. Es war dies bequem für seinen Zustand, originell in der Erfindung und ganz in der Ordnung als Maskenkostüm. Ferner bemerkte man hier eine junge Dame mit reizend niedlichem Gesicht, Augen und Mund gleich bezaubernd, von der überraschendsten Frische und Schönheit im Teint sowohl als im Ausdruck, eben so anziehend durch ihre Naivetät, als durch liebenswürdige Verschämtheit, im Kostüm einer russischen Amme, gleich elegant, reich und üppig, da es unter einem feinen und leichten Gewebe die reizenden Formen der Schönheit nur schwach verhüllt. Die Dame, von der hier die Rede, gab in Betreff des Umfangs dieser Formen einer Amme nichts nach, allein mit jenem idealen Reiz, unter dem man sich dieselben nur vorstellen kann. Man erkannte an ihrem lebhaften Erröthen und dem halbgesenkten Blick, daß die Person, welche den Augen der Zuschauer ein so reizendes Ensemble darbot, eine geheime Scham fühlte bei dem Gedanken, welche Gefühle ihre Erscheinung einflößen müsse. Um das harmonische Ganze zu vollenden, besaß sie noch das niedlichste Füßchen und kein anderes Embonpoint, als das eben skizzirte, dessen Abbild in den Meisterwerken klassischer Kunst hervorragt.

Drei andere Persönlichkeiten, die damals zu Berlin lebten, verdienen hier ebenfalls wegen ihres Rufes in verschiedener Beziehung eine Erwähnung. Der Erste, Herr v. Genz, hatte schon damals das runzelvolle Gesicht eines Affen, obgleich er noch den eleganten und galanten Jüngling spielen wollte. Stets nach der neuesten und auffallendsten Pariser Mode gekleidet, ein Lorgnon in der Hand, drängte er sich bei allen Lustpartieen des Prinzen Louis ein, umflatterte das schöne Geschlecht, spürte jede größere Gesellschaft auf, mischte

sich in allerlei häusliche Händel, denn schon seiner Natur nach war er ziemlich klatschsüchtig und dabei ein über und über verschuldeter Spieler. Wer hätte wohl glauben können, daß in dieser Karikatur eines Weltmanns ein tiefer und gelehrter Publizist stecke, ein wirklicher Politiker, ein Autor, der über das Finanzsystem Englands ein mit der größten Klarheit und Sachkenntniß verfaßtes Werk geschrieben und am besten in die Geheimnisse dieser See- und Handelsmacht einzudringen verstand, ein scharfsinniger und ausgezeichneter Schriftsteller, der auf die würdigste Weise bis zur Evidenz dargethan, was Haltbares und Höheres im System des europäischen Gleichgewichts vor der Revolution bereits gelegen, wobei er zugleich ein französisches Pamphlet „Ueber den Zustand Europa's" widerlegte! Derselbe Mann, der später bei der Leitung der Geschäfte der äußeren Politik einer der großen Kontinentalmächte Europa's zugezogen ward, und der vielleicht gezwungen war, Berlin Schulden halber zu verlassen, wurde er nicht der rechte Arm eines Ministers, einer der Geschicktesten inmitten der fähigsten Köpfe, und sah man ihn nicht Maßregeln vorschlagen, Rathschläge geben, Noten und Staatsschriften abfassen in den politischen Verhältnissen Europa's vom spannendsten Interesse und der größten Lebensthätigkeit, inmitten der Peripetieen der Jahre 1813 und 1814, so wie nach dem Falle Napoleon's? — Als ich im Jahre 1812 Gelegenheit hatte, diesen Publizisten in Wien zu besuchen, nachdem mir bei demselben eine Anmeldung durch eine Person vorausgegangen, worauf dieser für berühmte Persönlichkeiten so sehr eingenommene Mann einigen Werth legen mußte, so hatten meine Beziehungen zu ihm doch kein anderes Resultat, als eine lächerliche Klatscherei, welche er der Person gegenüber erfand, deren berühmter Name mich bei ihm eingeführt hatte. Was man seitdem über seinen siebzigjährigen Roman publizirt hat, ist weit entfernt, ein politisches Interesse zu gewähren, ungeachtet des Kolorits dieser Gattung, das man zu seinem Bilde benutzt hat, und das Ganze vermag nur ein mitleidiges Bedauern bei jedem Manne von gesundem Sinn hervorzubringen. Außerdem, daß dieser soi-disant Roman geeignet ist, der Rolle, welche dem verunglückten Helden desselben auf der Weltbühne zu spielen vergönnt war, ihre ganze Würde zu rauben, reduzirt er auch dessen geistige Fähigkeiten auf die Narrheit eines zum Kinde gewordenen Greises.

Eine andere Persönlichkeit, der Dr. Hufeland, gelehrter Arzt und Schriftsteller, schien durch sein Aeußeres kaum im Stande, die Sache seiner Wissenschaft in der Praxis zu fördern. Gewiß, Hippokrates würde nicht eine solche Individualität gewählt haben, um das Ideal eines Arztes zu entwerfen, wie sein Genie sich denselben dachte, selbst dem Aeußeren nach, sey es im Ausdruck der Physiognomie, oder in Haltung und Benehmen. Außer einer gänzlich vernachlässigten Toilette, nicht nur in Betreff der Wahl des Anzugs, sondern auch der Reinlichkeit (Uebelstände, die man leicht hätte übersehen können), erblickte man vor sich düstere Züge, Augen, kaum geöffnet unter den herabfallenden Wimpern, die von Brauen von eben so zweifelhaftem Blond wie das Haupthaar beschattet waren, der Bart kaum rasirt, ein aus der Tiefe dringender und gleichsam grabesartiger Ton der Stimme. Einem solchen leibhaften Phantom gegenüber, hätte man viel eher einen Todesboten vor sich geglaubt, beauftragt, die trauervollen Befehle seines Meisters zu überbringen, als einen Vermittler zwischen den um sich greifenden Fortschritten des Todeswehs und den noch nicht erloschenen Elementen der Lebensfähigkeit, einen Vermittler, dessen bloßes Erscheinen inmitten der Plagen der Hinfälligkeit oft schon als Ermuthigung dient, dies Leid zu tragen, als Trost, das Loos menschlicher Gebrechlichkeit hinzunehmen, und als Hoffnung, bald davon befreit zu werden. Die zahllosen Kuren, welche der berühmte Mann gemacht, die unablässigen, tiefen Forschungen, denen er sich unterzogen, um frühere Untersuchungen zu verbessern oder zu bestätigen, die geistreichen und nützlichen Werke der Wissenschaft, die er herausgegeben, verleihen seiner langen Laufbahn ein viel zu hohes Verdienst, als daß der unvergängliche Strahlenschimmer, welcher seine letzten Lebensjahre beleuchtet, nicht den augenblicklichen ungünstigen Eindruck eines unvortheilhaften Aeußeren formell in Abrede stellen sollte. Diese Polarität, welche häufig zwischen dem wahren Werthe eines unbestreitbaren Verdienstes und der eingebildeten Abschätzung nach äußeren Eindrücken bemerkt wird, beweist nichts Anderes, als daß die Urtheilskraft mit den Empfindungen der Sinne im Widerspruch steht, und daß man sich nicht zu sehr durch Aeußerlichkeiten bestechen lassen soll, um eine Individualität mit Sachkenntniß zu würdigen. Uebrigens mag man wohl angeborene Nachtheile von erworbenen unterscheiden, wie dies der Fall mit den beiden hier besprochenen Persönlichkeiten ist.

Die dritte Persönlichkeit, die hierher gehört, ist Herr Ancillon; derselbe gewährt ein Phänomen, gleich ehrenvoll für das Talent im raschen Fluge auf seiner Laufbahn, als für den Takt, der scharfen Blicks die Fähigkeiten dieses Talents zu benutzen verstand ...... Wenn in der Jugend der Unglaube, mehr aus Weltton als aus durchdachtem Zweifel, vergeblich ankämpft, um das unbewußte Gefühl des Glaubens zu ersticken, so schleicht sich gleichwohl dieses instinktive Glaubensbedürfniß, welches, ohne bestimmt zu seyn, sich der Phantasie selbst bemächtigt, mitten durch die Gährungsperiode des Lebens hindurch. Es geht daraus hervor, daß, wie sehr man auch von der herrschenden Mode, zu denken, angesteckt sey, dennoch eine innere Stimme, deren Echo inmitten des Geschreis des Unglaubens bis zu uns dringt, die Seele nur noch empfänglicher für Alles macht, was sie beruhigt und sie bei ihren heiligsten Empfindungen sich in sich selbst zu versenken nöthigt, und zwar vielleicht weniger bei bedeutenden Gelegenheiten, als bei einem unvorhergesehenen Vorfall. Etwas Aehnliches begegnete mir, als ich eines Tages der Predigt in der reformirten Kirche zu Berlin beiwohnte. Es war wohl natürlich, daß man die Leichenreden Bossuet's, einige andere Fléchier's, die Rede „über die Auserwählten" von Massillon nicht ohne Bewunderung zu lesen vermochte; so hörte ich auch jederzeit gern die Reden des Metropoliten von Moskau, Platon, weniger bedeutend durch Styl und Inhalt, als durch den Vortrag eines wahren Redners und Mannes von Genie, wovon sogar seine Physiognomie Zeugniß gab. Aber niemals hätte ich geglaubt, daß mich eine Rede von einfacher evangelischer Moral so erbauen könne, die mit der größten Einfachheit, mithin ohne rednerische Form gesprochen war, wie etwa eine Anrede an Freunde, und zwar noch dazu in einem jedes Schmuckes, Pompes und religiöser Feierlichkeit des Kultus entblößten Tempel — und doch war dies das Gefühl, welches ich empfand. Der Geistliche, welcher die Rede hielt, statt ein Stock-Kalvinist*) (calviniste empêtré) zu seyn, zeigte sich als wahren Diener des Evangeliums, in den Geist des Christenthums eingeweiht, gleich erhaben durch Einfachheit wie durch Tiefe. Alles athmete in seinen Worten, wie in der Stimme und den Zügen, jene Milde, jenen Frieden, jene echte Liebe, die gerade zum Herzen geht, welche die Seele weckt, im Innersten erfaßt, sie überredet und rührt, während sie zugleich die Ueberzeugung hervorruft, und zwar häufig zum Trotz des Bedürfnisses der Phantasie. Derselbe kalvinistische Prediger hatte sich schon damals durch zwei Werke ausgezeichnet: ein politisches über Europa seit dem 15. Jahrhundert, und ein philosophisches, in welchem sich einige ausgezeichnete Abschnitte finden, z. B. „über große Charaktere" und „über das Unendliche". Seit dieser Zeit zum Erzieher des Kronprinzen von Preußen ernannt, hat der Ruf es unaufhörlich bestätigt, daß sein Zögling ihm zur Ehre gereiche. Später hat persönliches Verdienst, welches in absoluten Monarchieen nicht minder der Geburt vorgezogen wird, als in Ländern, die sich damit brüsten, constitutionell zu seyn oder es wirklich sind, ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verschafft. In dieser hohen Stellung hat er sein Leben beschlossen, nachdem er ohne Aufhören des Vertrauens und der Achtung seines Monarchen sich würdig gezeigt, inmitten einer Periode, deren Peripetieen von der zartesten Natur und eben so viel Schärfe und Einsicht in den Ideen, als Klugheit in der Haltung erforderten.**) Katharina II., deren überlegener Takt in der Wahl ihrer Minister sich nur mit dem der schönen und ruhmvollen Tage Ludwig's XIV. vergleichen läßt, hat oft gezeigt, daß der Ahnenglanz in ihrer Nähe dem Genie, Verdienst oder individuellen Talent nachstehen müsse. Ein solcher Takt aber ist es, den Mann zu wählen verstehen, der für eine Stellung paßt, und nicht das erste Individuum damit betrauen, das man auf seinem Wege antrifft, oder das nach Figaro's Maxime sich mittelmäßig und kriechend gezeigt hat.

* * *

Dieser Mittheilung sollen noch einige andere folgen; das ganze Werk wird in französischer Sprache in 10 Bänden in kurzer Zeit der Presse übergeben werden. Ein deutscher Auszug aus der Feder des Bearbeiters obigen Abschnitts befindet sich unter der Presse; dessen „erste Abtheilung" bilden die „Erinnerungen aus Berlin". Dr. R. L.

Helgoland und die Helgoländer.

Die merkwürdige und im Krieg und Frieden für Deutschland wichtige Insel Helgoland gehört leider mit vollem Rechte zu den Domainen unseres Magazins, da sie keine Domaine des Inlandes mehr ist, obgleich sie dem vaterländischen Boden und ihre Einwohner den vaterländischen Stämmen angehören, und wir möchten gerade jetzt ein Wort über den Zustand derselben sprechen, da ihr in nächster Zukunft große Veränderungen bevorstehen, und zwar physische wie politische. Viele unserer hiesigen Leser werden wohl seit Anfang April unter den Linden ein neues Geschäft bemerkt haben, welches der Helgoländer Gastwirth Franz in Verbindung mit Herrn Denker hier etablirte, um zunächst die Berliner und dann auch Fremde mit frischen Seefischen zu regaliren, die am zweiten Tage nach dem Fange bei der Insel hier ankommen, ein Geschäft, das gerade zur rechten, ja zur besten Zeit seinen Anfang nimmt, da, wie wir erfahren, seine Vorräthe sowohl einem Kreise von Hohen, wie dem Bedürfniß der Niederen angepaßt werden können. Mancher, der die fetten Bissen von Steinbutten, die schmackhaften Gerichte der Hummer und die saftigen Austern aus diesem Lager genießt, denkt entweder gar nichts über die Art und Weise, wie er so plötzlich zu solchen Leckerbissen 60 Meilen und mehr vom Orte ihrer Gewinnung kömmt, oder er denkt, die unternehmenden Besitzer des Geschäftes haben in Folge der neuen Verbindung der Berlin-Hamburger Eisenbahn sich, wie hundert andere Kaufleute, einer aussichtsvollen Speculation hingegeben. Letzteres ist nur zum kleinen Theil richtig; der Anlaß zu dieser Unternehmung läßt sich mit tieferem Grunde in Verbindung setzen, und es läßt sich bei Franz und Denker etwas weit Ernsteres denken.

Wir haben gesagt, es stehe der Insel Helgoland eine Zukunft von physischer und politischer Veränderung bevor; diese beiden Veränderungen stehen in Wechselwirkung zu einander, die politische aber wird die aus der physischen

---

*) Dies Wort findet sich im Original parenthetisch hinzugefügt und ist hier beibehalten worden.

**) Selten entgeht selbst der gefestetste Mensch nach Innen wie nach Außen den seiner Natur unzertrennlich anhängenden Schwächen. Fast am Schlusse seines Lebens, den Jahren zufolge, und nach einer schweren Krankheit, hat dieser Mann noch den seltsamen Entschluß gefaßt, sich wieder zu verheirathen mit einem zwar nicht sehr jungen Fräulein, aber, wie man versichert, aus vornehmer Familie. Mag es Verschiedenheit der Charaktere und Unverträglichkeit der Temperamente, mögen es andere Motive gewesen seyn, man vermuthet, daß diese späte Heirat zum großen Theile die Ursache des Todes eines Ministers war, dessen Dienste dem Staate noch hätten nützlich werden können.

(Anmerk. des Verf.)

entspringenden Nachtheile beseitigen und der Insel eine außerordentliche Bedeutsamkeit bei Welthandel und Welthändeln verleihen. Wir sprechen zuerst von der physischen Veränderung und ihren nächsten Folgen:

Nach einer auf der Insel herrschenden und weit ins Festland verbreiteten Sage, ist Helgoland nur der schwache Ueberrest eines untergegangenen Landes von großem Umfange, voll von Dörfern, Burgen, Wäldern, Tempeln und von zehn Flüssen durchströmt. An diese Sage knüpft sich, wie von selbst, die Prophezeiung, daß die Insel, nach Analogie des (angeblich) bisher Geschehenen, bald ganz vom Meere verschlungen seyn wird. Sonderbarerweise hat die Sage weniger Begründung als die Prophezeiung, die sich zum Schrecken der Einwohner nach und nach, bald in größeren Absätzen und Umfängen, bald in kleineren, erfüllt, besonders aber auf demjenigen Punkte eintrifft, von welchem die Einwohner ihren Wohlstand schöpfen. Im Osten des Felsen-Eilandes, ungefähr eine Viertelstunde entfernt, liegt die Düne, welche zum Seebade geeignet und eingerichtet ist, dem Seebade, das dem größten Theile der Einwohner jetzt entweder Reichthum oder Nahrung gab. Diese Düne war vor hundert Jahren noch derart mit dem Felsen Helgoland verbunden, daß man zur Zeit der Ebbe wenigstens trockenen Fußes zu ihr gelangen konnte; jetzt reißt jede Sturmfluth ein Stück ihres Uferbodens ab, und in der neuesten Zeit waren die Verheerungen so groß, daß die Einwohner den baldigen Untergang der ganzen Düne, wenigstens der zum Baden geeigneten Stellen, fürchten. Man hat mit bedeutenden Kosten Pfahlwerk eingesetzt, hat auf der Felseninsel selbst Badestellen eingerichtet, aber das sind alles nur schwache Palliative und Surrogate, die bei ihrer Kostspieligkeit unfähig sind, den bisher behaupteten Vorrang Helgolands vor anderen Seebädern zu erhalten. Wangeroge, Norderney und die friesischen Inseln müssen bei fortschreitender Abnahme der genannten Düne den Strom der Badegäste aufnehmen und den Helgoländern alle Vortheile entreißen. Diese traurige Aussicht ist es, welche manchen Helgolander veranlaßt, bei Zeiten auszuwandern und die günstigen Umstände für den Handel mit den Seeprodukten der Insel wahrzunehmen. Herr Franz, der vielen Berlinern als biederer Gastwirth und Fischereibesitzer von Helgoland aus bekannt ist, hat einen einsichtsvollen und gewiß auch für ihn gewinnreichen Schritt hierher gethan.

Die politische Veränderung ist unverhältnißmäßig wichtiger, und zwar nicht blos für die Insel, sondern für Deutschland, ja für Europa. Es handelt sich darum, einen Hafen in Helgoland zu erbauen, der Hunderten von Schiffen Sicherheit bieten und zugleich die Bade-Anstalt retten, ja noch erheben kann. Bis jetzt mußten die Schiffe bei ungünstigem Winde und besonders zur Zeit, wo die Elbe und Weser gefroren sind, zu Hunderten um die Mündungen irren und mußten außer den großen, durch viele Wochen Aufenthalt und Beschädigungen entstehenden Kosten vielen Gefahren ausgesetzt seyn, daher oft die Steigerungen und Schwankungen in den Frachten der Schiffsgüter, und daher oft die bedenklichsten Störungen im Handel der Hansestädte. Ein sicherer und geräumiger Hafen in Helgoland würde den bisherigen Uebeln gründlich abhelfen, da darin jene Schiffe Zuflucht finden, die von fernen Landen herbeikamen, in der Hoffnung, bis innerhalb der Elbe und Weser zu dringen, die Mündungen aber verschlossen sehen. Dies allein würde schon hinreichend den seit lange beabsichtigten Bau motiviren, und es wären alle Aussichten da, daß die üblichen Hafenzölle nicht nur die Kosten des Baues und der Erhaltung decken, sondern auch noch Gewinn abwürfen. Trotzdem hat man aus alter Gewohnheit und mehreren Rücksichten mit der ernsten Betrachtnahme eines solchen Werkes bisher gezögert; erst jetzt, wo die fortschreitende Zerstörung der Bade-Insel den Insulanern mit gänzlicher Nahrungslosigkeit oder sie in den Zustand der ehemaligen Armuth zurückzubringen droht, erst jetzt nimmt man den so lange vernachlässigten Entwurf wieder auf, da durch den Hafenbau auf der Felseninsel selbst, unabhängig von der Düne, die trefflichsten Einrichtungen zum Seebade bewirkt werden können. Man geht, wie uns aus sicherer Quelle mitgetheilt worden, in England jetzt damit um, die Kosten, welche auf 400,000 Pfd. Sterl. berechnet sind, durch eine Actien-Gesellschaft aufzubringen, und es liegen bereits mehrere Pläne und Zeichnungen vor. Die Regierung scheint sich vorläufig nicht dafür zu interessiren, wahrscheinlich aber wird sie später aus dem Hafen für Handelsschiffe einen Kriegshafen machen, um ein neues Gibraltar an den Mündungen der großen deutschen Wasserstraßen zu haben, um durch dieses Bollwerk zugleich Skandinaviens und Rußlands Ostseemacht im Schach zu halten und Frankreichs Flotten am Eindringen in jene Gewässer zu hindern. Und wie Deutsche, wir werden nicht blos müßig zuschauen, wie sich Britanien vor unserer Thür ein großes festes Haus baut, um uns Luft und Bewegung zu rauben, nein, wir werden mehr thun als müßig zuschauen, wir werden unseren Enthusiasmus für die britische Größe und Macht überall herumzeigen, werden Hymnen an den englischen Neptun richten, der uns für würdig erachtet, seinen Dreizack in unseren Boden, in unser Fleisch zu stecken! Wir brauchen keine Kriegshäfen und wenig Handelsschiffe, denn wir haben keine Kriegsschiffe und wenig Handel; solche bauen wir nicht eher, bis wir eine Flotte haben, d. h. wir gehen wie jener Scholastiker nicht eher ins Wasser, bis wir schwimmen gelernt haben!

Mannigfaltiges.

— Einige Notizen über das englische Unterhaus. Das Unterhaus des englischen Parlaments, welches jetzt 658 Mitglieder zählt, bestand ursprünglich und besteht zum Theil auch jetzt noch, wie die zweite Kurie in Preußen, aus drei verschiedenen Ständen, nämlich:

a) Grafschafts-Rittern (knights of shires),
b) Abgeordneten der Städte (citizens, representatives of cities) und
c) Abgeordneten der Flecken (burgesses, representatives of boroughs).

Zur Zeit Eduard's III. war das Tagegeld für jeden Grafschafts-Ritter auf 4 Shill. (1⅓ Thlr.) und für jeden Abgeordneten von Städten oder Flecken auf 2 Shill. (20 Sgr.) festgesetzt, was jedoch die kleineren Ortschaften damals für eine zu große Ausgabe erklärten, so daß sie behaupteten, die dem Gemeindehaushalt daraus erwachsende Last werde durch die möglichen Wohlthaten der Vertretung schwerlich ausgeglichen. Unter Heinrich VI. zählte das Unterhaus nicht mehr als 300 Mitglieder; bis zur Zeit Heinrich's VIII. kamen 31 hinzu, und bis zur Zeit Karl's II. abermals 182, wozu bei der Union Englands und Schottlands 45 schottische Mitglieder und endlich bei der Vereinigung der Legislatur Irlands mit der von Großbritanien 100 irische Mitglieder traten. Die auf diese Weise entstandene Zahl von 658 Mitgliedern ist auch durch die im J. 1832 bewirkte Parlaments-Reform, in Folge deren viele verrottete Flecken das Wahlrecht verloren, welches auf neuere große Städte überging, beibehalten worden. Der Reformbill zufolge, besitzt allein die Stadt London (die City) das Vorrecht, vier Mitglieder in das Unterhaus zu senden; 135 Städte und andere Ortschaften (boroughs) in England und Wales — mit Einschluß der beiden Universitäten Oxford und Cambridge — wählen jede zwei Mitglieder, und 67 Städte und Ortschaften jede ein Mitglied, so daß England und Wales zählen:

a)	an Vertretern der Städte und Flecken	341
b)	„ Grafschafts-Rittern	159
	zusammen	500 Vertreter.

Schottlands Repräsentation wurde durch die Reformbill um neun und Irlands um fünf Mitglieder vermehrt, und zwar besitzt jetzt Schottland:

a)	an Vertretern der Städte und Flecken	23
b)	„ Grafschafts-Rittern	30
	zusammen	53 Vertreter

und Irland:

a)	an Vertretern der Städte und Flecken	41
b)	„ Grafschafts-Rittern	64
	zusammen	105 Vertreter.

Um wählbar zu seyn, muß man (nach der 48sten Akte im ersten und zweiten Regierungsjahre Victoria's) in den Grafschaften ein reales oder persönliches Eigenthum mit einem Einkommen von 600 Pfd. (4000 Thlr.) jährlich und in den Städten halb so viel besitzen. Die Vertreter der Universitäten Oxford und Cambridge, so wie des Trinity-College in Dublin, bedürfen eines solchen Vermögens-Nachweises nicht. Auch die ältesten Söhne von Pairs oder von Personen, welche ihrem Vermögen nach Grafschafts-Ritter seyn können, sind davon ausgenommen. In Schottland ist der Vermögensbesitz nicht als Bedingung der Wählbarkeit festgestellt.

Vom Parlament ausgeschlossen sind durch besondere Gesetze: Ausländer; Geisteskranke (es muß sofort eine neue Wahl stattfinden, wenn ein Mitglied geisteskrank wird; man darf also körperlich mehrere Jahre, geistig jedoch nicht einen Augenblick abwesend seyn); englische und schottische Pairs (falls sie in das Unterhaus gewählt seyn wollten); irländische Pairs jedoch nur insofern sie zu repräsentativen Pairs für Irland erwählt worden; bestellte Richter, mit alleiniger Ausnahme des Master of the Rolls in England; diejenigen Staatsbeamten, welche Stellen bekleiden, die seit dem 25. Oktober 1705 ins Leben gerufen worden; alle Geistlichen, und zwar sowohl der anglikanischen und der schottischen, als der katholischen Kirche, und endlich alle diejenigen Personen, die mit der Regierung in irgend einem Lieferungs- oder Kontrakts-Verhältnisse stehen. Wer in einem solchen Verhältnisse sich befindet und gleichwohl im Parlamente sitzt, hat für jeden Tag, den er in demselben zugebracht, 500 Pfd. Strafe zu bezahlen. Wenn ein Mitglied bankerott wird, wird es ein Jahr lang vom Parlament ausgeschlossen, in welcher Zeit es seine Angelegenheiten regulirt haben muß; ist dies nach Ablauf der Frist nicht geschehen, so hat der Sprecher eine neue Wahl anzuordnen. Sonstige Bestimmungen über die Bescholtenheit der Parlaments-Mitglieder sind nicht vorhanden, mit Ausnahme dessen, daß sie, eben so wie die Wähler, ihr Recht verlieren, wenn sie eines Kriminalverbrechens überführt sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 57. Berlin, Mittwoch den 12. Mai 1847.

England.

Das bescholtene Parlaments-Mitglied John Wilkes und das Unterhaus im 18. Jahrhundert.

Daß das britische Parlament zuweilen mit den Gerichten des Landes hinsichtlich seiner eigenen Privilegien in Widerspruch sich befindet, ist unter Anderem auch aus dem in neuerer Zeit vorgekommenen und in den Zeitungen viel besprochenen Prozesse von Stockdale gegen den Parlaments-Buchdrucker Hansard hinreichend bekannt. Hansard hatte im Auftrage des Unterhauses die an dasselbe abgestatteten „Berichte der Gefängniß-Inspektoren" gedruckt, in welchen ein von Stockdale herausgegebenes Buch so angegriffen war, daß Letzterer darin eine Ehrenkränkung erblickte und nun gegen den Drucker klagbar wurde. Der Lord-Oberrichter Denman gab bei dieser Gelegenheit die Erklärung ab, daß die „Privilegien des Hauses" den Parlaments-Buchdrucker keinesweges gegen die Reclamationen der Privaten schützen könnten, und daß selbiger vielmehr, wenn er unter diesem Schutz ein „Libell" gedruckt, dafür aufkommen müsse. Das Unterhaus sah sich hierdurch veranlaßt, ein Comité zur Prüfung der Sache zu ernennen, und dies hatte die Folge, daß das Haus eine Reihe von Resolutionen faßte, worin erklärt wurde, daß es „zu den verfassungsmäßigen Functionen des Parlaments und insbesondere des Unterhauses, als des repräsentativen Theiles desselben, gehöre", seine Aktenstücke in der Weise zu veröffentlichen, die es für gut fände, so daß kein Gerichtshof ohne eine Verletzung und Verachtung der Privilegien des Parlaments (a breach and contempt of the privileges of Parliament) sich herausnehmen dürfe, eine Entscheidung zu treffen, die mit diesen Beschlüssen in Widerspruch sey.

Aber weder Stockdale noch das englische Gericht ließ sich durch diese Erklärung zurückschrecken. Vielmehr entschied der Hof der Queen's Bench abermals gegen die „Privilegien des Hauses", und das Unterhaus, statt seine Resolutionen sofort in Ausführung zu bringen und den Kläger nebst seinen Rechtsbeiständen — wie dies in früherer Zeit schon zuweilen geschehen — zu bestrafen, begnügte sich, dem Buchdrucker Hansard aufzugeben, sich, falls die Klage gegen ihn fortgesetzt werde, nicht weiter zu stellen und auch keinen Advokaten für sich plaidiren zu lassen. Die Geschworenen im Sheriffs-Gerichtshof erklärten darauf den Verklagten in contumaciam für straffällig, und er wurde zu einer Geldbuße von 600 Pfd. verurtheilt. Diese Summe ließ das Gericht exekutorisch eintreiben, ohne sie indessen dem Kläger auszuliefern, da es sich auf weitere Schritte des Unterhauses gefaßt machte. Als dieses darauf im J. 1840 zusammentrat, ließ es sofort den Stockdale, wegen Verletzung der Resolutionen und Privilegien des Parlamentes, in das Gefängniß des Serjeant-at-arms abführen. Die Sheriffs von London wurden demnächst aufgefordert, jene Summe herauszugeben, und, als sie sich weigerten, ebenfalls eingesperrt und erst wieder entlassen, nachdem sie, auf Anweisung der Queens-Bench, das Geld an Stockdale selbst übergeben. Dieser, obwohl im Gefängniß, ließ sich dadurch nicht zurückhalten, durch seinen Anwalt einen neuen Prozeß gegen Hansard zu eröffnen, worauf dieser Anwalt ebenfalls, und zwar im Newgate-Gefängniß, eingesperrt wurde. Endlich, als auch diese Maßregeln alle nichts halfen und die Gerichte fortfuhren, die Sache zu betreiben, als ob weder ein „Privilegium" noch eine „Resolution" des Unterhauses vorhanden wäre, sah das letztere sich genöthigt, dem Einwand nachzugeben, daß die bisherige Gesetzgebung in diesem Punkte mangelhaft sey. Es wurde daher eine förmliche Bill eingebracht, durch welche verordnet wird, daß kein Gerichtshof Klagen gegen Druckschriften annehmen dürfe, sobald nachgewiesen sey, daß diese Schriften unter Autorisation eines der beiden Parlamentshäuser gedruckt worden. Diese Bill ging zuerst im Unter- und dann im Oberhause durch, worauf sie die königliche Genehmigung erhielt. Nun erst wußten die englischen Gerichte entschieden, wonach sie sich zu richten hätten, doch konnte das neue Gesetz natürlich auf den älteren Fall keine Anwendung finden, und dieser mußte zwischen den Parteien Stockdale und Hansard auf gütlichem Wege geschlichtet werden.

Inzwischen ist hierdurch die Frage über die „Privilegien des Hauses" doch nur insofern erledigt, als dabei die vom Parlament ausgehenden Druckschriften betheiligt sind. In jeder anderen Beziehung ist die Frage noch immer so unentschieden, als sie war, und Fälle, wie sie früher vorgekommen, in welchen die Entscheidungen der Gerichtshöfe mit diesen Privilegien geradezu in Widerspruch waren, werden sich wahrscheinlich noch oft wiederholen. Einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art war der in der Ueberschrift dieses Artikels erwähnte von John Wilkes, den wir hier nach dem zweiten Bande von Thomas Keightley's „Geschichte von England" mittheilen *), wobei indessen nicht unbemerkt bleiben darf, daß dies die Erzählung eines Tory ist, der das Portrait von Wilkes mit den Farben seiner Partei gemalt und ihm natürlich nicht sehr geschmeichelt hat:

„Als das Ministerium Grenville's (1763) gebildet war, eröffnete die Presse ein über die Maßen heftiges Feuer dagegen. Die gefährlichste Batterie war eine Zeitschrift unter dem Titel: „der Nord-Brite", redigirt von John Wilkes, Parlaments-Mitglied für Aylesbury, einem Manne von bedeutendem Talent, jedoch ausschweifendem Charakter und zerrütteten Vermögens-Umständen. Er war, wie beinahe alle (!) Demagogen, höchst aristokratischer (?) Gesinnung; da ihm jedoch ein einträglicher Posten verweigert worden war, trieb er das Handwerk eines Patrioten und begann eine Reihe Angriffe auf die Personen und Maßregeln der Minister; diese nahmen darauf keine Rücksicht, bis er in Nummer XLV. seiner Zeitung die Thronrede angriff (19. April 1763), indem er den König beschuldete, offenbare Lügen geäußert zu haben. Es wurde vom Staats-Sekretariat ein allgemeiner Verhaftsbrief gegen den Verfasser, Drucker und Herausgeber des „Nord-Briten" erlassen, mit der Aufforderung, sich ihrer und ihrer Papiere zu bemächtigen und letztere dem Staats-Secretair einzuschicken. Wilkes wurde demgemäß verhaftet und in den Tower gesetzt. Als er sich nun an den Civil-Gerichtshof um ein Habeas-Corpus wandte, wurde er vorgeführt und auf Entscheidung des Lord-Oberrichters Pratt, daß sein „Privilegium als Parlaments-Mitglied", welches nur durch Hochverrath, erschwertes Verbrechen oder Verletzung der öffentlichen Sicherheit verwirkt werden könne, verletzt worden sey, frei gelassen. Der Generalsachwalter leitete sodann gegen ihn den Prozeß wegen Pasquills ein, und Wilkes, der Abgott des Pöbels, ließ kein Mittel unversucht, die Verfolgung gegen sich anzureizen. Die Minister, statt die Sache den Gerichtshöfen zu überlassen, brachten unpassender Weise den Fall vor das Haus der Gemeinen, von denen Nummer XLV. des „Nord-Briten" für ein lügenhaftes, anstößiges und aufrührerisches Pasquill gegen den König und beide Häuser erklärt und der Beschluß gefaßt wurde, es durch Henkershand verbrennen zu lassen. Zugleich hatte Wilkes auf einer Presse in seinem Hause ein Gedicht mit dem Titel „Versuch über das Weib **)" gedruckt, worin Gottlosigkeit mit Unzüchtigkeit um die Oberhand stritten, und hatte Anmerkungen dazu unter dem Namen des Bischofs Warburton gemacht. Es wurde nun im Oberhause beschlossen, Seine Majestät zu ersuchen, daß Dieselbe eine gerichtliche Untersuchung gegen Herrn Wilkes wegen Verletzung des Privilegiums und wegen Gotteslästerung verfügen möge. Ungeschickter Weise wurde zum Antragsteller Lord Sandwich erlesen, ein Mann, dessen eigener Privat-Charakter Alles, nur nicht makellos war.

„Hierauf wurde die Frage hinsichtlich des Privilegiums der Parlaments-Mitglieder im Unterhause aufgenommen und, der Beredsamkeit Pitt's wie der Entscheidung des Civil-Gerichtshofes zum Trotz, mit großer Stimmenmehrheit entschieden, daß das Privilegium des Parlaments keine Geltung zu Gunsten der Verfasser und Verleger aufrührerischer Schmähschriften habe. Das Haus der Lords kam nach langer Debatte zu gleichem Beschluß.

„Es entstand ein Auflauf, als man den Versuch machte, den „Nord-Briten" zu verbrennen, und als mehrere der Personen, welche verhaftet worden waren, mit Entschädigungsklagen gegen die Gerichts-Vollzieher auftraten, entschied das Geschworenengericht zu Gunsten der Kläger; Wilkes selbst brachte eine solche Klage gegen die beiden Staats-Secretaire und den Unter-Secretair Herrn Wood ein, und der Letztere wurde verurtheilt, ihm tausend Pfund Sterling Entschädigung und die Kosten des Prozesses zu bezahlen. Bei dieser Gelegenheit erklärte der Oberrichter Pratt den Verhaftsbefehl für gesetzwidrig, und eine gleichlautende Entscheidung Lord Mansfield's erledigte vollends die Frage.

„Wilkes wurde gleichwohl aus dem Unterhause gestoßen, ihm der Prozeß wegen Herausgabe der Nummer XLV. und des Gedichtes „über das Weib"

---

*) Vgl. Nr. 29 des Magazins von d. J. — Die bei A. W. Laeiß in Hamburg erschienene Uebersetzung ist von Herrn F. K. J. Demmler veranstaltet, läßt jedoch besonders im zweiten Bande, was die Glätte des Ausdrucks und die Verständlichkeit betrifft, Manches zu wünschen übrig.

**) Essay on woman, eine Parodie auf den Titel eines bekannten Gedichtes von Pope „Essay on man".

gemacht und er für schuldig erklärt; da er sich nicht vor Gericht stellte, um das Urtheil über sich aussprechen zu lassen, wurde er geächtet (outlawed). Er blieb in Frankreich, wohin er sich geflüchtet hatte, bis der Herzog von Grafton ans Ruder gelangte (1768), und als eine speichelleckerische Eingabe, die er bei diesem einreichte, mit Verachtung behandelt wurde, so kam er frech am Vorabend einer Wahl herüber und trat als Kandidat für die City von London auf. Er war, wie natürlich, der Liebling des Pöbels, aber so geneigt auch jene Wahlkörperschaft gewöhnlich ist, Demagogen zu begünstigen, so wurde er dennoch zurückgewiesen. Die Minister, statt daß sie versucht hätten, ihn durch Bedingungen zu entwaffnen oder ihn dadurch unschädlich zu machen, daß sie seinen Urtheilsspruch in Vollzug setzten, ließen sich durch seine Briefe an die Gerichtsbeamten des Ministeriums zufriedenstellen, worin er bei seinem Ehrenwort versprach, vor dem Gerichte der Kingsbench sich zu stellen. Er trat bald nachher (1769) als Kandidat für Middlesex *) auf, und da die Wähler daselbst hauptsächlich aus den niedrigsten Klassen bestanden, so wurde er mit einer großen Stimmenmehrheit zum Mitglied ernannt. Als er im Parlament erscheinen wollte, wurde er in das Gefängniß der Kingsbench gesetzt; indessen unterhielten die Aufläufe seiner Anhänger in der City eine fortwährende Aufregung. Er rühmte sich, „er könne den Pöbel gleich eben so vielen Bulldoggen hetzen" zu welchem Endzwecke es ihm beliebe, und zwar blos durch die Worte „Freiheit, willkürliche Gewalt" und ähnliche magische Ausdrücke.

„Der Gerichtshof der Kingsbench hob die Acht gegen Wilkes wegen einiger Unregelmäßigkeit in der Fassung derselben auf; jedoch die zwei Erkenntnisse gegen ihn wurden bestätigt und er zu zwei Geldbußen von fünfhundert Pfund Sterling und zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Sogleich wurden Subscriptionen unter seinen Bewunderern ins Werk gesetzt, um seine Schulden zu bezahlen; er erhielt eine Menge von Geschenken, und sein häßliches Gesicht wurde die Zierde einer Unzahl von Wirthshaus-Schildern. Bald darauf hatte er einen Brief von dem Staats-Secretair Lord Waymouth an die Behörden von Surrey sich zu verschaffen gewußt, welcher ihr Betragen bei Unterdrückung eines Aufstandes in St. Georgefields, wobei einige Personen ihr Leben verloren, billigte, und gab ihn mit einer Vorrede heraus, worin er jenen Vorfall „eine gräuliche Metzelei und die Folge eines mit Vorbedacht gefaßten höllischen Planes" nannte. Als er nun an der Schranke des Hauses den Dank des Vaterlandes dafür ansprach, daß er „jenes blutige Papier" ins rechte Licht gesetzt habe, wurde er aus dem Hause gestoßen und eine neue Wahl für Middlesex ausgeschrieben.

„Jeder Kunstgriff, die Menge aufzureizen, ward angewandt und Wilkes wieder gewählt; doch das Haus erklärte ihn für unfähig, während des laufenden Parlaments einen Sitz einzunehmen. Er wurde zum drittenmal gewählt und noch einmal seine Wahl für nichtig erklärt. Er ließ von seiner Kandidatur nicht ab; diesmal aber wurde sein Gegenkandidat, Oberst Luttrell, für richtig gewählt erklärt, obgleich Wilkes eine unermeßliche Mehrheit der Stimmen erhalten hatte. **) Der geldbedürftige Patriot war bereits durch eine Subscription aus seinen Verlegenheiten gerissen worden, und die Bürger der City von London, welche die bloßen Namen der Freiheit und des Patriotismus an einem Manne ehrten, der beide entweihte, wählten ihn mit jenem Mangel an wahrer politischer Weisheit, die solchen Körperschaften eigen ist, zum Alderman. Im Jahre 1770 war unter dem Titel „Gesellschaft zur Aufrechthaltung der Bill der Rechte" ein politischer Klub gebildet worden, unter dessen vornehmste Mitglieder er gehörte; man fand jedoch bald, daß ein großer Theil der Kasse des Klubs zur Bezahlung der Schulden des Patrioten und zum Ankauf einer Leibrente für ihn verwendet worden war. Die demokratische Partei blieb ihm dennoch treu; er wurde, als die Reihe an ihn kam, Lord-Mayor und erreichte endlich das große Ziel seines Ehrgeizes, nämlich den einträglichen Posten des Kämmerers der City."

Frankreich.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.

(Fortsetzung.)

So sprach Roland in dem ersten Rausch erlangter Macht. Seine Frau hörte ihn an, das Lächeln des Unglaubens auf den Lippen. Ihr festeres und schärferes Auge hatte sich gleich im ersten Augenblick auf ein entscheidenderes Ziel gerichtet, als auf diese furchtsame und vorläufige Versöhnung zwischen einem gesunkenen Königthum und einer halben Revolution. Alle ihre Wünsche gingen auf Gründung einer Republik, alle ihre Handlungen, ihre Worte, ihre Seufzer mußten auch ihren Gemahl und ihre Freunde gleichsam wider Willen und Wissen auf dies Ziel hintreiben. „Mißtraue der Treulosigkeit des Hofes und der Höflinge und vor Allem Deiner eigenen Tugend", antwortete sie dem schwachen und eitlen Roland; „Du lebst in einer Welt, wo Alles nur Schein ist und die glatteste Oberfläche die ränkevollsten Pläne verbirgt. Du bist unter diesen Höflingen nur ein ehrlicher Bürger, Deine Tugend kann in der Mitte aller dieser Laster leicht in Gefahr gerathen. Sie sprechen unsere Sprache, aber wir verstehen nicht die ihrige. Wie sollten sie uns nicht täuschen? Ludwig XVI., schon zur Hälfte von der Nation entthront, kann unmöglich die Constitution, die ihn fesselt, lieben; er kann seine Fesseln zu liebkosen scheinen, aber jeder seiner Gedanken ist darauf gerichtet, sie abzuschütteln."

Diese Sprache erschütterte Roland. Brissot, Condorcet, Vergniaud, Gensonné, Guadet, besonders Buzot, der vertrauteste und innigste Freund der Madame Roland, bestärkten das Mißtrauen des Ministers in den Abendversammlungen. Er trat dann mit noch tieferem Stirnrunzeln, düsterer Miene und stoischer Unbeugsamkeit in den Sitzungssaal; aber der König entwaffnete ihn durch seinen Freimuth, Dumouriez entmuthigte ihn durch seine Heiterkeit, seine eigene Macht verweichlichte ihn durch ihren Glanz. Diesem dreifachen Einfluß konnte er nicht widerstehen: er schob die vom Könige zu fordernde Sanction für die Dekrete, die seinem Herzen und seinem Gewissen am meisten widerstrebten, nämlich für das Dekret gegen die Emigrirten und für das Dekret gegen die unvereidigten Priester, auf unbestimmte Zeit hinaus und legte so den ersten Grund zu dem großen Unglück, das später über die Girondisten hereinbrach.

Dumouriez bemächtigte sich indessen des Königs und der öffentlichen Gunst. Die Auflösung des Räthsels, wie er diesen doppelten Zweck erreichte, ist in einem denkwürdigen Worte enthalten, das er früher einmal gegen den Herrn von Montmorin in einer geheimen Konferenz mit diesem Minister äußerte: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so würde ich allen Parteien das Spiel verderben, indem ich mich selbst an die Spitze der Revolution stellte." Dieser Ausspruch enthält die einzige Politik, welche Ludwig XVI. hätte retten können. Denn in einer Revolutionszeit muß jeder König, der nicht selbst revolutionair gesinnt ist, unvermeidlich zwischen den beiden Parteien erdrückt werden; ein neutraler König regiert nicht mehr, ein König, dem vom Volke Verzeihung geworden, entwürdigt den Thron, ein vom Volke besiegter König hat nur noch das Exil oder das Schaffot als letztes Ziel vor sich. Dumouriez fühlte die Nothwendigkeit, den König vor allen Dingen von seiner wahrhaften Anhänglichkeit an seine Person zu überzeugen, ihn zum Vertrauten und so zu sagen zum Theilnehmer an der patriotischen Rolle, die zu spielen er sich vorgesetzt, und sich selbst zum geheimen Vermittler zwischen den Absichten des Monarchen und den Zwecken und Forderungen der Versammlung zu machen, um auf diese Weise den König durch seinen Einfluß über die Girondisten, die Girondisten durch seinen Einfluß auf den König zu beherrschen. Diese Rolle eines Günstlings des unglücklichen Königs und eines Beschützers der verfolgten Königin sagte sowohl seinem Ehrgeiz als seinem Herzen zu. Als Soldat, Diplomat und Edelmann hat er ein ganz anderes Gefühl für das gesunkene Königthum, als jene Empfindung befriedigter Eitelkeit und beruhigter Eifersucht, wovon die Seelen der Girondisten erfüllt waren. Für Dumouriez hatte der Thron noch einen großen Zauber, für die Girondisten lag nur in der Freiheit ein Reiz. — Es galt jedoch manche Vorurtheile zu überwinden, die der König gegen den General noch von früherher hatte und die besonders durch die Freundschaft Gensonné's und die Gunst der Jakobiner für den Minister verstärkt worden waren. Der Minister seinerseits war nicht minder von Vorurtheilen gegen den König erfüllt; er erwartete in ihm einen der Constitution feindseligen Geist, ein durch die Beleidigungen des Volkes erbittertes Gemüth, einen heftigen Charakter, einen beschränkten Verstand und ein herrschsüchtiges Temperament zu finden, kurz das travestirte Bild dieses unglücklichen Fürsten, den man zu verleumden gesucht hatte, um ihn bei der Nation verhaßt zu machen. In einer geheimen Unterredung, die sie bald nach dem Eintritt Dumouriez's in das Ministerium hatten, wurden Beide ihrer Täuschung inne. Dumouriez fand, daß der König einen geraden Sinn, ein für alle wohlwollenden Empfindungen offenes Herz, eine dem Unglück seiner Stellung gegenüber nie sich verleugnende Langmuth und eine große Leutseligkeit des Benehmens besaß. Allein eine große Schüchternheit, die Folge der langen Zurückgezogenheit, in der er nach dem Willen seines Vaters seine Jugend hatte zubringen müssen, unterdrückte die freien Ergießungen seines Herzens und verlieh seiner Sprache und seinem Umgange mit Menschen eine Befangenheit und Trockenheit, die seiner natürlichen Anmuth etwas Abbruch thaten.

„Sire", redete Dumouriez ihn an, indem er mit jener zarten Höflichkeit, die aus der Vereinigung von Mitleid und Ehrfurcht stammt, auf ihn zutrat; „ich werde mich jetzt ganz Ihrem Dienste, Ihrem Wohle widmen. Aber die Rolle eines Ministers ist jetzt eine andere geworden. Ohne aufzuhören, ein Diener des Königs zu seyn, bin ich zugleich ein Mann der Nation. Sie werden daher von mir stets die Sprache der Freiheit und der Constitution hören. Erlauben Ew. Majestät, daß, um Ihnen besser dienen zu können, ich mich dem Publikum und der Versammlung gegenüber auf die constitutionelle Seite meiner Rolle beschränke und alle Beziehungen, die meine Anhänglichkeit an Ihre Person verrathen könnten, vermeide. In dieser Rücksicht werde ich kein Gesetz der Etikette achten; ich werde Ihnen nicht den Hof machen, im Staatsrath werde ich Ihren Neigungen zuwiderhandeln und als Repräsentanten Frankreichs an den auswärtigen Höfen Männer ernennen, die der Nation ergeben sind. Wenn Ihre Abneigung gegen die Personen meiner Wahl unüberwindlich und begründet ist, werde ich gehorchen; wenn diese Abneigung aber bis zur Gefährdung der Wohlfahrt des Vaterlandes und der Ihrigen geht, dann werde ich Sie bitten, meine Entlassung anzunehmen und mir einen Nachfolger zu ernennen. Denken Sie an die furchtbaren Gefahren, die um Ihren Thron gelagert sind. Sie können ihn nur durch das Vertrauen be-

*) Ein großer Theil der auf dem linken Themseufer liegenden Stadt London, wie z. B. Marylebone, gehört zu dieser Grafschaft, weshalb die dortigen Wahlkörperschaften (boroughs) außer ihrem eigenen Abgeordneten auch noch die von Middlesex mitzuwählen haben. (Anm. d. Uebers.)

**) Diese Entscheidung des Unterhauses zu Gunsten des Obersten Luttrell, als eines Kandidaten, der die Mehrheit der Wähler gegen sich hatte, ward 13 Jahre nachher durch einen Parlamentsbeschluß vom 3. Mai 1782 für ungültig erklärt, und zwar wurde zugleich angeordnet, daß jene Entscheidung, „als verletzend für die Rechte der gesammten Wählerschaft des Königreichs", in den Journalen des Hauses gestrichen werde. D. R.

festigen, das die Nation zu der Aufrichtigkeit Ihrer Anhänglichkeit an die Revolution hegt. Es ist eine Eroberung, die Sie machen müssen. Ich habe nun vier Depeschen in diesem Sinn für die Gesandten ausgefertigt. Die Sprache, deren ich mich darin bedient habe, ist bisher in den Verhandlungen der Höfe mit einander unerhört gewesen, es ist die Sprache einer beleidigten und entschlossenen Nation. Ich werde sie morgen dem Staatsrath in Ihrer Gegenwart vorlesen. Wenn Sie meine Arbeit billigen, so werde ich fortfahren, so zu sprechen, und werde im Sinne meiner Worte handeln; wenn nicht, so sind meine Equipagen bereit, um mich der Armee zuzuführen, wohin mich meine Neigung und dreißigjährige Studien rufen."

Der König erwiederte ihm eben so erstaunt als gerührt: „Ich freue mich über Ihre Freimüthigkeit; ich weiß, daß Sie mir ergeben sind, und erwarte Alles von Ihren Diensten. Man hatte mir vielfach Ungünstiges über Sie gesagt, dieser Augenblick hat jeden solchen Eindruck verwischt. Gehen Sie und handeln Sie nach Ihrem Herzen und den Interessen der Nation gemäß, die auch die meinigen sind." — Dumouriez zog sich zurück, aber er wußte, daß die von ihrem Gemahl angebetete Königin die Politik des Königs von der Leidenschaft und der Beweglichkeit ihrer Seele abhängig machte. So wünschte er eine Zusammenkunft mit dieser Fürstin eben so sehr, als er sie fürchtete. Denn ein Wort von ihr konnte das kühne Wagstück, das er unternahm, um den König mit der Nation auszusöhnen, gelingen und mißlingen machen.

Die Königin ließ den General in ihre geheimsten Privatgemächer rufen. Dumouriez fand sie allein, die Wangen lebhaft durch die innere Aufregung geröthet; mit schnellen Schritten ging sie in dem Gemach auf und nieder, wie Jemand, dessen körperliche Bewegungen durch die innere Unruhe hervorgerufen werden. Dumouriez trat stillschweigend an die Kamin-Ecke, wo er in einer Stellung verharrte, die zugleich den Schmerz und die Achtung ausdrückte, welche ihm die Gegenwart einer so erhabenen, so schönen und so unglücklichen Fürstin einflößte. Sie blieb vor ihm stehen; majestätischer Zorn spiegelte sich in ihren Zügen wieder. „Herr General", sagte sie zu ihm — und in dem Tone ihrer Worte klang das Gefühl ihres Unglücks, aber auch die Verachtung des Schicksals wieder — „Sie sind sehr mächtig in diesem Augenblick, aber nur durch die Gunst des Volks, das seine Götzenbilder eben so leicht mit Füßen tritt, als es sich vor ihnen anbetend niederwirft." — Ohne Antwort zu erwarten, fuhr sie fort: „Ihre Existenz hängt von Ihrem Benehmen ab. Man sagt, Sie haben viel Talent. Nun, Sie werden begreifen, daß weder der König noch ich alle diese Neuerungen der Constitution dulden können. Das ist eine offene Erklärung. Entscheiden Sie sich danach." — „„Madame"", erwiedert Dumouriez, bestürzt über diese Aufrichtigkeit, „„ich bin erschreckt über das gefährliche Vertrauen, mit dem mich Ew. Majestät beehrt; ich werde es nicht mißbrauchen. Aber ich stehe zwischen dem Könige und der Nation und gehöre dem Vaterlande. Lassen Sie mich Sie daran erinnern, daß das Heil des Königs, das Ihrige, das Ihrer Kinder, selbst die Wiederherstellung des königlichen Ansehens an die Consititution geknüpft sind. Sie sind umgeben von Feinden, von denen Sie den eigenen Interessen geopfert werden. Nur die Constitution, und sie allein ist, wenn sie eine bestimmte Gestalt erlangt, im Stande, Sie zu beschützen und das Glück und den Ruhm des Königs zu begründen."" — „Das wird nicht lange dauern; nehmen Sie sich in Acht!" entgegnete die Königin mit einem zornigen und drohenden Blick, in welchem Dumouriez eine Anspielung auf die persönlichen Gefahren, denen er sich aussetzte, und die Absicht, ihn einzuschüchtern, wahrzunehmen glaubte. Er sagte deshalb mit leiser Stimme, aber mit einem Ton, worin sich die Festigkeit des Soldaten mit der inneren Bewegung des Menschen paarte: „„Madame, ich zähle funfzig Jahre, und habe viel Gefahren in meinem Leben bestanden. Indem ich das Ministerium übernahm, habe ich mich nicht darüber getäuscht, daß meine Verantwortlichkeit nicht die größte der Gefahren seyn werde, denen ich mich aussetzte."" — „In der That", rief die Königin voller Abscheu aus; „es fehlte nur, daß man mir noch diese Schändlichkeit zutraute. Sie scheinen zu glauben, daß ich fähig wäre, Sie ermorden zu lassen." Thränen des Unwillens erstickten ihre Stimme. Dumouriez, eben so bewegt als die Königin, wies die verhaßte Auslegung seiner Worte mit aller Kraft von sich ab. „„Gott möge mich vor solcher grausamen Beleidigung bewahren, Madame! Ihre Seele ist groß und edel, und der Heroismus, den Sie bei so vielen Gelegenheiten bewiesen, hat mich auf immer zu Ihrem innigsten Anhänger gemacht."" Sie wurde durch den Accent der Wahrheit in des Generals Worten beruhigt und legte als Zeichen der Versöhnung ihre Hand auf seinen Arm.

Diese Rückkehr der Heiterkeit und des Vertrauens benutzte der Minister, um Marie Antoinette mit seinen Plänen bekannt zu machen und sie vor Allem von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu überzeugen. „Glauben Sie mir, Madame, ich habe kein Interesse, Sie zu täuschen, und verabscheue eben so sehr wie Sie selbst die Anarchie und das Verbrechen, aber ich habe Erfahrung, ich lebe mitten unter den Parteien, mir entgeht keine Ansicht, ich stehe dem Volke näher als Sie und bin daher besser im Stande als Sie, die Richtung und das mögliche Ziel aller dieser Begebenheiten zu beurtheilen. Es ist dies nicht, wie Sie vielleicht glauben, eine bloße Volksbewegung, sondern die fast einmüthige Erhebung einer großen Nation gegen eine veraltete und in Verfall gerathene Ordnung der Dinge. Große und mächtige Parteien schüren den Brand, und in allen giebt es Verbrecher und Thoren. Was mich betrifft, ich sehe in der Revolution nur den König und die Nation. Was auf ihre Trennung abzielt, führt sie beide an den Abgrund des Verderbens. Ich will sie vereinigen. An Ihnen ist's, mir beizustehen. Bin ich ein Hinderniß für Ihre Absichten und können Sie diesen nicht entsagen, erklären Sie es mir, und in demselben Augenblick ziehe ich mich zurück, um in der Verborgenheit über das Schicksal des Vaterlands und über das Ihrige zu trauern." — Die Königin war gerührt und überzeugt. Die Freimüthigkeit Dumouriez's gefiel ihr und riß sie hin. Dieses Soldatenherz antwortete ihr mit den Worten des Staatsmannes. Fest, brav, heroisch von Charakter, sah sie lieber diesen Degen im Staatsrath des Königs als jene Politiker und Redner, die den Honig auf der Zunge trugen, aber den Mantel nach dem Winde der Meinungen und der Gewalt drehten. Von diesem Augenblick an besaß der General das volle Vertrauen der Königin, obwohl ihre Standhaftigkeit zuweilen durch die rohen Beleidigungen des Pöbels auf eine harte Probe gesetzt wurde.

Nachdem sich der General so mit dem Hofe verständigt hatte, zauderte er keinen Augenblick länger, die Schranke, die den König von der äußersten Partei trennte, niederzureißen und die Regierung auf völlig patriotischen Fuß zu stellen. Er näherte sich den Jakobinern und erschien unerschrockenen Muthes in der Sitzung des folgenden Tages. Der Saal war vollständig gefüllt. Als Dumouriez eintrat, malte sich auf allen Gesichtern ein erwartungsvolles Erstaunen. Doch stimmte er durch seine martialische Figur und durch die soldatische Festigkeit seines Ganges die Versammlung gleich anfangs sehr zu seinen Gunsten. Niemand ahnte, daß unter so viel Kühnheit so viel Schlauheit versteckt war. Man erblickte jetzt in ihm nur einen Minister, der sich dem Volke hingiebt, und alle Herzen öffnen sich, ihn zu empfangen. Es war damals die Zeit, wo die rothe Mütze, das Symbol der extremsten Ansichten, von den Jakobinern fast einstimmig als Zeichen ihrer patriotischen Gesinnung adoptirt worden war. Dumouriez besteigt den Rednerstuhl und bedeckt sein Haupt mit der rothen Mütze. Diese stumme Beredtsamkeit löst endlich das erwartungsvolle Schweigen in ein lautes Jubelgeschrei auf. „Brüder und Freunde", spricht Dumouriez, „alle Augenblicke meines Lebens werde ich dem Willen des Volks zum Opfer bringen und dadurch die Wahl des constitutionellen Königs rechtfertigen. Eine große Last liegt auf meinen Schultern. Helft mir, Brüder, sie tragen; denn ich habe Euren Beistand, Euren Rath nöthig. Sagt mir die Wahrheit, die bittersten Wahrheiten; aber verachtet die Verleumdung und stoßt nicht einen Bürger von Euch, den Ihr als aufrichtig und unerschrocken kennt und der sich für immer der Sache der Revolution und der Nation geweiht hat." — Der Präsident antwortete dem Minister, daß die Versammlung es sich zur Ehre schätze, ihn unter ihre Brüder zählen zu können. Diesen Worten folgt ein dumpfes Gemurmel, das aber bald durch das Beifallsrufen, welches dem von der Rednerbühne herabsteigenden Dumouriez folgt, übertönt wird. Man fordert, daß die beiden Reden gedruckt werden. Legendre legt dagegen unter dem Vorwande der Ersparniß Protest ein: er wird von der Tribüne zum Stillschweigen gebracht. „Warum diese ungewohnten Ehrenbezeugungen und diese Antwort des Präsidenten an den Minister?" fragt Collot-d'Herbois. „Wenn er als Minister hierhergekommen ist, so bedarf es keiner Antwort. Kommt er als unser Verbündeter und Bruder, so thut er nur seine Pflicht und bekennt sich zu unseren Meinungen; und dann giebt es nur eine Antwort für ihn: Mag er handeln nach seinen Worten!"

(Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Büchersammlung und Büchermarkt in Konstantinopel.

Der als fleißiger Herausgeber arabischer Handschriften bekannte Baron von Slane bereist seit Anfang 1843 im Auftrage der französischen Regierung die Levante, um die ungedruckten Schätze der muhammedanischen Bibliotheken kennen zu lernen und werthvolle Handschriften zu erwerben. Zahlreiche Berichte über die Ergebnisse seiner Reise hat dieser Gelehrte nach und nach an den Minister des öffentlichen Unterrichts eingesandt, und einige derselben hat Letzterer im Journal général de l'Instruction publique veröffentlicht. Es scheint, Slane habe gewünscht, alle Berichte veröffentlicht zu sehen; da Letzteres aber nicht geschehen, so macht er selbst den Inhalt seines letzten Briefes, eine zusammenfassende Uebersicht seiner Arbeiten, bekannt, indem er ihn in Form eines Schreibens an seinen Freund, den Orientalisten Reinaud, im Journal Asiatique veröffentlicht. Man gewinnt aus dieser Mittheilung nicht blos die Kenntniß vom Daseyn einiger wichtigen Werke der arabischen Literatur in Konstantinopel, sondern man erlangt auch die Gewißheit, daß die Wirklichkeit jämmerlich wenig den träumerischen Erwartungen entspricht, die man noch immer mit den verborgenen Schätzen griechischer, römischer und orientalischer Literatur zu Konstantinopel in Verbindung setzt. Es ist jedenfalls auch ein großer, wenn auch negativer Gewinn, endlich doch einmal mit gutem Gewissen die vergeblichen Nachforschungen daselbst einstellen und an den Uebergang zum Troste über das unwiederbringlich Verlorene denken zu können. Baron v. Slane hat das schwierige, ja manchmal gefährliche Unternehmen durchgesetzt, alle namhaften Sammlungen kennen zu lernen und vollständige Verzeichnisse ihres Inhaltes anzufertigen, die er dem Minister zur Uebergabe an die königl. Bibliothek zu Paris übersandte. Hierdurch werden die Orientalisten Europa's in den Stand gesetzt, zu erfahren, welche Schätze in den Bibliotheken Ragib-Pascha, Kuprili, Bajazed, Nori-Othmanieh, Abscher-Efendi, Aia-Sophia, Jeni Dschamie, Abd-el-Hamid, Laleli &c. enthalten sind. Herr v. Slane begnügte sich aber nicht damit, bloße Verzeichnisse zu machen, sondern suchte Mittel auf, die Benutzung zum Behufe von Abschriften und Auszügen zu erlangen: seine Bemühungen waren erfolgreich, und er hat den geheimen Schlüssel zu allen Bibliotheken Konstantinopels gefunden. Er sagt, daß er in einem vertraulichen Schreiben dem Herrn Reinaud das Geheimniß, welches

er hier verschweigt, entdeckt habe, damit dieser es zu Abschriften für die königl. Bibliothek benutzen könne.*) Ueber die Einrichtung und Gebräuche an den dortigen Bibliotheken sagt der Reisende Folgendes:

„Die Bibliotheken Konstantinopels bestehen gewöhnlich aus zwei Abtheilungen, dem Büchersaale und dem Arbeitszimmer. In diesem letzteren, welches ziemlich geschmackvoll eingerichtet ist und dessen Decke von Marmorsäulen getragen wird, erblickt man weder Tisch noch Stuhl. Rings umherliegende Polster bieten einen bequemen Sitz für diejenigen, welche gewohnt sind, mit gekreuzten Beinen zu sitzen, und kleine hölzerne Bänke dienen zu Lesepulten. Zahlreiche Fenster geben helles Licht, während schattige Bäume des kleinen, solche Gebäude gewöhnlich umgebenden Gartens gegen den Sonnenstrahl schützen. Der Fußboden ist weißer Marmor, über welchen Binsenmatten ausgebreitet liegen. Auf diese Matten legen die Moslems einen kleinen Teppich, um in den Gebetstunden darauf zu knieen. Der Anblick dieses Schauspiels, wo alle Softa (Studirende) und Ulema (Gelehrte) gleichzeitig ihre Forschungen unterbrechen, um ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, hat etwas Erhabenes, und der Europäer wird ergriffen von dem Ausdrucke dieser Andacht, von welcher die Personen beseelt zu seyn scheinen. Der Büchersaal ist gewöhnlich dunkel, die Bücher sind in Futteralen und sorgfältig in verschlossenen Gitterschränken aufbewahrt. In der Bibliothek Ragib-Pascha sind die Bücher in einen ungeheuren eisernen Käfig gesperrt, der kunstvoll gearbeitet und vergoldet ist und sich in der Mitte des Studirzimmers erhebt. Die Arbeitstunden sind gewöhnlich von 9—3, und zwar täglich, mit Ausnahme von Mittwoch und Freitag.**) Die Bibliotheken, welche mit Moscheen verbunden sind, haben fast dieselbe Einrichtung; man muß, um zu ihnen zu gelangen, stets durch die Moschee gehen."

Ueber die Zulassung in den Bibliotheken im Allgemeinen sagt Slane nichts; über seinen Zutritt giebt er uns die interessante Erklärung, daß er nur unter muhammedanischer Verkleidung und Haltung (hat sich also wahrscheinlich auch mit dem „Ausdrucke tiefer Andacht" auf die Kniee zum muselmännischen Gebete geworfen!) ruhig arbeiten konnte, dagegen anfangs, wo er als Franke auftrat, durch deutliche Zeichen der Unzufriedenheit der Leser gezwungen war, sich zurückzuziehen. In der Maske des Muselmannes gelang es ihm sogar, die Freundschaft der Besucher zu gewinnen, und er sagt bei dieser Gelegenheit: „Je me rappellerai toujours avec plaisir la politesse exquise, la dignité et la bienveillance de plusieurs uléma de Constantinople."

Die geheimnißvolle Bibliothek des Serail, von der viele gutmüthige Leute meinen, daß sie noch von verloren geglaubten Schätzen des klassischen Alterthums strotze, stand Herrn v. Slane ebenfalls offen. Sie enthält gegen 1500 Werke in persischer, arabischer und türkischer Sprache (Manuskripte oder Druckwerke?) und zwar nichts Bemerkenswerthes. Vielleicht wird diese Sammlung bald einer Moschee übergeben, wie dies schon öfter geschehen ist, und eine andere, vom jetzigen Sultan gebildete, an ihre Stelle treten. Die griechischen, die in einem Keller aufbewahrt seyn sollen, bekam der Reisende nicht zu sehen. Vor anderthalb Jahren ungefähr ließ die türkische Regierung dieselbe untersuchen und einem europäischen Gesandten ein Verzeichniß davon übergeben. Ein junger, sehr unterrichteter Türke, welcher bei der Untersuchung dieser byzantinischen Beutetrümmer zugegen war, versicherte, daß nichts Bedeutendes dabei war, wenn man eine schöne und alte Handschrift des Pindar ausnimmt; es sind meist theologische Werke (wir erinnern uns, daß die Allg. Augsb. Zeitung seiner Zeit Nachrichten von ihrem Korrespondenten in Konstantinopel über diese Untersuchung enthielt).

Der Verkauf von Handschriften in Konstantinopel ist jetzt sehr beschränkt. Während vor 40 Jahren noch hundert Buchläden waren, sind jetzt nur 13, wovon die eine Hälfte nur auf Befehl der Regierung gedruckte Bücher, die andere Hälfte nur scholastische, auf den Koran bezügliche Schriften darbietet. Schönwissenschaftliche und historische Werke sind sehr selten, denn die Ulema reißen sich solche zu hohen Preisen aus den Händen. Auch hat die Pforte verboten, Bücher an Franken zu verkaufen, ein Verbot, das, so intolerant es auch scheint, doch zu entschuldigen, ja, vom nationalen Standpunkte aus, vielleicht zu loben ist. Gute und seltene Handschriften sind seit 50 Jahren so viele aus dem türkischen Reiche nach Europa gegangen, daß dort, wie Slane selbst versichert, großer Mangel daran ist. Bei der zunehmenden Armuth der Türken und bei der großen Nachfrage von Seiten der Europäer mußte sich die Pforte dahin gebracht sehen, den Verkauf zu verbieten, so wie bei uns der Verkauf von Cerealien in Zeiten der Theurung verboten wird. Auch Abschriften sind schwer zu erlangen, und Slane giebt einen Fall an, wo der Besitzer einer Handschrift des Ibn-el-Athir, der nach langen Unterhandlungen, gegen einen hohen Preis eine Abschrift nehmen zu lassen, bereit war, das Geschäft abbrach, sobald er erfuhr, daß der Käufer ein Christ sey. Bei solchem Zustande des Buchhandels in Konstantinopel mag sich die königliche Bibliothek zu Berlin um so mehr Glück wünschen, im vorigen Jahre eine große Sammlung von werthvollen Büchern aus jener Stadt erhalten zu haben. Vielleicht, daß auch hierin durch die Betriebsamkeit des deutschen Buchhandels bald eine Verbesserung eintritt. Oeffentliche Blätter nämlich meldeten vor kurzem, daß ein deutscher Buchhändler (wir glauben Wick) zu Anfang dieses Jahres ein Geschäft in der türkischen Hauptstadt gegründet; er möge sich's zu einer seiner Aufgaben machen, seltene Bücher für vaterländische Sammlungen zu erwerben.

*) Der Schlüssel, aus welchem Herr von Slane ein Geheimniß macht, wird wohl kein eiserner, sondern von edlem Metalle seyn. Philipp von Macedonien schon sagte, es sey keine feindliche Stadtmauer zu hoch für einen Esel mit Gold beladen; und die Mauer einer türkischen Bibliothek sollte zu hoch seyn für die mit Gold beladene Hand eines französischen Gelehrten?

**) Also nach Berlin die liberalsten Bibliotheken Europa's. Schade, daß der sonst redselige Slane nichts über die Höflichkeit und die Gelehrsamkeit der türkischen Kustoden sagt; wir hätten so gern (Honni soit qui mal y pense) Vergleichungen angestellt und das Resultat bekannt gemacht!

Mannigfaltiges.

— Eine Badereise des kosmopolitischen Nachtwächters. Der Nachtwächter hat sein Horn, mit dem er das schlafende Europa aufwecken wollte, schon lange an den Nagel gehängt und sich ein Ding über die Ohren gezogen, was einer baumwollenen Schlafmütze nicht unähnlich ist. Im Grunde ist der Nachtwächter von jeher ein ganz verständiger Mann gewesen, der, wie der Vogel Strauß — wenn auch aus anderen Motiven — den Kopf ins Gebüsch steckt, um nicht gesehen zu werden, in ähnlicher Weise die Hand vors Gesicht hält, um sich in eine kosmopolitische Nacht hinein zu träumen, die ihm zur Zeugung seiner poetischen Kindlein behülflich seyn soll. Aber hat nun ein solches Kindlein sich „dem Schoße des Chaos entrungen", schaut der Kosmopolitische schalkhaft zwischen den Fingern durch und ruft: „Mum, mum — kiek, kiek." — Weg ist der Spuk, der Kosmopolitische aber reist mit Frau und Kind ins Bad und bringt uns von da ein ganz hübsches Büchelchen mit, betitelt: Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland, von Franz Dingelstedt.*) Was ist's für ein Buch? Ist's ein joviales, ein liebenswürdiges, ein gelehrtes, ein gediegenes Buch? — Nichts von dem Allen, oder vielmehr Etwas von dem Allen, kurz es ist ein modernes Buch, in allen Farben und allen Schattirungen spielend, aber keine feste tiefe Grundfarbe darin. Leichte Contouren, anmuthiges Kolorit. Wo es aber auf die Schilderung einer mächtigen Naturanschauung, etwa eines vom Sturm zerrissenen Meeres und Himmels, ankam, da erlahmt die Hand des Künstlers. Auch eine Wanderung durch die holländische Geschichte hat der Verfasser angetreten, eine Episode, die sechs Kapitel seines Buchs einnimmt; sie ist ganz vortrefflich geschrieben, voller dramatischer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, die dadurch noch an Interesse gewinnt, daß der Verfasser die Begebenheiten überall mit der trefflichen Zeichnung der Lokalitäten verbindet. Von der „lyrischen Zugabe", die aus zwei längeren Gedichten besteht, hat uns nur das erstere, „Ein Nachtstück", zusagen wollen, weil es ein Ganzes ist und wirkliche Poesie enthält, obwohl es sich wie ein ins Epische übersetztes lyrisches Gedicht von Heine ausnimmt. Das zweite, ein aus zwanzig Kanzonen bestehendes „Seestück" erinnert an die Anekdote vom Postillon, der bei strengem Winter vergeblich ins Horn zu stoßen versuchte, weil die Töne sogleich, ehe sie die Mündung passirten, einfroren und erst später, als er ins Wirthshaus kam, zur Verwunderung aller Anwesenden aus dem aufgethauten Horn hervorprasselten. So scheint auch dieses politisch-allegorisirende „Seestück" eine Nach- und Fehlgeburt des kosmopolitisirenden Nachtwächterhorns und jede „Kanzone" ein solch aufgethauter und aufgewärmter Nachtwächterhornstoß zu seyn. Sehr bezeichnend und für den Leser beruhigend schließt die letzte Kanzone und das ganze Buch mit den Worten: „Ich kann in Frieden schlafen." — Gute Nacht, Kosmopolitischer!

— Der Brand von Bucharest. Ein in Berlin zusammengetretenes Unterstützungs-Comité hat in den hiesigen Zeitungen folgende Bekanntmachung erlassen: „Bucharest ist durch den am 4ten und 5ten v. M. daselbst stattgehabten Brand schwer geprüft worden. An 30,000 Menschen sind ihrer Habe, ihres Obdachs beraubt. Das Unglück ist groß, größer als irgendwo anders, denn in der Walachei giebt es keine Brand-Versicherungs-Anstalten. — Haben wir auch bei uns selbst mit Noth und Bedrängniß zu kämpfen, unsere entfernteren hülfsbedürftigen Mitmenschen verdienen darum nicht weniger Theilnahme. Es ergeht daher der dringende Ruf an alle edle Menschenfreunde, diesen Unglücklichen die helfende Hand nicht zu entziehen, sondern ihre große Noth nach Möglichkeit lindern zu helfen. — Nach dem Brande von Hamburg im Jahre 1842 erfolgten für die deutsche Stadt seitens aller europäischen Staaten beträchtliche Unterstützungen. Auch die Walachei blieb hierbei nicht zurück und darf sonach um so mehr auf Berücksichtigung ihrer Hülfsbedürftigen von unserer Seite rechnen." (Etwanige Beiträge sind die Expeditionen der beiden Berliner Zeitungen anzunehmen bereit.)

*) Leipzig, Verlagshandlung von J. J. Weber, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Sonnabend den 15. Mai 1847.

Frankreich.

Eine neu aufgefundene Handschrift Voltaire's.

Die seit dem vorigen Jahre von den Gebrüdern Firmin Didot herausgegebene Monatsschrift Nouvelle Revue Encyclopédique ist in Deutschland noch sehr wenig bekannt, obwohl sie es in den verschiedensten Kreisen zu seyn verdient, da sie unter der Mitwirkung der achtbarsten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes einen hervorragenden Rang auf dem Gebiete der kritischen Journalistik der Franzosen einnimmt, man darf sagen in der kritischen Literatur überhaupt, wenn man nicht zu denjenigen gehört, die gründlich tief sind, aber doch, mit gewohnter Vornehmheit, auf den Fleiß der Fremde hinabsehen. Diese Revue, in vieler Beziehung den Heidelberger Jahrbüchern gleichend, schließt keine irgend werthvolle Erscheinung der Wissenschaft von dem Kreise ihrer Beurtheilung aus. Ihre Anzeigen sind so mannigfach, daß alle Leserklassen ihre Fächer darin finden, während sie andererseits nicht durch Breite abschrecken oder ermüden. Außer den kurzen Anzeigen enthält jedes Heft noch reiche Zugaben von Allerlei in Bezug auf wichtige Handschriften, literarische Entdeckungen, bibliographische Merkwürdigkeiten &c.

Das Februar-Heft enthält in dieser Abtheilung einen Brief von Brunet über eine ganz unbekannt gebliebene Ausgabe des Pantagruel; Aufsätze über ein noch unedirtes Tagebuch von Galland und über eine autographische Handschrift von Voltaire, dessen Einnahmen und Ausgaben betreffend, welche so eben ans Tageslicht gekommen. Der Verfasser des letztgedachten Aufsatzes sagt hierüber Folgendes:

„Voltaire hat sich selbst der Mühe unterzogen, uns über seine Einnahmen und Ausgaben aufzuklären, indem er eigenhändig eine große Anzahl von Noten darüber in einem Büchlein von Oktavformat von ungefähr (!) 30 Seiten, davon aber einige unbeschrieben, niedergelegt. Dieses kostbare Manuskript, welches so eben von der königlichen Bibliothek angekauft worden *), giebt uns einige bestimmte Nachweise sowohl über die Renten Voltaire's, als über die Anlegung seiner Kapitalien, über die gewöhnlichen Ausgaben seines Hauses und über die bedeutenden Ersparnisse, die er gesammelt.... Das vorliegende Manuskript enthält auch manche Anekdote, die man nicht gleichgültig lesen wird."

Wodurch aber der Werth dieses Fundes außerordentlich erhöht wird, das ist, daß durch einen merkwürdigen Zufall in diesem Verzeichniß zwei große Quartblätter, ganz von der Hand Friedrich's des Großen beschrieben, gefunden worden, welche die ursprüngliche Vorrede des Anti-Machiavell enthalten. Bekanntlich hat Voltaire dieses Erstlingswerk Friedrich's durchgesehen und zum Drucke befördert. **)

Für spätere Biographen Voltaire's ist die Benutzung dieser merkwürdigen Urkunde eine dringende Pflicht. Es ist ja ein noch unentschiedener Streit, auf welche Weise Voltaire zu so großem Vermögen gelangen konnte und welchen Gebrauch er davon machte, und während die Verfolger seines Namens behaupten, er habe in Sanssouci die Wachslichte seines königlichen Wirthes heimlich in die Tasche gesteckt, Juwelieren falsche Steine für geliehene echte Diamanten zurückgegeben und mit ihm anvertrauten Handschriften unehrlichen Handel getrieben, weisen dagegen die begeisterten Verehrer auf die großen Einkünfte hin, die ihm sein Genie und sein Fleiß zuführen mußten, und auf die lange Reihe von Handlungen seines wohlthätigen Sinnes und von menschenfreundlichen Opfern, die er gebracht. In dem aufgefundenen Büchlein erhält man unzweideutige Aufschlüsse über seine Vermögens-Umstände und erfährt man zugleich manches historisch Nützliche über Zeitgenossen, die mit dem berühmten Gutsherrn von Ferney in Geschäftsverbindung gestanden. ***) Hier mag es genügen, auf die Bedeutsamkeit des Dokuments für die Kenntniß des Lebens und Wirkens Voltaire's hingewiesen zu haben, doch wird man uns gern gestatten, auch einige Proben daraus vorzulegen, sie werden hinreichen, eine Anerkennung der Wichtigkeit des Schriftchens zu bewirken. Die erste Seite ist überschrieben:

„Etat der Renten im Monat Juli 1775."

Auf das Rathhaus (sur l'hôtel de ville)	14,023	Livres.
„ die Ostindische Compagnie	11,366	„
„ „ Erbschaft Guise	2,500	„
„ Marschall Richelieu	4,000	„
„ Herzog von Orleans	1,200	„
„ Herrn v. Lattre	3,000	„
„ Herzog von Bouillon	3,250	„
„ Generalpächter Marchand	6,300	„
„ Erben Villars	2,100	„
„ Lezeau de Rouen	2,300	„
„ Destins Maulevins	2,000	„
„ Saint Tropes (Erbschaft Guébriant)	540	„
„ Dauneville-Frémont	2,000	„
„ den Bankerott Bernard, Surintendant der Königin	300	„
„ Herrn von Neuilli zu Dijon (rentes foncières)	1,000	„
„ Anleihen der 160 Millionen	12,000	„
„ Herzog von Württemberg	62,300	„
„ Kurfürsten von der Pfalz	13,000	„
„ Ferney und Umgegend	15,000	„
„ Notar Duclos	12,000	„
„ Scherer & Bergne	4,800	„
„ Baum	1,200	„
Summe	176,961 *)	Liv."

Vom Herzoge von Württemberg hatte er außerdem gut eine Summe von 70,000 und vom Herzog von Candaule 13,000 Livres, welche beide Summen natürlich nicht zu den jährlichen Renten zu rechnen waren. Von den genannten 176,981 Liv. müssen abgerechnet werden 8,481 für die Abgabe von 5 pCt. an die Regierung und andere Kosten. Das Autograph sagt weiter, daß aus dieser Einnahme verwendet werden:

„Für meine Neffen	3,600	Livres.
„ die Haushaltung (pour les dépenses par an)	30,000	„
„ den Pfarrer	800	„
„ Almosen	1,000	„
(beide letztere Posten sehr mager!) Summe	35,400	Liv."

Zu dem enormen Ueberschusse muß man noch bedeutende Summen rechnen, die er im Portefeuille hatte, und besonders sichere Schuldbriefe von unbekannten und bekannten Personen. Unter den Schuldbriefen, von denen es heißt: „que l'on peut donner en payement pour les maisons", befinden sich sechs von Florian.

Sehr viele Noten betreffen Angelegenheiten der Einwohner von Ferney in ihren Beziehungen zum Gutsherrn, und sie können alle, so scheinbar unbedeutend sie auch sind, doch sehr nützliches Material in der Hand eines geschickten und scharfsinnigen Biographen werden. Es ist daher recht sehr zu wünschen, daß das Manuskript nochmals verglichen und vollständig veröffentlicht werde.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.

(Fortsetzung.)

Robespierre erhebt sich, ein ernstes Lächeln in seinen Zügen, und spricht also zu den Jakobinern: „Ich gehöre nicht zu denen, die es für eine Unmöglichkeit halten, daß ein Minister patriotisch gesinnt sey, sondern empfange mit Vergnügen die im Interesse der Nation gemachten Prophezeiungen. Wenn er diese Prophezeiungen wahr gemacht, wenn er die Feinde, denen seine Vorgänger und jene, trotz der Vertreibung einiger Minister, die Regierung auch jetzt noch gegen die Nation aufreizenden Verschwörer Waffen gegen die Patrioten in die Hand gegeben haben, zerstreut hat: dann, aber auch nur

*) Wie eben statt ungefähr der Verf. die ganz bestimmte Seitenzahl hätte angeben sollen, da er es doch gewiß konnte, so hätte er uns hier sagen sollen, von wem die königl. Bibliothek das Manuskript gekauft hat, was er doch wahrscheinlich konnte.

**) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß bei der jetzt erscheinenden neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke Friedrich's II. zum „Antimachiavell" die eigenhändige Handschrift des großen Königs benutzt wird. Sonderbarerweise ist die Hälfte des Exemplars im Geheimen Archiv, während die andere Hälfte im Besitze eines Privatsammlers, des Herrn Benoni Friedländer, ist. Ob die bei Voltaire gefundene Vorrede ein fehlender Theil der hiesigen Handschrift ist, oder ob Friedrich sie zweimal geschrieben hat, wird wohl zunächst Herr Professor Preuß entscheiden müssen. Besser wäre es, wenn man, statt der Vorrede, die nun doppelt da ist, das zweite Kapitel aufgefunden hätte; es fehlt dieses leider in dem Berliner Exemplar, wie wir hören.

***) Freilich ist hieraus nicht mehr zu ermitteln, wie Voltaire zu dem großen Vermögen gekommen ist, über welches er im Jahre 1775, also drei Jahre vor seinem Tode, verfügt, und es bleibt der Konjektur, dem Lobe und dem Tadel immer noch Feld genug übrig.

*) So im Original unrichtig statt 176,970 addirt.

dann ist es, meiner Meinung nach, an der Zeit, ihm das verdiente Lob zu spenden; aber selbst dann werde ich nicht anstehen, zu behaupten, daß jeder andere gute Bürger dieser Gesellschaft seines Gleichen ist. Das Volk ist allein groß, allein ehrwürdig in meinen Augen! Die Spielzeuge der materiellen Gewalt verschwinden vor ihm. Wenn ich daher die Forderung stelle, daß man den Eintritt des Ministers in diese Gesellschaft nicht durch besondere Huldigungen bezeichne, die nur das Sinken des Volksgeistes beurkunden würden, so geschieht es nur aus Achtung für das Volk, aus Achtung für den Minister selbst. Er verlangt unseren Rath, unseren Beistand. Was mich betrifft, so verspreche ich, ihm Rathschläge zu geben, die für die Regierung und für das öffentliche Wohl von großem Nutzen seyn werden. Ich fürchte für diese Gesellschaft die Gegenwart keines Ministers, aber ich erkläre, daß, sobald ein Minister hier einen größeren Einfluß erlangen sollte, als irgend ein anderer Bürger, ich den Antrag auf seine Ausweisung stellen werde. Hiervon werde ich nicht abgehen." Robespierre verläßt die Rednerbühne. Dumouriez wirft sich ihm in die Arme. Die Versammlung erhebt sich, die Tribünen besiegeln durch ihren Beifall diese brüderliche Umarmung, in der man ein Wahrzeichen für die Einheit der Macht und des Volkes sieht.

Hiezu kam noch, daß der König an die gesetzgebende Versammlung einen Brief schrieb, der mehr wie eine Abdankung zu Gunsten der Meinung, als wie ein constitutioneller Akt freier Macht aussah. Er betraf den Wechsel des Ministeriums und enthielt unter Anderem die Worte: „Ich habe die abtretenden Minister durch Männer ersetzt, die bei der öffentlichen Meinung in Gunst stehen" (die Girondisten). „Die Versammlung hat mir so oft wiederholt, daß nur durch diese Partei die Ordnung wiederhergestellt und die Gesetze gehandhabt werden könnten, daß ich es für meine Pflicht gehalten habe, dieser Stimme Folge zu leisten, damit der Böswilligkeit fernerhin kein Vorwand bleibe, an meinen Wünschen und Bestrebungen für die Wohlfahrt und das Glück des Vaterlandes zu zweifeln." — Die Versammlung empfing dieses Schreiben mit allgemeiner Beistimmung; es schien jetzt die vollkommenste Harmonie in den Sitzungen des Staatsraths zu herrschen. Der König setzte die neuen Minister durch seinen ausdauernden Fleiß und seine Geschicklichkeit in den Geschäften in Erstaunen. Mit Jedem redete er in seiner Sprache; Roland befragte er über seine schriftstellerischen Arbeiten, Dumouriez über seine Abenteuer, Clavière über die Finanzen. Madame Roland machte ihrem Gemahl diese Plaudereien zum Vorwurf, indem sie ihn antrieb, die Zeit auszubeuten und über alle Diskussionen ein strenges Protokoll zu führen, damit er durch ein solches authentisches Register seine einstige Verantwortlichkeit retten könnte. Ja, sie verleitete ihn zu einem Schritt, den man als ihr einziges Verbrechen oder vielmehr als die einzige Verirrung, zu der sie ihr Haß trieb, betrachten kann; sie überredete nämlich ihren Gemahl, an den König einen vertrauensvollen Brief voller patriotischer Warnungen und Rathschläge zu schreiben, zugleich aber davon eine Kopie aufzubewahren, die später zu einer Anklage gegen den König und als ein Beweismittel für seine eigene Unschuld benutzt werden könnte. Diese hinterlistige Vorsicht war eine Falle, die einer geheimen Denunciation ziemlich gleichkam und mit dem sonst ehrenwerthen Charakter völlig in Widerspruch stand. Der für die späteren Ereignisse so inhaltsschwere Brief schloß mit den Worten: „Als Bürger und als Minister bin ich dem Könige Wahrheit schuldig, und Nichts wird mich verhindern, gegen diese Pflicht zu sündigen. Ich fordere daher, daß für die Verhandlungen des Staatsraths ein Secretair bestellt werde, der dieselben zu Protokoll nehme. Die verantwortlichen Minister bedürfen einen Zeugen für ihre Gesinnungen. Wenn dieser Zeuge existirte, so würde ich mich nicht schriftlich an Ew. Majestät wenden!" —

Als dieser Brief, dessen letzte Phrase unter der Unbestimmtheit des Ausdrucks den abscheulichen Gebrauch verhüllte, den Roland davon eines Tages machen wollte, vorgelesen wurde, lehnte sich die Großherzigkeit Vergniaud's mit aller Kraft dagegen auf. Die soldatische Offenheit Dumouriez's war darüber empört. Der König aber hörte der Vorlesung mit der Gleichgültigkeit eines Mannes zu, der sich bereits daran gewöhnt hat, Beleidigungen ungestraft zu ertragen. Die Girondisten wurden in den geheimen Abend-Gesellschaften bei Madame Roland in das Geheimniß eingeweiht und mußten gute Miene zum bösen Spiel machen.

Diese Abend-Gesellschaften fanden viermal wöchentlich, jeden Tag vor der Sitzung des Staatsraths, statt und hatten besonders den Zweck, sich über die Art und Weise des Benehmens und die Wahl der Worte gegen den König zu berathen. Hier machten Buzot, Guadet, Vergniaud, Gensonné, Brissot den größten Einfluß auf die Minister geltend, durch die sie dann weiterhin indirekt auf den König und auf die National-Versammlung einwirkten. Was Dumouriez betrifft, so wurde er ihnen bald verdächtig. Sein Geist entschlüpfte ihrer Herrschaft durch seine Größe und Feinheit, und sein Charakter wehete durch seine Glätte und Undurchdringlichkeit ihren Fanatismus ab. Madame Roland, obgleich durch seine Eleganz für ihn eingenommen, bezahlte diese Theilnahme doch mit Gewissensbissen; denn sie fühlte eben so sehr die Nothwendigkeit dieses genialen Mannes für ihre Partei, als die Gefahr desselben für die Republik. Das letztere Bedenken überwog jede Rücksicht und brachte sie zu dem Entschluß, den Funken des Mißtrauens und der Eifersucht in die Seelen ihrer Freunde zu werfen. So verwickelten sich die Verhältnisse immer mehr. Die Führer der Girondisten forschten, bisher noch unschlüssig zwischen der Monarchie und der Republik hin- und herschwankend, nach Symptomen der Macht bald in der Versammlung, bald bei dem Könige nach. Als sie dieselbe auf der Seite des Throns nicht fanden, so hielten sie die Untergrabung des Throns für sicherer als seine Befestigung und näherten sich deshalb mehr und mehr den Parteimännern. Da sie jedoch durch ihren Einfluß auf Roland, Clavière und Servan sich fast als Meister des Staatsraths betrachten mußten, so theilten sie auch bis zu einem gewissen Punkte die Verantwortlichkeit dieser drei Minister, und sie konnten sich nicht wundern, als die Jakobiner anfingen, sie über die Akte eines Ministeriums, das ganz in ihren Händen war, zur Rechenschaftsablegung aufzufordern.

Noch gefährlicher wurde die Lage Dumouriez's, der, zwischen den König und die Girondisten gestellt, sowohl den Letzteren als den Jakobinern von Tage zu Tage verdächtiger wurde, und zwar nicht nur in Rücksicht auf seinen Patriotismus, sondern auch in Betreff seiner Redlichkeit. Er hatte seine Popularität und sein Ansehen bei den Jakobinern benutzt, um beim Antritt seines Ministeriums an die Versammlung den Antrag auf Gewährung einer Summe von 6 Millionen Francs geheimer Fonds zu stellen, deren Bestimmung anscheinend in der Bestechung ausländischer Kabinette, in der Trennung der künftigen Mächte von der Coalition und in der Verbreitung revolutionairer Ideen in Belgien bestand. Dumouriez wußte allein, durch welche Kanäle diese Millionen Abfluß hatten. Sein Privatvermögen war zerrüttet, seine Neigungen kosteten viel Geld. Hierzu kam noch, daß er nicht nur ein sehr vertrautes Verhältniß mit der verführerischen Madame Beauvert, der Schwester Rivarol's, unterhielt, sondern auch in inniger Verbindung mit Männern ohne Sitten und Grundsätzen stand: Alles dies, so wie vielerlei Gerüchte, die über ihn zirkulirten, setzten seinen Charakter in den Augen der Madame Roland und ihres Gemahls tief herab. Die Rechtschaffenheit ist die Tugend der Demokraten, denn das Volk sieht vor allen Dingen auf die Hände derer, die es regieren. Die Girondisten, in dieser Rücksicht von wahrhaft antiker Reinheit, mußten durch den Leichtsinn Dumouriez's aufs tiefste empört werden. Gensonné und Brissot ließen ihn deshalb bei Roland Andeutungen darüber hören. Roland selbst glaubte sich durch sein Alter und durch seine Grundsätze für berechtigt, ihm ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ein Mann, der der Oeffentlichkeit angehöre, vor allen Dingen den Forderungen der Sittlichkeit und den Beispielen der republikanischen Integrität Achtung schulde. Der Mann des Kriegs zog diese Vorwürfe ins Scherzhafte, indem er Roland erwiederte, daß er den Patriotismus wie ein Held, nicht wie ein Puritaner, auffasse. Aber die Trennung war einmal geschehen. Dumouriez besuchte von diesem Tage ab keine Abendgesellschaft bei Madame Roland. Diese jedoch kannte durch den höheren Instinkt ihres Geistes und ihres Geschlechts das menschliche Herz zu gut, um sich über die Gesinnungen des Generals zu täuschen. „Die Stunde ist gekommen", sagte sie unerschrocken zu ihren Freunden, „Dumouriez zu stürzen. Wenn man solche Vorwürfe einem solchen Mann gemacht hat und vergeblich gemacht hat, so muß man den ersten Streich führen, um nicht selber angegriffen zu werden."

Sie hatte richtig geahnt und wahr gesprochen. Dumouriez, dessen Scharfblick hinter den Girondisten eine stärkere und kühnere Partei erblickt hatte, als die ihrige war, fing von diesem Augenblick an, sich näher an die Leiter der Jakobiner anzuschließen. Mit Recht ging er von der Voraussetzung aus, daß der Haß, der die Parteien trennte, stärker sey als der Patriotismus, der sie verband, und daß, wenn er der Eifersucht Robespierre's und Danton's gegen Brissot, Péthion und Roland Nahrung zuführte, er in den Jakobinern selbst eine Stütze für die Regierung erwerben könnte. Er liebte den König und beklagte die Königin, alle seine Vorurtheile waren für die Monarchie. Aber er würde noch stolzer gewesen seyn, wenn er die Republik, ohne dem Thron zu schaden, hätte retten können, als den Thron auf Kosten der Republik wiederherzustellen. Hierin bestand das Prinzip seines Handelns. Geschickt, wie er war, in der Beherrschung und Leitung der Menschen, und kein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke verschmähend, faßte er den Plan, die Girondisten, welche, indem sie den König unterdrückten, auch ihn bedrohten, zu verlassen und einige Stufen tiefer die Popularität zu suchen, deren er gegen jene bedurfte. Es war ein genialer Plan, und er gelang. Seit dieser Zeit datirt sich seine Verbindung mit Camille Desmoulins und Danton.

Danton und Dumouriez waren sich nicht nur in ihren guten und bösen Eigenschaften, sondern auch darin ähnlich, daß sie von der Revolution nichts als die Thätigkeit des Kampfs verlangten, deren Rausch für ihre Natur ein dauerndes Bedürfniß war. Um die Prinzipien kümmerten sie sich wenig; die Revolution war für sie ein Schlachtfeld, in dessen Getümmel sie sich wohl fühlten und groß dünkten. Aber eben deshalb würde jede andere Revolution für sie denselben Reiz gehabt haben: eine Revolution des Despotismus oder der Freiheit, des Königs oder des Volks. Der Unterschied zwischen ihnen bestand nur darin, daß Dumouriez die Laster und den Leichtsinn des Hofs, Danton die Laster und den Uebermuth der großen Menge in sich trug. Es war also nur ein Unterschied der Form in ihren Neigungen, weshalb sie sich auch bald verstanden und eine Verbindung schlossen, die öffentlich oder im Geheimen bis zur Verbannung des Einen und bis zum Tode des Anderen dauerte. Auch Camille Desmoulins, der Freund Danton's und Robespierre's, enthusiasmirte sich für Dumouriez und machte seinen Namen in seinen Pamphlets populärer. Die Partei Orleans, durch Sillery, Laclos und Frau von Genlis mit den Jakobinern vermittelt, suchte ebenfalls die Freundschaft des neuen Ministers. Was Robespierre betrifft, dessen Politik in einer geschickten und konsequenten Zurückhaltung von allen Parteien bestand, so bewies er gegen Dumouriez weder Freundschaft noch Feindschaft, aber er empfand eine geheime Freude, in ihm einen Gegner seiner Feinde erstehen zu sehen. Nie richtete er eine Anklage gegen ihn, denn es ist schwer, den lange zu hassen, der der Feind unserer Feinde ist.

Am stärksten richtete sich der Haß Robespierre's gegen Brissot, der ihm darin nicht nachstand. Die Sitzungen der Jakobiner und die öffentlichen Blätter waren der dauernde Schauplatz der Kämpfe und der Versöhnungen dieser beiden Männer. In gleichem Ansehen bei der Nation, von gleichen Talenten auf der Rednerbühne, hatten sie vor einander eine gewisse Furcht,

selbst indem sie sich angriffen, und verfuhren daher selbst in ihren gegenseitigen Beleidigungen mit einer gewissen äußeren Schonung. Aber ihre innere Erbitterung nagte nur desto mehr an ihrer Seele, je mehr sie sie zu unterdrücken bemüht waren, und brach zuweilen, wenn sie zu mächtig in ihnen wurde, desto stärker hervor. Péthion, der zugleich der Freund Robespierre's und Brissot's war, bei den Jakobinern beliebt und mit Madame Roland vertraut, benutzte seine Popularität, um sich zwischen den beiden Parteien im Gleichgewicht zu halten und sie selbst, wo möglich, mit einander auszusöhnen. „Auf beiden Seiten", sagte er einmal nach einer stürmischen Sitzung, in welcher jener Haß zum vollen Ausbruch gekommen war, „auf beiden Seiten sehe ich meine Freunde." Er versuchte eine, wenn auch nur vorläufige Versöhnung und brachte es wenigstens zu einem kurzen Waffenstillstande. Aber Guadet und Brissot ließen ihre Reden mit beleidigenden Zusätzen gegen Robespierre drucken, und am 30. April brach der Sturm bei Gelegenheit einer Frage über die Denunciationen ohne Beweis von neuem aus.

„Zieht den Euch vorgelegten Antrag in Ueberlegung", sagte Robespierre. „Die Majorität ist hier auf Seiten einer Partei, die uns mit diesem Mittel zugleich verleumden und unsere Anklagen zum Stillschweigen bringen will. Wenn Ihr den Beschluß faßt, daß es mir untersagt sey, mich gegen die Journalisten zu vertheidigen, die sich gegen mich verschworen haben, so verlasse ich diese Versammlung und ziehe mich für immer in die Verborgenheit zurück." — „„Robespierre, wir folgen dir!"" rufen die Frauen auf der Tribüne. „Man hat die Rede Péthion's benutzt", fuhr er fort, „einige Artikel voller Verleumdungen gegen mich zu verbreiten. Péthion selbst ist darüber voller Unwillen. Leset die Artikel des Journals Brissot's, so werdet Ihr finden, daß man mir einen Vorwurf daraus macht, daß ich mich in meinen Reden immer an das Volk wende.*) Wahrhaftig, man wird den Namen des Volks nicht mehr aussprechen dürfen, ohne Gefahr, für einen Parteigänger oder Tribun zu gelten. Man vergleicht mich mit den Gracchen. Man hat Recht, mich mit ihnen zusammenzustellen. Was wir Gemeinsames haben, wird vielleicht unser tragisches Ende seyn. Das ist wenig; aber man macht mich auch für eine Schrift Marat's verantwortlich, die mich als Tribun bezeichnet, indem sie Feuer und Schwert predigt. Habe ich jemals mich zu solchen Grundsätzen bekannt, und bin ich schuldig der Uebertreibung eines so überspannten Schriftstellers als Marat?""

Bei diesen Worten fordert Lasource, ein Freund Brissot's, das Wort; es wird ihm versagt. Merlin stellt die Frage, ob der gestern beschworene Friede nur die eine Partei zur Ruhe verpflichte, der anderen aber die Erlaubniß gebe, gegen Robespierre alle erdenkliche Beleidigungen und Verleumdungen zu veröffentlichen? Die Versammlung geräth in Aufruhr und gebietet den Rednern Schweigen. Legendre klagt über die Parteilichkeit des Büreaus. Robespierre verläßt die Rednerbühne, nähert sich dem Präsidenten und richtet mit drohenden Geberden an ihn Worte, die aber unter dem Toben der Menge und den zwischen den Tribünen ausgetauschten Beleidigungen verloren gehen. „Woher diese Erbitterung der Intriganten**) gegen Robespierre?" ruft nach Wiederherstellung der Ruhe Einer aus seiner Partei. „Weil er allein im Stande ist, sich gegen eine Partei zu erheben, die sie zu bilden wünschen. Ja, in Revolutionen muß es Männer geben, die mit völliger Entäußerung ihrer selbst sich als freiwillige Opfer den Parteigängern entgegenstellen. Aber das Volk muß sie unterstützen. Ihr habt sie gefunden, diese Männer; sie heißen Robespierre und Péthion. Werdet Ihr sie ihren Feinden als Beute lassen?" — „„Nein! Nein!"" rufen Tausende von Stimmen, und ein vom Präsidenten in Vorschlag gebrachtes Dekret bestimmt, daß Robespierre von Brissot verleumdet worden sey. (Fortsetzung folgt.)

Indischer Archipelagus.

Die Engländer in Borneo.***)

1. Neuere Unternehmungen gegen die Seeräuber.

Folgender Brief des Befehlshabers des englischen Kriegsschiffes „Iris", datirt von der Höhe von Borneo vom 28. August 1846, wird mit Interesse gelesen werden, wenn man damit vergleicht, was wir in Nr. 23 des Magazins von d. J. über die Seeräubereien in diesem Theile des indischen Archipelagus gesagt haben.

„In meinem letzten Briefe gab ich Ihnen die Geschichte von dem neulichen Vorrücken unseres Geschwaders gegen die seeräuberischen Illanun, von ihrer Niederlage und von der Zerstörung ihrer festen Plätze an den Flüssen Tampassuk und Pandassin. Ich will Ihnen nun einen Ueberblick über die nachfolgenden Operationen der „Iris" gegen Hadschi Samon, den General des Sultans, geben, welcher, in Verbindung mit den Seeräubern, die Feindseligkeiten gegen die den Engländern befreundeten eingeborenen Stämme fortsetzte. Gerade dieser Offizier hatte die Haupt-Batterie befehligt, welche bei dem Angriff der Bruni, im vergangenen Juni, auf unser Geschwader feuerte.

„Am 7ten d. trennte ich mich von dem Oberbefehlshaber, und kaum war uns das Geschwader außer Gesicht, als ich Lieutenant Little mit meinen Böten und fünftägiger Provision mit der Ordre fortschickte, die Zeit über längs der Küste zu kreuzen und sich 100 Meilen (engl.) südlich mir wieder anzuschließen. Die Befehle des Admirals gingen dahin, nach meinem Gutdünken die Illanun-Schurken zu Wasser und zu Lande zu bekriegen und auf den erwähnten Hadschi Samon ein aufmerksames Auge zu haben; denn dieser hatte dem Sultan vornehmlich zu seinen feindlichen Maßregeln gegen uns gerathen und, wie uns berichtet worden, irgendwo unter den Seeräuber-Stämmen Zuflucht gesucht.

„Am 12ten warf ich Anker zu Ambong, und Lieutenant Little vereinigte sich mit mir. Er hatte ein Seeräuber-Boot erbeutet und zerstört und ein großes Illanun-Dorf verbrannt, nachdem er zuvor von einer bedeutenden Menge Seeräuber, die vom Ufer aus Speere auf die Böte warfen, aber endlich mit dem Verlust von mehreren Todten und Verwundeten zurückgetrieben wurden, einen Angriff ausgehalten hatte. Auf unserer Seite war Niemand verwundet, obgleich die Speere in den Flanken unserer Schiffe steckten, da diese Burschen, die bis auf zehn Ellen Entfernung von der Pinasse herbeistürzten, ihre Wurfspieße schleuderten und ihre großen hölzernen Schilde emporhielten, um sich gegen das Gewehrfeuer zu schützen.

„Am 14ten d. ankerten wir bei Kimanis, wo Brooke die Nachricht bekam, daß Hadschi Samon sich im Mambacut, nur sechs Meilen entfernt, verschanzt habe, und daß neun Kanonenböte, die von Borneo aus, ihn anzugreifen, abgeschickt seyen, seine Stellung zu stark gefunden und deshalb beschlossen hätten, bis zur Ankunft der Fregatte auf der Höhe von Kimanis zu bleiben. Ich ertheilte demnach Herrn Little die nöthigen Anweisungen, sich bei Anbruch des folgenden Tages mit allen Böten der „Iris", von den Kutters des „Phlegeton" begleitet, in Bereitschaft zu halten und zum Angriff gegen den bezeichneten Häuptling, wo er auch gefunden werden möchte, vorzurücken. Brooke und ich, wir begannen unsere Thätigkeit damit, daß wir an den Deyak-Häuptling einen Boten schickten und ihm unseren Wunsch ausdrückten, Hadschi Samon aufzugeben und ein freundschaftliches Verhältniß mit uns einzugehen. Ein unverschämtes Stück Prahlerei ward uns zur Antwort, indem er uns aufforderte, ihn zu holen, mit der Bemerkung, daß sie sich vor unseren Schüssen nicht fürchteten, die sie vielmehr mit ihren Händen auffangen und auf unsere Böte zurückwerfen würden.

„Weder Brooke noch ich selbst hatten die Absicht, an der Expedition irgend einen thätigen Antheil zu nehmen; allein der unvorhergesehene und, wie ich hinzufügen muß, außerordentliche Umstand der plötzlichen Ankunft von 30 Kriegsfahrzeugen mit 20 Kanonen und etwa 400 Mann unter ihren Anführern, welche die umherliegenden Bezirke bis auf 20 Meilen bewohnen und in der Absicht kamen, dem englischen Radschah ihren Respekt zu beweisen und, in ihrer ängstlichen Besorgniß wegen des rechtmäßigen Verkehrs, uns ihre Wünsche, Englands Freunde zu seyn, zu wiederholen — veränderten gänzlich den Stand der Dinge. Brooke erklärte mit seiner gewohnten Entschiedenheit, nach einer längeren Unterredung mit ihren Häuptlingen, wie er sie für rechtschaffene Leute halte und es unsererseits unpolitisch wäre, den bereitwilligen Beistand auszuschlagen, und daß er sie vielmehr zu begleiten wünsche. Wie natürlich, fügte ich mich sogleich darein, und es wurde die Anordnung getroffen, daß wir zusammen die Gigue (Staatsboot) besteigen sollten, um so unser unbedingtes Vertrauen in ihre Treue an den Tag zu legen, während Lieut. Little beständig seine Macht dicht gedrängt zusammenhalten könnte, um bei dem ersten Schein von Verrätherei handelnd einzuschreiten.

„Am 18ten d., fünf Uhr Morgens, waren die Böte in Bewegung. Um acht Uhr setzte ich über die Barre in einer schönen neuen Gigue, welche der Admiral mir gab, indem uns der vornehmste Pangerang (Häuptling) unserer neuen Bundesgenossen das Fahrwasser zeigte. Lieut. Little's Abtheilung kam zunächst und etwa eine Viertelmeile dahinter die ansehnliche Flotte von Kähnen. Es gewährte einen pittoresken Anblick, als die Böte hinter einander mit ihren bunten Wimpeln und langen Fahnen durch die Brandung dahinrauschten und dann über die glatte Spiegelfläche des Stromes schossen und ihre angewiesene Stellung einnahmen, welche unter dem Befehl meiner Kanonen und Raketen wohl gesichert war.

„Unsere Schiffe fingen nun an, gegen eine stark eintretende Ebbe anzukämpfen, und nach dreistündigem starken Rudern zeigte sich in großen herabschwimmenden Flößen der erste Versuch, unsere Fortschritte zu hemmen, und bald darauf wurde der Knall von Kanonen in der Ferne gehört. Indem wir hurtig um eine Ecke ruderten, um einem der Flöße auszuweichen, während die Gigue an 50 Ellen vor der Haupt-Abtheilung voraus war, kamen wir auf einmal an eine lange Reihe dicker Bambuspfähle, die mittelst einer daran hängenden ungeheuren Stange quer über den Fluß befestigt waren, wegen des Drucks der Strömung aber hin und her schwankten. Diesen Schutzmitteln gegenüber, nur 80 Ellen entfernt, war ein Fort errichtet worden, welches sogleich, als es unserer Böte ansichtig wurde, zu feuern anfing. Bevor der Feind wieder laden konnte, ruderte ich zurück zu den Kanonenböten und befahl Herrn Little, vorzurücken und anzugreifen. Ihm folgten bald die Barke und der Kutter, und das Gefecht wurde allgemein; Kanonenschüsse, Raketen und Gewehrfeuer erfolgten. Wegen der starken Strömung vergingen jedoch zehn Minuten bevor mein erster Lieutenant die kurze Entfernung erreichen konnte, und als er endlich das Fort einnahm, fand er, daß es blos mit kleinen Drehbassen ausgerüstet worden war, welche die Vertheidiger ins Gesträuch zu bringen gesucht hatten. Einer von unseren eingeborenen Verbündeten erkannte Hadschi Samon und seine bornesischen Unteroffiziere in der Batterie.

„Nachdem wir das Fort niedergerissen und die Magazine, den Kriegs-

---

*) Brissot hatte in einer Rede unter Anderem auch mit Rücksicht auf Robespierre gesagt: „Erinnert Euch, was Aristides und Phozion waren: diese hatten nicht auf der Rednerbühne ihr Lager aufgeschlagen, sie waren auf ihrem Posten, sowohl auf dem Schlachtfelde als in der Volksversammlung"; worauf ein ironisches Lächeln über die Gesichter der Girondisten flog, die nämlich Robespierre anklagten, daß er seinen Posten in der Gefahr im Stich lasse.

**) So nannte nämlich Robespierre die Girondisten.

***) Vgl. Nr. 19 des Magazins.

vorrath u. s. w. zerstört hatten, rückten wir ohne Zeitverlust weiter vor, und indem wir, beim Passiren einer schmalen Bucht, einen Kahn wahrnahmen, der zu entfliehen versuchte, stürzten wir uns auf denselben und erbeuteten ihn, wobei die fliehende Mannschaft ihre Lanzen, Beile und Sumpetans, d. i. Köcher mit vergifteten Pfeilen, zurückließ.

„Es zeigte sich nun vor uns eine sehr schöne Landschaft. Das Innere der Häuser war überaus sauber — Matten, Dresch- und Strickmaschinen, gewöhnlicher Hausrath und andere Geräthe, Alles in der vorzüglichsten Ordnung; und wären nicht die zahlreichen Menschenschädel gewesen, die in regelmäßigen Festons von der Decke herabhingen, während die Schenkel- und Armknochen die Zwischenräume einnahmen, wie noch andere der wildesten Klasse der Deyaks eigenthümliche Zierden, so würde ich mich selbst in ein gebildetes Land versetzt geglaubt haben.

„Um drei Uhr Nachmittags, als wir an eine Krümmung des Flusses kamen, bot sich unseren Blicken ein prächtiges Wohnhaus dar, dessen Veranda eine Fronte von 200 Fuß bei einer Breite von 20 Fuß hatte. Es stand dicht am Flusse und war zum Theil hinter Kokosnußbäumen verborgen. Einer derselben war abgehauen und daraus eine Art Verhau gemacht worden, hinter welchem, beim Vorrücken unserer Böte, eine verdeckte Batterie eröffnet wurde. Diese Kanonen wurden schnell zum Schweigen gebracht, und ich sprang bald nachher, die Büchse in der Hand, ans Land. Der Feind floh ins Innere, seine Getödteten und Verwundeten mitschleppend. Das Haus stand bald in Flammen, und mit den inneren Verzierungen verbrannten auch 30 Menschenschädel und eben so viele Päckchen Menschenknochen, von denen viele offenbar die letzten Geschenke der vornehmen Deyaks an ihre Geliebten waren. Sie müssen nämlich wissen, daß kein vornehmer junger Mann seine Bewerbungen an eine Schöne richten darf, ohne zu den Füßen des erröthenden Mädchens in demselben Augenblick, wo er Hand und Herz anbietet, ein mit Menschenschädeln angefülltes Netz niederzulegen.

„Um vier Uhr Nachmittags schlugen wir für die Nacht ein Feldlager auf, und am 17ten früh Morgens schwamm ein Deserteur von Hadschi Samon schräg über den Fluß nach unserem Lager und benachrichtigte uns, daß sich dieser Häuptling in Verzweiflung nach den Häusern an dem oberen Theil des Flusses zurückgezogen habe. Mit Tages Anbruch waren wir ihm deshalb auf der Spur, und nach einer halben Stunde gab ein Freudengeschrei von den vordersten Kähnen das Signal, daß der letzte Zufluchtsort des Feindes sichtbar sey. Noch wenige Ruderschläge und unsere Kanonen und Raketen fingen zu spielen an, und nach einer vergeblichen Anstrengung des entschlossenen Häuptlings, mit Gewehrfeuer und Sumpetans unser stetiges Vorrücken zu hemmen, ward er genöthigt, seine Festung zu verlassen und in der Wildniß sein Heil zu suchen.

„Nachdem wir alle Gebäude derjenigen Einwohner, welche gegen uns Partei ergriffen, verbrannt hatten, kehrten wir auf dem Flusse zurück und waren bei Sonnenuntergang am Bord des Schiffes. Unser Verlust bestand in einem getödteten Matrosen von der „Iris" und vier Verwundeten; außerdem waren zwei vom „Phlegeton" und acht von den verbündeten Eingebornen verwundet.

„Die Anführer der Eingebornen gaben uns auf dem „Phlegeton" ein Rendezvous, wo wir sie bis zum späten Abend bewirtheten. Jeder derselben schwur, die Personen und das Eigenthum aller schiffbruchleidenden oder verunglückten Europäer, welche an ihre Küste getrieben werden sollten, zu beschützen; und ich hoffe wirklich, daß in dem guten Werke der Sicherung dieser Gewässer für den friedlichen Verkehr ein Anfang gemacht sey. Die wundervolle Wirkung der Congreveschen Raketen gab ihnen eine Vorstellung von unserer Macht, während unser gleichmäßiges Wohlwollen gegen alle nichtseeräuberischen Stämme unser aufrichtiges Bestreben, gegen die Guten freundlich zu seyn, offen an den Tag legte. G. Rodney Mundy."

II. Labuan, die neue britische Erwerbung.

Folgende Einzelnheiten sind über die Besitznahme dieser dicht bei Borneo gelegenen Insel und ihres Hauptortes in London eingegangen:

„Capitain Mundy, welcher das Geschwader an der Küste von Borneo befehligte, kam am 16. Dezember in Begleitung des „Wolf" und „Hazard" zu Sarawak an. Brooke schiffte sich unmittelbar nachher im „Hazard" ein und ging nach Singapore, um mit dem Oberbefehlshaber eine Konferenz zu halten, und die „Iris", so wie der „Wolf", segelten nach dem Borneoflusse. Die Schiffe ankerten vor dem Eingange, und am 18ten kam Capitain Mundy mit allen bewaffneten Böten und Seesoldaten nach der Hauptstadt und schloß mit dem Sultan einen Vertrag ab, nach welchem die Insel Labuan auf immer an England abgetreten und wegen Unterdrückung der Seeräuberei längs der Küste Verträge geschlossen wurden. Am 24ten desselben Monats wurde die Insel im Namen der Königin von England mit den üblichen Ceremonien in Besitz genommen. Die „Iris" und der „Wolf" salutirten, Seesoldaten und bewaffnete Matrosen landeten, und Pangeran Mourmen, der Premier-Minister, nebst allen Haupt-Radschahs, Vornehmen und einigen Hundert Borneanern, warteten am Ufer, und ihre malerischen Prons (Schaluppen), welche dicht am Ufer vor Anker lagen, machten mit Wimpeln und Fahnen einen schönen Eindruck. Capitain Mundy richtete an die Eingebornen eine kurze Anrede, welche Lieut. Heath ins Malayische übersetzte und welche allgemeine Befriedigung zu gewähren schien, indem die große Majorität ihre eifrigen Wünsche für den Schutz gegen die Seeräuber und für einen friedlichen Verkehr an den Tag legte. Hierauf wurde den Eingeborenen, dem Fürsten wie dem Volke, unter Zelten, die auf der Paisley-Spitze errichtet worden, ein Gastmahl gegeben und die Schmauserei bis Sonnenuntergang fortgesetzt, wo sich die Muselmänner auf ihre Flotte zurückzogen. Pangeran Mourmen und alle Vornehmen besuchten die „Iris" am folgenden Tage und kehrten darauf nach Bruni zurück. Die Seeräuber waren seit den entscheidenden Operationen des Sir T. Cochrane im Juli nicht erschienen, und es steht zu hoffen, daß die Schifffahrt von nun an sicher seyn wird. Der Handel hatte aufs günstigste begonnen, und Alles bewies die Zweckmäßigkeit des von jenem ausgezeichneten Manne, dem Herrn Brooke — dem großen Lord Radschah, wie ihn die Eingebornen nennen — ertheilten Raths. Der Sultan gab dem Capitain Mundy seinen Wunsch zu erkennen, der „Iris" einen Besuch abzustatten, und am Tage der letzten Nachricht wurden Vorbereitungen zum Empfange Sr. Hoheit getroffen."

Mannigfaltiges.

— Prosaische Uebersetzung der Frithjofssage. Es ist schon früher einmal *) in diesen Blättern von dem Verfasser der vorliegenden prosaischen Uebersetzung der Frithjofssage von Esaias Tegnér die Rede gewesen. Damals handelte es sich von einer Auswahl der vermischten Gedichte des Letzteren, unter denen sich auch die „Nachtmahlskinder" und „Axel" befinden. Jetzt haben wir über eine ähnliche Bearbeitung der Frithjofssage **) zu berichten. Sie ist, wie erwähnt, in Prosa mit nebenstehendem schwedischem Texte, das Ganze in sehr gefälliger Ausstattung. Man kann Vielerlei wider und für eine prosaische Uebersetzung von Gedichten sagen; ein Verdienst bleibt ihr indessen gewiß, das nämlich, den wahren und — wenn er an sich, wie hier, wirklich poetisch ist — eigentlich dichterischen Inhalt des fremdzüngigen Dichterwerks einfach und in möglichster Treue wiederzugeben. In dieser Rücksicht ist eine Uebertragung in Prosa stets eine Art von Prüfstein für den reinen Goldgehalt der Dichtung. Denn in dieser Gestalt muß es sich zeigen, ob die Poesie nur in der poetischen Form liegt, oder ob die darin enthaltenen Gedanken, Empfindungen und Anschauungen selbst poetisch sind. Es versteht sich aber hierbei von selbst, daß dann auch die ungebundene Rede in der That eine solche sey, d. h. daß sie, dem Stil und der Wortbedeutung nach vollkommen, nicht der Sprache angehört, aus welcher, sondern in welche die Dichtung übertragen ist. In dieser Beziehung nun ist die vorliegende Uebersetzung größtentheils als sehr gelungen zu bezeichnen. Nur Eines hätten wir aus dem Ganzen herausgewünscht, nämlich eine Art von Germanomanie, die sich sowohl in der Wortfügung als in der Orthographie bemerkbar macht. Dort zeigt sie sich besonders in einem Streben nach gedrungener Kürze, das oft die Gränze des Anmuthigen überschreitet, da es der Rede nicht selten an rhythmischem Flusse fehlt, der die Prosa so schön machen kann; hier in der durch Jakob Grimm in die „wissenschaftliche" deutsche Grammatik eingeführten Manier, theils alle Wörter, mit Ausnahme der Eigennamen, klein zu schreiben, theils das h nach einem t auszulassen, und in anderen Kleinigkeiten, die sehr stören können. Dabei ist der Verfasser nicht einmal konsequent, eben so wenig wie sein Meister in der Orthographie. Er schreibt daher wohl rat, gemüt, tot, mutig, aber daneben doch auch wieder meth, kühn, jahr, theilt, nahm, thron u. s. f. Zu den sonstigen Vorzügen des Buchs ist noch zu rechnen, daß es mit einer großen Fülle von erklärenden Anmerkungen und einer Karte von dem Schauplatz der Sage ausgestattet ist, wodurch dem Verständniß sowohl des Textes wie der Uebersetzung wesentliche Dienste geleistet werden.

— Eine alte englische Parabel. In Lingard's „Alterthümern der Angelsächsischen Kirche", von denen kürzlich Dr. F. H. in Rom eine gute deutsche Uebersetzung, bevorwortet vom Dom-Dechanten Dr. J. J. Ritter, im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau hat erscheinen lassen, findet sich ein ungemein interessantes Bild von der Flüchtigkeit des Lebens und von den höheren Zwecken der Religion: Edwin, der mächtige König von Northumberland, war durch die Liebe zur schönen Edilberga veranlaßt worden, dem Christenthum Zulaß in sein Gebiet zu gewähren, und Bischof Paulinus durfte den von Edwin beherrschten Sachsenstämmen das Evangelium predigen. Endlich wurde eine große Volks-Versammlung gehalten, um über Annahme oder Ablehnung des Christenthums zu entscheiden. Hier nun trat ein bejahrter Than mit den Worten auf: „Wenn Ihr, o König, und Eure Minister mitten im Winter an der Tafel sitzt und ein lustiges Feuer am Heerde in der Mitte der Halle flammt, dann kömmt vielleicht ein Sperling — gejagt von Wind und Schnee — zu der einen Thür des Saales herein und entflieht durch die andere. Während des Augenblicks seines Durchganges genießt er die Wärme; ist er aber einmal hinaus, so wird er nicht mehr gesehen. So ist die Natur des Menschen. Wenige Jahre nur ist sein Daseyn sichtbar; aber was vorhergegangen oder was folgen wird, das ist dem Auge der Sterblichen verborgen. Wenn nun die neue Religion irgend eine Belehrung über diese wichtigen Gegenstände giebt, dann muß sie unserer Aufmerksamkeit wohl würdig seyn."

*) Nr. 140 des verflossenen Jahrgangs.

**) Esaias Tegnér's Frithiofssage herausgegeben von Gottfried von Leinburg. Urschrift und Uebertragung in Prosa. Frankfurt a. M., bei Brönner, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 59. Berlin, Dienstag den 18. Mai 1847.

Frankreich.

Staat und Kirche, Glaubenszwang und Gewissensfreiheit.

(Bei Gelegenheit des Buches: „La Liberté de Conscience et le Statut religieux", von Portalis.)

Wenn es eine Staats-Verfassung giebt, die an intensiver Kraft alle anderen übertrifft, so ist wohl die Theokratie eine solche Staats-Verfassung. Freilich ist eine Theokratie nur unter einer Reihe von Voraussetzungen, unter einem Komplex von Bedingungen möglich, wie sie sich, je weiter der Strom der Geschichte rollt, immer seltener zusammenfinden. Wie sehr der Autokratismus es von jeher darauf anlegte — und seinem Wesen nach darauf anlegen mußte — sich in eine Theokratie zu verwandeln, so hat er es doch kaum irgendwo weiter, als zu einem bloßen theokratischen Anstrich gebracht. Dagegen waren die Staats-Verfassungen des Alterthums — mochten sie nun Aristokratieen und Oligarchieen oder Demokratieen und Plutokratieen seyn — in gewissem Maße sammt und sonders Theokratieen. — Staat und Religion waren in ihnen allen dergestalt verwachsen, der Staat ruhte so sehr auf der Religion und umgekehrt diese auf jenem, daß beide zusammenfielen und ein ununterscheidbares, untrennbares Ganze bildeten.

Das Christenthum änderte diesen Zustand der Dinge. Begünstigt von der Toleranz, die der Polytheismus erst in späterer Zeit verleugnete, war es in die Fugen des römischen Staates eingedrungen, hatte dort Wurzel geschlagen und sprengte endlich das morsche Gebäude aus einander. Allein der Gegensatz, in welchem sich das Christenthum, von seinem ersten Erscheinen an, zu der weltlichen Macht des Staates befand, blieb bestehen, als die Imperatoren dem Polytheismus entsagten und den neuen Glauben annahmen. Die Kirche stand dem Staate — als dieser ein christlicher geworden — nicht minder als früher gegenüber, und es entwickelte sich der Kampf zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, ein Kampf, der, wie viele Phasen er auch durchlaufen, doch noch heute nicht ausgefochten ist.

Anscheinend zwar war kaum ein Grund zum Hader vorhanden; eine Versöhnung mindestens konnte — da es dennoch zur Fehde gekommen war — als etwas leicht Ausführbares betrachtet werden, sobald die kämpfenden Parteien es nur an dem guten Willen, sich zu vertragen, nicht ermangeln ließen. Und diesen guten Willen besaßen sie ja, wie sie versicherten, beide; der Staat hatte so wenig die Absicht, in das Gebiet der Kirche einzugreifen, als die Kirche sich anmaßte, im Staate zu schalten und zu walten. Wenn der Staat es nur mit dieser Welt zu thun hatte, wenn er mit ihr allein zu thun haben wollte, so hatte die Kirche nur mit dem Jenseit zu schaffen und wollte nur mit ihm zu schaffen haben.

Die Gränzen der beiden Gebiete waren mithin so genau gezogen, als es sich nur wünschen ließ; die Parteien brauchten sich nur innerhalb dieser Gränzen zu halten und jeder Anlaß zum Hader war mit der Wurzel abgeschnitten! Unglücklicherweise brachen, trotz aller Klarheit und Präzision der Gränzregulirung, dennoch Gränzstreitigkeiten aus. Wenn man darüber einig war, daß dem Staate das Diesseit, der Kirche das Jenseit angehöre, so war man leider nichts weniger als einig darüber, wie weit das Diesseit, wie weit das Jenseit gehe; es fand sich nur allzu bald, daß das Jenseit in das Diesseit, das Diesseit in das Jenseit hinüberreiche. Die Kirche hatte materielle Interessen, welche den Staat berührten. Die materiellen Interessen des Staates hingen mit anderen, nicht materiellen Interessen zusammen, welche die Kirche, als ihrer alleinigen Obhut untergeben, in Anspruch nahm.

Verwickelter noch wurden die Verhältnisse durch die Reformation. Wenn auch in den Staaten, welche dem Katholizismus treu geblieben waren, die politische Gewalt der geistlichen von nun an für eine geraume Zeit weniger schroff gegenüberstand, als früher, so war die Aufgabe des Staates dort um so schwieriger geworden, wo es anderen Konfessionen gelungen war, neben der katholischen Fuß zu fassen. Für welche von beiden der Staat sich entschied, so war er immer eines Gegners gewiß; er stand entweder mit dem alten gegen den neuen Glauben oder mit diesem gegen jenen im Kampfe; ja, es fragte sich, ob der Staat, wenn er der Konfession, für die er sich erklärte, zum Siege verhalf, besonderen Dank von ihr zu erwarten hatte, ob sie nicht — entweder ihre alten Ansprüche über kurz oder lang wieder erheben oder andererseits Forderungen stellen würde, denjenigen ähnlich, durch welche das Regiment der alten Kirche sich so verhaßt zu machen gewußt. Wenn sich endlich im Verlaufe der Reformation der merkwürdige — dem Prinzip der Reformation schnurstracks zuwiderlaufende — Grundsatz geltend machte: cujus regio, ejus religio, und wenn es sich, ihm zufolge, zutrug, daß die Staatsgewalt oder — eigentlicher zu sprechen — der Fürst des Landes von seinem Lande durch das Bekenntniß geschieden war, so mußten aus einem solchen Verhältnisse unvermeidlich die mannigfachsten Schwierigkeiten und Wirrungen erwachsen. Aber auch bei den Staaten, die der katholischen Lehre treu blieben, so wie bei denjenigen, in welchen der Sieg der Reformation vollständig war, stellten sich diese Verhältnisse nicht ohne langwierige und hartnäckige Kämpfe fest; immer war es der Staat gewesen, der als Partei aufgetreten war, der demzufolge seine Parteigenossen, wie seine Gegner — jene mit Privilegien, diese mit Rechtsschmälerungen — bedachte und so einen fruchtbaren Samen künftiger Schwierigkeiten und Zerwürfnisse streute.

Der Staat, die politische Gewalt, hatte überall Partei ergriffen, selbst dort, wo weder die eine noch die andere Glaubenspartei zu einem entschiedenen Uebergewicht gelangt war; ja es ist die Frage, ob die Staaten parteilos zu bleiben vermochten in jenen Zeiten einer allgemeinen religiösen Gährung.

Was die während der langen Epoche päpstlicher Omnipotenz einzeln auftauchenden Sekten nur schüchtern, und ohne daß auf ein solches Verlangen weiter viel geachtet wurde, zu fordern wagten, war Duldung. Sie begehrten Gewissensfreiheit, ohne an dieses Begehren das Verlangen zu knüpfen, gleichberechtigt neben den Anhängern der herrschenden Kirche zu stehen.

Wenn es sich gegenwärtig um Gewissensfreiheit handelt, so ist darunter etwas ganz Anderes zu verstehen, als bloße Duldung. Die Gewissensfreiheit soll mit nichten erkauft werden durch Aufopferung eines größern oder geringeren Theiles der bürgerlichen Rechte; sie soll nicht eine capitis diminutio zur nothwendigen Begleiterin haben, sondern, unbeschadet seiner bürgerlichen Rechte, soll Jedermann — um das Wort Friedrich's II. zu gebrauchen — nach seiner Façon selig werden dürfen. Mit Einem Worte: der Staat soll aufhören, Partei zu seyn.

Diese Forderung hat sich immer mehr Geltung zu verschaffen, sie hat immer mehr Boden zu gewinnen gewußt; allein die Konflikte der Konfessionen und Sekten unter einander, ihre Ansprüche an die politische Gewalt, so wie die Kollisionen dieser letzteren mit der Kirche, sind, weit entfernt, aufzuhören, in unseren Tagen lebhafter und häufiger geworden, als es sich noch vor einem Decennium ahnen ließ.

Es war der französischen Revolution zuzuschreiben, wenn die religiösen und kirchlichen Fragen zeitweilig geruht hatten. Denn wenn die Revolution auch nicht unbegleitet war von Bewegungen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiet — schon in ihren Anfängen führte sie zu einem Schisma, in ihrem Verlaufe zu einer Abschaffung des Christenthums, weiterhin zu Robespierre's Fest des höchsten Wesens und Letourneur's und der Seinigen Theophilanthropismus — so blieben diese Bewegungen doch secundairer Natur. Die religiösen Fragen mußten sich bescheiden, in zweiter Reihe aufzutreten, ja so schwach war in Frankreich das religiöse Prinzip geworden, daß die Revolution mit der vollständigen Herrschaft der politischen Gewalt endigte, einer Herrschaft, der auch das Konkordat des ersten Konsuls keinen oder sehr geringen Eintrag that. Umgekehrt hatte in den Staaten des alten Regiments die Revolution — in welcher jene Staaten mit der Kirche ihren gemeinschaftlichen Feind erblickten — zu einer Versöhnung beider Gewalten oder — wie es sich späterhin ergab — zu einer Vertagung der obschwebenden Streitfragen geführt.

Mit der Restauration traten die Gegensätze wiederum hervor. Die Restauration selbst zwar erblickte in dem Bunde mit der Kirche ihr Heil, und wenn der religiöse Hader von neuem entbrannte, so war es nicht die politische Gewalt, die mit der geistlichen, es war die Gewalt der öffentlichen Meinung, die mit jenen beiden Mächten zugleich in Fehde gerieth. Doch blieb es nicht lange so. Mit dem Eintritt einer neuen Umwälzung traten auch die Konflikte der beiden rivalisirenden Gewalten wieder an den Tag. Die Julirevolution stellte zwar das durch die Revolution von 1789 sanctionirte Verhältniß zwischen Staat und Kirche zum großen Theile her, aber weit entfernt, es energisch aufrecht zu erhalten, ging sie zu Capitulationen und Konzessionen über, die natürlich keinesweges die erwarteten Resultate hatten.

Wie in den verschiedenen Staaten — nachdem die Julirevolution die religiösen Fragen abermals für eine kurze Zeit in den Hintergrund gedrängt — die politische Gewalt einerseits mit der geistlichen, andererseits beide mit den Ansprüchen einer, Glaubens- und Gewissensfreiheit in ihrer ganzen Ausdehnung begehrenden Zeit in Kampf geriethen, wie sich sodann neue

Konflikte zwischen den verschiedenen Konfessionen und Sekten unter einander ergaben, zu welchen Wirrungen endlich die Entstehung neuer Glaubensgemeinschaften Anlaß gegeben — darauf näher einzugehen, würde uns zu weit und über die Gränzen dieser Blätter, die sich auf das Ausland beschränken, hinausführen. Eine gedrängte Schilderung dagegen der in Frankreich dermalen über die angegebenen Verhältnisse geltenden Ansichten dürfte — indem sie sich zugleich innerhalb der uns vorgezeichneten Schranken hält — schon deshalb nicht ohne mannigfaches Interesse seyn, weil gerade in Frankreich, in einem Lande, welches der Kirche zwei so gewaltige Niederlagen beigebracht, daß das religiöse Prinzip fast beseitigt erscheinen konnte — der Umschwung der Dinge sich am besten erkennen läßt. Es ist sicher nicht ohne Bedeutung, wenn im Vaterlande Voltaire's und der Encyklopädisten das Verhältniß der Kirche zum Staate, die Beziehungen der Konfessionen zu einander aufs neue lebhafte Erörterungen hervorrufen.

Eine in der Revue Indépendante erschienene, von Herrn Tissot verfaßte Kritik des Portalis'schen Buches: La Liberté de Conscience et le Statut religieux wird uns zu diesem unserem Zwecke um so eher dienen können, als sie — zwar ihren Gegenstand nicht erschöpft, ihn aber doch von ihrem — extremen — Standpunkte aus in ein scharfes Licht stellt. Wenn wir dem Rezensenten nicht in allen seinen Erörterungen folgen und uns begnügen, mehr seine Ansichten, als die Entwickelungen derselben mitzutheilen, mehr seine — und seiner Partei — Forderungen aufzuzählen, als uns auf ihre Begründung einzulassen, so geschieht dies hauptsächlich deswegen, weil die Debatte über die Fragen, um welche es sich hier handelt, namentlich in Deutschland, zu einer solchen Reife gediehen ist, daß allen denjenigen, die sich nicht in gänzlicher Theilnahmlosigkeit gegen die Bewegungen der Zeit abgesperrt haben, nur gesagt zu werden braucht, was man irgendwo behaupte oder begehre, damit sie sofort auch wissen, weshalb, aus welchen Gründen man es behauptet oder begehrt. So viel zur Einleitung; die folgenden Zeilen enthalten einen gedrängten Auszug aus dem Artikel des Herrn Tissot.

* * *

„Wenn", sagt Herr Tissot, „die Ueberzeugung eines jeden Individuums etwas Heiliges ist, wenn jedes Individuum verlangen darf, in derselben vom Staate geschützt zu werden, so geht das Recht des Letzteren doch nicht so weit, alle Kontroverse zwischen den verschiedenen Ueberzeugungen zu verhindern. Denn jedes Individuum hat unstreitig das Recht, das, was ihm Wahrheit dünkt, auf dem Wege der Argumentation, des Raisonnements geltend zu machen. Ja, wenn das Absurde überall dem Spott, der Satire anheimfällt, so dürfen der religiösen so wenig wie jeder anderen Polemik die Waffen des Lächerlichen versagt werden. Das aus der Hinterlassenschaft der Restauration herrührende Gesetz von 1822 *), welches den Hohn über Gegenstände der Religion und des Kultus mit einer Strafe belegt, ist mithin ein Eingriff in die Rechte der Presse. „Wenn Ihr heute" — sagte schon Lanjuinais bei der Diskussion jenes Gesetzes — „die Ironie unstatthaft findet, die noch kein Mensch bei den Kirchenvätern, bei Luther, bei Jurieu, bei Bossuet und Fenelon zu tadeln wagte, so werdet Ihr morgen die Metapher und die Hyperbel, Ihr werdet endlich jede Redefigur untersagen." — „Kurz, um der Licenz zu wehren, müßte das Menschengeschlecht geknebelt werden, und es bedürfte, die Gottheit zu rächen, der Brandmarkungen, der Verstümmelungen und Hinrichtungen."

Ein solches Gesetz erklärt sich allerdings aus dem Bedürfniß der Ruhe und Ordnung, allein man darf die Ordnung starrer Unbeweglichkeit nicht verwechseln mit jener anderen Ordnung, die aus der Harmonie lebendiger Bewegungen hervorgeht. Nur Persönlichkeiten sind zu unterdrücken, dem Kampf der verschiedenen Ansichten jedoch muß der freieste Spielraum gestattet werden.

Viel zu gering ist der Verlaß — fährt der Kritiker fort — den namentlich die konstitutionellen Regierungen auf die öffentliche Meinung haben. Eine Sekte, die, ohne einen Widerspruch befürchten zu müssen, Alles sagen, Alles behaupten darf, eine solche privilegirte Sekte wird alsbald unverschämt und brutal; sie würde Mäßigung beobachten lernen, sobald sie wüßte, daß sie Widerspruch zu gewärtigen, daß sie derselben Behandlung entgegenzusehen habe, die sie Anderen angedeihen läßt. Man vergißt, wenn man der Stärkere ist, nur zu leicht, daß ein Tag kommen kann, wo ein Anderer das Uebergewicht hat. (Schluß folgt.)

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.

(Fortsetzung.)

Diese ersten Streitigkeiten zwischen den Girondisten und den Jakobinern liehen dem geschickten Dumouriez einen doppelten Stützpunkt für seine Politik. Die feindselige Gesinnung seiner Kollegen Roland, Clavière und Servan gegen ihn beunruhigte ihn nicht, da er ihren Einfluß durch seine Verbindung mit ihren Feinden neutralisiren konnte. Aber die Jakobiner forderten ein Unterpfand seiner Aufrichtigkeit; er bot es ihnen im Kriege dar. Danton, eben so stürmisch, aber politischer als Marat, hörte nicht auf, immer von neuem die Behauptung zu wiederholen, daß zwischen der Revolution und dem Despotismus keine Versöhnung oder auch nur Ausgleichung herrschen könne, und daß Frankreich sein Heil nur von seiner Kühnheit und von seiner Verzweiflung erwarten dürfe. Der Krieg war, nach der Ansicht Danton's, entweder die Taufe oder das Märtyrerthum für die neue Freiheit, als deren Jünger sie sich bekannten. Frankreich müsse sich in Feuer und Blut baden, damit es sich von allen Schmutzflecken des Despotismus und der Knechtschaft reinige. Dumouriez, der hierin nicht nur mit Danton, sondern auch mit Lafayette und den Feuillants übereinstimmte, wollte zwar ebenfalls den Krieg, aber als Soldat und in der Absicht, durch ihn Ruhm und die Gelegenheit zu gewinnen, alle Parteien niederzuschmettern. Seit dem ersten Tage seines Ministeriums hatte er mit Oesterreich in einer Weise verhandelt, daß er von diesem Staat eine definitive Antwort erwarten konnte. Er hatte fast alle Glieder des diplomatischen Corps durch andere, energischere Männer ersetzt; seine Depeschen trugen einen kriegerischen Charakter und waren in einem Ton verfaßt, der die Stimme eines bewaffneten Volks zu seyn schien. Er forderte die rheinischen Fürsten, den Kaiser, die Könige von Preußen und Sardinien auf, den konstitutionellen König entweder anzuerkennen oder anzugreifen. Aber während seine offiziellen Geschäftsträger von jenen Höfen schnelle und bestimmte Erklärungen verlangten, hatte er geheime Agenten mit dem Auftrage abgeschickt, Alles zu versuchen, um einige Staaten von der Coalition abspenstig zu machen, indem sie ihnen die Vortheile einer neutralen Stellung für ihre Vergrößerung zeigen sollten. Denn da er auf kein Bündniß mit ihnen rechnen konnte, so wollte er wenigstens den Samen der Zwietracht in die sich bildende Coalition werfen, um sie nachher desto leichter mit einem Schlage auseinandersprengen zu können.

Der Fürst, auf dessen Willen er am meisten zu wirken wünschte, war der Herzog von Braunschweig, den der Kaiser und der König von Preußen einstimmig zum Befehlshaber der vereinigten Armeen bestimmt hatten. Denn es mußte ihm vor allen Dingen daran liegen, Preußen und Oesterreich zu trennen, um nur jedesmal mit Einem Feinde zu thun zu haben. Konnte er also diesem Fürsten das Interesse an der Coalition rauben, so hatte er sein Ziel ziemlich erreicht. Der Herzog von Braunschweig, ein Zögling Friedrich's des Großen nicht nur in der Kriegskunst, sondern auch in der Philosophie, hätte in einem Kriege gegen Frankreich nur für seinen Ruhm, keinesweges aber gegen das Prinzip der Revolution gestritten. Nun ist bekannt, daß dem Herzog im Namen der monarchischen Partei der gesetzgebenden Versammlung durch Custine die Krone von Frankreich angeboten worden war; ein Anerbieten, das wenigstens seinem Ehrgeiz schmeichelte und seine Dankbarkeit hervorrufen mußte. Man bekämpft aber schlecht einen Feind, den man nur des Ruhmes wegen besiegen, aber nicht verderben will. Von dieser Seite also hatte Dumouriez abermals den richtigen und nächsten Weg eingeschlagen. Aber obwohl der Herzog von Braunschweig dem Könige von Preußen den Rath gab, sich, statt gegen die Prinzipien Frankreichs, gegen die Provinzen Polens zu wenden, drang doch Rußland in Preußen und Oesterreich, mit der Coalition gegen Frankreich Ernst zu machen, und erreichte diesen Zweck um so leichter, als der junge Kaiser von Oesterreich, Franz I., weit mehr geeignet war, mit dem Schwert des Soldaten als mit der Feder des Diplomaten zu kämpfen. Der Fürst von Kaunitz, sein erster Minister, antwortete deshalb auf die Noten Dumouriez's in einer Sprache, die der National-Versammlung völlig Trotz bot. Als Dumouriez die Antwort Oesterreichs der National-Versammlung mittheilte, war er klug genug, seinem patriotischen Unwillen einen so starken Ausdruck zu leihen, daß er dem Zorn der Versammlung selbst dadurch gewissermaßen Schranken setzte. Er brach alle Unterhandlungen mit der Coalition ab und bewog sogar den König, in der Sitzung zu erscheinen und selber dem Volke den Vorschlag des Kriegs gegen Oesterreich zu machen. Zu diesem Entschlusse hatte er ihn durch die Worte gebracht, daß „das Volk an dem Tage, an dem es ihn die Sache der Nation zur seinigen machen und die Könige zu ihrer Vertheidigung bekämpfen sähe, sicherlich an die Aufrichtigkeit seiner constitutionellen Gesinnung glauben werde." Der König that, wie ihm sein Minister gerathen, aber nicht ohne große Ueberwindung, wiewohl durch die Hoffnung gestärkt, daß er für das der Constitution gebrachte Opfer wenigstens Dankbarkeit und Liebe bei seinem Volke finden werde. — —

Der Feldzug eröffnete sich von Seiten der Franzosen, bevor Preußen und Oesterreich ihre Rüstungen beendet. Dumouriez hatte auf diese Langsamkeit der beiden deutschen Monarchieen gerechnet. Sein sehr geschickter Plan bestand darin, die Coalition in zwei Hälften zu theilen und einen raschen Einfall in Belgien zu machen, ehe Preußen im Felde erscheinen konnte. Wenn der Erfinder dieses Plans zugleich der Ausführer desselben hätte seyn können, so wäre es um Belgien und Holland geschehen gewesen; aber Lafayette, beauftragt, an der Spitze von 40,000 Mann den Einfall zu vollführen, besaß weder die Kühnheit noch das Feuer des Generals. Er war der Fabius Maximus der Revolutions-Armee, nur daß ihm kein Hannibal gegenüberstand, gegen den ihm der Beiname cunctator Ruhm hätte eintragen können. Im Gegentheil verlor die Revolution ihre ganze Stärke, wenn sie Zeit verlor. Denn die Stärke undisziplinirter Truppen beruht in ihrem Ungestüm; wer diesen zu brechen weiß, hat sie halb besiegt.

Dumouriez fühlte dies sehr wohl und bemühte sich, in den Konferenzen, die der Ernennung der Generale vorangingen, dasselbe Gefühl in Lafayette hervorzubringen. Er stellte ihn an die Spitze des Hauptcorps der Armee, die in Belgien eindringen sollte, als am meisten dazu befähigt, den Samen des Aufruhrs überall auszustreuen und den Krieg gegen Belgien in eine belgische Revolution zu verwandeln. Denn Belgien war damals in den Händen der Oesterreicher und die Unabhängigkeit des Landes durch starke österreichische Garnisonen im Zaum gehalten. Der erste Schritt französischer Sol-

*) Das sogenannte Sakrilegien-Gesetz.

daten über die Gränze, hoffte Dumouriez, würde die Lust und den Muth erregen, sie wiederzuerlangen.

Auf dem rechten Rheinufer bereitete sich indessen gleichfalls Alles zum Kampfe vor. Der Kaiser und der König von Preußen kamen nach Frankfurt, wo auch der Herzog von Braunschweig sich einfand. Die Kaiserin von Rußland schloß sich dem Angriff der Mächte gegen die französische Nation an und sandte Truppen gegen Polen, um hier die Keime derselben Prinzipien zu ersticken, die man in Paris zu bekämpfen in Begriff war. So nahm Alles ein kriegerisches Aussehen an. Zum Sammelplatz der gegen Frankreich bestimmten Armee war Koblenz bestimmt, das damals die Hauptstadt der französischen Emigration geworden war. Eine stets wachsende Menge von 22,000 Edelleuten drängte sich um die sieben verbannten Prinzen des Hauses Bourbon: die Brüder des Königs, den Grafen von Provence und den Grafen von Artois; die beiden Söhne des Grafen von Artois, den Herzog von Berri und den Herzog von Angoulême; den Prinzen von Condé, Vetter des Königs, den Herzog von Bourbon, seinen Sohn, und den Herzog von Enghien, seinen Enkel. Die gesammte adelige Jugend des Königthums, mit Ausnahme der Anhänger der Constitution, hatte ihre Garnisonen oder ihre Schlösser verlassen, um sich bei diesem Kreuzzuge der Könige gegen die französische Revolution zu betheiligen.

Ludwig XVI. zitterte indessen in seinem Palast vor dem Ausbruch und den Folgen dieses von ihm selbst proklamirten und jetzt an seinen Gränzen grollenden Krieges. Denn er täuschte sich keinesweges darüber, daß er weniger der Führer als die Geisel Frankreichs sey, und daß sein und seiner Gemahlin und Kinder Häupter als Unterpfand der Nation für den Ausgang des Kampfes haften würden. Die Gefahr sieht überall Verrätherei. Die Journale und die Klubs spielten jetzt öfter als je auf die Existenz des „österreichischen Comité's" an, dessen Seele die Königin sey. Dieses Gerücht, das bei dem Volke allgemeinen Glauben fand, hatte der unglücklichen Fürstin während des Friedens nur ihre Popularität gekostet, während des Kriegs konnte es ihr das Leben kosten. Nicht genug also, daß diese unglückliche Familie des Verraths gegen den Frieden angeklagt worden war, wurde sie jetzt auch des Verraths gegen den Krieg beschuldigt. In schiefen Stellungen wird Alles zur Gefahr. Der König sah allen diesen Gefahren zu gleicher Zeit ins Angesicht und wählte sich dann stets die nächste aus, um es mit ihr aufzunehmen.

So schickte er jetzt einen geheimen Boten an den König von Preußen und an den Kaiser, um von ihnen in seinem Interesse entweder die völlige Suspension der Feindseligkeiten oder doch das Versprechen zu erhalten, daß sie ihrem Eindringen in Frankreich ein versöhnliches Manifest voranschicken würden, das der Nation noch die Gelegenheit darböte, ohne entehrende Bedingungen vom Kriege abzustehen, und sie wenigstens in jedem Falle für das Leben der königlichen Familie verantwortlich machte. Dieser geheime Abgesandte war ein junger Publizist aus Genf, mit Namen Mallet-Dupan, der nach Frankreich übergesiedelt war, um sowohl aus Ueberzeugung wie aus persönlicher Ergebenheit für den König sich der contrerevolutionairen Bewegung anzuschließen. Er verließ nun Paris unter dem Vorwande, nach Genf zurückzukehren. Von hier aber begab er sich nach Deutschland, zum Marschall von Castries, dem geheimen Bevollmächtigten Ludwig's XVI. an den fremden Höfen und einem der Führer der Emigranten. Beglaubigt durch den Herzog von Castries, stellte er sich zu Koblenz dem Herzog von Braunschweig und zu Frankfurt dem Kaiser und dem Könige von Preußen vor. Da man sich jedoch weigerte, Vertrauen in seine Mittheilungen zu setzen, im Fall er nicht einen Brief von des Königs eigener Hand vorzeigen könnte, so wußte er sich von diesem ein Billet zu verschaffen, auf dem nur die wenigen Worte standen: „Die Person, welche dies Billet vorzeigen wird, kennt meine Absichten; man kann ihr in Allem, was sie in meinem Namen sagen wird, Vertrauen schenken." Dies Zeichen des königlichen Vertrauens öffnete dem Agenten die Kabinette der Coalition, und es begannen nun geheime Konferenzen zwischen ihm und den Bevollmächtigten Preußens und Oesterreichs, in denen er diesen den Zustand Frankreichs und das Innere der Tuilerieen mit so lebhaften Farben schilderte, daß sie bis zur Rührung bewegt wurden und das bestimmte Versprechen gaben, nicht nur ihren Monarchen diese Eindrücke mitzutheilen, sondern auch die Absichten und Rathschläge des Königs zur einzigen Richtschnur für die Worte zu machen, in denen das Manifest der Coalition an die französische Nation abgefaßt werden würde. Hierauf reiste der Vertraute Ludwig's XVI. nach Genf ab, und der Kaiser, der König von Preußen, die anderen Fürsten der Conföderation, die Minister, Generale und der Herzog von Braunschweig begaben sich nach Mainz. Die hier versammelten Emigrirten hatten aber einen solchen Einfluß auf die Fürsten, daß sie bald wieder zu den früheren, strengeren Entschließungen zurückkehrten, die Revolution, welche durch Schonung und Zögerung nur wachsen würde, Mann gegen Mann zu bekämpfen. Die Bitten Ludwig's XVI. und die Mittheilungen Mallet-Dupan's wurden vergessen und der Plan des Feldzugs festgesetzt.

Während von Außen her ein Kampf auf Tod und Leben das Volk in Bewegung setzte und den König bedrohte, war die Zwietracht im Staatsrath im Wachsen begriffen. Der Kriegsminister Servan war durch Dumouriez beschuldigt worden, mit einer Dienstbeflissenheit, die eher aus Liebe als aus bloßer Gefälligkeit zu stammen schien, den Einflüssen der Madame Roland gehorcht und dadurch den Plan eines Einfalls in Belgien zum Scheitern gebracht zu haben. Die Freunde der Madame Roland bedrohten ihrerseits Dumouriez mit dem Antrage einer Rechnungsablegung vor der National-Versammlung über die 6 Millionen geheimer Ausgaben, deren Verwendung ihnen verdächtig schien. Schon hatten selbst Guadet und Vergniaud sich darauf vorbereitet, um den öffentlichen Nachweis über die Verwendung dieser Summen zu verlangen. Dumouriez, der sich bei den Jakobinern und den Feuillants mit diesem Gelde Freunde und Vertraute erkauft hatte, zeigte sich empört über diesen Verdacht und verweigerte, im Namen seiner beleidigten Ehre, jede Rechnungsablegung, indem er zugleich, im Falle man darauf bestände, seine Entlassung anbot. Da begaben sich eine große Zahl von Mitgliedern der National-Versammlung, von den Feuillants, den Jakobinern, selbst Pethion, zu dem beleidigten Minister und beschworen ihn, seinen Posten nicht aufzugeben. Er zeigte sich, unter der Bedingung, daß man die Verwendung dieser Fonds seinem eigenen Gewissen überließe, dazu bereit, und die durch seinen Rückzug eingeschüchterten Girondisten, die wohl fühlten, daß ein Mann von diesem Charakter für ihre Schwäche unentbehrlich sey, standen von ihrem Vorhaben ab und stimmten für die Gewährung des öffentlichen Vertrauens. Das Volk rief ihm lauten Beifall nach, als er die Versammlung verließ. Aber dieser Beifall fand ein trauriges Echo in dem geheimen Verein der Madame Roland. Die Popularität Dumouriez's erregte ihre Eifersucht, denn es war in ihren Augen nicht die Popularität der Tugend, die sie für sich und ihren Gemahl ganz in Anspruch nahm. Roland und seine girondistischen Kollegen, Servan, Clavière, verdoppelten ihre Einwirkung auf den Geist des Königs und scheuten keine Verdächtigung, um sich vollen Einfluß auf ihn zu verschaffen. Ihre Taktik, die weit mehr noch ein Resultat ihrer Schwäche, als ihres Ehrgeizes war, bestand darin, einerseits der National-Versammlung zu schmeicheln, dem Volke den Hof zu machen und die Jakobiner gegen den Hof aufzureizen, andererseits den König mit der Forderung von Opfern zu bestürmen, die, wie sie wohl wußten, zu leisten ihm unmöglich war, ihn unter der Hand in der öffentlichen Meinung als die Ursache alles Uebels und das Hinderniß alles Guten zu bezeichnen, kurz, ihn endlich durch Beleidigungen und Zudringlichkeiten aller Art zu dem Entschluß zu bringen, ihnen den Abschied zu geben, um ihn später des Verraths gegen die Revolution beschuldigen zu können.

Diese abscheuliche Tendenz, den König, dessen Minister sie waren, bei dem Volke anzuschwärzen, machte die Basis der Verschwörung aus, deren Heerd das Haus der Madame Roland war. Bei Roland selbst war es nur eine Art verdrießlicher Gereiztheit, bei seinen Kollegen eine patriotische Rivalität mit Robespierre; bei Madame Roland aber war es wahrhafte Leidenschaft der Republikanerin, die über diesen Rest von Thron ungeduldig wurde und allen Parteien huldvoll zulächelte, die sich bereit zeigten, diesen Rest vollends umzuwerfen. Wenn die Parteien keine Waffen hatten, so beeilten sich Madame Roland und ihre Freunde, ihnen welche zu leihen. Der erste ernsthafte Schritt der republikanischen Partei geschah durch den Kriegsminister Servan, der, auf Veranlassung der Madame Roland, der National-Versammlung den Vorschlag machte, um Paris ein Heer von 20,000 Mann zu versammeln, das, von den eifrigsten Anhängern der Revolution aus allen Provinzen gebildet, eine Art von Central-Armee der öffentlichen Meinung abgeben und durch seine Ergebenheit für die National-Versammlung ein Gegengewicht gegen die königliche Garde und die Nationalgarde bilden und schließlich an jene Armee des Parlaments unter dem Befehl Cromwell's erinnern könnte, die Karl I. zum Schaffot begleitete. (Schluß folgt.)

Rußland.

Blicke auf die russische Literatur im J. 1846 und 1847.*)

II. Wladimir Dahl, pseudonym: Kosak Lugansky.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen in der russischen Literatur des J. 1846 gehört die vollständige Sammlung der Novellen, Mährchen und Erzählungen vom Kosak Lugansky (Wladimir Dahl) in 4 starken Bänden. Ein russischer Reimschmied ruft in einer seiner poetischen Inspirationen aus, daß, wenn der Himmel ihm gestatte, sich ein Loos zu wählen, er weder wirklicher Staatsrath, noch Millionair, sondern ein volksthümlicher Schriftsteller zu seyn begehre. Der Himmel erhört nicht immer die Bitten der Sterblichen; den Poetaster ließ er bei seinen Reimen und bestimmte den Kosak Lugansky, wahrscheinlich ohne alle Bitten von seiner Seite, zu einem wahren Volksschriftsteller.

Bei einem jeden Talente ist Einheit und Rundung das schätzbarste Gut; nicht der ist ein Meister, dem Vieles zu Theil ward, ohne daß er mit seinem Gute hauszuhalten versteht, sondern derjenige, dem alles Nöthige zu Gebote steht, wenn er's braucht. Dahl ist nicht allein hoch begabt, sondern er versteht auch mit seinem Talente meisterlich zu schalten. Wenn wir Dahl einen volksthümlichen Schriftsteller nennen, so sind wir bereit, für diese Benennung auch den Beweis zu führen.

Bei dem russischen Publikum herrscht noch die irrige Meinung, daß der ein volksthümlicher Schriftsteller sey, der das Volkspatois spreche, russische Späßchen fabrizire und häufig in seinen Phantasiegebilden lange Expectorationen von glühender Vaterlandsliebe und allertiefster Verachtung für alles Fremdländische zum Besten gebe. In diesem Sinne fassen wir das Wort „volksthümlich" nun keinesweges auf; wir geben diese Benennung demjenigen, der in Folge eines vielbewegten und schicksalsreichen Lebens mit natürlicher Begabtheit das ganze Wesen seines Volks, dessen Sprache und Leben durchdrang, als ob er selbst zum zweiten Male sich nationalisirt hätte, also z. B. Russe geworden wäre. Es ist hier nicht von einer Volksthümlichkeit die Rede, wie sie einem Puschkin und Gogol zugesprochen werden kann, sondern wir nehmen dieselbe in jenem exklusiveren, beschränkteren

*) Vgl. Nr. 48 des Magazins.

Sinne, wo das Talent neuer Bahnen, völliger Unabhängigkeit in der Wahl seiner Richtung weniger als des warmen Gefühls, der angeborenen Theilnahme für sein Volk und einer scharfen oder gutmüthigen Beobachtungsgabe bedarf. In dieser Beziehung läßt sich durchaus kein anderer Schriftsteller in der russischen Literatur Dahl an die Seite stellen. Der Letztere kennt das russische Volk wie seine fünf Finger.

Als vor ungefähr zehn Jahren die erste Sammlung einiger „Sagen des Kosak Lugansky" erschien, erregten sie durch den großen Reichthum an volksthümlichen russischen Wendungen, Ausdrücken und Sprüchwörtern, so wie durch ihren echt russischen Charakter, die allgemeinste Aufmerksamkeit. Zwar konnte man denselben keinen künstlerisch hohen Werth einräumen, doch ihre originelle und frische Färbung zeichnete sie aus, und neben den Possenreißereien der unberufenen volksthümlichen Skribenten wurden sie als bedeutend hervorgehoben. Als erste Versuche eines bemerkenswerthen Talents, wenn auch in einem weniger bedeutenden Genre, verdienten sie dieses Lob. Ihr Verfasser blieb nicht dabei stehen; aus dem Kosak Lugansky wurde — Dahl, und der Letztere steht jetzt erst in der vollen Blüthe seines Talents und seine besten literarischen Leistungen gehören den letztvergangenen Jahren an.

Versuchen wir die Mischungs-Elemente des Dahlschen Talents näher zu bestimmen. Seine Muse ist mit Geist begabt, daran ist kein Zweifel, aber noch mehr mit Verstand und einer tüchtigen Dosis von Mutterwitz; sie hat in ihrer Zeit Mancherlei gesehen und Vieles beobachtet. Humor hat sie wenig, aber desto mehr die Gabe des lustigen russischen Volkswitzes. Sie geht ihren Weg schlicht dahin und sieht aus wie die Gutmüthigkeit selbst; plötzlich fühlt ihr euch beim Schopf gefaßt und die Kralle im Nacken, ihr schaut euch um, — da steht sie mit treuherzigem Blick, als ob nichts vorgefallen wäre. — Der Styl Dahl's ist echt russisch, etwas schwerfällig, zuweilen ein wenig nachlässig (und diese Schwerfälligkeit und Nachlässigkeit hat dennoch ihren eigenthümlichen Reiz), aber er ist auch gedrängt, lebhaft und treffend. Der Kosak Lugansky (ein echter Kosak), geht nicht auf Stelzen einher und spricht mit hochtrabender Rede: „Ich, meine Herren, werde Ihnen jetzt Dies oder Jenes erzählen, dabei bin ich aber ein äußerst sarkastischer, scharfsinniger und gewaltig witziger Mensch!" — Nicht daran zu denken! Wenn man ihm zuhört, so ist er niedriger als Gras und stiller als Wasser, aber mittendrin, im besten Erzählen, hört man Dinge, daß man deckenhoch springen möchte; während man in den Werken jener vorgedachten gelehrten und schönrednerischen Herren Alles findet, nur nicht das, was man darin sucht, nämlich das Neue, das Unerwartete. Es wird dem russischen Leser zuweilen ganz ärgerlich zu Muth, wie dieser Kosak das russische Volk nach allen Seiten in seiner Gewalt hat, aber es ist nichts dagegen zu machen. Zuweilen treibt wohl der Kosak auch seine Possen oder spreizt sich mit Schlag-, Sprüch- und Witzwörtchen, doch man verzeiht ihm gern die kleine Schwachheit!

Die größeren Erzählungen gelingen ihm allerdings nicht immer: einen Knoten zu schürzen und zu lösen, das Spiel der Leidenschaften zu schildern, einen vollständigen Charakter folgerecht zu entwickeln, ist weniger seine Sache, mindestens gehört er darin nicht zu den ersten Meistern. Wo die Novelle aber die physiologische Schilderung nicht überschreitet, wo der Verfasser nach der Natur malt und uns den dickbäuchigen Kaufmann oder den russischen Muschik, den Dwornik (Hausknecht), Denschtschik (Offiziers-Diener), den (zu Gast) fahrenden Landedelmann, den Tschinownik niederer Sphäre vorführt, ist man überrascht von der Wahrheit der Auffassung.

In einer Uebersetzung dürften die Dahlschen Productionen dem Ausländer wohl schwerlich zusagen, da Alles in denselben russischen Nationalgeist athmet und sie zu exklusiv volksthümlich sind; der Russe aber erfreut sich daran nicht blos wegen der Portraitähnlichkeit, sondern weil er eben alles echt russische liebt, wie lächerlich es auch an sich seyn möge. Dahl muß manche Jahre seines Lebens im Süden, manche im Osten verbracht haben, jedoch wo wäre er nicht gewesen im weiten russischen Reiche! Moldawaner, Juden, Zigeuner, Bulgaren, Kosaken, Kirgisen — er kennt sie alle. Ihr Leben, ihre Sitten, Städte, Dörfer, die vielgestaltige Natur des Russenlandes zeichnet er meisterlich mit wenigen, aber scharfen Strichen. Das Gedächtniß herrscht bei ihm über die Phantasie, doch ein so treues und rapides Gedächtniß wiegt die lebhafteste Einbildungskraft auf. Man mag zugeben, daß dies Talent bei einer gewissen Monotonie des Lebens, in einem Städtchen hingebracht, sich kaum zur Hälfte entwickelt haben würde, doch giebt's Leute in Menge, die das ganze russische Reich, der Länge und Breite nach, durchreist und doch nichts gesehen oder gehört haben, noch etwas Anderes im Gedächtniß bewahren, als gehaltloses Zeug, oder die überhaupt gar nichts bewahren. Oder ist's etwa kein Talent, jene Fähigkeit, mit einem Blicke die charakteristischen Züge einer Gegend aufzufassen und ihrer Bevölkerung, den kleinsten Ausdruck der verschiedenen Physiognomieen im Fluge zu erhaschen und inmitten aller Trivialität und kleinlicher Misère des Alltagtreibens sich die unerschütterlichste, ungezwungenste Heiterkeit zu bewahren? Bemerkenswerth ist übrigens, daß Dahl, wahrscheinlich im Bewußtseyn seiner scharfmarkirten Originalität, derselben nicht zu freien Spielraum läßt und selten der Manier verfällt, wie z. B. Weltmann (in Moskau), der Verfasser vieler sonst geistreicher Novellen, mit welchem er übrigens manche gemeinsame Züge hat. Eines nur versteht weder Dahl noch die Mehrzahl der russischen Schriftsteller, selbst Gogol nicht — die Schilderung der Frauen. Zuweilen wären auch bei einem so reichbegabten Autor mancherlei triviale und verbrauchte Scherze wegzuwünschen, wie z. B. in den Kapitel-Ueberschriften der Erzählung Bachus Sidorowitsch Tschaikin die folgender Art: „Vom Besen nebst der Laterne bis zum Obersten und höher hinauf", oder „Vom Strägtschi (Kron-Anwalt) Herrn Neiroff bis dicht auf das Fräulein Kaluchin." Trotz alledem kann man der russischen Literatur und dem Publikum zum Erscheinen der „Gesammelten Schriften Dahl's" Glück wünschen, und deren Erfolg möge ihn noch zu vielen Productionen, wie seine Erzählung „Wurstmacher und Bartrussen" oder zu Genreskizzen, wie sein „Uralischer Kosak", sein „Dwornik", „Denschtschik", „Muschik" ermuthigen; den Spielen ungereifter Jugendzeit, den Sagen, Mährlein und Parabeln in gereimter Prosa möge er aber von nun an Valet sagen und seine bereits ehrenvolle Stellung in der russischen Literatur immer mehr für die Dauer befestigen.

Dr. R. L.

Mannigfaltiges.

— **Angelsächsischer Ursprung des Parlaments.** Ursprünglich bildeten die „Lords" und die „Gemeinen" eine einzige berathende Versammlung, deren Entstehung bis zur Zeit der Sachsen hinaufreicht. Die Sachsen nannten sie „Michel-Synoth" — großer Rath, später auch great Council — oder „Michel-Gemote" — große Versammlung —*) und „Wittena-Gemote" — Versammlung der weisen Männer — welche letztere Benennung sich am längsten in den angelsächsischen Urkunden erhalten hat. Jedes der sieben Königreiche, aus denen die sächsische Heptarchie bestand, hat seine „Wittena-Gemote" gehabt, welche bei der Vereinigung zu einem einzigen Königreich auch zu einer einzigen Versammlung sich konstituirten. Der „Michel-" oder „Wittena-Gemote", als dem gemeinsamen Landtag, waren die „Schire-Gemotes" (Shire- oder Grafschafts-Versammlungen) untergeordnet, und zwar waren die letzteren gewöhnlich von dem Ealderman („Alderman", Aeltermann) oder Earl (Grafen) geleitet, während seine Beisitzer „Schire-Geresa" hießen, woraus dann das Wort „sheriff" entstand. In jeder Grafschaft wurde zweimal jährlich eine „Schire-Gemote" gehalten, bei welcher die Richter, die Thane, die Aebte und der sämmtliche Klerus erscheinen mußten und viele Gegenstände verhandelt wurden, obwohl das Ganze mehr das Ansehen eines Gerichtshofes als eines eigentlichen Kreistages hatte. Sharon Turner, der sich mit dem Studium der angelsächsischen Institutionen viel beschäftigt hat, ist der Ansicht, daß die „Wittena-Gemote" hinsichtlich der Stände und Personen, die auf derselben vertreten waren, ganz dem heutigen Parlament ähnlich gewesen, und daß die Mitglieder auch von Wählerklassen der Art, wie sie heutzutage das Wahlrecht in England besitzen, ernannt worden seyen.**) Er meint, daß gerade der Umstand, daß es an jeder Urkunde über die Entstehung des Wahlrechtes der sogenannten freeholders in den englischen Grafschaften fehle, der stärkste Beweis dafür sey, daß der Gebrauch ein unvordenklicher sey und bereits lange vor der normannischen Eroberung existirt habe. Sicher ist auch, fügt Turner hinzu, daß die Vertreter des Landes auf der „Wittena-Gemote" immer schon „Grafschafts-Ritter" (knights of the shire) genannt worden sind. Unter den normannischen Eroberern ging natürlich ein Theil der alten Volksfreiheit verloren. Die Barone allein eigneten sich das Recht an, die Gesetze des Landes zu berathen, und zwar in einem sogenannten Consilium regni. Zum erstenmale findet man unter Heinrich II. (1176) wieder der Anwesenheit der „Gemeinen" bei einem „großen Rathe" erwähnt, den der König in Northampton hielt. Vierzig Jahre später (1215) unterzeichnete König Johann die Magna Charta, welche Blackstone als den Grundstein, als die „main constitution" des gegenwärtigen Parlaments bezeichnet. Neben dem Versprechen, „alle Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen und größeren Barone persönlich, so wie alle anderen hauptsächlichen Grundbesitzer durch den Sheriff und die Baillies aufzufordern, binnen 40 Tagen an gewissen Orten zusammenzutreten, um den Beistand und die Lehnsdienstpflicht, wo sie nöthig, zu leisten", war in der Magna Charta auch die Zusage enthalten, der Stadt London, so wie allen anderen Städten, Burgflecken und Ortschaften, nebst den Cinque ports und anderen Häfen, alle ihre alten Freiheiten und freien Gebräuche zu erhalten. Durch noch vorhandene Urkunden ist festgestellt, daß es damals nur eine einzige legislative Versammlung gegeben; die Trennung in zwei Häuser soll, nach Sir Edward Coke (State Trials), zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf den Wunsch der Gemeinen stattgefunden haben. Elsynge (Manner of holding Parliaments) sagt, daß die Gemeinen immer einen besonderen Raum für ihre Berathungen gehabt, obwohl sie oft auch mit den Lords in einem und demselben Raume zusammen gesessen.

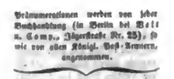
*) Das Wort „michel" in der Bedeutung „groß", bei Kero und Ottfried mihhil und mihil, im Schottischen muckle, im Schwedischen mycken — das sanskritanische maha, das griechische μέγας und das lateinische magnus — findet sich im Deutschen nur noch in einigen alten Namen, wie Mecklenburg — früher „Michelburg", Großburg, im Gegensatze zu „Lützelburg" (Luxemburg), Kleinburg — Mecheln in Belgien, Micheldorf in Oesterreich, und selbst im „deutschen Michel", den wir keineswegs von dem Namen des Erzengels Michael, sondern vielmehr von jenem alten deutschen Worte, das auch so viel wie groß und ungeschlacht bedeutet, ableiten. „Macht" und „mögen" sind übrigens ebenfalls aus jener Wurzel gebildet, und in dem Titel der holländischen Generalstaaten „Hoogmogende" (Hochmögende) werden wir noch an die alte angelsächsische Benennung des Parlaments erinnert, wie denn auch das Wort „Gemote" (Versammlung) in dem holländischen Gemoete und Ontmoeting (engl. meeting) vollständig erhalten ist.

**) History of the Anglo-Saxons, by Sharon Turner, vol. III. p. 180.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.


Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Donnerstag den 20. Mai 1847.

England.

Hungersnoth im südlichen Irland.

Irland ist im gegenwärtigen Augenblick der Gegenstand ängstlichster Aufmerksamkeit, peinlichster Verlegenheit und stärksten Mitleidens. Wenn bisher die Leiden und Klagen Irlands periodisch die Blicke Großbritaniens auf sich zogen, so schaut bei seinen heutigen Kalamitäten die ganze Welt auf das unglückselige Land. Irland befindet sich in jenem Stadium, wo ein allgemeines Leiden zum heftigsten Ausbruche gekommen ist, im Zustande eines nothwendigen Ueberganges. Die legalen Heilmittel, mit denen man seinen ehemaligen Beschwerden von Zeit zu Zeit begegnete, sind gerade jetzt ohne Nutzen. Es handelt sich nicht mehr um politische Zugeständnisse, sondern die Gesetzgebung muß herabsteigen zu den physischen Zuständen des Volkes und den Krankheiten entgegentreten, die in ihm krebsartig um sich gefressen haben. Nur auf diesem Wege kann eine Kur versucht werden. Während aber einerseits Alles auf eine große Revolution in den socialen Verhältnissen Irlands deutet, ist zugleich durch das plötzliche Elend des Landes das Precaire und Hülflose seines früheren Zustandes sichtbar geworden.

Die wirklichen Zustände Irlands werden im übrigen Königreiche nicht richtig gewürdigt. Die Bevölkerung der Schwesterinsel begreift es nicht, wie das Mißrathen der Kartoffel-Aerndte das Land von seinem Mittelpunkte bis zur See in konvulsivische Erschütterung zu versetzen, alle sociale Interessen zu verwirren und ein ganzes Volk in Bettler zu verwandeln vermochte. Man weiß, daß in England eine solche Mißärndte nur eine Unannehmlichkeit seyn würde, der leicht zu begegnen wäre, und indem man — in vollständiger Unkenntniß der irischen Zustände — von der größeren auf die kleinere Insel schließt, kömmt man zu den allerunrichtigsten Resultaten. Man sollte jedoch wissen, daß, wenn Irland von einer gräßlichen Hungersnoth heimgesucht wird, die Quelle dieser Kalamität nichts Anderes war, als eben die Kartoffel-Mißärndte; daß die Wichtigkeit der Kartoffel für Irland die Wirkung zugleich und Ursache der Gesunkenheit des Landes ist, und daß dieses Verhältniß schon seit Generationen in einem unheilschwangeren Zirkel wirkt.

Irland ist ein ackerbautreibendes Land, dessen Hülfsquellen fast gänzlich in den Erzeugnissen seines Bodens bestehen. Es besitzt nur wenig Manufakturen, von denen es nur geringen Vortheil zieht, und um seinen Handel — der größtentheils ein Ausfuhrhandel — ist es gerade jetzt, wie wir sogleich sehen werden, noch schlimmer bestellt. Seine Bergwerke sind unerforscht, seine Fischereien nicht einträglich, seine Eisenbahnen todt geboren oder noch anzulegen. Es hatte bisher nur Eine Hülfsquelle, nämlich sein Acker- und Weideland, wobei noch bemerkt werden muß, wie die irische Landwirthschaft über die ersten Anfänge noch nicht hinaus ist. Im J. 1831 stellte es sich heraus, daß in Irland 1,131,715 Köpfe beim Ackerbau beschäftigt waren, während dieselbe Klasse der Bevölkerung im übrigen Königreich nur 1,055,982 Köpfe zählte, ein Verhältniß, das noch auffallender wird durch die Thatsache, daß es in Großbritanien über 34 Millionen, in Irland nur 14,500,000 Acres bebautes Land gab. Schließt man von jener Periode auf die gegenwärtige — wozu man wohl befugt ist — so findet sich, daß Irland 5 Ackerleute, wo Großbritanien 2, zählt; daß, während in letzterem ein Viertel der Bevölkerung auf einem größeren Flächenraum von der Kultur des Bodens lebt, in ersterem zwei Drittel auf einem geringeren Umfang von kulturfähigem Ackerland zu leben mehr versuchen, als in der That leben.

Bei einem solchen Zustande der Dinge ist ein Antheil an dem Grund und Boden des Landes schon lange eine Nothwendigkeit in Irland und die Existenz ein Gegenstand des Kampfes geworden, der um so heftiger werden mußte, je mehr die Volkszahl wuchs. Daraus folgte, daß die Grundeigenthümer sich die Vortheile ihrer Stellung zu Nutze machten; sie gediehen durch die Konkurrenz, die sich unter den niederen Klassen der Bevölkerung erzeugte, der einzige Handelsgegenstand im Lande war ihr Monopol, und der Betrag ihres Gewinnes hing nur von ihrer Discretion ab. Es gab keinen anderen Industriezweig, zu dem die von ihnen abhängige Klasse sich wenden konnte, und so war diese letztere, die wußte, daß sie um ihre Existenz kämpfte, genöthigt, sich Einer den Anderen bei ihren Pachtungen zu überbieten, indeß die Eigenthümer kaltblütig zuschauten und auf das unbesonnenste Gebot zuschlugen. In Tausenden von Fällen war es dem Pächter unmöglich, seine Pacht zu bezahlen, und so folgten gewaltsame Austreibungen und daraus wieder die Unternehmungen einer wilden Rachsucht, die sich selber ihr Recht zu verschaffen suchte. Allein es entsprangen aus diesem Verhältniß auch noch andere, allgemeinere, mit unserem Gegenstande näher zusammenhängende Folgen.

Im Allgemeinen suchten die Afterpächter (under-tenants), so schwer es auch ging, ihre Pacht zu entrichten; das zeigt schon die Armuth, der sie sich nicht zu entwinden vermochten, das ganze Elend ihres Zustandes, der wenig besser als der der Wilden war. Der irische Pächter gab, sein und der Seinigen Leben ausgenommen, für Nahrung und Obdach Alles dahin. Wenn er Hafer, Gerste, Weizen baute oder ein Schwein mästete, so geschah das nicht für sich und seine Familie; es geschah, um die Pacht erschwingen zu können. Für ihn war die Kartoffel da; sie war es, die den armen Pächter in den Stand setzte, den Ansprüchen des Eigenthümers oder Zwischenpächters zu genügen und sich den Schutz seines Daches zu sichern. Auf diese Weise waren die Anstrengungen des irischen Ackersmannes nur einträglich für Andere, ja so gewohnt war er dieses seines Zustandes, daß seine kühnsten Wünsche nie weiter gingen, als dahin, es möge Alles nur beim Alten bleiben. Daher bot das irische Ackerland den Anblick eines schreienden Kontrastes dar — auf der einen Seite ein unverantwortlicher Reichthum, auf der anderen ein hülfloser Halbpauperismus; hier genossen indolente, an- oder abwesende Landeigenthümer — den Tagelohn der Arbeiter abgerechnet — den ganzen Ertrag des Bodens, ohne daß sie ihrerseits für Verbesserungen irgend etwas leisteten, dort vervielfältigte der Ackersmann, unter Entbehrungen und Leiden, denen kein Hottentotte sich unterzöge, sein Geschlecht. So in sich selber gespalten, vermochten die Interessen des Ackerbaues einer unversehens hereinbrechenden Kalamität nicht zu widerstehen.

Man weiß, daß die Kartoffel-Aerndte des J. 1845 gänzlich mißrieth. Es war der Vorsicht Sir Robert Peel's, der große Vorräthe von Mais aus Amerika kommen ließ, zu verdanken, wenn sich die Bevölkerung in den ersten Monaten des Jahres 1846 vor dem äußersten Mangel geschützt sah. Das Ministerium Russell setzte darauf die Arbeits-Tax-Bill (labour-rate-Act) durch, deren Zweck war, daß die Agrikultur-Interessen unterstützt werden sollten, um die Folgen der Kalamität, welche sie so schwer betroffen, zu mildern. Es wurden, um den Leiden des Landes ernstlich zu begegnen, von Seiten der Regierung Vorschüsse gemacht, für welche der Grund und Boden als Hypothek diente. Diese Vorschüsse sollten in zehn Jahren durch die Grundeigenthümer zurückerstattet werden. Die Absicht des Ministers war ferner, dem Volk Beschäftigung zu geben, welche Beschäftigung in dem Bau von neuen und in der Wiederherstellung von alten Landstraßen bestehen sollte. Beschäftigung beim Ackerbau war vorsichtigerweise von der Maßregel ausgeschlossen.

Als dieser Plan zur vollständigen Ausführung kam, war die Arbeits-Akte im ganzen Lande zur Nothwendigkeit geworden; denn die Kartoffel-Aerndte des Jahres 1845 war, vermöge der Kartoffelkrankheit, weit vor der gewöhnlichen Periode verbraucht, so daß der Sommer die Bevölkerung in einem beispiellosen Zustande des Mangels finden mußte. Der Lord-Lieutenant rief, den Bestimmungen der Akte gemäß, außerordentliche Sessionen zusammen, die über die Lage des Landes Bericht erstatten sollten. Die ganze Maschinerie der gouvernementalen Maßregeln, welche das Volk vor Hungersnoth schützen sollte, ward in Bewegung gesetzt; Geld-Vorschüsse auf Grund und Boden zum Betrage der den Eigenthümern und Pächtern zur Last fallenden Steuer wurden gemacht, und die Regierung übernahm sammt allen Auslagen zugleich die Oberaufsicht über die beschlossenen Arbeiten. Eine Masse von Beamten: Commissaire, Inspecteure, Ingenieure, Zahlschreiber wurden angestellt, die endlich — vom Vicekönig bis zum Chaussee-Aufseher hinunter — sich auf 11,500 Köpfe beliefen. Als die Zeit der Kartoffel-Aerndte erschien, fand es sich, daß diese noch trauriger als die des vorhergegangenen Jahres ausgefallen war. Der Zustand der Kartoffeln war so schlecht, daß die Leute sie meist gar nicht ausgruben; sie behaupteten, es sey der Mühe gar nicht werth, sie aufzubewahren, und wendeten vielmehr ihre Aufmerksamkeit auf die von der Regierung unternommenen Arbeiten, in dem festen Glauben, daß durch diese allein ihren Leiden werde abgeholfen werden. Der Schlag, den das Land bereits erlitten, hatte die Gewohnheiten des Bauersmannes gelockert; die Arbeiten, wie sie die Jahreszeiten gebieten, wurden auf den Pachtungen unterlassen, Aller Gedanken waren den Straßenbauten zugewendet, als wenn für das kommende Jahr nicht zu sorgen gewesen wäre. Allein dies war ein unvermeidliches, wenn auch von der Regierung vielleicht nicht sogleich vorausgesehenes Resultat. In Irland bezahlt der größere Pächter in der Regel seine Arbeiter dadurch, daß er ihnen Wohnung, Gras für ihre Schafe oder Conacre-Land giebt, welches letztere vorzüglich in Betracht kömmt. Conacre-Land ist nämlich

solches bebautes oder unbebautes Land, welches dem Arbeiter geliehen wird, auf dem er sich und seine Familie nährt und wofür er den Pächter durch seine tägliche Arbeit bezahlt. Als die Kartoffel-Krankheit sich zeigte, weigerte sich der größere Theil der Arbeiter, seine Kontrakte mit den Pächtern zu halten; sie wollten, da es um ihr gewöhliches Nahrungsmittel geschehen war, nicht länger arbeiten und sahen sich nach anderen Wegen um, Brod für sich und ihre Familien zu erwerben. Die Pächter selbst, halb ruinirt durch die Vernichtung ihrer Hauptstütze, konnten ihre Arbeiter nicht in Gelde bezahlen, und die Letzteren, die zu jeder Zeit das Geld der Regierung — dessen Auszahlung ihnen sicherer und prompter dünkte — dem Lohn der Pächter vorgezogen hätten, nahmen Hacke und Schaufel, um sich zu den Straßen-Arbeiten zu begeben.

Es dauerte nicht lange, so enthüllten sich der Regierung die traurigen Folgen von allem diesem. Sie sah, wie die Felder verlassen wurden, und bestimmte — um diesem Uebelstaande abzuhelfen — daß der Lohn bei den Straßenbauten den Lohn nicht überschreiten sollte, welchen der Feldarbeiter durchschnittlich in gewöhnlichen Jahren erhält. Sie setzte demgemäß den Lohn des Arbeiters auf acht Pence (6⅔ Sgr.) fest, damit er nicht seine Dienste denjenigen Landbesitzern, die Lust hätten, ihn zu beschäftigen, verweigern möchte.

Mittlerweile erhoben die Grundbesitzer laute Klagen über die Akte, deren üble Folgen sie phrophezeiten; sie protestirten gegen den unproduktiven Straßenbau, in dem sie nichts sahen, als eine den Armen außerhalb der Armenhäuser verabreichte Unterstützung; sie forderten die Regierung auf, das Prinzip der Bill fallen zu lassen und die Meliorirung kulturfähigen Landes zu ermuntern, ja sie kamen innerhalb zweier Monate mit Bitten und Drohungen so weit, daß die Regierung, mit Verletzung der ursprünglichen Intention der Akte, unter gewissen Beschränkungen die Erlaubniß ertheilte, die Verbesserung von Landgütern zu unternehmen, und die Taxe nachließ. Allein dies konnte das bereits geschehene Uebel nicht wieder gut machen. Es fanden sich in den Instructionen der Regierung Schwierigkeiten vor, die diejenigen zurückschreckten, welche sonst die gemachten Bewilligungen benutzt haben würden. Das zunehmende Unglück des Jahres endlich raubte der Maßregel allen Erfolg.

Während des Herbstes breitete sich das System öffentlicher Wegearbeit über das Land aus. Indessen hatte die vollziehende Gewalt sich an eine Aufgabe gewagt, der sie, unvorbereitet zumal, wie sie war, auch beim besten Willen sich nicht gewachsen fand. Im Anfang fehlte es, wie an der hinlänglichen Anzahl, so an dem nöthigen Geschick der Beamten. Lange Aufschübe erfolgten, die Bevölkerung sah sich in ihren Erwartungen getäuscht, und in den zahlreichen Distrikten, in denen sie auf keine andere Hülfsquellen zu rechnen hatte, wurden ihre Leiden schwer. Währenddessen waren die Kornpreise in London und Liverpool und mit ihnen die in den irischen Hafenstädten gestiegen; Hiobsposten, daß im südlichen Irland Menschen den Hungertod gestorben, setzten das Reich in Bestürzung.

Die Regierung, wie bemerkt, hatte den Arbeitslohn auf täglich acht Pence bestimmt, während sie zugleich ein ungewöhnliches System der Armen-Unterstützung bei den Straßenbauten befolgte. Es durfte von Einer Familie immer nur Ein Mitglied Beschäftigung bei diesen Arbeiten erhalten, dergestalt, daß sich der Arbeiter in einem elenderen Zustande befand, als in dem bei gewöhnlichen Kartoffelärndten, so traurig letzterer auch war. In solchen Jahren konnte seine Familie wenigstens auf andere Weise Beschäftigung und Lohn finden, während er allein es fast war, der sie durch seine Arbeit beim Straßenbau erhalten sollte. Doch ist das noch nicht Alles. Der Preis des indischen Mais stieg von 9 Pfd. pro Tonne, was sie zu Anfang des Jahres kostete, bis zu 19 Pfd., was sie gegen Ende des Jahres galt. Das inländische Getraide hatte sich in demselben schrecklichen Verhältnisse vertheuert. Der Chaussee-Arbeiter erhielt, um eine Familie von fünf Köpfen — eine Durchschnittszahl, die noch zu niedrig ist — zu ernähren, wöchentlich vier Shilling, mit denen er alle Bedürfnisse der Seinigen bestreiten sollte, während der Preis des einzigen ihm zugänglichen Nahrungsmittels doppelt so theuer war, als man sich erinnern konnte, daß es je gewesen.

Noch Weiteres kömmt hinzu, um die Thatsache, daß Arbeiter den Hungertod gestorben, zu erklären. Lord John Russell, bei allen seinen guten Gesinnungen für Irland, wollte doch auch die Interessen des Handels schonen. Er wollte die Handelsgesetze nicht beeinträchtigt wissen und weigerte sich, von Regierungs wegen Getraide aus fremden Ländern einzuführen, dergleichen Operationen dem gewöhnlichen Laufe des Handels überlassend. So geschah es, daß die Kaufleute sich in Monopolisten verwandelten und das Material zum Brodbacken dem Volk zu theuer wurde. Man fand es darauf wünschenswerth, daß die Regierung Depots von im Inlande angekauftem Getraide in den entfernteren Distrikten anlegen möchte, damit der Arbeiter, wenn er mit seinem Wochenlohn zu seiner Familie zurückkehrte, sein Weib nicht meilenweit in die nächste Marktstadt zum Einkauf auszuschicken brauche. Von anderer Seite erhob man die Forderung, daß der Lohn im Verhältniß der Preise erhöht werden sollte, doch vergebens. Es wurde in offizieller Weise erwidert, daß es gegen die anerkannten Gesetze der National-Oekonomie verstoßen heiße, wenn man durch dergleichen Erpressungen die merkantilen Interessen verwirre. Die irische Presse kommentirte diesen Ministerial-Erlaß so schonungslos, daß man sich in der Schwesterinsel über eine solche Heftigkeit sehr skandalisirte, Uebertreibungen zu bemerken glaubte, und daß die Vorurtheile des Engländers — ohne daß jedoch seine Großmuth sich gänzlich verleugnete — neuerdings angeregt wurden.

Schon hieraus läßt sich entnehmen, daß, trotz der Maßregeln der Regierung, gar wohl Menschen Hungers sterben konnten. Noch andere Ursachen trugen dazu bei, Lord Russell's Plan in seiner Wirksamkeit zu schmälern. Zuerst erregte die Art und Weise, wie die Listen der Hülfsbedürftigen angelegt wurden, großes Mißvergnügen. Niemand, der eine zu 6 Pfd. abgeschätzte Pacht besaß, durfte in denselben eingetragen werden, während es doch notorisch war, daß Tausende, die eine solche Pacht besaßen, nicht minder hülfsbedürftig waren, als Andere, die keine Pacht hatten. Dann ging, ehe ein Name auf die Liste gesetzt wurde, eine ermüdende Untersuchung vorher. Allein damit war das Leiden keinesweges zu Ende, denn in unzähligen Fällen mußte der Arbeiter, wenn sein Name längst auf der Liste stand, noch wochenlang warten, bis er wirklich Beschäftigung erhielt. Auch die geringe Anzahl der Ingenieurs veranlaßte Verzögerungen. Wenn die Arbeiter an dem zum Beginn des Baues bestimmten Platze erschienen, war kein Ingenieur zu sehen. Wenn, nach lange getäuschten Hoffnungen und nachdem Mancher ins Grab gesunken war, endlich der Arbeiter wirklich Beschäftigung erhielt, so war die Verbesserung für ihn nicht groß. Nasses Wetter oder sonst etwas hinderte ihn vielleicht, einen Tag zu arbeiten, und wenn auf solche Weise sein Wochenlohn um 8 Pence geschmälert wurde, so war das ein schwerer Schlag für ihn. Setzte er sich dem schlechten Wetter aus, so vollendete dieses, was Mangel und Noth begonnen hatten. Es ist bekannt, wie schwächlicher Natur dergleichen Leute sind.

Um der Trägheit, die sich bei den Arbeiten zu erkennen gab, zu steuern, ergriff die Regierung den Ausweg, daß sie ein bestimmtes Arbeitsquantum forderte. Dabei stellte sich zwar eine größere Einnahme für den Arbeiter heraus, diese jedoch wurde neutralisirt durch die größere Anstrengung, zu der er in seinem halbverhungerten Zustande unfähig war. Die Arbeit wurde truppweise angewiesen, der Betrag derselben durch die Aufseher geschätzt und dann unter die Einzelnen vertheilt. In den bestbezahlten Distrikten stieg der Lohn auf 1 Shilling (10 Sgr.) täglich, allein während diese Summe selten überschritten wurde, gab es Tausende von Beispielen, in welchen sie sich nicht auf die Hälfte belief. Die Folgen hiervon werden wir sogleich sehen.

Gegen Ende des verflossenen Jahres hatte die Hungersnoth sich über sämmtliche Distrikte des südlichen Irlands ausgebreitet; die Lage derjenigen, die dem Meere am nächsten liegen, war die traurigste. Das Terrain in diesen letzteren ist größtentheils hügelig, unfruchtbar, ungeeignet zur Kultur; nur Kartoffeln werden stellenweise und nach dem Conacre-System gebaut. Auf den Kartoffeln und auf den Fischereien beruhte die Existenz der Bevölkerung. Allein die schlecht organisirten Fischereien gehören mit zu den Uebelständen Irlands. Die Zubuße, welche sie lieferten, war stets precair, und jetzt, wo der Fischer seiner Hauptnahrung und mit ihr alles Muthes und aller körperlichen Kraft beraubt war, konnte er sein Geschäft nicht länger mit Erfolg fortsetzen. Dazu nehme man das rauhe Wetter der winterlichen Jahreszeit, und man wird die Unzulänglichkeit der Aushülfe, welche die Fischereien liefern konnten, begreifen. So geschah es, daß die Bevölkerung sich überall zu den Regierungs-Arbeiten, als ihrer besten, ja einzigen Hülfsquelle, wendete.

In Skibbereen, Bantry und Skull zeigte die Noth sich zuerst und in der größten Stärke; gegen Ende November starben zwei Menschen in Skibbereen vor Hunger. Schon im Oktober war in Skull und Bantry der Mangel an Nahrungsmitteln fühlbar. Anfangs Dezember war in Croß-Carbery die Noth bereits dergestalt gestiegen, daß die Unterstützungs-Kommission des Distrikts der Ansicht war, daß, wenn der von der Regierung ausgesetzte Lohn nicht erhöht oder der Preis der Nahrungsmittel nicht herabgesetzt werde, die Hälfte der Bevölkerung darauf gehen müsse.

In Skibbereen ging am 16. Dezember ein Mann, der keine Beschäftigung bei den Straßenbauten finden konnte, zwölf Meilen weit, um seine Schuhe — das einzige Eigenthum von geringem Werth, welches ihm noch geblieben war — in der Stadt zu versetzen und etwas Brod für seine Familie zu kaufen. Mit dem Brod unter seinem Rock machte er sich auf den Rückweg durch die schneebedeckte Gegend und fiel sterbend zu Boden, als er an seiner Thür wieder anlangte. In South-Reen wurden die Sterbefälle so häufig, daß man die Leichen ohne Särge zu begraben begann. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ludwig XVI. und die Girondisten.

Eine Episode aus der „Geschichte der Girondisten" von Lamartine.

(Schluß.)

Die National-Versammlung ergriff, mit Ausnahme der constitutionellen Partei, diese Idee, wie der Haß eine ihm dargebotene Waffe ergreift. Der König fühlte den Schlag, und Dumouriez verstand die sich unter diesem Vorschlage bergende Hinterlist. Als er mit Servan im Staatsrath zusammentraf, konnte er seinen aufrichtigen Zorn nicht zurückhalten. Als loyaler Vertheidiger des Königs, überhäufte er den Kriegsminister mit Vorwürfen, der dieselben in ausweichendem, aber zugleich herausforderndem Tone beantwortete. Die beiden Minister legten die Hand an ihren Degen, und ohne die Gegenwart des Königs und das Dazwischentreten ihrer Kollegen würde im Staatsrath Blut geflossen seyn. — Der König wollte die Sanction des Dekrets über die 20,000 Mann verweigern. „Es ist zu spät", sagte Dumouriez; „Ihre Weigerung würde blos Ihre leider nur zu gegründeten Befürchtungen verrathen, die Sie sich hüten müssen, Ihren Feinden zu zeigen. Genehmigen Sie das Dekret; ich übernehme es, die aus der Zusammenziehung der Truppen entstehende Gefahr zu beschwichtigen." Der König verlangte Zeit zur Ueberlegung.

Am folgenden Tage stürmten die Girondisten auf den König mit der Forderung ein, das Dekret wegen der nichtvereidigten Priester zu genehmigen. Hier aber begegneten sie der religiösen Ueberzeugung Ludwig's XVI., welcher, gestützt auf seinen Glauben, erklärte, daß er eher sterben werde, als die Verfolgung seiner Kirche zu sanctioniren. Dumouriez bestand eben so sehr wie die Girondisten auf der Genehmigung, aber der König war unerschütterlich. Vergeblich stellte ihm Dumouriez vor, daß er durch seine Weigerung die Priester einem allgemeinen Blutbade aussetzen und sich so verantwortlich für das vergossene Blut machen würde; vergeblich erinnerte er ihn daran, daß er durch einen abschlägigen Bescheid dem Ministerium seine Popularität und ihm so alle Hoffnung rauben würde, die Monarchie zu retten; vergeblich wandte er sich an die Königin und beschwor sie bei ihren Empfindungen als Mutter und Gattin, sich mit den Ministern zur Ueberredung des Königs zu vereinigen. Die Königin selbst war lange Zeit ohne Macht. Endlich schien der König zu schwanken. In einer geheimen Unterredung mit Dumouriez forderte er diesen auf, ihm drei Minister an die Stelle Roland's, Clavière's und Servan's vorzuschlagen. Dumouriez war bereit: er bezeichnete ihm Vergennes für die Finanzen, Naillac für die auswärtigen Angelegenheiten, Mourgues für das Innere. Er für seine Person reservirte sich das Portefeuille des Kriegs, durch das er in diesem Zeitpunkte diktatorischer Minister wurde. Roland, Clavière und Servan, tief erbittert durch eine Entlassung, die sie selber mehr hervorgerufen, als vorhergesehen, eilten mit ihren Klagen in die National-Versammlung, wo sie wie Märtyrer ihres Patriotismus empfangen wurden.

Jetzt zeigte es sich, wie klug damals Madame Roland gehandelt hatte, als sie ihren Gemahl dazu bewog, jenen patriotischen Brief an den König zu schreiben. Er las ihn nunmehr der National-Versammlung vor, indem er den Glauben erheuchelte, als sey die Entlassung der Minister eine Strafe seines Muthes. Denn die patriotischen Rathschläge und Warnungen, die er darin dem Könige machte, verwandelten sich jetzt in eben so viele Anklagen gegen den unglücklichen Fürsten. Niemals hatte Ludwig XVI. von den Parteigängern einen furchtbareren Schlag erhalten, als der war, den sein eigener Minister auf ihn führte. Die Leidenschaften verwirren das Gewissen des Volks; es giebt Tage, wo Treulosigkeit für Heroismus gilt. Die Girondisten machten aus Roland einen Helden. Man befahl den Druck des Briefs und sandte ihn in alle 83 Departements. Roland entfernte sich, mit Beifall überschüttet. Dumouriez trat in die Versammlung und wurde mit Zischen und Pfeifen empfangen. Aber er hatte auf der Rednerbühne dieselbe Kaltblütigkeit, wie auf dem Schlachtfelde. Er begann damit, der Versammlung den Tod des Generals Gouvion anzuzeigen. „Er ist glücklich", sagte er mit Trauer in Ton und Mienen, „gestorben zu seyn im Kampf gegen den Feind und nicht mehr Zeuge unserer Unordnung seyn zu müssen. Ich beneide ihn um seinen Tod." Man fühlte in seinem Accent die ernste Heiterkeit einer starken Seele, die entschlossen ist, gegen die Parteien bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen. Darauf las er eine Schrift über das Kriegs-Ministerium. Ihr Eingang enthielt Angriffe gegen die Jakobiner und forderte Achtung für die Minister der ausübenden Gewalt. „„Hört Ihr den Cromwell!"" rief Guadet mit donnernder Stimme. „„Er glaubt sich schon so sicher in seiner Herrschaft, daß er wagt, uns Rathschläge zu ertheilen."" — „Und warum nicht?" sagte mit Stolz Dumouriez, indem er sich gegen den Berg wandte. Seine Sicherheit imponirte der Versammlung und seine militairische Haltung flößte dem Volk Achtung ein. Die Feuillants-Deputirten verließen mit ihm die Versammlung und begleiteten ihn in die Tuilerieen. Der König kündigte ihm an, daß er bereit sey, dem Dekret über die 20,000 Mann seine Zustimmung zu geben. Was aber das Dekret über die Priester beträfe, so sey sein Entschluß gefaßt. Er trug dem Minister auf, einen Brief von seiner Hand an den Präsidenten der Versammlung zu übergeben, der die Gründe für sein Veto enthielte. Die Minister verbeugten sich und trennten sich voller Bestürzung und Furcht über die Dinge, die da kommen würden.

Als Dumouriez nach Hause zurückkehrte, erfuhr er, daß in der Vorstadt St. Antoine Zusammenrottungen stattfänden. Er benachrichtigte den König davon, der aber glaubte, man wolle ihn einschüchtern; er verlor sein Vertrauen zu Dumouriez. Dieser bot seine Entlassung an; sie wurde angenommen. Das Portefeuille des auswärtigen Ministeriums erhielt Chambonas; das des Kriegs Lajard, ein Militair von der Partei Lafayette's; das des Innern von Monciel, ein constitutioneller Feuillant und Freund des Königs. Es war der 17. Juni; die Jakobiner, das Volk, geleitet von den Girondisten, setzten schon die Hauptstadt in Bewegung: Alles kündigte einen nahen Aufstand an. Der König sah Dumouriez zum letzten Male. Der Abschied des Monarchen von seinem Minister war herzergreifend.

„Sie gehen also zur Armee", sagte der König. — „„Ja, Sire"", erwiederte Dumouriez. „„Ich würde mit wahrer Herzenserleichterung diese schauderhafte Stadt verlassen, wenn ich nicht das Gefühl der Gefahren mit mir nähme, in denen ich Ew. Majestät zurücklasse. Hören Sie mich, Sire, wir werden uns nicht wiedersehen. Ich zähle dreiundfunfzig Jahre und habe Erfahrung. Man mißbraucht Ihr Vertrauen in Betreff des Dekrets über die Priester. Man will Sie zum Bürgerkriege führen. Sie sind ohne Macht, Sie werden unterliegen, und die Geschichte wird Sie zwar beklagen, aber auch des Unglücks Ihres Volks beschuldigen."" Der König saß an dem Tische, wo er eben die Rechnungen des Generals unterzeichnet hatte. Dumouriez stand vor ihm mit gefalteten Händen. Der König nahm seine Hände in die seinigen und sprach zu ihm mit bewegtem, aber resignirtem Tone: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nur an das Glück Frankreichs denke!" — „„Ich zweifle nicht daran"", erwiederte Dumouriez gerührt. „„Aber Sie sind Gott nicht nur für die Reinheit Ihrer Absichten, sondern auch für den verständigen Gebrauch der Mittel verantwortlich, die Sie zu ihrer Erreichung anwenden. Sie glauben die Religion zu retten, Sie werden sie zerstören, Sie werden die Ermordung der Priester herbeiführen. Ihre Krone wird Ihnen geraubt werden; vielleicht werden selbst Sie, die Königin, Ihre Kinder ...."" Er vollendete seine Worte nicht, sondern drückte einen stummen Kuß auf die Hand des Königs, der sich der Thränen nicht enthalten konnte. „Ich mache mich auf den Tod gefaßt", sagte dieser traurigen Tones, „und verzeihe im voraus meinen Feinden. Ihnen aber, Dumouriez, werde ich für Ihre Theilnahme stets dankbar bleiben. Sie haben mir wie ein treuer Diener und Freund beigestanden. Ich achte Sie. Leben Sie wohl. Seyen Sie glücklicher als ich." Indem Ludwig XVI. diese Worte sagte, trat er in eine Fensternische, um seine Verwirrung zu verbergen. Dumouriez ging und sah ihn nicht wieder, wie er vorhergesagt. Einige Tage verschloß er sich in einem abgelegenen Viertel von Paris und reiste darauf, da er die Armee als das einzige Asyl ansah, wo ein Bürger noch seinem Vaterlande dienen konnte, nach Douay, dem Hauptquartier von Luckner, ab.

Staat und Kirche, Glaubenszwang und Gewissensfreiheit.

(Bei Gelegenheit des Buches. „La Liberté de Conscience et le Statut religieux", von Portalis.)

(Schluß.)

Wenn Herr Portalis das religiöse Gefühl für ein dem Menschen wesentliches und daher den Fanatismus — den er eine krankhafte Ausartung dieses Gefühls nennt — noch immer für möglich hält, so stimmt der Rezensent ihm in dieser Ansicht bei. Wenn Herr Portalis ferner meint, daß es, um einer solchen Möglichkeit vorzubeugen, nothwendig sey, die Prinzipien der Gewissensfreiheit, sammt den aus diesen Prinzipien fließenden Konsequenzen, festzustellen, um so den Völkern und Regierungen die Gefahren zu bezeichnen, welche die Nichtachtung jener Grundsätze im Gefolge haben, so ist wiederum der Kritiker derselben Meinung. Der Verfasser weiß es — sagt er — daß die Frage sich nicht sowohl erschöpft, als sich nur in andere Formen kleidet, und daß ein jedes Jahrhundert sie auf seine eigene Weise lösen muß.

Dennoch — fährt er fort — ist es anzuerkennen, daß es hier Prinzipien von ewiger Wahrheit, von einer für alle Orte und Zeiten gleichmäßigen Gültigkeit giebt. Wir können daher die Art und Weise nicht billigen, wie Herr Portalis diese Prinzipien bestimmt und sie auf die Thatsachen anwendet, die wir in der Nation und unter den Zeitgenossen vorgehen sehen. Der Grundsatz, daß der größeren Zahl größere Rechte als der geringeren Zahl einzuräumen seyen, dürfte zu bestreiten seyn. Wenn die Gewissensfreiheit ihren Grund in der Natur und Bestimmung des Menschen hat, wenn das Gewissen des Einen dem Gewissen des Anderen vollkommen ähnlich sieht, wenn der moralische Werth bei allen Gewissen derselbe ist, wenn das eine darum dem anderen nicht geopfert werden darf, weil der moralische Werth eines jeden Gewissens ein absolutes, das Ziel eines jeden ein solches ist, dem es zustreben muß, wenn es endlich eine Autonomie des Gewissens giebt, die individuell und unantastbar ist, so folgt daraus, daß das Recht des Einzelnen das Recht Aller, das Recht Aller das Recht jedes Einzelnen, und das Recht Mehrerer nichts Anderes ist, als das Recht des Einzelnen, so oft gesetzt, als jener Mehrere sind. Allein dieses wiederholte Setzen fügt dem Rechte der Einzelnen schlechterdings nichts hinzu. Alle zusammen haben nach ihrem religiösen Rechte nicht die mindeste Befugniß, das Gewissen eines Einzelnen zu verletzen, isolire es sich auch noch so sehr, um seinen religiösen Bedürfnissen zu genügen.

Mit Benjamin Constant und Anderen unterscheidet Portalis zwischen dem religiösen Gefühl und der Form, unter welcher es sich bethätigt. Das erste dieser beiden, eine Religion konstituirenden Elemente ist bei weitem weniger verschieden, als das zweite; das eine scheint mehr dem geistigen, das andere mehr dem materiellen Theil unserer Natur anzugehören. Herr Portalis unterscheidet ferner zwischen der religiösen Moral und dem Kultus (formes religieuses), von denen die erste ihm Zweck, der andere Mittel ist. Er will damit jedoch nicht sagen, daß die Kulte ohne Bedeutung seyen, er will sie nicht einmal dann, wenn sie sich als unvollkommen erweisen, vernichtet wissen. Ein unschuldiger, der Moral nützlicher Kultus, mag der Glaube, auf den er sich gründet, wahr oder falsch seyn, muß geachtet, es muß ihm dieselbe Freiheit eingeräumt werden, wie der religiösen Idee selber, die sich öffentlich in ihm ausspricht. Auch diesen Bemerkungen pflichtet der Kritiker der Revue bei, nur daß er abermals seinen Vorbehalt zu Gunsten einer freien Kontroverse macht.

Eine nothwendige Folge der Freiheit des Kultus ist, nach Portalis, die Freiheit, sich keinem einzigen Kult anschließen zu dürfen, woraus sich weiter ergiebt, daß es keine Religionsgesetze geben darf, d. h. daß keine Religionspflichten unter Androhung von Strafen vorgeschrieben werden dürfen. Wenn es daher — fügt der Kritiker mit einem bitteren Blicke auf Frankreich hinzu — in einem Lande, in dem die Gewissensfreiheit proklamirt ist, noch Gesetze giebt, die gewisse religiöse Observanzen vorschreiben, und wenn sich Richter fänden, die religiösen Gebräuchen in dem Recht, welches sie anzuwenden haben, eine Stelle vergönnen, so sind jene veralteten Gesetze eine Schmach des Gesetzgebers, der sie noch nicht abschaffte, und jene Richter gehören weder ihren Sympathieen, noch ihrer Intelligenz nach ihrem Jahrhundert an.

Was das Verhalten des Staats gegen die verschiedenen Konfessionen betrifft, so soll dasselbe, nach Portalis, nicht von der Güte, d. i. von der Wahrheit jener Konfessionen abhängen, sondern sich nach der Anzahl der Bekenner einer jeden richten. Besitzt eine Konfession nur sehr wenige Anhänger, so soll sie *geduldet*, ist die Menge ihrer Bekenner schon bedeutend, so soll sie *autorisirt*, hat die Masse derselben noch mehr zugenommen, so soll sie *anerkannt* und die Besoldung ihrer Geistlichen vom Staate übernommen werden. Auch wir — bemerkt zu dieser Stelle unser Kritiker — sind der Ansicht, daß der Staat die Güte einer Konfession nicht anders als aus dem Gesichtspunkte der öffentlichen Moral und der Sittenpolizei zu beurtheilen hat. Eben so wenig steht es ihm zu, sich ein Urtheil auf dem Wege der Induction zu bilden, weil er sonst jede ihm mißliebige Konfession, unter dem Vorwande, sie übe einen schädlichen Einfluß sowohl auf die Moral des Einzelnen als des Ganzen aus, unterdrücken könnte, wie es dem Christenthum erging, dem die Heiden vorwarfen, daß seine Lehren abscheuliche Dinge zu praktischen Folgen hätten. Was also ließe sich nicht gegen eine weniger reine Konfession einwenden? Eine Religion kann daher eben so wenig wegen des Guten, welches sie nicht stiftet, als wegen des Bösen, welches sie möglicherweise veranlassen kann, sie kann mithin überhaupt nicht proskribirt werden. Eine jede mordbrennerische Predigt aber, eine jede, positiv und wirklich die allgemeine Sicherheit und jene Moral, welche die Grundlage der Gesellschaft ist, gefährdende Handlung muß als ein *Verbrechen* unterdrückt und bestraft werden, ohne daß die politische Gewalt sich um den religiösen Charakter zu kümmern hat, den eine solche Lehre, eine solche That zum schützenden Vorwand möchten gebrauchen wollen.

Steht dem Staate kein Recht über den Werth der Konfessionen zu und heißt, einen Kultus *dulden*, die Ausübung desselben, trotzdem, daß man ihn verwirft, gestatten, so kann von einer Duldung des Staates — da eine Verwerfung ein Urtheil involvirt — keine Rede seyn; eben so wenig braucht ein Kultus vom Staate autorisirt oder anerkannt zu werden, woraus freilich folgt, daß der Staat niemals die Obliegenheit haben kann, die Diener irgend eines Kultus zu besolden. Der öffentliche Kult ist eine geistige Gesellschaft inmitten der bürgerlichen; die Bedürfnisse jedes Kultus sind religiöser, nicht bürgerlicher Natur. Der Staat hat aber nur diejenigen Dienste, die in seinem Interesse geschehen, zu remuneriren. Vergebens wendet man ein, daß der Kultus für die Religion, die Religion für die Moral, die Moral für die Gesellschaft unentbehrlich und daß ein Volk ohne öffentlichen Kult unmöglich sey. Ohne zu untersuchen, ob diese Schlußfolgerung in der That so zwingend ist, als sie Manchem erscheint, sagen wir nur, daß der Mensch, der wesentlich religiöser Natur ist, diese seine Natur nicht verleugnen würde, falls auch der Staat die Diener der Religion nicht salarirte, daß der öffentliche Kult nichtsdestoweniger fortbestehen, daß er um nichts weniger aufrichtig seyn würde. Nicht also im Namen des Rechts oder der Nothwendigkeit darf auf die Besoldung der Diener der Religion gedrungen werden, aber wohl, wenn man will, aus Gründen der Nützlichkeit oder der Politik. Indessen, da nichts wahrhaft nützlich ist, als das, was dem Recht nicht zuwiderläuft, so wäre zu schließen, daß, wenn jede Konfession für die Bedürfnisse ihres Kultus sorgen muß, diejenigen, die freiwillig keiner religiösen Gemeinschaft angehören, nicht gehalten sind, zu den Bedürfnissen eines ihnen fremden Kultus beizusteuern, und daß die entgegengesetzte Praxis, als eben nicht sehr billig, auch nicht sehr nützlich für die Gesellschaft seyn könne. Erst bei vollständiger Gewissens- und Kultusfreiheit würde das religiöse Leben seine wahre Bewegung erhalten. Freilich würden Uebertritte von einer zur anderen Konfession häufig eintreten, allein bei dieser Freiheit würde es auch keine religiöse Gemeinschaft geben, deren Mitglieder ihr nur dem Namen nach angehörten.

Wir geben es zu, daß diejenigen, die keinen Kultus haben, die, der Wahrheit nach, keiner religiösen Gemeinschaft angehören, nur eine sehr schwache Minorität bilden; wir geben ferner zu, daß eine Konfession in ihrem Ursprunge, die, bei wenigen Anhängern, vielleicht gar nicht einmal besondere Diener für ihren Kultus hat, keine Ansprüche auf Unterstützung vom Staate besitzt; wir räumen endlich ein, daß es einfacher, würdiger des Geistlichen und günstiger für eine gleichmäßige Ertheilung der Lehre und der Tröstungen einer Religion ist, wenn die Gesellschaft Vorsorge für die Bedürfnisse des Kultus trifft, als wenn dieselben durch Beiträge der Einzelnen bestritten werden. Allein wir sind zugleich der Meinung, daß diese Steuer von allen übrigen getrennt seyn und daß es Jedem freistehen müßte, sie zu entrichten oder nicht, sie für die eine oder die andere Konfession zu erlegen. Am besten vielleicht wäre es, nach Herrn Portalis' Vorschlage, diese Steuer gar nicht auf dem Staats-, sondern auf den Departemental-Budgets figuriren zu lassen; es würde sich dann die Verwendung derselben besser übersehen lassen und etwaigen Mißbräuchen leichter zu steuern seyn.

Der Kritiker geht nunmehr an dem Leitfaden des Portalisschen Buches zu allgemeineren Betrachtungen über; er vergleicht die Wirkungen, welche das Christenthum *gehabt*, mit denjenigen, welche die Philosophie *hätte haben können*, falls das Christenthum nicht gewesen wäre. Wir übergehen diese Betrachtungen. Sie drehen sich um eine bloße Hypothese, und die Erörterung einer bloßen Hypothese, wie scharfsinnig, wie reich an einzelnen treffenden Bemerkungen sie auch sey, wird nothwendig immer mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit geschlagen seyn, zumal dann, wenn, wie im vorliegenden Falle, eine solche Erörterung nicht einmal über den nöthigen Raum zu verfügen hat, um sich über alle Punkte, die in Erwägung gezogen werden müßten, zu verbreiten.

Mannigfaltiges.

— *Die Art der Abstimmung im britischen Parlament.* Bei Berathung der Geschäftsordnung in der zweiten Kurie des preußischen Vereinigten Landtages hat der Modus der Abstimmung, ob durch Kugelung, durch Stimmzettel oder durch namentlichen Aufruf, zu vielfachen Erörterungen Anlaß gegeben. Es sind zu dem betreffenden Paragraphen des Geschäfts-Reglements die verschiedenartigsten Amendements gemacht worden, doch kam man zuletzt darin überein, daß der Abstimmung durch Kugelung (wie sie z. B. in den französischen und belgischen Kammern stattfindet) die offene Abstimmung (wie sie im britischen Parlament, bei den niederländischen Generalstaaten und im nordamerikanischen Kongresse üblich ist) bei weitem vorzuziehen sey.

Jeremy Bentham, dessen berühmte Abhandlung über die „Taktik politischer deliberirender Versammlungen" *) in Frankreich ein noch größeres Ansehen genießt, als in seinem Vaterlande, sagt in dieser Beziehung: „Im Allgemeinen ist der öffentlichen Abstimmung vor der geheimen der Vorzug zu geben. Die Oeffentlichkeit ist das einzige Mittel, die Abstimmenden dem Tribunal der öffentlichen Meinung zu unterwerfen und sie durch den Zügel der Ehre auf dem Wege der Pflicht zu erhalten." — Allerdings, fügt Bentham hinzu, werde hierbei vorausgesetzt, daß sich die öffentliche Meinung mit dem öffentlichen Wohl in vollkommener Uebereinstimmung befinde, aber selbst wenn dies einmal nicht der Fall wäre, stehe es weisen und bescheidenen Männern, deren Urtheil sich mit dem des Landes in Widerspruch befinde, wohl zu, dem letzteren gegenüber ihre Ansicht frei auszusprechen und selbst eine offene Niederlage dem heimlichen Siege vorzuziehen.

Im britischen Parlament, auf dessen Praxis hauptsächlich die Bentham'sche Theorie begründet ist, bildet die Bekanntmachung der Namen bei allen wichtigen Abstimmungen — sobald es nämlich zu einer „Theilung des Hauses" (a division of the House) gekommen — einen wesentlichen Theil der Veröffentlichung der Verhandlungen, und das Land weiß daher von jedem einzelnen Mitgliede genau, wie es in dieser oder jener Frage gestimmt hat. Das Verfahren bei den Abstimmungen im Parlament ist im Ganzen stets dasselbe gewesen. Zuerst nämlich wird versucht, ob durch die bloße Bejahung und die darauf folgende Verneinung die Ansicht des Hauses zu ermitteln ist, zu welchem Zwecke der eine Theil im Oberhause mit „Content!" (Zufrieden!) und im Unterhause mit „Aye!" (Ja!) antwortet, worauf dann jedesmal die Probe gemacht wird, indem der andere Theil im Oberhause mit „Non content!" (Nicht zufrieden!) und im Unterhause mit „No!" (Nein!) antwortet. Erst nachdem beide Theile ihren Ruf haben ertönen lassen, entscheidet der Lordkanzler im Oberhause oder der Sprecher im Unterhause, welcher von beiden Theilen die Mehrheit hat. Vermag aber, wie das bei den wichtigeren Fragen stets der Fall ist, der Vorsitzende nach dem bloßen Schall der Stimmen nicht zu entscheiden, ob die „Ja's" oder die „Nein's", die „Contents" oder die „Non contents", die stärkeren sind, oder wird die Richtigkeit dieser Entscheidung von irgend einer Seite in Zweifel gezogen, so erfolgt eine „Theilung des Hauses", was bei den Lords dadurch bewirkt wird, daß der eine Theil jenseits der Barre sich begiebt, wo der Platz zu diesem Zwecke geräumt ist, da während der Abstimmungen alle Fremde das Haus verlassen müssen. Demnächst wird gezählt, welcher Theil die Mehrheit hat, wozu bei den Lords auch noch die schriftlichen Vollmachten (Proxies) kommen, durch welche die abwesenden Peers ihre Stimmen abgeben. Ein anderes Vorrecht der Peers ist auch, ihre „Proteste" gegen das Resultat der Abstimmung zu Protokoll zu geben, d. h. in die Journale des Hauses eintragen zu lassen.

Im Unterhause, wo (mit Ausnahme der Proxies und Proteste) bis zum J. 1836 ein ähnlicher Gebrauch befolgt wurde, hat man es seitdem angemessener befunden, bei „Theilungen" die „Ja's" und die „Nein's" der Versammlung in die beiden einander gegenüberliegenden Vorhallen (lobbies) sich begeben zu lassen, so daß das Haus ganz geleert wird. Demnächst werden an jedem Eingange der beiden Vorhallen zwei Secretaire (Clercs, besoldete Beamte) mit alphabetisch geordneten Listen sämmtlicher Mitglieder-Namen aufgestellt, welche letztere auf dicke Pappendeckel mit großen Buchstaben gedruckt sind. Je nachdem nun die Mitglieder in den Saal wieder eintreten, wird bei ihren Namen ein Zeichen gemacht, während die zur Kontrole bei den Secretairen stehenden Ordner (Tellers, Mitglieder des Hauses) die Eintretenden zählen. Die beiden verschiedenen Pappendeckel-Register werden sodann zum Parlamentsdrucker geschickt, der die bezeichneten Namen der Reihefolge nach sofort abdruckt, so daß die Stimmen-Verzeichnisse (division lists) auch gleich vertheilt werden können und Jeder alsbald einzusehen vermag, ob er auch auf der rechten Liste steht. In ähnlicher Weise findet man dann auch die Stimmen-Verzeichnisse in den Zeitungen hinter den Berichten über die Verhandlungen abgedruckt, und die seit zehn Jahren gemachte Erfahrung hat bewiesen, daß dieses Verfahren nicht blos das geeignetste, um die Namen genau zu kontroliren, sondern auch das am schnellsten von Statten gehende sey.

*) Wir werden, da diese Abhandlung, welche nur noch in der von Etienne Dumont besorgten französischen Ausgabe existirt, in Deutschland nur wenig bekannt ist, bei nächster Gelegenheit darauf zurückkommen. Eine nähere Kenntniß derselben würde manche Kontroverse über Formen, welche längst festgestellt sind, unnöthig machen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Sonnabend den 22. Mai 1847.

Friedrich's II. Anti-Machiavell.

Mit Bezug auf den in Nr. 58 des Magazins enthaltenen Artikel über eine neu aufgefundene Handschrift Voltaire's geht uns so eben das nachstehende, im Interesse der Friedrichs-Literatur sehr beachtenswerthe Schreiben des K. Historiographen, Herrn Prof. Preuß, zu:

Hochgeehrtester Herr Redacteur!

Sie haben neulich meinen Namen in einem Artikel genannt, in welchem Sie des autographischen Fragments von Friedrich's Vorrede zum Anti-Machiavell gedenken. Ich danke Ihnen verbindlichst, daß Sie mich mit dem interessanten Aufsatze in der Nouvelle Revue Encyclopédique, février 1847, bekannt gemacht haben; aber geben Sie gütigst auch der Bitte Raum, welche ich nun, im Interesse der Friedrichs-Literatur, an Sie zu richten habe. Allerdings besitzen wir die Préface de l'Antimachiavell; ja, wir haben sie mehrfach: gedruckt (in den verschiedenen Original-Ausgaben des Anti-Machiavell) und in der Original-Handschrift. Aber es scheint, als haben wir vom Anti-Machiavell des großen Königs noch nicht genug; denn Friedrich hat, wie allen seinen Schriften, so auch dieser, eine seltene Sorgfalt gewidmet und sie oftmals ganz von neuem gearbeitet, auch seinen Freunden wohl die verschiedenen Abfassungen mitgetheilt. Darum wäre es gewiß ein dankenswerthes Geschäft, wenn Sie, Herr Redacteur, durch Ihr, auch in Paris wohl gelesenes Blatt, die verehrten Gebrüder Firmin Didot veranlassen wollten, das im Februar-Heft der Nouvelle Revue Encyclopédique erwähnte Fragment „de la rédaction originale de l'Antimachiavell, deux grandes pages in-4°, entièrement de la main du grand Frédéric" in einem der nächsten Hefte dieser ihrer Zeitschrift diplomatisch genau abdrucken zu lassen, damit man sehen könnte, wie jenes Manuskript sich zu den schon gedruckten und zu den noch ungedruckten Redactionen verhalte.

Ich hätte sogar, bei dieser Gelegenheit, noch einen Anti-Machiavell-Wunsch. Es hat nämlich M. le chevalier Artaud de Montor vor etwa zwei Jahren in der Librairie de Benjamin Duprat ein Werk herausgegeben unter dem Titel „Machiavell, son génie et ses erreurs", 2 vol., mit der Notiz: „L'auteur a l'intention de publier un 3e volume qui contiendra des documents nouveaux, entre autres l'anti-Machiavell véritablement composé par Frédéric II, et qui est bien loin d'être l'anti-Machiavell que Voltaire a publié sous le nom de ce prince." Nun wird der etwa im Oktober dieses Jahres unter die Presse gehende achte Band der neuen Ausgabe von Friedrich's des Großen Werken ebenfalls den Anti-Machiavell „véritablement composé par Frédéric II" und zwar nach seinem Autograph wortgetreu enthalten. Könnte Herr Ritter Artaud de Montor bis zum Herbste mit seiner Ausgabe fertig seyn, so würde die hiesige Redaction von seiner Bemühung dankbar Kenntniß nehmen und den gebührenden literarischen Nutzen daraus ziehen können. Selbst eine blos umständlichere Beschreibung des Artaud de Montor'schen Manuskripts und eine diplomatisch genau abgedruckte Probe desselben (etwa die Préface, und zwar auch in der Nouvelle Revue Encyclopédique) würde sehr willkommen seyn.

Wollen Sie, Herr Redacteur, diese Wünsche und Bitten, durch Ihr Blatt, den genannten Männern, vielleicht gar durch den jetzt hier anwesenden Herrn Alexandre Thomas, zukommen lassen, so dürfte das gewiß um so vortheilhafter wirken.

Hochachtungsvoll ergebenst
der Ihrige
Professor Dr. Preuß,
Königl. Historiograph.

Berlin, den 20. Mai 1847.

Italien.

Russische Stimmen über Pius IX. *)

Die Zeiten sind vorüber, wo man in Rom seyn konnte, ohne den Papst zu sehen. Pius IX. ist der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Quelle der Freuden und der Hoffnungen seines Volkes — ein wahrhaft heiliger Vater. In wenigen Monaten hat er wie durch einen elektrischen Schlag seine Unterthanen aus der lethargischen Erstarrung aufgeweckt, worin die (wirklichen oder vermeinten) Nachkommen der alten Römer unter einer Verwaltung gesunken waren, die sich Jahrhunderte lang, mit seltenen Ausnahmen, mehr um ihr Privat-Interesse, als um das Wohl des ihr anvertrauten Landes bekümmerte. Schon in den ersten Tagen seiner Regierung zeigte Pius, mit welchen Absichten er die ihm von dem Konklave zuerkannte Tiara annahm. Wie man erzählt, hatten die Kardinäle nur deshalb für den Bischof von Imola gestimmt, weil sie ihn für einen Menschen ohne Charakter und ohne Willenskraft hielten und unter seinem Namen herrschen zu können glaubten. Als Pius nach seiner unerwarteten Wahl auf dem Balkon des Schlosses erschien, um dem Volke zum ersten Mal seinen Segen zu ertheilen, vermochte er, von dem Gedanken an seinen hohen und schwierigen Beruf erfüllt, nur mit Mühe, sich aufrecht zu halten, und mußte sich an das Marmorgeländer festklammern. Dieses war das erste und das letzte Zeichen der Schwäche, welches der neue Papst an den Tag legte. Eine ununterbrochene Reihe Verbesserungen in allen Theilen der Administration, die zärtlichste Sorgfalt für das Wohl seiner Unterthanen von allen Klassen und allen Altern, die Begnadigung der politischen Verbrecher, die ihre Schuld mit dreizehnjähriger Einkerkerung gebüßt hatten, die Abschaffung der in der Rechtspflege eingerissenen Mißbräuche, der Entwurf von Maßregeln zur Aufmunterung des Gewerbfleißes und zur Entwickelung des National-Reichthums, die Beschützung der Künste und Wissenschaften auf diesem klassischen Boden — solches waren die ersten Gedanken, die ersten Handlungen des Papstes, die in ganz Europa einen Wiederhall fanden. Der Enthusiasmus, den sie hier in Rom hervorriefen, ist unbeschreiblich; man wird nicht müde, ihren Urheber mit Mund und Schrift zu preisen, und die Dichtergabe der Italiäner ist unerschöpflich in Sonetten und Hymnen, die jeden Augenblick ihm zu Ehren erscheinen. Sein äußerst gut getroffenes Bildniß wird in allen Varietäten der Malerei, der Lithographie und der Kupferstecherei wiederholt und sogar neben dem Amnestie-Dekret auf Taschentüchern abgedruckt; in eben so großer Menge sieht man Büsten, Medaillons und kleine Statuen von Gyps oder Bronze, und weder in der Stadt noch in der Umgegend ist eine Mauer zu finden, die man nicht mit den Worten: Viva Pio IX.! bezeichnet hätte. Diese Inschrift wird auch oft in Gärten auf den Bildsäulen bemerkt, die den Vorübergehenden gleichsam als Stammbücher dienen.

Es ist ein großer Irrthum, in Pius IX. nur einen unbesonnenen Neuerer zu erblicken, der alles Vorhandene umstürzen will, ohne es durch etwas Besseres zu ersetzen. Eine solche Meinung findet allein unter denjenigen Anhänger, die sein Beginnen von zwei diametral verschiedenen Gesichtspunkten aus beurtheilen; die Einen sehen mit Schrecken und Unwillen, daß ihr eigenes willkürliches Regiment ein Ende nimmt — die Anderen möchten tagtäglich von neuen, durchgreifenden Reformen hören und bemerken nicht den allmäligen Uebergang zum Besseren, der sich dem Unbefangenen überall aufdrängt. Die geistliche und weltliche Macht in seiner Person vereinigend, befestigt Pius die erstere auf ihren wahren Grundlagen, indem er die halb vergessenen, echt christlichen Gebräuche der Vorzeit von neuem ins Leben ruft, und reinigt zugleich die letztere von den Schlacken, die sich im Laufe der Jahrhunderte angesammelt haben. Es würde zu weit führen, alle von ihm getroffene An-

*) Wir finden in der „Nordischen Biene" (Sjewernaja Ptschela), dem gelesensten politischen Blatte St. Petersburgs, einen Korrespondenz-Artikel aus Rom, der zwar Manches enthält, das unseren Lesern schon aus anderen Quellen bekannt seyn dürfte, aber doch nicht nur seiner graphischen Schreibart wegen, sondern auch insofern von Interesse ist, als man daraus erfährt, mit welchem Auge das neue päpstliche Regiment in den höheren Kreisen der russischen Gesellschaft betrachtet wird. Der Verfasser ist nämlich Herr Alexis Gretsch, ein Sohn des wohlbekannten und vielgenannten Staatsraths Nikolai Gretsch, von dem man — der Censur gar nicht zu gedenken — wohl voraussetzen kann, daß er nichts veröffentlichen würde, was nicht mit den Tendenzen seiner Regierung in Einklang stände. Wie es scheint, hofft letztere in Pius IX. gefügigeren Stoff zu finden, als in dem unbeugsamen, vom Geiste des Mittelalters erfüllten Gregor XVI., und man möchte sogar aus dem Tone dieses Artikels schließen, daß die Mission des Grafen Bludow ihren Erfolg nicht ganz verfehlt habe. Ob sich aber die Vertreter des Katholicismus von den moskowitischen Lobsprüchen besonders erbaut fühlen werden, ist sehr zu bezweifeln. Timeo Danaos etc.

ordnungen aufzuzählen, die überdies schon aus den Zeitungen bekannt sind; aber die Festlichkeiten, zu denen sie Anlaß gaben, waren von so eigenthümlicher Art und von so beispiellosen Ausbrüchen der Volksfreude begleitet, daß ich, ohne Wiederholungen zu fürchten, zu einer naturgetreuen Schilderung derselben schreiten will.

Schon seit einiger Zeit hatte sich das Gerücht verbreitet, daß man dem Papste zu seinem Namenstage, der auf den 27. Dezember fällt, einen solennen Glückwunsch darbringen wolle. Nach hiesigem Gebrauch findet dieser am Vorabend des Festes, d. h. am zweiten Weihnachts-Feiertage, statt. Das Wetter war nicht kalt, aber trübe; um drei Uhr fing es an zu regnen, was zwar die Vorbereitungen zur Corsofahrt, aber nicht die zum bevorstehenden Volksfeste unterbrach. Sobald es dunkel wurde, strömte Alles nach der Piazza del Popolo; Jung und Alt, Arm und Reich kamen nachbarlich zusammen, um an der allgemeinen Freude theilzunehmen. Die nöthigen Ausgaben waren durch freiwillige Subscription gedeckt worden; man hatte ein Musik-Corps engagirt, eine Menge Fackeln angekauft, und bei Einbruch der Nacht bewegte sich der Zug längs dem Corso nach dem Quirinal, wo der Papst seine Residenz hat. Seit dem Regierungs-Antritt Pius' IX., der zuerst solche Aeußerungen der Volksliebe veranlaßte, ist es in Rom Sitte geworden, daß die Bewohner der Häuser, an welchen die Prozessionen des Abends vorbeikommen, mit einem Licht oder wenigstens einer Laterne in der Hand am Fenster erscheinen, was früher nur dann zu geschehen pflegte, wenn sich auf der Straße der bekannte Ton des Glöckchens vernehmen ließ, welches die Hostie begleitet, die aus der Kirche zum Bette eines Sterbenden getragen wird. Auf diese Weise bildet sich in einem Augenblick eine höchst originelle Illumination, die nur in einem Lande möglich ist, wo man um Weihnachten ungestraft die Fenster öffnen kann. — Der Zug begann mit einem Haufen Gassenbuben, unter welchen einige Schreihälse aus Leibeskräften: Fuor' i lumi! (Lichter heraus!) brüllten. Hinter ihnen folgte die Musik, nach der die eigentliche Fest-Prozession mit brennenden Fackeln erschien: in jeder Reihe gingen acht bis zehn Mann, d. h. so viele, als die Breite der Straße zwischen den Trottoirs zuließ. Jede dieser Reihen, deren Zahl sich schon vor unserer Wohnung, ganz am Anfang des Corso's, auf etwa hundert belief, war mit ihrem Flügelmann versehen, welcher feierlich nach dem Takte der Musik einherschritt und seine Fackel gleich einer Muskete auf der Schulter trug. Zuletzt kam noch ein Karren, mit Fackeln beladen, die an alle diejenigen vertheilt wurden, die sich dem Zuge unterweges anzuschließen wünschten.

Nachdem diese flammende Masse an meinem Fenster vorbeigezogen und das Geschrei: Viva Pio Nono! nebst den Klängen der Militairmusik verhallt war, schlug ich selbst den Weg nach dem Quirinal-Platz ein, den ich durch Querstraßen eine gute halbe Stunde vor der Prozession erreichte. Ich konnte also den vortheilhaftesten Standpunkt am Fußgestell einer kolossalen Gruppe der Dioskuren aussuchen. Von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten über den trüben Himmel, der mit Regen drohte; aber diesen Verboten zum Trotz bedeckte sich der Platz mit Menschen und Equipagen, welche letztere mit Damen angefüllt waren. Das päpstliche Schloß, im tiefsten Dunkel begraben, gab durch Nichts zu erkennen, daß man dort von dem Bevorstehenden unterrichtet sey: an den Fenstern der Paradezimmer und der Glasthür der Loggia waren die Läden zu; indessen stellte sich beim Andrange des Volkes auf dem Platz ein Kommando der Schweizerwache in ihrem unveränderlichen mittelalterlichen Kostüm unter dem Balkon vor dem Hauptthor auf. Bald ließen sich entfernte Musiktöne hören, und ein Lichtstrom ergoß sich von der Seite des Palazzo Rospigliosi. Die Prozession, die sich unterweges um das Zehnfache vermehrt hatte, folgte schweigend, von einem dichten Volkshaufen umringt, hinter den Musikanten, und hielt vor dem Balkon, um das Ende des Marsches abzuwarten. Das Licht der Fackeln spiegelte sich auf den Hellebarden der Schweizer ab, die den Eingang zum Schlosse bewachten, wo noch Alles in tiefem Schlummer zu liegen schien. Plötzlich ertönte ein dreimaliges Hoch: Viva Pio IX.! hallte donnernd vom Platze wieder. Es öffneten sich erst die Fensterläden, dann die Thüren des Balkons; die Finsterniß verschwand — an verschiedenen Punkten stiegen weiße bengalische Feuer auf, deren blendendes Licht den Glanz des Tages in der dunklen Nacht hervorzuzaubern schien, und in demselben Augenblick nahm man in der Thür der päpstlichen Loggia das hohe goldene Kreuz wahr, welches stets Sr. Heiligkeit vorangeht. Pius IX. trat auf den Balkon in halbem Ornat, in einem rothen Hut mit breiten, an den Seiten aufgekrämpten Rändern, und empfing mit wohlwollendem Lächeln den ihm dargebrachten Gruß. Alsdann gab er seinen Hut einem neben ihm stehenden Prälaten und erhob die Hände zum Gebet. Ein tiefes Stillschweigen erfolgte, und der Oberhirte sprach seinen feierlichen Segen über das von ihm beglückte Volk.

Von neuem erschallte jetzt ein rauschendes Freudengeschrei, aber der Papst war bereits von dem Balkon verschwunden; wir erfuhren später, daß Se. Heiligkeit sich deshalb so schnell entfernt hätten, um seine Unterthanen nicht dem immer drohender werdenden Regenwetter auszusetzen. Unterdessen wurde die Beleuchtung immer heller, und ein glänzendes Feuerwerk erhob sich spielend in die Luft. Von der Fortdauer des Festes unterrichtet, erschien der Papst abermals am Fenster, und von neuem ertönte der jubelnde Ruf: Evviva! Dann versank Alles wieder in Finsterniß, und die Zuschauer begannen sich allmälig in verschiedenen Richtungen zu zerstreuen, aber ohne Lärmen und sogar ohne lautes Gespräch oder Gelächter. Jetzt endlich strömte der Regen herab, und über dem dichten Volkshaufen bildete sich ein förmliches Dach von Regenschirmen. Viele hatten nicht einmal nöthig, ihren Schirm aufzuspannen, oder thaten es nicht wegen der physischen Unmöglichkeit, ihre Hände aus dem Gedränge loszumachen. Ich selbst fühlte unter diesem beweglichen Dache so lange keinen Regen, bis sich die dichte Masse lichtete; dann aber wurden die Befürchtungen des Papstes in vollem Maße gerechtfertigt, da es nicht anzunehmen ist, daß seine Unterthanen weniger durchnäßt wurden, als wir neugierigen Ausländer.

Nach der Feier des Namenstages machte man Anstalt, dem Papste auch zu Neujahr einen Gruß darzubringen. Zu diesem Behuf ward unter Anderem ein eigener Sängerchor eingeübt, an welchem gegen 300 Personen theilnahmen. Die Musik hierzu wurde von einem der kürzlich Amnestirten komponirt. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht, daß ein Dekret über Reformen in der Rechtspflege erscheinen solle, deren kläglicher Zustand schon im Anfang seines Pontifikats die Aufmerksamkeit Pius' IX. auf sich gezogen hatte. Die im vergangenen Sommer niedergesetzte Untersuchungs-Kommission hatte ihre Arbeiten zum Theil beendigt, und man konnte jetzt zur Einführung einer neuen Gerichtsordnung schreiten. Der erste Schritt dazu war die Ernennung des bisherigen Gouverneurs von Rom und General-Direktors der Polizei, Monsignor Pietro Marini, zum Kardinal. Der neue Bischof von Imola, Monsignor Gaetano Baluffi, und Pietro Marini sind die ersten Personen, die von Pius IX. zur Kardinalswürde erhoben wurden. Marini, der seine wichtigen Aemter bereits unter dem vorigen Papste bekleidete, soll ein Mann von Talenten und festem Charakter seyn; aber leider artet diese Festigkeit nur zu oft in Grausamkeit aus, und man schreibt ihm den größten Theil der drückenden Maßregeln zu, welche die letzten Regierungsjahre Gregor's XVI. bezeichneten. Es versteht sich von selbst, daß er mit aller Gewalt den Verbesserungen und heilsamen Neuerungen Pius' IX. entgegen arbeitete. Bei der allgemeinen Abneigung des Publikums gegen diesen Mann glaubten Viele, daß seine Beförderung zum Kardinal der Popularität des neuen Regenten schaden werde; aber es weiß hier ein Jeder, daß einige Würden — sey es als Belohnung, sey es bei der Verabschiedung — unfehlbar zum Purpur führen, und daß zu diesen auch das Gouverneur-Amt gehört. Zum allgemeinen Besten opferte der Papst untergeordnete Rücksichten auf, und indem er das Kardinal-Kollegium mit einer unbeliebten Person vermehrte, ernannte er zum Gouverneur von Rom und Chef der Polizei den vortheilhaft bekannten und dem Verbesserungs-System ergebenen Monsignore Gaetano Grasselini.

So nahmen wir denn am 1. Januar 1847 an den Vorbereitungen zu einem neuen Festzuge Theil. Am Vorabend wurde den Eigenthümern aller Häuser am Corso und in den nach dem Quirinal führenden Straßen angezeigt, daß sie ihre Fenster und Balkons festlich verzieren möchten. Eine solche Bekanntmachung, die bei uns sowohl Kosten als Ungelegenheit verursacht hätte, ist in Rom ganz natürlich, da sich in jeder Wohnung ein Vorrath von alten Gardinen und allerhand Plunder befindet, die zur Ausschmückung der Häuser während des Karnevals dienen. So versah unsere Wirthin auch das von uns bewohnte Quartier mit einigen schimmernden Prachtstücken, welche die Spuren mehrerer Karnevals-Generationen an sich trugen, und wir schickten uns höchst ernsthaft an, diese Lappen aufzuhängen, sobald die Nachbarn uns mit gutem Beispiel vorangingen. Unterdessen nahm ich noch die Anstalten in Augenschein, die auf der nahe liegenden Piazza del Popolo, dem Mittelpunkt aller Lustbarkeiten Rom's, getroffen wurden. Der Platz wimmelte von Leuten; hier und da bemerkte man einen Musiker in der friedfertigen Uniform der Nationalgarde, mit einer Anzahl Federn auf dem Hut oder Tschako; in jeder Ecke wogten Flaggen von Gold- und Silberstoff, oder auch ganz einfach von gelbem und weißem Calico — den Farben der päpstlichen Kokarde — von Oliven- und Lorbeerzweigen umrankt und mit dem Familienwappen Pius' IX. gekrönt. Aber horch! Aus der Strada Ripetta nähern sich gemessene Schritte, und die Studenten der hiesigen Universität, unter denen sich viele Abbate's und Geistliche befinden, treten reihenweise hervor. Ohne sich mit dem Haufen zu vermischen, durchschneiden sie den Platz, wie die Wellen eines reißenden Flusses, der sich in einen See ergießt, und stellen sich um den Obelisk auf, des Anfangs der Prozession gewärtig. Als ich dies bemerkte, eilte ich wieder nach Hause, um an den festlich geschmückten Fenstern den Zug bequemer zu überschauen. Er bestand aus doppelten Musikchören, von dreihundert Sängern mit Noten in der Hand gefolgt, welche unterweges die Zeit zum Repetiren der Festhymne benutzten, wobei der Komponist selbst dirigirte. Hinter den Sängern trug man Fahnen, und dann kamen Alle, die sich dem Zuge anzuschließen wünschten, je sechs in einer Reihe und mit gravitätischer Miene die Regenschirme statt der Gewehre über der Schulter tragend. Um den Weg zu säubern und die Ordnung im Zuge aufrecht zu halten, waren Unteroffiziere von den Grenadier-Compagnieen der Nationalgarde angestellt, die sich in ihren Bärenmützen und rothen Federbüschen ganz stattlich ausnahmen.

Wie das erstemal eilte ich durch Nebengäßchen nach dem Quirinal, in der Begleitung einer Menge Ausländer und Einheimischen von den geringeren Klassen, die nicht in der Prozession mit eingeschlossen waren. Der Palast und die am Quirinal-Platze liegenden Gebäude waren mit Zuschauern angefüllt. In den Staatszimmern und der päpstlichen Loggia standen die Secretaire und Kämmerer Sr. Heiligkeit, die dienstthuenden Offiziere der Nobelgarde, die Kardinäle und unter Anderen auch ein junger Mensch in der schwarzen Tracht eines Abbate, mit einer ungemein ausdrucksvollen Physiognomie und lebhaften Geberden, der sich ungezwungen mit Allen unterhielt, die auf den Balkon hinaustraten. Dieser junge Mann ist auf gutem Wege; er ist der Kreuzträger (crucifero) des Papstes, der Sr. Heiligkeit bei feierlichen Gelegenheiten vorangeht und auf einem weißen Esel vor seiner Staatskarosse reitet. Dieses Amt führt direkt zur Kardinalswürde und — wer weiß? — vielleicht noch weiter.

Auf dem Platze waren diesmal ebenfalls größere Vorbereitungen sichtbar. Schon vor Ankunft der Prozession erschallte abwechselnd die Musik dreier Militairchöre, und die päpstlichen Dragoner bemühten sich, das Volk von dem Springbrunnen zurückzuhalten, der in der Mitte des Platzes vor dem Obelisken und den Gruppen der Dioskuren spielt. Hier befand sich die Gratulations-Inschrift, die mit riesenhaften Buchstaben auf Leinwand gemalt und vorläufig um zwei ungeheure Stangen gerollt war. Aber jetzt lassen sich entfernte Musiktöne hören; der Balkon des Schlosses wird mit Sammet geschmückt, ein rothes Kissen auf die Balustrade gelegt — langsam nähert sich der Zug mit den Fahnen und bleibt vor dem Balkon stehen, indem er sich mit Mühe durch die dicht gedrängten Volkshaufen windet. Beim ersten Ruf der Glückwünschenden entfaltet sich die bisher verborgene Inschrift, und Pius IX. tritt im rothsammtenen, mit Gold durchwirkten Staatsmantel und im weißseidenen Käppchen auf den Balkon — vor ihm das Kreuz und neben ihm zwei Kardinäle und zwei Ordonnanz-Offiziere der Nobelgarde mit bloßen Schwertern. Nachdem er mit freundlicher Miene diese unermeßliche Versammlung (man schätzte sie auf 30,000 Köpfe) bewillkommt, die ihm ein in Rom noch nie erhörtes Beispiel einmüthiger Huldigung gab, würdigte er seine Unterthanen noch einmal des oberpriesterlichen Segens, der in lautloser Stille, die sich beim ersten Zeichen des Gebets einstellte, entgegengenommen wurde. Man rief zwar: „Auf die Kniee!“ aber das Gedränge war zu groß, als daß man sich rühren konnte. Nach dem Segen, als das Geschrei: Viva Pio IX.! verhallt war und man eben die Hymne anstimmen wollte, ließ der Papst, der weder sich selbst noch seine Heerde einer Erkältung auszusetzen wünschte, sich den Hut geben und setzte ihn auf, indem er mit einem Lächeln und einer Handbewegung andeutete, daß alle vor ihm versammelte Tausende seinem Beispiel folgen möchten. Diese väterliche Sorgfalt rief von neuem den enthusiastischsten Jubel hervor. Endlich begann die Festhymne, die übrigens nicht besonders gut von statten ging, indem die Sänger stark detonirten. Während des Gesanges verlangte der Papst den Inhalt des auf der kolossalen Leinwand-Rolle befindlichen Spruchs zu erfahren; mit Blitzesschnelle warf sich unser Bekannter, der Kreuzträger, nieder und las Sr. Heiligkeit die Worte vor, die ich jedoch nicht anführe, weil ich sie, aus Mangel an einem Notizbuche, nicht an Ort und Stelle aufschreiben konnte. Die Feierlichkeit schloß, wie es zu erwarten stand, mit einem Gußregen. (Schluß folgt.)

England.

Hungersnoth im südlichen Irland.

(Schluß.)

Auch in den inneren Distrikten war die Noth gestiegen. Der westliche und südliche Theil der Grafschaft Cork ist außerordentlich uneben. Große Theile derselben bestehen aus Hügeln, Sümpfen, unbebautem Lande, so daß auch in den besten Jahren ihr Ertrag für den Landmann nur gering ist, dessen Zustand in den inneren Baronieen überhaupt traurig genannt werden muß. Das System der Straßenbauten zeigte sich hier von einer nichts weniger als heilsamen Wirkung. Die Bezahlungen verzögerten sich und geschahen unregelmäßig. Oft mußte der Arbeiter, der für seine Familie zu sorgen hatte, am Sonnabend vergeblich auf den kärglichen Lohn, mit dem so manchem Bedürfniß begegnet werden sollte, warten, ja die Bezahlung ist in manchen Fällen zwei, drei Wochen aufgeschoben worden. Die Folgen mag man sich denken. Dabei zeigte sich die oben beschriebene Art, die Arbeit unter gewisse Abtheilungen von Arbeitern zu vertheilen, für diese höchst nachtheilig. Es ergab sich, daß die Leute oft nicht mehr als 4—5 Pence ($3\frac{1}{2}$—4 Sgr.) täglich verdienten.

Freilich kam es auf den Arbeiter an, diesen Uebelstand einigermaßen zu verbessern, allein er vermochte es nicht, seine Kräfte waren dahin. Für diese seine Schwäche mußte er Sonnabend Abends büßen. In Betreff seiner Bedürfnisse war er auf den Höker verwiesen, welcher Letztere ihm gegenüber sich in der Stellung eines Monopolisten befand; der Arbeiter mußte, was er bedurfte, zu enormen Preisen erstehen und erhielt vielfach schlechte, ungesunde, verfälschte Waare.

So standen die Sachen, als in der Gestalt eines Marschfiebers ein neues Unheil über das unglückselige Land losbrach. Dieses Fieber, welchem das Landvolk den Namen der „Chaussee-Krankheit“ gab, ist die Wirkung schlechter Witterung auf halbverhungerte Menschen. Der Arbeiter muß Morgens mit leerem Magen 3—4 Meilen wandern, um an seinen Arbeitsplatz zu gelangen; er arbeitet, kaum bekleidet, unter freiem Himmel, im Grabenwasser stehend und dem Wetter preisgegeben. Das kümmerliche, aus etwas Suppe oder grobem Brod bestehende Mahl, was ihm gegen Mittag seine Frau bringt, verzehrt er stehend oder am Rande des Grabens sitzend. Dann greift er von neuem seine Arbeit an und kehrt Abends durchnäßt, schwach und erschöpft zu seiner Hütte zurück, um in seinen Kleidern mit Frau und Kindern auf einem Bunde Stroh zu schlafen, wenn er so glücklich ist, ein solches zu besitzen. Unter solchen Umständen ist große Anstrengung eine Unmöglichkeit; dennoch wird die Schwäche des Arbeiters Trägheit gescholten. Endlich erliegt er, und in der That hat die Krankheit in den letzten drei Monaten alle Hospitäler Süd-Irlands überfüllt.

Beim Beginn des gegenwärtigen Jahres sah es noch trauriger aus, als zuvor. Noth und Todesfälle waren im Zunehmen begriffen. Die irische Presse hatte schon seit einiger Zeit die Regierung aufgefordert, die Ausfuhr von Lebensmitteln nach den englischen Märkten zu verbieten, allein die Regierung weigerte sich aus Grundsatz, einem solchen Ansinnen zu willfahren. *)

Schiffe der Regierung, die mit Korn und Mehl beladen waren, lagen an den Küsten des südlichen Irlands; auch auf dem Lande waren an verschiedenen Orten Vorräthe aufgehäuft, von denen sowohl, wie aus den Schiffen, in gewissen Zeitzwischenräumen und unter gewissen Beschränkungen Brodstoffe vertheilt wurden. Diese Hülfsmittel jedoch waren bei weitem nicht hinreichend — die merkantilischen Skrupel des Ministeriums vertrugen sich nicht mit einem Zustande so schreiender, stets steigender Noth.

Anfangs Januar lagen einige von den Leuten, die bei den Arbeiten in der Nähe von Bantry beschäftigt waren, im Sterben. Ihr Lohn wurde zurückgehalten, und sie konnten sich keine Nahrung verschaffen. Am 6ten wurden sechs der Leichen dieser Unglücklichen untersucht; die Ursache, welche den Tod herbeigeführt, lag nur zu klar am Tage. Herr Gayer, protestantischer Prediger in Dingle, erklärte, daß daselbst das Volk „zollweise“ hinsterbe, und daß er über die Geduld desselben erstaune, die sich an den Vorräthen, welche die Regierung am Orte habe, nicht vergreife, obgleich alle Verkäufe aus denselben zum Marktpreise geschähen. Am 3. Januar kamen in der Pfarrei Kilmoe vierzehn Sterbefälle vor; die Leichen wurden ohne Särge begraben, da, um diese anzuschaffen, die Mittel der Ueberlebenden zu kärglich waren. Wenn die Arbeiter dem Fieber erlagen, so erkrankten die Weiber und Kinder durch die kontagiöse Atmosphäre der Schuppen, in welche sie, theils vor Kälte, theils um sich gegenseitig beizustehen, zusammenkrochen. Der Mangel an Särgen verursachte, daß die Leichen länger als sonst unbegraben liegen blieben und die Luft in den Hütten noch mehr verpesteten. Ohne Unterstützung von Freunden und Bekannten, entschlossen die Leute sich endlich, ihre Todten in dem irdenen Estrich ihrer Hütten zu bestatten; sie wollten verbergen, daß sie ihren Angehörigen kein anständiges Begräbniß zu verschaffen im Stande waren. Außerdem hatte man bereits angefangen, Landstraßen und Felder zu Begräbnißstätten zu machen, und ein Platz am häuslichen Heerde konnte mindestens für einen eben so heiligen Ort gelten, als jene. Auch die religiösen Feierlichkeiten bei Todesfällen und Begräbnissen begannen nach und nach weniger respektirt zu werden.

Am 8. Januar waren 16 Personen in der Pfarrei Traction, 14 Meilen von Cork, vor Noth gestorben; in der Pfarrei Kilmurry, 18 Meilen von Cork, waren im Februar zwei Drittel einer Bevölkerung von 9000 Seelen Bettler; in Cork selbst war die Noth sehr groß; zwar kamen keine Sterbefälle vor, deren Ursache nachweislich der Hunger war, aber die Sterblichkeit im Armenhause und Hospital war sehr gestiegen. Die Armen aus der Umgegend strömten in die Stadt. Das auf 2000 Köpfe berechnete Armenhaus, wo am 8. Juli v. J. 2576 Personen waren, beherbergte am 20. Jan. d. J. 5310, und die Zahl der wöchentlichen Todesfälle stieg auf 100. Man beschloß nun, keine größere Zahl mehr zuzulassen und künftige Zulassungen nur nach Maßgabe der eintretenden Sterbefälle und Entfernungen zu gestatten.

Am 20. Januar wurden in Bantry 10 Leichen secirt; man beschloß, fortan dergleichen Untersuchungen einzustellen. Mit Anfang Februars war in Macroom die Noth — da von 6000 dürftigen Arbeitern nur 2700 bei den Straßenbauten beschäftigt waren — dergestalt gestiegen, daß das auf 600 Köpfe berechnete Armenhaus der Stadt über 1300 Personen beherbergte.

Während der Debatten, welche sich im Parlament, nachdem es wieder zusammengetreten, über die Arbeits-Taxe entspannen, war diese der Gegenstand lebhafter Angriffe. Einige Beamte ausgenommen, wollte Niemand ihr eine heilsame Wirkung zuschreiben; ja selbst die, welche bei der Vertheidigung der Maßregel interessirt waren, gaben zu, daß sie zu unglücklichen Resultaten geführt. Man fühlte allgemein, daß es besser gewesen wäre, ein System produktiver Arbeiten zu begünstigen, und es wurde beschlossen, den Straßenbau allmälig einzustellen. Die Oeffnung der Häfen und die Suspension der Schifffahrts-Gesetze schienen viel zu versprechen, allein die guten Resultate dieser Maßregel wollen sich noch nicht recht zeigen, die Preise sind stationair geblieben, und die Leiden des hungernden Volkes haben nur zugenommen.

Am 1. März waren 668,000 Menschen bei den öffentlichen Arbeiten in Irland verwendet worden. Während diese Arbeiten vor sich gingen, hatten, wie alle Welt weiß, Krankheiten und Sterblichkeit zugenommen, und sie nehmen noch zu. In allen Theilen des Landes wurde die Aufgabe der Unterstützungs-Komissionen schwieriger und weniger wirksam, weil die Regierung sich weigerte, außer den paar an den Küsten bestehenden Depots noch andere anzulegen. Seit der Oeffnung der Häfen sind in Liverpool und in anderen englischen und irischen Häfen bedeutende Quantitäten fremden Getraides eingetroffen, allein, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, hat keine entsprechende Preisverminderung dem Volk eine bessere Aussicht in die Zukunft gegeben.

Es schien keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß in jenen Häfen die angekommenen Getraide-Vorräthe von den Kornhändlern aufgehäuft und dem allgemeinen Verkehr entzogen wurden. In Cork war es in der ersten Woche des März bekannte Sache, daß die wenigen Vorrathshäuser der Stadt gefüllt waren durch die Ladungen fremden Getraides, die täglich in den Hafen einliefen, ohne eine entsprechende Wirkung auf dem Markte hervorzubringen. — Der Handel hatte seinen natürlichen Lauf.

Während dieser Zeit erfolgten in den Pfarreien von Aghina und Ahabullogue, ungefähr 20 Meilen von Cork, täglich an acht Sterbefälle, und es wurde berechnet, daß die durchschnittliche Sterblichkeit auf dem Lande und in der Stadt sich monatlich auf 20,000 Fälle belief, eine Summe, die schwer-

*) Die sehr triftigen Gründe, aus welchen Lord John Russell es verweigerte, das verlangte Ausfuhrverbot zu erlassen, vergißt der Verf. des Artikels in Fraser's Magazine zu erwähnen.

lich weit von der Wahrheit entfernt ist. Dubliner offizielle Berichte vom Beginn des Monats Februar fixiren die Zahl der Opfer der Hungersnoth in Irland auf 30,000. Die arithmetische Progession, in welcher seitdem die Zahl dieser Opfer zugenommen hat, ist furchtbar.

Weit vor dem März schon hatte es sich herausgestellt, daß der Schutz des Arbeitshauses dem Volk nicht minder verderblich war, als der Aufenthalt auf den Straßen und in den Hütten. Da die Armenhäuser das Dreifache der Zahl, für welche sie berechnet waren, beherbergten, so waren sie in der That wahre Treibhäuser von Seuchen geworden, wie es nicht anders seyn konnte bei der Masse von Unreinlichkeit, die sich bei einer solchen Ueberfüllung erzeugen mußte und die mit Worten nicht zu beschreiben ist. Die Atmosphäre in diesen Anstalten tödtete sicherer, als draußen der Hunger, und es ist noch so. Die Erfahrungen, welche man im Corker Arbeitshause gemacht, sind besonders geeignet, diese Thatsache ins Licht zu setzen. Während in der Stadt und Umgegend keine oder wenige Todesfälle stattfinden, sind sie dagegen im Arbeitshause häufig, und zwar ereignen sie sich, nach dem Bericht der Aerzte, nicht bei den eben Angekommenen, sondern bei denen, die bereits 1 — 3 Wochen in der Anstalt zubrachten. Mitte Februars zählte man 164 Sterbefälle in derselben. Am 1. März betrugen die Sterbefälle der nächstvorhergegangenen Woche 189 — eine wöchentliche Entleerung, die den Aufsehern gestattet, Aspiranten in derselben Anzahl einzulassen, so daß die Hoffnung der Elenden, die sich am Montag (dem Aufnahmetage) vor den Thoren der Anstalt drängen, auf den Tod gegründet ist, der ihre Mitgeschöpfe, damit sie ihnen Platz machen, ins Grab reißt! Der Begräbnißplatz liegt 3 Miles von der Stadt, da der Kirchhof von St. Johns, der erste Begräbnißplatz, wegen seiner Nähe zu gefährlich schien. Die Straßen von Cork wimmeln von Unglücklichen, deren Elend traurig kontrastirt mit der heiteren, wohlgebauten Stadt. Die Thüren der Krämer und anderen Hausbesitzer sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend belagert von bleichen Männern und Weibern, die hungernde, mit Lumpen bedeckte Kinder im Arme tragen oder an der Hand führen und im kläglichsten Tone um ein Almosen flehen. Den traurigsten Anblick gewähren die Kinder, die noch im Arm getragen werden. Die Arme und Beine einiger dieser unschuldigen Theilnehmer an dem großen Nationalmißgeschick sind dünn, wie Röhrchen, keine Spur kindlicher Anmuth mehr ist an ihnen zu bemerken, und man sieht zweijährige Geschöpfe das, was sie zu essen bekommen, mit der ganzen heißhungrigen Gravität eines Erwachsenen verzehren. Die Sterblichkeit im Unions-Arbeitshause ist sehr groß. Die Zahl der Sterbefälle in der mittleren Märzwoche betrug zwischen 200 — 230. Der Begräbnißplatz für die Todten desselben ist ein offenes Feld, 4 Miles von der Stadt, wo regelmäßig jeden Morgen eine Reihe von Karren ihre Last von rohen Särgen abladet.

In den Krankensälen stehen an allen Wänden Betten, oder vielmehr ein zusammenhängendes Lager zieht sich um die Wände herum, und auf diesem liegen Fieber-, Blatter- und Dyssenterie-Kranke dicht zusammen, in einer Atmosphäre, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Alle Tage werden aus diesem Haufen über dreißig männliche und weibliche, alte und junge Leichen weggeholt und auf die Begräbnißstätte gebracht. Die Pflichten, welche den Geistlichen und Aerzten obliegen, lassen sich natürlich ohne große Gefahr nicht vollziehen; der katholische Geistliche lag schwer erkrankt danieder, und auch verschiedene andere Personen, die mit den verpesteten Ausdünstungen des Ortes in Berührung gekommen, sind der Ansteckung nicht entgangen.

Außer denjenigen, die, um Unterstützung zu suchen, in die Stadt gekommen sind, ist Cork sowohl als die anderen Häfen des südlichen Irlands gedrängt voll von armen Auswanderern, die vor dem in den Dörfern des inneren Landes herrschenden Elend nach der Küste fliehen. Im J. 1843 hemmten O'Connell's täuschende Versprechungen die Auswanderung. Dieses Jahr ist sie zu einer Fluth geworden durch die Furcht des Volkes, welches allgemein in der schrecklichen Einbildung lebt, daß Irlands sämmtliche Einwohnerschaft zum Untergange bestimmt sey. Das Stillschweigen seines großen Führers und Vorkämpfers scheint ihm noch vielsagender, als selbst der Tod in seinen gräßlichen Gestalten. Diese Auswanderer sind in der Regel die überlebenden Mitglieder von Familien, die durch Sterbefälle einen oder mehrere Verluste erlitten haben, und der Zustand, in welchem sie anlangen, ist ein so elender, als wären sie vor einem Invasionsheere auf der Flucht. Sie sind ohne Geld, ausgehungert und jämmerlich bekleidet; die Effekten, die sie mit sich führen, sind wenige. Dazu sind sie entweder krank an der herrschenden Seuche, deren traurige Begleiterin gewöhnlich die Dyssenterie ist, oder ihre Disposition zur Krankheit ist so groß, daß man nicht ohne Mitleid daran denken kann, wie es ihnen auf den kleinen Schiffen, denen sie zueilen und die für einen solchen Transport gar nicht eingerichtet sind, ergehen wird. Doch sind sie entschlossen, zu scheiden; sie beschreiten ein Schiff, das sich im Allgemeinen verbindlich macht, sie in die neue Welt hinüberzuführen; allein sicher wird das Leben der meisten dieser armen Geschöpfe, die dem Hungertode auf dem Lande entflohen, eine Beute der Seuche auf der See werden. Ihr Zustand ist des thätigsten Mitleidens werth, und eine der ersten Pflichten der Regierung wäre es, durch ihre Agenten in den irischen Häfen und in Liverpool ihnen eine Abschiedswohlthat erweisen zu lassen, damit Unterthanen des Königreichs, welche die Regierung nicht länger beschützen kann, wenigstens die Möglichkeit haben, in der Fremde sich das Wenige zu verschaffen, was ihnen die Heimat nicht mehr zu gewähren vermag.

Das ist Irlands traurige Lage, und wie wollen es mit Dank aufnehmen, wenn sie sich nicht noch schlimmer gestaltet, denn ein neues gouvernementales Experiment steht dem Lande bevor. Es wird beabsichtigt, durch Entlassungen in Masse die Bevölkerung von den Straßenbauten zum Feldbau wieder zurückzuführen. Die Bestellung des irischen Ackerlandes ist in erschreckender Weise zurückgeblieben; die Saaten nehmen wenig mehr als die Hälfte der sonst bestellten Ackerstrecken ein. Die Zeit vergeht. Die erschöpfte Bevölkerung hat die Hoffnung auf die Aerndte aufgegeben, und alle verzweifelten Anstrengungen der Regierung werden, wie wir nur zu sehr fürchten, das geschehene Uebel nicht wieder gut machen können. Man kann einer ganzen Bevölkerung nicht auf einmal eine neue Stellung aufzwingen; ein Volk läßt sich nicht kommandiren, wie ein Regiment Soldaten. Am wenigsten möchte die Maßregel der Whigs, das Armengesetz auf Irland auszudehnen, von Wirksamkeit seyn. Noch hängt eine Wolke des Zagens und der Furcht über dem Schlusse dieses Jahres. Möge Gott sie zerstreuen, denn er allein vermag es!

(F. M.)

Mannigfaltiges.

— Das Parlament und die englischen Kolonieen. In gewöhnlichen Zeiten und wo nicht außerordentliche, die Mitwirkung des Mutterlandes erheischende Gegenstände vorliegen, pflegt sich das britische Parlament aller Gesetzgebung über die inneren Angelegenheiten der Kolonieen zu enthalten. Für einige Kolonieen giebt die Königin im Geheimen Rathe (the King or the Queen in Council) allein die erforderlichen Gesetze; die meisten größeren Kolonieen besitzen jedoch ihre eigenen legislativen Versammlungen, in welchen die zur inneren Verwaltung nöthigen neuen Gesetze berathen werden, wonächst sie der „Königin im Rathe" zur Genehmigung vorzulegen sind; was indessen auch nicht hindert, daß diese Gesetze nachmals durch ein „Statut" des Parlaments der vereinigten Gewalten Großbritaniens wieder aufgehoben oder verändert werden. Nicht blos also die Gesetze der Kolonieen, sondern auch ihre Legislaturen sind der höchsten Gewalt des Mutterlandes untergeordnet. Demgemäß wurde im J. 1838 vom britischen Parlament die Verfassung von Nieder-Kanada suspendirt und eine provisorische Regierung mit legislativen Befugnissen und mit ausgedehnter vollziehender Gewalt eingesetzt. Eine andere Parlaments-Akte befahl im J. 1833 die Aufhebung der Sklaverei in allen britischen Besitzungen, gleichviel ob sie eigene Legislaturen besitzen oder nicht; gewisse Maßregeln zur Ausführung dieses Gesetzes wurden jedoch der nachmaligen Anordnung durch die Kolonial-Legislaturen oder durch die „Königin im Rathe" überlassen. Das „Versammlungshaus" (House of Assembly) in Jamaika, die älteste aller unter britischer Hoheit stehenden Kolonial-Legislaturen, hatte es unterlassen, ein Gesetz über die Einrichtung der Gefängnisse zu berathen, das bei der Emancipation der Neger dringend nöthig war; das Parlament schritt daher sofort ein und erließ ein „Statut" zu diesem Zwecke. Das „Versammlungshaus", über diese Einmischung des Mutterlandes unwillig, vernachlässigte nun alle seine Functionen, wodurch die innere Verwaltung bedeutend gehemmt wurde. Aber im Parlament ging darauf eine Akte durch, nach welcher die Verfassung von Jamaika suspendirt werden sollte, falls das Versammlungshaus nicht innerhalb einer bestimmten Zeit seinen Pflichten nachkäme; dies hatte die gewünschte Wirkung. Seitdem setzt das Versammlungshaus eine Art von Ehrgeiz darein, selbst das britische Parlament durch freisinnige Anordnungen zu übertreffen, und so hat es denn auch vor einigen Jahren den Juden in Jamaika das Recht verliehen, Mitglieder der legislativen Versammlung zu werden, obwohl ihre Glaubensgenossen in England vom Parlament noch ausgeschlossen sind. Eben so hat es auch für die Kultusbedürfnisse der Israeliten in Jamaika einen angemessenen Beitrag aus der Kolonialkasse bewilligt.

Die Befugniß, den Kolonieen Steuern zur Deckung der Bedürfnisse des Mutterlandes aufzuerlegen, ward im vorigen Jahrhundert vom britischen Parlament vielfach ausgeübt. Als dieselbe jedoch die amerikanische Revolution und die Trennung der Vereinigten Staaten vom Mutterlande zur Folge hatte, ward man in der Ausübung viel vorsichtiger; ja, man macht jetzt niemals Gebrauch davon, obwohl der Grundsatz noch nicht förmlich aufgegeben ist, daß das Parlament das Recht habe, allen Menschen, die irgendwo innerhalb der britischen Besitzungen leben, Steuern zum Besten des Mutterlandes aufzuerlegen.

Minder entschieden, als in Bezug auf die Kolonieen, ist hinsichtlich der Kirche das Recht des Parlaments, Gesetze zu geben, indem es ihm auf diesem Gebiete von keiner Seite zuerkannt wird. Gleichwohl haben englische Staatsmänner auch schon die Ansicht ausgesprochen: es bedeute dies nur so viel, als daß es nicht angemessen seyn würde, wenn das Parlament Gesetze für die Kirche geben wollte. In der That aber habe das Parlament diese Gewalt schon mehr als einmal ausgeübt. Selbst der Kultus und die Gebete der anglikanischen Kirche seyen durch ein „Statut" vorgeschrieben, wie denn auch das Parlament es gewesen, welches erst durch Einführung des Supremat-Eides den Abfall Englands von der römischen Kirche entschieden habe.

— Der malerische Kaukasus. In Paris und in St. Petersburg wird so eben nachstehendes Werk angekündigt: Le Caucase Pittoresque, dessiné d'après nature par le prince Grégoire Gagarine. Avec une introduction et un texte explicatif par le comte Ernest Stackelberg. Dédié à S. M. Imp. Nicolas I., Empereur de toutes les Russies. Fol. (Pr. 400 Fr.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. Berlin, Dienstag den 25. Mai 1847.

Parlamentarische Reminiscenzen aus England, Frankreich, Brasilien, Nord-Amerika und Texas.

Die Verhandlungen des ersten preußischen Landtags, der eine so wichtige Epoche in der Zeitgeschichte bildet, haben eine allgemeine Theilnahme für parlamentarische Gegenstände erweckt, was sich auch durch die Thatsache kundgiebt, daß selbst die geringfügigsten, hierauf bezüglichen Details mit Interesse aufgenommen werden. Die neuverliehenen Institutionen haben sowohl im Publikum, als auch im Schoße der Versammlung die mannigfachsten Parallelen mit den Einrichtungen solcher Länder hervorgerufen, die sich schon seit längerer Zeit auf der Bahn der Oeffentlichkeit und verfassungsmäßiger Freiheit bewegen, und diese Parallelen beziehen sich nicht nur auf das Wesentliche jener Institutionen — ihre politische Bedeutung und praktische Wirksamkeit — sondern auch auf das mehr Accessorische, wie die Form der Berathungen, die Oekonomie der Sitzungen, ja auf die äußere Erscheinung oder Physiognomie der legislativen Körperschaften selbst. Da nun Schreiber dieses Gelegenheit hatte, über Letzteres in mehr als Einem Lande Beobachtungen anzustellen, so wagt er zu hoffen, daß einige Worte darüber den Lesern des Magazins nicht ganz unwillkommen seyn werden, wobei er im voraus verspricht, ihre Geduld nicht zu lange in Anspruch zu nehmen.

Um mit dem britischen Unterhause anzufangen, muß ich zuvörderst bemerken, daß meine Kenntniß desselben erst von seinem neuesten Stadium, d. h. von seiner Umgestaltung durch die Reformbill, datirt. Wenn man den Lobrednern der Vergangenheit glauben soll, so wäre es seit dieser Zeit in jeder Beziehung ausgeartet; die feine Urbanität der alten Schule hätte der demokratischen Rohheit Platz gemacht, und in dem Rathe der „first gentlemen in Europe", in den Räumen, die einst von der hinreißenden Beredtsamkeit eines Burke und eines Sheridan wiederhallten, habe man Scenen erleben müssen, die an den so übel berufenen polnischen Reichstag erinnerten. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß in der Hitze des parlamentarischen Kampfes die Schranken der Sitte gar oft übersprungen werden; namentlich wurden vielleicht zu keiner Zeit die Debatten mit größerer Heftigkeit geführt, als im Anfang der Session von 1835, die das damalige kurze Ministerium Sir Robert Peel's zu Grabe trug. Man beschränkte sich nicht auf die gewöhnlichen Salven des Beifalls und der Mißbilligung — auf das stereotype: Hört! hört! und die betäubenden groans (was unsere Stenographen durch „Murren" bezeichnen), die nach jeder Phrase eines Redners von den ihm befreundeten oder opponirenden Bänken erschallen — sondern es wurden auch mitunter Töne laut, die alles parlamentarische Decorum verletzten und sich eher für ein Rudel unartiger Schulknaben, als für eine ernste Staats-Versammlung schickten. So hatte z. B. ein Mitglied es zu einer besonderen Virtuosität in der Kunst gebracht, die Stimme jenes Vogels nachzumachen, der in der Geschichte des heiligen Petrus eine so wichtige Rolle spielt, und sein gellendes: Kikerikih! brachte eine so unwiderstehlich komische Wirkung hervor, daß es den Eindruck der gediegensten Rede verwischte. Aber dergleichen Fälle, die auf den ersten Blick das bekannte Wort Chesterfield's: that every large assembly is, more or less, a mob *), zu bestätigen scheinen, sind doch im Grunde nichts als die Ausbrüche individueller Ueberspanntheit, die keinesweges zu einem allgemeinen Schlusse berechtigen. Die Vorträge der geachteteren Mitglieder des Hauses werden selten oder nie von solchen Intermezzo's unterbrochen, und die leise, schwächliche Stimme Lord John Russell's ist selbst auf der Gallerie kaum minder hörbar, als das kräftige, sonore Organ Sir Robert Peel's. Zudem hat sich der parlamentarische Takt durch langjährige Uebung zu einer solchen, gleichsam instinktmäßigen Sicherheit erhoben, daß er einzelne Verirrungen leicht zu beseitigen weiß. Berufungen an den Sprecher kommen nur ausnahmsweise vor, und der preußische Landtags-Marschall, der eine so angreifende Rolle spielen und eine so unendliche Menge Fragen aus eigener Machtvollkommenheit entscheiden muß, wird gewiß das otium cum dignitate seines britischen Mitbruders beneiden, der unbeweglich auf seinem Sitze thront und höchstens mit der Langweil zu kämpfen hat, die ihn während der von 7 Uhr Abends bis 2, 3, ja 4 Uhr Morgens sich fortspinnenden Debatten überschleichen mag.

Man hat von jeher geklagt, daß im Parlament zu viel gesprochen und zu wenig gethan wird, und dieser Vorwurf ist vielleicht nicht ganz ungegründet. Wenn man jedoch bedenkt, welche Masse von Geschäften einer Versammlung vorliegen muß, die die Interessen eines Riesenreichs vertritt, dessen politische und kommerzielle Beziehungen sich netzartig von einem Ende der Welt bis zum anderen erstrecken — wenn man erwägt, daß sie kein Ereigniß unbesprochen läßt, welches sich im In- oder Auslande zuträgt und diese Interessen oder auch nur die allgemeinen Interessen der Menschheit berührt — so wird man sich eher wundern, daß so Vieles in einer Session zu Stande kömmt, als daß so Manches noch unerledigt bleibt. Unnütze Weitläuftigkeiten sind wohl nirgends seltener, als im britischen Parlament. Prinzipielle Fragen kommen fast gar nicht aufs Tapet; darüber ist man schon längst hinaus — die Formen der Verhandlungen sind überall durch uraltes Herkommen geregelt, die Privilegien beider Häuser sind vor jeder Antastung gesichert, und alle Berathungen drehen sich jetzt nur um praktische Gegenstände. Erfahrene Geschäftsmänner, mögen sie auch wenig oratorisches Talent besitzen, genießen daher einer weit größeren Achtung, als bloße Theoretiker und Ideologen. Der ehrenwerthe Joseph Hume findet, seines schottischen Accents und seines nichts weniger als eleganten Styls ungeachtet, im Unterhause stets ein bereitwilliges Auditorium, wenn er nur nicht zum Unglück auf den Einfall geräth, das ihm bekannte Gebiet des Handels und der Finanzen zu verlassen und sich in die höheren Regionen der Politik zu versteigen, wo er bisweilen „schwarz mit weiß" verwechselt; d'Israeli hingegen, dessen ungewöhnliche Rednergaben selbst von seinen Widersachern anerkannt werden, hat sich, trotz der verzweifeltsten Anstrengungen, keine wirklich einflußreiche Stellung erkämpfen können, obgleich das Haus sich nicht selten an seinen witzigen Ausfällen und bitteren Sarkasmen ergötzt. Ich habe nie einen weniger ansprechenden Vortrag gehört, als den des verstorbenen Lord Sydenham (damaligen Herrn Poulett Thomson); seine Stimme war unerträglich monoton, und in seiner ganzen Erscheinung glich er eher einem methodistischen Prediger als einem Staatsmann; aber diese Mängel thaten seinem parlamentarischen Erfolge nicht den mindesten Abbruch, da sie durch gesunden Verstand und praktische Kenntnisse reichlich aufgewogen wurden. Für Redner aber, die außerhalb der Mauern des Parlaments in politischen Meetings und gerichtlichen Plaidoyers glänzten, ist der Eintritt in das Unterhaus oft gefährlich; selbst O'Connell spielte dort in der ersten Zeit eine ziemlich unansehnliche Rolle, und auch in der Folge hatte er seinen Einfluß mehr der Länge und Dichtheit seines „Schweifs" zu verdanken, als seinem rednerischen Talente, welches sich hier nie mit derselben Energie entwickelte, wie in den Hallen des Repeal-Club und in den monster meetings seiner heimatlichen Auen. Einige der ausgezeichnetsten Parlaments-Redner sind zwar aus den Mitgliedern des englischen Advokatenstandes hervorgegangen, doch auch sie haben diese Feuerprobe nicht immer bestanden; Sir Frederick Pollock und Sir William Follett, deren juristischer Ruf die höchsten Erwartungen erregt hatte, machten im Unterhause fast gar keinen Eindruck, und Letzterer gelangte nur allmälig durch unermüdeten Fleiß und die eifrige Unterstützung seiner Partei zu einiger Bedeutung.

Was diese Versammlung von allen ähnlichen legislativen Körpern unterscheidet, ist die große Jugend einer namhaften Anzahl ihrer Mitglieder; mit dem Alter von einundzwanzig Jahren ist man schon wahlfähig, und es fehlt nicht an Beispielen, daß die Söhne von Pairs und anderen hochgestellten Personen noch vor dem gesetzlichen Alter erwählt wurden. Seit der Reform sind übrigens diese unbärtigen Gesetzgeber seltener geworden; frühreife Genies wie Pitt, der im 25sten Jahre Premier-Minister, und Lord Henry Petty, der im 26sten Schatzkanzler ward, existiren nicht mehr — fast alle Notabilitäten des heutigen Parlaments haben das mittlere Alter erreicht oder überschritten, und die jüngere Generation scheint erst das Absterben ihrer Vorgänger erwarten zu wollen, um an der Leitung der Geschäfte theilzunehmen.

Die französische Deputirten-Kammer, obwohl in ihrer äußeren Gestaltung nach dem britischen Unterhause gemodelt, weicht doch in ihrem Wesen und ihrem Charakter gar sehr von diesem ab, und die Wirkung, die sie auf den Beobachter hervorbringt, ist, wie es mir scheint, eine weit schwächere. Wenn wir auch ganz von dem Umstande abstrahiren, daß ihr die großartigen Erinnerungen fehlen, die sich an die ehrwürdigen Hallen des Parlaments knüpfen, so kann man sich doch bei ihrem Anblick des Gedankens nicht erwehren, daß hier nur eine ernsthafte Komödie gespielt, nicht das wahre Interesse des Landes erwogen wird. Die etwas spießbürgerlich elegante Amtstracht der Deputirten, die wichtige Miene, mit der sie sich von ihren Plätzen erheben und auf die Tribüne zuschreiten, wo sie wie von der Kanzel herab ihre Reden in salbungsvollem Ton ablesen, die rhetorischen Floskeln, mit denen sie so verschwenderisch um sich werfen, und die stete Wiederkehr gewisser Stichwörter,

*) „Jede große Versammlung ist mehr oder weniger ein Pöbelhaufe."

die der National-Eitelkeit schmeicheln und auch den schwächeren Rednern einige très-biens und bravo's einbringen — alles dieses bildet einen scharfen Kontrast gegen die einfache Kleidung und das schlichte, ungezwungene Wesen der englischen Parlamentsglieder, die nur von ihren Sitzen aus in extemporisirten Worten reden und bei denen oratorischer Prunk und emphatische Wendungen eher Lachen als Bewunderung erregen würden. Die französische Kammer hat weniger Leben, weniger Bewegung als ihr überseeischer Nachbar; es bedarf einer ministeriellen Krise oder eines Tages-Skandals, um die gewöhnliche Eintönigkeit der Verhandlungen zu unterbrechen — dann aber geräth auch die ganze Versammlung in Aufruhr; die ehrenwerthen Deputirten schreien, toben und gestikuliren mit Händen und Füßen; immer lauter erschallt die Klingel des Präsidenten, und es entsteht ein förmlicher Wettlauf, um zuerst auf die Tribüne zu gelangen, wo der Redner dann umsonst versucht, sich unter dem allgemeinen Getümmel hörbar zu machen. Solche Auftritte sind in der Deputirten-Kammer häufiger als im Unterhause; letzteres entwickelt in seinen Parteikämpfen mehr Gutmüthigkeit und Humor, erstere mehr Leidenschaftlichkeit und Malice; dort behandelt man den Gegner mit einer gewissen chevaleresken Höflichkeit, um schon dem eigenen Charakter als gentleman nichts zu vergeben, und die beleidigenden Persönlichkeiten, welche Lord G. Bentinck an Sir Robert Peel richtete, wurden sogar von seiner eigenen Partei gemißbilligt — hier greift man wohl auch zu vergifteten Waffen, um den Feind zu kränken und ihn in seiner innersten Seele zu verwunden. Bei aller Sprachgewandtheit, die den Franzosen unbestreitbar charakterisirt, hat die Deputirten-Kammer nur eine kleine Zahl bedeutender Redner aufzuweisen — wie mich dünkt, ist das Verhältniß in England viel günstiger. Guizot und Thiers möchten sich allerdings jenseits des Kanals vergeblich nach ebenbürtigen Nebenbuhlern umsehen, aber wahrhaft praktische Geschäftsmänner, men of business, gehören dagegen in Frankreich zu den seltenen Erscheinungen, weshalb auch in keinem anderen constitutionellen Lande die öffentliche Verwaltung so sehr im Argen liegt. Aus eben diesem Grunde finden hier praktische Fragen in der Regel die geringste Theilnahme; bei den Adreß-Debatten z. B., wo es den Sturz oder die Erhaltung eines Ministeriums gilt, ist die Kammer stets au grand complet — wo jedoch keine Portefeuilles im Spiele sind, sondern nur wichtige und für das Wohl des Landes unentbehrliche Reformen verhandelt werden, verlassen die Herren Deputirten Einer nach dem Anderen ihren Posten, und es bleibt nichts übrig, als eine „bettelhafte Reihe" leerer Bänke.

Von den beiden mächtigsten und civilisirtesten Nationen Europa's zu dem neuerrichteten Kaiserthum Brasilien ist ein weiter Sprung, sowohl im buchstäblichen als im figürlichen Sinne. Ihre socialen Zustände bieten eben nicht viele Vergleichungspunkte dar; was aber ihre politischen Institutionen oder wenigstens die äußeren Formen derselben anlangt, so hat diese einzige Monarchie des amerikanischen Kontinents sich ihren europäischen Mustern ziemlich treu nachgebildet. Die Repräsentanten-Kammer in Rio-Janeiro ist eine ganz tüchtige Versammlung; die Reibungen der Parteien sind eben so lebhaft als in Paris oder London, und es herrscht die unbeschränkteste Redefreiheit, die mitunter in Zügellosigkeit ausartet — so namentlich als der Deputirte França den Antrag machte, die regierende Kaiserfamilie vom Throne auszuschließen und eine Republik zu proklamiren. Auch die Oeffentlichkeit ist in ihrer ganzen Ausdehnung vorhanden; das Publikum hat stets unbehinderten Zutritt, und die Berliner Stenographen könnten zu den Fluminensischen *) in die Schule gehen. Ein Umstand macht es indessen für den Ausländer schwer, den Berathungen der brasilianischen Stände beizuwohnen — ich meine die unerträgliche, erstickende Hitze, die man in dem Versammlungssaale oder doch in der Zuschauer-Gallerie zu bestehen hat. Nur tropischen Naturen kann diese Salamander-Atmosphäre zusagen; meinerseits fand ich es unmöglich, länger als einige Minuten auf einmal darin auszuharren, und mußte mich dann in einem halb asphyxirten Zustande entfernen, um durch einen Gang auf dem Largo do Paço, bei einer angenehm kühlen Temperatur von 25 — 30° Réaumur im Schatten, mich einigermaßen zu erholen. Ueber das oratorische Talent der Deputirten kann ich mir daher kaum ein Urtheil zutrauen, da ich noch dazu in der portugiesischen Sprache — diesem Espagnol désossé, wie ein geistreicher Schriftsteller sie genannt hat — nicht so völlig heimisch war, um den Rednern überall folgen zu können; der hochtrabende Ton, der den Südländern eigen ist, harmonirt nicht immer mit den Ideen, die wir von der echten Beredtsamkeit hegen, und höhere politische Ansichten dürften kaum unter den Repräsentanten eines Volkes zu suchen seyn, das sich auf einer so untergeordneten Bildungsstufe befindet. Zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Kongresses gehörte damals (1836) Herr Araujo Lima, der in der Folge, nach dem Austritt des Senhor Feijó, zum Regenten während der Minderjährigkeit Dom Pedro des Zweiten gewählt wurde. Die Brasilianer sind übrigens geborene Redner; ihrer mangelhaften Kultur ungeachtet fehlt es ihnen durchaus nicht an geistiger Lebhaftigkeit, und selbst die niedrigsten Klassen besitzen eine unerschöpfliche Wortfülle und eine gewisse Suade, die auf den ersten Blick manche böse Flecken in ihrem Nationalcharakter übersehen läßt. Möglich, daß politische Freiheit und aufgeklärtere Religionsbegriffe diese Spuren eines jahrhundertlangen geistlichen und weltlichen Despotismus vertilgen werden.

Wenden wir uns jetzt gegen Norden und betreten wir den republikanischen Boden der Vereinigten Staaten, wo sich uns ein ganz anderes Schauspiel eröffnet. Weit entfernt, sich in der Hauptstadt zu konzentriren, verzweigt sich hier das parlamentarische Leben über die unermeßliche Länderstrecke, die sich von dem Atlantischen Meere bis zu den Quellen des Missuri, von den Binnenseen des Nordens bis zum Mexikanischen Meerbusen ausdehnt; in jedem der sechsundzwanzig Staaten giebt es einen eigenen legislativen Körper, der die Elite seiner Mitglieder dem Föderal-Kongreß in Washington zusendet, und man hat daher ein Recht, hier nur erprobte, des Vertrauens ihrer Mitbürger würdig befundene Männer zu vermuthen. Ob eine solche Voraussetzung auch stets gerechtfertigt wird? Der feurigste amerikanische Patriot möchte wohl Bedenken tragen, diese Frage unbedingt zu bejahen, da so manche Thatsachen ihr widersprechen. Wie Amerika nach seiner Verfassung das Ideal eines Freistaates, so müßte der Kongreß nach seiner Zusammensetzung das Ideal eines parlamentarischen Vereins darstellen; aber die tückische Wirklichkeit gefällt sich nun einmal darin, die süßen Träume der Phantasie zu Schanden zu machen. Der Senat ist zwar eine höchst achtbare Versammlung, in der mit seltenen Ausnahmen ein würdevoller Ton herrscht und strenger Anstand beobachtet wird; das Haus der Repräsentanten hingegen verwandelt sich oft in ein wahres Pandämonium, wo die Leidenschaften einen solchen Gipfel erreichen und die streitenden Parteien eine so drohende Haltung annehmen, daß man alle Augenblicke befürchten muß, die ehrenwerthen Abgeordneten zu Thätlichkeiten übergehen zu sehen. Die Scenen, die sich in der Kammer ereignen, führen in der That mitunter zu den beklagenswerthesten Katastrophen; so hatte das unglückliche Duell zwischen Cilley und Graves, welches Ersterem das Leben kostete, seinen Ursprung in einem parlamentarischen Wortgefecht. Ein Mißbrauch, dem man seit einigen Jahren ein Ende gemacht hat, war die übermäßige Länge der Vorträge, die wirklich bis ins Unglaubliche ging, so daß man ihre Dauer nicht nach Stunden, sondern nach Tagen berechnete *); nach dem heutigen Reglement ist jedes Mitglied auf eine Stunde beschränkt, und es wird unerbittlich darauf gehalten, daß diese Frist nicht überschritten werde. Mit dem Schlage der Glocke wird der Redner im schönsten Flusse unterbrochen — er muß, wie Sancho Pansa, seine besten Einfälle in der Geburt ersticken und seine Perioden „curtailed of their fair proportions" zu Ende bringen. Für die Bequemlichkeit der Mitglieder hat man übrigens in beiden Häusern des Kongresses reichlich gesorgt; jeder Abgeordnete ist mit einem Pulte versehen, wo er sich mit Lesen oder Schreiben beschäftigen kann, wenn gerade keine Debatte an der Tagesordnung ist, die seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Oft zieht er es jedoch vor, sich in der beliebten amerikanischen Stellung auf seinen Sitz zurückzulehnen, um in den Armen des Morpheus von den schweren Pflichten eines Volksvertreters auszuruhen. Wie es sich von selbst versteht, ist die nationale Unsitte des Tabackkauens, die den Spott und die Indignation aller europäischen Reisenden von Mistreß Trollope und Capitain Hamilton bis auf Dickens und Friedrich von Raumer erregt hat, auch hier im vollen Schwung, aus welchem Grunde es an zahlreichen Exemplaren jenes unentbehrlichen Hausgeräths nicht fehlen darf, welches diese liebenswürdige Gewohnheit nöthig macht. So weicht denn eine transatlantische Repräsentanten-Kammer in manchen Punkten von unseren eigenen parlamentarischen Versammlungen ab; an äußerer Politur und Gemessenheit der Formen wird sie von diesen ohne Zweifel übertroffen, obwohl man, namentlich unter den südlichen Mitgliedern, der eigentlichen Aristokratie des Landes, Männer findet, die sich den höchsten Klassen der europäischen Gesellschaft an die Seite stellen können — aber geistige Bewegung, lebendige Thätigkeit und Energie charakterisiren sie in eben dem Grade, wie die von ihr vertretene Nation. An guten Rednern ist das Haus der Abgeordneten arm; im Gegensatz zu Frankreich und England, wo die zweite Kammer stets das meiste oratorische Talent entwickelt, muß man die amerikanischen Peels und Guizots im Senate aufsuchen. Clay, Webster, Buchanan, Calhoun sind Mitglieder dieses letzteren Körpers — bei den Representatives giebt es dagegen, außer dem achtzigjährigen John Quincy Adams, kaum einen Redner, dessen Name über das Weltmeer gedrungen wäre. Das Unglück ist, daß jeder Deputirte es als seine Schuldigkeit betrachtet, im Laufe der Session einige Vorträge zu halten, um sich in den Augen seiner Kommittenten als tüchtig zu bewähren, und da die Gabe der Beredtsamkeit natürlicherweise nur der Minderzahl verliehen ist, so werden die einzelnen Talente von der durchschnittlichen Mittelmäßigkeit erdrückt, und es machen sich gar zu oft Stimmen laut, deren Heil in einem vorsichtigen Schweigen lag. Gäbe es in der Repräsentanten-Kammer weniger Sprecher und mehr Zuhörer, so würde sie vielleicht eine größere Anzahl wahrer Redner aufweisen können; dann würden auch die skandalösen und lächerlichen Auftritte seltener werden, die den Ruf dieser Versammlung beeinträchtigt und ihr von Seiten der einheimischen wie der europäischen Presse den schärfsten Tadel zugezogen haben.

(Schluß folgt.)

*) Der Name Rio-Janeiro rührt von dem Irrthum der ersten Entdecker her, welche die schöne Bai, an der diese Hauptstadt liegt, für die Mündung eines großen Flusses hielten. Obgleich man dies schon längst als ein Versehen anerkannt hat, so haben doch die Einwohner von Rio daran Anlaß genommen, sich Os Fluminenses (die Flußbewohner) zu nennen.

*) Der Redner, der das Wort hatte (who had the floor), war nämlich berechtigt, seinen an einem Tage unterbrochenen Vortrag am folgenden wieder aufzunehmen.

Italien.

Russische Stimmen über Pius IX.

(Schluß.)

Der Papst nahm später im Quirinal einige Deputationen an, denen er seinen Dank zu erkennen gab, wobei er es sich aber vorbehielt, in Bälde seine Meinung über Feste von so neuer Art auszusprechen. Eine Deputation aus dem von Pius mit Wohlthaten überhäuften Bologna hätte sich mit einer von den Damen dieser Stadt gewirkten Fahne der Prozession anschließen sollen,

aber wegen der schlechten Wege hatten sich Deputation und Fahne um einige Stunden verspätet. Am Abend des 1. Januars gab die höhere Gesellschaft von Rom, die gleichfalls an der allgemeinen Freude theilzunehmen wünschte, ein Konzert in dem Saale des sogenannten Senatoren-Palastes, im Kapitol, wo eine Cantate von Rossini aufgeführt wurde.

Zu den hiesigen religiösen Ceremonien gehört ein alter Gebrauch, daß in der Woche nach dem Feste der Erscheinung Christi in einer der geräumigsten Kirchen Roms (Sant' Andrea de Valle) Predigten in allen Sprachen der katholischen Welt gehalten werden. Dieses Jahr predigte man des Morgens Französisch, Spanisch, Englisch und Deutsch, und um drei Uhr Nachmittags hielt Pater Ventura eine italiänische Rede. An einem der letzten der hierzu bestimmten Tage erblickte man ganz unerwartet um drei Uhr an den Thüren der Kirche das goldene Kreuz, welches die Ankunft des Papstes verkündet. Ohne alle Vorbereitungen und ohne Jemanden von seiner Absicht zu benachrichtigen, um den Andrang neugieriger Zuschauer zu vermeiden, war Pius in seiner gewöhnlichen Stadt-Equipage nach der Kirche gefahren, schritt unbegleitet durch das schon zahlreich versammelte Volk und erschien zur allgemeinen Verwunderung statt des erwarteten Predigers auf der Kanzel. Der Papst hielt einen Vortrag, der alle Zuhörer aufs tiefste ergriff, und rief auf diese Weise die Thaten der früheren Oberhirten der occidentalischen Kirche, eines Leo und Gregor des Großen, von neuem ins Leben. Ich war bei dieser seltenen Feierlichkeit nicht zugegen und werde mich nicht weiter darüber auslassen, da ich nur das wiederholen könnte, was in dem bescheidenen Diario di Roma mitgetheilt wurde: ich hätte sogar ganz darüber geschwiegen, wenn die Rede Pius' IX. sich nicht zum Theil auf die ihm am Neujahrstage gebrachte Huldigung bezöge. Der Papst begann seine Predigt mit der wohlwollenden Bemerkung, daß ein solcher Beweis der Volksliebe ihn mit Dankbarkeit erfülle; noch größere Freude werde es aber seinem väterlichen Herzen gewähren, das Volk auf dem Pfade der wahren Gottesfurcht und des gläubigen Vertrauens in die Fügungen des Allmächtigen wandeln zu sehen. Durch diese Worte und die fernere Entwickelung dieses Gedankens erfüllte der Papst das Versprechen, welches er der Deputation gegeben hatte. Ich werde nicht versuchen, die erhabenen Grundsätze christlicher Moralität und Frömmigkeit wiederzugeben, die bei dieser Gelegenheit von dem heiligen Vater ausgesprochen wurden; die belehrenden Worte des Seelenhirten sind einer anderen Stelle und einer weniger profanen Gesellschaft würdig.

Die oben erwähnte Reform im kriminalgerichtlichen Verfahren war noch nicht so vollständig, als man sie von den wohlwollenden Absichten Pius' IX. erwartete. Am 1. Januar ward erst die Verordnung publizirt, wodurch die bisherigen vier abgesonderten Tribunale auf zwei, die Corte del Governo und die Sacra Consulta, reduzirt wurden, indem der Gerichtshof des Kapitols und das Uditorato della Camera eingingen; zugleich wurden neue Bestimmungen über die Wahl der Richter, so wie zur Sicherung ihres ehrlichen Unterhalts von den ihnen rechtmäßig zukommenden Einkünften, erlassen und endlich ihre Beförderung nicht mehr nach Anciennetät, sondern nach den Fähigkeiten und Verdiensten festgesetzt. Auf diese Weise ist dem seltsamen Gange der Kriminal-Prozesse ein Ende gemacht worden, der noch an die Barbarei des Mittelalters erinnerte — und noch dazu in Rom, der Wiege der Rechtsgelehrsamkeit, die fast allen heutigen Gesetzgebungen zum Muster diente! Wird man es glauben, daß derselbe Prozeß bisher vor zwei, drei oder gar vier Gerichtshöfen verhandelt und je nach dem Gewicht und den Konnexionen des Klägers und des Beklagten auf eine andere Art entschieden werden konnte? Wenn man ferner noch die Langsamkeit des Verfahrens und das elastische Gewissen der Richter hinzufügt, so wird man die ganze Wichtigkeit der Reform begreifen, die mit dem neuen Gouvernement ins Leben trat.

Monsignor Grasselini fing seine Wirksamkeit als Ober-Direktor der Polizei mit einer wichtigen Maßregel an — ich meine die Beschränkung der Bettelei, die in Rom so überhand genommen. Pius IX. hatte schon seit den ersten Augenblicken seiner Regierung diesem Unwesen zu steuern gesucht, war aber von der früheren Polizei-Verwaltung nicht gehörig unterstützt worden. Der neue Gouverneur ließ in diesen Tagen etwa zweihundert Bettler in verschiedenen Armenhäusern unterbringen und befahl, alle in der Hauptstadt anwesende Vagabunden nach ihrer Heimat zurückzuschicken. Für die wenigen Bettler, die noch in den Straßen zu sehen sind, wird gleichfalls nächstens gesorgt werden. Die heilsamen Resultate dieser Verfügungen stellen sich auch schon deutlich heraus; man kann nunmehr auf dem Corso spazieren gehen, ohne von Krüppeln und angeblichen Familienvätern belästigt zu werden, die alle Vorübergehende zu verfolgen und Almosen von ihnen zu erbitten pflegten. Es versteht sich von selbst, daß es meistens Industrielle waren, die aus ihren fingirten Gebrechen und Verstümmelungen ganz hübsche Revenüen zogen. Man erzählt sich die Anekdote, daß ein alter Bettler, der die ersten Stufen einer großen Treppe, die von dem Spanischen Platze zur Kirche Trinità del Monte führt, zu seinem Standort erwählt hatte, seiner Tochter bei ihrer Verheiratung ein enormes Kapital zur Aussteuer gab, welches er dort nach und nach als Almosen empfangen. Es mag dieses ein zur Verherrlichung jener schönen Treppe erfundenes Märchen seyn, aber ich kann selbst bezeugen, daß ich mehrere Mal an der Thür eines unserer Wohnung gegenüberliegenden Kaffeehauses vom zweiten Range (Caffè d'Europa) einen kleinen vierräderigen Karren wahrnahm, der von einem Tagelöhner gezogen wurde und auf dem, wie in einem Lehnstuhl, ein gichtbrüchiger, in Bettlerlumpen gehüllter alter Mann thronte. Während der Tagelöhner in das Kaffeehaus ging (wie ich anfangs glaubte, nach Almosen) wärmte sich der Greis die Hände und das Gesicht an den Kohlen des klassischen Topfes, der zwischen seinen Knieen stand. Der Bote kehrte mit einem Präsentirteller zurück, auf welchem sich ein vollständiges Chokolade-Geschirr befand, wobei auch das Glas Wasser nicht vergessen war, und der Bettler begann ganz gemächlich sein Frühstück, indem er mit zufriedener Miene auf die Vorübergehenden und auf mich blickte. Nachdem er die Chokolade zu sich genommen, schlürfte er nach allen Regeln der Feinschmeckerkunst das Wasser dazu nach, was bei uns sogar nicht immer bei Isler und Dominico*) geschieht, worauf er seinen Diener mit dem Präsentirteller in das Kafferhaus zurückschickte und sich von ihm nach dem Schauplatz seiner Thätigkeit fahren ließ. Als er an unseren Fenstern vorbeikam, hatte er sich schon völlig wieder in seine Bettlerrolle hineingefunden und nahm keinen Anstand, mich um ein Almosen anzusprechen, ohne sich darum zu kümmern, daß ich Zeuge seines leckeren Frühstücks gewesen. Ich muß aber meine Hartherzigkeit eingestehen: dieser Sybarit hat von mir auch nicht einen Bajocco erhalten. Solche Leutchen hat die neue Polizei auf Armenhaus-Kost gesetzt.

Ich weiß schon im voraus — so sehr sind wir Menschen geneigt, in Allem die schwache Seite hervorzusuchen — daß der freundliche Leser, der meinen Bericht bis zu Ende durchblättert, diesen Lobreden auf die neue Verwaltung das triviale Sprüchwort: „Neue Besen fegen gut!" entgegensetzen wird. Aber er wird sich irren. Es ist alle Hoffnung vorhanden, daß der neue Gouverneur und Polizei-Direktor noch lange in gleicher Weise fortfahren werde, da man in Rom seit Neujahr so wenig gefegt hat, daß es vielmehr schmutziger als je ist.

Australien.

Die neuesten Entdeckungsreisen im Innern von Neu-Holland.

Leichardt und Mitchell.

Wie die Erfahrung die Hypothesen der Gelehrten bald gänzlich umstößt, bald wesentlich modifizirt, davon geben uns die neuesten Berichte über Australien wiederum einen treffenden Beweis. Wer wüßte nicht, wie grell die Schilderungen, selbst der besten Geographen, hinsichtlich des unwirthbaren Innern von Neu-Holland sind? Der Mangel eines die Küste erreichenden, großartigen Stromsystems brachte auf die Vermuthung, daß auch dem Innern jede bedeutendere Gebirgsbildung fehlen müsse. Bald glaubte man dort nichts als eine öde, wasserlose, durch ihren Umfang Entsetzen erregende Niederung, welche jeder Kultur spotte, vermuthen zu dürfen. Die dünen- und lagunenartige Küstenbildung auf einer großen Strecke an der Südseite, so wie anderwärts, woran sich eine weit ausgedehnte Niederung schloß, schien eine Vermuthung zu bestätigen, die auch durch andere Gründe an Wahrscheinlichkeit gewann.

Die rastlosen Bestrebungen der Herren Sturt, Mitchell und insbesondere unseres wackeren Landsmannes, Dr. Leichardt, fangen nunmehr an, die Ansichten hierüber wesentlich zu berichtigen, und es können die neuesten Nachrichten über die Reisen dieser Männer nur mit dem größten Interesse gelesen werden.

Wahrhaft heroisch ist die Ausdauer, mit welcher Dr. Leichardt seine Forschungen in dem bisher noch so wenig bekannten Innern des Kontinents von Neu-Holland unternahm und fortsetzte. Ohne eigene Mittel hatte dieser deutsche, aus Kottbus gebürtige und auf der Berliner Universität gebildete Gelehrte vor zwei Jahren von Sydney aus seine Reisen quer durch das unbekannte Land bis nach Port Essington angetreten. Seine australischen Freunde hatten zwar das größte Vertrauen zu ihm, als aber ein Jahr lang keine Nachricht von ihm in Sydney eingegangen war, gab man nicht blos alle Hoffnung auf, von seinen Forschungen irgend einen Erfolg zu sehen, sondern man veranstaltete sogar, nachdem sich das Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte, ihm zu Ehren eine Art von Todtenfeier, zu welcher ein englischer Freund Leichardt's die Worte und der einzige in Australien lebende Komponist, Herr Nathan, ein Israelit, der sich besonders durch seine Composition von Lord Byron's „Hebrew Melodies" einen Namen erworben, die Musik lieferte. Man kann sich nun denken, wie groß die Ueberraschung und Freude der Einwohner Sydney's war, als einige Monate nach dieser Feier, völlig unerwartet und unangekündigt, der todtgeglaubte Leichardt, zwar durch die Mühseligkeiten der Reise etwas gealtert, aber sonst ganz gesund an Leib und Seele, in der Hauptstadt der Kolonie wieder eintraf. Er selbst schildert in einem an einen befreundeten Kaufmann in seiner Vaterstadt gerichteten Brief, der in der vorletzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft von deren Direktor, Herrn Prof. Karl Ritter, unter lebhafter Anerkennung der Verdienste des Reisenden, vorgelesen wurde, die Freude dieses Wiedersehens, das ebenfalls durch Gedichte und Compositionen, so wie durch einen ihm zu Ehren veranstalteten Ball, gefeiert wurde, auf eine wahrhaft rührende Weise. Augenblicklich wurde unter den Einwohnern Sydney's eine Subscription veranstaltet, um den Reisenden schadlos zu halten. Es kam eine ziemlich bedeutende Summe zusammen, die jedoch Leichardt nur unter der Bedingung annahm, sie sowohl zur Ordnung und Herausgabe seiner gesammelten wissenschaftlichen, besonders auch physikalischen Beobachtungen, als auf eine neue Reise zu verwenden, welche er im Januar d. J., und zwar auch zu Lande, nach dem Schwanen-Flusse angetreten hat.

Leichardt hat seinen Aufenthalt in Sydney dazu benutzt, seine Reisebeschreibung in englischer Sprache abzufassen. Einzelnes daraus ist bereits der geographischen Gesellschaft in London mitgetheilt; das Ganze soll nächstens

*) Zwei fashionable Kaffeehäuser in St. Petersburg.

im Druck erscheinen und wird hoffentlich bald einen kundigen deutschen Uebersetzer finden.

Einstweilen wollen wir eine kleine Notiz aus dem Bericht über eine Expedition, welche von neuerem Datum ist als die oben erwähnte erste des Herrn Leichardt, welcher Bericht jedoch mit dem unseres Landsmannes nicht durchgehends übereinstimmen soll, hier mittheilen. Der gedachte neuere Bericht ist vom 9. November v. J. datirt. Danach hatte die unter der Leitung des Herrn Mitchell stehende Reise-Gesellschaft zwar die gewöhnlichen Mühseligkeiten einer solchen Land-Expedition auf einem Theile des Weges zu ertragen gehabt, war ihnen jedoch mit größerer Vorsicht entgegengetreten, da sie dieselben aus den Berichten ihrer Vorgänger schon genauer kannte. Uebrigens waren die schlimmsten derselben, nachdem man den Darling überschritten, unerwartet verschwunden. Das Ergebniß der Expedition besteht ebenfalls in sehr wichtigen Beiträgen zur Kenntniß des Innern. Herr Mitchell führt unterm 9. September an, daß seine Gesellschaft eine gute Fahrstraße durch wohl bewässerte Triften von größerer Ausdehnung, als alle von den Ansiedlern gegenwärtig auf Neu-Holland bewohnten, entdeckt habe. Aber von hauptsächlicher Bedeutung ist eigentlich die Entdeckung eines neuen Flusses, welcher „den besten Theil der umfangreichsten Insel der Welt bewässert" und von Mitchell den Namen Victoria erhalten hat. Von diesem Flusse und dem von ihm bewässerten Lande sagt derselbe Folgendes: „Indem ich von dem Thale aus, in welchem ich übernachtet hatte, den kleinen Strom verfolgte, erreichte ich bald das offene Land. Zehn Tage hinter einander folgte ich nun dem Laufe jenes Flusses durch eine Gegend von gleicher Beschaffenheit, täglich so weit mich mein Pferd tragen konnte, und zwar in derselben Richtung, wobei ich mich dem südlichen Wendekreis näherte. An einigen Stellen bildete der Fluß großartige Erweiterungen, so breit und bedeutend wie der Murray, an anderen hingegen theilte er sich in vier oder fünf Arme, von denen einige mehrere Meilen getrennt blieben. Allein das ganze Land wird durch zahlreiche Zuflüsse, die von den Sandbergen kommen, besser bewässert als irgend ein anderer mir bekannter Theil Australiens. Ich fand endlich, daß ich in jeder beliebigen Richtung, die ich einschlug, auf Wasser treffen würde, ohne den Fluß aufsuchen zu müssen, außer wenn ich seinen Lauf überhaupt bestimmen und seine Natur beobachten wollte. Die Ebenen waren grün, ja das Weideland übertraf an Ueppigkeit wie an Ausdehnung Alles, was ich jemals von dieser Art gesehen habe. Neue Vögel und neue Pflanzen zeichneten diese Gegend vor jeder anderen, die ich vorher untersucht hatte, wesentlich aus; und obschon ich wegen der vorgerückten Jahreszeit dem Flusse in seinem Laufe nicht folgen konnte, war ich doch überzeugt, daß ihn der Golf von Carpentaria aufnehme.*) In allen Fällen ist das Land offen und überdies durch direkten Zufluß gut bewässert. Daß endlich der Fluß der wichtigste von Australien ist, indem er, wie es der Fall ist, durch Nebenflüsse allmälig wächst und nicht ein bloßes Produkt einzelner Quellen ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Ebenen des inneren Australiens, durch welche derselbe fließt, scheinen groß genug zu seyn, um die ganze Welt mit animalischer Nahrung zu versehen." **)

Die Wichtigkeit, welche nicht nur die englische Regierung, sondern eben so sehr die gelehrte Welt den aufopfernden Bestrebungen zur Entschleierung des unbekannten Innern von Australien beilegt, spricht sich auch in der diesmaligen Preisvertheilung der Londoner geographischen Gesellschaft aus. Die beiden großen Preis-Medaillen sind nämlich dem Capitain Sturt und dem Dr. Leichardt zuerkannt worden, dem Ersteren für seine Expedition von Adelaide aus, über die südwärts gelegenen Hardley-Ponds, in das Innere; dem Letzteren für seine Expedition von den Dünen am Darling nach Port-Essington. Daß Dr. Leichardt bereits von der Moreton-Bai aufgebrochen, um seine neue große und gefahrvolle Reise quer durch Australien bis zum Schwanenfluß zu vollenden, wird übrigens auch in den neuesten Sydney-Zeitungen bestätigt.

Sollte die Beschaffenheit des eben entdeckten Landes wirklich so seyn, wie es Leichardt und Mitchell darstellen, so wäre der europäischen Auswanderung ein neues Ziel, vielleicht ein günstigeres als alle bisherigen, eröffnet. Eine deutsche Kolonie unter englischem Schutze hätte dort Aussichten genug auf gedeihlichen Fortgang.

Mannigfaltiges.

— Thomas Jefferson's Parlamentarrecht. Wir haben kürzlich (Nr. 60) der „Taktik politischer deliberirender Versammlungen" von Jeremy Bentham gedacht. Eine andere Quelle zur Kenntniß der Formen und der Geschäfts-Reglements zweier der berühmtesten parlamentarischen Versammlungen, so wie zur Beurtheilung der Motive, die diesen Formen zum Grunde liegen, ist das von Thomas Jefferson (Präsidenten der Vereinigten Staaten, 1801—1809) verfaßte „Handbuch des Parlamentarrechts", welches die Verhandlungsweise und den Geschäftsgang sowohl des britischen Parlaments als der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika darstellt. Eine deutsche Uebersetzung dieses Handbuches hat im April 1819 Herr Professor Leop. v. Henning veranstaltet, der sie zu jener Zeit mit einer sehr warmen Vor-

*) Dies namentlich soll mit dem Berichte Leichardt's nicht übereinstimmen und wird als eine falsche Hypothese bezeichnet.

**) Als eine Eigenthümlichkeit der australischen Flüsse wird indessen bezeichnet, daß sie keine Strömung haben und gleich Landseen unbeweglich zu seyn scheinen.

rede herausgegeben*), worin er den mächtigen Fortschritt, den das „große Werk der neuen Gestaltung des öffentlichen Lebens in Deutschland, trotz alles feindseligen Widerstrebens, während der letzten Jahre gemacht", als eine dringende Aufforderung ansieht, Jefferson's Werk „noch vor dem Ende der diesjährigen (ersten) Sitzungen der bayerischen Stände-Versammlung **) in die Hände des Publikums zu bringen" und, um keine Zeit zu versäumen, dabei die im J. 1814 erschienene französische Bearbeitung des vormaligen Staatsraths Pichon zum Grunde zu legen. Durch diese Benutzung der französischen Version hat das Buch allerdings an Werth Einiges verloren, indem dadurch manche rein französische Bezeichnungen und Auffassungen parlamentarischer Formen auch in die deutsche Uebersetzung übergegangen, doch gewährt dasselbe gleichwohl, abgesehen von den seitdem durch die Parlamentsreform, so wie durch Kongreßbeschlüsse, eingetretenen wichtigen Veränderungen in der Zusammensetzung der Repräsentation beider Länder, auch jetzt noch immer einen sicheren Stützpunkt zur Erklärung mancher sonst dem Ausländer nicht leicht verständlichen Formen bei der Behandlung legislativer Fragen in England sowohl als in den Vereinigten Staaten. In den letzteren finden sich (was bekanntlich in Großbritanien nicht der Fall ist) feststehende, gedruckte Geschäfts-Reglements sowohl für den Senat als für das Repräsentantenhaus. Diese Reglements wurden zur Zeit, als Jefferson Präsident war, von besonderen Kommissionen ausgearbeitet, und zwar wurde dabei der bisherige Gebrauch zum Grunde gelegt, der seinerseits wieder eine genaue Nachahmung dessen war, was in den beiden britischen Parlamentshäusern üblich ist. Das Reglement des Senats besteht aus 40 und das des Repräsentantenhauses aus 82 Paragraphen, doch giebt es außerdem für die in der amerikanischen Verfassung vorgesehenen Fälle der gemeinsamen Verhandlung beider Häuser in einer gemischten Kommission noch ein besonderes, aus 11 Paragraphen bestehendes Reglement. Die Bestimmungen „über die Regelmäßigkeit der Debatten" möchten in diesem Augenblicke vielleicht auch hier nicht ohne Nutzen gelesen werden, weshalb wir dieselben (es sind die §§. 16—24 des Reglements der Repräsentanten) nachstehend mittheilen:

16. Wenn ein Mitglied das Wort nehmen oder das Haus auf etwas aufmerksam machen will, so steht dasselbe auf und wendet sich mit geziemenden Ausdrücken an den Sprecher (Vorsitzenden), der jederzeit mit den Worten Herr „Sprecher" anzureden ist. Der Redner hat sich immer nur an die Sache zu halten, und Persönlichkeiten müssen durchaus vermieden werden.

17. Ein jedes Mitglied, welches durch seine Aeußerungen oder durch sein unanständiges Benehmen die Verhandlungsregeln des Hauses verletzt, wird zur Ordnung verwiesen, sey es durch den Sprecher oder durch ein anderes Mitglied der Versammlung. Dem zur Ordnung verwiesenen Mitgliede liegt es ob, sich sofort niederzusetzen, wofern ihm nicht etwa das Haus verstattet, sich auf eine Erörterung einzulassen. Das Haus entscheidet, auf Veranlassung eines diesfalsigen Antrags, über die gerügte Ordnungswidrigkeit, und zwar ohne besondere Debatte. Erfolgt keine Berufung auf die Entscheidung des Hauses, so kömmt es dem Sprecher zu, nach seinem Ermessen zu entscheiden. Wenn der Ausspruch des Sprechers zu Gunsten des zur Ordnung verwiesenen Mitgliedes ausfällt, so setzt dasselbe seine Rede fort; im umgekehrten Fall hingegen und wenn die Umstände es erfordern, kann das Haus einen Verweis ertheilen.

18. Wenn zwei oder mehrere Mitglieder zugleich aufstehen, um das Wort zu nehmen, so nennt der Sprecher das Mitglied, welches zuerst reden soll, bei seinem Namen. — Keinem Mitgliede ist es verstattet, ohne Erlaubniß des Hauses mehr als zweimal über denselben Gegenstand zu sprechen, und auch zum zweiten Mal erst dann, wenn ein jedes Mitglied, welches das Wort zu erhalten wünscht, dasselbe gehabt hat.

19. Während der Sprecher eine Frage zur Abstimmung aufstellt oder an das Haus etwas eröffnet, ist es Niemanden verstattet, das Haus zu verlassen oder über das Parquet zu gehen; eben so darf auch in den genannten Fällen, oder während ein Mitglied das Wort hat, Niemand sich mit seinen Nachbarn unterhalten. Ferner ist es verboten, zwischen einem in der Rede begriffenen Mitgliede und dem Sprecher hindurch zu gehen.

20. Kein Mitglied darf über einen Gegenstand mitstimmen, bei dessen Entscheidung dasselbe unmittelbar und besonders interessirt ist, noch auch über eine Frage, welche in dessen Abwesenheit zur Abstimmung aufgestellt worden ist. Wenn zur Theilung und zur Zählung des Hauses geschritten wird, so werden diejenigen Mitglieder, welche sich etwa außerhalb der Schranken befinden, nicht mitgezählt.

21. Alle bei der Abstimmung über eine Frage in dem Hause anwesende Mitglieder sind verpflichtet, ihre Stimmen abzugeben, wofern das Haus nicht aus besonderen Gründen das eine oder das andere davon lossspricht.

22. Wenn eine Motion gemacht und unterstützt worden ist, so wiederholt der Sprecher deren Inhalt; ist die Motion eine geschriebene, so wird dieselbe dem Sprecher und durch diesen dem Secretair eingehändigt, um vor der Abstimmung darüber nochmals verlesen zu werden.

23. Eine jede Motion wird niedergeschrieben, sobald der Sprecher oder auch nur ein anderes Mitglied darauf anträgt.

24. Eine Motion, die durch den Sprecher einmal ausgesprochen oder durch den Secretair verlesen worden ist, gehört von diesem Augenblick an dem Hause; sie kann indeß wieder zurückgenommen werden, so lange dieselbe nicht abgeändert oder der Gegenstand einer Entscheidung geworden ist.

— Berichtigung. In Nr. 53 des Magazins vom 4. Mai wird in dem Aufsatze „die neueste Uebersetzung Ossian's" die unter dem Schriftstellernamen Talvj bekannte Frau Robinson in New-York eine geb. Jacobs genannt. Dies ist aber nicht richtig, denn ihr Vater war der als praktischer und theoretischer Kenner der Staatswissenschaften gleich geachtete Staatsrath und Professor von Jakob in Halle. Wir bemerken hierbei, daß von derselben Schriftstellerin noch im Laufe dieses Sommers eine nach Stoff und Sprache gleich anziehende Geschichte der Colonisation von Nord-Amerika in deutscher Sprache zu Leipzig erscheinen wird.

*) Berlin, 1819, bei Ferdinand Dümmler.

**) Dieselbe wurde bekanntlich am 4. Feb. 1819 eröffnet und noch vor Beendigung ihrer Arbeiten am 16. Juli dess. J. wieder geschlossen, nachdem die liberale Partei in der zweiten Kammer sich einen der Regierung nicht zusagenden Einfluß auf die Stände-Versammlung selbst wie auf das Land zu erwerben gewußt hatte.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, [illegible] angenommen.

№ 63. Berlin, Donnerstag den 27. Mai 1847.

England.

Zur Charakteristik des englischen Heerwesens.

Um wie manche seiner Institutionen wir England auch zu beneiden haben mögen, so doch sicherlich nicht um seine Heer- und Wehr-Verfassung. Das britische Heerwesen steht in vielen Beziehungen noch ganz auf derselben Stufe, welche die Armeen des Kontinents seit den Erfahrungen der Kriege gegen die französische Revolution und das Kaiserreich Napoleon's verlassen haben, d. h. auf jener Stufe, auf welcher die Einrichtungen und Formen der Periode Friedrich's II. und des siebenjährigen Krieges mustergültig sind. Der reformirende Geist der Zeit, wie sehr er in Großbritanien geschäftig gewesen, die veralteten Theile des Staatsgebäudes auszubessern oder durch Neubauten zu ersetzen, hat doch nur schwache Anläufe genommen, wo es galt, das überkommene militairische System in Einklang zu bringen mit den politischen und socialen Verhältnissen, denen es so wenig entspricht. Es ist wahr, die englischen Heere haben, wenn man das Mißgeschick des Herzogs von York etwa ausnimmt, nicht jene bitteren Erfahrungen gemacht, wie die Heere Oesterreichs und Preußens im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts. Das englische Heer, troß seiner verrotteten Formen, troß seines Klebens an einer Routine, die sich überall, wo sie sich sonst geltend machte, so traurige Lorbeern erwarb, hat in Aegypten wie auf der pyrenäischen Halbinsel den bis dahin überall siegreichen Legionen der Republik und des Kaiserreichs nicht allein ohne Verlust die Stirn geboten, sondern den Erfolg für sich gehabt. Als Instrument der englischen Politik hat sich das englische Heer also bewährt und bewährt es sich bis auf den heutigen Tag, wie die neuesten Ereignisse in Indien lehren, und dieser Umstand mag es vielleicht verursachen, daß man noch nicht daran gedacht hat, Uebelstände gründlich zu beseitigen, die — wenn sie ihrer ganzen Ausdehnung nach auch noch nicht aufgedeckt seyn sollten — doch jedenfalls, schon insoweit sie zur öffentlichen Kenntniß gelangten, groß genug sind, eine Reform als dringende Nothwendigkeit erscheinen zu lassen. Ja; troß jener Erfolge der britischen Armeen, möchte es doch selbst auf altenglischem Boden nur wenig so enthusiastische Anhänger der bisherigen Heer-Verfassung geben, daß sie die gedachten Erfolge aus dieser Verfassung herleiten und da von einem „parceque" sprechen möchten, wo offenbar nur von einem „quoique" die Rede seyn kann.

Allein läßt sich das englische Heerwesen reformiren? Kann es fortbestehen, wenn man ein Strafsystem abschafft, das zwar barbarisch ist, wie man zugiebt, aber auch nothwendig, wie man zu beweisen sucht? Stock und Peitsche, Spießruthen u. dergl. sind die nothwendigen Korollarien eines Werbesystems, eines Systems, welches, statt der Blüthe, die Hefe einer Nation um die Fahnen versammelt. So lange die englische Armee sich nicht auf eine andere, wie die bisherige, Weise ergänzt, so lange sie eine Anomalie unter den übrigen europäischen Heeren bleibt, so lange ist an eine Abschaffung des heutigen englischen Militair-Koder nicht zu denken; es wird sich nur darum handeln können, ihn — so weit es eben angeht — minder oder mehr zu humanisiren. Es ist noch nicht lange her, daß der Herzog von Wellington sich im Parlament in diesem Sinne ausgesprochen hat.

Zwar regt hin und wieder irgend ein trauriger Fall, irgend eine blutige Execution die öffentliche Meinung auf, und sie begehrt dringend die Abstellung von Mängeln, die, ihr zufolge, nur zu lange schon unverkümmert fortgewuchert. Allein, wie sich im Allgemeinen die Reform in England langsam fortbewegt, so ist, was militairische Verhältnisse anbetrifft, die geringe Oeffentlichkeit, zu der diese in der Regel gelangen, ein weiterer Grund, die an sich nicht schnelle Reform zu einem noch langsameren Einherschreiten zu nöthigen. Es ist, wie gesagt, ein eklatanter Fall nöthig, ein Fall, wo sich das Unverträgliche der hergebrachten Institutionen mit Zeit und Sitte aufs grellste zeigt, um die Dinge, die man immer wieder gehen läßt, aufs neue zur Sprache zu bringen.

Diese geringe Oeffentlichkeit veranlaßt es denn auch, daß man in England um so begieriger Alles entgegennimmt, was den Schleier lüftet, welcher die Mysterien des Heerwesens verhüllt — Alles, was einen Einblick in die Geheimnisse der Kaserne gewährt. Die Foreign and Westminster Review bringt in ihrer vorletzten Nummer einen Artikel über ein Buch, welches einige solcher zeitgemäßen Enthüllungen enthält; wir wollen es daher nicht unterlassen, unsere Leser wenigstens auszugsweise mit dem Inhalt jenes Artikels bekannt zu machen. Es ergiebt sich aus diesem Artikel, daß die Mängel, an welchen das britische Heerwesen krankt, nicht allein solche sind, die mit der Art und Weise der Zusammensetzung der Armee zusammenhängen — solche Mängel verstehen sich von selbst — sondern auch solche, die, nur in einer nachlässigen Kontrole gegründet, bei einer schärferen Aufsicht gehoben werden möchten. Wenn z. B. die Verpflegung der Truppen als die Glanzseite der britischen Heer-Verfassung gilt, so bestätigt sich dies nur insoweit, als der Staat in dieser Hinsicht Alles thut, was billigerweise von ihm erwartet werden darf; es ergiebt sich aber leider zugleich, daß seine Absichten zuweilen gar nicht, häufig nur in sehr kümmerlicher Weise zur Vollziehung gelangen.

Kommen wir nun zu dem, was wir aus dem erwähnten Artikel der Foreign and Westminster Review zur Mittheilung in unserem Blatte geeignet finden.

Der Verfasser des Buches *), welches der Review Gelegenheit zu ihren Expectorationen giebt, ist, nach ihrer Schilderung, ein intelligenter und beobachtender Kopf, dem das Publikum dafür dankbar seyn muß, daß er seine im Militairdienst gemachten Erfahrungen veröffentlichte. Sein Entschluß, in Militairdienst zu treten — ein in England stets auffallender Entschluß — wurde durch Unglücksfälle in dem kaufmännischen Geschäft, welches er betrieb, veranlaßt, Unglücksfälle, die ihn nöthigten, sich nach neuen Subsistenzmitteln umzusehen. Eine lebhafte Reiselust, die er zugleich in sich verspürte und die er hoffen durfte bei der Armee befriedigen zu können, bestimmten ihn, sich für das 13te leichte Infanterie-Regiment anwerben zu lassen. Er glaubte, daß die Verlegenheiten, in die er sich verwickelt sah, nicht länger dauern würden, als 2—3 Jahr, nach deren Ablauf er dann im Stande seyn möchte, seine frühere Stellung in der Gesellschaft wieder einzunehmen. In eben dieser Periode mußte das genannte Regiment von seiner Station außerhalb Europa's (Ostindien) in die Heimat zurückkehren. — Dieses — die Rückreisekosten fielen auf solche Art weg — bestimmte den Entschluß des Verfassers.

Wir übergehen des Verfassers Reise von Dublin nach dem Nachbar-Eiland, deren Beschreibung nichts besonders Charakteristisches bietet. In Chatam lernte er das rohe Material etwas näher kennen, woraus „Ihrer Majestät Heer" zusammengesetzt ist. „In Rochester **) angelangt", — berichtet er dann weiter, — „blieb ich, dem Befehl meines Sergeanten zufolge, so lange in einem Gasthause, bis er mit den anderen Rekruten nachgekommen war, wo wir dann zusammen nach der Kaserne und von da, nachdem er uns unseren eigentlichen Vorgesetzten übergeben, nach dem Empfangshause (receiving-house) marschirten. Die Zahl der Rekruten, die sich bereits daselbst befand, belief sich über zweihundert, wovon die Mehrzahl sich keinesweges durch einen sittlichen Lebenswandel auszeichnete, während auf manchen Gesichtern Laster und Niederträchtigkeit ihre Kennzeichen mit unverlöschlichem Stempel eingeprägt hatten.

„Freilich war es nichts weniger als verwundersam, Charaktere solcher Art an einem Orte zu treffen, wo der Abschaum verschiedener der bedeutendsten Städte des vereinigten Königreichs zusammenströmt. Landstreicher und Spitzbuben waren also in Masse zusammengehäuft, die aber, troß ihrer Wahlverwandtschaft, in nichts Anderem übereinstimmten, als in dem Bestreben, ihre etwas weniger gewitzigten Genossen durch Karten- und Würfelspiel auszuziehen. Nicht minder abscheulich, als ihr Benehmen, war ihre von Zoten und Flüchen strotzende Sprache, so daß ich mit Schaudern fragte: „Also das sind deine künftigen Kameraden?"

Ein Fieberanfall bringt den jungen Soldaten ins Lazareth, und er lernt bei dieser Gelegenheit wiederum mehr als Eine Schattenseite seines neuen Standes kennen; seine Schilderungen aus dieser Periode seiner militairischen Laufbahn sind zwar nicht gerade uninteressant, doch müssen wir sie, um uns den Raum für wichtigere Mittheilungen nicht zu verkümmern, übergehen.

Nachdem er hergestellt, uniformirt und — wie er sagt — „jeder Zoll ein Kriegsmann geworden", wurde er der Leitung eines Exerzier-Unteroffiziers übergeben. Er stieg bald in eine höhere Exerzier-Klasse und überwand überhaupt die Elemente des heroischen Handwerks, welches er sich erwählt, mit ziemlicher Leichtigkeit. Wir übergehen wiederum alle hierher gehörige Details und machen nur mit der folgenden Schilderung einer Auspeitschung — so widerwärtig ein solches Thema ist — eine Ausnahme.

„Auf diese Weise" — heißt es — „verlebte ich meinen ersten Monat als Rekrut, eine Zeit der Einförmigkeit, die nur durch den widerlichen Zwischen-

*) Camp and Barrack Room, or the british Army as it is. By a late Staff-Sergeant of the 13 light Infantry.

**) Wo, wie es scheint, das Depot des Regiments stand.

fall unterbrochen ward, daß ein Mann ausgepeitscht wurde. Nie werden die Empfindungen der Pein und des Widerwillens, die sich meiner bei dieser Gelegenheit bemächtigten, aus meinem Gedächtniß schwinden; auch war ich nicht der Einzige mit diesen meinen Gefühlen; denn mehrere der jüngeren Soldaten, ja sogar einige Offiziere wurden ohnmächtig und mußten hinter die Front gebracht werden. Der verurtheilte Soldat hatte bereits vor einem Monat eine ähnliche Strafe überstanden und damals, als ihm sein Urtheil vorgelesen ward, seinen Tschako und seine Jacke sich abgerissen und zu Boden geworfen mit der Erklärung, daß er nicht länger Soldat seyn wolle. Nach Vollstreckung des Urtheils wurde er im Lazareth der Aufsicht des Gefangenwärters übergeben und nach seiner Genesung abermals, weil er seinen Anzug beschädigt *) und sich meuterisch aufgeführt, vor ein Militairgericht gestellt. Er wurde zum zweitenmal, und zwar zu 150 Hieben, verurtheilt. Man macht in der Regel eine solche Execution so schnell als möglich ab, allein der kommandirende Offizier hatte diesmal, um die Strafe und die Leiden des Unglücklichen zu verschärfen, angeordnet, daß der Delinquent langsam (in slow time) ausgepeitscht werden solle — ein Befehl, den nur eine raffinirte Grausamkeit ertheilen konnte!

„Gleich der erste Hieb schnitt in das Fleisch ein und das Blut tröpfelte über den blauen Schorf, der von der ersten Strafe her seinen Rücken bedeckte. Nichtsdestoweniger hielt er fünf andere Streiche der Katze **), ohne einen Laut von sich zu geben, aus. Als aber der siebente fiel, rief er in einem Tone der Agonie, der noch in meinem Ohre klingt: „O Gott, Oberst, vergebt mir! Ich will's in meinem Leben nicht wieder thun!" Ich blickte auf den General, um nach einer Miene des Mitleids auf seinem Gesichte zu spähen; seine Züge aber blieben kalt, hart, streng, keine Spur des Erbarmens war auf ihnen zu lesen. „Acht!" zählte der Regiments-Tambour, und wieder fiel das Straf-Instrument auf die zerfleischten Schultern des Mannes, der bald darauf ohnmächtig niedersank und den Rest seiner Strafe in dem glücklichen Zustande der Bewußtlosigkeit erlitt."

Der Verf., häufig Zuschauer solcher Scenen, lernte ihnen endlich gleichgültig beiwohnen, ja er erkennt ihre Unvermeidlichkeit bei der jetzigen Zusammensetzung der Armee an und glaubt nur, daß die Strafgewalt einsichtiger und mit größerem Nutzen für den Dienst, als gegenwärtig, ausgeübt werden könnte.

Desertionen kamen während des Verfassers Aufenthalt in Chatam nicht selten vor; namentlich waren es die jüngeren Soldaten — wie denn das überall der Fall — die sich derselben schuldig machten. Der Verf. führt als Grund an, daß nicht allein das Werbegeld für die Anschaffung nöthiger Gegenstände daraufgehe, sondern auch der größere Theil, oft der ganze Betrag des nächsten Monatsoldes. So sey der Rekrut für zwei, ja drei Monate auf die tägliche Einnahme von 2—3 Pence beschränkt, was, da er von seinem Truppentheil nur Frühstück und Mittagessen erhalte, für das Abendessen verwendet würde, so daß dem jungen Soldaten zu seiner Ergötzlichkeit nichts übrig bleibe. Der Gedanke, daß dies Verhältniß sich in einer Reihe von Jahren nicht ändern werde, bringe die jungen Leute zu dem verzweifelten Schritt der Desertion. Allein auch das schlechte Benehmen der Unteroffiziere sey Schuld. Diese, die sich vor ihren Vorgesetzten zu verstellen wüßten, gingen barbarisch um mit den neuen Ankömmlingen, deren Unkenntniß der dienstlichen Verhältnisse Jenen Schutz gewähre. Besonders zeichneten sich in dieser Weise die Unteroffiziere des Depots aus, deren größerer Theil nie die Fahne seines Regiments gesehen habe.

Unter mancherlei anderen Beispielen, wie der junge Soldat von diesen Leuten um seinen Sold betrogen wird, führt der Verf. auch folgendes an: „Man giebt ihm eine alte, schlechte Muskete, die leicht beschädigt werden kann. Unter zehn Malen ist es wenigstens neun Mal der Fall, daß er irgend etwas an derselben zerbricht, während sie sich in seinem Gebrauche befindet. Verläßt er nun die Garnison und liefert das Gewehr ab, so läßt man ihn für den angerichteten Schaden eine runde Summe, die sich zuweilen bis auf 10 Shilling beläuft, bezahlen. Ob die Muskete dann überhaupt ausgebessert wird, ist sehr die Frage, wahrscheinlich arrangiren Feldwebel und Büchsenmacher dergleichen zusammen."

Sicherlich — ruft der Reviewer bei dieser Stelle mit gerechtem Unwillen aus — die höheren Vorgesetzten müssen nichts wissen von solchen schamlosen Unterdrückungen, oder es würde einer Bande Unterschleif treibender Vagabunden nicht gestattet seyn, den verdachtslosen Rekruten mit so eiserner Stirn auszuplündern. Und doch ist es schwer zu glauben, daß sich nicht je zuweilen Anzeigen ergeben sollten von dem, was vorgeht, da doch der Eine oder der Andere unter den Betrogenen etwas mehr um sich weiß und nicht ganz so viel Furcht hat, als der Rest. Muß denn der Soldat schon im voraus den Ruhm und die Ehre abbezahlen, die er später ärndten mag?

Wie sich erwarten läßt, benutzte unser Autor die erste Gelegenheit, die sich darbot, einen seinen früheren Gewohnheiten und Neigungen so wenig entsprechenden Aufenthaltsort zu verlassen. Er erhielt die Erlaubniß, sich einem nach Ostindien bestimmten Detaschement anzuschließen, welches in Portsmouth nach Kalkutta eingeschifft wurde. Er beschreibt uns die Einrichtungen, welche an Bord der „Gloriana" — so hieß das Schiff, welches das Detaschement aufnahm — zur Unterbringung des letzteren getroffen waren, als höchst unzulänglich und rügt namentlich den Mangel an Vorsorge für die ihren Gatten folgenden Frauen, für die nicht einmal ein abgesonderter Raum in Bereitschaft gesetzt war.

Diese Verhöhnung aller Schicklichkeit — fügt der Kritiker der Review hinzu — entspricht nur zu sehr dem Ganzen eines Systems, das nichts Anderes zu beabsichtigen scheint, als menschliche Wesen in bloße, jedem Winke deß, der sie regiert, folgsame Maschinen umzuwandeln. Da nun bei einer solchen Maschine Gefühl und Empfindung sehr überflüssige Dinge sind, so sucht man sich natürlich so schnell wie möglich dieser lästigen Ueberflüssigkeit zu entledigen. Dies ungefähr scheint das Prinzip zu seyn, demgemäß der englische Soldat erzogen wird. Was Wunder daher, daß Garnisonstädte und militairische Depots Orte sind, wo Laster jeglicher Art gehegt und gepflegt werden!

Die Verpflegung auf der „Gloriana" rühmt der Verf. und tadelt es nur, daß, während die Gesunden es vortrefflich gehabt, die Kranken vernachlässigt worden seyen — eine in der That starke Schattenseite. Es befand sich nicht einmal ein Militairarzt bei dem Detaschement, und der Schiffsdoktor, der für dasselbe sorgen sollte, bekümmerte sich trotz der Vergütigung, die er erhielt, nicht um die erkrankten Soldaten.

Das Schiff langte endlich an der Küste von Indien an und wurde den Ganges hinauf nach Kalkutta bugsirt. Es wurde dem Detachement gestattet, zu landen und sich vor seinem Aufbruch nach Bombay auf dem Lande von den Strapazen der langen Seereise zu erholen. Quartier erhielt es in Fort William. Am nächsten Morgen verschaffte sich der Verf. die Erlaubniß, auszugehen und die Stadt zu besehen. Die Scene, die ihn bei seiner Rückkehr erwartete, beschreibt er, wie folgt:

„Als ich in unserem Quartier wieder ankam, stellte sich mir eine Scene dar, auf welche ich schlechterdings unvorbereitet war. Während meiner Abwesenheit hatten einige unserer Leute sich berauscht und waren jetzt in einer Schlägerei begriffen; Andere lagen in dem betäubenden Schlaf der Trunkenheit, während noch Andere sich damit belustigten, die Bettstellen zu zerschlagen und die Trümmer auf der Flur umherzustreuen. Alle schlechten Gelüste, die der Zwang während der langen Seereise zurückgedrängt hatte, waren plötzlich zum Ausbruch gekommen. Unglücklicherweise fehlte es den Unteroffizieren an aller Autorität bei den Leuten, und einige von ihnen, die es nicht zu einem förmlichen Angriff auf sich wollten kommen lassen, räumten das Feld, während andere eben so berauscht waren, als ihre Untergebenen. Ich kam eben zur rechten Zeit, um meine eigene Bettstelle vor einer gleichen Zerstörung, wie sie die übrigen getroffen, zu bewahren, und warf mich hinein, den ekelerregenden Auftritt mit Unwillen betrachtend.

„Gegen Abend hatten wir eine Parade, wie ich nie einer beigewohnt. Der Sergeant-Major war unsichtbar; der Unteroffizier du jour war kaum fähig, sich auf seinen Beinen zu erhalten und erregte, während er dem Offizier durch die zur Hälfte aus betrunkenen Leuten bestehenden Glieder folgte, das Gelächter der Nüchternen, indem er von Zeit zu Zeit in dem tiefen Patois des nördlichen Irlands ausrief: „Oh! Yees'll do, yees'll do!" *)

In Kalkutta wurde der Verf., der während der Seereise bei dem das Detaschement befehligenden Offizier Schreiberdienste gethan, zum Feldwebel **) befördert. Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen daselbst wurden die Mannschaften an Bord der Dampf-Fregatte „Königin" eingeschifft. Sie nahmen in Ceylon Wasser und Kohlen ein und gingen von da nach Sukkur, wo sie nach mannigfaltigen Leiden eintrafen.

(Schluß folgt.)

Parlamentarische Reminiscenzen aus England, Frankreich, Brasilien, Nord-Amerika und Texas.

(Schluß.)

Wer um das Jahr 1840 die Republik Texas ***) besuchte, hatte Gelegenheit, das repräsentative System in seiner einfachsten Gestalt zu erblicken. Der Kongreß, der in der improvisirten Hauptstadt Houston zusammentrat, konnte in Allem, was zum Luxus, zu den Annehmlichkeiten des Lebens und selbst zu dessen Bedürfnissen gehört, für einen spartanischen Volksrath aus den Zeiten des Lykurg gelten. Das Gebäude, in welchem er seine Sitzungen hielt, war nach Landessitte aus viereckigen Balken erbaut und glich von außen einer Menagerie oder einer Kunstreiterbude; das Innere bestand gleichfalls aus nichts weiter als nackten, unangestrichenen Bretterwänden, und die Tische und Bänke des Versammlungssaales waren von demselben unscheinbaren Material.

---

*) For injuring his clothing, das könnte auch heißen: wegen Beleidigung, Beschimpfung der Uniform; allein in diesem Falle würde wohl statt des unbestimmten „clothing" das bestimmte Uniform gebraucht und diese nicht als seine, des Delinquenten, sondern als Sr. Majestät Uniform bezeichnet worden seyn.

**) Die neunsträngige Katze.

*) Es wird schon gehen!

**) Pay-sergeant. Ob diese Charge ganz der des Feldwebels in der preuß. Armee entspricht, wissen wir nicht. Wenigstens hat der Feldwebel das Auszahlen des Soldes zu besorgen, was — dem Namen nach zu urtheilen — ebenfalls zu den Verrichtungen der pay-sergeants gehört.

***) Ref. hält es für richtiger, Texas und nicht Tejas zu schreiben, da man im Lande selbst das x wie im Deutschen und Englischen und nicht wie das gutturale spanische j, welches nach der neueren Orthographie der Akademie zu Madrid an die Stelle des früher gebräuchlichen x getreten ist, ausspricht. Die dortige Bevölkerung, die jetzt wenigstens zu neun Zehntheilen aus Anglo-Amerikanern und europäischen Einwanderern (Deutschen, Irländern u. s. w.) besteht, nimmt eben so wenig auf den spanischen Ursprung ihres Staates Rücksicht, wie man hier z. B. daran denkt, sich des wendischen Brannibor statt Brandenburg oder Pomorze statt Pommern zu bedienen.

Die achtbaren Mitglieder hatten ein nichts weniger als imposantes Ansehen, obgleich sich Männer unter ihnen befanden, die in den mejikanischen Kriegen einen ehrenvollen Namen erworben; viele von ihnen waren mit Kitteln von grobem Kentucky jean, andere mit abgetragenen Reitermänteln bekleidet, die ihren Eigenthümern in nächtlichen Biovuacs wohl treffliche Dienste geleistet haben mochten, während einige, die wahrscheinlich vor kurzem in New-Orleans gewesen oder ihr Kostüm aus den dortigen clothing stores verschrieben hatten, in modischen Leibröcken prangten, an denen aber gewöhnlich ein paar Knöpfe fehlten, die Nähte aufgetrennt waren oder sonstige defekte Stellen dem neugierigen Beobachter in die Augen fielen. Von Ceremonial war keine Rede; man ging aus und ein, schwatzte mit seinen Bekannten und labte sich gewohntermaßen an der nicotianischen Wurzel. Wenn aber der texianische Volksrath sich eben nicht durch würdevolles Benehmen auszeichnete, so konnte er doch in anderer Beziehung den parlamentarischen Versammlungen weit höher kultivirter Nationen eine gute Lehre geben; Alles ward mit großer Ruhe und Gelassenheit verhandelt, und die Begriffe, die man sich von den wüsten Sitten und regellosen Zuständen dieses Landes macht, fanden hier wenigstens keine Bestätigung. Ob das Haus auch immer diesen friedfertigen Anblick darbot, kann ich nicht entscheiden; nach den Erscheinungen zu urtheilen, die sich in den ihm verwandten legislativen Körpern der südwestlichen Unionsstaaten — Mississippi, Arkansas — von Zeit zu Zeit wiederholen, wäre man vielleicht eher zu dem Schlusse berechtigt, daß ich den Kongreß in Houston nur während einer temporairen Windstille beobachtet hätte, die nach dem alten Sprüchwort einem Sturme vorangeht. In der That herrschte auch gerade damals große Stille in der politischen Welt des jungen Freistaats. Der Stern des Ex-Präsidenten Houston, des Siegers von San-Jacinto, schien untergegangen, sein Nachfolger Lamar war allgemein beliebt, die Cumanchen hatte man unlängst gezüchtigt, eine neue mejikanische Invasion war fürs erste nicht zu fürchten, und bei der starken Einwanderung und steigenden Prosperität des Landes durfte man mit Grund hoffen, den entarteten Abkömmlingen der Spanier bald mit noch größerem Erfolge als bisher die Spitze bieten zu können. So schien der Republik, die schon von mehreren europäischen Mächten anerkannt war, eine lange, glückliche Zukunft bevorzustehen, und noch jetzt ruht zum Theil ein Schleier über den Ursachen, die sie dazu bewegen konnten, mit selbstmörderischer Hand ihrer unabhängigen Existenz ein Ziel zu setzen und in die Umarmungen des Mutterlandes zu eilen. Damals, wie gesagt, ahnte man noch keinesweges einen solchen Ausgang; einige Stimmen, die sich für die „Annexation" erhoben, wurden kräftig zurückgewiesen, und man beschäftigte sich eben im Kongresse damit, durch Einführung eines neuen Tarifs den erschöpften Finanzen des Landes aufzuhelfen. Die texianischen Schatzkammerscheine (Treasury Notes) waren nämlich auf 25 Prozent vom nominellen Werthe gefallen, indem sie die Regierung aus Mangel an baaren Fonds nicht einlösen konnte, und da die Staats-Revenüen wegen der niedrigen Auflagen nur einen geringen Ertrag lieferten und das Kriegswesen, die Marine, die Bauten fortwährend bedeutende Ausgaben erforderten, so stand ein ferneres Sinken und völlige Entwerthung in Aussicht. Der Geldpunkt war also hier, wie überall, die Ferse des Achilles — der verwundbare Fleck im Staatskörper — und ohne Zweifel war es der Mangel an augenblicklichen pekuniären Hülfsmitteln, der dem Freistaate Texas ein so unerwartet schnelles und klägliches Ende bereitete. *k *e.

Frankreich.

Zur Geschichte des Don Juan.

Unter dieser Aufschrift hatten wie in Nr. 84—87 des Magazins vom J. 1844 uns besonders die Aufgabe gestellt, das spanische Drama des Tirso de Molina, welches die Grundlagen der Sage vom Don Juan enthält und bei der großen Berühmtheit der Mozartschen Oper unter uns verhältnißmäßig wenig bekannt ist, mehr zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Dabei wurde denn auch neben anderen Nachahmungen und Nachbildungen der Don Juan des Molière oder le festin de Pierre besprochen und, wie wir glauben, mit aller derjenigen Anerkennung, welche man einem der größten Lustspieldichter aller Nationen schuldig ist. Freilich nicht in dem Maße, als es neuerdings zwei Franzosen gethan haben, die nun in aller Weise ihrem Landsmann den Vorzug vor dem Spanier nachzuweisen bemüht gewesen sind. Der eine von ihnen, Adolf von Puibusque, in seiner gar nicht unverdienstlichen Histoire comparée des littératures espagnole et française (1844) erklärt im sechsten Kapitel des zweiten Bandes ganz unumwunden Molière's Don Juan für ein Meisterwerk, das sein spanisches Vorbild weit hinter sich lasse. Der andere ist Charles Magnin, ein Literat von Ansehen in Frankreich, dem die vollständige Aufführung des Molièreschen Don Juan im Théâtre-français am 15. Januar 1847, als an dem wiederkehrenden Geburtstage des Dichters, die Veranlassung zu einem die ganze Angelegenheit umfassenden Aufsatze in der diesjährigen Revue des deux Mondes (T. XVII. Livr. 3) gegeben hat. In diesem werden erstens die Vorzüge des Stückes auseinandergesetzt, zweitens der große Abstand zwischen der Molièreschen Prosa und den Alexandrinern Thomas Corneille's, zum Nachtheil des Letzteren, der auch unglückliche Abänderungen im Stücke selbst vorgenommen hatte, dargethan, und drittens der Vorzug des französischen Lustspiels vor dem spanischen Drama auf das lebhafteste behauptet. Den ersten Punkt lassen wir in voller Uebereinstimmung mit dem Verfasser unangefochten; über den zweiten können wir nicht ausreichend urtheilen, da wir nicht sofort eine neue Vergleichung beider Bearbeitungen anzustellen im Stande sind, überdies auch schon in dem früheren Aufsatze uns über die Anmuth und Reinheit der Molièreschen Prosa geäußert haben; was aber den dritten Punkt anbelangt, so müssen wir die Ansichten des Herrn Magnin mit einigen Worten beleuchten.

Der Verfasser giebt allerdings zu, daß die Schöpfung des Charakters des Don Juan das Werk Tirso's sey, dessen Stück Molière gewiß aus einer italiänischen Uebersetzung kennen gelernt und von dem er allein die Thränen- und Bestrafungsscenen am Schlusse des Stücks entlehnt habe; aber auch hier mit weiser Ueberlegung und mit Beseitigung alles Ueberflusses an Bildern einer zu düsteren Scenerie. Wir müssen dabei indeß unsere frühere Bemerkung wiederholen, daß die letzte Scene in der Kapelle, Don Juan's Kampf männlichen Stolzes und männlicher Furcht, die dumpfen stockenden Worte des Komthurs, zuletzt der feierliche Bußgesang hinter der Scene, durch den Don Juan sein Blut erstarren fühlt, daß alles dies von sehr ergreifender Wirkung ist und uns weit mehr zusagt als der bloße, kahle Dialog des französischen Stückes. Wie sticht gegen diese drastische Handlung bei Tirso die Erscheinung jener verschleierten Frau bei Molière ab, die sich plötzlich in ein Bild der Zeit mit der Sichel in der Hand verwandelt. Ueberhaupt steht der Schluß des Molièreschen Stückes in keinem rechten Zusammenhange mit den früheren Theilen und namentlich mit den Intriguen, von denen die Zuhörer früher so viel unterhalten sind. Auch hier ist der spanische Dichter weit genauer gewesen. Nach Don Juan's Tode erfolgen alle nothwendigen Aufklärungen, auch ein moralischer Schluß, eine Versöhnung, und auf Befehl des Königs die Herbeischaffung des Grabmals des Komthurs nach Madrid, daß es ein Denkmal sey für spätere Tage.

Der französische Literat behauptet weiter, Molière's Don Juan sey nicht ein Typus für eine bestimmte Gattung von Charakteren, er sey zwar ein Libertin und Atheist, aber deshalb nicht das Urbild dieser Klassen, er sey vielmehr ein allem Andrange der Leidenschaften preisgegebener Mensch, den man studiren müsse, um die verschiedensten Gegensätze kennen zu lernen. Allerdings habe Molière die ersten Grundzüge des Don Juan dem spanischen Don Juan entlehnt, aber wer, so fragt er, hätte denn jenem Namen seine Verbreitung verschafft, wenn es nicht wieder Molière selbst gewesen wäre? (Es waren schon indeß vor Molière die italiänischen Uebersetzungen des spanischen Drama in Frankreich bekannt.) Don Juan Tenorio sey nichts als ein spanisches Charakterbild (type local), der Don Juan Molière's habe ganz Europa bezaubert (fasciné). Andere mögen ausgesuchte, neue Züge hinzugethan haben, aber Molière habe zuerst einem bis dahin ganz gewöhnlichen Libertin oder Roué etwas Dämonisches, Verführerisches oder Absonderliches gegeben, indem er ein reiches Maß von Lasterhaftigkeit, Geist und äußerem Anstand mit einer leichten Beimischung von Philosophie übergoß.

Hiedurch ist aber der französische Don Juan auch gänzlich ein Edelmann aus der Zeit Ludwig's XIV. geworden, zu dem sich die Urbilder gar nicht schwer in den Memoiren oder Liebesgeschichten jener Zeit würden auffinden lassen. Und eben weil jene französische Galanterie und Frivolität in anderen Ländern so schnell Eingang gefunden hat, so ist auch der Molièresche Don Juan so schnell ein Eigenthum anderer Länder und Bühnen geworden, sonderbar genug aber immer ein spanischer Edelmann geblieben. Die Heimat dieses Don Juan würde weit eher in Frankreich oder in Italien zu suchen gewesen seyn. Denn der echte Don Juan ist der wahrhafte spanische Caballero mit seinen Tugenden und Lastern und Tirso's Drama, wie wir es vor uns haben, ein treuer Spiegel des romanischen Lebens und ein reines Erzeugniß der katholischen Poesie, welche eben sowohl die höchste Entzückung und Liebesgluth als die tiefste Zerknirschung und Buße in ihre Kreise zieht. Wir erwähnen daher nachträglich, daß noch bis jetzt am letzten Dienstage im Karneval ein als Don Juan Tenorio verkleideter Mann, der mit gefalteten Händen auf einem weißen Kissen kniet, auf einer Bahre in mehreren spanischen Städten, namentlich in Sevilla, herumgetragen zu werden pflegt.*)

Aber die größte Verbreitung und Berühmtheit hat Don Juan durch Mozart's Oper erlangt, deren Magnin nur am Schlusse sehr beiläufig erwähnt und es belobt, daß man bei der Aufführung des Molièreschen Stückes die gute Idee gehabt habe, die Länge der Zwischenakte durch quelques morceaux de Mozart auszufüllen. Also zum Ausfüllen ist unsere schönste Oper den Franzosen gut genug, dies mannigfaltige und gewaltig bewegte musikalische Lebensbild voll deutscher Sinnigkeit und voll italiänischen Schmelzes, das von Kunstkennern und Laien gleichmäßig bewundert wird und das zu den tiefsten musikalischen Auffassungen und Deutungen unseren geistreichen Denkern die schönste Gelegenheit gegeben hat, wenn dieselben auch mitunter darüber bis zur Pedanterie gründlich geworden sind, wie Hotho in seinen „Vorstudien für Leben und Kunst", die zwar zuweilen einseitig, aber nie gehaltlos erscheinen.

L. G. J.

Einige Notizen über den Corsaire-Diable, so wie dessen Bemerkungen über deutsche Auswanderer und Censoren.

Unsere Leser kennen den Corsaire-Diable und seine Witze, die wir gern loben möchten, wenn es sich von uns, die wir so sehr dabei betheiligt sind, recht schickte. Wir dürfen aber frei bekennen, daß die satirischen Pfeile dieses Blattes, die wir zuerst und bisher ganz allein in Deutschland eingeführt haben, manchem Journale, und namentlich der Breslauer Oderzeitung, wahrhaften

*) Löning: das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen (1844) S. 70.

Beifall abgewonnen und den Hang zur weiteren Verbreitung eingeflößt haben. Merkwürdig ist hierbei der originelle Takt der genannten Zeitung, die nicht wie andere Zeitungen minorum gentium aus vorliegenden Original-Blättern ohne Angabe der Quelle nachschreibt, nein, sie schreibt einem Blatte nach, das sie, wie wir auf das bestimmteste versichern, nimmermehr gesehen. Sie citirt den Corsaire-Diable, der doch, wie wir abermals auf das bestimmteste versichern, nicht in zwei Exemplaren nach Deutschland kömmt, während auch das etwaige einzige, wie wir wieder auf das Bestimmteste versichern, ihren Blicken gänzlich entrückt ist. Die Oder-Zeitung hätte, wenn sie auch das „Magazin" nicht als Quelle nennen wollte, wenigstens daran denken sollen, daß das ihr vielleicht bekannte Blatt Corsaire-Satan ein anderes sey, als der von uns citirte Corsaire-Diable. Doch es ist einmal Sache des Letzteren, die Dinge ins Komische zu ziehen, und so wirkt sein Streben selbst da noch fort, wo er auch nichts der Art beabsichtigt. Aber zur Warnung und zur Lehre für Bibliographen, denen es leicht eben so gehen möchte wie der „Oder-Zeitung", wollen wir etwas über Form und Einrichtung des Corsaire-Diable mittheilen, wozu wir uns um so mehr verpflichtet fühlen, als kein Zweiter in Deutschland im Stande ist, dies zu thun, aus Gründen, die wir oben berührten:

Ein geheimes und desto verbindlicheres Gesetz macht uns zur Pflicht, nichts Affirmatives über den Corsaire-Diable zu sagen. Die Motive dieses Gesetzes dürfen wir zwar nicht verrathen, doch wied man uns gewiß gern glauben, daß wichtige Gründe dafür da sind. Gleichwohl ist uns gestattet, eine negative Beschreibung in beliebiger Größe und Form zu geben, und dies wollen wir mit Vergnügen thun, nicht zweifelnd, daß scharfblickende Leute die Wirklichkeit aus der Negation deduziren weeden: Corsaire-Diable hat eigentlich gar kein Format, denn es ist weder Folio, noch Quart, noch Oktav, noch kleiner oder größer. Jedenfalls paßt sein Format nicht in die Schränke eines Bibliothekzimmers. Das Papier ist weder so weiß wie das des Journal des Débats, noch so grau wie das unserer löschpapiernen Zeitungen. Das Feuilleton ist weder so anziehend wie das der „Kölnischen Zeitung", noch so schwülstig wie das der „Zeitungshalle", noch endlich so kommunistisch (was das Eigenthumsrecht der Artikel betrifft) wie das der beiden Frankfurter Zeitungen, welches letztere — respektive „Conversationsblatt" und „Didaskalia" genannt — bei jedem Hiebe, den es bekömmt, sich benehmen kann wie jener Franzose in der Anekdote: dieser wurde nämlich mörderisch geprügelt, ohne dabei zu murren oder gar Widerstand zu leisten. Erst nach vollendeter Operation fing er an — herzlich zu lachen! „Denn", meinte er, „derjenige, welcher mich geprügelt, ist schön angeführt! er hat sich in der Person geirrt, er wollte einen Anderen prügeln!" — Wer das Feuilleton mancher deutschen Zeitung prügelt, irrt sich auch in der Person; es gehört nicht dieser Zeitung, sondern einem anderen Blatte. Die Tage, an denen Corsaire-Diable nicht erscheint, sind Montag, Dienstag ꝛc., die Orte, in denen er nicht erscheint, sind Paris und sehr viele andere. Im Jahre 1845 hat er noch nicht bestanden. Doch, o Himmel! haben wir die Auswanderung vergessen und die Censoren? Nein! wir haben die Auswanderung verschoben, weil wir die Censoren nicht vergessen haben! Wir fürchten nämlich, die Censoren werden bei dem, was der Corsaire-Diable von der Auswanderung sagt, die streichende Feder pro domo in Bewegung setzen, und deshalb haben wir uns hin und her gewandt mit der Beschreibung des Blattes und der anderer Blätter, in der Hoffnung, es werde sich das deutsche Sprüchwort: „Kommt Zeit, kommt Rath" auch unserer annehmen. Vielleicht erwägt die Censur, daß einem nach unserer Beschreibung so sonderbaren Blatte wie der Corsaire etwas zu Gute gehalten werden mag, und vielleicht gelingt es uns unterdeß, die Worte des Ausländers so fein durch das Sieb der Uebersetzung und Bearbeitung zu bringen, daß alle grobe Censur-Widrigkeiten oberhalb des Netzes zurückbleiben, unsere deutschen Leser aber das reine Mehl des Erlaubten und Gesetzlichen erhalten.

Deutschland, sagt der Corsaire-Diable ungefähr, ist die Heimat der Auswanderung, so sehr auch Heimat und Auswanderung unverwandte Begriffe sind. Kein Land, selbst Irland nicht, schickt so viele kräftige und wohlhabende Bürger nach dem Jenseit des Atlantischen Oceans, und, was das Uebel noch vermehrt, kein Land schützt so wenig seine Auswanderer wie Deutschland. Es hat keine Seemacht und keine Kolonieen wie England und Frankreich, es kann die Masse seiner Uebervölkerung weder nach seinem Algerien, noch nach seinem Jamaika senden, und es kann sie nicht durch bewaffnete Fahrzeuge beschützen oder rächen, wenn sie in fremden Landen, wie es häufig der Fall ist, mißhandelt werden. Die deutschen Länder haben sich bisher blos der Auswanderung geschämt; jetzt fangen sie endlich an, sich der Schutzlosigkeit der Auswanderer zu schämen, und sie suchen Maßregeln auf, die Richtung sowohl wie die Niederlassung der Auswanderer unter weise Aufsicht zu stellen. Ein Hauptübel für die Auswanderung nach Amerika besteht darin, daß dort die Deutschen nicht geachtet werden, weil ihrer zu viele von demselben Schlage sind. Bauern, Schuhmacher und Schneider giebt es schon genug, ja zu viel daselbst, und sie können weder Brod noch Achtung in dem Lande finden, wo sie in so großer Ueberzahl vorhanden sind. Wie wäre es, wenn man, um den Deutschen wieder die Werthschätzung der Amerikaner zuzuwenden, eine Klasse von Bürgern hinsendete, die dort noch nie gesehen wurden! Seit die Freistaaten Amerika's gegründet sind, hat noch kein Censoe ihren Boden betreten; eine solche in Deutschland so einflußreiche Person muß in der neuen Welt nicht blos der persönlichen Wichtigkeit wegen, sondern der großen Seltenheit, ja Ungesehenheit (man erlaube uns das Wort) wegen in allen Theilen der großen Union willkommen und gesucht seyn .... Vielleicht gar werden die Amerikaner dadurch mit den großen Staatsvortheilen der Censur bekannt gemacht und, wenn auch nicht sogleich, doch allmälig selbst Versuche mit der Censur machen, ein Gewinn, der für Deutschland gewiß sehr groß seyn dürfte, da jeder Staat für seinen politischen Glauben wirkt und Deutschland durch das Gedeihen einer Propaganda der Censur in Amerika seine Verhältnisse zu diesem Staate inniger knüpft, nächstdem daß die Verbreitung der Censur im Allgemeinen ein Vortheil für seine Verfassung ist. Corsario.

Mannigfaltiges.

— Neue Ausgabe des Râmâjana. Ein gelehrter Italiäner, Herr Gasparo Gorresio, hat so eben in Paris eine neue und zwar nach dem sogenannten Gaudanischen Texte veranstaltete Original-Ausgabe dieses berühmten indischen Heldengedichtes in drei Bänden erscheinen lassen.*) Bekanntlich sind es die Thaten Rama's, der sechsten Incarnation des Gottes Wischnu, besonders seine Unternehmungen gegen den Tyrannen Râvana, welcher ihm seine Gemahlin Sitâ geraubt hatte, die dieses Heldengedicht besingt. Es besteht aus sieben Büchern, von denen die beiden ersten und der Anfang des dritten im Originaltext, nebst einer englischen Uebersetzung, zum erstenmale in Serampur (1806—1810) von G. Carey und J. Marshman für den Gebrauch von Europäern herausgegeben wurden. Aug. With. v. Schlegel publizirte 1829—1838 den sanskritanischen Text ebenfalls der beiden ersten Bücher mit einer lateinischen Uebersetzung des ersten. Er hatte die Absicht, seine Arbeit fortzusetzen, doch ereilte ihn der Tod, bevor er dieselbe vollendet hatte, so daß wir nunmehr von der Hand eines Anderen, wahrscheinlich von Herrn Prof. Gildemeister in Marburg, diese Vollendung zu erwarten haben. Es giebt inzwischen vom Râmâjana zwei von einandee sehr abweichende Textes-Redactionen, die von zwei verschiedenen Schulen, einer im Norden und einer anderen im Süden von Indien, herrühren. Carey und Marshman haben die beiden Redactionen nicht unterschieden und häufig mit einander vermischt; Schlegel hielt sich nur an die des Noedens, Garresio giebt uns jedoch die des Südens, die unter der Benennung des Textes der Schule von Gauda bekannt ist. In einer italiänisch geschriebenen Einleitung, die dem sanskritanischen Texte vorangeht, sucht der Herausgeber die angefochtene Echtheit und Vorzüglichkeit des Gaudanischen Textes darzulegen. Er giebt zugleich Aufschluß darüber, wie zwei so verschiedene und auf gleiche Weise authentische Redactionen eines und desselben Gedichtes haben entstehen können, und liefert endlich eine Kritik des Textes vom philologischen Standpunkt.

— „Polen, seine Revolution und sein Recht. Von einem preußischen Staatsbeamten (?). Mit Aktenstücken." Unter diesem Titel ist bei E. Keil u. Comp. in Leipzig eine Schrift (über zwanzig Bogen stark) erschienen, worin unter Anderem die gewiß merkwürdige Behauptung aufgestellt wird: Der letzte polnische Aufstand sey in seiner Tendenz direkt weder auf die Unsicherheit Preußens noch seines Königs gerichtet gewesen! Das kömmt mir geeade so vor, als behaupte Jemand, der in einem Wohnhause nachweislich Feuer angelegt, dabei aber ertappt wurde, so daß die Flamme nicht zum völligen Ausbruche kam, „er habe nicht die Absicht gehabt, das Haus und den Besitzer zu gefährden." — Sehr naiv finde ich in diesem offenbar von polnischer Seite ausgegangenen Buche die Aeußerungen der Empfindlichkeit gegen den Theil der deutschen Presse, welcher nicht Partei für die Tumultuanten genommen und womit namentlich auf H. Wuttke's Aufsätze in der Augsburger Allgemeinen Zeitung hingezielt wird, die jetzt auch als besondere Broschüre erschienen sind. Der im Gnesener Kreise verbreitete Aufruf zur Revolte sagte unumwunden: „daß die Stunde der Rache geschlagen habe für die Erniedrigung, die wir von den moskowitischen und deutschen Hunden erfahren!" Jan Tyssowski sprach in einer Anrede ohne Umschweife von dem Augenblicke, „wenn die Deutschen aus dem Lande vertrieben seyn würden!" In den Berathungen der posener Aufwiegler war, nach den Berichten eines Polenfreundes, eine Paetei für unbarmherzige Niedermetzelung aller Deutschen, während die zahlreichste Partei nur für Tödtung einiger Deutschen war und damit namentlich Polizei und Militair meinte. Diese von H. Wuttke schon öffentlich herausgestellten Thatsachen sind unwiderlegt geblieben, und nun wundert man sich, wenn ein Theil der deutschen Presse keine Sympathieen für die Insurgenten an den Tag gelegt. Müßte uns Deutschen nicht mit Recht Mangel an Nationalgefühl zur Last gelegt werden, so ließen sich vielmehr Verwunderung und Beschwerde darüber äußern, daß nicht die gesammte deutsche Presse von polnischer Seite in Anklagestand versetzt werden konnte. — Wenn übrigens nur die Hälfte von dem wahr ist, was in dem voeliegenden Buche im Kapitel „über geheime Verbindungen nach der Insurrection von 1831" unter „C. In Galizien" von der Beamtenschaft in jener Provinz angeführt steht, so müßte der Genius der Menschheit das Haupt verhüllen. Derartige Beschuldigungen dürfen, wenn sie nicht buchstäblich wahr sind, schon um der Ehre der Menschheit willen, nicht unwiderlegt und unerörtert gelassen werden. Ed. P.

*) Râmâjana, poema indiano di Valmichi, testo sanscrito secondo i codici manoscritti della Scuola Gaudana, publicato per Gasp. Gorresio. Vol. I. II. III, Parigi, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 64. Berlin, Sonnabend den 29. Mai 1847.

Siebenbürgen.

Der siebenbürgische Landtag.

Zu einer Zeit, wo jeder Preuße, jeder Deutsche lebhaft fühlt, daß mit der ersten Versammlung der allgemeinen Stände zu Berlin das politische Seyn auf eine höhere Stufe seiner organischen Entwickelung getreten ist, dürfte es von doppeltem Interesse seyn, den Blick auch auf einen Landtag zu richten, der, bisher wenig beachtet, gerade jetzt im fernen Osten, nämlich in Klausenburg, thätig ist.

Klausenburg? Siebenbürgen? so werden verwundert viele Leser fragen. Offen gestanden, man weiß durchschnittlich von Klausenburg nicht mehr, als daß es eben in Siebenbürgen liegt, und von diesem, daß es zu Oesterreich gehöret. Sollte man sich nicht bemühen, ein Land besser kennen zu lernen, das, einen Theil des österreichischen Staaten-Komplexus bildend, gleichsam im äußersten Osten Wache hält, worin ferner 200,000 Nachkömmlinge einst eingewanderter Deutschen eine besondere (die sächsische) Nation bilden?

Doch davon vielleicht ein ander Mal; jetzt liegt es ja am nächsten, nur den Landtag ins Auge zu fassen, und zwar in seiner ganzen Zusammensetzung und Organisation. Denn von seinen diesjährigen speziellen Verhandlungen etwas mitzutheilen — man beschäftigt sich jetzt mit dem Urbarium, d. h. mit der Regelung der bäuerlichen Verhältnisse — kann weder interessant noch erquicklich seyn. Interessant nicht, weil man hier das Land und die Lage der Einwohner nicht kennt, erquicklich nicht, weil doch am Ende der langen Verhandlungen kurzer Sinn ist: Es bleibt beim Alten.

Die folgenden Zeilen sollen den Leser nur im Allgemeinen über den Landtag zu orientiren suchen; es müssen jedoch die nothwendigsten Bemerkungen über Bevölkerung und Eintheilung vorangeschickt werden:

Siebenbürgen (Erdély) hat 2 Millionen Einwohner. Aber es giebt schwerlich ein anderes Land in Europa, worin die verschiedenartigsten Nationalitäten so bunt durch einander gewürfelt wären. Die Ureinwohner waren bekanntlich die Dacier; ihre und der wohl vielfach zurückgebliebenen römischen Kolonisten Nachkommen sind die Walachen, welche sich Rumunji, Römer, nennen und deren Sprache dem Italiänischen sehr ähnlich ist. Sie machen mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung aus, also über eine Million, und sind sämmtlich — bis auf wenige Ausnahmen im Südwesten — Bauern. Sie haben auch keine Spur von politischen Rechten, wenn man nicht etwa dahin zählt, daß einer ihrer beiden Bischöfe, der griechisch-unirte, per abusum Mitglied der Stände ist. Die Walachen sind durchaus nicht vertreten. Eben so wenig sind es natürlich die Juden, die Armenier und die Zigeuner (Letztere 80,000 Köpfe stark).

So bleiben nur die sogenannten drei Nationen übrig, welche zusammen das politische Siebenbürgen bilden, nämlich die Ungarn, die Szekler und die Sachsen.

Bei den Ungarn (Magyar *)) hat nur der Edelmann politische Rechte, und zwar nur der, welcher noch wirklich Grundbesitzer ist, wobei es nicht darauf ankömmt, wie groß der Besitz und wie lange man Herr desselben ist.

Die Szekler (Székely) sind fast sämmtlich Edelleute (sogenannter Bauern-Adel), haben zwar eine getrennte Verwaltung und eigenes Militair (die Szekler-Regimenter), sind aber sonst von den Ungarn kaum zu unterscheiden.

Die Sachsen endlich haben ebenfalls eine gesonderte innere Verwaltung, an deren Spitze der halb und halb von ihnen selbst gewählte Sachsengraf (comes) steht. Auf dem Sachsenboden (fundus regius) giebt es keinen Adel, nur Bürger, und es ist nicht zu leugnen, daß eine so vollkommene Gleichheit anderwärts selten vorkömmt. Sie nennen sich daher gern die freien Sachsen. Wohl ihnen, daß ihre Freiheit wenigstens schwarz auf weiß auf dem Papier steht; in der Wirklichkeit aber hat sich eine echte Beamten-Herrschaft eingeschlichen; das Volk hat theils nichts zu sagen, theils sagt es nichts.

Die Eintheilung des Landes in Kreise ist so ungünstig als möglich, wovon ein Blick auf jede Spezial-Karte von Siebenbürgen leicht die Ueberzeugung gewährt. **)

*) Bei dieser Gelegenheit dürfte bemerkt werden, daß die Aussprache: Madscharen falsch ist; vielmehr wird gy wie dj zusammen ausgesprochen, so jedoch, daß man vom d sehr wenig hört. Die a dagegen, ohne Accent, lauten dunkel und neigen zum o hin.

**) Man beschäftigt sich auch jetzt mit einer zweckmäßigeren Arrondirung, die aber schwerlich wegen der vielen Unbequemlichkeiten, welche mit einer solchen Veränderung verknüpft sind, jemals zu Stande kommen wird.

Diese Kreise, welche Komitate, Stühle und Distrikte heißen, verwalten sich selbst; sie haben alle Vierteljahr eine ein- oder zweitägige Versammlung (Markal-Congregation), bei der jeder Edelmann, der im Komitate irgend Grundbesitzer ist, das Recht hat, zu erscheinen und zu stimmen.

Alle drei Jahr ist Beamtenwahl (Restauration *)). Nur der höchste Beamte, der im Komitate Obergespan (föispán), im Stuhle Königsrichter (király-biró), im Distrikte Ober-Capitain (fökapitány) heißt, wird von der Regierung ernannt.

Im Ganzen zerfällt Siebenbürgen in 29 Kreise; davon kommen auf

die Ungarn	11 Komitate,
	2 Distrikte,
die Szekler	5 Stühle,
die Sachsen	9 Stühle,
	2 Distrikte.

Außerdem giebt es noch 5 königliche Kreisstädte und 12 sogenannte Taxalstädte, deren besondere Vorrechte hier übergangen werden müssen, die aber deshalb in Betracht kommen, weil sie Abgeordnete zum Landtag schicken.

Während Ungarn, wie Preußen, zwei Kurien hat, in deren erster (der Magnatentafel) eben die Magnaten, der hohe Adel, sitzen, kann Siebenbürgen füglich nur Eine haben, weil es hier eine gesetzliche Scheidung in Magnaten und niederen Adel nicht giebt, obgleich eine conventionelle auch da vorhanden ist.

Die Zusammensetzung des Landtags ist folgende:

A. Solche, die vermöge ihres Amtes Mitglieder sind.

1) Das Gubernium (die höchste Behörde), welches nur bei wichtigen Fragen den Sitzungen beiwohnt. An seiner Spitze steht der Gubernator von Siebenbürgen **), welcher auf Lebenszeit vom Lande gewählt wird. Ist dieser anwesend, so ist er Präsident, wo nicht, der jedesmalige statuum praesidens (der erste Konsiliarius).

2) Die Königstafel (királyi tábla), das höchste Gericht, bestehend aus dem Präses, 3 itélemester (wörtlich: Urtheilsmeister) und 12 Assessoren.

3) Die Oberbeamten (Obergespane ꝛc.) der ungarischen Komitate und Distrikte und der Szekler-Stühle. Dagegen sind die sächsischen ausgeschlossen.

4) Endlich haben der katholische Bischof (auch Glied des Guberniums) und der uniet-griechische (per abusum) das Recht, den Sitzungen beizuwohnen, während es alle übrige (also der reformirte, lutherische, unitarische und griechisch-nichtunirte) nicht haben.

Unter A. würden sich nun folgende Zahlen herausstellen:

1) vom Gubernium	17
2) von der Königstafel	16
3) Oberbeamte	18
4) Bischöfe	2
A.	53 Mitglieder.

B. Abgeordnete.

Aus jedem der 29 Kreise und aus jeder der obengenannten 17 Städte je 2 Abgeordnete, also im Ganzen 92 Abgeordnete.

C. Regalisten.

Der König ***) hat außerdem das Recht, eine Anzahl Mitglieder der Stände-Versammlung beliebig und zwar auf Lebenszeit zu ernennen. Diese wohl einzig dastehende Einrichtung macht den Landtag um so „königlicher“, als es nicht einmal ein bestimmtes Gesetz giebt, wie viel solcher Regalisten die Regierung höchstens ernennen darf. Allerdings ist sonst immer der Usus gewesen: so viel Regalisten als Abgeordnete; indessen ist ihre Anzahl jetzt größer; es giebt deren etwas über 130. Obgleich es unter ihnen sehr ehrenwerthe, selbst freisinnige Männer giebt, so stimmen sie doch natürlich mehr oder weniger für die Regierung.

So viel über die Zusammensetzung des Landtags, der also im Ganzen aus etwa 300 Mitgliedern besteht. Wer sagen will, Siebenbürgen habe eine Volksvertretung oder Constitution, der mag es immerhin so nennen; der

*) Wohl zu unterscheiden von dem, was sonst unter diesem Worte in verschiedenen Bedeutungen verstanden wird!

**) Jetzt der allgemein geschätzte, in jeder Beziehung tüchtige und ehrenwerthe Graf Josef Teleky.

***) Wie in Ungarn, so nennt man auch in Siebenbürgen den Kaiser stets König, obwohl er, streng genommen, Großfürst von Siebenbürgen ist.

Name thut's nicht. Allein es ist dabei vom Volke durchaus nicht die Rede. Die Stände wenden sich an den König, dieser ernennt einen Kommissarius, welcher den Landtag eröffnet und schließt, aber nie den Sitzungen beiwohnt. Dagegen gehen durch seine Hände alle Beschlüsse der Versammlung und alle Erwiederungen des Königs: er ist der stetige Vermittler.

Siebenbürgens politische Verfassung ist uralt, schien aber schon vollständig im Lethe versunken zu seyn, — es war kein Landtag von 1811—1834 versammelt — als endlich die Regierung im letztgenannten Jahre dem neuerwachten Nationalgefühle der Ungarn nachgab und wieder einen Landtag berief. Er war sehr stürmisch und wurde aufgelöst; in Folge davon ist eine Spannung eingetreten, die noch jetzt bemerkbar ist. Dem Gesetze nach müßte jährlich ein Landtag seyn; da aber in Ungarn nur jedes dritte Jahr einer ist, so hat dies die Regierung auch in Siebenbürgen eingeführt. Zu jedem Landtage sind neue Wahlen erforderlich: die Abgeordneten erhalten ihre Instructionen theils sogleich, theils holen sie dieselben später ein: sie können stets zurückgerufen werden, sobald sie nicht im Sinne ihrer Komittenten handeln; sie dürfen zwar für oder gegen einen Antrag reden, ganz nach persönlichem Belieben, allein stimmen müssen sie, wie es das Komitat oder der Stuhl verlangt. Hier könnte man fragen, warum man die Instructionen noch durch besondere Abgeordnete und nicht Instructionen oder Beschlüsse allein abschickt?

Gegenstände der Berathung sind die königlichen Propositionen und von Seiten der Stände gewöhnlich die sogenannten gravamina, d. h. Beschwerden über Rechts- und Verfassungswidrigkeiten.

Die Sitzungen sind unbedingt öffentlich, die Verhandlungen durchgängig lebhaft, da die Ungarn eine feurige Natur und eine sehr geläufige Zunge haben. Sie sprechen auch im gewöhnlichen Leben schnell, fließend, ohne anzustoßen und sich zu wiederholen. Lange Reden hört man übrigens selten, dagegen giebt es nicht so viel vollkommen schweigsame Mitglieder, als es in Berlin der Fall zu seyn scheint.

Die Abgeordneten erscheinen stets in ungarischem National-Kostüm, das zu beschreiben hier zu weit führen würde. Nur sey erwähnt, daß sie allerdings auch in den Sitzungen ihre (sehr gekrümmten) Säbel tragen, was indeß gefährlicher aussieht, als es ist. Die Ungarn sind nicht so hitzige Tollköpfe, wie man glaubt; auch sie wissen, daß man nicht mit der Degen-, sondern mit der Zungenspitze wahrhaft überzeugt.

Auf dem siebenbürgischen Landtage darf nur ungarisch gesprochen werden, eine Bestimmung, worüber sich die Sachsen mit Unrecht beschweren. Freilich sprechen sie selten diese Sprache fertig genug, obwohl sie zur Erlernung derselben hinlänglich Gelegenheit haben: weit lieber würden sie sich aber, blos um das gehaßte Ungarisch nicht sprechen zu müssen, mit einer todten Sprache, dem Mönchslatein, behelfen, das, Gott sey Dank, endlich aufhört, in Europa umherzuspuken.

Die Sprachkämpfe haben dem Nationalhaß der Ungarn und Sachsen neue Nahrung gegeben. Er ist so stark, daß einmal die sächsischen Abgeordneten gegen einen Vorschlag zu ihren Gunsten gestimmt haben, rein aus dem Grunde, weil er von einem Ungarn ausgegangen war! Es kann hier nicht der Ort seyn, auf diese so unerfreuliche Erbitterung und Gereiztheit näher einzugehen; sie hatte ihren höchsten Grad 1834 erreicht, macht sich noch jetzt auf beiden Seiten in wenig schmeichelhaften Beiwörtern Luft und giebt allen Berichten aus Siebenbürgen entweder eine ungarische oder sächsische, jedenfalls eine einseitige Färbung. Diese beständige itio in partes, die zwar nicht der Form nach, aber faktisch vorhanden, ist das Unglück Siebenbürgens. Möchten doch beide Theile bedenken, daß bei dieser Spaltung nur Eines verliert, das gemeinsame Vaterland: möchten aber auch unsere Abgeordneten sich hüten, eine solche itio in partes leichtsinnig hervorzurufen! Einheit macht stark, und wenn das Ganze gewinnt, so gewinnen alle Glieder; wenn aber ein Glied auf Kosten der übrigen gewinnen will, so kann daraus für das Ganze nur Nachtheil entstehen.

In Siebenbürgen giebt es gleichsam drei ständische Lager: die Ungarn und Sachsen stehen sich gegenüber; die Szekler, die zwar Ungarn, aber keine Aristokraten sind, nehmen eine mehr schwankende Stellung ein.

Die herrschende Stimmung unter den ungarischen Abgeordneten ist nicht sowohl wahre Freisinnigkeit, als vielmehr Opposition gegen die Regierung. Freisinnig ist — man muß es leider gestehen — der siebenbürgische Adel nur so lange, als es sich um keine Verluste, um keine Opfer handelt. Obwohl es auch dort ehrenwerthe Ausnahmen giebt, so zeigt sich doch der ungarische Adel bei weitem großherziger.

Die Sachsen stimmen fast immer für die Regierung, und sie opfern ihr selbst ihre schönsten Freiheiten auf, um nur ihres Schutzes gegen das Eindringen des ungarischen Elementes sicher zu seyn. Ist man doch so weit gegangen, zu behaupten, daß die sächsische Nation unmittelbar unter dem Kaiser stehe! Aus all dem Angeführten ersieht man leicht, daß für den Fortschritt, selbst den gemäßigtsten, wenig Aussichten in Siebenbürgen sind. Schon jetzt ist das Land bedeutend hinter Ungarn zurückgeblieben; es wünscht daher eine mächtige Partei den gänzlichen Anschluß an dieses Schwesterreich. Natürlich sind die Sachsen dagegen, aber auch die Regierung hat sich neuerdings entschieden dagegen ausgesprochen und jede Erörterung dieses mißliebigen Themas verboten.

Schließlich sey erwähnt, daß in der Zwischenzeit der eigentlichen Landtage Ausschüsse, die von diesen erwählt sind, sogenannte „systematische Deputationen", fortarbeiten, in verschiedenen Sectionen ihre Gutachten abgeben, diese in gemeinsamen Sitzungen prüfen und so dem folgenden Landtage vorlegen.

Hiermit seyen denn die Andeutungen über den siebenbürgischen, gewöhnlich in Klausenburg abgehaltenen Landtag geschlossen. Möchten diese Zeilen zum besseren Verständniß und zur richtigeren Würdigung der freilich oft nur allzu einseitigen und falschen Berichte der Zeitungen auch ihrerseits etwas beitragen!

England.

Zur Charakteristik des englischen Heerwesens.

(Schluß.)

In Sukkur stand das Regiment, zu welchem das Detaschement stoßen sollte. Die Ankunft des letzteren wurde durch einen Ruhetag, der dem ganzen Regimente bewilligt ward, festlich begangen. Die Marketenderbude stand bei dieser Gelegenheit offen, und jeder Soldat hatte die Erlaubniß, so viel Branntwein zu sich zu nehmen, als ihm beliebte, wobei denn, nach dem Ausdruck des Verf., mehr als Einer seiner Kameraden sich auf eine höchst glorreiche Weise berauschte. Der Verf. kömmt mehr als einmal auf die schrecklichen Verheerungen zurück, welche der Branntwein unter den britischen Truppen anrichtet, und er beklagt dabei die Leichtigkeit, mit welcher der Soldat auf erlaubte oder unerlaubte Weise sich das verderbliche Getränk verschaffen kann. „Es ist unbegreiflich" — sagt er unter Anderem — „mit welcher Gier der Soldat in Indien sich Branntwein zu verschaffen sucht und wie gleichgültig ihm die Qualität des Getränks, falls es nur berauscht, ist. Diese Neigung ist eben so tief eingewurzelt, als sie gefährlich ist. Tod, Wahnsinn, frühzeitige Erschlaffung der körperlichen Kräfte sind die unausbleiblichen Folgen derselben. Das delirium tremens ist in den Militair-Spitälern eine sehr häufige Erscheinung, und kaum vergeht eine Woche, in welcher nicht in denselben der eine oder der andere Fall dieser Art behandelt würde.

„Man möchte die Frage aufwerfen" — fährt er fort — „wie man überhaupt in Indien Marketenderbuden gestatten könne? Die Meinung, daß daselbst der Branntwein ein unabweisliches Bedürfniß sey, ist durchaus irrig; so wenigstens denkt die Mehrzahl der Aerzte. Die Regierung indessen hegt eine andere Ansicht und will, daß jedes Regiment seine Marketenderbude habe, worin der Kommissariats-Arrak verkauft werden soll. Einrichtungen dieser Art mögen in der Heimat ihren Nutzen haben, wo die Verführungen zur Trunkenheit vergleichungsweise weniger zahlreich sind und neben dem Branntwein noch manche andere Gegenstände verkauft werden; allein in Indien ist der Branntwein der Haupt-, oft der einzige Artikel, welcher in den Marketenderbuden zu haben ist, und diese Buden sind daher ganz eigentlich die Schulen, worin junge Burschen von alten Wüstlingen zum Laster angeleitet werden."

Während der zehn Monate, die das erste Regiment in Sukkur stand, starben über 50 Mann, so daß durchschnittlich vier bis sechs Todesfälle auf den Monat kamen. Fünfundzwanzig — wenn nicht mehr — derselben waren Folge übermäßigen Trunkes.

Die Marketenderbuden sind jedoch nicht die einzigen Orte, wo der Soldat Branntwein erhalten kann; der Branntwein wird von den meisten verheirateten Frauenzimmern, oft auch von ledigen Männern, verkauft. Das ist zwar streng verboten, nichtsdestoweniger ist die Ausdehnung, in welcher dieser einmal eingerissene Brauch bei den Regimentern in Indien existirt, auffallend und die üblen Folgen, welche der heimliche Branntweinshandel nach sich zieht, sind nicht zu berechnen. Obschon der Soldat, wenn er ertappt wird, einem Kriegsgericht anheimfällt und die Weiber sich dem Schicksal aussetzen, die Kaserne verlassen und auf die ihnen von der Compagnie ausgesetzte monatliche Summe von fünf Rupien verzichten zu müssen, so ist doch der zu erwartende Nutzen zu groß, als daß das Verbot respektirt werden sollte. Auch wissen sie ihr Geschäft so listig zu betreiben, daß sie nur höchst selten beim Verkauf oder im Besitz von Branntwein ertappt werden.

„Ich war sehr betroffen" — sagt ferner der Verf. — „als sich mir mit vollständiger Gewißheit ergab, daß in mehreren Fällen die Feldwebel heimlich bei diesem schändlichen Handel interessirt waren, indem sie entweder ihren Frauen gestatteten, Branntwein zu verkaufen, oder ihren Aufwärter oder sonst einen Associé gebrauchten, dem sie einen Antheil an dem Ertrage des Geschäfts gewährten.

„Gewiß" — schließt der Autor seine Bemerkungen — „giebt es in Indien viele Verführungen zum Trunk, als da sind: der Mangel an guter Gesellschaft, böse Beispiele, Mangel an Beschäftigung und unschuldiger Unterhaltung, und endlich das, was den Matrosen, wenn das Schiff sinkt, zum Branntweinfasse treibt — die Verzweiflung. Gestehen wir es: der englische Soldat ist ein verachtetes Wesen. Ueberall betrachtet man ihn, als zu einer untergeordneten Klasse gehörig, als den Paria des politischen Körpers; man hält ihn einer moralischen, einer socialen Verbesserung kaum für fähig. Seine Offiziere verachten ihn, das ganze Publikum verachtet ihn. Es kann also Niemanden Wunder nehmen, wenn er endlich anfängt, sich selber zu verachten, und zu der Stufe, auf welcher wir ihn sehen, herabsinkt. Niemand vertritt ihn im Parlament, Niemand führt seine Sache; ganz natürlich also, wenn er, während Alles um ihn her im Fortschritte begriffen ist, ein Geschöpf des verflossenen Jahrhunderts bleibt."

Um Alles, was sich auf das Kapitel des Branntweins bezieht, zusammen zu stellen, heben wir eine an einem anderen Orte vorkommende Notiz des Verfassers aus und reihen sie hier an. „Als Lord Ellenborough der Armee für die Thaten in Scinde einen sechsmonatlichen Sold (batta) als Grati-

fication gewährte, starben bei der Artillerie, einen Tag nach der Auszahlung, drei Mann in Folge übermäßigen Trinkens. Das Regiment des Verf. erhielt seinen Antheil einen Tag vor dem Jahrestage des Sieges von Ghuznee. Die Marketenderbude wurde ohne alle Einschränkung geöffnet, Jeder, wer wollte, durfte Brantwein in die Kaserne bringen, und drei ganze Tage hindurch hörte ein verzweifelter Rausch (desperate drunkenness) nicht auf. Der marketendernde Unteroffizier versicherte mir, daß er während dieses Zeitraums über 10,000 Rupien (1000 Pfd. Sterl.) für Branntwein eingenommen habe."

Der Verf., dem wir auf allen seinen Abenteuern nicht folgen können, kehrte endlich, ohne bedeutenden militairischen Ereignissen beigewohnt zu haben, nach England zurück. Mißverständnisse mit dem ihm vorgesetzten Adjutanten bestimmten ihn, den Dienst, in welchem er, trotz seines ursprünglichen Vorhabens, sonst vielleicht länger ausgeharrt hätte, zu verlassen. Er erhielt seinen Abschied und schrieb sein Buch, das, wie bereits bemerkt, den vollen Beifall der Foreign and Westminster Review sich erworben hat. „Das Buch" — sagt dieses Journal — „sollte in einer wohlfeilen Ausgabe verbreitet werden. Dana's „Zwei Jahre unter dem Mast" und „Lager und Kaserne" sollte man jedem leichtsinnigen jungen Menschen in die Hände geben, der, durch Ausschweifungen, widriges Glück oder Ehrgeiz veranlaßt, bei dem Heer oder auf der Flotte es aufs neue mit seinem Glücke versuchen möchte. In diesen beiden Büchern ist zu sehen, was von einem solchen Versuche zu erwarten ist."

Und was sind die Heilmittel, die der Verf. von „Lager und Kaserne" zur Beseitigung der von ihm gerügten Uebelstände in Vorschlag bringt? Er, der weiß, wo der Grund des Uebels liegt, weiß er nicht, wie es zu heilen? — Allerdings will er Manches geändert wissen, allerdings will er, um den Soldaten moralischer zu machen, Abschaffung der Marketenderbuden, Unterdrückung des geheimen Branntweinhandels, Errichtung von Sparkassen, Anstellung besserer Unteroffiziere, deren Beispiel den Soldaten Selbstachtung lehre, er will stärkere Rationen, größere Nachsicht gegen den guten, noch größere Strenge gegen den schlechten Soldaten — allein alles dieses, trifft es die Wurzel des Uebels? Woher z. B. sollen bessere Unteroffiziere kommen, so lange diese aus dem Heere hervorgehen können und das Heer sich nicht anders, wie jetzt, d. h. aus der Hefe des Volks ergänzt? Was hindert den Verf., statt seiner Palliativmittel ein radikales, das noch dazu so nahe liegt, in Vorschlag zu bringen? Kann sich der aristokratische Sinn des Engländers so wenig mit dem Gedanken einer allgemeinen Dienstpflicht versöhnen, daß man diesen Gedanken nicht einmal auf Camille Desmoulins' Art, nämlich als etwas, dem man nicht gleich nachzuleben brauche, zu äußern wagt? Bis jetzt, so viel wir wissen, hat sich noch keine Stimme, weder außer- noch innerhalb des Parlamentes, vernehmen lassen, die auf ein anderes Rekrutirungssystem gedrungen hätte; allein wird man sich nicht doch endlich zu einer solchen Maßregel gedrungen sehen, wenn sich, wie sich denn das nur zu leicht voraussehen läßt, alles sonstige Reformiren als nutzlos erweisen sollte?

Einige Bemerkungen des Verf., wie die, daß die Garnisonen in Indien häufig ohne alle Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Truppen gewählt sind, daß fast alle bei der englischen Armee vorfallende Mordthaten von Irländern verübt werden — eine Erscheinung, die daraus, daß der Irländer mehr rachsüchtiger Natur, als der Engländer und Schotte sey, erklärt wird — daß es manchem Truppentheile an einem Geistlichen fehle, der dem Soldaten auf dem Kranken- und Sterbebette die Tröstungen der Religion gewähren könne — diese Bemerkungen des Verf. wollen wir uns begnügen, schließlich noch in der Kürze anzuführen.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

1. Einige Bemerkungen über die durch die edlen Metalle der neuen Welt hervorgebrachten Wirkungen.

Eine Beantwortung der Frage, welche Folgen vor 300 Jahren das Ueberströmen der edlen Metalle der neuen Welt nach den Gestaden Europa's erzeugt habe, dürfte schwerlich ohne Interesse seyn. Wenn sich heute die Länder dieses Welttheils durch Kunst, Wissenschaft und Industrie, Handel und Reichthum auszeichnen, so fingen damals die Völker eben an, die Last jenes Elendes, welches sie seit dem Untergange des römischen Reiches drückte, abzuschütteln. Ewiger Krieg zwischen Volk und Volk, Provinz und Provinz, ja zwischen einem Lehnsitz und dem anderen, beständige Erpressungen, ausgeübt von einer räuberischen Ritterschaft in dem ganzen Bereich, den gegenwärtig eine fortgeschrittene Kultur erfüllt, hatten alle Quellen des Wohlstandes ausgetrocknet, und nur einige freie Handelsstädte in Italien, in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland hatten sich zu bereichern gewußt. In den großen Staaten waren in langen Zwischenpausen einige Anläufe geschehen, um die Production zu beschützen und die Arbeit, die Erzeugerin des Wohlstandes, zu befördern, allein fast überall gewann die Barbarei schnell wieder die Oberhand. Der edlen Metalle insbesondere gab es nur noch in sehr geringer Quantität. Es ist gegenwärtig so gut als erwiesen, daß in Griechenland und Rom, zur Zeit ihres höchsten Glanzes, bedeutende Massen derselben im Umlauf waren. Griechenland — Macedonien mit eingerechnet — zog einen Theil seines Silbers aus Bergwerken, die auf eigentlich hellenischem Boden lagen; einen großen Theil seines Goldes gewann es durch seine Handelsverbindungen mit Asien, durch die Subsidien, die ihm die persischen Könige steuerten, und durch die Ausbeutung einiger ergiebigen Bergwerke in Thracien, vorzüglich jedoch durch die Eroberungen Alexander's, der sich in den Besitz der aufgehäuften Schätze der orientalischen Herrscher setzte. Das Gold und Silber allein, das die persischen Könige zusammengebracht hatten, soll sich auf zwei Milliarden belaufen haben. Rom leerte, als es die Welt beherrschte, nicht minder die Schatzkammern der Könige, die — wie die Republik ihrerseits — sämmtlich die Gewohnheit, anzuhäufen, hatten, und so kamen die Reichthümer eines Perseus, Antiochus, Mithridates, das, was von denen der Ptolemäer in Alexandrien übrig war, dem Volk der Quiriten zu gut. Nachdem die Fürsten Europa's und Asiens ausgeplündert waren, fuhr Rom dennoch fort, alles Gold und Silber, das bereits vorhanden war oder in den Provinzen und durch den Handel gewonnen wurde, an sich zu ziehen. Als regelmäßiger Tribut strömten die edlen Metalle in die Kasse der Kaiser, die sich fortwährend wieder leerte, theils durch Geschenke an das Volk, die Prätorianer und Legionen, theils durch den wahnwitzigen Aufwand der Cäsaren. Die Prokonsuln schleppten ihre Beute in die Hauptstadt, um dort im Schoß der Schwelgerei zu leben. Zu dem, was Asien lieferte, kam der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke, die — besonders in Spanien und Gallien — mit Erfolg bearbeitet wurden. Dieser Ueberfluß an edlen Metallen wird nicht allein durch die Geschichtschreiber bestätigt, sondern auch — und noch mehr, als durch sie — durch die Veränderungen, welche sich in den Waarenpreisen ergaben. So hatten zur Zeit des Demosthenes Gold und Silber im Verhältniß zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen nur noch ein Fünftel desjenigen Werthes, welchen sie unter Solon repräsentirt hatten, und für Rom ergiebt sich ein ähnliches Verhältniß, wenn man die ersten Zeiten der Republik mit denen der späteren Cäsaren vergleicht.

Als das Reich verfiel, verminderten sich die edlen Metalle nach und nach in Rom und Italien; der Tribut der Provinzen schmolz beträchtlich zusammen. Wenn früherhin aus dem Orient der größte Theil des Goldes gekommen war, so gab es jetzt keine Könige von Macedonien, Armenien, Aegypten und Pontus mehr, die geplündert werden konnten, und dasjenige Gold, das die an Goldländer gränzenden Provinzen liefern konnten, fiel endlich, nachdem es sich allmälig vermindert, gänzlich weg, als Byzanz die Hauptstadt eines zweiten Reiches wurde. Die Geschenke, die den Barbaren gemacht werden mußten, veranlaßten einen beständigen Abfluß des Goldes; selbst die Bergwerke Europa's wurden weniger ergiebig. Da man den Ländern, woher man Spezereien und Rauchwerk zog, nichts zum Austausch zu bieten hatte, so führte auch dies zu einem nicht endenden Export der edlen Metalle. Endlich eroberten und plünderten die Barbaren Italien, und die Masse der daselbst kursirenden Metalle verbreitete sich über einen größeren Raum. Anstatt einer Alles absorbirenden Metropole gab es eine Anzahl von Mittelpunkten der Gewalt, die sich ihre Reichthümer streitig machten. So lange das Drama gewaltsamer Invasion dauerte und während der Jahrhunderte der Zerrüttung und Sklaverei, die folgten, verbarg ein Jeder das Gold und Silber, das er besaß. Auf solche Weise wurden große Quantitäten edler Metalle vergraben, deren Eigenthümer ihr Geheimniß zum Theil mit ins Grab nahmen. Diese Sitte, kostbare Gegenstände zu vergraben, zeigt sich während aller Krisen des Mittelalters, und sie wurde noch während der französischen Revolution vielfach befolgt. Der Westen, nie so ergiebig an edlen Metallen als der Osten, brachte immer weniger und weniger hervor, weil unter einem Regiment der Anarchie und rohen Gewalt jede Production allmälig abnehmen und zuletzt ganz aufhören muß, diejenige ausgenommen, die es mit der Erzeugung einiger rohen Nahrungsmittel zu thun hat. Besonders mußte eine solche Folge bei den Bergwerken eintreten, deren Bearbeitung so viel Beständigkeit und Vorsicht erheischt und die, je mehr Sicherheit ihr nöthig, um so weniger bei einem precairen Zustande der Dinge gedeihen kann. Der Handel mit dem Orient, wohin man noch weniger als Rom zur Zeit seines Glanzes etwas zu senden hatte, fuhr fort, Europa des Goldes und Silbers, das es noch besaß, zu berauben, und selbst die Kreuzzüge veranlaßten eine keinesweges unbedeutende Ausfuhr, von welcher nichts wieder nach Europa zurückfloß. Die Frömmigkeit der Gläubigen beschenkte Kirchen und Klöster mit edlen Metallen, um so mehr, als es gefährlich war, Prunk damit zu treiben. Auch hierdurch schwanden nicht unbedeutende Massen aus dem Verkehr, wenn sie schon nicht verloren waren und mehr als einmal durch das gewaltsame Verfahren der Fürsten wieder in Umlauf kamen. Die kursirende Münze erlitt einen beständigen Verlust, dadurch allein schon, daß sie von Hand zu Hand ging, und abgesehen von allem Eintrag, den Feilen oder Beschneiden ihr thun mochte. Wir werden auf diesen durch die bloße Abnutzung entstehenden Verlust sogleich zurückkommen. Schiffbrüche und Unglücksfälle aller Art veranlaßten unaufhörlich den Verlust kleiner Quantitäten, die — einzeln unbedeutend — zusammengerechnet zu bedeutenden Summen anschwollen. Die Quantität edler Metalle, die im Besitz der Gesellschaft im Allgemeinen war — und besonders jener, damals weit mehr, als heute, wichtige Theil derselben, der als Münze ausgeprägt ist — verminderte sich demzufolge beständig. In den Jahrhunderten, welche der Entdeckung der neuen Welt vorausgingen, war das gemünzte Geld außerordentlich selten, und der Preis der edlen Metalle stand im Verhältniß zu den Waaren sehr hoch. So wurden in der 137jährigen Epoche, die mit dem Jahre 1509 — wo sich der Einfluß der aus Amerika kommenden edlen Metalle noch nicht fühlbar gemacht haben konnte — schließt, in England jährlich nur 6886 Pfd. Sterl. nach heutigem Werth ausgeprägt, während von 1603—1829 dieselbe Durchschnittszahl sich auf 819,415, das ist auf das 122fache der vorigen Summe, belief. Herr Jacob, freilich von einer nicht sehr sicheren Schätzung

des unter Vespasian's Regierung kursirenden Goldes und Silbers ausgehend und den jährlichen Verlust nach einem Gesetz berechnend, welches man keineswegs einer zu großen Rapidität beschuldigen kann, ist zu dem Resultate gelangt, daß sich die in Europa kursirenden Geldmünzen zu Ende des 15. Jahrhunderts bis auf 34 Millionen Pfund Sterling vermindert haben müßten — eine Annahme, die, wenn man das gegenseitige Verhältniß des Goldes und Silbers in jener Epoche erwägt, noch übertrieben erscheint.

Verweilen wir hier einen Augenblick bei diesem Punkte! Man giebt sich nicht immer eine hinlänglich genaue Rechenschaft darüber, wie hoch der Abgang anzuschlagen ist, den das kursirende Geld in einem Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, selbst beim gewöhnlichen Laufe der Dinge und abgesehen von allen politischen und socialen Revolutionen, erleidet, während deren so manche Summe vergraben wird, die nimmer wieder zu Tage kömmt. Einerseits wirkt die bloße Abnutzung, d. i. der Verlust, den die Geldstücke durch die bloße mechanische Reibung, während sie von Hand zu Hand gehen, erleiden. Dann aber entstehen auch durch Schiffbrüche und sonstige Unglücksfälle Verluste. Was die eigentliche Abnutzung betrifft, so scheint es, daß sie mit einiger Genauigkeit müßte geschätzt werden können; indessen stimmen die Resultate der verschiedenen Schätzungsversuche nicht überein. Nach den sehr sorgfältigen Versuchen, die mit dem nach dem Dezimalsystem ausgeprägten französischen Silbergelde angestellt worden, betrüge der Verlust durch Abnutzung jährlich nur [illegible] oder [illegible], eine freilich sehr unbedeutende Verringerung, die sich aber dennoch im Laufe der Zeit bemerklich macht. Andere in der Londoner Münze zu verschiedenen Zeiten an Münzen, die in ihren Dimensionen denen der Alten glichen, angestellte Versuche ergaben eine weit merklichere Abnahme. Nach diesen Versuchen beträgt die Abnahme bei Goldstücken, die sich doch weit weniger abnutzen, als Silbergeld, [illegible], bei Silbergeld gar [illegible]. Für das Alterthum und das Mittelalter hat Herr Jacob mit möglichster Berücksichtigung aller bekannten Umstände das Verhältniß 1 : 360, als dasjenige, welches die Abnutzung ausdrücke, angenommen und diese Basis bei seinen Schätzungen bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts beibehalten. Fügt man zu dem durch Abnutzung den durch Schiffbrüche und andere Unglücksfälle entstehenden Verlust hinzu, so gelangt man zu einem sehr leicht abschätzbaren Verhältniß. Mac Culloch nimmt an, daß man, Alles zusammengerechnet, die jährliche Verminderung auf $\frac{1}{100}$ festsetzen müsse. Geht man von dieser Hypothese aus, so findet sich, daß von einer am Anfang eines Jahrhunderts geprägten Milliarde am Ende desselben nur noch 366, nach zwei Jahrhunderten 134 und nach fünfhundert Jahren gar nur noch 6 Millionen und 600,000 Franken übrig sind. Nach dieser Berechnung konnte um das elfte Jahrhundert, zu einer Zeit, in der überdem der Bergbau danieder lag, nicht viel mehr vorhanden seyn von dem geprägten Gold und Silber, das — in welcher Masse auch immer — das Römerreich besessen hatte.

Nimmt man das Jacobsche Verhältniß von $\frac{1}{360}$ und abstrahirt von jeder anderen zum Verschwinden des Geldes beitragenden Ursache, so findet sich, daß eine Milliarde zusammenschmilzt: nach Einem Jahrhundert auf 755 Mill., nach 500 Jahren auf 240 Millionen, nach 1000 Jahren auf 60 Millionen, so daß bei einer jährlichen $\frac{1}{360}$ betragenden Abnutzung eine Masse Geldes, die sich in der Zeit Konstantin's auf fünf Milliarden belaufen und die der Ertrag der Bergwerke nicht vermehrt hätte, zur Zeit Philipp's des Schönen nur noch 200 Millionen betragen haben konnte.

Man sieht hieraus, daß die Masse der Schätze, welche der neue Kontinent uns geliefert, gegenwärtig bereits einen gewissen Abgang erlitten haben muß; denn der Ertrag der amerikanischen Bergwerke war vor zweihundert Jahren schon bedeutend, und Potosi allein hatte damals bereits ungeheure Summen geliefert.

Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich, daß das Gold und Silber zur Zeit der Entdeckung Amerika's sehr selten in Europa geworden war. In der That wurde der größte Theil der Waaren für Quantitäten edler Metalle eingetauscht, die weit geringer waren, als die Summen, für welche man sie in Griechenland und Rom einst erstanden hatte; mit einer geringen Quantität Silbers wurde ein großes Arbeitsquantum bezahlt, und die geringste Parzelle Goldes galt für einen Schatz. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Daniel O'Connell. In einem Augenblicke, in welchem sein Vaterland durch die dort herrschende Hungersnoth leidender ist, als es jemals zuvor gewesen, ist Dan. O'Connell, dem jedenfalls das Verdienst gelassen werden muß, daß er der Wiedererwecker des irischen Nationalgeistes und der Sieger in der Sache der bürgerlichen Gleichstellung seiner Glaubensgenossen war, am 15. Mai, 72 Jahr alt, in Genua, auf der Reise nach Rom, verstorben. Wir sind überzeugt, daß keinerlei körperliches Leiden ihn so geschmerzt hat, wie der Gedanke an Irland, dem er in dessen größter Noth doch so wenig beizustehen vermochte. Im Juli 1845, als O'Connell in dieser Session zum erstenmale wieder im englischen Unterhause erschien *), hatten wir Gelegenheit, ihn noch in Fülle der Gesundheit zu sehen. Dem siebzigjährigen Manne schien es Vergnügen zu machen, sich nicht blos in der Versammlung selbst willkommen geheißen, sondern auch auf der Galerie begrüßt zu sehen; er kam daher ausdrücklich zu uns herauf und stellte sich dicht an die sogenannte Speakers-Gallery, so daß wir Ausländer, die wir hier saßen, ihm in das volle, offene, von einem breitgekrämpten Hut beschattete Antlitz schauen konnten. Damals krankte Irland noch nicht an der Kartoffel-Krankheit, an welcher indirekt auch sein großer Vorkämpfer hinsiechen sollte. In einer interessanten Debatte sprachen Sir Rob. Peel und O'Connell ihre gegenseitigen Ansichten über die irländische Verwaltung aus, wobei Einer dem Anderen persönlich Gerechtigkeit widerfahren ließ, obwohl sie sich gegenseitig auch an scharfen Bemerkungen nichts schuldig blieben. Dem englischen Staatsmann gegenüber konnte der Irländer weder den Advokaten noch den Provinzialisten verbergen. Er ist das Eine wie das Andere sein ganzes Leben hindurch geblieben. Er war bekanntlich zehn Jahre lang Advokat an der Kings-Bench in London gewesen (1798 — 1808), bevor er in seinem Vaterlande als Volksredner und insbesondere als Sachwalter der Katholiken auftrat. In dieser Eigenschaft hatte er 1813 den Streit mit dem Orangeman, Alderman d'Esterre, der einen Zweikampf zur Folge hatte, in welchem er seinen Gegner erschoß, worauf O'Connell das Gelübde that, sich nie mehr zu schlagen, was ihm nachmals manche bittere Bemerkung zuzog. Die „katholische Association" wurde 1823 von ihm gestiftet. Durch eine Parlaments-Akte wurde sie zwar 1825 aufgelöst, doch wußte er sie unter anderem Namen wieder ins Leben zu rufen, bis im J. 1829 die Emancipation der Katholiken ihre Wirksamkeit unnöthig machte. Seine Theilnahme an der Herbeiführung dieser Maßregel, besonders durch seine im J. 1826 geschehene Erwählung zum Parlaments-Mitglied für die Grafschaft Cork, ist bekannt; eben so seine nachmalige, freilich dem Lande zu keinem Segen gereichende Agitation für die Repeal. Daß die O'Connell eben so wie die O'Connor von einem alten irischen Königsgeschlecht abstammen, wird zwar von seinen Anhängern behauptet, doch von seinen Gegnern als ein Falsum dargestellt. Der Großvater Dan. O'Connell's, ein ehrlicher Krämer und Viehhändler in Cork, soll noch seinen Namen blos Connell geschrieben und erst der Enkel als Student die Familie bewogen haben, das nobilitirende O' vorzusetzen, wozu sie indessen auch wohl berechtigt gewesen seyn mag, da es öfter vorkömmt, daß das Adelsprädikat von Familien, die es äußerer Verhältnisse wegen abgelegt, später wieder angenommen wird. Seine Jugendbildung hatte O'Connell noch vor dem Ausbruche der französischen Revolution auf den Jesuiten-Schulen zu Löwen in Belgien, so wie zu St. Omer und Douai in Frankreich, erhalten.

*) Der Agitator hatte zwar bei einem der großen Repeal-Meetings, die ihm den bekannten Kriminalprozeß zugezogen, die unüberlegte Aeußerung gethan, daß er, bevor die Auflösung der Union erfolgt sey, nicht wieder im Parlament erscheinen wolle; aber dieses Wort hatte man in Irland gewiß eben so wenig ernst genommen, als seine Verkündigung des baldigen Zusammentrittes eines irischen Parlaments in Dublin.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 65. Berlin, Dienstag den 1. Juni 1847.

England.

Von den Unzuträglichkeiten, die eine große berathende Versammlung zu vermeiden hat.

Nach Jeremy Bentham.

Wenn eine berathende Versammlung ihrem Zwecke genügen will, so ist es vor allen Dingen erforderlich, daß sie sich bei ihren Verhandlungen einer gewissen Ordnung unterwirft. Ohne Regel und Disziplin würde die Diskussion nur zu bald in ein wüstes Hin- und Widerreden ausarten, bei dem weder Ende noch Resultat abzusehen wäre. Aller Geist, alle Einsicht, alle Kenntnisse, welche die einzelnen Mitglieder einer solchen, dem Zufall preisgegebenen Versammlung besitzen möchten, würden vergebens seyn, und jene bekannte Xenie Goethe's auf eine gelehrte Gesellschaft hätte alle Aussicht, sich in weiterer Ausdehnung zu bewahrheiten.

Von zweierlei Elementen hängt bei einer jeden Versammlung der Erfolg ihrer Berathungen ab: von einem wechselnden, zufälligen, nämlich von ihrer jedesmaligen Zusammensetzung; von einem beständigen, nämlich von der Taktik, die sie bei ihren Verhandlungen befolgt. So sehr man sich nun theoretisch und praktisch abgemüht hat, bei dem ersten dieser Elemente das Spiel des Zufalls in engere Gränzen einzuschränken und durch Organisation der Wahlen oder — wie bei der französischen Pairs-Kammer — durch Aufstellung gewisser Kategorieen sich konstanten Verhältnissen mindestens möglichst zu nähern, in desto geringerem Grade ist das zweite Element, so wenig seine Bedeutung sich auch verkennen läßt, der Gegenstand theoretischer sowohl als praktischer Erörterung gewesen. Die Theorie wenigstens hat das Feld, um das es sich hier handelt, brach liegen lassen und es der Praxis anheimgegeben, es zu bestellen, so gut es ging. Nur Jeremy Bentham, dessen scharfsinniger Behandlung der Rechts- und Staats-Wissenschaften kaum Eine ihrer Disziplinen entging, hat sich in seiner, in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Schrift „über die Taktik berathender politischer Versammlungen“ auf den Gegenstand näher eingelassen. Trotz Bentham's Rufe jedoch scheint das Buch mehr seinem Titel als seinem Inhalt nach in Deutschland bekannt zu seyn. Um so mehr dürfte eine kurze Inhalts-Angabe desselben — der wir weiter unten als eine Probe des Ganzen die Uebertragung des in der Ueberschrift der gegenwärtigen Zeilen angegebenen Kapitels folgen lassen — die Billigung unserer Leser zu gewärtigen haben.

Bentham's Buch zerfällt in 36 Abschnitte, die nach einander von den folgenden Gegenständen handeln: 1) Von dem Gegenstand des Werkes überhaupt. 2) Von den politischen Körperschaften, sowohl denjenigen, die nur für eine bestimmte Zeit und für einen bestimmten Zweck zusammentreten, als von denen, die permanent sind. 3) Von der Oeffentlichkeit. 4) Von der Zertheilung des gesetzgebenden Körpers in zwei Versammlungen. 5) Von den Unzuträglichkeiten, die eine berathende Versammlung vermeiden muß. 6) Vom Präsidenten. 7) Von der pflichtmäßigen Initiative und von dem jedem Mitgliede zustehenden Rechte, Vorschläge einzubringen. [Diesem Kapitel ist eine Anmerkung über die Anwesenheit der Minister bei den Berathungen der Versammlung beigefügt.] 8) Von den verschiedenen Handlungen, welche der Fassung eines Beschlusses vorausgehen. 9) Von der Promulgation der Beschlüsse, von den Gesetzes-Vorschlägen, den Amendements und der Geschäfts-Ordnung. 10) Von der schriftlichen Einbringung der Gesetzes-Vorschläge, und inwiefern dieselbe nothwendig sey. 11) Von der Redaction der Beschlüsse. 12) Von einer mechanischen Vorrichtung, die zum Zwecke hat, durch Tableaus und vermöge der Anschauung, der Versammlung die Materien, über die sie zu verhandeln hat, näher zu bringen. 13) Von der Eröffnung der Debatten. 14) Ueber die freie und die strikte Debatte. 15) Von der Einheit des Zweckes bei der Debatte. 16) Von der Trennung der Debatte und der Abstimmung. 17) Von den Uebelständen, die sich aus einer bestimmten Reihefolge der Redner ergeben. 18*) Von den drei Lesungen eines Gesetz-Entwurfs. 19) Von der Verstattung geschriebener Reden. 20) Von einigen anderen, bei den Debatten zu beobachtenden Regeln. 21) Von Amendements. 22) Von Aufschubs-Anträgen. 23) Von der Abstimmung. 24) Von der offenen und geheimen Abstimmung. 25) Von der summarischen Abstimmung und von der Abstimmung im Einzelnen. 26) Von den Ausschüssen. 27) Von dem Recht, sich aus der Versammlung zu entfernen. 28) Von der Bestimmung der Anzahl der Mitglieder, die erforderlich ist, um eine beschlußfähige Versammlung zu bilden. 29) Von der Nothwendigkeit, die Zeit, wann die Sitzungen eröffnet werden, zu bestimmen. 30) Von der Wahl der Redner [d. h. von einem Mittel, die Zahl der Redner in einer zu großen Versammlung zu beschränken, ohne dadurch die übrigen Mitglieder von der Theilnahme an der Verhandlung auszuschließen]. 31) Von der Art und Weise, die Mitglieder der Versammlung zu placiren, und von der Rednerbühne. 32) Vom Kostüm. 33) Von der Zulassung des Publikums zu den Sitzungen. 34) Von der Nothwendigkeit gewisser Formeln [d. h. gewisser unveränderlicher Ausdrücke, mit denen der Präsident die Stimmen der Versammlung einfordert]. 35) Von Regiements-Tabellen, als einem Mittel, den Mitgliedern das Reglement geläufiger zu machen. 36) Von der Einrichtung der Gebäude, welche zu politischen berathenden Versammlungen bestimmt sind.

*) Das achtzehnte Kapitel rührt nicht von Bentham selbst her, sondern es ist eine Einschaltung des Genfers Etienne Dumont, der Bentham's Manuskript französisch und für den Druck bearbeitete.

Dies die Punkte, die Bentham in seinem Werke abhandelt. Wir geben nunmehr das bereits erwähnte fünfte Kapitel, welches sich mit den Unzuträglichkeiten, die eine berathende Versammlung zu vermeiden hat, beschäftigt und, wie folgt, lautet:

• • •

Die Taktik berathender Versammlungen hat, wie jeder andere Zweig der Kunst zu regieren, das größtmögliche Wohl der Gesellschaft zum Ziel; dieses Wohl ist der gemeinsame Zweck aller Zweige der politischen Wissenschaft. Der besondere Zweck der Taktik berathender Versammlungen aber ist, den Unzuträglichkeiten, den Uebelständen zu begegnen, mit denen eine politische Versammlung in der Ausübung ihrer Functionen zu kämpfen hat, und jede Regel, welche diese Taktik aufstellt, kann ihren Rechtfertigungsgrund einzig in irgend einem zu beseitigenden Uebelstand finden. Um aber die Mittel der Abhülfe zu erkennen, ist vor allen Dingen eine genaue Kenntniß der Uebelstände, denen abgeholfen werden soll, erforderlich.

Diese Uebelstände lassen sich unter den folgenden zehn allgemeineren Bezeichnungen zusammenfassen:

1) Unthätigkeit.
2) Unnöthige Beschlüsse.
3) Unschlüssigkeit.
4) Weitläufigkeiten.
5) Ueberraschung oder Uebereilung.
6) Schwanken in den Maßregeln.
7) Zwistigkeiten.
8) Unrichtigkeiten (Falsa).
9) Entscheidungen, die ihrer Form, und
10) Entscheidungen, die ihrem Wesen nach fehlerhaft sind.

Wir wollen eine jede dieser Bezeichnungen mit einigen Worten näher erläutern:

1) Unthätigkeit. Hier tritt die Voraussetzung ein, daß Sachen vorliegen, die eine Erledigung verlangen, aber nicht erhalten, weil die Versammlung sich mit Nichts beschäftigt. Der Mangel an Thätigkeit kann aus mehreren Ursachen entstehen; es können z. B. Motive fehlen, welche hinlänglich sind, die natürliche Indolenz zu überwinden — es kann an einer vorher festgesetzten Einrichtung mangeln, nach welcher die vorliegenden Arbeiten in einer bestimmten Reihefolge vorgenommen werden — es kann der Fall seyn, daß die Versammlung nur über Vorlagen der vollziehenden Gewalt verhandeln darf. Auch kann es geschehen, daß eine Versammlung deshalb unthätig bleibt, weil — wie das häufig bei den alten französischen General-Ständen vorkam — über gewisse Präliminarfragen, über Schwierigkeiten der Etikette, über das Recht des Vorsitzes, über die Reihefolge, in welcher die zu verhandelnden Gegenstände einander folgen sollen, Uneinigkeit herrscht.

2) Unnöthige Beschlüsse. Ein unnöthiger Beschluß ist nicht allein wegen des Zeitverlustes, den er veranlaßt, ein Uebelstand, sondern auch deshalb, weil jeder unnöthige Beschluß die Masse der vorhandenen Gesetze vermehrt, wodurch das Wesen derselben schwerer zu fassen und festzuhalten wird.

3) Unschlüssigkeit. Darunter verstehe ich jenen Zustand der Unentschiedenheit, in welchem man Angesichts solcher Fragen bleibt, die eine Lösung erheischen.

Ist die vorgeschlagene Maßregel schlecht, so geht durch die Unschlüssigkeit nicht allein Zeit verloren, sondern es erzeugt sich auch im Publikum ein Zu-

stand der Besorgniß — der Besorgniß, daß eine solche Maßregel endlich dennoch durchgehen könne.

Handelt es sich um eine gute Maßregel, so dauern die Uebelstände, denen durch sie abgeholfen werden soll, fort und der Genuß des bezweckten Guten wird so lange hinausgeschoben, bis die Unschlüssigkeit ein Ende findet.

4) Weitläufigkeiten. Was unter diese Bezeichnung gehört, hätte auch unter der vorhergehenden Platz finden können, indessen sind doch zuweilen Unterschirde vorhanden. Man kann sich über Unschlüssigkeit zu beklagen haben, ohne daß Weitläufigkeiten eingetreten sind, z. B. wenn man nach einer einzigen Sitzung sofort aufhört, thätig zu seyn. Umgekehrt kann man bei Fragen, die eine Lösung erhalten haben, über Weitläufigkeiten zu klagen haben. In der Gesetzgebung ist Unschlüssigkeit ungefähr dasselbe, was bei der Justiz Rechtsverweigerung ist; die überflüssigen Weitläufigkeiten in den Verhandlungen entsprechen den unnöthigen Aufschüben in einem Prozeß.

Unter der Bezeichnung „Weitläufigkeiten" lassen sich alle unnütze, keine bestimmte Richtung verfolgende Schritte, alle Präliminarien, welche einer Lösung nicht näher bringen, alle schlecht oder in eine schlechte Reihenfolge gestellte Fragen, alle persönliche Händel, alle von belletristischer Liebhaberei eingegebene Reden zusammenfassen.

5) Ueberraschung und Uebereilung. Ueberraschungen treten dann ein, wenn die Entscheidung einer Frage plötzlich entweder dadurch erfolgt, daß man die Abwesenheit einer grossen Anzahl von Mitgliedern benutzt, oder dadurch, daß der Versammlung nicht die gehörige Zeit gelassen wird, sich über den Gegenstand der Abstimmung vollständig zu unterrichten. Der Uebelstand einer solchen Ueberraschung liegt in der Gefahr, daß die Versammlung etwas ihrer eigentlichen Ansicht Zuwiderlaufendes beschliessen, oder daß wenigstens einer sonst heilsamen Maßregel ein zweideutiger Charakter aufgeprägt werden kann. (Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

I. Einige Bemerkungen über die durch die edlen Metalle der neuen Welt hervorgebrachten Wirkungen.

(Schluß.)

Diese außerordentliche Seltenheit der edlen Metalle erklärt die Ueberraschung und das Entzücken der Spanier, als sie, in Haiti und auf anderen Punkten der neuen Welt landend, das Gold bei den wilden Stämmen als körperlichen Putz oder zu kleinen Arbeitsgeräthschaften, z. B. zu Angeln, benutzt fanden. Welchen Eindruck mußten nicht in Europa die Nachrichten von einem Lande machen, in dem man mit goldenen Angeln auf den Fischfang ging! Haiti indessen besaß wenig Gold. Die Eingebornen trugen es wegen seines Glanzes in kleinen Platten an der Nase oder in Arm- und Stirnbändern, und wenn sie es zugleich zur Verfertigung ihrer Angeln benutzten, so geschah es, weil ihnen andere zu einem solchen Behufe gleich oder mehr taugliche Materialien abgingen. In Begeisterung aber wurden die Conquistadores versetzt durch die wirklich prächtigen Geschenke Montezuma's und durch den Anblick, den ihnen die goldstrotzenden Tempel und Paläste Peru's darboten. Diese Begeisterung stieg bis zum Wahnsinn, als Potosi seinen Silberregen zu verbreiten begann. Hier hatten sie in der That unerschöpfliche Reichthümer entdeckt. Erst von diesem Momente an hat der Preis der Waaren in Europa sich bedeutend geändert. Die Schätze Montezuma's und der Inka's, von denen so viel Aufhebens gemacht worden, waren bei weitem nicht im Stande, irgend etwas herbeizuführen, was einer Revolution im Verhältniß des Waarenpreises zum Geldwerthe nur geglichen hätte. Das sämmtliche Gold, was die Pizarro und Almagro aus den Sonnentempeln nahmen, betrug nicht mehr als 20 Millionen Franken, d. i. nicht mehr als 6000 Kilogramme. Angenommen — was nicht der Fall war — der ganze Raub habe aus Gold bestanden, so war das eine Masse von einem drittel Kubik-Meter. Die gesammte Beute, die in Tenochtitlan (Mexiko) nach der Azteken denkwürdiger Vertheidigung desselben gegen Cortez gemacht wurde, hätte nach Bernal Diaz's Schätzung — die fast doppelt so hoch ist, als die des Cortez — nur 1125 Kilogramme betragen, was, in einem und demselben Volumen, nicht mehr ausmachen würde, als zwei Drittel eines Hektoliters. Ferdinand der Katholische, der Columbus um zehn Jahre überlebte und noch vierundzwanzig Jahr nach der Entdeckung Amerika's regierte, starb so arm, daß die Kosten für sein keinesweges sehr prächtiges Begräbniß nur mit Mühe aufzutreiben waren, und daß man nicht wußte, woher man Trauerkleider für eine Handvoll Diener nehmen sollte. Noch Karl V., sein Nachfolger, unter dessen Regierung Mexiko und Peru für die spanische Krone gewonnen wurden, befand sich häufig in peinlicher Geldverlegenheit.

Allein die Entdeckung von Potosi, welche in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts (1545) fällt, führte endlich jenen Ueberfluß an Silber, den man bisher mehr gehofft als besessen hatte, herbei. Mit diesem Momente ging in den Preisen aller Gegenstände ein gewaltiger Umschwung vor, und die gleichzeitigen Schriftsteller sind voll von den bitteren Klagen der Einen, von dem Frohlocken der Anderen und von dem Erstaunen aller derjenigen, die nicht wußten, welcher Ursache sie eine so außerordentliche Revolution zuschreiben sollten. Von nun an ist für dieselbe Quantität Geldes immer weniger und weniger Arbeit, eine immer geringere Masse von Produkten zu erhalten. Der Hektoliter Korn, den man bisher für 14 — 18 Gramme Silbers kaufte, stieg plötzlich auf 40 und nach und nach auf 50, 60; er gilt jetzt, und schon länger als seit einem halben Jahrhundert, 90. Alle Leistungen, die in einer bestimmten Summe Geldes ausgedrückt waren, wurden nun leichter; die Bezahlenden gewannen, während die Empfänger verloren. So geschah es, daß der große Herr von gestern heute zum armseligen Dorfjunker herabgesunken war. Daraus ergab sich ferner eine politische Folge: denn die gegenseitigen Verhältnisse derjenigen Klassen, welche Leistungen zu thun, und derjenigen, welche Leistungen zu empfangen hatten, änderten sich zum Vortheil der ersteren Klassen. Betrachtet man die Entdeckung Amerika's von diesem Gesichtspunkte aus, so ergiebt sich, daß sie zur Emanzipirung des dritten Standes mitgewirkt und sein Gelangen zur Theilnahme an der politischen Gewalt vorbereitet hat. Und es ist nicht blos auf die eben angegebene Weise, daß sie zu diesem Ende wirkte. Der besondere Einfluß aber, von dem hier die Rede, konnte sich freilich nur dort äußern, wo der Betrag der Leistungen durch gewisse Summen edler Metalle ausgedrückt wurde, nicht da, wo jene Leistungen nach einem anderen Maßstabe spezifizirt wurden oder in natura geschahen. In England, wo jenes der Fall war, wo die ackerbauende Klasse ihren Pacht dem Eigenthümer des Bodens in klingender Münze abtrug und wo die Pachtzeit von langer Dauer war, mußte die Wirkung bei weitem schneller und mächtiger seyn, als in den Ländern des Kontinents, wo der Pachtzins in Erzeugnissen des Bodens entrichtet wurde.

Nicht minder hat die Entdeckung Amerika's das Verhältniß der zwei edlen Metalle gegen einander geändert. Das Gold ist verhältnißmäßig theurer geworden. Der verhältnißmäßige Preis des Goldes und Silbers hängt von verschiedenen Ursachen ab, sowohl von den Productionskosten, als — für einen gegebenen Moment — von dem verhältnißmäßigen Angebot. So lange die kommerziellen Verbindungen sehr eingeschränkt sind, kann das Verhältniß des Goldes zum Silber eben so schnell als stark wechseln, weil dann eine einigermaßen beträchtliche Masse des einen oder anderen Metalls, sobald sie sich irgendwo aufgehäuft hat und dann plötzlich in Umlauf kömmt, sich nicht alsbald wieder vertheilt. So fiel z. B. durch das Gold, was Cäsar entweder aus Gallien brachte oder aus der Schatzkammer der Republik nahm, wo es für die Bedürfnisse des Staates aufgehäuft lag, das Gold auf den neunfachen Werth des Silbers herab; in einer etwas früheren Epoche war dasselbe Verhältniß, in Folge der Eroberung von Syrakus, ausnahmsweise bis etwas über 17 gestiegen. Das gewöhnliche Verhältniß war damals 12. Die Eroberungen Alexander's, durch welche die in den Schatzkammern der asiatischen Fürsten vergrabenen ungeheuren Reichthümer nach Europa kamen, brachten das Verhältniß für die Dauer eines Jahrhunderts auf 10 herab, während es früher 12, ja 13 gewesen war. In Asien herrschte das Verhältniß von 10 vor.

Vor der Entdeckung der neuen Welt galt das Gold ungefähr zehnfach so viel, als das Silber, allein die Ausbeute an letzterem in Amerika ist so beträchtlich gewesen, daß der Preis des Goldes allmälig gestiegen ist. Während des auf die Entdeckung folgenden Jahrhunderts schwankte er zwischen $10\frac{7}{8}$ und 12; während der beiden letzten Jahrhunderte aber zwischen 14 und 16, obgleich er im Allgemeinen im Steigen blieb. Seit mehreren Jahren hat er sich beständig zwischen 15 und $15\frac{1}{2}$ gehalten. Aus diesen Schwankungen läßt sich die für die Praxis wichtige Folgerung ziehen, daß jedes Münzsystem falsch ist, welches ein absolutes Verhältniß zwischen beiden Metallen festsetzen will. Entweder darf nur eines der beiden Metalle die legale Münze seyn — diesen Weg haben die Engländer eingeschlagen — oder, wenn man beide Metalle zuläßt, so müssen die beiderlei Münzen unabhängig von einander seyn und jede der beiden Münzeinheiten muß in einem einfachen Verhältniß stehen zu der Gewichtseinheit. Eben so wie der Franken z. B. ein Gewicht von fünf Grammen Silber von einem gewissen Gehalt ist, so müßte die Goldmünze ein Gewicht von 5 — 10 Grammen desselben Gehaltes seyn, da man in Frankreich einmal das Dezimalsystem angenommen. Der Verkehr würde dann in jedem Moment und für jedes besondere Geschäft das Verhältniß des einen zum anderen Metalle regeln und die Kontrakte würden speziell auf das eine oder das andere Metall lauten. Dadurch, daß man ein Goldstück von 5 Grammen 806 Tausendstel-Grammen feinen Metalls 20 Franken zu nennen beliebte, während man andererseits den Franken auf $4\frac{1}{2}$ Gramme feinen Silbers bestimmte, hat man das Gold aus Frankreich verscheucht. Die Spanier waren besser berathen, als sie ein bestimmtes Gewicht für Einheit sowohl der Gold- als der Silbermünzen annahmen.

In Asien ist das Verhältniß der beiden Metalle ein ganz anderes. In Japan, welches von allen asiatischen Ländern das meiste Gold besitzt, ist das Verhältniß des Werthes zwischen beiden Metallen 8 oder 9 : 1. In China ist es höher; im Anfang des laufenden Jahrhunderts war es 12 oder 13, also niedriger, als in Europa; gegenwärtig soll es ziemlich dasselbe, wie bei uns, seyn.

Es ist zum Erstaunen, wenn man vernimmt, was seit dem Ende des letzten Jahrhunderts aus der Goldproduction in der neuen Welt geworden ist. Sie beträgt 14 — 15,000 Kilogr., die ungefähr drei Viertel eines Kubikmeters oder eine Kugel repräsentiren, deren Halbmesser 36 Centimeter hielte. Diese Verminderung kömmt hauptsächlich auf Brasiliens Rechnung. Die Goldproduction der gesammten neuen Welt beträgt gegenwärtig nicht mehr, als die jenes Reiches vor neunzig Jahren allein betrug. Während des ersten Viertels — wahrscheinlich während der ersten Hälfte — des sechzehnten Jahrhunderts dominirte das Gold, wie wollen nicht sagen: dem Gewichte, aber dem Werthe nach. Die Eroberer machten das Gold, was die Eingebornen von der Oberfläche des Bodens in seinem natürlichen Zustande gesammelt hatten, um Tempel und Paläste damit zu schmücken, zur Beute, und was sie

davon nach Europa brachten, blendete Aller Augen. Von 1645 an bis zum Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gewann das Silber in merklichem Grade die Ueberhand; es waren das die schönen Tage der Bergwerke von Potosi, und es überstieg das Gewicht des gewonnenen Silbers das des Goldes in dem Verhältniß 60 : 1. Darauf kam, ohne daß der Zufluß des Silbers sich verminderte, die Zeit der brasilianischen Goldbergwerke, während zugleich die goldhaltigen Lager von Choco, Antioquia und Popayan Gold lieferten. Der Handel bezog aus Amerika auf 30 Kiloge. Silber 1 Kilogr. Gold. So blieb es bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus, wo die Silberbergwerke Mejiko's ihren Glanz zu entwickeln anfingen und das Verhältniß 40 : 1 stand. Während der Ertrag der mejikanischen Bergwerke wuchs, sank Brasilien, und so überstieg beim Beginn unseres Jahrhunderts das Silber 57mal das jährlich gewonnene Gold. Gegenwärtig herrscht das Silber minder vor; wir sind sogar fast auf das Verhältniß 40 : 1 zurückgekommen, allein dies möchte einer vorübergehenden Verminderung der Silberproduction zuzuschreiben seyn. Das Silber hat für die Zukunft mehr Chancen, als das Gold, obgleich von letzterem neuer Zufluß aus Neu-Granada zu erwarten steht.

Auf diese Weise ist mit der Entdeckung Amerika's das Gold im Verhältnisse zum Silber theurer geworden, ja diese Steigerung seines Werthes würde noch fühlbarer gewesen seyn, wenn Amerika allein bei der Ausbeutung der edlen Metalle im Spiele gewesen wäre, da die anderen dergleichen Metalle erzeugenden Länder in einem geringeren Maße Silber geliefert haben. Wenn Amerika seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts weniger Silber lieferte, so war doch diese Abnahme weder allgemein, noch überall gleichmäßig. Vorzüglich sind es Mejiko und Bolivia, die verloren haben, und — was Mexiko angeht — so kann man einen Theil der Abnahme den Bergwerken selber beimessen, die nicht mehr so einträglich sind, als beim Schlusse des verflossenen Jahrhunderts. In Chili ist die Zunahme am bedeutendsten, wie denn überhaupt dieses Land durch seine Lage am Meere hin und durch eine intelligente Regierung gedeiht. Die Bevölkerung, statt, wie die mejikanische, von ewigen, allen Unternehmungsgeist lähmenden Erschütterungen heimgesucht zu werden, kann sich in vollkommener Sicherheit ihrer Thätigkeit überlassen. Ganz neue Metall-Lager werden daher mit Eifer bearbeitet. Unglücklicherweise fehlt es, wie im ganzen spanischen und portugiesischen Amerika, an den einfachsten mechanischen Kenntnissen, und man würde sich vergebens nach den einfachsten Hülfsmitteln europäischer Industrie umsehen. Wie in der iberischen Halbinsel und in der Türkei, hat man noch keinen Begriff von den Vortheilen einer fahrbaren Straße, und während Mac-Adam ein Mythus ist, gleich dem Hippogryphen, bleibt der Arriero mit seinen Maulthieren noch immer der höchste Ausdruck der Kunst der Transporte.

Frankreich.

Die Todtenfeier im Pariser Invalidenhause am diesjährigen 5. Mai.

Die schauerlich großartige Ritterzeit der Napoleonischen Heldentage, sie ist vorüber, sie ist, wie Ossian sie nennen würde, „Times of Old". Die blutrothe Tugend aggressiver Tapferkeit hat ihren glänzenden Purpur abgelegt und ihn im Tempel der Klio als Weihgeschenk aufgehängt, wie einst die schöne Korintherin ihren verführerischen Gürtel im Tempel der Venus, und sie hat von ihrer Farbe nichts übrig behalten, als die Schamröthe, so viel Geist, Kraft und That der Zerstörung menschlichen Glückes geopfert zu haben, statt sie der Erhöhung desselben zu weihen. Dahin ist die Furcht und die Anhänglichkeit für einen Ruhm, der sich, wie sein Symbol, der Adler, von Leichen nährt, der den Beistand des eigenen Fleißes selten bedarf, die Erfolge des fremden Fleißes aber vernichtet; er ist gewichen, dieser Ruhm, vor dem schöneren Ruhm der Arbeit, Thätigkeit, Ausdauer, des schöpferischen Nachdenkens, Erfindens und Fortschreitens; er ist zu den Sternen gestiegen und hat den Geschlechtern der späteren Zeit das Eisen seiner Kanonen und Kugeln zu besserer Verwendung zurückgelassen, zu Schienen und Schiffen. Mag man immerhin unser eisenbahnernes Zeitalter ein prosaisch erwerbsüchtiges nennen und es zu Gunsten der Napoleonischen Heldenperiode schmähen, es begründet doch sein Verdienst, ja sein Uebergewicht dadurch, daß es die Arbeit und das Nachdenken allgemein und nothwendig macht, während früher das zur Kunst und Wissenschaft erhobene Faustrecht sich nur den Ertrag fremder Arbeit aneignete und noch dazu den Arbeiter mit dem Tode bestrafte. In Frankreich selber bekennt sich die Majorität des Volkes nicht mehr zum Kultus des Bonapartischen Kriegsruhms; er lebt nur noch in den zahlreichen Geschichtswerken, in den Gräbern des Invalidenhauses, des Père Lachaise und in den wenigen noch übrigen Helden mit den Silberlocken, mit den gerechten Ansprüchen auf Ehrfurcht und Bewunderung.

Aber wenn sich unsere Zeit auch, in höherer Moral und richtigerem Sinn für Menschenwohl, von dem Bekenntnisse der Napoleonischen Denk- und Handlungsweise losgesagt, so sagt sie sich doch nicht von der Bewunderung los, die man dem Heldenmuthe, der Tapferkeit, Aufopferung und Treue im Allgemeinen so gern zollt, und die hier in so hohen Graden auftreten, daß viele Vergleichungen ihnen nur zur Folie werden. Es wird bis in die spätesten Zeiten Männer geben, welche mit Wärme und Staunen die Großthaten des Imperators und seiner Getreuen umfassen werden; es wird stets noch so viel hochherzige Gesinnung im Menschengeschlechte bleiben, um die wahre Größe des Waffen- und Herrscherruhmes, so wie die unerschütterliche Hingebung und Treue, zu würdigen; es wird für immer die zwanzigjährige Laufbahn der Bonapartischen Thaten den gewaltigen Eindruck erhabener Poesie zurücklassen, die, als genüge ihr der Reichthum epischer Stoffe nicht, unter wehmuthsvollen Akkorden der Elegie ihre tragischen Klänge verhallen läßt. Ja, die Ehrfurcht und Theilnahme für gefallene Größe, dieser wundersame Reiz des Unglücks, hat dem Bilde Napoleon's und seiner Anhänger nur noch gefehlt, um es in vollendeter Erhabenheit der Nachwelt zu überliefern.

Die jüngste Feier des 5. Mai hat, trotz der ergreifenden Färbung einer ihr eigenthümlich verliehenen Trauer, gezeigt, wie geschmolzen das Häuflein der Götzendiener des kriegerischen Ruhms, aber auch wie schwach das Häuflein der Verehrer edler Seelengröße in Paris ist. Zwei Hephästionen des Kaisers wurden beigesetzt, aber der Alexander und das Volk fehlten, um die Leichenfeierlichkeit durch Aufwand und Gegenwart zu verherrlichen; zwei Abner wurden begraben, aber kein König David folgte mit Thränen im Auge und Klageliedern im Munde dem Sarge der abgeschiedenen Freunde! Duroc und Bertrand, zwei Männer, deren Namen man nur auszusprechen braucht, um ein allgemeines Gefühl von Verehrung in tiefe Bewegung zu bringen, sind an der Seite des Kaisers im Invalidenhause beigesetzt worden, und die französische Regierung hat fast nichts mehr bei der Feierlichkeit gethan, als daß sie dieselbe geduldet, und das Pariser Volk und die französische Armee haben fast nichts weiter dabei gethan, als daß sie derselben nicht gespottet; nur ein geringer Ueberrest der „Heiligen Schaar" reihte sich, in der Kleidung und in der Gesinnung der Kaiserzeit, um das offene Grabmal, nicht um zu preisen und zu verehren, sondern um auf das baldige Wiedersehen des Kriegsfürsten und der Waffenbrüder sich vorzubereiten. Doch wir müssen ein Wort über Duroc und Bertrand sprechen, denn so lieblich auch ihr milder Glanz am Sternenhimmel der Treue, des Herzensadels und des Ruhmes strahlt, so mag es doch in einer Zeit, wo man aufmerksamer die Erde wie den Himmel beobachtet, manchen Leser geben, der dankbar für die Hinweisung auf dieses holde Gestirn seyn dürfte.

Das Vaterland des Duguesclin und des Bayard hat in der französischen Revolution ähnliche, in ihrer Art größere Männer hervorgebracht. Wer kennt, wer zählt sie Alle! Die Bessière, Marceau, Desaix, Carnot, Foy, Drouot, Fabvier, Latour d'Auvergne rc. sind nicht die Einzigen, die glorreich mit den Heroen Griechenlands und Roms um die Palme der Tugend ringen dürfen; keiner aber unter Allen übertrifft die beiden auf einander folgenden Großmarschälle des kaiserlichen Palastes, keiner thut es an wahrhafter Seelengröße einem Duroc und einem Bertrand zuvor. Viele andere französische Oberoffiziere waren die Freunde des Kaisers, Duroc und Bertrand waren die Freunde Napoleon's; viele Andere waren die Verehrer des glücklichen Kaisers, Bertrand war der Verehrer des unglücklichen Napoleon, und Duroc würde es gewesen seyn, wäre es ihm beschieden gewesen, die Gelegenheit dazu zu erleben. Duroc, der sich auch der Freundschaft des hochseligen Königs von Preußen erfreute, dessen höchsten Orden er trug, lebte 17 Jahre an der Seite des Generals und Kaisers unter den innigsten Verhältnissen gegenseitiger Zuneigung. Am Tage nach der Schlacht bei Bautzen traf ihn eine Kanonenkugel ganz in der Nähe des kaiserlichen Freundes, den er mit seinem Blut bespritzte und in dessen Armen er nach unsäglichen Schmerzen unter rührenden Worten verschied.*) Die Trauer Napoleon's sprach sich in Thränen aus und in einer Betäubung, die ihn, den sonst unaufhaltsamen Verfolger eines geschlagenen Feindes, eine Zeit lang von aller Theilnahme an der Verfolgung entfernte und den Rückzug des preußisch-russischen Heeres begünstigte. Napoleon's guter Stern in Deutschland schien mit Duroc untergegangen zu seyn, denn von nun an gewann er nur noch die einzige Schlacht bei Dresden, die aber durch die Niederlage bei Kulm zu seinem Verderben ausschlug. Napoleon legte in der Gegend eine Summe Geldes nieder zur Errichtung eines würdigen Denkmals an dem Orte, wo der tapfere Freund gefallen war, aber der russische General, der nach der Vertreibung der Franzosen aus der Lausitz dort den Oberbefehl führte, hatte nicht edelmüthigen Sinn genug für das Schöne und Gute beim Feinde; er vernahm von dem Daseyn des geweihten Geldes und bemächtigte sich desselben als profaner Beute.

Bertrand, schon durch seinen Namen an Bertrand Duguesclin erinnernd, ward der Nachfolger Duroc's als Großmarschall des Palastes, und ihm ward in höherem Maße die Gelegenheit zu Theil, seine Geschicklichkeit als Ingenieur, seine Geschicklichkeit und Tapferkeit als Feldherr und seine hochherzige Gesinnung als treuer, der größten Aufopferung fähiger Freund geltend zu machen. Vom Morgenrothe bis zum Abendrothe des Kaisers führt er für denselben ritterlich das Schwert und kunstvoll das Senkblei, und als dessen dunkle Nacht angebrochen, da ist er seine Leuchte und sein Trost. Ehret den ritterlichen Sänger Blondel, er hat seinen gefangenen König aufgesucht und getröstet; ehret den ritterlichen Maler Lukas Kranach, der seinem gefallenen Fürsten so treu gefolgt; aber ehret mehr den Mann, welcher unter der ehernen Kriegerbrust ein so warm für Freundschaft schlagendes Herz besaß, der mit dem schwachen Weibe und den zarten Kindern das geliebte Vaterland, den civilisirten Boden Europa's, verließ, um sich neben seinem unglücklichen Wohlthäter und Freund an den unwirthbaren und todaushauchenden Felsen schmieden zu lassen, und das zu einer Zeit, wo Untreue, Ver-

---

*) Nach manchen zärtlichen Worten, die Beide wechselten, sagte D. zu N.: „Entfernen Sie sich, Sie leiden zu sehr!" In solchen furchtbaren Todesaugenblicken und im Munde eines Duroc können diese Worte keine höfliche Artigkeit oder gar Eitelkeit, sondern eine eben so naive wie tiefgefühlte Wahrheit seyn.

rath und Abtrünnigkeit nicht für Sünde, sondern nach dem Maßstabe des abwerfenden Gewinnes für Klugheit gehalten wurden, und das zu einer Zeit, wo der Gegenstand solcher großen Hingebung unter der Verurtheilung und der Acht der Völker lag!

Beide noble Paladine des Kaisers ruhen jetzt an dessen Seite und erinnern uns an die „beiden Grenadiere" in Heine's berühmtem Liede. Gewaffnet mit dem Glanze ihrer Tugend, liegen sie im Grabe, um ihren Kaiser zu schützen gegen jeden feindlichen Angriff seiner Verkleinerer von Madame Staël bis auf Oberst Mitchell. Jede künftige Schmähung, die über die Asche Napoleon's herfallen will, muß von nun an über die Leichen dieser beiden Grenadiere schreiten, aber da angekommen, wird sie erschreckt zurückweichen, fühlend, daß, wer solche Freunde zu finden und bis zu solcher Liebe zu fesseln vermochte, doch kein blos gewöhnliches Herz haben und keine blos gewöhnliche Achtung einflößen konnte. Und so ist die erhabene Tugend der Freunde nicht blos die Freude des siegreichen Herrschers und der Trost des gefangenen Besiegten gewesen, nein! sie ist, Aeonen fortdauernd, die Schirmerin seines verleumdeten Ruhmes; denn noch einmal, beim Anblick solcher rührenden Treue und Freundschaft von beiden Seiten muß sich der Tadel mildern, muß sich der Haß entwaffnen lassen.

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkte zurück, zur Feier des 5. Mai, wobei es für viele Leser eben so wohlthuend seyn wird, wie es für den Schreiber war, einen Namen zu finden, der gefeiert durch die gebildete Welt klingt, der ebenfalls ein treuer Freund Napoleon's war, der in diesem edlen Bunde würdig als der Dritte erscheinen mag: denn Fabvier ist gleichfalls eine sittliche Größe, gleich Bertrand und Duroc, eine Zierde ritterlicher Helden, ein Stolz des neueren Frankreich. Ein Lothringer, also ein halber Deutscher von Geburt, wie Duroc (Beide sind zu Pont-à-Mousson geboren), war er gleich diesem voll Hingebung für seinen Kaiser; aber ihm war es vergönnt, nicht blos im Namen des Ruhmes, der Treue und der militairischen Ehre zu kämpfen, er hat später den Degen, den er bei der Capitulation von Paris weinend in die Scheide steckte, für einen viel höheren Zweck und mit bleibenderem Erfolg geführt; er hat das sich gegen das türkische Joch erhebende Griechenland unter großen Gefahren befreien helfen und dabei immer gezeigt, daß er nur die Stimme der Freiheit und der Tugend hört. Er nun war es, der die Grabrede hielt, als man Duroc's Asche einsenkte, eine Rede, die ihrer antiken Kürze und ihrer antiken Größe wegen überrascht. Sie nimmt in dem Constitutionnel nicht volle 16 Zeilen ein, ist aber so schön und ergreifend, daß wir sie hier vollständig, und zwar im Original, wiedergeben, um vom Sinne des Originals auch nicht den leisesten Schatten zu verfehlen. Sie lautet:

„Messieurs, ce n'est point sous ces voûtes qui abritent tant de vaillans défenseurs de la France, que je viendrai vous parler des services, des blessures, des actions d'eclat de Duroc: comme eux, il a été intrépide, dévoué, désintéressé, modeste. Je ne vous dirai qu'un mot, il suffit à sa gloire. Napoléon désarmé par ceux qu'il voulait défendre va rentrer dans la vie privée: il demande à finir sa carrière sous le nom du colonel Duroc. Tel est le magnifique, l'impérissable monument que le tendre coeur de Napoléon a élevé a la mémoire de Duroc, à la sienne propre.

„Chers et vénérables vétérans, quand vous allez retrouver le chef, dites-lui que sa gloire grandit et s'épure chaque jour. Que cette cérémonie même est un hommage que nous rendons à son coeur aimant, en rapprochant de lui deux amis fidèles."

F. Lt.

Mannigfaltiges.

— O'Connell's Tod. (Zweiter Artikel.) Der große Agitator Daniel O'Connell starb zu Genua im 73sten Jahre seines Alters, das vermöge seiner Constitution noch um viele Jahre höher hätte steigen können. Brach sein Riesengeist an der wachsenden Undankbarkeit seiner Landsleute? Brach sein Herz an dem Anblicke des Elendes seiner Landsleute? Oder brach sein Lebensmuth an dem Bewußtseyn, daß er seine Landsleute mit der Hoffnung auf die Auflösung der Union (die Repeal) getäuscht habe? Man erzählt von Themistokles, daß er, überhäuft mit Ehren und Reichthümern vom Perserkönig, gestorben sey, entweder aus Verzweiflung, sein dem Xerxes gegebenes Versprechen, Griechenland zu unterwerfen, nicht erfüllen zu können, oder aus Verzweiflung, es erfüllen zu müssen; O'Connell verzweifelte gewiß auch an der Erfüllung der Repeal, allein er hatte ein viel besseres Gewissen, als der große Grieche, denn er hat sein irisches Vaterland selbständig machen wollen, während es Jener den Fremden preisgeben wollte; Beide kommen aber darin überein, daß sie es, und zwar in reiner Vaterlandsliebe, mit ihrem Versprechen nicht Ernst meinten. O'Connell war weit entfernt, Irland von Großbritanien reißen zu wollen, von Großbritanien, das Alles, was es berührt, zu Gold macht; seine Absicht war vielmehr, es enger daran zu knüpfen, indem er gleiche Behandlung für beide Reiche erzwingt. Die Repeal war nur für ihn das Palladium, um das sich alle Iren sammeln und somit ihm, dem Träger dieses Palladiums, folgen, und dadurch war sie das Schreckbild und die Waffe gegen die feindseligen Tories; aber als aufgeklärter Staatsmann betrachtete er seine Repeal, wie aufgeklärte Juden den von den Rabbinen erhofften politischen Messias: sie wissen, daß dieser nicht in Länder kommen wird, wo die Juden schon politisch frei und von der bürgerlichen Ungleichheit erlöst sind. Aber die fanatischen Irländer, in vollem Hasse gegen die Sassen und Protestanten, nahmen die Repeal für Ernst, mahnten den Führer oft daran und fluchten in letzterer Zeit seiner Ruhe; dies, verbunden mit dem Elende des Volkes, verbunden mit dem Abfalle vieler einflußreichen Anhänger, verbitterte sein Leben und führte es vielleicht 15 Jahre vor der Zeit ins Grab.

O'Connell, der von Königen abstammt, hinterläßt durch seinen Tod einen größeren Eindruck, wie der Tod manches Landesherrn; auf die innere Verwaltung Großbritaniens und selbst auf die auswärtige Politik wird er nicht ohne lange Nachwirkung bleiben; aber die große Mission O'Connell's ist gelöst, vielleicht gar durch seinen Tod die Lösung gerettet. Wie oft sterben Fürsten und ziehen alle ihre großen Schöpfungen mit ins Grab, da dieselben nur aus ihrer persönlichen Kraft hervorgingen und daran geknüpft blieben; die Schöpfungen O'Connell's können nicht mit ihm untergehen! Die zwei größten Männer des britischen Reichs sind Irländer; sie heißen Wellington und O'Connell. Der Erstere hat an der Spitze der Tories den Besieger Europa's besiegt, der Zweite hat an der Spitze des irischen Volkes die Tories und den Besieger Napoleon's besiegt. Aber dieser Sieg war nicht auf das Glück und den Zufall eines Tages, auf die Laune des Schlachtengottes gestützt, sondern war die Folge langjähriger Thatkraft, die Frucht eines unerschütterlichen Geistes, der sich die Aufgabe gestellt und gelöst hat, Irland wie England, Großbritanien wie der ganzen Welt zu zeigen, daß Gesetze und Gerechtigkeit stärker sind als Gewalt der Waffen und vererbte Privilegien der Ungerechtigkeit. O'Connell hat das irische Volk für die richtige Stellung seiner Ansprüche erzogen und den Tories gelehrt, wie es fortan unmöglich für sie ist, Irland, sey es unter dem falschen Schein von Staatsweisheit, sey es unter dem Deckmantel der Religion, zu unterdrücken; er hat unter allen Wechselfällen des Kampfes in wohlberechneter Mäßigung den wilden Leidenschaften seiner Landsleute den Zaum des Gesetzes angelegt und so seinen Feinden den Vorwand zur Gewalt entrissen, während er den Unterdrückten die unwiderstehliche Kraft der auf gesetzlichem Wege von einem zahlreichen Volke geforderten Gerechtigkeit zeigte. Die Ueberzeugungen, welche er beiden Parteien beigebracht hat, werden hier Muth zum Ausharren verleihen und dort ihn nehmen, und welches Ministerium auch von jetzt an in England herrschen mag, es wird Irland Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Und dies ist das Werk des verstorbenen Agitators!

F. Lt.

— Französische Volksdichter. Unter dem Titel „Les Poëtes du Peuple au XIXe Siècle" hat ein Herr Alph. Viollet eine Sammlung von Lebensbeschreibungen und Versen französischer Volksdichter herausgegeben, unter welcher letzteren Benennung er jedoch nicht sowohl Dichter für das Volk, als Dichter aus dem Volke, verstanden hat. Um in sein literarisches Pantheon aufgenommen zu werden, ist es, wie der Verfasser selbst sagt, durchaus nothwendig, sich auch durch Kenntnisse nicht über das Volk zu erheben. Es ist also nicht hinreichend, Schneider, Schuhmacher, Maurer u. s. w. und dabei zugleich Dichter zu seyn, sondern man muß auch Beweise seiner Unwissenheit gegeben haben — gewiß eine eigenthümliche Auffassung des Begriffes poesie du peuple! Dichter, wie den Bäcker Reboul und den unglücklichen Hegesippe Moreau, hat Herr Viollet nicht der Erwähnung werth erachtet, weil sie zu vielen Unterricht genossen, dagegen finden sich unter den von ihm ausgezeichneten 21 Unwissenden so viele mittelmäßige Reimer, daß es schwer ist, zu entscheiden, was mangelhafter an diesen Poeten, ob ihre Kenntnisse oder ihre Verse. Die Kunst, mittelmäßige Gedichte zu machen, ist bekanntlich von allen Künsten die verbreitetste und die leichteste; deshalb ist es nur zu verwundern, daß es überhaupt noch Wunder erregt, wenn auch Männer, die keine Schulbildung erhalten haben, diese Kunst üben, besonders wenn man erwägt, daß unsere Schulbildung meistens von der Art ist, daß sie in den jungen Leuten den Keim der Poesie erstickt, statt ihn zu entwickeln, wie es die Natur zuweilen bei denen thut, die sich selbst überlassen bleiben. Je mehr wir uns also für Männer von wahrem Talent, wie z. B. für den armen Schustersohn Andersen, interessiren, die alle Schwierigkeiten ihrer niederen Stellung zu überwinden wußten, um so weniger können uns jene Schmeicheleien gefallen, die einem sogenannten Poeten blos darum zu Theil werden, weil er ein Handwerker ist, dem man vielmehr das Nec sutor ultra crepidam! zurufen sollte. Dem französischen Pantheon des Herrn Viollet könnten wir in Deutschland viele Hunderte von Handwerkern gegenüberstellen, die weit lebensfrischere und darum unendlich bessere Verse dichten, ohne daß sie deshalb auf Herausgabe ihrer Lebensbeschreibungen Anspruch machen. Wir berufen uns unter Anderem auf die beiden Sammlungen der „Gedichte aus dem Berliner Handwerker-Verein, Johannisstraße Nr. 4.", die freilich auch viel enthalten, was ein bloßer Wiederschein und ein Echo dessen ist, was die jungen Handwerker gelesen oder gehört haben, aber im Vergleiche mit jenen poëtes du peuple haben wir hier ein wahres Schatzkästlein poetischer Gedanken, wenn auch freilich immer noch keine Volkspoesieen.

— Geschichte der Reformation. Von der rühmlichst bekannten Histoire de la réformation du XVIe siècle, von J. H. Merle d'Aubigné, ist ganz kürzlich der vierte (728 S. starke) Band erschienen. Die beiden ersten Bücher dieses Bandes umfassen die Geschichte der Protestation in Speyer und der Konfession in Augsburg, während die beiden letzten Bücher von der Reformation in den verschiedenen Schweizer Kantonen und von den Begebenheiten handeln, die unmittelbar auf die Katastrophe von Cappel folgten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 66. Berlin, Donnerstag den 3. Juni 1847.

England.

Ein Blick auf die Ausbildung der Communicationsmittel in England, mit besonderer Rücksicht auf die Herabsetzung des Briefporto.

Das 19te Jahrhundert wird in der Geschichte als das Zeitalter der Industrie betrachtet werden. England hat zuerst diese Richtung eingeschlagen und alle civilisirte Völker folgen derselben jetzt mehr oder weniger. Die Maschinen sind von Barcelona bis Moskau, vom Delaware bis zur Donau in voller Thätigkeit. Ueberall sucht man jetzt mit demselben Eifer Ingenieure, Mechaniker und Chemiker, mit dem man früher nach Offizieren und Soldaten fragte. Daß die Industrie seit funfzig Jahren so ungeheure Fortschritte gemacht hat, läßt sich nur aus dieser besonderen Vorliebe für sie erklären. Nicht nur dadurch, daß die Kraft des menschlichen Arms durch die Maschinen bis ins Unendliche vervielfältigt wird, sondern auch durch die hier überall sich geltend machende Verbindung der rohen, materiellen Gewalt mit der sie theils unterstützenden, theils leitenden, theils auch mäßigenden Kraft der Intelligenz hat sich die Production bis zu einem früher nie geahnten Grade entwickelt. In weniger als einem halben Jahrhundert hat die Bearbeitung des Eisens, der Baumwolle und der Wolle ganze Städte ins Daseyn gerufen, von denen einige 100—300,000 Einwohner zählen.

Wie bedeutend indessen auch die Fortschritte der Industrie seyn mögen, die Ausbildung der Communicationsmittel scheint wo möglich in noch großartigerem Styl und rascherem Verhältniß vor sich gegangen zu seyn. Im Jahre 1770 waren in England die Straßen so schlecht, daß Arthur Young sie, in Ermangelung eines anderen Beispiels, mit den Wegen in der Unterwelt verglich; sechzig Jahre später hatten allein die chaussirten Wege in England und Wales eine Ausdehnung von mehr als 3600 deutschen Meilen. Im Jahre 1798 brauchte man 19 Stunden, um vermittelst der Eilwagen die 80 englischen oder 16 deutschen Meilen zwischen Gosport und London zurückzulegen; seit 1830 wurde diese Entfernung durch die Malle-Posten in 8 Stunden durchlaufen; heute kommt man auf der Eisenbahn in 1⅞ Stunden von einem Orte zum anderen, wobei 30 engl. oder 10 deutsche Meilen auf die Stunde gerechnet werden.

Das Patent für die Ausführung des Bridgwater-Kanals wurde im Jahre 1759 gegeben. Es bedurfte damals der ganzen Ausdauer des Herzogs von Bridgwater und des Genies eines Mannes wie Brindley, um das Unternehmen zu Ende zu führen. Seitdem hat der praktische Geist der Nation alle derartige Hindernisse, wie sie damals bestanden, glücklich zu überwinden gewußt. Die Schifffahrt auf den Kanälen und schiffbar gemachten Flüssen hat jetzt in England allein eine Ausdehnung von 4000 englischen (800 deutschen) Meilen. Die Vereinigten Staaten haben, indem sie das Beispiel Englands nachahmten, den Mutterstaat noch überholt. Außer dem Kaledonischen Kanal, der eine Verbindung zwischen dem Nordmeer und dem Meere von Irland herstellt, kann man noch den Erie-Kanal erwähnen, ein fast endloses Verbindungsmittel, wodurch die inneren Meere der Union mit der Hudsons-Bai und dem Atlantischen Ocean in Zusammenhang stehen.

Aber den größten Triumph, den der Geist der Association seit zwanzig Jahren in Europa und Amerika sich bereitet, bildet unstreitig die Ausführung der Eisenbahnen. Die erste Linie, die für den Personen-Verkehr in Anwendung kam, war die von Liverpool nach Manchester. Seit dem Jahre 1828, in dem diese Linie dem Publikum übergeben wurde, haben die Eisenbahnen in England einen solchen Aufschwung erhalten, daß jetzt nahe an 3000 englische (600 deutsche) Meilen befahren werden und fast eben so viele in Arbeit oder in Vorschlag sind. Man kann die wirklich dafür verausgabten Kapitalien auf eine Summe von 800 Millionen Thaler und die Gesammtsumme der angelegten Kapitalien auf 1300 Mill. Thaler veranschlagen. Das übrige Europa folgt, obwohl mit ungleichem Schritt, dieser gewaltigen Bewegung. Belgien hat die etwas heterogenen Provinzen seines Landes durch ein Netz von 500 Kilometer (über 80 deutsche Meilen) mit einander in Verbindung gesetzt, und Preußen benutzt die Eisenbahnen theils dazu, seine Länge mit seiner Breite in ein besseres Verhältniß zu setzen, theils seinen schwachen Punkten eine kräftigere Schutzwehr zu geben. In vier Jahren wird Frankreich an 1000 Lieues Schienenwege besitzen; Deutschland hat sie bereits, und Italien wird bald nachfolgen.

Wenn die Eisenbahnen die Entfernungen abkürzen, so werden sie durch die elektrischen Telegraphen völlig aufgehoben. In weniger als zwei Minuten kann man eine Nachricht von Paris nach Versailles absenden und auf demselben Wege Antwort erhalten. Diese Zwischenzeit wird nicht länger, wenn die Linie ohne Unterbrechung von Paris nach Marseille eingerichtet seyn wird. Die Elektrizität durchfliegt die weitesten Räume mit der Schnelligkeit des Gedankens, und wenn es möglich wäre, den Traum einiger Saint-Simonistischen Phantasten zu verwirklichen, nämlich Petersburg mit Madrid, und London mit Kalkutta durch einen fortlaufenden Eisendraht zu verbinden, so würde man im Stande seyn, die Pulsschläge des Erdballs mehrmals an einem Tage zu zählen. Vorläufig muß man sich damit begnügen, daß in England der elektrische Telegraph schon dem Publikum zur freien Benutzung gestellt ist; und zwar kostet die Absendung einer Depesche von London nach Southampton vermittelst des elektrischen Telegraphen nicht mehr, als in Frankreich ein einfacher Brief auf der Post von Paris nach Perpignan oder Marseille betragen würde. Wenn die Porto-Taxe in England sich noch, wie vor der Reform von 1839, durchschnittlich auf 9 Pence (etwa 7 Sgr.) für den einfachen Brief beliefe, dann freilich würde die Erfindung und der Gebrauch des elektrischen Telegraphen für den Schatz von keinem Vortheil gewesen seyn; aber England hat sich vorsichtig und konsequent gezeigt. Da es den Waaren-Transport und den Personen-Verkehr erleichterte, wollte es auch die Gedanken-Verbindung befördern. Mit der Aera der Eisenbahnen trifft daher die Herabsetzung der Porto-Taxe auf einen gleichförmigen Satz von einem Penny (etwa 9 Pfennige) für das ganze Königreich zusammen. Während die Zahl der Reisenden sich um das Dreifache vermehrte, stieg durch den geringen Portosatz die Zahl der Briefe von 75 Millionen auf 300 Millionen im Jahre.

Die Reform des Post-Tarifs wurde auf beiden Seiten des Kanals fast zu gleicher Zeit in Vorschlag gebracht. Die Broschüre Rowland Hill's erschien zu London gegen das Ende des Jahres 1836; das Werk Piron's, worin derselbe Portosatz (10 Centimes) für die innerhalb der Stadt (auf der Stadt-Post) beförderten Briefe und eine gleichförmige Taxe von 20 Cent. (1½ Sgr.) für die von einem Büreau zum anderen zirkulirenden Briefe gefordert wurde, erschien zu Paris kaum ein Jahr später. Wennschon in diesem letzteren Vorschlage der Einfluß seines englischen Vorgängers nicht zu verkennen ist, so ist dagegen die Einrichtung, frankirte Briefe durch einen den Porto-Betrag angebenden Stempel zu bezeichnen, wodurch eine bedeutende Zeitersparniß bei der Ausgabe der Briefe erreicht wird, durchaus französisch. Schon vor fast 200 Jahren (1653) errichtete ein Herr von Velager, dem man die Einführung der kleinen Post verdankt, zu Paris ein Büreau, wo man für den Preis eines Sou frankirte Brief-Umschläge verkaufte, welche den darin eingeschlossenen Brief ohne weiteren Aufenthalt an den Ort seiner Bestimmung gelangen ließen. Der Gedanke einer Frankirung vor Absendung des Briefes hat eben solches Glück gemacht, wie die Erfindung der Dampfmaschinen. Die Theorie gehört Frankreich an, die Praxis England. Es ist dies ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Nationen. Während in Frankreich die Ideen und selbst die daraus zu ziehenden Vortheile nicht hinreichen, sondern noch die Leidenschaft mit ins Spiel gezogen werden muß, um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, so findet in England jedes auf Verbesserung vorhandener Institutionen abzielende Projekt, gleichviel, ob gut oder schlecht erdacht, auf der Stelle Anklang und Unterstützung. Die Tagesblätter fangen den Funken auf, fachen ihn an; es bilden sich Parteien, die Meinungen theilen sich, indem sie immer festere Wurzel fassen und eine Agitation herbeiführen, die endlich bis zu den Thüren des Parlaments vordringt.

Aber obgleich die in gewisser Weise regelmäßige Entwickelung der Agitation ein charakteristisches Moment in den öffentlichen Sitten Großbritaniens ist, so hat doch keine einen so umfassenden und schnellen Erfolg gehabt, als die durch Rowland Hill hervorgerufene Reform. Im Jahre 1837 veröffentlichte er die zweite Ausgabe seiner Broschüre; 1838 setzte das Haus der Gemeinen eine Untersuchungs-Kommission über den Vorschlag nieder; 1839 nahm die Regierung das System an und verlangte von den Häusern die Bestätigung desselben zum Staatsgesetz. Der Reformator selbst trug allerdings sehr viel zur Beschleunigung der Reform bei. Andere hatten in mächtigen Associationen einen kräftigen Beistand gefunden. Rowland Hill konnte nur auf sich selbst rechnen; ihm stand kein anderes Mittel, kein anderer Beistand zu Gebote, als die Schärfe seines Verstandes und die Kraft seines Willens. Es ging ihm nicht nur die mit einer bedeutenden Stellung im Staate verknüpfte Autorität, sondern auch das für einen Agitator so unentbehrliche glänzende Rednertalent ab. In Ermangelung dieser beiden Eigenschaften, die in einem wesentlich aristokratischen Staate begreiflicherweise von großer Bedeutung sind, hatte er von der Natur eine Klarheit und Bestimmtheit des Verstandes

und eine Ausdauer des Willens empfangen, die selbst in England in diesem Grade zu den Seltenheiten gehörten. Er war Einer von jenen Männern, die sich an eine Idee anklammern, sie in allen Formen und bei jeder Gelegenheit reproduziren, mit allen anderen Verhältnissen zu verknüpfen wissen und nicht eher von ihr ablassen, als bis sie ihrem Triumph zugeschaut haben. Diesen Triumph feierte denn auch Rowland Hill; die Einfachheit seines Plans, die Klarheit, womit er ihn auseinandersetzte, die scharfe Logik und die Kraft, mit der er ihn in der Versammlung vertheidigte, gewannen ihm die einstimmige und enthusiastische Beistimmung des Landes.

Auf der anderen Seite trug auch die Postverwaltungs-Behörde durch den blinden Widerstand gegen jede Reform nicht wenig dazu bei, den Erfolg des Rowlandschen Plans noch unbedingter zu machen. Ihre obersten Beamten spielten in der über das Projekt eröffneten Untersuchung eine traurige Rolle, weil sie, unfähig, über die Einzelheiten der Verwaltung genaue Auskunft zu ertheilen, sich von einem der Verwaltung fern stehenden Manne selbst über die Anzahl der jährlich beförderten Briefe belehren lassen mußten. Wenn man ihnen vorstellte, daß durch die Herabsetzung des Porto's auf die gleichförmige Taxe von einem Penny allen Brief-Contraventionen eine Gränze gesetzt werden würde, entgegneten sie, daß die Geschicklichkeit in dieser Art von Unterschleif alle Gegenmaßregeln vereiteln würde, als wenn der Unterschleif noch Bestand haben könnte, wenn das Interesse, ihn zu begehen, nicht mehr vorhanden ist. Drängte man sie, einen seit 30 Jahren stagnirenden Dienst durch eine zeitgemäße Reform von allen unpraktischen Weitläufigkeiten zu befreien, so gaben sie die Antwort, daß sie bereits von der Last des Dienstes fast erdrückt würden und daher jeden Zuwachs an Arbeit mit Besorgniß betrachten müßten. Hätte die Verwaltungs-Behörde sich darauf beschränkt, die Genauigkeit der Berechnungen Rowland Hill's in Abrede und die Behauptung dagegen aufzustellen, daß die Einführung des neuen Systems einen beträchtlichen Ausfall im Staats-Einkommen nach sich ziehen würde, so hätte die öffentliche Meinung und die Regierung mit ihr vielleicht geschwankt. Aber die Vertreter des Fiskus zeigten sich theils zu wenig gewissenhaft, theils zu einfältig und unwissend, um in ihrem Kampf gegen den Fortschritt zu Gunsten ihrer Trägheit und der täglichen Geschäftspraxis Rücksicht oder Mitleid in Anspruch nehmen zu dürfen. So arbeitete die Postbehörde, ohne es zu wollen und zu wissen, für die Reform, indem die übermäßige Höhe der alten Taxe die übertriebene Großmuth der neuen und die in dieser Uebertreibung möglicherweise vorhandene Gefahr verdeckte. Alles trat nun auf die Seite Rowland Hill's und wandte sich gegen den Obersten Maberly und die Sinekuristen in seinem Gefolge. Im Jahre 1839 wurde der Plan Rowland Hill's, trotzdem, daß die Einkünfte des Staats schon von den Ausgaben überstiegen wurden, vom Ministerium empfohlen und von beiden Häusern angenommen. Um die Resultate der Reform besser würdigen zu können, ist es nöthig, einen Blick auf den unmittelbar vorhergehenden Zustand der Dinge zu werfen.

Im Jahre 1838 belief sich die Anzahl der vermittelst der Post beförderten taxirten Briefe auf 75 Millionen, worunter 8 Millionen frankirte Briefe und 30 Millionen Tagesblätter sich befanden. Hierbei galt die Voraussetzung, daß die Summe der vermittelst Unterschleifes beförderten Briefe fast die gleiche Höhe erreichten. Wie konnte es auch anders seyn? In einer Zeit, wo das Penny Magazine, das nicht durch die Post befördert wurde, von einem Ende Großbritaniens bis zum anderen für weniger als ½ Penny die Nummer vertheilt wurde, ließ sich die Postverwaltung fortwährend für jeden Brief eine durchschnittliche Taxe von 8 Pence zahlen. Das Publikum konnte sich nur mit Widerstreben dazu verstehen, 80—100mal mehr zu zahlen, als es billigerweise zu zahlen verpflichtet war. Aber obgleich in Folge dessen die Anzahl der jährlich zur Post gegebenen Briefe eine verhältnißmäßig sehr geringe war, so brachte die Höhe der Taxe doch bedeutende Resultate hervor. Im Jahre 1838 betrug die Brutto-Einnahme 2,346,278 Pfd. Sterl. oder ungefähr 15 Millionen Thaler; die Netto-Einnahme belief sich auf 1,659,509 Pfd. Sterl. oder gegen 9½ Millionen Thaler. Aber der Reinertrag der Taxe hatte, durch einen übermäßigen Tarif in seiner Entwickelung gehindert, mit der Zunahme der Bevölkerung und des öffentlichen Wohlstandes nicht gleichen Schritt gehalten, wie man sonst hätte erwarten sollen. Rowland Hill macht die Bemerkung, daß die aus der Einrichtung der öffentlichen Fuhrwerke gezogenen Einkünfte von 100 auf 128 Prozent gestiegen waren, wie aus einer Vergleichung der Jahre 1815, wo sie 217,000 Pfd. Sterl., und 1835, wo sie 438,000 Pfd. Sterl. betrugen, zu ersehen ist, während der Netto-Ertrag der Briefporto-Taxe von 1815—1825 sogar eine kleine Abnahme zeigte. Die Berechnung ruht zwar hier auf verschiedener Basis; nichtsdestoweniger bleibt es wahr, daß jedes stationäre Einkommen ein schlecht angelegtes Kapital voraussetzt, und gerade diesen Vorwurf konnte man der Postporto-Taxe in England mit vollem Rechte machen.

War es aber möglich, diese Taxe so bedeutend zu erniedrigen, ohne das Staats-Einkommen in demselben Verhältniß zu vermindern? Rowland Hill dachte es und beging die Unvorsichtigkeit, es zu sagen. Er schätzte die wahrscheinliche Zunahme im Briefverkehr auf das Fünffache des damaligen und schloß daher nur auf einen geringen Ausfall in den Einkünften der Schatzkammer. Sein Plan bestand darin, das Porto eines einfachen Briefes bis zum Gewicht von nicht ganz 1 Loth auf 1 Penny (9½ Pf.) herabzusetzen; durch die Behörde Briefumschläge, die behufs der Frankirung schon gestempelt seyen, verkaufen zu lassen, die Ausgabe der Briefe zu erleichtern und zu beschleunigen und überhaupt den ganzen Dienst zu vereinfachen. Um sich der Ausführung dieses Plans zu vergewissern, gab das Whig-Ministerium Rowland Hill eine Stelle in der Schatzkanzlei mit dem Auftrage, die Realisation seines Systems zu überwachen. Die ersten Resultate entsprachen nicht der allgemeinen Erwartung; die Einkünfte erhielten einen bedeutenden Ausfall, und der Briefverkehr nahm nicht in dem Verhältnisse zu, als man vorausgesetzt hatte. Im Jahre 1840 stieg die Zahl der Briefe von 75 Millionen auf 168 Millionen, also um 124 Prozent; aber die Netto-Einkünfte fielen von 1,633,000 Pfd. Sterl. auf 500,000, also um 330 Prozent. Seitdem hat sich zwar das Verhältniß gebessert, aber nur langsam. Die Zahl der Briefe nimmt fortwährend zu, aber durch allmäliges Anwachsen, nicht durch ein plötzliches hohes Steigen. Jetzt ist der jährliche Verkehr auf 300 Millionen gestiegen (im Jahre 1846 betrug er 299,500,000), woraus sich ein Netto-Gewinn von 839,548 Pfd. Sterl. (ungefähr 5½ Millionen Thaler) und eine Brutto-Einnahme von 1,978,294 Pfd. Sterl. ergiebt, die nicht allzu sehr von den entsprechenden Zahlen des Jahres 1839 abweicht. Im Jahre 1847 scheint jedoch die Zahl der Briefe in rascherem Verhältnisse zuzunehmen, wie folgende Vergleichung der Anzahl der Briefe erweist:

	i. J. 1846.	i. J. 1847.
Woche vom 14—21. Januar . . .	5,832,409 Br.	6,126,954 Br.
„ „ „ Februar . . .	5,931,289 „	6,569,696 „
„ „ „ März	5,663,100 „	6,111,773 „
Summa von 3 Wochen . .	17,396,798 Br.	18,808,423 Br.

Kluge Leute denken vielleicht, daß mit einer gleichförmigen Taxe von 2 Pence (oder 1 Sgr. 6½ Pf.) die Reform schnellere und durchgreifendere Verbreitung in England gefunden haben würde. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte sie auch in der That im ersten Jahre die Anzahl der Briefe um das Doppelte vermehrt, und die Brutto-Einnahme würde sich demnach auf einer Höhe von 30—35 Millionen Frs. gehalten haben; aber wenn England dadurch, daß es der radikalsten Reform den Vorzug gegeben, sich freiwillig der Gefahr ausgesetzt hat, in den Staats-Einkünften einen bedeutenden Ausfall zu erleiden, so hat es andererseits dafür Vortheile erlangt, wodurch ein derartiges zeitweiliges Opfer völlig aufgewogen wird. Eine Steuer, die nicht allein die Interessen bedrückte, sondern auch den Gedankenverkehr und die der Gemüthswelt angehörenden Verbindungen beschränkte, ist aufgehoben worden. Die kommerziellen Beziehungen haben einen neuen Aufschwung gewonnen, die Bande, wodurch die von einander durch die Entfernung des Orts getrennten Familienglieder und Freunde verknüpft sind, sind durch die Erleichterung des Verkehrs vor der Gefahr einer allmäligen Auflösung geschützt. Wie sehr dies die öffentliche Meinung anerkannt hat, geht aus dem Grade der Dankbarkeit hervor, womit sie Rowland Hill unter die Wohlthäter des Vaterlandes gerechnet. Die zu seinen Gunsten eröffnete Subscription ist bis zu einer Summe von 16,000 Pfd. Sterl. angewachsen, und die Regierung selbst hat nur gezeigt, daß sie den Wunsch des Publikums verstanden, indem sie Rowland Hill zu einem Amte berufen hat, das einen durchaus speziellen und dauernden Charakter trägt.

Im Jahre 1842 würde Niemand bei der großen Bedrängniß des Staatsschatzes es auffallend gefunden haben, wenn Sir Robert Peel die gleichförmige Portotaxe von 1 Penny auf 2 Pence erhöht hätte. Aber mit Recht nahm der Minister Anstand, England in dem Besitz von so bedeutenden materiellen und moralischen Vortheilen, die es nur jener Einrichtung verdankte, zu stören. Er zog es deshalb vor, lieber eine neue Steuer zu schaffen. Bereits haben mehrere Staaten das Prinzip der Gleichförmigkeit der Portotaxe angenommen, und diejenigen, welche es noch für zu gewagt hielten, bis zu diesem Punkte zu gehen, haben wenigstens eine Revision ihrer Tarife vorgenommen. Nur Frankreich hat noch nichts hierfür gethan. Was Deutschland betrifft, so würde durch die Einführung eines bestimmten Portosatzes für den einfachen Brief innerhalb der Gränzen der Bundesstaaten oder auch innerhalb des Zollvereines eine vollständige Reform der bisherigen politischen Verhältnisse herbeigeführt werden; wobei man nur daran zu erinnern braucht, daß die Einförmigkeit der Taxe auch eine entsprechende Einförmigkeit der Münze voraussetzen muß. Demnach dürfte die Möglichkeit einer solchen Reform vorläufig noch sehr zweifelhaft seyn. Was die einzelnen Staaten betrifft, so ist in einigen schon der Anfang gemacht worden, in anderen, wozu wir auch wohl Preußen rechnen können, darf man die Reform für die nächste Zukunft mit ziemlicher Sicherheit erwarten. Es wäre gut, wenn dieser Gegenstand auf dem jetzt versammelten Allgemeinen Landtage zur Sprache käme.

Von den Unzuträglichkeiten, die eine große berathende Versammlung zu vermeiden hat.

Nach Jeremy Bentham.

(Schluß.)

6) Schwanken in den Maßregeln. Es ließe sich, was hier zu bemerken ist, auch bei Gelegenheit der Weitläufigkeiten und der verlorenen Zeit sagen, wenn die Uebelstände schwankender Maßregeln nicht weit bedeutender wären. Ein solches Schwanken nämlich schmälert nicht allein das Vertrauen auf die Weisheit der Versammlung, sondern auch das Vertrauen in die Dauer der von ihr gefaßten Beschlüsse.

7) Zwistigkeiten. Hier ist die verlorene Zeit das geringere Uebel. Die Animositäten, die Persönlichkeiten führen in einer Versammlung Stimmungen herbei, wie sie für die Erforschung der Wahrheit nicht ungünstiger seyn können; häufig sind sie Anlaß, daß gewaltsame Parteiungen entstehen, die endlich in Bürgerkriege ausarten können, wie sich das aus zahlreichen

Beispielen der römischen und polnischen Geschichte ergiebt. Ist nun schon der Krieg an sich nichts Anderes als eine Reihe von Handlungen der Zerstörung, so ist das Uebel, das ein Bürgerkrieg erzeugt, wenigstens doppelt so groß als dasjenige, welches ein gewöhnlicher Krieg in seinem Gefolge hat.

Allein ehe es zu einem so schrecklichen Ende kömmt, haben Animositäten stets das Ueble, daß eine politische Versammlung, in welcher sie herrschen, sich mit Gegenständen befaßt, die nichts gemein haben mit den Dingen, denen sie ihre Thätigkeit widmen sollte. Tausend, jeden Tag neu eintretende Zufälligkeiten lassen sie das Wesentliche vernachlässigen. Die ganze Versammlung ist in ewiger stürmischer Aufregung, und ein zu weit getriebenes Mißtrauen führt endlich zu Folgen, trauriger, als die seyn könnten, welche eine extreme Fügsamkeit haben kann. Das einzige Resultat, das zu erwarten steht, ist, daß eine der beiden Parteien — wenn nicht beide — ihre Ehre unwiederbringlich einbüßt.

8) Unrichtigkeiten (Faussetés). Unter dieser Bezeichnung begreife ich Alles, was in dem Verfahren einer Versammlung nicht mit der strengsten Wahrheit übereinstimmt. Wahrheitsliebe muß die Seele einer politischen Versammlung seyn. Selbst diejenigen, welche diese Maxime am wenigsten befolgen, werden ihre Richtigkeit kaum bestreiten, und je mehr man sich über das öffentliche Interesse aufgeklärt, desto mehr wird man ihre Richtigkeit und Wichtigkeit zugestehen müssen.

9) Formell mangelhafte Beschlüsse. Eine fehlerhafte Redaction ist eine solche, die nicht in der Sache, sondern in der Form mangelhaft ist, welche die Intention des Gesetzgebers nicht vollständig oder klar ausdrückt. Sie ist fehlerhaft durch ein Zuviel, wenn sie etwas Ueberflüssiges enthält, sie ist fehlerhaft durch ein Zuwenig, wenn sie nicht alles Nöthige sagt. Sie ist dunkel, wenn sie ein verwirrtes Gemenge von Gedanken bringt, sie ist zweideutig, wenn sie auf doppelte oder mehrfache Weise verstanden werden kann, dergestalt, daß verschiedene Individuen in ihr entgegengesetzte Entscheidungen finden.

10) Wesentlich mangelhafte Beschlüsse sind solche, welche dem allgemeinen Besten entgegen sind.

Alle aufgezählten Uebelstände laufen mehr oder weniger direkt auf Folgendes hinaus:

Wenn eine Versammlung einen ungehörigen oder schädlichen Beschluß faßt, so muß vorausgesetzt werden, daß ein solcher Beschluß ein falscher Ausdruck ihres eigentlichen Willens ist. Ist eine Versammlung in der That so zusammengesetzt, wie sie es seyn soll, so kann ihr Willen nur seyn, daß ihre Beschlüsse dem allgemeinen Besten dienen. Wenn sie sich von diesem ihrem Ziele entfernt, so geschieht es aus einer oder der anderen der folgenden Ursachen:

1) Abwesenheit. Der Gesammtwille einer Versammlung ist der Willen der Majorität ihrer Mitglieder. Allein je weniger Mitglieder bei der Formalirung dieses Willens in einem besonderen Falle zugegen gewesen sind, um so zweifelhafter wird es, ob der als solcher verkündete Gesammtwille es auch wirklich sey.

2) Mangel an Freiheit. Wenn beim Abstimmen irgend ein Zwang obwaltet, so ist es möglich, daß die Stimmen, welche die Mitglieder abgeben, mit ihrem Willen nicht übereinstimmen.

3) Verführung. Wenn Mittel der Bestechung — diese in ihrem weitesten Sinne genommen — angewendet werden, um auf die Mitglieder einer Versammlung einzuwirken, so kann es geschehen, daß diese Mitglieder nicht nach ihrem Gewissen stimmen.

4) Irrthum. Wenn die Mitglieder einer Versammlung nicht die Mittel besessen haben, sich gehörig zu unterrichten, wenn ihnen die Sachen, um welche es sich handelt, falsch auseinandergesetzt werden, so wird ihr Urtheil hintergangen, und ihre Abstimmung wird nicht diejenige seyn, welche bei einer besser unterrichteten Versammlung erfolgt wäre.

Das also sind die Uebelstände, denen eine politische Versammlung vom Beginn ihrer Berathungen an bis zu deren letzten Ergebnissen ausgesetzt seyn kann. Das System mithin ihrer inneren Polizei wird sich der Vollkommenheit um so mehr nähern, je geeigneter es ist, jene Uebelstände entweder völlig zu beseitigen oder auf ihr geringstes Maß einzuschränken.

Jeder Artikel des Reglements muß darauf abzwecken, dem einen oder dem anderen Uebelstande oder mehreren zugleich zu begegnen. Allein außer dem besonderen Vortheil, der aus jeder Regel, wie sie für sich allein dasteht, resultiren muß, hat ein gutes taktisches System einen allgemeinen Nutzen, der von der zweckgemäßen Uebereinstimmung aller einzelnen Anordnungen — von seinem Ensemble abhängt. Je mehr es sich der Vollkommenheit nähert, je mehr wird es allen denen, die an den Verhandlungen Theil nehmen, die Ausübung ihrer geistigen Kräfte erleichtern und den Genuß ihrer Freiheit sichern. Nur so werden sie Alles, was sie zu seyn vermögen, seyn können; nur so werden sie sich, statt sich durch ihre Zahl zu schwächen und Verwirrung hervorzurufen, gegenseitig Hülfe leisten und ohne Wirrwarr in einem geregelten Gange auf ein bestimmtes Ziel zuschreiten können.

Alle Ursachen, die Unordnungen veranlassen, kommen einem ungehörigen Einfluß zu Gute und führen endlich Tyrannei oder Anarchie, Despotismus oder Demagogie herbei. Sind die Formen der Versammlung fehlerhaft, so findet sich die Versammlung in ihrer Thätigkeit gehemmt; sie ist immer zu schnell oder zu langsam, säumt entweder bei Präliminarien oder übereilt sich mit ihren Resultaten, ja es geschieht, daß zuletzt ein Theil der Mitglieder in einen Zustand der Nullität versinkt, in welchem er auf die Unabhängigkeit seiner Abstimmungen verzichten muß. Ist es so weit gediehen, dann ist, genau genommen, von einer politischen Körperschaft keine Rede mehr. Alle Verhandlungen bereiten sich unter einer geringen Anzahl von Individuen vor, die um so gefährlicher werden können, als sie, unter dem Namen der Versammlung handelnd, keine Verantwortung zu scheuen haben.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

II. Die Zukunft der amerikanischen Gold- und Silberbergwerke.*)

Wenn es sich um die Frage handelt, was sich bei den amerikanischen Gold- und namentlich Silberbergwerken an Productionskosten künftig wird ersparen lassen, so brauchen wir nur von Mejiko zu reden, weil das, was für Mejiko gilt, auch auf Peru und die übrigen selbsterzeugenden Länder der neuen Welt Anwendung findet. Unter den zur Bearbeitung der Erzstufen erforderlichen Stoffen, bei denen Ersparnisse eintreten können, kömmt — vermöge seiner Kostspieligkeit — vorzüglich das Quecksilber in Anschlag. Das Quecksilber wird gegenwärtig in großen Massen und für den Welthandel nur auf zweien Punkten, die beide in Europa liegen, gewonnen — diese Punkte sind Almaden in Spanien und Idria in Krain. Vorzüglich zeichnen sich die Bergwerke von Almaden durch ihren Reichthum aus, und die Zeit, in welcher sie erschöpft seyn werden, ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch fern. Auch die Bergwerke von Idria blühen; allein für den mejikanischen Bergmann haben die Verhältnisse sich so gestellt, als ob die Quecksilberminen ärmer, die Preise des Quecksilbers höher geworden wären. Während des Kolonialregiments hatte die Krone Spanien sich den Verkauf des Quecksilbers vorbehalten, ja sie kaufte sogar das Quecksilber Idria's, um es wieder zu verkaufen. Anfangs lieferte sie es dem mejikanischen Bergbau nur mit einer bedeutenden Preiserhöhung, während sie es in Peru zum kostenden Preise abließ; auf die Reclamationen Mejiko's jedoch reduzirte sie auch hier den Preis um ein Bedeutendes. Seit den Zeiten der Unabhängigkeit hat ihn die Speculation wiederum sehr in die Höhe getrieben, und das Quecksilber bildet in den Händen einiger mächtigen Kapitalisten den Gegenstand eines drückenden Monopols. Bitter sind die Beschwerden der Mejikaner über eine Vertheuerung, welche die Bearbeitung der minder gehaltvollen Stufen verhindert, und die mejikanischen Staatsmänner behaupten nicht mit Unrecht, Spanien würde einen weit größeren Nutzen aus den Bergwerken von Almaden ziehen, wenn es einen Handelsvertrag mit Mejiko abschlösse, in welchem es sich gegen Konzessionen, die seinen katalonischen Fabriken und seinen Weinen zugestanden würden, verpflichtete, das Quecksilber zu dem Preise, wie er unter dem kolonialen Regiment bestanden, zu liefern.

Allein, statt nur über jenes Monopol zu klagen, wäre es vortheilhafter, inzwischen andere Ursachen hinweg zu räumen, welche die Gewinnung des Silbers vertheuern. Wenn ein früherer Versuch mit chinesischem Quecksilber — weil dieses sich als verfälscht erwies — fehlschlug, so hat man doch Unrecht, sich auf keinen zweiten Versuch einlassen zu wollen. Die Nachrichten, die da behaupteten, daß China dem Handel Quecksilber in Masse zu liefern vermöge, sind durch spätere Nachweisungen bestätigt worden, ja, wäre das chinesische Quecksilber auch nicht rein, so würde es sich doch ohne Schwierigkeit rektifiziren lassen, und der Bergbau der neuen Welt könnte, wenn er zum himmlischen Reich seine Zuflucht nähme, sich den Monopolisten leicht entziehen.

Ein anderes Mittel, zu einem solchen Zweck zu gelangen, wäre das, aus dem Boden Amerika's selber Quecksilber zu gewinnen. In einer nunmehr schon entfernten Epoche wurde bereits auf verschiedene Punkte in Mejiko, Peru, Neu-Granada und an anderen Orten aufmerksam gemacht, die quecksilberhaltig seyn sollten. In Peru wurde sogar 1570 ein Quecksilberbergwerk entdeckt und zu bearbeiten angefangen, welches fast das ganze Vicekönigthum Peru versorgen konnte, bis es im 18. Jahrhundert außer Thätigkeit kam, obgleich diese, bei einiger Einsicht, leicht hätte fortgesetzt werden können. In der That ist die Wahrscheinlichkeit, daß es Mejiko und Peru an Quecksilber nicht fehlt, so groß, daß Humboldt sogar der Meinung ist, diese Länder seyen vielleicht eher im Stande, Europa mit Quecksilber zu versorgen, als daß sie nöthig hätten, es aus Europa zu beziehen.

Für jetzt aber besteht noch für das spanische Amerika jene Abhängigkeit, die so schwer auf ihm lastet. Um das Joch abzuschütteln, gäbe es ein anderes, vielleicht gar sichereres Mittel, als die erwähnten, nämlich dies: statt sich nach wohlfeilerem Quecksilber umzusehen, es in geringeren Quantitäten anzuwenden. Man hat den Mejikanern vorgeschlagen, das in Freiberg angewendete Verfahren nachzuahmen; leider sind die zu demselben nothwendigen, in Europa sehr billigen Materialien in Amerika nicht zu beschaffen. Namentlich fehlt es an Brennmaterial, an Holz. Es bleiben, da an den Freiberger Prozeß nicht zu denken ist, jene anderen Methoden übrig, die, gegründet auf die Wirkung elektro-chemischer Kräfte, die innigsten Verbindungen der Körper aufzulösen und einen der Theile der Composition auszuscheiden vermögen. Allein auch diese Methoden passen nicht zu den socialen, politischen und ökonomischen Verhältnissen Mejiko's; die ganz eigenen Existenzbedingungen dieses Landes machen in ihm fast Alles schwierig, was in Europa oder den Vereinigten Staaten leicht ausführbar wäre. Auch von den elektro-chemischen Methoden also ist wenig zu erwarten.

---

*) Vgl. Nr. 64 des Magazins.

Eher steht bei anderen Ausgaben des Bergbaubetriebes eine Erleichterung zu hoffen, und es wäre nur eine größere Verbreitung mechanischer Kenntnisse erforderlich, um die bewegenden Kräfte, die jetzt Thiere, ja gar Menschen hergeben müssen, den Elementen, dem Fall des Wassers, den Strömungen in der Atmosphäre und dem Dampfe abzuborgen. Es wäre nichts leichter, als hydraulische Räder von besserer Construction anzuschaffen, als die sind, welche man in den Bergwerken Mejiko's und Peru's — und dazu noch sehr selten — sieht. In Regionen, in welchen eine dreimal größere Masse Regen fällt, als z. B. in Paris, müßte es möglich seyn, diesen in den tiefen Thälern einzufangen — auch der von den ewigen Gletschern der Gebirge herabschmelzende Schnee ließe sich dahin leiten — und sich so mit mächtigen Reservoirs bewegender Kräfte zu versehen. So ist es in Potosi geschehen, und noch heute werden die Bergwerke Potosi's auf diese Weise versorgt. Der Dampf freilich kann vor einer Regeneration der Wälder nicht zur Anwendung kommen, allein diese Regeneration wäre ohne alle Schwierigkeit in einem dünn bevölkerten Lande, in dem es überdies keine einem solchen Unternehmen feindliche Interessen giebt.

In den Bergen Mejiko's finden sich häufig große Becken — ehemalige Seen — vor, in denen man mitunter Torf gefunden hat; bei weiterer Nachsuchung würden sich ohne Zweifel mehr dergleichen Torflager entdecken lassen. An anderen Punkten der neuen Welt, in Peru z. B., hat man, und zwar in der Nähe der Bergwerke, Steinkohlenlager gefunden. In Mejiko zwar ist derlei Nichts, allein wäre die mejikanische Production innerlich nur besser organisirt und dürfte der Handel auf Rückfracht rechnen, so würde der mejikanische Bergbau sich die Steinkohlen Neu-Schottlands und noch leichter die von Tampico zu erschwinglichen Preisen verschaffen können. Endlich würden in den meisten Fällen die Fortschritte der Kultur und die Anlage guter Straßen große Ersparnisse bei den Unterhaltungskosten der Lastthiere — sollte man fortfahren, sich zur Zermalmung der Stufen der Maulthiere zu bedienen — ermöglichen.

Ganz auf dieselbe Weise verhält es sich mit der Art, wie die Stufen ans Licht gefördert werden. Der mechanische Prozeß, den man dabei anwendet, ist roh und kostspielig; die Wegschaffung des Wassers allein übersteigt an Kosten Alles, was sich ein europäischer Bergmann einbilden kann. Das Graben der Brunnen nimmt enorme Summen weg. Das Pulver, dessen Monopol die Regierung besitzt, ist nicht nur theuer, sondern auch schlecht, obwohl das Land Schwefel und Salpeter in Fülle darbietet, so daß die Fabrication sehr wohlfeil seyn könnte. Es ist dies ein großes Hinderniß bei den Rekognoszirungs-Arbeiten. Eisen und Stahl, die in großer Masse zur Anfertigung der nöthigen Instrumente konsumirt werden, kommen, da sie vom Auslande bezogen werden müssen, nicht allein der Transportkosten wegen sehr hoch zu stehen, sondern auch wegen des auf sie gelegten Zolles. Endlich sind Kapitalien nur zu sehr lästigen Bedingungen zu haben; der Zinsfuß steht augenblicklich 20—24 pCt.

Aus dem Vorhergehenden ergiebt sich zweierlei: erstlich, daß die Bearbeitung der mejikanischen Silberbergwerke solcher Verbesserungen fähig ist, die — leicht ausführbar — die Productionskosten sehr verringern und folglich, nach Verlauf eines gewissen Zeitraums, den Preis des Silbers herabdrücken würden. Ja, es dürfte nichts weniger als unmöglich seyn, daß in Zeit von einigen Jahren sich das Silber um die Hälfte der gegenwärtigen Kosten gewinnen ließe. Noch beträchtlicher müßte die Kostenverminderung seyn, wenn eine aufgeklärte und kräftige Regierung, die sich Gehorsam zu verschaffen und das Volk zu erziehen wüßte, einmal vierzig bis funfzig Jahre die Angelegenheiten des Landes geleitet hätte, wenn europäische Civilisation, wie nach den Vereinigten Staaten, so nach Mejiko verpflanzt wäre. Es ergiebt sich zweitens nicht minder, daß die social-politisch-ökonomischen Zustände des Landes jeder Verbesserung den Weg versperren, so daß es bei der gegenwärtigen Lage der Dinge chimärisch seyn würde, auf Fortschritte zu hoffen. Mit wenigen Ausnahmen, liegt der mejikanische Bergbau durchaus im Argen. Trotzdem aber wird Alles beim Alten bleiben, so lange Mejiko nicht in seinen moralischen und materiellen Verhältnissen eine gründliche Modification erlitten hat. Die Bergwerke des übrigen Amerika's, in denen eine Masse Silbers gewonnen werden könnte, haben mit ähnlichen Verhältnissen zu kämpfen. Bis sich kein neuer Geist ergossen hat über das spanische Amerika, wird daher — so weit wenigstens, als die Veranlassung von Amerika ausgehen soll — der Preis des Silbers in der Welt keine bemerkenswerthe Veränderung erleiden.

Allein die Zeit der Krisis ist gekommen. Ohne den Schleier lüften zu wollen, der Mejiko's politische Zukunft verbirgt, dürfen wir doch für gewiß annehmen, daß Umstände eintreten werden, welche die metallurgische Industrie umgestalten werden. Der Unternehmungsgeist der Bürger der Vereinigten Staaten, der diese Metamorphose bewerkstelligen wird, dürfte seine Thätigkeit vielleicht noch weiter und über die ganze Ausdehnung des neuen Kontinents erstrecken. Im Besitz Kaliforniens und des größeren Theiles des Oregon-Gebietes, wird die anglo-amerikanische Race auch an der Südsee, wo ihre Flagge sich bisher wenig gezeigt, herrschend auftreten.

Schon besitzt sie am stillen Meere eine Küstenstrecke von mehreren Tausend Kilometern. Die Nord-Amerikaner werden der Industrie, die in den westlichen Theilen der neuen Welt weiter zurückgeblieben, als in den östlichen, in jenen einen neuen Impuls geben, und nicht allein die mejikanischen Bergwerke werden unter nordamerikanischer Leitung ihre Ausbeute vergrößern, sondern auch die übrigen.

Unter solchen Umständen wird sich ohne Zweifel die Production der edlen Metalle in bedeutendem Grade entwickeln. Die Kette der Anden ist nicht minder ausgezeichnet durch die Fülle von edlen Metallen, die sie enthält, als durch ihre (in gerader Linie 14,000 Kilometer messende) Länge. Humboldt hat es tausendfach auf die entschiedenste Weise ausgesprochen, wie groß das Vertrauen, welches ihm die Zukunft des Bergbaues in der neuen Welt einflöße, sey. Die seit dreihundert Jahren bearbeiteten Lager — sagt Duport — sind nichts im Vergleich zu der Menge derjenigen, die ihrer Entdeckung noch harren.

Wenn nun, wie wir der Meinung sind, die Kosten der Gewinnung des Silbers unter Verhältnissen, deren Eintreten tagtäglich wahrscheinlicher wird, sich um die Hälfte verringern, während sich die Production selber zugleich in einem starken Verhältniß vermehrt — welche Folgen werden für Europa daraus hervorgehen? (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Carrière und Bartholomès. Herrn Moritz Carrière's Buch: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit", das so eben erst bei Cotta in Stuttgart erschienen, hat bereits einen französischen Beurtheiler in der Revue Indépendante gefunden. Die „Kritik der Urtheilskraft" von Kant, dessen Name in Frankreich erst nach seinem Tode bekannt geworden, ist so eben in einer französischen Uebersetzung von J. Barni erschienen; eine philosophische Abhandlung Wieland's, von der Niemand mehr in Deutschland etwas weiß, seine Gedanken über die Freiheit, in Glaubenssachen zu philosophiren, wird jetzt ebenfalls in einer französischen Bearbeitung angekündigt*), und gleichzeitig mit diesen Neuigkeiten von Kant und von Wieland hat das Buch von M. Carrière die Ehre, in der genannten Revue rezensirt zu werden. Das ist der Vortheil der Bücher, die in der Zeit der Eisenbahnen erscheinen, doch steht zu befürchten, daß sie eben so mit Dampfesschnelle auch in das Reich der Vergessenheit hinabrauschen. Der französische Kritiker stellt dem Carrièreschen Werke ein gleichzeitig in Paris von Christian Bartholomès unter dem Titel „Jordano Bruno" erschienenes, das ebenfalls die Philosophie der Reformationszeit zum Gegenstand hat, an die Seite. Zwischen beiden Büchern soll, sowohl was die Forschung als was die Resultate betrifft, eine merkwürdige Analogie stattfinden, doch mit dem Unterschiede, daß das französische Buch strenger geschichtlich und literarisch sey, strikter innerhalb der Gränzen seines Gegenstandes sich halte, während das deutsche sich die etwas gewagte Aufgabe stelle, nicht blos den Kampf der Meinungen und der Geister im 15. und 16. Jahrhundert zu schildern, sondern auch die Verwandtschaft jenes Kampfes und seiner Geister mit der intellektuellen Bewegung unserer Zeit darzustellen. Mit großer Bereitwilligkeit wird inzwischen anerkannt, daß Herr Carrière ein außerordentliches Talent in der Darlegung philosophischer Charaktere entwickele und, wie einerseits um Jakob Böhme die Theosophen und Naturforscher Agrippa, Paracelsus, Meister Eckart, Tauler, Weigel u. s. w., so andererseits um Jordano Bruno die philosophischen Märtyrer Savonarola, Vanini, Campanella, Cardan, Telesio rc. mit vieler Geschicklichkeit gruppirt habe. Diese und viele andere Geister habe der deutsche Schriftsteller heraufbeschworen, um an ihrer Geschichte die des menschlichen Geistes überhaupt nachzuweisen.

— Zur Geschichte Irlands. Herr Owen Connellan, Historiograph von Irland, hat die irischen Annalen der sogenannten „vier Meister" aus dem Irischen ins Englische übersetzt und kürzlich, mit Anmerkungen des gelehrten Dr. Philipp Mac Dermott ausgestattet, herausgegeben.**) Drei von den „vier Meistern" hießen O'Clerys, und der vierte nannte sich Pater Grine O'Dui-Genau. Die O'Clerys, eine Gelehrten-Familie von Vater und Söhnen, lebten eben so wie O'Dui-Genau in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Kilronan in der Grafschaft Roscommon. Die „Annalen", die sie gemeinschaftlich schrieben, wurden 1632 begonnen und 1636 beendigt, doch waren bereits lange vorher die nöthigen Vorstudien und namentlich die Vergleichungen und Zusammenstellungen der alten Handschriften von Michael O'Clery bewirkt worden. Es beginnen diese Annalen mit der frühesten Zeit der irländischen Geschichte, die sie bis zum J. 1616 fortsetzen. Der berühmte Dr. O'Connor, Bibliothekar von Stowe, hatte angefangen, eine lateinische Uebersetzung zu liefern, die unter dem Titel Rerum hibericarum scriptores veteres erschien, jedoch nur bis zur Zeit der englischen Eroberung (1172) reicht. Zum erstenmale erscheint nun auch eine Uebersetzung, und zwar eine englische, der zweiten Hälfte des Werkes. Die Anmerkungen, mit denen die Uebersetzung ausgestattet ist, übertreffen letztere noch bedeutend an Umfang und sind auch im höchsten Grade interessant. Einen Hauptgegenstand derselben bildet die alte Geographie von Irland, doch finden sich darin auch manche neue und lehrreiche Notizen über die Barden, die Clans und viele andere Verhältnisse des alten grünen Erin.

*) Pensées sur la liberté de philosopher en matière de foi. Par M. Wieland. Traduit de l'Allemand par M. Tissot. Paris, 1847.

**) The Annals of Ireland, translated from the original Irish of the Four Masters, by Owen Connellan Esq., Irish historiographer to their late Majesties, Georges IV. and William IV., author of a grammar of the Irish language etc. With annotations by Philipp Mac Dermott Esq., M. D. and the Translator. London and Dublin, 1847.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Sonnabend den 5. Juni 1847.

England.

Die protestantischen Refugiés in England.*)

Nach den Worten eines Publizisten des vorigen Jahrhunderts geben „ein Franzose, ein Brite, ein Sachse und ein Däne zusammen einen Engländer." Die Wahrheit dieses Ausspruchs wird durch die allgemeine, wie durch die Spezial-Geschichte Englands vollkommen bestätigt. Die Niederlassungen der Sachsen, die vorübergehenden Invasionen der skandinavischen Freibeuter und die normännisch-französische Eroberung fallen zwar in eine zu entlegene Zeit, als daß wir ihre individuelle Einwirkung auf den Stamm der Nation überall verfolgen könnten; aber auch seit dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat ein so starker Zufluß ausländischen und namentlich französischen Blutes stattgefunden, daß man über die Anzahl der Familien erstaunt, die ihren Ursprung von dieser Quelle ableiten. Es giebt in der That fast keine englische Familie, die ihre Genealogie um einige Geschlechter weit zurück verfolgen kann, welche nicht etwas von diesen fremdländischen Elementen in sich aufgenommen hätte. Da nun auch Preußen eine neue Epoche seiner Wohlfahrt und seiner Nationalgröße von der Ankunft der Refugiés datirt, die ihm die Künste und Gewerbe eines höher civilisirten Landes zuführten, so werden einige Notizen über die Schicksale ihrer Landsleute im britischen Reiche, die wir aus dem unten genannten Werke entlehnen, zu interessanten Vergleichungen Anlaß geben.

Die beiden Haupt-Einwanderungen von Fremden in England wurden in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch die Religions-Verfolgungen des Herzogs von Alba in den Niederlanden und die Metzeleien der Bartholomäusnacht, und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts durch die Aufhebung des Edikts von Nantes veranlaßt. Auf das Gerücht, daß Alba mit einem spanischen Heere von 10,000 Mann im Anmarsch sey, verließen die Wallonen (1567) in Masse ihre Heimat und begaben sich großentheils nach England, wo sie ihre Wohnsitze in Canterbury, Norwich, Southampton, Colchester, Maidstone und anderen Städten aufschlugen. Hier führten sie die Wollen- und Leinwand-Manufakturen ein, legten Färbereien, Tuch- und Seiden-Fabriken an und lehrten die Engländer allerhand leichte Stoffe, als Boy, Sarsche u. s. w., verfertigen. Auf gleiche Weise hatten schon im Jahre 1360 die durch Ueberschwemmungen aus ihrem Lande vertriebenen Belgier und Flamänder den Engländern, die sich bisher nur mit dem Ackerbau und der Schafzucht beschäftigten, die Kunst beigebracht, wollenes Tuch zu fabriziren.

In der Londoner City zählte man im Jahre 1567, ohne die Vorstädte, 3760 Ausländer, worunter 2993 Dutch, Holländer, zu welchen vermuthlich auch die Deutschen und Wallonen gerechnet wurden; die übrigen bestanden aus Franzosen (512), Italiänern (138), Spaniern (54), nicht mehr als 36 Schotten**), 23 Portugiesen, 2 Griechen und 2 Blackmoors, Negern. Die Stadt-Behörden beschwerten sich auch um diese Zeit darüber, daß sie mit so vielen, zum Theil unbemittelten Fremden geplagt (pestered) würden, und die Detailhändler, die Schneider, Schuhmacher und anderen Handwerker klagten, daß sie ihnen durch Herabsetzung des Arbeitslohns Schaden zufügten. Dessenungeachtet nahm die Zahl der Einwanderer immer mehr zu, und in der Stadt Norwich allein lebten im Jahre 1571 nicht weniger als 3993 Holländer und Wallonen, mit Einschluß ihrer dort geborenen Kinder. Die Bartholomäusnacht und die Einnahme von Antwerpen durch den Herzog von Parma brachten noch größere Massen Flüchtlinge nach England, dem einzigen Lande, wo sich die Protestanten vor ihren Unterdrückern in Sicherheit glaubten und welches aus diesem Grunde von ihnen den Namen: Christi Asylum erhielt. Sie hatten zwar auch hier manche Unbill zu erdulden; im Jahre 1586 erregten die Lehrlinge (Apprentices) von London einen Aufstand gegen die französischen und holländischen Einwanderer, und mehr als einmal wurden Bittschriften an das Parlament überreicht, in welchen man sie beschuldigte, daß sie den Handel der Einheimischen zu Grunde richteten; aber die Regierung nahm sie stets in Schutz, und da sie schon in der nächsten Generation sich mit dem Volke zu verschmelzen anfingen, so hatten diese einstweiligen Mißhelligkeiten keine weitere Folgen. Die von ihnen angelegten Fabriken und Manufakturen blühten aber immer kräftiger empor, und der berühmte Pensionair de Witt schreibt in einem von ihm um das Jahr 1669 herausgegebenen Werke das beispiellose Wachsthum der englischen Macht und des englischen National-Reichthums während des letzten Jahrhunderts hauptsächlich dem Zuflusse der Fremden und dem von ihnen bewirkten Aufschwung des Handels zu.

Die Aufhebung der von Heinrich IV. den französischen Protestanten gewährten Religionsfreiheit beraubte Frankreich einer halben Million seiner nützlichsten und fleißigsten Bürger. Sie flohen in Schaaren nach Holland, nach Preußen, nach England, und wurden überall mit offenen Armen empfangen. Viele von ihnen ließen sich in London nieder, während andere die schon in Canterbury, Norwich und anderen Provinzialstädten existirenden Gemeinden vermehren halfen und die Seide-, Sammet-, Atlas-, und Tafft-Fabriken auf eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit brachten. Im Jahre 1690 errichteten sie die erste Kattundruckerei zu Richmond an der Themse. Außerdem verfertigten sie Uhren, Stein- und Glaswaaren, chirurgische und astronomische Instrumente, Küchengeräth, Spielzeug u. s. w. u. s. w. „Ein Theil der Londoner Vorstädte", sagt Voltaire in seinem Siècle de Louis XIV., „wurde ganz mit französischen Seidenwebern bevölkert.*) Tausende von Arbeitern in anderen Fächern siedelten sich in der Gegend von Soho und St. Giles an. Von ihnen lernte man in England die herrlichen Krystalle verfertigen — eine Kunst, die um diese Zeit aus demselben Grunde in Frankreich verloren ging." Gegen das Jahr 1748 ward die Anzahl durch neue Einwanderer vermehrt. „Eine heftige Verfolgung", schreibt ihr Prediger Bourdillon, „brach abermals in verschiedenen Provinzen Frankreichs gegen unsere Brüder aus, die in großen Massen nach diesem Königreich (England) flohen, wie nach einem anderen Vaterlande, wo sie Sicherheit vor jeder Gefahr und bereitwillige Aufnahme in den Kirchen ihrer Glaubensbrüder fanden."

In allen Ländern, wohin die französischen Refugiés geriethen, trugen sie nicht weniger zur Verbreitung geistiger Kultur und höherer Gesittung bei, als zur Vervollkommnung der Manufakturen und gewerblichen Anstalten. Ueberall sind ausgezeichnete Männer aus ihrer Mitte hervorgegangen, wie sie denn insbesondere dem preußischen Staate eine lange Reihe berühmter Namen geliefert haben, von denen wir nur an Courbière, Lestocq, Colomb als Krieger, an Ancillon, Formey, Savigny und so viele Andere als Staatsmänner und Gelehrte erinnern. Auch in England haben sie eine ehrenvolle Stelle in allen Zweigen der Verwaltung und des bürgerlichen Lebens eingenommen; so waren unter Anderen der Oberbefehlshaber der britischen Truppen im spanischen Erbfolgekrieg, Lord Galway (Ruvigny), der Generalissimus Graf Ligonier, der Seeheld Lord Gambier, die Rechtsgelehrten Saurin und Bosanquet, der gelehrte Theologe Majendie und der als Staatsmann und Parlamentsredner von keinem seiner Zeitgenossen übertroffene Sir Samuel Romilly aus französisch-protestantischen Familien entsprossen.**) Der Capitain Thomas Savery, der im Jahre 1698 die erste Idee zur Erfindung der Dampfmaschine gab, war ein französischer Einwanderer, und es existirt überhaupt in England fast kein einziger Industriezweig, den man nicht von einem ausländischen Ursprung ableiten kann. Selbst die gewöhnlichsten Küchengewächse, als Salat und Kohl, mußten zuerst aus der Fremde — aus Flandern und Artois — eingeführt werden!

Es gab in London einst über dreißig französische und wallonische Kirchen oder Gemeinden, die indessen jetzt größtentheils eingegangen sind. Unter ihnen galt die alte wallonische Kirche in Threadneedle Street gleichsam als Kathedrale. Sie bestand schon unter Eduard VI. (1550), brannte aber in der großen Feuersbrunst von 1666 nieder, worauf man ein neues Gebäude auf derselben Stelle errichtete, welches am 22. August 1669 eröffnet wurde. Auch dieses ward im Jahre 1840 eingerissen, da es den Zugang zur Börse versperrte, und man verlegte die Kirche nunmehr nach St. Martin's le Grand, in der Nähe des General-Postamts, wo die Predigten noch immer in französischer Sprache gehalten werden. In dieser wie in den übrigen Kirchen und Kapellen sind die Register mit großer Sorgfalt aufbewahrt worden, und wir bemerken unter den eingetragenen Namen viele, die sich bei der französischen Kolonie in Berlin wiederfinden***); auch standen diese Gemeinden, allem An-

*) History of the French, Walloon, Dutch, and other foreign Protestant Refugees settled in England, from the reign of Henry VIII. to the Revocation of the Edict of Nantes. By John Southerden Burn. London, 1846. 294 S. 8.

**) Da Schottland bekanntlich erst im J. 1603 durch die Erbfolge Jakob's VI. in England mit diesem Reiche vereinigt wurde, so rechnete man die Schotten damals noch zu den Ausländern.

*) Es ist hier von Spital Fields die Rede.

**) Der bekannte Stifter der puseyitischen Sekte, Professor Edward Pusey in Oxford, ist ein Mitglied der Familie Bouverie (des Bouveries), die sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts in England niederließ und deren Haupt jetzt den Titel eines Grafen von Radnor führt.

***) Als: Lombard, Bouché, Fouquet, Villain, La Roche, Tr, Le Coq, Roux, de la Croix, Larcher, Plantier, Dufour, Colomb, Dumoulin u. A.

scheln nach, stets in lebhaftem Verkehr mit dem Kontinent, da sie ihre Prediger in der Regel aus Frankreich, der Schweiz oder Holland kommen ließen und Letztere hin und wieder nach ihrem Geburtslande zurückkehrten, um dort ihre Tage zu beschließen.

Die holländischen Ansiedler erwarben sich große Verdienste um die Austrocknung der Moräste und Niederungen, die sich in den östlichen Provinzen Englands, namentlich in den Grafschaften York und Lincoln, befanden. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren in der Nähe von Doncaster mehr als 70,000 Acres Land mit Wasser bedeckt, als ein gewisser Cornelius Vermuyden aus Seeland es übernahm, sie trocken zu legen, wofür er von der Krone ein Drittel der urbar gemachten Ländereien erhalten sollte. Um seinen Plan auszuführen, bewog er eine große Anzahl seiner Landsleute, sich in dieser Gegend niederzulassen, wo sie eine eigene Gemeinde bildeten; aber während der bald darauf eintretenden Bürgerkriege hatten sie von der Willkür der Parlaments-Offiziere, so wie von der Eifersucht ihrer englischen Nachbarn Manches zu leiden, weshalb auch viele von ihnen wieder nach Holland zogen. Ein anderer Vermuyden, Sir Nicholas, ward unter der Regierung Karl's II. mit der Austrocknung der auf der Insel Ely liegenden Sümpfe beauftragt, die noch aus den Zeiten König Alfred's berühmt sind, der sich in ihren undurchdringlichen Schlupfwinkeln vor den siegreichen Dänen verbarg. Der große Morast von Whittlesey-Meer breitete sich um das Jahr 1662 über eine Fläche von 1570 Quadrat-Acres aus und hatte zwei deutsche Meilen im Umfang, und in Folge der zum Trockenlegen desselben vorgenommenen Arbeiten entstand hier eine zahlreiche Kolonie von holländischen und französischen Emigranten, deren Grabmäler noch jetzt in der Kirche zu Thorne Abbey gezeigt werden.

Außer den französischen, wallonischen und holländischen Refugiés bildeten auch die Spanier und Italiäner in London gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts abgesonderte protestantische Gemeinden, die aber nur wenige Spuren ihres Daseyns zurückgelassen haben und, wie es scheint, sich bald wieder auflösten oder mit den Kirchen ihrer französischen Glaubensgenossen vereinigten. Endlich gab es in einer Sackgasse der City (Hog Lane) auch eine griechische Kapelle, und in der Kirche zu Landulph in Cornwall findet man eine mit den Wappen des byzantinischen Reichs geschmückte Tafel zum Gedächtniß des Theodor Paläolog aus Pesaro, eines Nachkommen des Thomas Paläolog, Despoten von der Morea, zweiten Bruders des letzten christlichen Kaisers von Konstantinopel. Dieser erlauchte Flüchtling, der am 20. Januar 1636 starb, war mit der Tochter eines dortigen Einwohners vermählt, und da er mehrere Kinder hinterließ, so fließt das kaiserliche Blut der Paläologen und Comnenen vielleicht noch immer in den Adern der Bergleute von Cornwallis.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

II. Die Zukunft der amerikanischen Gold- und Silberbergwerke.

(Schluß.)

Wir werden ein ähnliches Phänomen erleben, wie das, welches vor 300 Jahren eine Revolution in den Preisen aller Gegenstände und in so vielen Existenzen hervorbrachte. Doch dürfte die Krisis bei weitem weniger gewaltsam seyn, da bei der ungeheuren Masse von Silber, die der Kontinent der alten Welt bereits besitzt, selbst das Zuströmen einer beträchtlichen Menge sich nicht so bald auf dem Markte bemerklich machen wird. Das Gleichgewicht stellt sich zwischen den verschiedenen kommerziellen Centralpunkten leichter her, als sonst; es ist daher an keinem Orte eine übermäßige Anhäufung zu besorgen. Nach einem gewissen Zeitverlauf indessen wird der Werth des Silbers sich überall nach dem kostenden Preise richten, und wenn die Productionskosten sich um die Hälfte verringert haben, so wird ein Land, das etwa heute drei Milliarden an kursirender Münze besitzt, um 1500 Millionen ärmer geworden seyn, weil sodann die z. B. durch ein Frankenstück repräsentirte Quantität von Arbeit oder Genüssen um die Hälfte geringer seyn muß als früher. Betrügen die Productionskosten gar nur ein Viertel der vorigen Kosten, so würde der Verlust eines solchen Landes über zwei Millionen betragen.

Frankreich insbesondere würde daher weise handeln, wenn es für das Bedürfniß seines inneren Verkehrs eine weniger exorbitante Masse Silbers beibehalten wollte; denn kein Land in der Welt bestreitet seinen Verkehr mit einer gleichen Menge von Silber. Man schätzt in der Regel die in Europa kursirende klingende Münze auf acht Milliarden Franken, wovon auf Frankreich drei Milliarden, fast ganz in Silber, kommen, während sich England, bei einer wenig geringeren Bevölkerungsziffer und einer ungleich größeren Menge von Handelsgeschäften, mit Einer Milliarde begnügt. Die Vereinigten Staaten, bei einer dünnen Bevölkerung — einem Verhältniß, das die Vermehrung der Werthzeichen erheischt — besaßen im J. 1835, in einer Epoche großen Gedeihens, nicht über eine halbe Million Thaler. Nichts ist verkehrter, als — wie es in Frankreich geschieht — einen gar zu beträchtlichen Theil des beweglichen Nationalvermögens unter einer Form aufzubewahren, die der Entwerthung ausgesetzt ist.

Ließe sich selbst die Perspektive einer starken Entwerthung des Silbers nicht deutlich am Horizonte erkennen, so wären dennoch Maßregeln zu wünschen, wodurch die Masse der in Frankreich kursirenden klingenden Münze vermindert würde. Denn, könnte Frankreich alle seine Geschäfte mit 1500 Millionen abmachen, so wären die übrigen 1500 Millionen unfruchtbar; sie würden den Reichthum des Landes so wenig vergrößern, als lägen sie in der Erde vergraben oder im Meere versenkt. Man ersetze diese 1500 Millionen durch vollkommenere Maschinen für die Manufakturen, durch bessere Werkzeuge für den Ackerbau, und der öffentliche Wohlstand wird einen bewundernswürdigen Aufschwung nehmen. Es ist ein wahrhaftes Sakrilegium, wenn man in einer Zeit, in der es so viele Hände giebt, disponible Kapitalien zu verwerthen, eine so große Summe unproduktiv läßt!

Noch aus anderen, wennschon minder wichtigen Gründen sollten die Regierungen Europa's, und vor allen die französische Regierung, ihr Augenmerk auf die Unzweckmäßigkeit richten, die man der Aufhäufung großer Summen Silbers vorwerfen muß. Die amerikanischen Regierungen legen einen hohen Zoll auf die Ausfuhr dieses Metalls. In einer Zeit, in der sich so viele Declamationen hören lassen über einen den Fremden entrichteten Tribut, sollte man auch an diesen wirklichen und wahrhaftigen Tribut denken!

Wie aber ist die Thalermasse, die Frankreich in einer vielleicht nicht mehr fernen Epoche mit einem außerordentlichen Verluste bedroht, zu verringern? Um weniger Metallgeld zu haben, um sich in dieser Beziehung auf das Nothwendige zu beschränken, braucht man — unter Berücksichtigung der verschiedenartigen Bedingungen — nur denjenigen Völkern nachzuahmen, die, ohne irgend etwas zu kompromittiren, diese Verhältnisse zu organisiren wußten. Vorzüglich sind es Modificationen in den Tauschmitteln, wodurch das Ziel zu erreichen ist. Wenn es Länder giebt, wo unter den Werthzeichen die Bankbillets in zu starker Menge figuriren, so giebt es andere Länder, z. B. Frankreich, in denen der Gebrauch des Papiergeldes zu beschränkt ist. So sind in Paris 500 Fr. das Minimum eines Bankscheins. Eigene Anomalie! Während man in den Departements Scheine von 250 Fr. emittirt, glaubt man, daß der Pariser keine andere als von 500 Fr. brauchen könne! Der Umlauf der Bankscheine ist mithin höchst beschränkt.

Auf diese Weise gelangt man zu dem sonderbaren Resultat, daß die Bank von Frankreich in der Regel eben so viel Baarschaften in Masse, als Billets im Umlaufe hat; auf diese Weise geschieht es, daß der Mechanismus der Bank schlechterdings keine neuen Kreditmittel gewährt, und daß sie eine Anzahl von Thalern nicht durch ein weniger kostspieliges Werthzeichen zu ersetzen vermag. Man begehrt seit einiger Zeit Scheine zu 100 Fr., die sehr gut das Gold, an welchem es Frankreich so ganz gebricht, ersetzen könnten, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß durch diese neue Klasse von Scheinen die Circulation der Bank und zu gleicher Zeit ihre Kreditmittel erhöht werden würden, daß die Bank dem Handel noch größere Dienste, als bisher, leisten könnte.

Hätten die Scheine der Bank von Frankreich überall Cours, statt daß sie außerhalb der Mauern von Paris so unbekannt sind, daß ein Handelsmann aus der Provinz, dem sie präsentirt werden, sie, gleich einer Seltenheit, mit großen Augen beschaut, so würden sie bald einen Theil der kursirenden Münze ersetzen. Bei einer Emission von 100 Fr.-Scheinen würden sich diese bald überall accreditiren; sie würden sich in jedem Geschäft und im täglichen Leben geltend machen. Ein anderes Mittel, den Gebrauch der Bankscheine zu verbreiten, wäre, daß die Steuer-Empfänger sie weniger widerwillig annähmen, während sie dies gegenwärtig nur wie aus Gnade und Barmherzigkeit thun. Zinstragende Bankscheine mit bestimmter Verfallzeit könnten kräftig dazu mitwirken, den Ueberfluß edler Metalle in der Circulation zu ersetzen, besonders da sie zu der gerechten Bedenklichkeit keinen Anlaß geben, wie es immer eine große Masse von Papiergeld erweckt, welches unmittelbar in klingender Münze bezahlt werden muß, was bekanntlich bei den jetzigen Bankbillets der Fall ist, die au porteur und auf unmittelbare Zahlung lauten. Wollen wir endlich denjenigen Theil des Nationalreichthums, welcher, um dem Bedürfniß zu genügen, der Production entzogen wird und unter der Form einer Metallmünze nur — so zu sagen — eine latente Kraft beibehält, so weit es zu wünschen ist, einschränken, so müssen wir im kommerziellen und täglichen Leben die Gewohnheiten annehmen, bei denen andere Völker sich so wohl befinden: wir müssen uns z. B. des traurigen Hanges entäußern, im Geheimen klingende Münze aufzuspeichern, wir müssen uns, zur Bewerkstelligung von Zahlungen aller Art, jene Centralisation gefallen lassen, welcher der Verkehr bei den anglo-amerikanischen Nationen beider Hemisphären unterworfen ist.

III. Gold- und Silberproduction in Europa zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Europa besitzt nur eine sehr geringe Anzahl von Gold- und Silberbergwerken. Das Gold, welches es erzeugt, wird größtentheils durch Wäschereien gewonnen; das Silber aber kömmt in der Regel aus anderen Metallbergwerken, wo es, metallurgisch zu reden, als ein zufälliges oder sekundäres Produkt erscheint. So sind die meisten Bleigruben des Kontinents silberhaltig, ja mehrere von ihnen werden nur des Silbers wegen bearbeitet, das man darin, obwohl in geringer Menge und verbunden mit Blei, findet. Eben so verhält es sich mit einigen Kupferbergwerken. Häufig trifft man bei dem Silber auch eine kleine Quantität Gold.

Es ist möglich, daß die nach der Entdeckung von Amerika eintretende Werthverminderung das Einstellen der Arbeiten bei mehreren europäischen Bergwerken, die das Volk den Römern und Sarazenen zuzuschreiben pflegt, veranlaßte; man darf jedoch nicht glauben, daß Europa vor der Entdeckung Amerika's mehr edle Metalle, als später, produzirte. Die Vervollkommnung der Metallurgie und Mechanik machten es möglich, die meisten europäischen Bergwerke im Gange zu erhalten, und neue wurden mit Vortheil angelegt; ja die Nachforschung nach edlen Metallen zeigte sich nur um so thätiger, je mehr der Ruf die Erfolge des Bergbaus in der anderen Hemisphäre verbreitete, so daß man mit Sicherheit behaupten darf, der Ertrag Europa's an edlen Metallen sey gegenwärtig bedeutender, als vor Columbus.

Bis auf die letzten Jahre haben Deutschland und der Rest des Donau-Thales allein in dem eigentlichen Europa das Privilegium, edle Metalle zu produziren, genossen; doch sind in Böhmen die schönen Tage des Joachimsthalschen Bergwerkes dahin. Sachsen und der Harz fahren fort, Silber zu erzeugen, wie auch Tyrol. Ungarn, welches eine nicht unbedeutende Masse Silbers gewährt, liefert zugleich mit Siebenbürgen, und zwar mittelst derselben Bergwerke, den größten Theil des Goldes, welches die europäischen Staaten hervorbringen. Schweden und Norwegen liefern ein wenig Silber, wennschon die Kongsberger Minen sehr in Verfall gerathen sind. England, das mit unablässigem Eifer die Eingeweide der Erde durchforscht und das vortreffliche Kupfer-, Blei-, Zinn-, Eisen- und Steinkohlenbergwerke besitzt, hat weder Silber noch Gold in nennenswerther Menge unter seinen Erzeugnissen aufzuweisen.

Spanien hat seit drei Jahrhunderten aufgehört, edle Metalle hervorzubringen; nur der Flor der Quecksilber-Bergwerke von Almaden erhielt sich. Allein seine Silber-Bergwerke, aus denen Hannibal schöpfte, seine Goldgruben, die, nach Böckh's Untersuchungen, in den Zeiten der Römer bis auf 6500 Kilogr. lieferten, wurden verlassen. Nicht freiwillig geschah es, daß die Industrie sie vor 300 Jahren aufgab. Karl V. nöthigte sie dazu. Er brauchte das Personal der Bergleute für die amerikanischen Bergwerke; er befahl deswegen, die Arbeiten an den spanischen Bergwerken einzustellen, und so sind diese herrlichen Metall-Lager bis auf die neueste Zeit unfruchtbar gewesen.

Im Anfange des laufenden Jahrhunderts lieferte Europa, mit Ausnahme Rußlands — das nur in seinen asiatischen Provinzen edle Metalle erzeugt — 1300 Kilogr. Gold und 52,670 Kilogr. Silber. Rußland produzirte während derselben Zeit 672 Kilogr. Gold und 21,709 Kilogr. Silber.

Noch muß hier, so weit es möglich ist, der Production einiger anderen Länder Erwähnung geschehen, deren edle Metalle bei dem allgemeinen Handelsverkehr mit konkurriren. So ist, nach Herrn Jacob, dem türkischen Reich für seine asiatischen Provinzen eine Quantität Silber zuzuschreiben, welches aus der Gegend von Erzerum kömmt. Der Betrag soll sich auf 100,000 Pfd. Sterl., d. i. 2,321,000 Fr. oder 11,245 Kilogr. belaufen. Dieses Silber wird mit Karawanen nach Konstantinopel transportirt, von wo es sich über den allgemeinen Markt verbreitet. Der Archipel der Sunda-Inseln hat von Alters eine Quantität Goldes hervorgebracht, die Crawfurd auf 4700 Kilogr. schätzt. Gleicherweise erzeugt Afrika seit undenklichen Zeiten Gold. Im Innern des letzteren Welttheils finden sich goldhaltige Anschwemmungen, welche die Eingebornen, so gut sie vermögen, auswaschen und dann den Ertrag in den Comtoirs der Europäer oder des Imams von Mascate gegen Manufakturwaaren vertauschen. Schon die Namen „Goldküste", „Guinea", welchen letzteren England für seine Goldmünze adoptirte, zeigen, daß Europa, seit es mit der ungeheuren afrikanischen Halbinsel in Verbindung stand, Gold von ihr holte. Crawfurd schätzt das jährlich in Afrika erzeugte Gold auf 14,000 Kilogr, was wohl übertrieben ist, wenn man auch nicht sagen kann, um wie viel. Es bleiben uns mithin nur Hypothesen übrig, und wenn wir hier die Ziffer von etwas über 4000 Kilogr. annehmen, so sind wir doch weit entfernt, die Richtigkeit derselben verbürgen zu wollen.

Aus den Ländern des äußersten Orients kam zu Anfang unseres Jahrhunderts weder Gold noch Silber, vielmehr floß ihnen beides in einem ununterbrochenen Strome aus dem Westen zu, um von ihnen, wie von einem Abgrunde, verschlungen zu werden. Man konnte daher vor 40—50 Jahren die edlen Metalle, die in den Welthandel gelangten, annähernd und in runden Zahlen auf 900,000 Kilogr. Silber und 25,000 Kilogr. Gold schätzen, Quantitäten, die, nach dem französischen Münz-Tarif, für das erste Metall 200, für das zweite 86, im Ganzen 286 Millionen Franken repräsentirten.

Diese Summe vertheilte sich, wie folgt, auf die verschiedenen produzirenden Länder:

	Silber in Kilogr.	Gold in Kilogr.
Amerika	795,581	14,118
Europa	52,670	1,300
Asiatische Türkei	11,245	—
Nord-Asien	21,709	672
Archipel der Sunda-Inseln ..	—	4,700
Afrika	—	4,000
Im Ganzen ..	881,205	24,790

Amerika trug mithin zu der Masse der Metalle, die auf den Weltmarkt gebracht wurden, 91 pCt. an Silber und 57 pCt. an Gold bei. Eben so ist ersichtlich, daß auf 36 Kilogr. oder 2 Fr. 33 Centimes Silber 1 Kilogr. oder 1 Fr. Gold produzirt wurden.

Gegenwärtig aber sind die Verhältnisse, wie sie zu Anfang des Jahrhunderts bestanden, gänzlich geändert, eine Veränderung, die hauptsächlich durch Rußland herbeigeführt wurde, obgleich auch die Abnahme in der Production des amerikanischen Silbers sich sehr fühlbar macht.

Belgien.

Der literarische Fortschritt in Belgien, und der Antheil der Universitäten an demselben.

Eine Stimme aus Belgien.

Hat Belgien eine National-Literatur? Hat es überhaupt eine Literatur? Diese Fragen werden täglich aufgeworfen, aber bisher haben nur die Eigenliebe und politische Leidenschaft sie zu beantworten versucht. Derjenige, welcher unter Literatur die Erzeugnisse einer gewissen Anzahl von Werken versteht, sie mögen gut oder schlecht, nützlich oder leichtfertig, originell oder nachgebildet seyn, der wird in seiner Nähe stets eine Literaturmasse finden; versteht man aber unter diesem Worte den Ausdruck des schöpferischen Gedankens der Völker und den Einfluß auf die nationalen Ideen, dann ist es unmöglich, Belgien ein Besitzthum zuzuschreiben, das ihm noch fehlt, ein Vorrecht, das es sich erst zu erobern hat. Vor Allem ist zu bedenken, daß eine Literatur nicht über Nacht hervorwächst, und daß der Gedanke nur durch die Berührung mit verschiedenen Intelligenzen erzeugt wird. So wie der physische Körper aus sich selbst weder seine Ruhe noch seine Bewegung ändern kann, eben so bedarf der Geist der Nationen in seiner Kindheit die antreibende Kraft, um ihn in jene Thätigkeit zu versetzen, deren Keime freilich in ihm schon liegen. Nun aber sind jene Kräfte, welche den Geist der Literatur spornen und begünstigen, neben der persönlichen Gesinnung, die Sympathie des Publikums und die den Ideen des Landes zu gebende gleichmäßige Richtung; Kräfte, die Belgien bisher mangeln und welche hervorkommen zu sehen die Hoffnung fehlt.

Jedes Volk hat aus sich selbst die Gegenstände seiner ersten Inspirationen geschöpft. Griechenland und Rom liefern uns hierzu schlagende Beweise.*) Die Thaten Karl's des Großen lieferten den Franzosen und Deutschen ihre ersten literarischen Versuche; nichts dieser Art ist in Belgien erkennbar, und wir wollen ihm kein Verbrechen daraus machen.**) Durch seine Stellung im Mittelpunkte Europa's war es zu jeder Zeit der Schauplatz schrecklicher Umwälzungen, und oft sah man auf unseren Ebenen die Kämpfe, deren Ausgang über das Schicksal Europa's entschied. In der Mitte solcher Erschütterungen konnte Belgien nicht neutral bleiben, und es wurde abwechselnd unter den Einfluß verschiedener, oft entgegengesetzter Ideen gebracht, durch welche früher oder später das Feuer der volksthümlichen Intelligenz erlöschen mußte. Es ist heutigen Tages noch dieselbe Erscheinung. Es ist wahr, die letzten 16 Jahre haben einigen höher begabten Männern die Mittel gegeben, den Zustand der Ideen in Belgien zu würdigen. Aber welcher Abstand ist zwischen diesem Bewußtseyn der nationalen Ohnmacht bis zur Schöpfung des Originellen und Neuen! Was soll man denn schreiben, das auf die Nachwelt zu kommen verdient, so lange man keine neue und nützliche Ideen zu verbreiten vermag? Woher aber sollen unsere Ideen denn kommen, und wodurch sollen sie sich entwickeln, wenn uns die Werke der Vorgänger nicht dazu helfen?

Der erste Instinkt des zu denken anfangenden Kindes ist, das nachzuahmen, was in seiner Umgebung vor sich geht, und dieses quälende Bedürfniß, zu handeln, versetzt es in eine sklavische Abhängigkeit von dem, was in seiner Nähe ist. Mit Belgien ist es derselbe Fall. Nehmen wir aber auch an, die Grund-Ideen seyen erworben, so fehlt doch der geistigen Bewegung „der Einfluß der Atmosphäre der Sympathie, die ernste Theilnahme zahlreicher und aufgeklärter Kritiker. Ein gleichgültiges Publikum entzieht dem Schriftsteller alle Wärme, so wie eine zerstreute Zuhörerschaft den Redner lähmt."***) Warum sehen wir nicht die mit wahrhaftem Talente begabten Männer in Belgien (und solche sind allerdings selten) ihr Vaterland mit ernsten und bleibenden Werken beschenken? Wenn man sie deshalb befragt, so antworten sie: „Weil uns keiner liest." Unzulänglichkeit der Autoren und Theilnahmlosigkeit auf Seiten des Volks vereinigen sich beide, dem Fortschritte unserer Literatur Hindernisse in den Weg zu legen. Die Regierung thut auch nicht genug für das echte Talent. Täglich sehen wir die nichtigsten und verdienstlosesten Menschen mit Orden geschmückt, während unsere besten Schriftsteller kein Zeichen der Aufmunterung empfangen. Wir haben gesehen, wie neulich die Regierung eine Kommission ernannte zur Vergleichung des alten belgischen Rechtes, und sieh! den einzigen Mann, der fähig wäre, die Aufgabe zu lösen, den Rath Defacqz, schließt man von der Kommission aus! Und wer sollte es glauben, daß eine literarische Gesellschaft bei der Eröffnung einer Konkurrenz in Poesie und Prosa an der Spitze ihres Prospektus die Worte hat, daß sie sich vorbehält, die Arbeiten derjenigen Konkurrenten zurückzuweisen, deren Meinung nicht mit der der Societät übereinstimmt? Und dabei ist man noch nicht einmal so glücklich, die Meinungen dieser Societät zu kennen! In der gedachten Revue Nationale wird bemerkt: „Belgien hat keine einzige gelehrte Gesellschaft, die irgend einen Antrieb zur intellektuellen Bewegung verbreitet; alle Gesellschaften sind mit Stumpfheit behaftet, und weit entfernt, auf andere zu wirken, gelingt es ihnen nicht einmal, ein wenig Lebenskraft im eigenen Schoße zu bewahren."

Die Universitäten, welche ihrer Stellung nach an der Spitze der geistigen Bewegung gesehen werden sollten, nehmen wenig Antheil daran. Zusammengesetzt aus Männern, die ihr Alter und ihre ehemaligen Talente für ihren Beruf geltend machen, muntern sie die Förderung der Wissenschaften nicht auf, sondern legen ihnen vielmehr Hindernisse in den Weg. So z. B. sollten doch die Prüfungs-Kommissionen in den Wissenschaften seyn, was ein Senat in der Politik; aber man höre, was ein Professor, der selbst Mitglied einer solchen Kommission war, zu seinen Schülern sagte: „Meine Herren, ich sage Ihnen hier meine Meinung, ich lehre Ihnen so, weil ich's für Pflicht halte, so zu lehren, wie es die Wahrheit eingiebt, aber ich rathe Ihnen, sich

---

*) Bei Rom möchte es doch nicht so schlagend bewiesen seyn!

**) Wir verstehen das durchaus nicht recht. Gerade Karl der Große hat seinen Sitz in Belgien oder ganz in der Nähe gehabt und hätte ihm genug Stoff liefern können; eben so noch zwei andere ungewöhnliche Männer dieses Namens: Karl der Kühne und Karl V.

***) Worte der Revue Nationale Tom. XV. p. 273. Diese Revue, von den hervorragendsten Männern des Landes redigirt, ist unstreitig die beste der periodischen Schriften Belgiens.

bei der Jury (Prüfungs-Kommission) nichts davon merken zu lassen, denn eine solche Prüfungs-Kommission ist immer ein halbes Jahrhundert zurück."

Wir haben vier Universitäten, die alle sich zu verschiedenen Grundsätzen bekennen; sie sind entweder Freunde oder Feinde der Regierung, sind stets im Kriege mit einander, kommen nur darin überein, die neuen Ideen zu bekämpfen, und so sind unsere Hochschulen nicht der Mittelpunkt der Einsichten, sondern der Herd der Zwietracht. Aus diesen Reibungen geht weiter kein Ergebniß hervor, als die Erfahrung, daß der Stärkste herrscht, daß die vom Staate ungerechterweise bevorzugte Universität dem Lande auch Gesetze vorschreibt. Die jetzige Suprematie der Universität Löwen ist ein handgreiflicher Beweis. Gesetzt aber, die gelehrten Körper haben die besten Absichten für das Talent, gesetzt, die streitenden Meinungen vereinigen sich zur Aufmunterung der im Entstehen begriffenen Literatur, was würde aus ihren Anstrengungen gewonnen werden? Würden sie ein Nationalwerk erzeugen? Sehr unwahrscheinlich. Neun Zehntel unserer schriftstellerischen Professoren sind Ausländer; ja es ist für Belgien entmuthigend und beschämend, wahrzunehmen, daß es einem Deutschen besser gelingt als einem Einheimischen, die Geschichte Flanderns zu erforschen *), und daß durch Franzosen Katheder besetzt werden, für die man die Belgier nicht würdig hält. Die Universität Brüssel hat sicher die meisten Berühmtheiten, aber außer Roussel und Defacqz sind es Ausländer, die am kräftigsten zur Bereicherung unserer Literatur beigetragen haben; Baron, Ahrens, Maynz und Altmeyer waren es, die mit Talent über die Literatur, die Philosophie, das Recht und die Geschichte geschrieben. Löwen, der Sitz des gouvernementalen Geistes, überwiegt die andern Universitäten durch die Zahl seiner einheimischen Publicationen, aber was sind es für Werke? Handbücher und Kompendien, mehr oder weniger ausgearbeitet, mehr oder weniger auf der Bahn des Rückschrittes. Lüttich und Gent sind weniger von der Gewalt begünstigt, aber sie sind in ihrer Unabhängigkeit deshalb nicht viel weiter auf der Bahn des Fortschrittes. Außer den Werken von Moke, die sich auf eine „Geschichte Belgiens" und einige in Zeitschriften zerstreute Aufsätze beschränken, haben wir noch von Borgnet eine „Geschichte der Belgier zu Ende des 18ten Jahrhunderts" und einige kleinere, wenn auch interessante, doch unwichtige Broschüren, und dies ist Alles, was man den Staats-Universitäten Brüssel und Löwen gegenüberstellen kann, denn die ausgezeichneten Werke von Raul, Warnkönig und Haus gehören nicht hierher.

Um der Universität Gent einiges Leben zu geben, haben sich die Professoren vereinigt und eine Revue, unter dem Namen Archives historiques et littéraires gegründet; ihr lobenswerthes Werk wurde nicht unterstützt, und die Zeitschrift brachte es nur zu einer Lebenszeit von zwei Jahren. Sollen wir von den Monographieen sprechen, die eine andere Zeitschrift dieser Stadt enthält? Es sind Aufsätze, die zur Literatur passen, wie ein Kabinet von antiken Töpfen und unlesbaren Münzen zu einer Galerie schöner Gemälde. Die Verfasser haben die seltsame Manie, Biographieen von obskuren Menschen zu schreiben, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß man ihnen selbst einst solchen Dienst leisten werde.

In den Naturwissenschaften können wir mehr Lobendes von Belgien sagen, die Fruchtbarkeit ist verhältnißmäßig größer, die Forschung tiefer und der Geist richtiger. Allein die Naturwissenschaften gründen sich auf Kenntnisse und Erfahrungen, die das Gemeingut aller Völker sind, und sie können sich unabhängig von allen politischen und literarischen Revolutionen vervollständigen.

Da eine Literatur nur auf zwei Wegen entstehen kann, entweder als Fortbau vorgearbeiteter Ideen (so entstanden Voltaire und Rousseau), oder durch die Erscheinung großer Genien mit tiefer Inspiration und Begeisterung (so Homer, Virgil, Dante und Tasso), so hat Belgien keine Hoffnung, wenn es den ersten Weg einschlagen will, und wir haben keine andere Aussicht, als den Tag zu erwarten, wo sich eines jener großen Genies offenbaren wird. Wir wollen hiermit aber nicht sagen, daß unsere jetzigen Professoren deshalb müßig seyn sollen, im Gegentheile, ihre Rathschläge können dazu beitragen, jene Gesinnungen und Gedanken ans Tageslicht zu fördern, die wir so gern über das Land herrschen sehen möchten. Man benutze in dieser Hinsicht auch die Rathschläge eines Mannes, dessen Talente niemals in Zweifel gezogen worden sind. Professor Moke gab 1842 eine Sammlung von Gedichten heraus, deren Verfasser Genter Studenten waren, und er lenkt bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Fehler im höheren Unterricht, daß man die Talente so wenig im Schreiben und Sprechen übt. „Wir glauben die Erfahrung gemacht zu haben", sagt er, „daß man bei der Jugend am besten Geschmack und Vertrautheit mit der schönen Literatur hervorrufen kann, wenn man die poetischen Versuche derselben aufmuntert. In Prosa bemüht man sich nicht, ängstlich nach Ausdrücken zu suchen und den Stil zu feilen, und beim Mangel an Sprachkenntniß sieht man bald ein, wie man schlecht fortkommt, und bleibt stehen. Aber die Verse, selbst die unvollkommensten, genügen gewöhnlich dem unerfahrenen Verfasser. Er findet sich gern drein, die Einzelheiten der Sprachlehre zu Hülfe zu rufen, um sein Werk zu verbessern, er unterrichtet sich, ohne die Arbeit trocken und ermüdend zu finden, und der mittelmäßige Dichter wird bald ein korrekter Prosaiker." Herr Moke hat nicht in der Wüste gepredigt. Außer den glänzenden Versuchen, welche sich in der von ihm herausgegebenen Sammlung befinden, nennen wir die Gedichte von Inghels, die voll Wärme und Gefühl sind, die gut geschriebenen Theaterstücke von Wacken und ein Stück von Louis Hymans, das ganz vor kurzem über unsere Bühne gegangen. **) Auch einige Werke in Prosa sind erschienen. Nach allem Gesagten ist es die Jugend unserer Universitäten, auf die unsere Hoffnung wegen einer eigenthümlichen nationalen Literatur sich richtet.

Außer den Schriftstellern der Universitäten giebt es aber noch andere Männer, welche seit zehn Jahren die Aufmerksamkeit des Landes beschäftigen, es sind die Herren Juste, de Gerlache, Polain, Faider, Van Hoorebeke, Bogaerts und manche Andere. ***) (M. G.)

*) Warnkönig ist hier gemeint.

**) Robert-le-Frison, Drame historique en trois actes et en vers, par Louis Hymans. Das Stück behandelt einen nationalen (flandrischen) Stoff in poetischer Weise, was ihm auch besonders in Gent eine beifällige Aufnahme verschafft hat.

***) Der Verfasser dieses in einem französisch geschriebenen Journale von Gent enthaltenen Artikels scheint von dem, was die vlaemische Literatur Belgiens dann und wann zu Tage fördert, gar nichts zu wissen. Allerdings übt sie auf die Universitäten eben so wenig Einfluß, als diese auf sie üben, aber in einer Stadt, in welcher Willems gelebt und gewirkt, durfte mindestens dieser Name nicht ungenannt bleiben, wo es sich um literarische Celebritäten handelt.

Mannigfaltiges.

— Das Lindfieber in London. „Die Deutschen", sagt das Londoner Athenaeum (vom 22. Mai), „immer sinnreich in der Bildung neuer Wörter, zählen unter ihre Krankheiten der Gegenwart auch das „Lindfieber". In London ist dieser epidemische Enthusiasmus ebenfalls ausgebrochen und zwar mit einer bemerkenswerthen Heftigkeit. Alte Freunde sind kalte Freunde geworden, wenn sie zufällig mit einander über den Grad von Unsterblichkeit, der der großen Künstlerin zuzuerkennen, in Widerspruch sind. Was man sonst vergötterte, wird jetzt in den Staub getreten; Lieblingssänger von gestern sind heute kaum mehr anzuhören, während unsere Zeitungen von musikalischen und unmusikalischen Huldigungsphrasen überfließen. Logen, „wolkenhoch", werden zu Hungersnothpreisen gesucht; um Sperrsitze wird — wie uns versichert wird — knieend gefleht; kurz ein solches Stadium von hitzigem Theaterfieber ist den ältesten Opernbesuchern seit den Tagen der Catalani, deren „Pantalons" von Lord Byron verewigt wurden, nicht erinnerlich. Um wie viel die neue Gottheit jedoch würdiger als die alte ist, braucht das Athenaeum wohl nicht erst zu sagen." — Wir haben diese Einleitung eines langen englischen Theater-Artikels wörtlich übersetzt, um unseren deutschen Lesern die gewissermaßen beruhigende Ueberzeugung zu liefern, daß auch ein praktisches und durchweg politisch gebildetes Volk hin und wieder von Theater-Paroxysmen heimgesucht seyn kann. Berlin und London haben in diesem Augenblicke die Rollen getauscht: bei uns ist die Theilnahme des Publikums für die Bühne fast ganz erloschen, während sie sich um so lebhafter den Erscheinungen des mit jedem Tage intensiver werdenden Staatslebens zugewandt hat. Möchte doch diese Veränderung nicht eben so eine Ausnahme bei uns seyn, wie es das Lindfieber in London ist!

— Medizinische Wirkungen der Eisenbahnen. Ueber die Einflüsse des Eisenbahnreisens auf die Gesundheit der Menschen ist bereits früher einmal in diesen Blättern, und zwar nach den Beobachtungen eines Petersburger Arztes, gesprochen worden. Gegenwärtig citirt ein in Form einer Zeitschrift erscheinendes englisches Reise-Handbuch, das Traveller's Miscellany, das Urtheil eines berühmten englischen Arztes, des Dr. James Johnson, das ebenfalls ganz außerordentlich zu Gunsten des Fahrens auf Eisenbahnen lautet. Der genannte Arzt empfiehlt es besonders den Einwohnern Londons als ein Mittel, sich, nachdem sie im Sommer durch die verpestete Atmosphäre der von mehr als einer Million Menschen bewohnten Hauptstadt krank und schwach geworden, durch das Einathmen der reinen, stets sich neu regenerirenden Luft der Eisenbahnen wieder zu erfrischen und zu stärken. Eine tägliche Eisenbahnfahrt, wenn auch nur von wenigen Meilen, sey das Heilsamste, was Hypochondristen und Rekonvalescenten empfohlen werden könne. Selbst bei der ruhigsten Sommerluft herrsche in den fahrenden (natürlich nicht ganz verschlossenen) Eisenbahnwagen ein erfrischendes Wehen, das sich, wenn man etwa einer leichten Brise entgegenfahre, bis zu einem alle Poren durchdringenden und reinigenden Sturme steigern könne. Kein Essig, kein Chlor sey im Stande, die von Krankheitsstoffen geschwängerte Kleidung so davon zu befreien, wie die Fahrt auf einem offenen Eisenbahnwagen. Die oscillirende Bewegung in denselben sey nicht blos gesunder als das Rütteln und Stoßen der gewöhnlichen Wagen, sondern auch dem Reiten, das häufig aus diätetischen Gründen empfohlen werde, bei weitem vorzuziehen. Das Traveller's Miscellany fügt hinzu, daß das Eisenbahnfahren, nach dem Urtheil Anderer, auch die Blutcirculation regulire, die Nerven beruhige und nach jeder Tagereise einen gesunden kräftigen Schlaf herbeiführe, wozu noch komme, daß die Abwechselungen, die eine solche Fahrt gewähre, die raschen Veränderungen der Scene, nothwendig auch auf das Gemüth einen zerstreuenden und heilsamen Einfluß üben müßten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 68. Berlin, Dienstag den 8. Juni 1847.

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Nach der Revue des deux Mondes.)

Schon seit einer Reihe von Jahren erregt die politische Lage der Schweiz die Aufmerksamkeit und die Besorgnisse Europa's. Partielle Revolutionen folgen einander mit einer gewissen Regelmäßigkeit in den einzelnen Republiken der Eidgenossenschaft, während die Tagsatzung, welche die Verwendung der gemeinschaftlichen Hülfsquellen regeln und die eintretenden Zwistigkeiten schlichten sollte, sich auf die traurige Rolle beschränkt sieht, jene heftigen und plötzlichen Umwälzungen in ihre Protokolle einzuregistriren, und es nur hin und wieder wagt, einen nutzlosen Protest einzulegen. Inmitten dieser, den Grund aller politischen Ordnung aufregenden Stürme zeigen sich zugleich auf mehr als Einem Punkte bedrohliche Symptome einer Gefährdung der socialen Verhältnisse, Symptome, die um so weniger übersehen werden dürfen, als die Schweiz, ihres geringen Flächen-Inhaltes ungeachtet, doch an den drei Haupt-Nationalitäten des westlichen Europa's partizipirt. Endlich sind es die religiösen Fragen, die tagtäglich in der Schweiz den Machtsprüchen brutaler Gewalt unterworfen und in einem oder dem anderen Sinne entschieden werden. Ein solches Schauspiel müßte, wo es uns auch dargeboten würde, unser lebhaftestes Interesse erregen; allein sobald die Scene desselben in der Schweiz ist, muß das Gefühl, mit dem wir dergleichen Vorgänge betrachten, ein anderes seyn, als das einer müßigen Neugier. Die Schweiz hat durch ihre geographische Lage eine Bedeutung, die sie, auf irgend einem anderen Punkte des Kontinents gelegen, bei ihrer Bevölkerung von etwas mehr als zwei, auf einem Flächenraum von weniger als 800 geographischen Quadratmeilen vertheilten Millionen, nimmermehr in Anspruch nehmen könnte. In der That deckt die Schweiz einen großen Theil der französischen Gränze, der ganze östliche Abhang des Juragebirges gehört ihr, sie ist im Besitz der Quellen des Rheins, so wie des oberen Laufes des Inn und des Tessino; endlich streckt sie auf eine nicht unbeträchtliche Weite ihre Gränzen bis in die Flußbecken der Donau und des Po vor. Gleich einer ungeheuren Citadelle beherrscht die Schweiz mit ihren Bergen — den höchsten Europa's — zugleich Schwaben und die Lombardei; sie vereinigt kommerziell Deutschland und Italien, die sie strategisch scheidet. Es kann bei einer solchen Lage nicht ausbleiben, daß die Schweiz den Wellenschlag aller jener Leidenschaften, die in ihren Umgebungen gähren, spüren und die Folgen aller großen Ereignisse in ihnen zunächst empfinden muß. Ihrerseits nun hegt sie, schützt sie für eine gewisse Zeit und entwickelt sie in einem gewissen Maße die Keime neuer oder erneuerter Gedanken und Systeme, die auf die in dem Bereich ihrer Wirksamkeit liegenden Länder einen um so entschiedeneren Einfluß haben müssen, als die Schweiz, immer reich an beweglichen, unruhigen Köpfen, zugleich allen jenen Flüchtlingen ein Asyl verleiht, die bei ihr Schutz vor der Verfolgung suchen. Die Nachbarn der Schweiz, und Frankreich vor allen, haben daher ein wahrhaftes Interesse, die moralische und intellektuelle Lage derselben, die verhältnißmäßige Stärke, die Aussichten und Entwürfe der Parteien, die sich um die Leitung des Landes streiten, kennen zu lernen. Wenn wir es hier versuchen, einiges Licht über diese Fragen zu verbreiten, so wird es in jenem Geiste der Versöhnlichkeit und Unparteilichkeit geschehen, der jedem Recht, auf welcher Seite immer er es findet, die gebührende Anerkennung nicht vorenthält.

* * *

Wenn die Reformation es war, welche zuerst einen Riß in die schweizerische Eidgenossenschaft, wie diese im Lauf der Zeit sich gebildet hatte, brachte, so stürzte die französische Revolution das alte Gebäude vollends um. Bereits hatte sich aus mehr als einem Anzeichen ergeben, wie morsch es geworden, als im Jahre 1798 das Direktorium, unter einem frivolen Vorwande, ein Heer in die Schweiz einrücken ließ, welches eine Reihe leicht errungener Vortheile davontrug. In der That war es der französischen Regierung um die Verbindung mit Italien zu thun und um Abwehr der von Deutschland her drohenden Gefahren. Der gährende Zustand, in dem die Schweiz sich befand, ließ das Unternehmen als ein leichtes erscheinen, wie es sich denn auch anfänglich als ein solches erwies. Ruhmlos und ohne vieles Geräusch stürzten die verjährten aristokratischen Verfassungen mit ihren feudalen Erinnerungen, mit ihren theokratischen und munizipalen Gerichtsbarkeiten zusammen. Bern und Freiburg, Zürich und Luzern öffneten ihre Thore, lieferten ihre Schatzkammern aus und verloren ihre souverainen Rechte. Allein das Direktorium, hiermit nicht zufrieden, wollte aus der Schweiz ein Frankreich im Kleinen machen, und sich eine Autorität anmaßend, die einzig auf der Gewalt beruhte, ertheilte es durch seine Kommissarien der Schweiz eine neue Verfassung. In dieser neuen Verfassung verschwand die Souverainetät der Kantone; die Eidgenossenschaft wurde zur Einen und untheilbaren helvetischen Republik. Der neuen Constitution schloß sich eine neue Eintheilung des Landes an, bei der zwar der Name „Kanton" beibehalten, sonst aber auf die willkürlichste Weise verfahren wurde. Die achtzehn neuen Kantone entsprachen vollständig den französischen Departements. Die Central-Regierung und die gesetzgebende Versammlung sollten ihren beständigen Sitz in Aarau haben.

Es ergab sich jedoch bald, wie viel Lebenskraft die kantonale Verfassung, d. i. das Prinzip der Autonomie der Bundesglieder, dessen Beseitigung das Direktorium wollte, noch besaß. Die Waldstädte von Schwytz und Nidwalden protestirten, die Waffen in der Hand, gegen Einführung der neuen Verfassung, der sie sich nur nach einem hartnäckigen Kampfe unterwarfen. Die zweite Coalition gegen das revolutionaire Frankreich hatte kein besseres Ende, als es die erste gehabt hatte, und so blieb es beim endlichen Frieden für die Schweiz bei der aufgedrungenen Verfassung — ein Schicksal, für das die Einverleibung von Wallis und Graubündten in das Territorium der helvetischen Republik wohl um so weniger entschädigte, als andererseits Genf und Neuchatel definitiv an Frankreich abgetreten wurden.

Die Demokratie hatte gesiegt, das Uebergewicht Frankreichs war entschieden. Als Bonaparte zum Konsulat gelangt war, wollte er zwar für Frankreich die erlangten Vortheile gesichert wissen, er wollte aber auch der Schweiz diejenigen Zugeständnisse machen, die nothwendig für ihre innere Ruhe schienen. Eine Gelegenheit, seine Absichten auszuführen, fand sich bald in der durch Aloys Reding geleiteten Insurrection, die im J. 1803 das unter Frankreichs Schutz stehende Central-Regiment zwar ohne Kampf umwarf, allein an der Wiederherstellung der alten Verhältnisse eben so entschieden scheiterte. Alle Parteien blickten unter solchen Umständen auf den ersten Konsul und begehrten seine Vermittelung. Dieser, nachdem er zuvörderst die Ruhe wieder hergestellt, erließ darauf die Mediations-Akte (19. Feb. 1804).

Zufolge dieses Akts und des auf ihn gegründeten Vertrags war die Schweiz forthin eine Confoderation von 19 Kantonen, die sämmtlich demokratisch konstituiert waren. In den kleinen Kantonen wurde das Prinzip des allgemeinen Stimmrechts und der direkten Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung beibehalten, während in den ehemals aristokratischen oder gemäßigt demokratischen Kantonen die Ausübung der politischen Rechte an ein gewisses Einkommen geknüpft war und die Staatsgeschäfte durch souveraine — die Urversammlungen, aus denen sie hervorgegangen, repräsentirende — Versammlungen besorgt wurden. Die Tagsatzung kam alljährlich zusammen. In derselben hatten diejenigen Kantone, deren Bevölkerung 200,000 Seelen überstieg, jeder zwei Stimmen, von den übrigen Kantonen jeder Eine Stimme. Die Oberleitung der Bundes-Angelegenheiten fiel abwechselnd und je für ein Jahr den Räthen der Kantone Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern zu; der Ort, wo die Tagsatzung sich versammelte, war die Hauptstadt des jedesmaligen Vororts. Insofern die eben angegebenen Grundsätze beobachtet wurden, stand es jedem Kanton frei, sich nach eigenem Ermessen eine Verfassung zu geben oder Aenderungen mit der bestehenden vorzunehmen.

Die Mediations-Akte wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Allein wenn die französische Vermittelung eine große Wohlthat für die Schweiz war, so legte das französische Protektorat dem Lande schwere Lasten auf und beraubte es jenes Ansehens, das nur aus politischer Unabhängigkeit hervorgehen kann. Durch die endlichen Mißerfolge Napoleon's wurde die Lage noch schwieriger. Die Prinzipien, deren Unterdrückung die Mediations-Akte besiegelt und die man für gänzlich beseitigt gehalten, erhoben sich im J. 1813 mit frischer Kraft. Die verbündeten Mächte kehrten sich nicht an die Neutralitäts-Erklärung, durch welche die in Zürich versammelte Tagsatzung den Marsch ihrer Truppen durch das schweizerische Gebiet abzuwehren gedachte, und die nun folgenden Ereignisse waren das Gegenstück derjenigen, die vor funfzehn Jahren der Einfluß der französischen Revolution erzeugte. Eine mehr oder minder heftige Reaction gab sich in allen früher aristokratischen Kantonen zu erkennen; Genf machte sich wiederum unabhängig, Bern nahm die Totalität seiner alten Besitzungen in Anspruch; die Tagsatzung endlich annullirte unter dem Schutz der Verbündeten die Mediations-Akte (29. Dez. 1813)

und stellte die Basen eines auf neuen Prinzipien beruhenden Bundesvertrages fest. Doch war es der Wiener Kongreß, der definitiv über das Schicksal der Schweiz entschied.

Was ihre Gränzen anbetrifft, so verlor die Schweiz — nach den Bestimmungen des Kongresses — das Valtlin und gewann dagegen Wallis wieder; eben so erhielt sie Genf, das Bisthum Basel und das Fürstenthum Neuchatel — das, Preußen angehörig, den einundzwanzigsten Kanton bilden sollte — zurück.

Nicht minder wurde die innere Verfassung in Wien geregelt. Die unabhängige Existenz, die Rußland der Waadt erwirkte, zog die gleiche Folge für Aargau nach sich, wie denn überhaupt Alexander seinen Einfluß dazu anwendete, die Wiedereinsetzung der alten aristokratischen Senate in ihre Rechte über die unterworfenen Länder zu verhindern. Kein geistlicher Staat wurde wieder hergestellt, das Bisthum Basel fiel für die Verluste, die Bern erlitten, an dieses, und brachte so ein katholisch-romanisches Element in eine germanisch-protestantische Republik. Der gleiche Fehler wurde in Betreff Freiburgs begangen, indem man diesem ganz katholischen Kanton das protestantische Murten einverleibte. Die gemischten Kantone Aargau, St. Gallen, Thurgau wurden in der Gestalt, die ihnen die Mediations-Akte gegeben, beibehalten.

Wir sprachen so eben von aristokratischen Senaten. In der That hatte sich das im J. 1798 gestürzte Prinzip seit dem Anfange des J. 1814 durch mehrere partielle Revolutionen neue Geltung zu verschaffen gewußt. Der Sturz Napoleon's zog eine Reaction nach sich, welcher die Bevölkerung von Bern und Freiburg ganz, die von Luzern und Solothurn in geringerem Maße wichen und deren Wirkungen in Neuchatel, Genf, Basel, Zürich, Schaffhausen, Chur, Sitten, ja — was die Munizipal-Lasten betrifft — sogar in St. Gallen gespürt wurden. Die alten Patriziate hatten in ihren Besitzthümern durch die Revolution keine besondere Einbuße erlitten, sie hatten die Meinung, daß sie zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten besonders geeignet, und den Wunsch, sich dieser Leitung wieder zu bemächtigen, bewahrt. Dieser Wunsch erfüllte sich nun; die alten Körperschaften übernahmen in Masse wieder die Geschäfte. Ausschließend in Freiburg, vorwiegend in Bern, Solothurn und Luzern, war ihre Wirksamkeit in Zürich, Schaffhausen und Genf eingeschränkter und indirekter, in Basel verborgen, in Graubündten mit lebendigen Erinnerungen an die alten Feudalzustände verknüpft, in Neuchatel dem Statthalter der Krone untergeordnet, in Wallis durch den Bischof, in den Waldstätten durch den Souverain, d. i. durch ein Volk, das sich zum Danke verpflichtet glaubte, beschützt. Nur in den neuen Kantonen Waadt, Thurgau, St. Gallen, Aargau und Tessin, so wie in den drei kleinen Kantonen Zug, Glarus und Appenzell, in denen es keine Familien von Einfluß gab, behielt der demokratische Geist ein entschiedenes Uebergewicht. Allein der Widerstand dieser Staaten vermochte natürlich nichts gegen eine Reaction, die siegreich durch ganz Europa schritt. (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Der Pentamerone des Basile.

Das Studium des Italiänischen in Deutschland datirt nicht von heute; der Einfluß desselben zeigt sich beispielsweise schon in der zweiten Schlesischen Dichterschule; Hoffmannswaldau, der in Italien selbst von dem Styl des Marini so ergriffen wurde, daß er maßgebend für seine Poesie und durch diese für sein ganzes Zeitalter wurde, weiß nichts von Marini's Landsmann und Zeitgenossen Basile, welchen erst der fleißige Fernow in die deutsche Literatur einführen sollte.*) Freilich ist zwischen beiden Neapolitanern ein himmelweiter Unterschied und keineswegs der größte der, daß Marini in der lingua illustre dichtete, während Basile, obgleich schon in früher Jugend seiner Vaterstadt entrückt, die heimatlichen Laute in treuem Gedächtniß bewahrt und zur Sprache seiner Muse zu machen beschlossen hatte. Gewiß würde es der deutschen Literatur jenes Zeitraums sehr gewinnbringend gewesen seyn, wenn sie nicht blos die Stelzenpoesie des „Adonis“, sondern auch die Kindlichkeit und Naivetät des Pentameron sich angeeignet hätte. Erst seitdem die Gebrüder Grimm, durch Fernow aufmerksam geworden, für den Zweck ihrer Märchensammlung Auszüge aus dem Werke gemacht hatten (im 3ten Bande der Kindermärchen), war Basile den Literarhistorikern bekannt geworden. Alle Versuche aber, dem Original eine entsprechende Uebersetzung abzuringen, scheiterten an der terra incognita des neapolitanischen Dialekts. Dies wird uns um so weniger Wunder nehmen, wenn wir hören, daß man in Italien selbst nicht einmal eine Uebersetzung in das Gemein-Italiänische zu Stande gebracht hat und die beiden vorhandenen Versuche, ihn in das Bolognesische und Modenesische zu übertragen, gänzlich mißlungen sind. In Deutschland ist diesem Dilettantismus gegenwärtig ein Ende gemacht; wir besitzen eine vollständige, von gründlicher Sachkenntniß ausgehende Uebersetzung der funfzig Märchen des Basile, und unsere Uebersetzungs-Literatur ist für die viele Schmach, die ihr auf diesem Felde fast täglich widerfährt, wieder einmal zu Ehren gebracht worden. Das Werk führt den Titel: „Der Pentamerone oder das Märchen aller Märchen, von Giambattista Basile. Aus dem Neapolitanischen übertragen von Felix Liebrecht. (Breslau, Max.)

*) Bemerken muß ich indeß, daß schon Sulzer in der 2ten Auflage seiner Theorie unter dem Artikel „Erzählung“ den Basile aufführt (Band II., S. 199, Kol. a).

Wir berufen uns nicht auf J. Grimm's glänzende Vorrede, nicht auf die Theilnahme, welche die Kenner des Italiänischen und die Meister der Wissenschaft, wie Tieck, Orelli, Huber, E. v. Bülow, F. Wolf, Humboldt rc., dieser Uebersetzung geschenkt haben; nein, das Werk selbst mit seiner südlichen Farbengluth, mit seiner glatten Verdeutschung, welche die Berge von Schwierigkeiten so geschickt abgetragen hat und in leichtem Flusse der Rede darüber hingleitet, welche nur in den Beigaben und Noten einen Blick in die tiefe Kenntniß der italiänischen Dialekte so wie der neueren Sprachen überhaupt ihres gelehrten Uebersetzers thun läßt, spricht laut genug für den inneren Werth der Uebertragung und giebt das vollgültigste Zeugniß, daß Herr Liebrecht der Mann war, der einer solchen Arbeit sich unterziehen konnte.

Sollte aber gefragt werden, was damit überhaupt gewonnen sey, so diene zur Antwort, daß es dafür einen doppelten Gesichtspunkt giebt. Betrachtet man das Werk von wissenschaftlichem Standpunkte aus, wie J. Grimm es in seiner geistreichen Vorrede ausgeführt hat, so bleibt es eine überraschende Entdeckung, daß diese Märchen, wie man sonst leicht versucht würde zu glauben, nicht in Basile's Kopf entsprungen sind, sondern einen historischen Boden haben und der lebendigen Ueberlieferung entnommen sind; daß sie in ihren Grund-Elementen mit den Märchen anderer Nationen unseres Erdtheils übereinstimmen und die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen sind, die über ganz Europa hin Wurzel geschlagen haben. Hierin besteht zugleich die Unverwüstlichkeit ihrer Natur, welche durch allen Putz und Schmuck des Neapolitaners in gesunder einfacher Natürlichkeit hindurchleuchtet. Aber auch von dem zweiten, dem rein ästhetischen Standpunkte aus bieten sie unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung dar und führen uns einen Reichthum ungeahnten Naturlebens vor, an dessen vollen Tafeln wir fröhlichen Genusses schwelgen. Was Fernow von dem Volke sagt: „Witz und Geist der Neapolitaner müssen sich dramatisch äußern können, wenn sie in ihrem wahren Lichte glänzen und gefallen sollen. Der Neapolitaner ist ein geborener Buffone, den man sehen muß; das Beste geht schon verloren, wenn man ihn blos hört; was man von ihm liest, ist nur sein caput mortuum“, das zeigt sich recht anschaulich in Basile's Märchen, welche in so wunderbar dramatischer Lebendigkeit die Scenen dem Geiste vorführen, daß man niemals ermüdet, im Gegentheil mit Bedauern dem Ende der Erzählung entgegensieht.

Es bleibt uns noch übrig, über den Mann, der sich zum ersten Mal in deutschem Gewande zeigt, die Sprache, in welcher er schrieb, und die Aufgabe, welche dem Uebersetzer gestellt war, ein Wort zu sagen.

Basile theilt das Loos aller echten Volksschriftsteller, daß man von seinem Leben nicht viel weiß. Er lebte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, ist in Neapel geboren, auf der Insel Creta erzogen, wurde mit den Venetianern bekannt und in die Academia degli stravaganti aufgenommen, folgte seiner Schwester Adriana, einer berühmten Sängerin, nach Mantua und trat in die Dienste des Herzogs, dessen Gunst er sich erfreute. Er zog in Italien umher, kam auch wieder nach Neapel, wo er um das Jahr 1637 gestorben seyn muß. Aus diesem Jahre stammt die erste uns erhaltene Ausgabe des Pentamerone, welcher in rascher Aufeinanderfolge immer neue Auflagen erlebte.

Der Dialekt, in welchem er schrieb, ist gleichen Alters mit den anderen Zweigen des Italiänischen, wurde als Schriftsprache schon im 13ten Jahrhundert im Chronikenstyl gebraucht, bis Alfons I. von Aragonien (1442—58) ihn zur Hof- und Gerichtssprache erhob. Aber kaum ein Jahrhundert später wurde er wieder von Karl V. aus der Staats-Kanzlei verbannt und durch das Spanische ersetzt. Von diesem Schlage hat er sich nicht mehr erholt und ist seitdem nur in der Burleske angewendet worden. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen lebten die beiden größten Dichter, welche in dieser Sprache geschrieben haben, Cortese und Basile, zu gleicher Zeit und waren Freunde; denn Cortese starb um 1628. Sein bekanntestes Gedicht ist die Vajasseide, welche das Leben und Treiben der dienenden Klasse in Neapel darstellt. Nach einem Briefe Cortese's an Basile zu schließen, scheint er auch in Prosa an überströmendem Witz und lebendiger Darstellung mit diesem zu wetteifern, wo nicht gar ihn zu übertreffen.

Basile ist durch und durch Neapolitaner; seine Darstellung ist immer fesselnd, oft redselig, aber nie matt; selten überschreitet sie das Maß der Grazie. Inmitten der bedenklichsten Lagen, worin die Personen seiner Erzählung sich befinden, bricht sein Jean Paul'scher Humor durch; so hat Vastolla (im Perronto), als sie in ein Weinfaß gespundet ins Meer geworfen werden soll, noch Zeit, die Betrachtung anzustellen, daß „die Wiege des Bacchus ihr Sarg“ werden solle. Der Vater der geschwängerten Königstochter, der in Verzweiflung seine Räthe zu ihrem Todesurtheil zusammenberufen hat, läßt sich in folgenden Wortspielen vernehmen: „Ihr wisset gewiß, daß der Mond meiner Ehre cornua bekommen, und daß, um die Chronik oder vielmehr Cornik meiner Schande zu schreiben, sie mich mit endlosem Stoff versehen hat; daß, mit einem Worte, sie, um mir das Herz zu beschweren, sich den Leib hat beschweren lassen.“ — Wenn Basile aber will, d. h. wenn er sich zusammennimmt, erzählt er sehr gut und ohne Umschweife, wie in der spaßhaften Geschichte von Vardiello. Der dumme Junge schlägt unversehens die Henne todt, setzt sich auf die Eier, sie auszubrüten, läßt sich den Braten von der Katze wegholen, vergißt während des Nachsetzens das Spundloch des Weinfasses zu verschließen, schüttet einen Sack mit Mehl darüber, um Weinsuppe zu bekommen, ißt aus Angst die eingemachten Nüsse auf, welche die Mutter dem Näscher als Gift bezeichnet hatte, verkauft die Leinwand an eine Bildsäule, weil sie nicht viele Worte macht, zertrümmert sie anderen Tages, weil sie nicht bezahlen will, und findet in ihrem Innern

lauter Goldstücke, die er als Feigenbohnen nach Hause bringt. — Nicht minder gut ist die bezauberte Hirschkuh erzählt.

Unerschöpflich ist sein Bilderreichthum, besonders in Schilderung des Sonnenauf- und Unterganges. Bald läßt er sie mit dem Reisbesen ihrer Strahlen den Ruß der Nacht fortfegen oder mit ihrem Strahlenpinsel den nachtgeschwärzten Himmel weiß anstreichen; bald giebt sie dem Himmel vergoldete Pillen ein oder fischt mit dem Köder des Lichts an dem goldenen Angelhaken die Schatten der Nacht; dann spielt der Sonnengott mit der goldenen Kugel auf der Flur des Himmels, die Sonne steckt die Stoppelfelder des Himmels in Brand ꝛc. Aber gerade in solcher Malerei spricht sich die Gemüthlichkeit und Naivetät seines Charakters aus

Um endlich noch etwas von der Aufgabe des Uebersetzers zu sagen, lassen wir den großen Kenner Grimm in seiner Vorrede selbst sprechen: „Kostet es schon Mühe, in den Sinn dieser fast morgenländisch heißen und sprudelnden Bilder, Gleichnisse, Wortspiele, Kosewörter, Schelten und Flüche einzudringen, so entspringt noch weit größere Schwierigkeit, wenn sie wiedergegeben werden sollen in einer Sprache, deren Fügsamkeit dennoch ungeschickt scheint, diesen Bombast in all seiner natürlichen Zier und Anmuth neu zu gebären. Unser heutiges Deutsch und unsere Zeit sind viel zu gesetzt dafür; ein Fischart mit der Sprache und Sitte des 16ten Jahrhunderts, wenn ein solches Buch an ihn gekommen wäre, hätte es vermocht, kein Blatt vor den Mund zu nehmen und in den damals noch unverpönten Worten und Ausdrücken, die neben der Zucht auch das Unzüchtige, neben dem Reinen auch das Schmutzige arglos nennen, das gegebene Vorbild zu erreichen, ja zu übertreffen."

Somit wäre unser Vorsatz durchgeführt und unsere Aufgabe zu Ende. Wir haben das Publikum, welches sich für die Literatur des Auslandes interessirt, auf den Neapolitanischen Boccaccio in deutschem Gewande, ein Werk, wie es uns nicht alle Tage auf dem Felde der Uebersetzungen geboten wird, aufmerksam gemacht und sprechen nur noch schließlich gegen den Herrn Uebersetzer aus, daß er auf den bleibenden Dank der Literaturfreunde zu rechnen habe.

Bloch.

Süd-Amerika.

Die Gold- und Silberbergwerke der neuen Welt.

Nach Michel Chevalier.

IV. Gegenwärtiger Zustand der Gold- und Silber-Production.

Wollen wir uns einen Begriff von den Quantitäten edler Metalle machen, welche die verschiedenen Länder der Industrie des Menschen liefern, so können wir für Europa 1300 Kilogr. Gold und 120,000 Kilogr. Silber rechnen. Das letztere Metall würde sich ungefähr folgendermaßen vertheilen: Nord-Deutschland 35,000 Kilogr., Süd-Deutschland nebst den zugehörigen Donauländern 25,000, Spanien *) 50,000, skandinavische Halbinsel, Frankreich und die anderen Staaten 10,000; das russische Reich lassen wir eine Klasse für sich bilden.

Tabelle des gesammten jährlichen Gold- und Silberertrages der Welt.

	Silber.		Gold.	
	Kilogr.	Franken.	Kilogr.	Franken.
Amerika	614,641	136,476,000	14,934	51,434,000
Europa	120,000	26,667,000	1,300	4,478,000
Rußland	20,720	4,604,000	22,564	77,720,000
Afrika	—	—	4,000	13,778,000
Archipel der sundischen Inseln	—	—	4,700	16,189,000
Verschiedene Länder	20,000	4,444,000	1,000	3,444,000
	775,361	172,191,000	48,498	167,043,000

was im Ganzen einen Betrag von 339,232,000 Franken ausmacht.

Wir berechnen hier nichts für gewisse Länder, die ohne allen Zweifel Gold und Silber erzeugen. In China und in verschiedenen Theilen Indiens wird schon seit langer Zeit aus den Sand-Anschwemmungen Gold gewonnen, um dem Luxus der Fürsten und Großen zu genügen. Die Berichte der Reisenden, welchen es gelungen ist, in Japan einzudringen, sind einstimmig darüber, daß in den Palästen des Kaisers das Gold verschwenderisch angebracht ist. Dennoch scheint es mit der Ausbeutung der Bergwerke daselbst sehr nachgelassen zu haben. Nach Herrn Jacob's, von Berghaus wiederholten Berechnungen kommen auf das südliche Asien, den Sunda-Archipel mit einbegriffen, 11,900 Kilogr. Gold und — wenn man die asiatische Türkei mitrechnet — 25,000 Kilogr. Silber. Ziehen wir hiervon den Ertrag der sundischen Inseln (4700 Kilogr. Gold) und der asiatischen Türkei, die wir schon verrechnet haben, ab, so bleiben uns 7200 Kilogr. Gold und circa 14,000 Kilogr. Silber. Wollte man auch auf jene Quantitäten edler Metalle Rücksicht nehmen, bei denen eine genauere Schätzung nicht möglich und die, ihrer Totalität nach, nie in den allgemeinen Weltverkehr gelangen, so würde sich das folgende Resultat ergeben:

789,000 Kilogr.	Silber,	zum Werth von	175,333,000 Fr.
55,698 „	Gold,	„ „ „	191,843,000 „
		Im Ganzen ..	367,176,000 Fr.

Wir haben also 1 Kilogr. Gold auf 14 Kilogr. Silber oder 1 Fr. in Gold auf 92 Cent. Silber.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß im gegenwärtigen Augenblick die Goldproduction eine gleiche, ja größere Summe als die Silberproduction repräsentirt. Es ist dies eine neue Thatsache in der allgemeinen Oekonomie unserer Civilisation, und es ist dergleichen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht vorgekommen, ja vor dreißig Jahren hätte Niemand so etwas geahnt.

Die Kette der Anden einer- und das asiatische Rußland andererseits sind die beiden Hauptquellen, aus denen die edlen Metalle uns zufließen. Nimmt man das, was die Erde an ihnen erzeugt, im Ganzen, so ist Amerika bei dem Silber mit 78 pCt., das nördliche Rußland mit 41 pCt. beim Golde betheiligt.

Es drängt sich hier die wichtige Frage auf, was aus all dem Silber und Golde werde, wohin alle die Schätze, welche die Bergwerke geliefert, gekommen seyen? Man hat dieses Problem — namentlich, was das amerikanische Gold und Silber betrifft, auf mancherlei Weise zu lösen versucht, allein nach allen Diskussionen, die über die Frage entstanden, ist es bis heute bei unbestimmten Konjekturen, bei summarischen Schätzungen geblieben. Man berechnet das in Europa umlaufende gemünzte Geld auf acht Milliarden, die sich eben so beständig wieder ergänzen, als fortwährend aus ihnen für die Bedürfnisse der Künste geschöpft wird. Die kommerzielle Strömung hat während einer geraumen Zeit starke Quantitäten Silbers aus Europa und Amerika nach China und Indien geführt, ja man glaubte zu Anfang unseres Jahrhunderts diese Quantitäten auf die wahrhaft ungeheure und wohl übertriebene Summe von jährlichen 117 Millionen anschlagen zu müssen. Seitdem aber hat diese beständige und nur in ihrer Masse veränderliche Strömung anfangs abgenommen, dann aufgehört und endlich ihre Richtung verändert. China schickt uns gegenwärtig mehr Silber als es empfängt, oder vielmehr es ist Gold, was es uns durch die Vermittelung Indiens übermacht. In derselben Epoche berechnete man den Betrag des Silbers, den die Levante jährlich von uns empfing, auf ein zwanzig Millionen. Auch fließt, seit Frankreich in Algerien Fuß gefaßt, eine nicht unbedeutende Quantität nach dieser Seite ab. Rußland und Amerika, diejenigen Länder, die man die großen Erzeuger edler Metalle nennen kann, behalten zu wenig von denselben, als daß uns das, was ihnen bleibt, einen Aufschluß über die Bestimmung des Goldes und Silbers geben könnte. Wenn der Juwelier und der Goldschmied, der Vergolder und Versilberer einen Theil der erzeugten Metalle verbrauchen, oder wenn dieser gar unter ihren Händen verschwindet, so fragt es sich immer: der wievielste Theil dieses sey? Das ist es, was man vergebens herauszubringen versucht hat. In den Manufakturen, bei denen man edle Metalle verwendet, werden Barren, wie sie aus den Bergwerksländern anlangen, aus der Mode gekommene Fassungen von Juwelen, altes Tafelgeschirr und selbst Münzen ohne Unterschied in den Schmelztiegel geworfen. Man weiß ungefähr aus den Ergebnissen der in Frankreich unter dem Namen der „Garantie" bekannten Steuer, wie hoch die ganze Fabrication in Gold und Silber sich beläuft; allein es sind in diesen Ergebnissen schlechterdings keine Data enthalten, woraus die Verwendung der jährlichen Gold- und Silberproduction sich beurtheilen ließe. Der Werth der alten und neuen Gegenstände, die behufs der Fabrication von Bijouterieen, von goldenem und silbernem Hausrath allein für den Gebrauch von Europa und Nord-Amerika eingeschmolzen wird, beträgt mehr als 150 Millionen Franken. Das ist Alles, was sich über die Frage Plausibles sagen läßt. Durch die Abnutzung, durch die zufällig bei Schiffbrüchen oder sonst verloren gehenden Gold- und Silbermünzen ergiebt sich ein Defizit, welches alle Jahr gedeckt werden muß, und dieses Defizit ist beträchtlicher, als man denken sollte. Mac-Culloch — wie wir gesehen — glaubt es auf den hundertsten Theil der ganzen Masse des geprägten Geldes schätzen zu müssen. Giebt es also in Europa acht Milliarden geprägtes Geld, so würde der jährliche Verlust 80 Millionen betragen, eine Ziffer, die sich kaum annehmen läßt. Ueberhaupt darf man hier nicht anders, als mit großer Vorsicht zu Werke gehen, da man es mit Schätzungen zu thun hat, die sicherer Grundlagen entbehren und die einzig dazu geeignet sind, uns die verschiedenen Wege kennen zu lernen, welche die Schriftsteller, die den einmal in den Verkehr gekommenen edlen Metallen nachspüren wollten, einzuschlagen haben.

Ehe wir schließen, wollen wir nur nochmals auf einen Punkt aufmerksam machen, der von praktischer Wichtigkeit ist — auf jene Eventualität, die uns kaum ausbleiben zu können scheint. Es wird nämlich — wenn auch der Termin, der sehr nahe seyn kann, sich nicht bestimmen läßt — die Anwendung der Wissenschaft in ihrem heutigen Zustande auf die Bearbeitung der reichen Gold- und Silberbergwerke Amerika's eine Revolution in dem Preise des einen oder des anderen der beiden edlen Metalle herbeiführen, die mehr oder weniger derjenigen zu vergleichen seyn dürfte, welche vor 300 Jahren durch die Entdeckung der neuen Welt veranlaßt ward.



*) Die alten silberhaltigen Bleigruben von Murcia und Granada, die gegenwärtig wieder bearbeitet werden, geben, wie sie es früher gethan, von neuem Silber in beträchtlichen Quantitäten.

Historische Versuche, von Selig Cassel.*)

Das wirksamste Förderungsmittel der Wissenschaft ist die Monographie. Aus dem durch gründliche Sichtung gereinigten Detail baut sich das Pantheon des Erkennens auf, und jeder mit eingehender Sorgfalt gewürdigte Punkt wird ein wesentlicher bezeichnender Zug für das zu entwerfende Gesammtbild. Hat die von tausend und aber tausend Händen und Kräften gepflegte Wissenschaft des klassischen Alterthums ihre wesentlichste Bereicherung und Berichtigung Einzelforschungen zu danken, so kann die im Werden und Wachsen begriffene, nur von Wenigen treu gepflegte, im Allgemeinen noch immer versäumte Wissenschaft des Judenthums der Monographieen nicht entrathen, nicht blos für sich, für ihren eigenen Ausbau zur Sicherstellung ihres Fundaments und Materials, sondern auch zu ihrer — trotz allem vornehmen Ignoriren und aller wirklichen Ignoranz — unausweichlichen Verbreitung und Geltendmachung in weiteren Kreisen. Wo die schwere Armatur geharnischter und geschlossener Darstellungen nicht durchkommt, gewinnen die Velites vielleicht das Feld. Die vorliegende kleine, aber inhaltreiche Schrift des Herrn Cassel ist ein solcher Streifposten, ein wohlgeübtes kampffertiges Detaschement eines — dafür zeugt der Anfang — tüchtigen Hauptheeres. Mit einer ausgebreiteten, ihres Zieles und Zweckes sich klar bewußten Belesenheit verbindet der Verf. einen glücklichen kombinirenden Sinn, dem sich Uebersehenes und Ungewürdigtes in neuem ergebnißreichen Zusammenhange darstellt und Dunkles und Räthselhaftes zu überraschenden Aufschlüssen öffnet. Mit einer Reihe von äußerst interessanten Bemerkungen über das höchst merkwürdige Reisebuch des Benjamin von Tudela beginnt die kleine Schrift. A. Asher's an trefflichen Mittheilungen so reiche Ausgabe dieses, wie Herodot, so lange von der vorlauten Unwissenheit verdächtigten Autors, bis eine gründliche Forschung ihn zum glaubhaften kundereichen Gewährsmanne erhoben, hat für manches Werthvolle und Treffliche noch Raum gelassen: wir rechnen dahin alle Bemerkungen Cassel's, die sich über den Plan jenes Reiseberichtes geistvoll und einnehmend verbreiten und manche Partie desselben zu reichem Gewinne der Geschichte des Mittelalters, seines Geistes und Charakters, seiner Völkerströmungen und Bewegungen aufhellen. Hier findet der Geograph und Historiker manches ungeahnte werthvolle Detail: er kann aus des Verf. geistvoller und gelehrter Behandlung lernen, namentlich, daß es hier noch Allerlei zu lernen giebt. Der zweite Aufsatz erläutert mehrere, von Zunz unenträthselt gelassene französische Städtenamen, die Sitze französischer Gelehrten waren. In einer dritten Abhandlung rechtfertigt der Verf. von ihm gemachte frühere Aufstellungen gegen die Angriffe eines kundigen Gegners. Der lebendige Styl giebt der Darstellung auch da, wo sie mit dürrem Stoffe verkehrt, eine bei solchen Erörterungen nicht immer anzutreffende Anziehungskraft. Das hier und da Gesuchte desselben mag dem leicht findenden Verf. nicht als Solches erscheinen, — Grund genug, dagegen desto mehr auf seiner Hut zu seyn! Möge Herr Cassel bald das durch die Ordnungszahl auf dem Titel seiner Schrift angeregte Verlangen durch eine zweite Gabe erfüllen!

Dr. Michael Sachs.

*) Berlin, W. Adolf u. Co., 1847.

Mannigfaltiges.

— Die französische Deputirten-Kammer. Ein eben so unterhaltendes als belehrendes Werk ist das von dem sehr gewandt in französischer Sprache schreibenden Polen, Herrn J. Tanski, kürzlich, unter dem etwas gesuchten Titel: „Voyage autour de la Chambre des Députés", herausgegebene Buch über die Deputirten-Kammer der Franzosen. Besonders für uns, die wir es lieben, das unter unseren Augen neu entstehende Parlament mit anderen großen Körperschaften dieser Art zusammenzustellen, bietet das Buch sehr viele interessante Punkte der Vergleichung dar, die nicht immer zum Vortheil der älteren französischen Versammlung ausfallen, und zwar sowohl was die Zusammensetzung überhaupt als was die rednerischen Talente insbesondere betrifft.

Herr Tanski ist keinesweges, wie etwa Timon-Cormenin, ein strenger, die satirische Geißel schwingender Kritiker der Deputirten-Kammer. Seiner politischen Gesinnung nach konservativ, ist er als Tagesschriftsteller einer der Mitarbeiter des Journal des Débats, und wie dieses, so überschreitet auch er in seinen Schriften nicht leicht die Linie des Ernstes und der gemessenen Haltung. Gleichwohl geht doch selbst aus seiner Darstellung hervor, wie mangelhaft im Vergleiche mit anderen parlamentarischen Versammlungen, deren der Verfasser ebenfalls bei dieser Gelegenheit gedenkt, die Zusammensetzung der französischen Deputirten-Kammer ist, die dadurch förmlich zum Instrumente der Regierung wird, so daß es kaum mehr Wunder nehmen darf, wenn sich Herr Guizot und das Kabinet vom 29. Okt. 1840 so ungewöhnlich lange am Ruder zu erhalten wissen. Die Deputirten-Kammer zählt bekanntlich 459 Mitglieder; unter denselben befinden sich jetzt 200 Beamte, so daß vier Neuntel der Versammlung zu dieser Kategorie gehören, während im britischen Unterhause nur etwa zwei Eilftel (121 unter 658) Beamte sind, von welchen obendrein die größere Hälfte (71) zur Armee und zur Marine gehört, wo sie den Einflüssen des Ministeriums fern sind, da ihre Beförderung nicht von diesem ausgeht, sondern an die Anciennetät und andere unabhängige Verhältnisse geknüpft ist. Nach den Angaben des Herrn Tanski besteht die Deputirten-Kammer aus folgenden Elementen:

	Ministerielle.	Opposition.
Gelehrte und Literaten	3*)	9
Notare, Advokaten und Aerzte	18	41
Grundbesitzer	72	71
Kaufleute und Fabrikanten...	21	13
Banquiers	9	2
Beamte...............	167	33
	290	169

Man sieht hieraus, daß die Beamten allein den Ausschlag geben, indem die Anzahl ihrer ministeriellen Mitglieder fast ganz so viel beträgt, als die der sämmtlichen Oppositions-Mitglieder, welche hauptsächlich aus dem sogenannten gelehrten Stande sich rekrutiren. Unbedeutend erscheint die Vertretung des Grundbesitzes, der bei dem preußischen Landtage die Grundlage der Standschaft bildet, während er im britischen Unterhause, so weit vom ländlichen Grundbesitz die Rede ist, vier Dreizehntel der Vertretung ausmacht. Auch der Gewerbfleiß ist im Unterhause bei weitem mehr vertreten als in der Deputirten-Kammer, die, wie gesagt, nur durch ihren Beamten-Ueberfluß sich auszeichnet.

Herr Tanski giebt außer diesen allgemeinen auch spezielle Nachweise über die einflußreicheren Deputirten, ihre Herkunft, ihre Antecedentien und ihre Schriften. Er erklärt den parlamentarischen Mechanismus der Kammer, wozu namentlich die Bildung und die Organisation der Büreaus, ferner die der Kommissionen gehört, deren Functionen mit denen der Büreaus nicht zu verwechseln sind; wohin die Bittschriften gelangen und was aus ihnen wird; welche Förmlichkeiten das Reglement erheischt, was unter der Tagesordnung, der vorläufigen Frage, einem Amendement und Unter-Amendement, unter der Zufertigung an die Minister oder an die Kommissionen, unter der Niederlegung auf dem Erkundigungs-Büreau (bureau des renseignemens) u. s. w. u. s. w. zu verstehen. Wir erfahren dabei zugleich, welchergestalt die Vorschläge, die von Mitgliedern (nicht von der Regierung) ausgehen, indem ihre Lesung nicht gestattet wird, ohne Weiteres beseitigt werden können; wie sie, wenn sie diese erste Klippe glücklich passirt sind, dann an der Verweigerung der prise en considération scheitern, und wie sie endlich, wenn sie auch dieser Gefahr entgangen, gleichwohl, ohne daß es sonderlich auffällt, durch die wohlberechnete Langsamkeit der betreffenden Kommission, durch die weise Nachlässigkeit eines Berichterstatters, unter den Tisch fallen können, um dort für immer begraben zu liegen. Herr T. macht uns auch mit der Taktik der Parteien bekannt, mit der Art der Verhandlungen in den Konferenzzimmern, mit der Vermeidung der Theilnahme Einzelner an den Abstimmungen, besonders wenn es solche Deputirte sind, die mit einem Fuß in der ministeriellen Majorität und mit dem anderen in der Opposition stehen; ferner mit der Geschicklichkeit der Vertagung einer Frage auf morgen, oder auch der übereilten Abstimmung, wenn gerade die Gelegenheit dazu günstig ist. Er führt uns hinter die Scene, wo wir die Schauspieler noch ungeschminkt und ohne Kostüm sehen; er zeigt uns, wie die Rollen vertheilt werden: warum dieser Redner immer den Angriff beginnen, jener ihn unterstützen muß, ein Dritter gleichsam das Reserve-Corps bildet und ein Vierter endlich nöthigenfalls den Rückzug zu decken hat. Es macht dies allerdings den Eindruck einer gestörten Theater-Illusion und, was das Schlimmste dabei ist, wir gewahren nun um so deutlicher, wie arm an wahren Talenten die jetzige Deputirten-Kammer ist, besonders im Vergleiche mit der Zeit der Restauration, wo Manuel, Constant, Foy, Perier die Rednerbühne einnahmen. Dagegen hat die Kammer seitdem in gewisser Beziehung einen Fortschritt gemacht, der sehr wohl anzuerkennen ist: früher nämlich wurden fast alle Reden abgelesen; seit der Juli-Revolution verlor sich dieser Gebrauch immer mehr, und jetzt macht schon der bloße Anblick eines Manuskriptes die Kammer unruhig, die sehr bald in einen heftigen Sturm ausbricht, wenn der Redner zu lesen fortfährt. Meistens sind es nur noch die neuen, eben erst gewählten Deputirten, die mit geschriebenen Reden die Tribüne besteigen, diese jedoch stets mit dem Vorsatz verlassen, das nächstemal lieber frei, wenn auch weniger, zu sprechen.

Der Constitutionnel, der in seinem Feuilleton eine Anzeige des Tanskischen Werkes enthält, sagt bei dieser Gelegenheit: „Unsere Nachbarn in Preußen haben weniger Zeit als wir gebraucht, um ihre rhetorischen Studien zu machen."

*) Guizot, Emile Girardin, Herausgeber der Presse, und Leprévost.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Donnerstag den 10. Juni 1847.

Dänemark.

Das Verhältniß der Nordischen Mythologie zur Orientalischen und Griechischen.

Mit der sogenannten Mythologie des Nordens, d. h. der gothischen Götterlehre, hat man schon vielerlei Erklärungsversuche angestellt, die sämmtlich bisher einer von zwei Hauptrichtungen angehörten, nämlich entweder der naturphilosophischen oder der historischen. Die letztere, deren erste Spuren bis auf Saxo Grammatikus verfolgt werden können, sieht in der Asen-Mythologie die Geschichte einer Dynastie von Asen-Königen, indem der Name „Asen" mit Asien, dem Asowschen Meere, dessen Küsten nebst denen des Schwarzen Meeres bekanntlich in den früheren Zeiten von Gothen bewohnt waren, u. s. w. in Verbindung gesetzt wurde. Asgard, der Asen-Himmel, wird schon von Saxo nach Konstantinopel und von dem Verfasser der Vorrede der jüngeren Edda nach Troja versetzt, und in jüngeren Forschungen ist mit Hinweisung auf Strabo, der östlich vom Mäotischen See ein Volk Aspurgianer kennt, ausdrücklich behauptet worden, daß diese Vermuthungen sich auf wirkliche Erinnerungen des Volks an seine Urheimat gründeten. Gleichwohl ist leicht einzusehen, daß, selbst wenn diese Namensähnlichkeiten nicht blos zufälliger Natur sind, sondern wirklich historischen Grund haben, dennoch aus solchen Einzelheiten eine Geschichte zu konstruiren unmöglich ist, und daß alle solche Versuche, wie die von Suhm und von Münter, auf bloße Hypothesen hinauslaufen müssen. Auch die Erklärung der Asen-Mythologie von dem Standpunkt der Natursymbolik aus, wenn der letztere als ausschließlicher betrachtet wird, stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Zwar giebt es in jeder Mythologie nicht nur Göttergestalten, die als Personificationen theils freundlicher, theils feindlicher Naturkräfte zu betrachten sind, sondern auch ganze Mythen, welche nur aus diesem Gesichtspunkt, d. h. als allegorische Darstellungen elementarischer Kämpfe, erklärt werden können, aber das Symbolische ist nicht das einzige, ja nicht einmal das wesentlichste Moment in der inneren Entwickelung der Mythologie. Nicht die Naturmacht und ihre Beziehung zum Menschen ist es allein, was den Grund und den Inhalt von den Vorstellungen des Göttlichen im Menschen erzeugt; auch das Historische und vor Allem das Rein-Menschliche selbst, als ideale Macht gefaßt, muß in den Götterlehren sein ewiges, von der Vergänglichkeit und Beschränkung des menschlichen Einzeldaseyns unabhängiges Recht finden.

Diesen höheren, universaleren Gesichtspunkt finden wir — unseres Wissens in dieser Anwendung zum ersten Male — in einem kleinen Werke *) vertreten, das, trotz der speziellen Beziehung desselben auf die besondere Götterlehre des Nordens, es doch dabei versucht, die allgemeinen philosophischen Bestimmungen im Begriffe der Mythologie überhaupt zu entwickeln. Wir halten diesen Gegenstand nicht nur in Rücksicht auf die richtige Kenntniß vom Geiste des Alterthums für zu wichtig, sondern betrachten die vom Verfasser eingeschlagene Richtung auch als einen zu wesentlichen Beitrag zur Philosophie der Religion und Kunst, als daß wir uns nicht gedrungen fühlen möchten, auf seine Ideen näher einzugehen. Ein sehr interessanter Punkt ist vorzüglich das Verhältniß der nordischen Mythologie zur orientalischen und griechischen. Diesen werden wir daher auch, wenn wir die Ansicht des Verfassers über das Wesen des Mythologischen im Allgemeinen näher beleuchtet haben, genauer ins Auge fassen.

Mit Recht bemerkt der Verfasser in der Einleitung, daß, wenn man das mythische Zeitalter des ganzen Menschengeschlechts innerhalb der beiden Endpunkte, in dem indischen Mythenkreise als dem ältesten, und in dem gothischen als dem jüngsten, zusammenfaßt, man durch die Anwendung der symbolisch-natürlichen Erklärungsweise zu dem Resultate kommt, daß der menschliche Geist in seiner wesentlichsten Richtung, der religiösen, mindestens in 3—4000 Jahren keine höhere Gegenstände zur Anbetung gefunden hat, als Sommer und Winter, Tag und Nacht, Heu und Häckerling. Daß der Geist, wenn er in der Umgebung der Natur erwacht und sich von ihren Kräften begränzt findet, diese zu seinen Göttern stempeln kann, ist begreiflich; aber daß er Jahrtausende hindurch in einer einzigen Sphäre (hier in der pantheistisch-religiösen) sein innerstes Lebensprinzip, die lebendige Entwickelung, verleugnen und auf einem Punkte stehen bleiben sollte, ist eine Unmöglichkeit. Der Mythizismus kann daher nur in seiner ersten Epoche, die in dem indischen Mythenkreise gegeben ist, seine Erklärung in der Sphäre der Natur haben; aber eben so gewiß, als der Geist nicht in der unmittelbaren Naturanschauung stehen bleiben kann, eben so gewiß müssen die folgenden Epochen des Mythizismus, der griechische und gothische Mythenkreis, in anderen und höheren Sphären des Daseyns ihre Erklärungen finden. — In der Erklärung der Mythologie eines Volkes sind also zwei wesentliche Bestimmungen festzuhalten: 1) nämlich des Standpunktes, welchen das Volk überhaupt in der weltgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit einnimmt; 2) in Rücksicht auf die einzelnen Mythen selbst, des Standpunktes, den das Volk innerhalb seiner weltgeschichtlichen Stellung in einer bestimmten Periode dieser besonderen Entwickelung einnimmt. Wenn daher der Unterschied zwischen dem indischen, griechischen und gothischen Mythizismus durch den Unterschied des indischen, griechischen und gothischen Geistes selbst bestimmt ist, so ist andererseits jeder jener drei verschiedenen Mythenkreise wieder in sich nach den Phasen seiner besonderen Entwickelung zu unterscheiden. Wir werden späterhin sehen, daß dieser Phasen ebenfalls drei sind, und daß diese besondere Entwickelung jener allgemeinen durchaus analog ist. Denn wenn es einen Unterschied zwischen den verschiedenen Mythenkreisen giebt, so müssen sie doch etwas Gemeinschaftliches haben, was sie alle zu mythischen macht; es muß in ihnen ein mythisches Grundelement seyn. Da das mythische Zeitalter ein historisches Faktum, die Weltgeschichte aber die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes ist, kann man den Mythizismus vorläufig als ein Faktum in der Entwickelung des menschlichen Geistes betrachten, und zwar als das erste Stadium derselben. Aber eben hierin zeigt sich auch das Fehlerhafte, den Mythenkreis eines Volks als ein selbstständiges, abgeschlossenes Faktum anzusehen, als hätte er sich in der Geschichte des Volks nicht nach und nach gebildet, sondern als sey er ein auf einmal bestimmter Kreis von Glaubensgegenständen, der unverändert und für alle Zeiten der mythischen Periode geltend gewesen sey. Im Gegentheil! Jeder Mythenkreis hat sich entwickelt, weil aller Mythizismus wesentlich Geistesentwickelung und das Gesetz, nach dem er sich entwickelt, das Gesetz für die Entwickelung des Geistes selbst ist. Welches ist nun dieses Gesetz?

Der Geist findet sich zunächst selbst unmittelbar in den Armen und im Schoß der Natur erwachend. Die bewußte Seele ist nur wahrnehmend, und alle Eindrücke, die aus dem ganzen Daseyn in sie strömen, faßt sie unmittelbar, d. h. durch die Empfindung, auf. In dieser ersten Phase fühlt die Seele also die Einwirkung fremder Mächte, von denen sie abhängt, denn diese sind es, welche sie in ihrem ganzen Wesen bestimmen. Aber die zwingende Kraft, deren Wirkungen wohl gefühlt und gesehen werden, ist selbst außerhalb der Sinneswahrnehmung, d. h. unsinnlich, für die Empfindung deshalb aber sogleich übersinnlich, weil sie sich über das Niveau der Natur erhebt. Sie erscheint dem empfindenden Geist gegenüber selbst als wollender, also ebenfalls subjektiver Geist, der, weil er von der bloßen Empfindung nicht als Kraft in der Natur begriffen werden kann — ein Begriff, der seiner Abstraction halber einer höheren Stufe angehört — als subjektiver Wille über ihr gefaßt wird. So lange aber der Mensch die Naturkraft nicht als Kraft durchschaut hat, muß er sie als ein persönliches Wesen annehmen, eine ihm mit seinem eigenen Daseyn gegebene Vorstellung. Eben so wahr es also ist, daß Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, eben so wahr ist es, daß der Mensch die Götter nach dem seinigen geschaffen hat.

Indem der Mensch zum Bewußtseyn erwachte, mußten ihm also die Bilder von fremden übermächtigen Persönlichkeiten erscheinen, denn unter anderer Form konnten die objektiven Kräfte nicht aufgefaßt werden. Die Empfindungen bekamen dadurch das Aussehen von andächtigen Gefühlen, theils Furcht vor den verborgenen Göttern, theils Dankbarkeit gegen dieselben. Die bewußte Seele zeigt sich in diesen unmittelbaren Schöpfungen der Phantasie in ihrer Abhängigkeit gegen die Natur, so daß die Götter selbst nothwendige Formen der Phantasie, als Bilder der Wirklichkeit, sind. Der Ausdruck „eine Mythe erklären" soll also nur besagen, daß die Wirklichkeit, welche die Alten im Bilde vorstellten, in ihrer verständigen abstrakten Wahrheit dargelegt werden soll. Weiter sieht man, was ein anderer oft gebrauchter Ausdruck „die Poesie ist älter als die Prosa" heißt; nämlich, daß die Poesie die erste Offenbarungsform des Geistes ist, weil dieser zuerst als Phantasie wirksam ist, später erst als Verstand. Aber es ist festzuhalten, daß die Phantasie hier, in der Periode der Unmittelbarkeit, unwillkürlich schafft und daher ohne eigentliche Kunst ist. Der Mythizismus ist also, insoweit er Bilder schafft,

*) Die Mythologie des Nordens. Von N. F. Wiborg. Aus dem Dänischen von Anton v. Etzel. Berlin, Verlag von Morin, 1847.

natürliche Poesie und dergestalt auch als die erste, aber unbewußte Offenbarungsform der Schönheitsidee im menschlichen Geiste zu fassen. Von diesem Gesichtspunkte will die Mythologie also als natürliche Aesthetik aufgefaßt werden.

Insofern nun die Empfindung die unmittelbar von der Phantasie geschaffenen Götterbilder als objektiv wirkliche Personen sich gegenüber weiß, glaubt sie an dieselben und wird religiöse Empfindung und zwar nach den beiden nothwendigen Seiten hin als Furcht vor der bösen und als Dankbarkeit vor der guten Macht; der Mythizismus ist folglich natürliche Religion. Sie gründet sich also zunächst auf den Gegensatz zwischen Menschheit und Gottheit, weiterhin aber geht sie dann auf die Aufhebung dieses Gegensatzes, auf die Versöhnung des göttlichen mit dem menschlichen Willen, eine Versöhnung, die als Sehnsucht danach zur Andacht und zum religiösen Kultus wird. Hierdurch aber hat sich der Mythizismus schon zur natürlichen Theologie erhoben, die immer pantheistischer Natur seyn wird, weil die Gottheit immer nur als Personification der Naturkraft sich darstellt. Dies ist die zweite Stufe in der Entwickelung des Mythizismus.

Die dritte gründet sich darin, daß der Geist, indem er die Wirklichkeit ihrem inneren Sinn nach als subjektive Macht personifizirte, diese Verwandlung der objektiven Naturkräfte in subjektive Willensmächte nach der Analogie seines eigenen Wesens vollführte, kurz, daß der Mensch in die Vorstellung seiner Götter sein eigenes Wesen, seine eigene Subjektivität hineintragen mußte, und daher in diesen Bildern seine Erkenntniß vom Daseyn, seine Weltanschauung aussprach. Jede Begriffsbestimmung wird aber zu einem konkreten Bilde; jede Eigenschaft wird zum körperlichen Attribut der Gottheit, der göttliche Gedanke zum Blitz des Donnergottes u. s. f. Für so weit, als die mythischen Figuren die Erkenntniß des Geistes ausdrücken, sind sie folglich die Formen für das Wissen seiner selbst. Hierdurch zeigt sich der Volksgeist als denkender, aber er denkt in Bildern: und der Mythizismus zeigt sich als natürliche Intelligenz, aber er bekommt den Anstrich der Natur. Hieraus ergiebt sich also zunächst, daß der Mythizismus keinesweges einzig die Form des religiösen Geistes ist, da er zugleich die Offenbarungsform der Phantasie und der Intelligenz ist; und fernerhin, daß der Mythizismus nur so lange die Form für den religiösen Geist genannt werden kann, als dieser sich in der Sphäre des Pantheismus befindet. Der Monotheismus ist seine Gränze. Aber wir erkennen auch die Berechtigung des Mythizismus außerhalb der religiösen Richtung; denn weder in einer wissenschaftlichen Entwickelung von Schönheitsideen, noch von religiösen Ideen, oder in der Geschichte der Wahrheitsideen wird der mythische Standpunkt übergangen werden können, weil der Mythizismus ihre gemeinschaftliche Wiege ist; er hat sie alle als Momente in sich, sie sind Drillingsbrüder, die mit verschlungenen Armen in seinem Schoße schlummern.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Promulgirt am 7. August 1815 zu Zürich, wurde der die gemeinschaftliche Existenz der zweiundzwanzig schweizerischen Republiken konstituirende Bundesvertrag am 20. März dess. Jahres durch die Höfe Frankreichs, Englands, Oesterreichs, Preußens, Rußlands und Portugals, etwas später auch von Sardinien, anerkannt und gewährleistet, während die Tagsatzung am 12. August die Akten des Kongresses, durch welche die Gränzen der Schweiz und ihre beständige Neutralität festgesetzt wurden, ihrerseits annahm.

Nach diesem neuen Vertrage, dessen Hauptbestimmungen hier folgen, verbanden sich die 22 souverainen Kantone zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit gegen jeden Angriff von Außen, eben so wie zur Bewahrung der Ordnung und Ruhe im Innern. Sie gewährleisten sich gegenseitig ihre Verfassungen und Territorien. Weiterhin bestimmt der Vertrag über die zur Bildung des — anfänglich auf 32,800 fixirten, später auf 64,000 Mann erhöhten — Bundesheeres von den Kantonen zu stellenden Kontingente und über die Quoten, in welchen die zur Erhaltung dieses Heeres nöthige Summe (1,060,000 Fr.) aufzubringen ist. Jeder Kanton, der durch Angriffe von Außen oder in seinem Innern bedroht wird, hat das Recht, andere Kantone um Hülfe anzusprechen, wobei er nur gehalten ist, dem Vorort sofort Anzeige zu machen. Ueber alle Streitigkeiten zwischen den Kantonen wird durch Bundes-Schiedsrichter erkannt. Bern, Zürich und Luzern versehen abwechselnd die Geschäfte des Vororts.

Das sind die Grundlagen, auf denen die gegenwärtige Verfassung der Schweiz beruht. Fast möchte man sagen, die Urheber dieses Gesetzes hätten irgend eine wesentliche Aenderung desselben unmöglich machen wollen. Denn da der Vertrag sich auf die freie Zustimmung der 22 Kantone stützt, so ist, streng genommen, die Zustimmung aller nothwendig, wenn es sich um eine Abänderung handelt, ja, da die Garantieen der Mächte sich gleichfalls auf den Bundesvertrag beziehen, so würde diesen Garantieen Eintrag geschehen, wenn ohne Ratification der gewährleistenden Höfe eine Modification erfolgte. Nur zu wahrscheinlich ist es, daß die bei der Redaction einer solchen Urkunde theils berathenden, theils thätigen Staatsmänner der Schweiz einen Zustand, der für alle Zukunft jede Aussicht auf Aenderung abschnitte — zu verleihen beabsichtigten.

Funfzehn Jahre hindurch genoß die Schweiz einer Ruhe, die für den Vertrag zu sprechen schien. Die Beziehungen zum Auslande waren würdig und sicher. Große materielle Verbesserungen gingen in beinahe allen Kantonen vor sich. Der Handel, trotz der inneren Zölle und des feindseligen Tarifs einiger Nachbarn, gedieh. Genf, Zürich, Basel zeichneten sich aus durch die Pflege von Kunst und Wissenschaft; das erstere besonders hatte seinen alten Rang, als einer der Brennpunkte der Intelligenz in Europa, wieder eingenommen. Die Tagsatzungen folgten einander in ziemlicher Ruhe, und ihre Beschlüsse wurden — bei der innigen Uebereinstimmung der ganz aristokratischen und ganz demokratischen Kantone — in der Regel mit einer imposanten Majorität gefaßt.

Allein trotz dieses günstigen Anscheines ließen schon lange vor der Juli-Revolution die Symptome bevorstehender Erschütterungen sich nicht verkennen. Die moralischen Grundlagen der schweizerischen Regierungen waren schwach, noch schwächer die materiellen. Wie tief die Betäubung war, in welche die Ereignisse von 1813—15 die demokratische Partei versetzt hatten, sie rüttelte sich endlich auf, um das Uebergewicht der patrizischen Familien zu vermindern und dem platten Lande einen größeren Antheil an der Repräsentation in den souverainen Räthen zu verschaffen. Der einzige Kanton jedoch, in welchem diese Bestrebungen Erfolg hatten, war Tessin, obgleich es auch hier erst im Juni 1830 zu einer theilweisen Reform des Grundgesetzes kam. Wenn die Erfolge der demokratischen Partei nicht bedeutender waren, so lag es bei dem schlaffen Widerstande ihrer nur durch Interessen, nicht durch Ueberzeugungen zusammengehaltenen Gegner daran, daß sie ohne Einheit des Planes und ohne Beharrlichkeit handelte.

Die Schweiz hatte ihrem alten Rechte, politischen Flüchtlingen ein Asyl zu gewähren, nicht entsagt, obschon sie mit vieler Vorsicht Gebrauch davon machte. Die neuen Bürger, die sie kraft dieses Rechtes aufnahm, ließen sich zum größeren Theile in den Kantonen Genf, Waadt, Aargau und Thurgau nieder, ohne daß sie dem Lande, welches sie adoptirte, Verlegenheiten bereitet hätten. Einzig die religiösen Fragen waren es, die in der Schweiz einen drohenderen Charakter zeigten und eine Krise befürchten ließen.

Die kirchliche Reorganisation der katholischen Schweiz — kurz nach Abschluß des Föderal-Vertrages erfolgt — hatte in Sitten, Chur, Freiburg Bisthümer errichtet, von denen das letztere seine Jurisdiction auch über den Kanton Genf erstreckte. Der Sitz des Bischofs von Basel war nach Solothurn verlegt und die Uebereinkunft getroffen worden, daß in St. Gallen ein fünftes Bisthum errichtet werden sollte. Eine natürliche Folge des Umstandes, daß die Schweiz keinen Metropoliten erhielt, war, daß die in Luzern residirende päpstliche Nunciatur sich der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten bemächtigte und dadurch nicht nur zu heftigen Declamationen, sondern auch zu einer sehr ernsten Mißstimmung Anlaß gegeben wurde.

Der 12te Art. des Bundes-Vertrags garantirt den im Gebiete der Eidgenossenschaft belegenen Klöstern und Kapiteln Existenz und Eigenthum, so weit Sicherstellung in dem letzteren von den Kantonal-Regierungen abhängt. Ein großer Theil der Anstalten, welche diese Bestimmung anging, gehörte den Benediktinern von der Congregation von Monte Cassino. Auch mehrere Frauenklöster zogen durch ihren Reichthum die Aufmerksamkeit auf sich, wogegen die Franziskaner in Freiburg, Luzern und Solothurn die Liebe des Volks zu erwerben gewußt hatten. Es würde sich wirklich, selbst in der protestantischen Schweiz, keine Mißstimmung gegen die Klöster gezeigt haben, hätten nicht die Jesuiten nach ihrer im Jahre 1814 erfolgten Resurrection in Brieg, Freiburg und Estavayer Kollegien gegründet. Der unternehmende Charakter der Jünger Loyola's, der Einfluß, den sie in mehr als Einem mächtigen Staate geübt, die Schnelligkeit, mit welcher ihr Grundeigenthum da, wohin sie ihren Fuß gesetzt, anwächst, ihre ausgesprochenen Prätensionen auf eine kontrolfreie Leitung des öffentlichen Unterrichts — alles das vereinigte sich, Besorgnisse zu erwecken und lebhafte Recriminationen hervorzurufen, ohne daß der thätige Proselytismus, der von jeher den Orden der Jesuiten beseelte, hinzuzukommen brauchte.

Ein bedeutendes Ereigniß, dessen Schauplatz Bern war — die Bekehrung Ludwig von Haller's, des bekannten Restaurators der Staatswissenschaft — bewies nur zu bald, daß die protestantische Kontroverse bei solchen Gegnern nicht immer auf den Sieg rechnen durfte. Trotzdem wurden die Jesuiten ursprünglich kaum mit einer solchen Lebhaftigkeit angegriffen. Die katholischen Kantone, in denen sie sich noch nicht festgesetzt, waren gegen sie auf der Hut, ja selbst in Freiburg regte sich einige Opposition gegen das Monopol der Volkserziehung, welches sie sich angemaßt. Im Ganzen aber gewann der Orden schnell die Zuneigung derjenigen Orte, in denen er Schulen gegründet hatte, was einestheils den materiellen Vortheilen, die diese Anstalten brachten, zuzuschreiben war, anderentheils der Gewandtheit der Väter der Gesellschaft, die jeden Einfluß, den sie vorfanden, sehr umsichtig zu benutzen verstanden.

Eine weit größere Bewegung, als in der katholischen, herrschte in der protestantischen Kirche. Zwei Prinzipien, deren Gegensatz das religiöse Leben erhält, bekämpften zu gleicher Zeit das Glaubenssystem und das kirchliche Regiment, wie sie die protestantische Schweiz von der Dortrechter Synode angenommen hatte und wie sie — obwohl merklich gemildert — durch die Theologen des letzten Jahrhunderts in den französischen Gemeinden Genfs und des Waadtlandes zur Herrschaft gelangt waren. Die Fortschritte des Socinianismus besonders, welcher der deutschen Theologie die metaphysische Sprache eines gelehrten Rationalismus abborgte, führte zu einer Reaction, in Folge deren einige Gemeinden, die entgegengesetzte Richtung einschlagend, zu den früheren Prinzipien und dem alten Calvinismus zurückkehrten, indeß die offiziell

mit dem Staate verbundenen Kirchengemeinschaften mehr und mehr von der Menge der Symbole und kirchlichen Zucht nachließen. Aller Orte entstanden vereinzelte Congregationen. In einigen derselben, wenn auch in wenigen, zeigte sich ein beunruhigender Fanatismus; im Allgemeinen aber zeichneten sich die unabhängigen Gemeinden durch strenge Sitte und ruhiges Verhalten aus. Doch wurden sie nirgendwo von den Kantonal-Regierungen mit günstigem Auge angesehen, vielmehr stieg im Waadtlande die Erbitterung zwischen den Dissidenten und den Behörden zu einem solchen Grade, daß es endlich zu einem durchaus intoleranten Gesetze gegen die Congregationen kam (24. Mai 1824). Der Widerstand ihrer Pfarrer führte zu Verfolgungen, die zuletzt keinen anderen Ausgang hatten, als den bei Konflikten zwischen der materiellen Gewalt und der ihre Rechte vertheidigenden Freiheit gewöhnlichen — jene wendete vergebens ihre Mittel an, und diese, Kraft aus dem Kampfe selber schöpfend, gewann immer mehr Terrain.

Mitten in diesen Verwickelungen wurde die Schweiz von der Juli-Revolution überrascht, deren Folgen nicht lange ausblieben. Die Regierungen von Genf und Basel zollten einem Ereignisse Beifall, welches den liberalen Sympathieen schmeichelte, allein, sicher gemacht durch einen langen Besitz der Gewalt, ahnten sie die Resultate nicht, zu welchem der plötzliche Umsturz eines Prinzips führen mußte, auf das sich die französische Monarchie seit den Pariser und Wiener Verträgen gestützt hatte.

Die patrizischen Regierungen dagegen, die sich in ihren angeerbten Meinungen verletzt fanden, die dabei erzürnt waren über die Aufhebung der Capitulation mit den schweizerischen Truppen, und denen es nicht entging, welchen Zuwachs an Kraft Frankreichs Beispiel dem demokratischen Prinzip verleihen werde, die patrizischen Regierungen vermochten es nicht, ihre Mißstimmung zu verbergen, wenn sie sich schon beeilten, den neuen Zustand der Dinge anzuerkennen. Sie begnügten sich, in Hinsicht der gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Landes, die Neutralität desselben in erneuertem Anspruch zu nehmen. Inzwischen hatte auch die Einigkeit ein Ende genommen, mit welcher bis dahin die in Bern versammelte Diplomatie der Schweiz ihre Rathschläge zukommen ließ. Jede Macht, um das ganze Land auf die eigene Seite zu ziehen, suchte durch besondere Mittel in den einzelnen Kantonen Einfluß zu gewinnen. Anfänglich stand Frankreich, mit mäßiger Unterstützung Englands, den östlichen Höfen gegenüber, für welche letzteren, wie sich das denken läßt, die Nunciatur in Luzern arbeitete. Nur Preußen zeigte sich einigermaßen unschlüssig. Bald jedoch gab eine Reihe von Revolutionen, die auf zwölf verschiedenen Punkten zu Gunsten des demokratischen Prinzips ausbrachen, der französischen Politik ein unverkennbares Uebergewicht. Aargau ergriff die Initiative dieser Bewegungen. Ein Aufstand des Landvolkes stürzte im Dez. 1830 ohne Blutvergießen die Regierung, die schüchtern das Gleichgewicht zwischen den Parteien zu erhalten strebte, die konstituirende Versammlung trat zusammen, mit dem speziellen Auftrag, das Stimmrecht möglichst auszudehnen und die Zahl der Stellvertreter jedes Bezirks genau im Verhältniß zu dessen Einwohnerzahl festzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Australien.

Das englische Deportationswesen.

Im Jahre 1620 schickte die englische Regierung 100 Taugenichtse (idle and dissolute persons) nach Virginien. Diese Leute zerstreuten sich im Lande und gewährten einen werthvollen Zuwachs zu den Arbeitskräften der Kolonie. Dies waren die ersten Verbrecher, welche nach Amerika deportirt wurden. *) Nach dem Verluste Amerika's richtete die Regierung, angeregt durch die Berichte Cook's, der um jene Zeit von seiner Entdeckungsreise in der südlichen Hemisphäre zurückgekehrt war, ihre Aufmerksamkeit auf das große Ländergebiet Australiens und schickte im Jahre 1787 eine Expedition nach der an der Ostküste dieses Kontinents belegenen Botany-Bay ab. Dieses Unternehmen sollte, wie das betreffende Patent erklärt, folgende Zwecke haben: 1) das Mutterland von den Uebelständen zu befreien, die aus der täglich sich mehrenden Menge von Verbrechern in den Gefängnissen und Besserungs-Anstalten entspringen; 2) einen zur sicheren Verwahrung der Verbrecher geeigneten Ort zu beschaffen, der zugleich die Mittel darbietet, sie zu bestrafen und allmälig zu bessern; 3) aus den gebesserten Sträflingen und mit den im Laufe der Zeit auf den unkultivirten Ländereien angesiedelten Einwanderern eine freie britische Kolonie zu gründen. **)

Ohne den geschichtlichen Verlauf dieser Expedition weiter zu verfolgen, wollen wir hier nur im Allgemeinen anmerken, daß solche unter dem Befehle des Capitain Arthur Philip, dem späteren Gouverneur der Kolonie, im Januar 1788 mit 600 männlichen und 250 weiblichen Verbrechern in Botany anlangte. Man fand diesen Punkt der Küste für die Zwecke der Expedition nicht geeignet, was den Capitain Philip veranlaßte, mehr nördlich zu fahren, wo er so glücklich war, Port Jackson zu entdecken, dessen Hafen, Sydney Cove, geräumig genug ist, alle Fahrzeuge der englischen Flotte aufzunehmen. Hier ging das kleine Geschwader vor Anker. Am 26. Januar wurde die britische Flagge aufgezogen und eine Niederlassung auf dem Punkte gegründet, wo sich seitdem die Stadt Sydney erhoben hat. ***)

Es lag demnach von Anfang an in der Absicht der englischen Regierung, nicht eine bloße Straf-Anstalt in jenem Welttheile zu gründen, sondern mit Hülfe der deportirten Verbrecher eine freie Kolonie hervorzurufen. Hierdurch erhielt die Deportation ihren eigenthümlichen Charakter: sie wurde ein Mittel der Colonisation und sollte mit derselben Hand in Hand gehen. Diesen Grundsatz bitten wir im Verfolg dieser Darstellung im Auge zu behalten; er enthält die Basis des Deportationswesens, an der leider in der letzten Zeit so viel gerüttelt worden, daß es nicht wundern darf, wenn das Ganze dem Einsturze nahe ist.

Die wichtigste Aufgabe, mit deren Lösung man sich vor Allem zu beschäftigen hatte, war die zweckmäßige Verwendung der Deportirten. Es bot sich allerdings ein reiches Feld der Beschäftigung dar in der Urbarmachung unkultivirter Ländereien, allein auf welche Weise sollten die Deportirten dabei betheiligt werden? Für den ersten Anfang und zur Deckung des eigenen Bedarfs ließ die Regierung auf Staatskosten kleine Ackerwirthschaften anlegen und bebauen; nach einem großen Maßstabe auf diese Weise fortzufahren, schien dagegen nicht rathsam, indem die Erfahrung gelehrt, daß dergleichen Unternehmungen nur in den Händen von Privatleuten günstige Resultate liefern. Noch weniger konnte man daran denken, die Ländereien den Deportirten zu überlassen oder auch nur zu verpachten; ein solches Verfahren würde für diese selbst, wie für das Gemeinwohl im Mutterlande, von den nachtheiligsten Folgen gewesen seyn. Hier mußte also ein vermittelndes Element zwischen der Regierung und den Deportirten aufgefunden werden, und dies war die Herbeiziehung freier Einwanderer aus dem Mutterlande.

Für den Bewohner kultivirter, dichtbevölkerter Länder hat die Aussicht, für einen geringen Preis oder gar unentgeltlich zu großem Grundbesitz zu gelangen, einen mächtigen Reiz; es ist dies in den meisten Fällen das Haupt-Motiv der Auswanderung nach ferngelegenen Ländern. Leider wird nur zu häufig ein sehr wichtiger Umstand dabei außer Acht gelassen, nämlich, daß der bloße Besitz des Bodens nicht nutzbringend sey, daß auch ausreichende Kräfte vorhanden seyn müssen, die ihn urbar machen und bebauen.

Von der großen Vervollkommnung der Mechanik und ihrem Einfluß auf die Gewerbe ist der Landbau bisher wenig berührt worden; mit Ausnahme der Dreschmaschine und einiger geringerer Apparate, hat die neuere Zeit keine händesparende Ackergeräthe hervorgebracht. Am allerwenigsten ist die Kunst den schwierigen Operationen des Ansiedlers zu Hülfe gekommen; die Axt und die Säge sind jetzt, wie vor 200 Jahren, die einzigen Werkzeuge, die ihm bei der mühsamsten seiner Arbeiten, bei der Ausrodung der Wälder, zu Gebote stehen.

Die bloße Ueberlassung des Grund und Bodens an den Ansiedler wäre daher nicht ausreichend gewesen, die Auswanderung nach dem menschenleeren Australien zu leiten; indem aber die Regierung die Maßregel ergriff, die Kräfte der deportirten Verbrecher zur Verfügung der Ansiedler zu stellen, wurde der Unternehmungsgeist im Mutterlande angeregt, und Tausende fleißiger Menschen entschlossen sich, in jenem fernen Erdtheile ihr Lebensglück zu gründen.

So erhielt der Deportirte die Bestimmung, das rohe Besitzthum des Ansiedlers in nutzbringende Erwerbsquellen zu verwandeln und mitzuarbeiten an der Verbreitung europäischer Gesittung.

Die speziellen Maßregeln, welche bei der Ausführung dieses Plans an Ort und Stelle in Anwendung kamen, bestanden wesentlich in Folgendem:

Die Sträflinge wurden bei ihrer Ankunft in der Kolonie in den Gefängnissen untergebracht und einstweilen von der Regierung bei öffentlichen Bauten beschäftigt. Diejenigen, welche sich während ihrer Haft in England oder auf der Ueberfahrt ungebührlich betragen hatten, blieben auf unbestimmte Zeit unter der Gefängniß-Disziplin, die Uebrigen wurden zur Ueberweisung an freie Ansiedler bestimmt.

Eine mit diesem Geschäft beauftragte Behörde (board of assignment) empfing die Anträge der Ansiedler, welche Sträflinge verlangten, und vertheilte solche nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und nach dem Bedürfniß der Antragenden. Die so überwiesenen Leute (assigned-men) begaben sich, von einem Constable begleitet, meist aber allein, nach dem Ort ihrer Bestimmung. Der Ansiedler hatte die Verpflichtung, den Ueberwiesenen mit gesunder Kost und hinreichender Kleidung und Wohnung zu versehen, wogegen dieser eine bestimmte Anzahl von Stunden täglich für ihn arbeiten mußte, ohne eine andere Remuneration, als die erwähnte, beanspruchen zu dürfen.

Es ist einleuchtend, daß in dem Verhältniß, worin der Ueberwiesene zu seinem Dienstherrn stand, eine Beschränkung seiner Freiheit, wie solche in unseren Gefängnissen stattfindet, nicht ausführbar war. Der Ansiedler selbst muß nicht selten in einer flüchtig gebauten Erdhütte oder bestenfalls in einem Bretterhause seine Wohnung aufschlagen; er kann daher unmöglich seine Dienstleute zwischen festen Mauern aufbewahren. Eben so wenig ist er im Stande, sie gemeinschaftlich beschäftigen und überwachen zu lassen; die vielfachen Verrichtungen des Ansiedlers führen seine Arbeiter nach verschiedenen Richtungen hin, in den Wald, auf die Berge, nach den Weiden, wo sie sich selbst überlassen bleiben müssen. Der Ueberwiesene unterliegt daher in Beziehung auf seine persönliche Freiheit keiner anderen Kontrole, als dies bei gewöhnlichen Arbeitern der Fall ist. Unter diesen unvermeidlichen Verhältnissen war es um so dringender, eine strenge Disziplin einzuführen. Der Ueberwiesene war seinem Dienstherrn unbedingten Gehorsam schuldig; jedes Vergehen gegen die Subordination, durch Handlungen nicht nur, sondern selbst durch Worte und Geberden wurde nachdrücklich bestraft. Der Ansiedler selbst durfte sich keine Eigenmächtigkeit oder Selbsthülfe erlauben; zur Aufrechthaltung der Ordnung waren in allen Distrikten Friedensrichter angestellt, und nur sie

*) John Marshall's Life of George Washington.

**) An Account of the English Colony in New South Wales. By David Collins.

***) Montgomery Martin's History of the British Colonies.

durften, nach geschehener Anklage, eine Strafe verhängen. So tief begründet ist der Sinn für Gesetzlichkeit unter diesem Volke, daß selbst der Sträfling sich keine Willkürlichkeit gefallen läßt; wir würden es keinem Ansiedler rathen, sich an der Person seines überwiesenen Dieners zu vergreifen, er kann darauf rechnen, daß, nachdem er das Beispiel gegeben, auch jener von dem Rechte des Stärkeren Gebrauch machen werde, und das Gesetz leiht in solchen Fällen keinen Schutz.

Dem Leser drängt sich hierbei gewiß die Frage auf: welchen Schutz hat der Ansiedler für Leben und Eigenthum, einer ihm weit überlegenen Anzahl roher Verbrecher gegenüber? Was hindert diese Leute, sich durch die Flucht, wozu sie mannigfache Gelegenheiten haben, dem Gesetze zu entziehen?

Der Verfasser dieser Zeilen, der eine Reihe von Jahren in solcher Umgebung gelebt, konnte sich in der ersten Zeit ähnlicher Besorgnisse nicht entschlagen; die nähere Einsicht in die eigenthümlichen Verhältnisse hat ihn später vollständig darüber beruhigt.

Daß Menschen Verbrechen begehen aus bloßem Hang zum Bösen und ohne andere Zwecke daran zu knüpfen, als die Befriedigung dieser Neigung, gehört gewiß zu den seltensten Fällen; in der Regel bezweckt der Verbrecher einen materiellen Gewinn, der so grosen Reiz für ihn hat, daß die mögliche Gefahr der Entdeckung ihn nicht abschrecken kann. Wo die Verhältnisse dagegen keine Wahrscheinlichkeit zulassen, daß er die Früchte seiner Missethat werde geniesen können, da wird nur ein Verzweifelter oder ein Blödsinniger eine solche Handlung begehen. Solche Verhältnisse bestehen in den Straf-Kolonieen: wo will der Räuber sich mit dem Geraubten verbergen, oder der Mörder hinflüchten? In den unbebauten Gegenden erwartet ihn das Schicksal zu verhungern oder den Eingebornen in die Hände zu fallen; in den bewohnten Distrikten wird er bald erkannt; über die Gränzen der Kolonie hinaus vermag er nicht, denn das weite Meer trennt ihn von der übrigen Welt.

In den ersten Jahren der Kolonie wurde allerdings die öffentliche Sicherheit durch entlaufene Verbrecher (in der Kolonialsprache bush-rangers genannt) sehr gefährdet, und noch heute leben in dem Munde der alten Ansiedler Erzählungen von den scheußlichen Verbrechen, welche damals verübt wurden; in den meisten Fällen aber waren hieran die Mißgriffe der Regierung in der Wahl der Ueberwiesenen oder die unzweckmäßige Behandlung derselben seitens die Ansiedler schuld. Mit der genaueren Einsicht in die Verhältnisse, welche die Regierung sowohl wie der Einzelne gewonnen, und der zunehmenden Bevölkerung sind dergleichen Ereignisse immer seltener geworden und in den letzten Jahren kaum vorgekommen. Es ist überhaupt eine irrige, wiewohl viel verbreitete Meinung: daß die Zustände in den Straf-Kolonieen, in Beziehung auf die Sicherheit des Eigenthums und der Person, bedrohlich oder beunruhigender Art seyen; im Gegentheil, wir können versichern, daß man dort weit weniger Vorsicht bei der Aufbewahrung des Eigenthums gebraucht, als es in Europa der Fall ist, und jeder Fremde, der dahin kömmt, ist erstaunt, auf dem Lande Ställe und Scheunen stets unverschlossen und in den Städten Waaren und Güter aller Art ohne besonderen Schutz ausgestellt zu sehen.

Die Dauer der Deportation wird gesetzlich nach Maßgabe des Vergehens auf resp. 7 und 14 Jahre oder auf Lebenszeit festgesetzt. In den beiden ersten Fällen, und dazu gehört die bei weitem größere Mehrzahl, steht es dem Deportirten frei, nach abgebüßter Strafe in die Heimat zurückzukehren; die Regierung aber hat keine Verpflichtung, dazu auf irgend eine Weise behülflich zu seyn. Man hat hierin eine ungebührliche Härte, ja eine Rechtsverletzung finden wollen, weil das Gesetz nicht zur Verbannung auch nach Ablauf der Strafzeit verurtheilt, diese aber indirekt herbeigeführt wird, indem es dem von allen Mitteln entblößten Sträfling unmöglich wird, die Kolonie zu verlassen. Ohne auf diesen Einwand näher einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß die wenigsten Deportirten die Absicht haben, in ihre Heimat zurückzukehren, und wenn sie darüber noch zweifelhaft sind, so gelangen sie nach einiger Bekanntschaft mit den Verhältnissen gar bald zu der Ueberzeugung, daß ihnen hier bessere Aussichten auf eine sorgenlose Existenz bevorstehen, als sie in der Heimat erwarten dürfen.

Wenn die Praxis einerseits das Loos des Deportirten erschwert, so gewährt sie ihm dagegen auch mildernde Rücksichten, die ihn in den Stand setzen, sich während der Strafzeit auf seinen späteren Lebensberuf vorzubereiten. Die Verwaltung hat nämlich den Gebrauch eingeführt, daß der Deportirte nach einer Reihe von Jahren, bei fortgesetzt gutem Verhalten, ein sogenanntes Ticket of leave, d. h. einen Erlaubnißschein erwirbt, wodurch er berechtigt wird, aus dem Ueberweisungsdienste zu treten und auf eigene Hand seinen Unterhalt zu suchen. Zu dieser Begünstigung werden die auf Lebenszeit Deportirten nach 8 Jahren, die auf 14 Jahre nach 6, und die auf 7 Jahre nach 4 Jahren zugelassen. *)

Die Kontrole über die Aufführung der Verbrecher wird von der Central-Behörde geführt. Bei der Einschiffung in England wird für jeden Deportirten ein Dokument (parchment) ausgefertigt, das die Angabe seines Verbrechens enthält und worauf die etwaigen Strafen vermerkt sind, welche er sich während der Haft in England oder auf der Ueberfahrt zugezogen hat. Dieses Dokument wird bei der Ankunft in der Kolonie in den Listen der Central-Behörde eingetragen und im Original dem Friedensrichter des betreffenden Distrikts, in welchem der Deportirte seinen Aufenthalt hat, zugeschickt, um darauf die Konduite desselben zu vermerken. Jeder Ansiedler reicht periodisch dem Friedensrichter ein Verzeichniß seiner Ueberwiesenen ein, mit speziellen Bemerkungen über deren moralische Aufführung, Fleiß und Thätigkeit, wovon der Central-Behörde Bericht abgestattet wird. Auf diese Weise erlangt die Behörde eine genaue Einsicht in das Verhalten jedes Einzelnen, in welchem entfernten Theile der Kolonie er sich auch befinden mag.

Die Einrichtung des Ticket of leave ist für den Deportirten das mächtigste Motiv zur guten Aufführung, und man darf wohl sagen, es wird dadurch die Strafe der Deportation zum *Besserungsmittel* erhoben.

Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die auf Besserung der Verbrecher gerichteten Strafmittel, welche in neuerer Zeit vielfältig besprochen worden sind, hier genauer zu untersuchen; wir wollen uns von dem Gebiet der Theorie fern halten und auf dem festen Boden der Erfahrung stehen bleiben. Für den vorliegenden Zweck wird es nur nothwendig seyn, den Begriff der *Besserung* näher aufzufassen und uns darüber zu verständigen. Bezeichnet man Besserung des Verbrechers als ein Ergebniß der Umwandlung sträflicher Neigungen in solche, die das Gemeinwohl ferner nicht mehr zu gefährden drohen, so läßt sich gegen diese Auffassung nichts einwenden; nur glauben wir, daß in diesem Sinne *kein Verbrecher bei seiner Entlassung aus unseren Gefängnissen als gebessert betrachtet werden kann.* Nach obiger Definition soll der gebesserte Sträfling die moralische Kraft gewonnen haben, den Versuchungen, denen er früher unterlegen, zu widerstehen; es soll bei ihm, an die Stelle des Leichtsinnes, der Genußsucht und der Trägheit, Besonnenheit, Mäßigkeit und Arbeitsliebe getreten seyn. Wir fragen, wodurch diese Umwandlung im Gefängnisse vermittelt werden kann, welche Gelegenheit dem Sträflinge dort geboten wird, sich jene Eigenschaften anzueignen? Kann bei der strengen Ueberwachung, welcher eine jede seiner Handlungen unterliegt, ein fester Wille sich entwickeln? wird bei der Weise, wie bekanntlich Sträflinge beschäftigt werden, die Liebe zur Arbeit in ihm geweckt? kann er in seiner Abgeschiedenheit von der Außenwelt, die jede Versuchung von ihm fern hält, Selbstüberwindung üben und das Bewußtseyn freiwillig erfüllter Pflicht kennen lernen? Täuschen wir uns also nicht über den Werth der Gefängnißstrafe als Besserungsmittel; sie mag momentane Reue und wohl auch gute Vorsätze hervorrufen, allein dies allein berechtigt nicht zu der Erwartung, daß diese Regungen sich bewähren und Früchte tragen werden im Treiben außerhalb der Gefängnißmauern. Und welches Loos erwartet da den entlassenen Sträfling? Man werfe einen Blick auf den dornigen Pfad, den er betreten muß, wie er, seinen früheren Erwerbsquellen entfremdet, von dem besseren Theile seiner Bekannten gemieden, hülflos und verlassen dasteht, wie er mit den besten Vorsätzen, auf redliche Weise sein Brod zu verdienen, auf Hintenansetzung und Verachtung stößt, wenn er seine Dienste anbietet, — und man wird bekennen müssen, wir fordern fast Uebermenschliches von ihm.

Wir haben diese Bemerkungen vorausgeschickt, um die Ansicht zu begründen, daß für das Werk der Besserung das Gefängniß nicht ausreicht, daß der bloße Wille kein zuverlässiges Kriterium der Besserung ist, wenn nicht auch ein *materielles Element* geboten wird, worin der Wille sich üben und praktisch bewähren kann.

Inwiefern das System der Deportation dieser Anforderung besser entspricht, wird sich im Verfolg dieser Darstellung ergeben. A. S.

*) Der Ticket of leave-man bleibt der polizeilichen Aufsicht und manchen anderen Beschränkungen unterworfen, aber er erlangt dennoch einen hohen Grad von Selbständigkeit, zumal in Beziehung auf den Erwerb, und man wird leicht ermessen, welch großen Werth die Sträflinge auf diese Begünstigung legen.

Mannigfaltiges.

— *Corsaire-Diable über Santanna.* Die neuesten Begebenheiten in Mejiko veranlassen den Corsaire-Diable zu folgenden Betrachtungen: Die Mejikaner sind würdige Abkömmlinge der Spanier; wie ihre Vorfahren, spotten sie immer allen Berechnungen der Logik und thun gerade das, wovon man das Gegentheil erwartet. Seit 15 oder 20 Jahren zeichnet sich der sogenannte General Santanna durch nichts als niederträchtige Feigheit und Gemeinheit, durch nichts als Unglück im Kriege und Feilheit im Frieden aus, und *deshalb* haben ihn die Mejikaner zum Oberfeldherrn gegen die Heere der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ernannt! Einem Washington würde es kaum gelingen, das in Armuth und Schlechtigkeit versunkene Mejiko gegen das von unerschöpflichen Mitteln volle Nord-Amerika mit Glück zu vertheidigen, und die Mejikaner vertrauen ihre Ehre und ihr Land einem Menschen an, den vor einigen Jahren die Einwohner von Texas, in deren Hände er als Gefangener fiel, wegen seiner Feigheit aufhängen wollten! Nur einen Grund finden wir für den Schritt der Mejikaner auf, nämlich den, daß sie den Santanna als ein Wunder anstaunen, ein Wunder, daß ein Mann mit *einem* Beine so laufen kann! Was würde Santanna thun, hätte er noch zwei gesunde Beine? Gewiß, er wäre jetzt schon am Kap Horn und erzählte in einer Proclamation an die Feuerländer, daß ihn der Anblick der von ihm zusammengehauenen Yankees vom Schauplatze der Schlacht so weit weggejagt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 70. Berlin, Sonnabend den 12. Juni 1847.

Aegypten.

Stimmen aus Aegypten über Mehmed Ali.

Fast ein halbes Jahrhundert regiert Mehmed Ali das Reich der Pharaonen, und noch hat sich die Welt kein bestimmtes Urtheil über ihn bilden können. Was die Sprache an Bezeichnung des Größten wie des Niedrigsten besitzt, hat man auf den Pascha von Aegypten angewendet; denn während seine Freunde ihn bis zum Himmel erheben und den größten Männern nicht nur des Jahrhunderts, sondern aller Zeiten beizählen, wird er von seinen Feinden in den Staub herabgezogen und höchstens als ein glücklicher, blutdürstiger Abenteurer bezeichnet. Sicherlich aber wird auf beiden Seiten gesündigt, vielleicht auf der der Freunde am meisten, so daß Mehmed Ali mit Recht sagen könnte: Gott bewahre mich vor meinen Freunden. Es ist nicht schwer, nachzuweisen, daß die übertriebenen Lobhudeleien und Panegyriken auf den Napoleon des Orients größtentheils diese feindliche Opposition, welche an ihm auch gar nichts anerkennen will, hervorgerufen hat. Das Schwankende im Urtheile über Mehmed Ali hat seinen Grund besonders darin, daß man unterläßt, den Standpunkt festzustellen, von welchem aus dieser ungewöhnliche Türke beurtheilt werden muß; ferner trug zur Verwirrung die Diplomatie nicht wenig bei, denn je nach ihren Sympathieen oder Antipathieen, je nachdem sich der Pascha von Aegypten den Intentionen dieses oder jenes Kabinets geneigt oder abhold zeigte, ließ sie in ihren Organen die Verdienste und Eigenschaften würdigen. In England und Frankreich hat das Urtheil über Mehmed Ali seinen Endpunkt in politischen Gründen; das Geschick beider Länder ist bei den Bestrebungen und der Denkweise Mehmed Ali's nicht wenig betheiligt. Deutschland, fast gänzlich ausgeschlossen von der Leitung außereuropäischer Zustände, wäre am meisten zu unparteiischer Beurtheilung geeignet, allein die Verwirrung der Ansichten ist bei uns größer als irgendwo. Während unsere Hauptorgane der französischen oder englischen Presse nachbeten, schreiben deutsche Touristen dicke Bücher über Mehmed Ali, in ihrer Beurtheilung desselben nicht von unparteiischer Beobachtung geleitet, sondern freundlich oder feindlich gesinnt, je nachdem ihnen der Pascha bei der üblichen Visite freundlich zugelächelt oder nicht. Von Personen, die auf Kosten des Pascha in Aegypten reisten, wie Semilasso, und die, wie allgemein erzählt wird, aus der Freigebigkeit des Pascha sogar noch andere lukrative Vortheile zogen; von jungen deutschen Professoren, deren schulmeisterliches Herz sich vor Freude und Hochgefühl nicht zu lassen weiß, wenn sie von fürstlichem Auge, sey es in Europa, oder in Asien, oder in Afrika, angelächelt werden, ist, abgesehen von ihrer politischen Unfähigkeit, unmöglich ein sicheres Urtheil über eine so bedeutende Persönlichkeit, wie die Mehmed Ali's, zu erwarten.

Nicht ohne Interesse wird es seyn, aus diesem Chaos widersprechender europäischer Urtheile auch eine Stimme aus Aegypten selbst zu vernehmen. Während meines Aufenthaltes in Kahira lernte ich einen Mann kennen, dessen Urtheil wohl gehört zu werden verdient. Zwar nicht in Aegypten geboren, kam er doch schon in seiner Jugend in dieses Land und hielt sich bis zum gereiften Alter darin auf. Mit der genauesten Kenntniß des Landes, der Sprache, des Charakters und der Sitten des Volks verbindet er ein klares und sicheres Urtheil über Persönlichkeiten. Was er mir in den Unterhaltungen, welche wir fast jeden Abend unter den schattigen Bäumen des Esbekiehplatzes hielten, über Mehmed Ali und seine Familie mittheilte, bestand etwa in Folgendem:

„Leugnen läßt sich nicht, daß Mehmed Ali das Glück, welches ihm fast unausgesetzt lächelte, mit Geschick zu ergreifen und mit Kraft zu benutzen verstand. Jetzt ist er ein kompleter Narr. Durch die ewigen Projekte, die man ihm zuraunte, ist er selbst ein Projektenjäger geworden, im Größten wie im Kleinsten. Bis jetzt wurden alle Kräfte des Landes Projekten geopfert. Unter den Beamten des Pascha ist etwa ein halb Dutzend tüchtiger Männer; leider aber sind diese nicht unter den Rathgebern in der nächsten Nähe des Pascha, sondern werden wohlweislich von den Günstlingen fern gehalten. Seine Vertrauten sind einige unwissende, verschmitzte Griechen und Armenier, Schacherer und Spekulanten, die den Pascha und das Land betrügen. Finden diese ein Projekt in einem Zeitungs-Artikel, so bringen sie solches, je toller, je besser, sogleich als ihr eigenes vor den Pascha, welcher, da ihm jede höhere Einsicht und Bildung mangelt, alsbald darauf eingeht, es eben so schnell wieder fallen läßt, als er es aufgenommen. Hundert Dinge befiehlt er, und gleich darauf bestraft er diejenigen, welche die Befehle, von denen er nichts mehr weiß, ausgeführt haben. Eine höllische Kunst versteht der Pascha: ist er eines Mannes überdrüssig, so weiß er ihm an seiner verwundbarsten Seite durch Demüthigung, Verachtung &c. solche Streiche beizubringen, daß Alle, die er sich bis jetzt zum Ziel ausersehen, am gebrochenen Herzen oder an Geisteszerrüttung gestorben sind. Die Familie des Pascha, die Großen des Reichs und mit diesen das ganze Land wünschen sehnlichst das Ende des Alten herbei. Die ganze Familie des Pascha hat Anlage zu Irrsinn; in den Köpfen herrscht die Zerrissenheit der Ideen, welche die Engländer durch das Wort cracked bezeichnen."

Ein anderes Mal begann mein ägyptischer Freund, gleichsam einen Kommentar zu den vorhergehenden Ansichten gebend, die Unterhaltung wie folgt: „Es giebt keinen herzloseren Tyrannen, als Mehmed Ali. Diese Behauptung bekräftigen Millionen, deren Wohlstand er vernichtet hat. Schauen Sie um sich und betrachten Sie das wogende Aehrenmeer, welches sich im Nilthale ausbreitet. Was erblicken Sie inmitten dieses überschwenglichen Segens? — In Lumpen gehüllte Menschen, in deren Brust der versengende Hauch der Despotie jedweden Keim edlerer Gesinnung zerstörte und die, durch den langen Druck ihrer Tyrannen demoralisirt, in der äußersten Armuth vegetiren. — Das ärmste Volk ist am leichtesten zu regieren. — Im Jahre 1808 befahl Mehmed Ali, den Feddan (Landmaß etwa = 1 Morgen) zu verkleinern, mit Beibehaltung der darauf lastenden Abgaben. Der frühere Feddan, 400 □ Kassab (Ruthen) oder 5929 □ Metres, ist jetzt herabgesetzt auf 333⅓ □ Kassab oder 4416⅔ □ Metres, folglich um 1512⅓ □ Metres verkleinert. Hierdurch wurden die Einkünfte um ⅙ vermehrt. Zu gleicher Zeit mußten Abgaben von den Ländereien der Moscheen bezahlt werden, bis er die Länder selbst nahm und den Geistlichen Pension aussetzte, die nicht bezahlt wird. Der fortwährenden Bedrückungen müde, wanderten Viele aus; ihre Besitzungen nahm der Pascha sogleich an sich; den Uebrigen befahl er, ihre Dokumente in Betreff des rechtmäßigen Besitzthums ihrer Ländereien vorzuweisen. Eine deshalb niedergesetzte Kommission erklärte die beigebrachten Dokumente sammt und sonders für unzureichend. So fiel das ganze Land dem Pascha zu. Ein allgemeines Murren entstand im Volke; aber darauf war man gefaßt; das Volk wurde durch harte Drohungen eingeschüchtert, und die vornehmsten Scheichs, unter ihnen Said Omar Makram, dem Mehmed Ali seine Erhöhung zu danken hat, wurden verbannt. (Dieselbe Operation machte schon einmal Joseph mit Aegypten, 1 Mos. 47, 14—26; der Hebräer gab doch noch Getraide für Freiheit und Eigenthum.) Dieser Gewaltthat folgte die Einführung des verderblichen Monopolsystems. Der Pascha, nunmehr Besitzer aller Ländereien, verpachtete dieselben an ihre ehemaligen, rechtmäßigen Herren; der Pachtzins wurde von ihm festgesetzt und die Einwilligung zur Uebernahme des Pachtes erprügelt. Dem neuen Pächter wurde befohlen, welches Quantum von diesem oder jenem Erzeugnisse er zu liefern habe, das dann der Pascha nach selbst gemachten Preisen kaufte, aber anstatt in baarem Geld, nach Abzug des schuldigen Pachtzinses, mit Anweisung auf die Kasse bezahlte; die letztere aber, angewiesen, Geld nur zu empfangen, aber nicht zu geben, zog diese Anweisungen ein und gab dafür andere auf die Fabriken, welche für die Papiere ein äquivalentes Quantum baumwollen Zeug auslieferten, dessen Werth jedoch höher berechnet war, als der Marktpreis besserer ausländischer Waaren. Die Zeit der nächsten Steuern kam herbei; der Bauer, wollte er nicht dem Stocke verfallen, war gezwungen, die erhaltenen Baumwollenzeuge so bald als möglich loszuschlagen. Dies konnte aber nicht ohne bedeutenden Verlust geschehen, da sich eine Menge Wucherer die Noth der Leute zu Nutze machten. Konnte ein Bauer das vorgeschriebene Quantum Erzeugniß nicht liefern, so wurde das fehlende ihm in Rechnung gebracht und ihm noch obendrein, in der Voraussetzung, daß er es unterschlagen habe, eine Dosis Prügel aufgezählt. Wehe dem Bauer, der es wagte, von dem selbst gebauten Getraide auch nur das Geringste für den Bedarf seines Hauses zu nehmen; Alles mußte abgeliefert werden. Hatte er Getraide nöthig, so stand es ihm frei, für 30 Piaster den Ardep, welchen er für 18 hatte abliefern müssen, wieder zu kaufen. So verfuhr man bis 1841 mit dem Fellah; nach dem Traktat von 1840 wurde der Handel freigegeben. Darum aber hat sich Nichts geändert, denn nach Abzug der Steuern und Pachtgelder bleibt dem Fellah nicht so viel, um für sich und die Seinigen Brod kaufen zu können. Die Hälfte der Bauern in Aegypten hat kein Brod.

„Eine originelle Art indirekter Abgaben sind die Erpressungen der Provinzial-Gouverneure, von deren Schlechtigkeit Mehmed Ali von Haus aus Kenntniß hat, aber sie nicht hindert. Diese Blutsauger mästen sich mit dem Schweiße der Unterthanen. Glaubt der Pascha, daß es der Mühe lohne, den Raub in Empfang zu nehmen, so läßt er die Stunde des Gerichts schlagen. Der gestern noch mächtige Gouverneur liegt heute in Ketten; Beweise seiner Ungerechtigkeit werden beigebracht; sein erpreßtes Vermögen fällt, anstatt

den bestohlenen Bauern erstattet zu werden, in den bodenlosen Säckel Mehmed Ali's, und der Gouverneur wandert in die Gefängnisse von Abukir oder auf die Galeeren. Alle Welt preist diese Akte der Gerechtigkeit, aber kaum ist einige Zeit verflossen, so sieht man den Exgaleerensklaven hoch zu Roß durch die Straßen der Hauptstadt reiten, denn Mehmed Ali hat die Brauchbarkeit des Mannes eingesehen und ihm abermals den lukrativen Posten eines Provinzial-Gouverneurs anvertraut. *)

„Der Pascha hat die Einrichtung getroffen, daß ein Bauer für den anderen zahlen muß, falls einer die Steuern nicht erschwingen kann; eben so haftet Stadt für Stadt und Provinz für Provinz. So von Gewaltthat zu Gewaltthat fortschreitend, hat der Pascha sein hohes Ziel: allgemeine Verarmung, vollkommen erreicht.

„Die Sicherheit, mit welcher man in Aegypten reist, muß anerkannt werden. Sie ist das Resultat der Bemühungen des Pascha; nur durch die grausamsten Mittel konnte er es so weit bringen. Nicht der Tod durch Strang oder Schwert, nicht lebenslängliche Zwangsarbeit machen Eindruck auf das Gemüth des moslemitischen Räubers, ein unerbittliches Fatum herrscht über ihm; nur das Grausen erregende und unerhört schmerzhafte Pfählen ist vermögend, seiner Raubsucht Fesseln anzulegen. Durch die Anwendung dieser Todesstrafe ist die Sicherheit so weit gelungen, daß man jetzt vom Mittelmeer bis Sudan ungefährdet reisen kann."

Ueber Bogos Bey, den so berühmten Premier-Minister Mehmed Ali's, mit welchem mein ägyptischer Freund in nahen Verhältnissen gestanden und den er ganz genau kennen mußte, fällte er dieses Urtheil: „Bogos Bey war die vollendetste Kreatur Mehmed Ali's; er lebte und starb nur für Einen Gedanken, für Mehmed Ali. Der Vortheil dieses Mannes war sein Gott und sein Heiland: diesem zu fröhnen und zu opfern, scheute er kein Mittel. Freundlich gegen Jedermann, betrog er Jedermann. An diplomatischen Ränken thaten es ihm die größten Meister in Europa nicht zuvor: die Herren Konsuln, die er so oft hinters Licht führte, wissen am besten davon zu erzählen. Armenier, wußte er durch sein gewandtes rücksichtsvolles Benehmen selbst die stolzen Türken zu gewinnen. Wer etwas besaß, dem nahm er es mit List oder Gewalt und wendete es dem Säckel des Pascha zu. Dabei vergaß er sich nicht; er ist sehr reich gewesen. Er starb an Vernachlässigung, die er vom Pascha erfuhr."

Auch mit den übrigen Einrichtungen und Schöpfungen des Pascha war mein Freund sehr vertraut; nur einige seiner Bemerkungen mögen hier Platz finden: „Dem Pascha wurde es mit seinem gesunden Verstande bald klar, welche Ueberlegenheit ihm eine nach europäischem Systeme eingerichtete Armee über die Fürsten des Orients geben müßte, und er beschloß, eine solche zu schaffen. Tausend und aber Tausende von armen Negern wurden zu Tode exerzirt. Die europäischen Instructeurs und Aerzte, die er sich kommen ließ, kosteten enorme Summen. Um diese kostspieligen Fremden nicht lange nöthig zu haben, gründete er Schulen, aus denen er bald einheimische Offiziere und Aerzte zu erhalten hoffte. Eben so wurden Fabriken angelegt, um selbst das Material zu gewinnen, welches zur Bekleidung und Bewaffnung der Armee aus Europa bezogen werden mußte. Dies der Grund der gepriesenen und jetzt zum großen Theil wieder verfallenen Institutionen des großen Mannes. Die Baumwollenspinnerei in Beni-Suef ist erbärmlich gehalten und ihrem Verfall nahe. In den Dörfern Melauwi und Radamon hat Ibrahim Pascha Zucker- und Rumfabriken, die von Engländern geleitet werden. Der Boden rings umher ist an Fellahs verpachtet, die ihn mit Zuckerrohr bebauen müssen. Der gewonnene Rohzucker muß nach einem vom Pascha selbst bestimmten Preise an die Fabriken abgeliefert werden. Trotzdem kommt der Zucker wegen der bedeutenden Kosten der europäischen Arbeiter sehr hoch zu stehen. Die Fabriken würden schon längst in Verfall gerathen seyn, wenn nicht ihr Eigenthümer die Mittel in den Händen hätte, den Absatz seiner Waaren zu sichern. Sobald nämlich ein bedeutendes Quantum Zucker und Sirup in den Magazinen in Kahira aufgehäuft ist, werden alle mit diesen Artikeln handelnden Araber und Kopten gerufen und einem jeden derselben, mag er wollen oder nicht, ein bestimmtes Quantum zugemessen, das er nach einer bestimmten Frist bezahlen muß. Neben dem Dorfe Taro wird in einem großen Gebäude der arabischen Jugend Artilleriewissenschaft eingebläut. Gebäude und Unterricht sinken sichtbar in ihr altes Nichts zurück. So lange General Seguera die Anstalt dirigirte, ging es noch leidlich; seitdem aber einem unwissenden Italiäner, der als Koch eines Kauffahrers nach Aegypten kam, darauf Marqueur in einem Kaffeehause war, die Leitung übertragen worden, ist auch der letzte Schein von einem Resultate verschwunden. Die Musikschule ist bereits eines sanften Todes verstorben; der weiland Direktor dieses Kunst-Instituts, ein ehemaliger hannoverscher Trompeter, ist allein in Giseh noch übrig; seine ganze Wirksamkeit beschränkt sich darauf, wöchentlich ein- oder zweimal in Kahira eine tüchtige Ladung Schnaps zu sich zu nehmen. Eben so ist das nützlichste aller Institute, die Handwerksschule, aufgehoben worden. Der Gründer und Direktor derselben war Hakekim-Bey, ein Armenier, welcher dieser Anstalt, deren Nützlichkeit er einsah, fortwährend seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Nicht kriechend genug vor den Favoriten Mehmed Ali's, waren diese ihm natürlich feindlich gesinnt, und da die Aufhebung der Schule diesen Mann am empfindlichsten berühren mußte, wurde dieselbe beschlossen. Nachdem man den Bey nach Ober-Aegypten entfernt hatte, machte man den Pascha auf das Kostspielige der Anstalt aufmerksam. Eine Kommission wurde zur Untersuchung niedergesetzt. Das Resultat lautete: „es verlohne sich der Mühe nicht, die Schule länger bestehen zu lassen." In einer zweiten Sitzung, welcher Ibrahim Pascha präsidirte, wurde die Aufhebung dekretirt. „Was machen wir mit einer Schule", rief der Pascha, „welche bisher nur Geld gekostet und noch keinen Para eingebracht hat?" Dieser kleinliche Krämergeist wohnt der ganzen Dynastie inne.

„In Siut, nächst Kahira und Alexandrien die größte und wichtigste Stadt Aegyptens, in reizender Gegend, mündet die große Karawanenstraße von Darfur, welche sich von dort aus nach Burnu, Baghermeh, Boegu und anderen uns noch unbekannten Ländern Mittel-Afrika's verzweigt. Welcher Entwickelung wäre der Verkehr mit diesen Gegenden fähig, wenn man nur das Geringste thäte, denselben zu begünstigen, oder ihn wenigstens nicht durch immer neue Auflagen erschwerte. Ungeachtet der Hindernisse, welche dem Verkehr entgegenstehen, erscheint dennoch jährlich eine Karawane, die die Erzeugnisse Sudan's: Gold, Elfenbein, Straußfedern, Gummi, Tamarinthen und — Sklaven bringt. Die Versprechungen, welche Mehmed Ali der Anti-Slavery-Society machte, hat er nicht erfüllt. Im Gegentheil wußte er das menschenfreundliche Verlangen der Gesellschaft trefflich zu benutzen, seine Revenuen zu vermehren; denn unter dem Vorwande, den Sklavenhandel zu erschweren, erhöhte er den bestehenden Eingangszoll von 150 Piaster auf 750 für den Kopf. Es wird natürlich noch dieselbe Anzahl eingeführt, wie früher; nichts hat sich geändert, als der Preis. Trieb doch selbst ein Franzose, früher Offizier und Ritter der Ehrenlegion, Namens Baissière, den Sklavenhandel und steckte auf seinem Sklavenschiffe die französische Flagge auf, um vor etwaigen Vexationen der ägyptischen Beamten sicher zu seyn! Ein noch elenderes Individuum ist ein Italiäner, Namens Landrini, Regimentsarzt im Dienste Mehmed Ali's. Dieses Scheusal begnügte sich nicht, den gewöhnlichen Menschenhandel zu treiben, sondern wandte seine chirurgischen Fertigkeiten dazu an, Hunderte von Knaben zu entmannen, um sie als Eunuchen theuer zu verkaufen."

Unsere Unterhaltung schloß mit diesem Resultat: Alles zittert vor Ibrahim Pascha; seine Grausamkeit, die vor Nichts erschreckt, ist bekannt. Niemand, selbst die Pforte nicht, wird ihm die Nachfolge Mehmed Ali's streitig machen. Aber das Geschick des Landes hängt von seiner Laune ab, d. h. es kann besser werden, denn an Verstand fehlt es ihm nicht, ja in Vielem sieht er besser als Mehmed Ali; hat er aber schlechte Laune, so kann es sich sehr verschlimmern. Doch braucht man sich weder der Hoffnung zu sehr hinzugeben, noch sich mit Furcht zu quälen. Die albanesische Race, welcher die Familie Mehmed Ali's angehört, kommt in Aegypten nicht fort: sichtbar geht die ganze Dynastie ihrer Auflösung entgegen. Außer Ibrahim Pascha ist von den sämmtlichen Söhnen und Enkeln des Vicekönigs nichts zu erwarten. So wird es nicht ausbleiben, daß in wenig Jahren Aegypten eine europäische Provinz wird, oder ein türkischer Pascha, wie vor Mehmed Ali, hier regiert.

Dresden. Dr. Ph. Gerber.

Dänemark.

Das Verhältniß der Nordischen Mythologie zur Orientalischen und Griechischen.

(Schluß.)

In diesen drei Phasen entwickelt sich also der Mythizismus als eine nothwendige Form des Geistes in der ersten Epoche des Bewußtseyns, im Stadium der Unmittelbarkeit. Hieraus ergiebt sich aber auch, wie einseitig eine blos religiöse Auffassungsweise des Mythizismus ist, und die Willkür, ihn zum ganzen religiösen Geistesleben auszudehnen; denn das mythische Element ist nicht dem Geiste, als solchem, durchaus entsprechend, es verhält sich zu ihm, wie die Puppe zum Schmetterling, welche er abwirft, sobald der Augenblick der Metamorphose gekommen ist. So liegen auch die Grundkräfte der Menschenseele im Gewande des Mythizismus. Das Bild war der Spiegel, in welchem der Geist die Wahrheit schaute, während das Herz anbetete. Man kann sagen, daß es das Gepräge des mythischen Zeitalters war, die Wahrheit durch die Phantasie zu suchen und durch sie versöhnt zu werden; die Seele fühlte und glaubte, aber nur was die Phantasie ihr vormalte; sie betete an, aber nur mit der Lippe der Phantasie; sie dachte, aber ihr Gedanke war ein Morgentraum in der Wiege der Phantasie. Gerade die Formen sind es nämlich, welche die Seele zuerst auffassen muß, bevor sie in das Wesen eindringen kann, nur durch diese, als die Abbilder des Lebens, begreift sie die Wahrheit; oder wie Schiller in den „Künstlern" sagt:

Nur durch das Morgenroth des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.

Aber allmälig hatten sie Kräfte eingesogen; die Umhüllung ward gesprengt, und während die Phantasie befreit wurde, zog der Glaube still in die Tempel ein; und während die Intelligenz die Tiefen des Daseyns, das Gewand, welches sie gebar, durchforschte, mußte die Phantasie auch die Kunst und zwar vor allen die Dichtkunst gebären, und aus der natürlichen Poesie ward eine Kunstpoesie: der Glaube erzeugte bestimmte theosophische Religionsideen, und die Intelligenz brachte die Wissenschaften und zwar zunächst die historische und philosophische hervor.

Fassen wir jetzt den Begriff des Mythizismus in seiner Einheit auf und fragen so nach seiner historischen Entwickelung, so wird es klar werden, daß diese mit der welthistorischen Entwickelung des Geistes überhaupt zusammenfällt. — Man hat eine Sage, den Wiederhall einer alten Mythe, daß jede Blume in ihrem Kelche ein bewußtes Wesen verberge, einen Elf, der mit der Pflanze erschaffen wird, aber schlummernd darin liegt, bis sich die Blume entfaltet und mit dem Wachsthum der Pflanze wächst auch der schlummernde Elf. In dem Augen-

*) Große und kleine Tyrannen gleichen sich doch auf ein Haar. Dasselbe Manöver sah ich häufig von dem so gepriesenen Fürsten Milosch in Serbien praktizirt, und zwar mit solchem Erfolge, daß dieser ehemalige Schweinehirt jetzt zu den reichsten Partikuliers in Wien gezählt wird.

blicke, wo sich der Kelch öffnet, erwacht der Elf zum Leben; aber obschon ihm seine Schmetterlingsflügel völlige Freiheit zu geben scheinen, ist er dennoch an die Blume gebunden; welkt die Blume dahin, so stirbt auch der glückliche Elf, ihr Todesseufzer ist sein erster Seufzer. Ein schönes Sinnbild von dem Verhalten des bewußten Geistes zur Natur. Der Geist, die feinste Blüthe der Natur, hat als solche objektive Existenz, aber er hat zugleich das Bewußtseyn und ist hierdurch gänzlich der Natur entgegengesetzt: er ist bewußtes Ich, ein Subjekt. Aber die Subjektivität ist zunächst ein bloßes Vermögen ohne Besitzergreifung ihrer selbst, ohne Wirksamkeit, sie lebt, aber schlummernd — wie der Elf in dem Blumenkelch, und ist somit mit der Natur in unmittelbarer Einheit: Brahma, der auf dem Lotosblatte schläft. Auf diesem ihrem ersten Standpunkt, in ihrer unmittelbaren Natürlichkeit ist die Menschenseele also substanziell. In Rücksicht auf den Mythizismus sind die Gegenstände für ihren Glauben hier die Kräfte der Natur und Phänomene, und gerade weil die Menschenseele sich hier in jenem substanziellen Einheitsverhältniß befindet, wird ihr Glaube an die verschiedenen Götter sich endlich entfalten zu einem Gotte, welcher in den vielen Formen verkörpert (inkarnirt) ist. Der Mythenkreis, der auf dieser Basis entstanden, ist der *indische*, und wir haben hierin eine Bekräftigung der Vermuthung, daß Indien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Der indische Mythizismus ist daher als *substanzieller Polytheismus* zu fassen.

Auf diesem Standpunkt der Substanzialität hat sich indessen der Geist noch nicht zum freien Geist gesammelt; indem er sich über denselben erhebt und in eine neue Sphäre eintritt, findet er sich als freies Subjekt, als selbständiger, freiwollender Geist gegenüber der Natur und ihrer Nothwendigkeit. Das große Eine, das Brahma, oder auch, als pantheistisches Subjekt gefaßt: der Brahma, wird dadurch zu einem einfachen Wesen herabgesetzt und nimmt wie Pan den Platz eines einfachen Individuums im Daseyn ein, während Zeus, der Menschengeist in seiner ewigen Göttlichkeit, auf den Sitz des obersten Gottes erhöht wird. Diesen Mythenkreis finden wir bei den *alten Griechen* vor, und der griechische Mythizismus ist also als *subjektiver Polytheismus* zu charakterisiren. Die Wahrheit des Gräcismus liegt also in der Erkenntniß von der Göttlichkeit des subjektiven Geistes. — Unser Verfasser, dem wir bis hierher ziemlich treu gefolgt, nur daß wir seine häufig zu abstrakten Ausdrücke und Vorstellungen bestimmter und einfacher wiederzugeben bemüht waren, protestirt hier dagegen, daß man den Gräcismus als die Religion der Schönheit bezeichnet habe, indem er entgegnet, daß dieselbe als Religion keinesweges schöner als die anderen mythischen Religionen sey, da sie die Bildformen alle gemeinschaftlich haben, und daß für soweit, als der Ausdruck „die Religion der Schönheit" die Vorstellung enthalte, daß die Griechen die Schönheit vergötterten, er doch cum grano salis zu verstehen sey, weil sie die Schönheit zwar mit Begeisterung liebten, aber nicht mehr als z. B. die Gothen. Als Religion der Schönheit, meint der Verfasser, müßte der Gräcismus die Vergötterung der sinnlichen Formen seyn, dies sey er aber nicht. Es liegt in dieser Auffassung des Gräcismus ein offenbares Mißverstehen dessen, was Schönheit ist, zum Grunde. Schönheit, ganz allgemein gefaßt, ist nichts Anderes als vollkommene Einheit von Inhalt und Form, von Geist und Natur, es ist die zu Fleisch und Blut gewordene Idee der Wahrheit. Eben darin liegt aber gerade die Nothwendigkeit, daß der Gräcismus die schöne Mitte zwischen dem indischen und gothischen Mythizismus einnimmt, weil er sich gegen jenen durch höhere Geistigkeit, gegen diesen durch die tiefere Natürlichkeit abgränzt. Sowohl der indische als der gothische Mythizismus war abstrakt, d. h. in dem ersten wurde der Geist der Natur, in dem zweiten die Natur dem Geiste geopfert, jener war zu sinnlich körperlich, dieser zu abstrakt verständig; im Griechenthum kamen beide, Geist mit Natur, zu ihrem Rechte, Eines war nur durch das Andere, das Natürliche trug überall den Stempel des Geistes an der Stirn, und das Geistige kleidete sich überall in die warme lebensfeische Natur. Darum ist die Folgerung, daß als Religion der Schönheit der Gräcismus die *Vergötterung der sinnlichen Formen* seyn mußte, nur halb wahr, weil er eben so auch die *Versinnlichung des göttlichen Inhalts* war; aber nur in dieser Einheit beider Richtungen liegt die ganze Wahrheit, d. h. die ganze Schönheit des Griechenthums. Was der Verfasser über den gothischen Mythizismus sagt, ist auch, wie man aus Obigem schon schließen kann, nicht richtig. Daß die Gothen einen höhern Beruf hatten, als die Griechen, kann insofern zugegeben werden, als der Gothizismus den Geist von der Natur befreien wollte, wodurch er zum Gegensatz des irdischen Lebens wurde. Denn im Orientalismus überhaupt war die Geistigkeit nur ein Moment der Natürlichkeit, im Gothizismus wurde umgekehrt die Natürlichkeit zu einem Moment der Geistigkeit herabgesetzt; aber eben damit war auch die schöne Mitte des Gräcismus, in welchem so Geist wie Natur durchaus koordinirt und in ihrer Koordinirung Eins sind, verlassen. Darum läßt der gothische Mythenkreis die Phantasie kalt; und man kann sagen, daß, wenn uns aus diesem die *Kälte* des Verstandes, aus dem orientalischen die *Schwüle* der Sinnlichkeit unangenehm berührt, das Griechenthum in seiner Totalität uns mit der *Wärme* der schönen Einheit von Verstand und Sinnlichkeit, von Geist und Natur anweht. Sowohl Orientalen wie Gothen sind deshalb Fanatiker des Glaubens, jene des sinnlichen, diese des verständigen, und bei ihnen findet daher auch ein Unterschied zwischen der Idealität des Götterthums und der Realität des Menschenthums statt: Gegensätze, welche den heiteren Griechen völlig fremd waren.

Doch kehren wir nun zum Verfasser zurück. Nachdem so die religiöse Idee das ganze endliche Daseyn durchlaufen hatte, hatte der Mythizismus seine Rolle ausgespielt; die religiöse Idee mußte aber nothwendig über das endliche Daseyn hinausgehen und Gott außerhalb desselben suchen, da er nicht mehr innerhalb derselben gefunden werden konnte. Dies war aber in mythischer Form nicht mehr möglich, weil der Mythizismus wesentlich von der Voraussetzung eines Gottes in der Natur, nicht außerhalb und über derselben, ausgeht. Mit dem Beginn des Monotheismus hört der Mythizismus auf. Es ergiebt sich hieraus, daß die drei Hauptmythologieen, die indische, griechische und gothische, drei Phasen in der pantheistischen Sphäre der religiösen Ideen bezeichnen, daß es also auf einem vollkommenen Mißverständnisse vom Wesen des Mythizismus beruht, alle Mythenkreise zu einer bei allen Völkern gleichen Naturvergötterung ausgleichen zu wollen. Im Gegentheil! *Brahma* ist das Symbol von dem substanziellen Naturgeist, *Zeus* von dem subjektiven Bewußtseyn, *Odin* von der Weltgeschichte (!), d. h. von dem Geist des Menschengeschlechts (aber vom nur verständigen, reflektirenden).

Man muß indessen nicht glauben, daß, weil der Mythizismus sich vollständig realisirt hat, er zu seyn aufhört, woraus folgen würde, daß er erst bei den Griechen begann, als er im Orient aufhörte, und daß der Monotheismus sich nicht eher ausbildete, als bis die Zeit des mythischen Pantheismus überhaupt verflossen war. Vielmehr, während der Mythizismus im Orient noch in voller Blüthe stand, war aller Monotheismus, der nicht mythisch ist, in voller Kraft mitten unter den pantheistischen Religionen und auf allen Seiten von ihnen umringt. Dies wird weniger auffallend seyn, wenn wir bedenken, daß in jedem mythischen Pantheismus eine Spur, gleichsam ein Ansatz zum Monotheismus ist. Denn in den vielen Göttern ist doch etwas Grundgöttliches, was sie zu Gottheiten macht, und das sie also gemeinschaftlich haben. Je mehr nun einerseits die Unterschiede hervortreten, desto mehr werden die Götter begränzt und endlich, aber desto freier wird andererseits auch jenes Grundgöttliche, bis jene Begränzung des Unterschiedenen bis zur völligen Verendlichung menschlicher Existenz fortgeht und die Göttergestalten als historische Personen nur die Glorie des Heroismus übrig behalten. Deshalb wurde Zeus König auf Kreta und Odin König in Schweden u. s. f. Zugleich rückt das monotheistische Prinzip höher hinauf, bis es das allein Herrschende, zum Einen Gotte wird. Deshalb muß jeder Mythizismus zuletzt als Monotheismus enden: der indische mit der philosophischen Lehre von Brahma als dem substanziellen Lebensprinzip der Welt, der griechische faktisch mit dem subjektiven Dämon des Sokrates, der gothische mit Jimbaltyr, Allvater in Gimla, dem Gott des Friedens, der die Geister richtet. Auch in diesem Ende liegt der Unterschied der Mythologieen selbst klar und ausgedrückt, und man wird leicht erkennen, daß, weil der gothische Mythizismus selbst schon das Prinzip des verständigen Bewußtseyns, der subjektiven *Realität* (ein Gegensatz der subjektiven *Idealität* des Griechenthums) in sich trug, er eben darum den Uebergang zur rein monotheistischen Sphäre des Christenthums bildet. Aber die erste Form, in der sich der Monotheismus verwirklicht, ist nicht das Christenthum, sondern diejenige, worin die Gottheit im Gegensatz zur Welt als ein absolut-jenseitiges Wesen, welches von Ewigkeit zu Ewigkeit, ohne Anfang und Ende betrachtet wird. Diese Gottheit ist Jehova; er ist seine eigene Voraussetzung und seine eigene Bestimmung. So ist der Hebraismus die erste Form, unter der die religiöse Idee in der monotheistischen Sphäre sich offenbaret.

Nachdem so der Verfasser die Phasen des Mythizismus als bestimmte Entwickelungsstufe des welthistorischen Menschengeistes durchgegangen ist, kommt er wieder auf die nothwendigen Stufen innerhalb der einzelnen mythologischen Systeme zurück, welche er als *symbolische*, *heroische* und *allegorische* Mythen unterscheidet. Hiermit schließt die Einleitung und es beginnt nun die Betrachtung des gothischen Mythizismus, worin die in der Einleitung auseinandergesetzten Prinzipien zur speziellen Anwendung kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser sich hierin als ein Denker im wahren Sinne des Worts zeigt, obwohl es zuweilen scheinen kann, als ob er der den Mythen selbst angehörigen Unbefangenheit und Naivetät zuweilen Gewalt anthut. Seine „Mythologie des Nordens" wird somit zu einer Art von Philosophie der nordischen Mythologie. Wenn wir bei der vollen Anerkennung, die wir diesem Versuche zollen müssen, einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es nur der, daß der Verfasser sich mehr auf den objektiven Stoff der Mythen selbst eingelassen, statt, wie er es gethan, dieselben nur stück- oder vielmehr ruckweise wiederzugeben. Offenbar kam es ihm mehr auf die Erklärung des philosophischen Inhalts der Mythen selbst, als auf die poetische Form derselben an, wodurch die letztere häufig unklar und zerrissen erscheint. — Die deutsche Uebersetzung ist bis auf kleine Einzelheiten im Ausdruck, besonders in Rücksicht auf die philosophische Terminologie, die allzu sehr einem bestimmten Schematismus folgt, wohlgelungen und verräth einen lobenswerthen Fleiß und wahres Interesse an der Sache. Sr.

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Es war das nur eine *Reform*; wahrhafte Revolutionen erfolgten — meist in den ersten sechs Monaten d. J. 1831 — in Bern, Zürich, Solothurn, Freiburg und Luzern; zugleich erlitten die Verfassungen von Waadt, Schaffhausen, St. Gallen und Thurgau wesentliche Modifikationen. Dieser Wechsel in der Form der Regierung ging überall mit einer gewissen Gleichförmigkeit vor sich. Das Volk griff an irgend einem von der Hauptstadt des Kantons entlegenen Orte zu den Waffen, in den kleinen, auf die Hauptstädte eifersüchtigen Städten wurden Freischaaren gebildet, die auf ihrem Marsche eine durchaus militairische Disziplin beobachteten; die konstituirten Be-

hörden, durch ihre Furcht vor dem Landvolk und durch die Apathie der Bürger gelähmt, begaben sich ihrer Functionen, um provisorischen Verwaltungen Platz zu machen, und die Massen schrieben als allgemeine Regel für die Abfassung der neuen Grundgesetze die Aufhebung jedes an Geburt oder Lokalität geknüpften Vorrechtes — wie dergleichen bisher in Hinsicht der Patriziate und der ehedem souverainen Ortschaften bestanden — vor.

Während dies in den alten Kantonen vorging, suchte die Genfer Regierung durch einige Konzessionen, zu welchen sie sich gegen Ende des J. 1830 herbeiließ, und die hauptsächlich in einer Herabsetzung des Wähler-Census bestanden, dem Sturme zuvorzukommen. Eine 1831 in Neuchatel ausbrechende Insurrection wurde ohne Mühe von der Bürgerschaft der Hauptstadt unterdrückt, aber ein ernsterer Kampf, der auch die friedlichen Thäler von Schwyz in Flammen setzen zu wollen schien, entstand in Basel. Hier begehrte das Landvolk mit den Waffen in der Hand gleiche politische Rechte mit den Bürgern der Stadt, die ihrerseits auf der absoluten Beibehaltung der städtischen Regierung bestanden. Es schien bei Prätensionen, die einander so schroff entgegengesetzt waren, nichts Anderes übrig zu bleiben, als eine Trennung der beiderseitigen Territorien, die dann auch durch die Tagsatzung im J. 1832 ausgesprochen, allein erst im J. 1833, und zwar nach einem blutigen Kampfe, vollzogen ward. Basel wurde auf sein Weichbild beschränkt, während der Rest des alten Kantons von nun an den halben Kanton Basel-Landschaft, dessen Hauptstadt Liestal wurde, bildete. Die dem alten Kanton auf der Tagsatzung zustehende Stimme war auf diese Weise durch den unvermeidlichen Antagonismus zwischen Basel-Stadt und Basel-Landschaft annullirt, da jene Stimme zwischen beiden getheilt worden war. Doch beschloß die Tagsatzung, die bald die üblen Folgen dieser Trennung zu empfinden hatte, dergleichen Theilungen in Zukunft nicht mehr zu dekretiren, wie sie denn auch durch bewaffnetes Einschreiten die sich im Kanton Schwyz bekämpfenden Factionen zur Ruhe brachte. Auch in Schwyz indessen mußte die Verfassung reformirt und eine allgemeine Rechtsgleichheit anerkannt werden (30. Okt. 1833).

So war das aristokratische Prinzip aus allen geschriebenen Verfassungen verschwunden und selbst in den Kantonen, die keine Revolution erschüttert hatte, war es gefallen. Im Fürstenthum Neuchatel wurden die letzten Ueberbleibsel gutsherrlicher Rechte aufgehoben; in Graubündten erhielt das Landvolk Zutritt zu sämmtlichen Aemtern, in der Waadt saß kein Mitglied des alten Adels mehr im Rath, in Genf traten neue Namen an die Spitze der Geschäfte. Indessen fanden die ehrgeizigen Plebejer, welche in den großen Kantonen zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangt waren, die Rolle, die sie spielten, für sich zu klein und sahen mit Mißmuth, wie auf der Tagsatzung die Anträge, die sie bevorworteten, systematisch durch die von den kleinen Kantonen gebildete Majorität verworfen wurden. Um sich selber einen grösseren Wirkungskreis zu verschaffen, um der Schweiz einen Anstoß zu geben, der sie fähig mache, einzugreifen in die europäischen Angelegenheiten, war vor allen Dingen eine Modification des Bundesvertrages erforderlich. Dieselben Kantone, in denen der Geist der Revolution seine ganze Kraft entwickelt hatte, kamen überein, eine solche Modification zu fordern, wobei Bern, wie man sich denken kann, an der Spitze stand, während Zürich und Luzern mehr Zurückhaltung bewiesen. Ueber religiöse Differenzen sahen diejenigen, die den Antrag begünstigten, hinweg; man hatte damals nur die politischen Interessen im Auge.

Das Hauptargument der Gegner des bestehenden Vertrages war aus der grossen Ungleichheit der politischen Rechte hergeleitet, welche derselbe im höchsten Rathe der Nation sanctionirt. In der That besitzt der größte Kanton keinen grösseren Umfang von Rechten als der kleinste, und Uri's 12,000 Hirten z. B. gelten ganz dasselbe, was die reiche und kultivirte Bevölkerung Zürichs gilt. Ausserdem wurde Klage darüber geführt, daß die alle 2 Jahre in andere Hände übergehende Leitung der Geschäfte die Schweiz zu einem periodischen Schwanken, das ihrer Politik alle Entschiedenheit raubte, nöthige. Man wies endlich auf den Mangel stehender Truppen hin — ein Mangel, der die Tagsatzung zwinge, sobald in einem Kanton Unruhen ausbrächen oder er sich widerspenstig zeige, zu den Milizen anderer Kantone ihre Zuflucht zu nehmen, dergestalt, daß, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, nichts übrig bleibe, als ihn zu organisiren. Ein Hauptmotiv der Unzufriedenheit jedoch, welches aber noch verschwiegen wurde, bestand darin, daß, während eine Einheit des Staates einflußreiche und lukrative Stellungen verhieß, zwanzig Staaten mittelmäßigen Umfangs keine andere Lockung bieten konnten, als den Gewinn einer Achtung, die aber keinen Ruhm gewährte, ein bescheidenes Auskommen und eine die Selbstverleugnung in Anspruch nehmende Geschäftslast.

Die Vertheidiger des Vertrages entgegneten, daß, da die Kantone von ihrem Entstehen an souverain gewesen, sich keiner von ihnen dazu verstehen könne, Gesetze von seinen Nachbarn, wie groß deren materielle und intellektuelle Ueberlegenheit auch sey, anzunehmen. Der Vertrag habe das wesentliche Verdienst, die kantonale Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten und den Fortschritten in deren Innerem nicht im Wege zu stehen. Die gemeinsame Vertheidigung gegen äußere Gefahren sey durch ihn sicher gestellt, ja, je weniger Gelegenheit die Schweiz gäbe, von ihrer Neutralität abzugehen, um so mehr sey ihren wahrhaften Interessen genügt. Eine glückliche und keineswegs ruhmlose Vergangenheit endlich, in der diese Grundsätze befolgt worden seyen, verleihe ihnen ein nicht gering zu schätzendes Gewicht.

Ungeachtet dieser, von den Urkantonen sehr energisch geltend gemachten Erwägungen, war das Bedürfniß einer Durchsicht des Vertrages so fühlbar geworden, daß die Tagsatzung sie (Juli 1838) im Prinzip — und zwar mit 16 gegen 5 Stimmen dekretirte. Allein als der zur Revision der Verfassung niedergesetzte Ausschuß in der außerordentlichen, am Ende desselben Jahres nach Luzern berufenen Tagsatzung seinen Bericht abstattete, hatten sich die verschiedenen Fractionen der Opposition mittlerweile geeinigt, und der Entwurf fand einen solchen Widerstand, daß jede Hoffnung, zu einer friedlichen Lösung der Frage zu gelangen, aufgegeben und das Projekt, der Schweiz eine — in ihren Hauptzügen — der Constitution der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ähnliche Verfassung zu ertheilen, als definitiv beseitigt betrachtet werden mußte. Es waren nicht allein Genf, Wallis, Neuchatel, Basel, die sich aus verschiedenen Gründen gegen dieselbe erklärten, sondern auch die absoluten Demokraten oder Radikalen, die in dem Luzerner Entwurfe zu viel Rücksicht genommen fanden auf bestehende Rechte und auf die Vergangenheit, ließen ihre Repräsentanten gegen denselben stimmen.

Als es entschieden war, daß, wenigstens auf friedlichem Wege, keine Modification des Bundesvertrages zu erreichen war, suchten sich die Leidenschaften, die in der Schweiz gährten, andere Auswege; sie warfen sich von neuem auf die Prüfung der Kantonal-Verfassungen, auf die Diskussion der auswärtigen Angelegenheiten, besonders aber auf die Erörterung der religiösen Fragen. Eine Intoleranz, wie sie seit langem sich nicht gezeigt, machte sich bei dieser letzteren bemerkbar und führte zu einer Reihe neuer Verwicklungen, die ernsthafter waren als irgend eine derjenigen, mit denen die Schweiz bis dahin zu thun gehabt. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— School for Scandal in Madrid. Die verschiedenen in der spanischen Hauptstadt die Runde machenden Gerüchte über das häusliche Leben der Königin Isabella mögen sämmtlich unwahr oder wenigstens zwanzigfach übertrieben seyn; doch, unwahr oder übertrieben, so reichen sie doch hin, das spanische Volk aufs neue in Blut und Feuer zu stürzen, reichen jedenfalls hin, die Königswürde in Spanien in den Staub zu ziehen. Welche Trostlosigkeit für die Moral eines Volkes, welche Herabwürdigung menschlicher Größe, wenn man einen Blick auf das Buch der Geschichte des spanischen Hofes wirft! Es muß wahrlich kein herzerhebendes Gefühl für Ludwig Philipp seyn, die Erfolge seiner Heiratsstiftung in Madrid dahin ausschlagen zu sehen; es muß noch weniger herzerhebend für seinen Sully seyn, jetzt von der Schadenfreude und dem Hohngelächter Palmerston's heimgesucht zu werden, jetzt, wo ein großer Theil seiner Majoritätsherren ihn preisgiebt, der Majoritätsherren, deren „fortune" er gemacht! Doch wir wenden den ernsten Blick von dem Bilde der Verderbtheit weg, um die Worte des Corsaire-Diable zu hören, der in seiner Weise die spanischen Ereignisse behandelt:

Hätten wir Talent im Wortspiele, so würden wir wünschen, der französische und nicht der englische Gesandte in Madrid hieße Bulwer, denn er hat das Glück des Landes Spanien und die Achtung der Welt für Frankreich pulverisirt (bouleversé). Unser jetziger Vertreter wird wohl seinen deutschen Namen „Glücksberg" nicht in Mont de bonheur oder Mont de succès, sondern in Mont de fortune (Anspielung auf Guizot's neuliche Worte) übersetzen müssen. Während aber unser Gesandte im Palaste nur Trauerspiele zu sehen bekömmt, scheint sich der Engländer das Lustspiel School for Scandel gefallen zu lassen, das hier mit Folianten von Noten erscheint .... Man weiß, daß ein Maler das Königspaar als Sonne und Mond dargestellt hat, weil, wie bekannt, das eine Gestirn zu Bette geht, wenn das andere sich erhebt, aber die Königin läßt den Maler als Pasquillanten aufsuchen, um ihn zu bestrafen, da sie dem spanischen Sprachgebrauche nach als die Mond (la luna) ihr Licht von der Sonne (el sol) empfängt, was sie in ihrem Falle für schändliche Lüge erklärt .... Indessen sind auch die Eheleute nicht immer unter einem Dache, so wechseln sie doch recht artige Briefe, und es liegt uns ein Theil ihrer Korrespondenz vor, der sich auf die Ernennung des Oberbefehlshabers des spanischen Interventions-Heeres in Portugal bezieht. Man weiß, die Königin hat den General Concha dazu ernannt, der aber ein Freund der Königin Christina und des Königs Francisco ist, dem er gerade bei den jetzigen Wirren unentbehrlich ist. Don Francisco schreibt daher an Donna Isabel wie folgt: „Sie haben, meine Königin, den werthesten Freund und Rathgeber aus meiner Nähe gerufen und ihm einen ehrenvollen Platz angewiesen, wahrscheinlich, damit zugleich mir eine hohe Gunst erwiesen werde, indem Ew. Majestät meinem lieben Freunde die Gelegenheit bieten, sich neue Lorbeern zu erwerben. Ich empfange diese Gunst mit um so grösserer Dankbarkeit, weil ich weiß, wie gern Sie einen anderen General dahin geschickt hätten, theils um ihn aus Madrid zu entfernen, theils um ein Gewebe von schändlichen Sagen, das sich um Ihren Ruf gesponnen, mit kräftiger Hand zu zerreißen. Nur aus Huld für Ihren Gemahl und Diener haben Sie Concha zur Armee geschickt und Serrano zurückgehalten." Darauf antwortete Isabella lakonisch: „Ich habe Serrano nicht zum Oberbefehl berufen, weil er noch keine Beweise von militairischem Genie gegeben hat." Darauf Don Francisco: „Die Welt weiß von den Siegen und Eroberungen des Generals Serrano viel zu erzählen, und zwar siegt er nicht blos über Gesindel, nein, Königinnen schmücken seinen Triumphwagen." Darauf Isabella lakonisch: „Serrano's Siege und Eroberungen weiß ich nach Verdienst zu würdigen; sie bringen ihm durchaus keine Lorbeern, denn — der Feind hat dabei sehr geringen Widerstand geleistet."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Dienstag den 15. Juni 1847.

England.

Die politische Beredtsamkeit in England.

III. Lord John Russell.*)

Lord John Russell verdankt, gleichwie sein großer Nebenbuhler, Sir Robert Peel, seinen parlamentarischen Einfluß seinen Fortschritten in der Kunst, seine Zuhörer zu behandeln. Er strebt nicht nach jenem hohen rednerischen Schwunge, der, im Verein mit anderen, Macht verleihenden Eigenschaften, das unterscheidende Kennzeichen des vollkommenen Redners bildet. In diesem Theil der Kunst der politischen Rede wird er von vielen seiner eigenen Anhänger, — von Herrn Macaulay, Herrn Sheil und sogar von Lord Palmerston übertroffen; es giebt aber auf der liberalen Seite des Unterhauses Niemand, der so viel allgemeinen Einfluß auf die Meinungen und das Benehmen seiner Partei ausübt, — Niemand, dessen Ansichten über alle zur Verhandlung kommende Gegenstände vom ganzen Hause mit mehr Aufmerksamkeit und Achtung vernommen werden, als es mit denen Lord John Russell's der Fall ist. In dieser Art der Popularität steht er offenbar Sir Robert Peel am nächsten.

Die charakteristischen Züge Lord John Russell's sind einem oberflächlichen Beobachter nicht so leicht erkennbar, wie die Sir Robert Peel's. Der Gang seines politischen Lebens ist einförmiger gewesen, und er hat die Aufmerksamkeit des Publikums nicht in gleichem Maße in Anspruch genommen. Wenn wir jedoch bei einem Ueberblick der „liberalen" Bänke daselbst so viele Männer von großem parlamentarischen Talent bemerken, so müssen wir uns sagen, daß der Mann, der durch allgemeine Zustimmung zur Führerschaft seiner Partei erhoben worden, aus einem oder dem anderen Grunde sehr starke und entschiedene Rechte auf unsere Beachtung haben muß.

Lord John Russell ist in der parlamentarischen Taktik fast eben so groß wie Sir Robert Peel. Er ist in mehr als Einem Sinne der Nebenbuhler des Letzteren. Nicht nur in der Bewerbung um amtliche Macht oder um Popularität außerhalb des Parlaments erscheint er als Peel's Nebenbuhler, sondern er tritt ihm auch in dem Streben nach der Gunst des Unterhauses — und zwar mit Erfolg — als Redner entgegen. Die nämlichen oder wenigstens fast die nämlichen Mittel, durch welche Peel sich eine aufmerksame und willige Zuhörerschaft sichert, bewirken auch für Lord John Russell die gleichen Resultate. Die Sphäre seines Einflusses ist aber beschränkter. Was Sir Robert dem ganzen Hause, das ist Lord John Russell seiner Partei. Wiewohl diese aus den ungleichartigsten Elementen besteht, und wie schwierig es auch für die Vertreter so verschiedener Interessen und Meinungen seyn mag, in Eintracht zu handeln, so ist doch die Kunst, mit welcher der edle Lord die Schwächen derselben benutzt, ihren Vorurtheilen nachgiebt, die Punkte ihrer Uebereinstimmung als den Grund gemeinsamen Wirkens heraussucht und sich zum Echo aller ihrer Lieblings-Meinungen und Absichten macht, — so groß, daß seine Ueberredungsgabe und Gewandtheit sie bewegt, sich von ihm Handlungen gefallen zu lassen, die ihren eingestandenen Grundsätzen sehr widersprechen.

In der Geschichte hat Lord John Russell sich als Vorfechter der Reform-Bill eine Stelle gesichert. Daß die Whig-Verwaltung im Jahre 1830 ihn dazu auswählte, diese Bill einzubringen, war ein den Partei-Diensten des Hauses Russell gezollter Tribut; aber von dem Tage an, wo diese Bill durchging, oder wenigstens sehr bald nachher, wurde sein Einfluß im Unterhause ein persönlicher. Anfangs war der Lord jedoch eine Art von Schoßkind der Whig-Partei; denn so lange die Männer, welche in dem Ministerium des Lord Grey die hervorragendste Stellung einnahmen, auf dem Kampfplatz waren, wurde er — fast mit der alleinigen Ausnahme, daß man ihm die Einbringung der Reformbill gestattete — vergleichungsweise im Hintergrunde gehalten. Damals beschränkte er sich beinahe gänzlich darauf, die constitutionellen Grundsätze seiner Partei zu vertheidigen, und strebte selten danach, eigene politische Maßregeln in Vorschlag zu bringen.

Als aber die großen Männer des Ministeriums, welches die Parlaments-Reform bewirkt hatte, von der politischen Bühne abgetreten waren, da schoß Lord John Russell zu einem Führer auf. Ob er blos der Abwechselung wegen die Führung übernahm, oder ob seine Partei überlegene Talente in ihm entdeckt hatte, — das wußte das Publikum nicht. Kaum hatte er jedoch als Organ der Regierung im Unterhause den Posten eines Leiters desselben inne, so wurde offenbar, daß unter jenem glatten Aeußeren eines bloßen Nachahmers, — welches veranlaßt hatte, daß er für wenig mehr als eine aristokratische Puppe gehalten worden war, — eine Festigkeit des Charakters, eine Beobachtungsgabe, eine Gewandtheit im Debattiren und vor Allem ein zur Gewohnheit gewordener Takt verborgen lag, welcher ihn befähigte, eine viel wichtigere politische Rolle als bisher zu spielen, und welcher es für Männer aller Parteien der Mühe werth machte, seine Eigenthümlichkeiten zu studiren und sich über seine politischen Grundsätze Gewißheit zu verschaffen. Auch war bemerkbar, daß zugleich mit der Macht und ihrer Verantwortlichkeit in ihm ein Bewußtseyn der Freiheit von jenen Schlingen entstand, welche ein Zustand vergleichungsweiser politischer Minderjährigkeit ihm angelegt hatte. Aufgefordert, selbständig zu handeln, und für seine Meinungen dem Lande verantwortlich gemacht, sprach er weniger häufig die feststehenden erblichen Ansichten seiner Partei, oft dagegen jene eigenen Entschlüsse aus, welche er seit langer Zeit aus einer sorgfältigen und umfassenden Beobachtung der Zeichen der Zeit und der Bedürfnisse des Volkes sich gebildet hatte. Zwar enthielten seine Reden noch viel von dem alten Sauerteig; doch war über dieselben ein mehr unabhängiger, philosophischer und staatsmännischer Geist ergossen.

Allerdings steht Lord John Russell dem Sir Robert Peel in Bezug auf jenen proteusartigen Geist nach, der den Letzteren fähig macht, für das politische Leben nach Belieben in die vielen entgegengesetzten Rollen, die er während seiner langen Laufbahn gespielt hat, einzugehen und dieselben darzustellen. Obgleich Lord John Russell zuweilen gezeigt hat, daß ihm alle die mannigfachen feinen Unterschiede bekannt sind, welche die Meinungen der entgegengesetzten Fractionen seiner Partei bezeichnen, und obgleich er, der aristokratische Whig, für eine Stunde mit dem Verfechter der Ausdehnung des Stimmrechts oder mit dem Dissenter sympathisiren kann, so ist doch die Biegsamkeit seines Geistes in der fraglichen Beziehung nicht mit der des Sir Robert Peel zu vergleichen; denn er begnügt sich damit, alle seiner eigenen besonderen Weise entsprechende Rollen zu spielen, und dann und wann, vielleicht bei wichtigen Gelegenheiten, eine oder zwei ihm ferner liegende Rollen, immer vorausgesetzt, daß dieselben seinem regelmäßigen Drama nicht zuwider sind. Wiewohl nun aber Lord John Russell, entweder aus Grundsatz, oder aus Mangel an Gewandtheit, jene kühnen und großartigen Täuschungen, jene auf die Leichtgläubigkeit des Hauses der Gemeinen berechneten Schliche nicht versuchen mag, welche das öffentliche Leben Sir Robert Peel's charakterisiren, so giebt es doch viele Punkte, in Bezug auf welche er als seinem Nebenbuhler überlegen angesehen werden kann. Wenn er durch seine Reden nicht eben so viel vollbringt, so offenbaren dieselben doch oft höhere Eigenschaften des Geistes und bringen die unmittelbare Wirkung hervor, den Zuhörern mit viel geringerem Anschein von Vorbereitung und Anstrengung zu gefallen. Sir Robert Peel erreicht seinen Zweck durch einen erschrecklichen Aufwand von Worten, durch Ausgebung einer gerade auf ihr Ziel losgehenden Beweisführung, durch eine anscheinende Bonhommie und durch beständige Wiederholung seiner Ansichten, welche sogar bei einem Rechtsanwalt langweilig seyn würde. Lord John Russell dagegen vertraut vielmehr auf die Macht einer einfachen, klaren, offenen, anspruchslosen, aber gedankenvollen Darlegung seiner Meinung. Auf eine bescheidene Weise erbittet er sich die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer, verfolgt seinen nicht abschweifenden Gang ohne sichtbare Anstrengung, entwickelt alle seine Ansichten, ohne den Verdacht der Vorbereitung zu erregen, läßt keinen wesentlichen Punkt unerörtert, und dann plötzlich, wenn so Etwas am wenigsten erwartet wird, wirft er irgend einen originellen und kühnen Gedanken hin, — Etwas, das dem geistigen Ohr sogleich wie echtes Gold klingt, bevor es noch erprobt ist, und das die Bewunderung sogar derjenigen erweckt, die am meisten bereit sind, die Wahrheit des Satzes, welchen es enthält, zu bestreiten, während es das ganze Haus zum Beifallsturm aufregt. Ein solcher zufälliger, offenbar nicht vorher ausgesonnener Schlag erhebt ihn augenblicklich in der Achtung des Hauses weit höher, als alle die mühseligen, wenn auch erfolgreichen Trugschlüsse eines Redners wie Sir Robert Peel.

In der That, ein wenig mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf bekannte Regeln, auf die Wortfügung und die Anordnung der Sätze, und die kunstvolle Abwechselung glänzender mit blos gewöhnlicher Rede würde Lord John Russell zu einem vollendeten Redner machen. Seine Sprache ist in hohem Grade korrekt. Seine Sätze sind häufig so geformt, daß sie sowohl Kraft wie Schönheit besitzen; aber wegen der sorglosen Anwendung der in der Unter-

*) Nach G. H. Francis. Vergl. Nr. 30—31 und Nr. 33—34 des „Magazins" von d. J.

haltung üblichen nachlässigen conventionellen Redeformen scheinen sie auf den ersten Anblick mitunter etwas Unbeholfenes und Schwaches an sich zu haben. Ein Redner, welcher irgend einen schönen philosophischen Grundsatz, irgend einen vielleicht zur Losung seiner Partei werdenden zusammengedrängten politischen Gedanken aufstellt, — welcher, nachdem er im Geiste seine Idee schon in die eleganteste, zugespitzteste oder in eine antithetische Ausdrucksform gekleidet hat, diesen seinen Gedanken mit einem „Nun wohl denn, ich sage, Sir" einführt und dann wie ein Schulknabe am Tage der Prüfung stockt, — der verdient sein Schicksal, weil er dasselbe willentlich herausfordert, wenn sorglose und unachtsame Zuhörer, nur nach gewissen Ungenauigkeiten der Rede urtheilend und dieselbe mit der ausgewählten Sprache eines Macaulay oder eines Sheil, oder mit der Korrektheit eines Stanley vergleichend, ihn als einen unbeholfenen und unvollkommenen Redner herabsetzen, den das Glück, der Zufall hoher Geburt, nicht eigenes Verdienst in seine gegenwärtige hohe Stellung versetzt habe. Dies ist freilich bei Lord John Russell durchaus nicht der Fall; denn er spricht Sätze aus, die sowohl wegen des Gedankens wie der Sprache würdig sind, unter den merkwürdigen Aussprüchen ausgezeichneter Männer für immer aufbewahrt zu werden; leider läßt er ihnen aber oft den gewöhnlichen Schnickschnack eines Gevatter-Geschwätzes vorangehen und auch vielleicht folgen.

In den Reden, in welchen er seine Absichten kundgiebt, herrscht eine Sauberkeit, eine Einfachheit und eine Küeze, die dem charakteristischen Styl des Herzogs von Wellington sehr ähnlich sind und in gewissem Maße aus derselben Entschiedenheit des Charakters entspringen. Er scheint Alles, was er sagt, wohl abzuwägen. Er spricht nicht aus fremdem Antriebe, oder blos nach der Eingebung des Augenblicks, sondern es scheint vielmehr, als ob er eine Reserve von Meinungen habe und nur mit demjenigen Theil seiner politischen Doktrinen heraustrete, der gegenwärtig den Ansichten und Interessen seiner Partei entspricht und dessen Entwickelung für diese Partei ein Bedürfniß ist. Daher läßt er sich selten oder nie verleiten, die Gränzlinie, die er sich gezogen hat, in der Angabe seiner Pläne zu überschreiten. — Wegen seiner Kaltblütigkeit, phlegmatischen Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart ist er ein bewunderungswüediger Meister in der Kunst des Debattirens. Seine Geschichtskenntnisse sind eben so groß, wie die Sir Robert Peel's, und er kommt diesem gleich in seiner genauen Bekanntschaft mit allen großen constitutionellen Präcedenzien und den feststehenden Aussprüchen früherer Parteiführer. Auch hat er einen ausgezeichnet klaren und schnellen Ueberblick über die Stellung der Parteien und weiß ihre mannigfachen Unbeständigkeiten auf eine sehr geschickte Weise zu benutzen. Die entscheidenden Punkte früherer Debatten und die Dilemmas, in welche die Unbeständigkeit seiner Gegner sie je versetzt hat, sind seinem Gedächtniß vollkommen gegenwärtig. Auf diese Schwächen weist er oft sehr glücklich und unerwartet mit einer Art von gutartiger Schlauheit der Anspielung hin, die von Parteihaß ganz frei ist. In seinen Anspielungen auf Personen findet sich nicht die geringste Bitterkeit. Nie ist er gegen einen Gegner unedelmüthig. Seine Ironie, oder die geschickte Nebeneinanderstellung gegenwärtiger mit früheren Behauptungen, — das sind die Gränzen seiner Anspielungen auf Personen. Sogar in der größten Hitze der Debatte zeigt er sich immer als Gentleman. Seine Triumphe auf diesem ruhigen Wege durch Takt und Geistesschärfe, ohne Hülfe der Leidenschaft gewonnen, unterscheiden sich vortheilhaft von den kostspieligen Siegen solcher Wortkämpfer, wie Lord Stanley, Herr Disraeli oder Herr Roebuck. Doch fehlt es Lord John Russell durchaus nicht an Würde oder Mannhaftigkeit, wenn die Gelegenheit dazu auffordert. Vielmehr besitzt er eine große moralische Energie. Als er das anerkannte Organ eines schwankenden Ministeriums im Unterhause war, suchten seine radikalen Anhänger häufig aus der Schwäche der Regierung Vortheil zu ziehen. In einer solchen Zeit, wo eine für das Ministerium günstige Abstimmung ein diesem nothwendiger Sieg war, würde ein furchtsamer Minister geneigt gewesen seyn, dieser unedlen Behandlung sich zu unterwerfen. Nicht so Lord John Russell. Unter dem ruhigen Aeußeren einer fast stolzen Gleichgültigkeit liegt bei ihm eine große Entschiedenheit des Charakters verborgen. Er wußte, daß schwach scheinen so viel sey, wie schwach werden; er sprach sich daher immer offen aus. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Seit den kantonalen Umwälzungen von 1831 hatten die östlichen Höfe nicht aufgehört, der Schweiz die vollständige Aufrechthaltung der Bundes-Akte von 1815 anzuempfehlen, wogegen Frankreich und England sich etwaigen Aenderungen — falls diese nur auf friedlichem Wege zu Stande kämen — keinesweges abgeneigt erwiesen. Frankreich allein jedoch begünstigte das Ueberwiegen des demokratischen Prinzips, während der Ostrazismus, der in verschiedenen Kantonen gegen das alte Patriziat gerichtet wurde, Rußland, Oesterreich und Preußen anstößig und selbst England nicht ganz genehm war.

So standen die Sachen, als sich die Schweiz plötzlich gerade von demjenigen Staate bedroht sah, auf dessen warme Sympathieen die demokratische Majorität zählen zu dürfen glaubte. Frankreich nämlich war es, welches in Folge der Art und Weise, wie in der Schweiz das Asylrecht verstanden und gehandhabt wurde, gegen sie gewisse Zwangsmaßregeln — wie eine Unterbrechung der Handelsverbindungen und eine durch einen Truppencordon unterstützte Absperrung der Gränzen — in Aussicht stellte. In der That brauchte nur ein Aufstand, irgend ein revolutionaires Unternehmen außerhalb der Gränzen der Schweiz zu scheitern, und sofort sah sich diese mit Schaaren von Flüchtlingen überschwemmt. Franzosen, Italiäner, Deutsche, besonders aber Polen zogen Nutzen von einer Gastfreiheit, die keine Schranken zu kennen schien. Die Kantone Bern und Thurgau zeichneten sich sammt Basel-Landschaft durch die Zuvorkommenheit aus, mit welcher sie das Bürgerrecht an Menschen vergaben, die, größtentheils ohne Subsistenzmittel, von einem fanatischen Haß gegen die in ihrem Vaterlande geltenden Institutionen beseelt, für gefährliche Utopien, für eine Reform der Gesellschaft schwärmten und denen überdies die schweizerische Vergangenheit viel zu gleichgültig war, um nicht, einmal zu Amt und Würden gelangt, allem dem, was die Zeit Ehrwürdiges und Nützliches bestehen lassen, unversöhnliche Fehde zu erklären. Dennoch kam die eigentliche Gefahr nicht unmittelbar von dieser Seite.

Naturalisirt im Kanton Thurgau, hatte sich der Prinz Ludwig Bonaparte daselbst einen kleinen aus alten Offizieren und jungen Abenteurern bestehenden Hof gebildet und jenen Versuch auf Straßburg gemacht, dessen klägliches Scheitern nur allzuwohl bekannt ist. Nach einer kurzen Haft kam der Vorfechter des Imperialismus nach dem Thurgau zurück, in der Hoffnung, seine ferneren Prätensionen unter den Schutz der schweizerischen Neutralität, deren Privilegien er auf so seltsame Weise verkannt, stellen zu können. Die französische Regierung begehrte die Entfernung des Prinzen aus einem Lande, von dem aus er fortfahren konnte, die Ruhe Frankreichs zu stören. Die Umstände, die diesem Begehren vorangingen und folgten, verursachten unglaublicherweise in mehreren Kantonen eine Mißstimmung, die, sich immer weiter verbreitend, endlich die Empfindlichkeit der Nation erregte; bittere Worte wurden gewechselt, und es stand ein Bruch zu befürchten, als Prinz Ludwig — diesesmal inspirirt durch das Gefühl seiner Pflicht — den Entschluß faßte, sich selber zu verbannen und ein Land zu verlassen, daß seine Gegenwart in Schwierigkeiten verwickelte.

Wenn dieser Zwischenfall rasch erledigt ward, so ließ er doch die dauernde Lehre zurück, daß der regelmäßige Einfluß der französischen Monarchie, die einer besonnenen Entwickelung der demokratischen Institutionen in der Schweiz stets günstig blieb, unverträglich war mit den zügellosen Tendenzen einer Demokratie, für deren Schlupfwinkel mehr als Wiege die Schweizer Kantone angesehen werden mußten. Inzwischen hatten die religiösen Zerwürfnisse sich in den Vordergrund gedrängt. Es war im Kanton Glarus, wo sie zuerst zum Ausbruch kamen. Die Verfassung dieses Kantons räumte den Katholiken bestimmte Rechte ein, u. A. einen Antheil an der Besetzung des kleinen Rathes, der außer allem Verhältniß stand mit ihrer Anzahl, und zu welchem ihnen die Präponderanz, die Ludwig XIV. zu seiner Zeit in der Schweiz besaß, verholfen hatte. Die protestantische Majorität, überdrüssig einer sie bevortheilenden Theilung der Gewalt, reklamirte eine vollständige Gleichheit der politischen Rechte und zwang die Katholiken, diesem Verlangen nachzugeben. In Zürich strebte die demagogische Partei, welche nach einer im Juni 1837 erfolgten Revision der Verfassung die gemäßigten Demokraten aus der Regierung verdrängt hatte, dahin, die mit ihr rivalisirende Macht der kalvinistischen Geistlichkeit zu stürzen, und berief den Dr. Strauß zu einer Professur in der theologischen Fakultät. Das Landvolk, sich in seinem Glauben bedroht meinend, griff zu den Waffen und stürzte die Regierung. Dennoch wurde die Verfassung nicht geändert, die Sieger begnügten sich, die gefallene Regierung durch eine andere zu ersetzen, von deren christlicher Rechtgläubigkeit sie überzeugt seyn zu können glaubten.

Während dies geschah, ging der Kanton Wallis durch eine Reihe blutiger Krisen hindurch, wie sie sich nur durch die blinden und hartnäckigen Leidenschaften erklären lassen, welche die verschiedenen Racen dieses Kantons gegen einander aufstacheln. Die alte Constitution war 1838 demagogischen Tendenzen erlegen. Ein neues Grundgesetz, ausgearbeitet durch eine Kommission, in welcher die Abgeordneten von Mittel- und Unter-Wallis die Mehrzahl hatten, bestimmte die künftige Stellvertretung einzig nach Maßgabe der Bevölkerungszahl eines jeden Distrikts, was zur Folge hatte, daß die Deputirten von Ober-Wallis, die früher das Heft der Gewalt besaßen und keine Neigung spürten, die Rolle einer Minorität zu spielen, das Gesetz verwarfen. Eine abgesonderte Regierung nahm, die alten Ideen vertheidigend, in der Stadt Siders ihren Sitz und wurde von den großen Familien, deren Einfluß auf das Landvolk noch bestand, so wie von den Jesuiten in Brieg, unterstützt. Indeß hatte die andere Partei sich der Hauptstadt bemächtigt; sie proklamirte die neue Verfassung und zwang nach einem heftigen Kampfe ihre Gegner, dieselbe anzunehmen (April 1840). Die Abgeordneten beider Parteien — der einen, welche die germanische Race und die alt-wallisischen Ueberlieferungen, der anderen, welche die romanische Race und die seit der Revolution von 1798 aufgekommenen Ideen vertrat — maßen sich nunmehr im großen Rathe. Doch waren es eigentlich die religiösen Ideen, welche die schärfste Gränzlinie zwischen ihnen zogen. Die eine Partei hielt es nämlich mit den Maximen des römischen Klerus, dessen Uebergewicht sie wünschte, die andere — die junge Schweiz — trug Gleichgültigkeit für das Dogma und Widerwillen gegen dessen Diener zur Schau.

Noch vorher hatten die Wirren im Aargau zu gewichtigen Folgen geführt. Die radikale Partei in diesem Kanton hatte schon längst einen begehrlichen Blick auf die Klöster geworfen. Da die gemäßigt gesinnte, obwohl nicht sehr fähige Regierung Aargau's keinesweges geneigt schien, eine Spoliation dieser Anstalten zu begünstigen, so mußten die Maßregeln mit einer Revision des Grundgesetzes begonnen werden. Diese Revision wurde mit um so geringerer Schwierigkeit durchgesetzt, je mehr man die Menge durch ausschweifende Versprechungen zu födern verstand. Während man demnächst einen Regierungs-

wechsel, dessen Zweck unschwer vorauszusehen war, durchsetzte, behauptete man — und zwar nicht ohne Wahrscheinlichkeit — daß innerhalb der Mauern von Muri und Wettingen katholische Konventikel gehalten worden seyen. Diejenigen, die — sey es aus Interesse, sey es aus Leidenschaft — den Untergang der Klöster betrieben, stellten diese zweck- und resultatlosen Versammlungen als Verschwörungen gegen die Staatsgewalt und als Vorbereitungen zum Bürgerkriege dar. Demzufolge dekretirte (13. Januar 1841) der große Rath mit überwiegender Majorität — zu der also die größere Anzahl der katholischen Deputirten selber gehörte — die Aufhebung der Klöster und verfügte, daß die Besitzungen derselben — nach Abzug dessen, was zur Besorgung des katholischen Kultus in den Pfarreien, in denen dir Klöster lagen, nöthig sey — dem Staatsschatze anheimfallen sollten. Die Klöster waren keineswegs populär, und so führte ihre Unterdrückung keinen offenen Widerstand herbei. Allein da die Aufhebung derselben eine Stipulation des Bundes-Vertrages verletzte, so brachte sie die ganze Schweiz in Bewegung und wurde das Signal zu einem allgemeinen Kampfe, zu einem Kampfe, für den der Stoff sich schon seit langer Zeit her angesammelt hatte.

Mehrere katholische Abgeordneten brachten die Klagen der Klöster bei der Tagsatzung vor, deren Stimmen in dieser Angelegenheit sich jedoch nicht so vertheilten, wie man nach dem Antheil hätte erwarten sollen, den dir verschiedenen Konfessionen an der Zusammensetzung der Versammlung hatten. Solothurn und Tessin, unter dem Einfluß der Radikalen stehend, wiesen die Beschwerden ihrer Glaubensgenossen zurück, und Wallis schenkte ihnen kein geneigteres Ohr. Dagegen vertheidigten Basel und Neuchatel, die dem konservativen Prinzip huldigten, die Sache der Klöster, die, ohne eine regelmäßige Vertheidigung, einer Volks-Proscription zum Opfer gefallen waren. Genf und Waadt schlugen einen Mittelweg vor, der darin bestand, daß die Aufhebung der Mannsklöster bestätigt, die der Frauenklöster aber zurückgenommen werden sollte. Zu dieser, obwohl sehr unvollständigen Genugthuung bequemte sich endlich die Aargauer Regierung, deren Abgeordneter erklärte, wie seine Kommittenten es eher auf eine militairische Execution — falls die Tagsatzung eine solche zu beschließen wage — werde ankommen lassen, als Muri und Wettingen wieder herzustellen.

Die vermittelnde Rolle, welche Genf in dieser Angelegenheit übernommen, erregte den ganzen Unwillen der Führer der Radikalen gegen die Regierung dieses Kantons. Entschlossen, sie zu stürzen, denunzirten sie dem Volk die retrograde Richtung derselben und gaben vor, daß sie unter dem Einfluß der Patrizier und mit der ultramontanen Partei in Verbindung stehe. Ein Aufstand erfolgte. Unvermuthet angegriffen und nur schwach vertheidigt von ihren Milizen, wurde die Genfer Regierung, die überdies alles Blutvergießen zu vermeiden wünschte, genöthigt, abzudanken (22 Sept. 1841). Eine konstituirende Versammlung, die hierauf zusammenberufen wurde, arbeitete ein neues Grundgesetz in ultrademokratischem Geiste aus, kraft dessen das Stimmrecht auf alle mündigen Bürger, die nicht auf der Armenliste standen, ausgedehnt wurde. Trotzdem trug die neue Verfassung keine anderen Früchte, als die frühere; die neue Regierung handelte in demselben Geiste der Mäßigung, der ihre Vorgängerin ausgezeichnet hatte.

Von den Frauenklöstern, welche in den alten freien Aemtern bestanden hatten, wollte die Aargauer Regierung nur das zu Hermetschwyl wieder herstellen. Dennoch erklärte die Tagsatzung sich — wenn auch nur mit einfacher Stimmenmehrheit — für zufriedengestellt, und strich die Klostersache aus dem Rezeß vom 31. Aug. 1843. Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Freiburg und Zug protestirten gegen eine solche Rechtsverweigerung, ja die Minorität stieg, da Wallis ihnen beitrat, auf sieben Stimmen. In der That begann die katholische oder — wenn man lieber will — die klerikale Partei aus der Lethargie — in welche die Ereignisse d. J. 1830 sie gestürzt, zu erwachen und sich der Mittel, über die sie verfügen konnte, bewußt zu werden. Sie verfolgte von nun eine gemeinschaftliche Richtung und verstand es, das Landvolk, das im J. 1839 das siegreiche revolutionaire Regiment unterstützte, an ihre Fahnen zu fesseln. In Ober-Wallis war sogar das Landvolk immer auf der Seite der Priester gewesen und wartete nur auf ein Zeichen, um über seine Gegner, die von aller Entschlossenheit verlassen waren, herzufallen. Vom 18—21. Mai kam es in den Schluchten der Alpen zum Kampf. Die Oberwalliser behielten die Oberhand und benutzten schonungslos ihren Sieg. Die Häupter der jungen Schweiz wurden verbannt, die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes — selbst innerhalb der Häuser — ward untersagt, die Verfassung endlich (Dez. 1844) umgeschmolzen und dem Bischof mit seinen Priestern all ihr Einfluß wiedergegeben.

Die Gewaltsamkeit dieser Reaction wurde von der öffentlichen Meinung den Jesuiten zugeschrieben. Wirklich hatten sich einige Väter der Gesellschaft in Luzern niedergelassen, wo ihnen durch einen Beschluß des großen Rathes die Erziehung der Geistlichkeit übertragen worden war. Noch nie hatte eine Frage eine ähnliche Bewegung in diesem Kanton, dem Führer der katholischen Schweiz, erregt. Die Jesuiten hatten allein dadurch gesiegt, daß sie die Weltgeistlichkeit in ihr Interesse zogen, welches sie als das des Glaubens selber darstellten. Das Ansehen der Dorfpfarrer, die über das Landvolk verfügten, hatte endlich die Stadtbewohner zum Nachgeben genöthigt, so geringe Neigung sie auch spüren mochten, sich zu fügen, da die Jesuiten — die in der Sache des Patriziats eine verlorene Sache sahen — überall eine Vorliebe für die demokratischen Prinzipien zur Schau trugen und jeden Ehrgeiz auf ihre Seite zu ziehen wußten, der es nicht verschmähte, sich ihrer geistlichen Leitung zu überlassen. Dieses in sieben Kantonen zwischen den Interessen der Demokratie und denen der geistlichen Congregationen abgeschlossene Bündniß veränderte gänzlich die politische Lage der Schweiz. Indem es zwei einfache und lebendige Elemente der Gewalt in Uebereinstimmung brachte, schuf es ein festes Centrum, einen widerstandsfähigen Punkt in einem Lande, in welchem seit Jahren flottirende Majoritäten, wechselnde Leidenschaften und veränderliche Berechnungen nichts Festes aufkommen ließen.

Indessen wußten die Jesuiten recht gut, daß ihre Niederlassung in Luzern — wohin auch die Nunciatur nach kurzer Zwischenresidenz in Schwyz zurückgekehrt war — ein lebhaftes Mißvergnügen in der protestantischen Schweiz, einen wahrhaften Sturm in denjenigen Kantonen, die der radikale Einfluß beherrschte, erregen werde. Allein der Orden liebt es, der Gefahr die Stirn zu bieten. Bald stieg sein Einfluß in Luzern zu solcher Höhe, daß nichts irgend Bedeutendes geschah, was nicht den Jesuiten zugeschrieben worden wäre. Kam die Reihe an Luzern, die Geschäfte des Vororts zu übernehmen, so — fürchtete man — fiel die Leitung der gemeinschaftlichen Angelegenheiten unwiderruflich in die Hände einer Gesellschaft, deren Grundsätze mit Allem, was seit 1830 in Frankreich und der Schweiz geschehen war, im schneidendsten Widerspruch standen. Die Tagsatzung, angegangen wegen der Jesuiten-Angelegenheit, entschied, jedoch mit schwacher Majorität, daß Luzern freundschaftlich ersucht werden solle, die Gesellschaft zu entfernen. Luzern erwiederte, daß es einzig sein Recht als souverainer Staat ausgeübt, wenn es den Jesuiten die Leitung seines Kollegiums übertragen, und daß es dieses sein Recht um keinen Preis aufgeben werde. Die Unmöglichkeit, zu einer entscheidenden, energischen Erklärung mit einer Körperschaft, wie die Tagsatzung, zu gelangen, bewies sich abermals. Die demagogische Partei wollte nunmehr mit Gewalt ihren Zweck durchsetzen, organisirte Freischaaren und beschloß einen Kriegszug gegen das, was sie Luzerns ultramontane Tendenzen nannte.

Die Freischaaren, die nur wenige Katholiken in ihren Reihen zählten, organisirten sich hauptsächlich aus den Kantonen Bern und Aargau und aus dem Halbkanton Basel-Landschaft. Die Häupter des Unternehmens, in der Hoffnung, durch den Bürgerkrieg den Bundesvertrag umstürzen und sich der Leitung der Angelegenheiten bemächtigen zu können, hatten die nöthigen Fonds aufgebracht, um die Massen, deren sie sich zu bedienen gedachten, in den Depots zu unterhalten. Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung von Luzern selbst war für die Freischaaren, und so begann der Kampf mit einem Gefecht in den Straßen der Stadt (8. Dez. 1844), bei dem, mit Ausnahme weniger Fremden, die sich an dem Kampfe betheiligten, nur die opponirenden Bürger, die jedoch gänzlich unterlagen, den Milizen der Regierung Widerstand leisteten. Die Luzerner Regierung benutzte ihren Sieg schonungslos. Mehrere hundert Bürger — unter ihnen die würdigsten Männer — wurden eingekerkert oder verbannt. Die Verbannten schlossen sich den Freischaaren an, deren Muth durch eine Schlappe keineswegs gebrochen war, die sie für unbedeutend erachteten. Die Regierungen von Zürich und Schaffhausen mißbilligten das Unternehmen gegen Luzern ernstlich, allein Bern und Aargau begünstigten es insgeheim; in Liestal wurde sogar ein Zeughaus den Freiwilligen preisgegeben. Erbittert durch eine so wenig verhehlte Animosität, ließen sich die Luzerner zu immer heftigeren Maßregeln fortreißen.

Unterdeß hatten sich mit dem Frühling 1845 die Freischaaren vollständig gebildet. Je mehr es ihnen an Disziplin fehlte, desto nothwendiger wäre ihnen ein tüchtiger Führer gewesen; allein Herr Ochsenbein, der die Feldherrnrolle übernommen, besaß nicht das geringste militairische Talent. Luzern stellte ihm den General Sonnenberg entgegen, einen alten Offizier, der den neapolitanischen Dienst verlassen hatte, während an der Spitze der Regierungsgeschäfte Landamman Siegwart Müller stand, der vor Jahren in der demokratischen Partei eine Rolle gespielt hatte. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Corsaire-Diable und ein Weimarischer Landtags-Deputirter.

Bei der jüngsten Kammer-Verhandlung über die Emancipation der Juden im Großherzogthum Sachsen-Weimar hat ein Abgeordneter seine jüdischen Landsleute der vollen Bürgerrechte unter Anderem auch darum für unfähig erklärt, weil ihre Ahnen vor drei- bis viertausend Jahren von den Aegyptern Gold und Silber geliehen und es nicht zurückgegeben hätten, wie deutlich aus dem zweiten Buche Mosis zu ersehen. Gegen diese, schon in Weimar mit ironischen Bemerkungen aufgenommenen Worte erhebt sich nun ein elsasser Bürger jüdischen Glaubens, indem er im Corsaire-Diable einen scherzhaften Brief an jenen Abgeordneten veröffentlicht, den wir in abgekürzter Gestalt hier mittheilen wollen:

„Mein Herr! Von der Höhe der Pyramiden, die meine Vorfahren für die Pharaonen so solid und kunstvoll erbauten, schauen 40 Jahrhunderte auf Ihre thüringische Weisheit herab! *) Vierzig Jahrhunderte sind es fast, seit sich meine kunstvollen und arbeitsamen Vorfahren des Verbrechens schuldig gemacht, welches Sie mit strenger Gerechtigkeitsliebe an ihren Enkeln bestrafen wollen. Ihre Vorfahren, mein Herr, konnten damals freilich, aus Mangel an historischer Existenz, noch nichts der Art thun, denn sie hatten wahrscheinlich noch keine Ahnung vom Gebrauche und dem Werthe solcher silbernen und goldenen Geräthschaften, wie sie meine Vorfahren aus dem Lande der Pyramiden entführten. Erst zweitausend Jahre später treten Ihre Ur-Ahnen an der Ilm auf den Grund und Boden der Weltgeschichte; erst Julius Cäsar entdeckt sie, und man weiß, welches glänzende Zeugniß er ihrer

---

*) Man wird sich hierbei der bekannten Worte Bonaparte's in seiner Proclamation vor der Schlacht bei den Pyramiden erinnern.

Ehrlichkeit ertheilt! Aber seyen Sie versichert, Sie können doch stolzer auf Ihre zur Zeit des Auszugs der Israeliten aus Aegypten noch nicht vorhandenen Ahnen seyn, als diese auf die Logik ihres gegenwärtigen Sprößlings. Denn, sehen Sie, Sie haben es unterlassen, die einfachsten Materialien des gesunden Menschenverstandes zum Aufbau Ihrer Behauptung anzuwenden; hätten Sie sich an der Seite regelmäßiger Logik gehalten, so würden Sie aus dem angeführten Faktum das größte Lob für den Charakter der Israeliten herausgelesen haben, statt, wie Sie gethan, einen Vorwurf für deren Nachkommen daraus zu machen. Ganz Aegypten leiht den abziehenden Israeliten alle vorhandene Kostbarkeiten; müssen sie also nicht in ganz Aegypten als die ehrlichsten Leute bekannt gewesen seyn, als Männer, denen man ohne Bedenken sein ganzes Vermögen anvertraut? Wenn aber das Geliehene nicht zurückgegeben wurde, so lag der Grund, wie Sie, als bibelfester Mann, wissen sollten, darin, daß kein einziger Aegypter übrig geblieben, der das ägyptische Eigenthum zurücknehmen konnte, da sie ja Alle im rothen Meere ertrunken sind. In der That haben sich die Weisen Israel's seit dem Auszug aus Aegypten bemüht, einen legitimirten Nachkommen der Pharaonen aufzufinden, dem der Werth der entliehenen Kostbarkeiten überantwortet werden könnte, und sie haben sich stets betrübt, keinen solchen zu finden. Vielleicht aber wird ihre Mühe eben jetzt mit Erfolg gekrönt, vielleicht ihre Betrübniß eben jetzt in Freude verwandelt! Denn es sind alle Wahrscheinlichkeiten da, daß der echte Erbe gefunden ist. Sie, mein Herr, nämlich bekunden durch Ihren nicht leicht übertroffenen Judenhaß eine so außerordentliche Verwandtschaft mit Pharao, daß man Sie auch als den alleinigen Erben dieses ältesten Feindes der Israeliten betrachten darf; ich kündige Ihnen daher im Namen der Juden an, daß Sie den ungeheuren Werth jener Kostbarkeiten in guten Wechseln, oder in unbeschnittenen Dukaten, oder auch in Bankscheinen, die bisher noch in allen Kassen für voll angenommen werden, erhalten können. Lepsius oder Seyffahrt werden anzugeben wissen, wie viel Gold und Silber damals in Aegypten war, und nach ihrem Ausspruche wollen wir uns berechnen. Die Summe ist ungeheuer, und die Kinder sind hoch erfreut, die Schuld der Väter zu bezahlen. Allein eine kleine Gegenrechnung werden Sie sich schon gefallen lassen müssen; wir haben nämlich den Arbeitslohn von 600,000 Menschen und von 430 Jahren von Ihrem Ahnherrn Pharao zu fordern! Lepsius oder Seyffahrt werden Ihnen die damalige Höhe des Arbeitslohnes berechnen."

Wir bemerken hierzu, daß die Gegenforderung des Elsassers nicht ein bloßer Witz eigener Erfindung ist, sondern einem der schönsten Geschichlchen des Talmud angehört. Wir wollen dieses Geschichtchen hier aus dem Original (Babylonischer Talmud, Traktat Synhedrin f. 91, a) mittheilen. Es heißt dort:

Vor Alexander dem Macedonier erschienen die Aegypter, um wider die Israeliten zu klagen. Sie sprachen: „Es heißt in der heiligen Schrift: Gott ließ das Volk Gunst finden in den Augen der Aegypter, und sie liehen ihnen (silberne und goldene Gefäße rc.). Gebt uns also zurück das Silber und Gold, welches ihr von uns genommen habt." Dagegen trat der jüdische Advokat Gabiha ben Pessa auf und sagte: „Ihr führt euren Beweis aus der heiligen Schrift, ich werde auch nur aus demselben Buche entgegnen. Es heißt: Und der Aufenthalt der Kinder Israel's in Aegypten war 430 Jahre. Gebt uns also den Lohn für 600,000 Arbeiter, die ihr 430 Jahre zu Knechtdienst gezwungen habt." Da befahl Alexander der Macedonier den Aegyptern, sich zu verantworten. Diese erbaten sich drei Tage Bedenkzeit, welche ihnen der König auch bewilligte; allein sie fanden keine Widerlegung, flohen von dannen und ließen ihre Felder und Weinberge in voller Blüthe den Juden, denen diese Beute um so willkommener war, da gerade selbiges Jahr ein Schemitajahr gewesen (d. h. ein solches, in welchem nach mosaischem Gesetze der Boden brach liegen muß).

Der Herr Weimarer möge sich in Acht nehmen, daß ihm bei seiner künftigen Philippika nicht das Gespenst des jüdischen Advokaten erscheine und zurufe: Ihr habt uns 430 Jahre und noch länger geknechtet, wir mußten unter Mißhandlungen für euch arbeiten, die schwersten Lasten allein tragen; gebt uns jetzt den Lohn heraus, d. h. stellt jetzt, um das vielhundertjährige Mißverhältniß auszugleichen, alle Juden in Sinekuren an, gebt allen Juden den Schutzzoll zurück, den sie als Reichskammerknechte aufzubringen hatten u. s. w. u. s. w.!

F. Lt.

Mannigfaltiges.

— Die Stettiner nehmen den Schutzzoll nicht in Schutz. Während die Lichnowskysche Petition um besseren Schutz für die Industrie des Zollvereins mit einer fast an Einstimmigkeit gränzenden Majorität bei der Herren-Kurie durchging, während auch die trefflich motivirte Heyden-Cartlowsche Petition von fast gleichem Inhalte ein gleich günstiges Loos in der zweiten Kurie zu erwarten hat, während endlich die öffentliche Meinung sich überall zu Gunsten des Strebens ausspricht, durch welches die Anfänge einer Seemacht für Deutschland unterstützt werden, erlassen ungenannte Kaufleute Stettins eine Schrift, nicht etwa von 21 Bogen, um der Censur, sondern von 21 Seiten, um dem Abgeordneten ihrer eigenen Provinz zu trotzen. Das hier bei Julius Springer erschienene Büchlein nennt sich: „Ernste Bedenken über die bei dem Vereinigten Landtage eingebrachte Differential-Zoll-Petition. Ausgesprochen durch Mitglieder der kaufmännischen Corporation in Stettin." Hat man mit geringer Mühe die Ueberzeugung beseitigt, daß die hier ausgesprochenen Bedenken nicht pro domo, sondern pro patria sind, so wird es doch viel mehr Mühe kosten, die Unwiderleglichkeit der angegebenen Gründe der „Ernsten Bedenken" aufzufinden, und die Eleganz des Styles entschädigt keineswegs den erfolglos Aufsuchenden. Wir haben Korn, viel Korn auszuführen, wir haben Holz, viel Holz nach England zu führen, und haben uns bis jetzt bei der Ausfuhr wohl befunden, wo sollen wir mit unserem Getraide und unseren Balken hin? So ungefähr philosophirt das Büchlein, ohne zu bedenken, daß durch Hebung der Industrie und der Schiffahrt dort Fabriken entstehen, wo jetzt Haideland ist, ohne zu bedenken, daß bei so nothwendigem Wachsthum der Bevölkerung und des Schiffbaues die Cerealien und Hölzer zu Hause von den Landwirthen gewinnreicher abgesetzt werden können, jedenfalls aber ohne zu bedenken, daß Deutschland doch auch einmal eine Seemacht haben muß, und daß bei Fortsetzung des bisherigen Systems der Getraidehandel selbst von den Küsten der Ostsee weicht. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß es gerade ein Landwirth mit umfassender Production, wie Herr von Heyden-Cartlow ist, der die Schutz- und Differentialzoll-Petition eingebracht, daß also ihm am wenigsten Eigennutz beim Auftreten für das Fabrikwesen zuzuschieben ist; dennoch sprechen die oder der Verfasser nur mit kühner Beschuldigung von allen Vertheidigern des Schutzzolles und werfen ihnen vor, sie bärgen unter den trüglichen Farben der Vaterlandsliebe, unter den wohlklingenden Worten Fortschritt und Entwickelung nur Interessen der eigenen Stellung. Man könnte aber hier vor vielen anderen Fällen den Beschuldigern entgegnen: „Du wirst nicht gewahr des Balkens in Deinem Auge!" Andere aber werden wohl die Balken gewahr werden, welche manches Mitglied der Kaufmannschaft der Ostsee im Auge hat: wir meinen die Balken, womit man nach England handelt.

Ein Freund des deutschen Handels.*)

— Shakespeare's Haus in Stratford. Der Geburtstag Shakespeare's (24. April) wurde auch in diesem Jahre wie gewöhnlich durch eine vom Shakespeare-Klub veranstaltete Feier in seiner Vaterstadt Stratford am Avon begangen, in der sich bekanntlich auch seine Grabstätte befindet. Bei der Tafel wurde der Beschluß gefaßt, das Geburts- und Wohnhaus Shakespeare's anzukaufen, um es als Eigenthum der Nation vor dem Einsturze zu bewahren, dem es entgegengeht. Unglücklicherweise hatte man indessen die Rechnung ohne Wirth gemacht, indem sich fand, daß die zu diesem Behufe veranstaltete Subscription lange nicht so viel eintrug, als gebraucht wird. Man wandte sich daher an den Minister, Lord Morpeth, mit der Bitte, daß die Regierung einschreiten und das Haus des Dichters kaufen möge. Der Minister erwiederte jedoch, daß die Regierung zwar politische Oekonomie studire, nicht aber Archäologie und Literaturgeschichte. „Shakespeare's Haus", sagte er, „gehört dem Volke und nicht der Regierung von England; dem Volke allein liegt die Pflicht ob, dieses Heiligthum vor dem Untergange zu bewahren." — Das ist allerdings nicht unrichtig, aber nichtsdestoweniger trägt gerade der Umstand, daß das Haus dem Volke gehört, zu seiner Demolirung bei. Denn nicht blos das Volk von Stratford, sondern auch das des ganzen Landes möchte etwas von dem Hause besitzen, und so nimmt jeder Reisende irgend eine Reliquie — versteht sich, gegen gute Bezahlung an die jetzigen Besitzer — mit nach Hause. Es wird sogar für möglich gehalten, daß unversehens von dem ganzen Gebäude nichts mehr da seyn werde; denn auch die Nord-Amerikaner, die nach England kommen, sind sehr begierig nach dergleichen Reliquien, und so soll denn auch in der neuen Welt der Plan gehegt werden, Shakespeare's Haus in Stratford am Avon abtragen zu lassen, um es in irgend einem „Neu-Stratford" ganz mit demselben Material so wieder herzustellen, wie es der Dichter bewohnt hat. Alsdann wird — wenn nicht, wie zu erwarten steht, eine neue Subscription einen besseren Erfolg hat, als die erste Anregung — das Volk von England über den Ocean pilgern müssen, um das Haus zu sehen, das, wie Lord Morpeth sagt, ihm allein gehört.

— Des Teufels literarische Wirksamkeit. Die Spenersche Zeitung vom 10. Juni erwähnt eines eigenhändigen Briefes und eines Facsimile des Teufels, die in des Theseus Ambrosius Introductio in chaldaicam linguam, syriacam atque armenicam et decem alias linguas (Pavia, 1539) enthalten sind. Von einer andern literarischen Function des Teufels, und zwar nicht als Schriftsteller, sondern als Leser, berichten neuere Reisende aus Schweden. Der London and Paris Observer (vom 6. Juni) erzählt: „Unter den Büchern der königlichen Bibliothek in Stockholm ist eines der merkwürdigsten ein handschriftliches Werk über Zauberei, welches, wie die Sage geht, jedesmal, wenn der schwedischen Krone irgend ein großes Mißgeschick bevorsteht, vom Teufel geöffnet und gelesen wird. Kurz vor dem Tode des Königs Karl Johann hat, wie behauptet wird, einer der Bibliothekare gesehen, daß Satan das gedachte Buch am großen Tische der königl. Bibliothek gelesen habe."

*) Wir finden uns veranlaßt, das Wort „deutschen" besonders zu betonen, weil manche Vertheidiger des sogenannten freien Handels, welche behaupten, die Einwohner des Zollvereins würden jährlich mit 36 Millionen Thaler besteuert, lediglich zum Besten der inländischen Fabrication! jedenfalls weit größere Freunde des englischen, als des deutschen Handels sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Donnerstag den 17. Juni 1847.

England.

Von dem großen Nutzen der Oeffentlichkeit und ihren möglichen Nachtheilen.

Nach Jeremy Bentham.*)

Ehe wir uns auf die einzelnen Operationen einlassen, die eine berathende Versammlung vorzunehmen hat, wollen wir von einem Gesetze sprechen, das, an die Spitze ihres Reglements gestellt, mehr als irgend sonst etwas dazu geeignet ist, ihr das allgemeine Vertrauen zu erhalten und zu bewirken, daß sie den eigentlichen Zweck ihres Zusammentretens nicht aus den Augen verliere.

Dieses Gesetz ist das der Oeffentlichkeit.

Es müssen bei der Erörterung dieses Gegenstandes folgende Punkte in Erwägung gezogen werden: 1) die Gründe für die Oeffentlichkeit; 2) die Einwürfe, welche sich gegen diese Gründe erheben lassen; 3) die Fälle, in denen die Oeffentlichkeit zur Anwendung kömmt; 4) die Ausnahmen; 5) die Mittel der Oeffentlichkeit; 6) einige Resultate, die sich aus der in England geltenden Praxis ergeben.

I. Gründe für die Oeffentlichkeit.

Der erste Vortheil der Oeffentlichkeit besteht darin, daß sie die Mitglieder der Versammlung in der Treue gegen ihre Pflicht erhält.

Je größer die Anzahl der Versuchungen ist, denen diejenigen ausgesetzt sind, welche politische Macht auszuüben haben, um so wichtiger ist es, daß ihnen die möglichst kräftigen Motive, jenen Versuchungen zu widerstehen, an die Hand gegeben werden. Es giebt aber kein allgemeineres und beständiger wirksames Motiv, als das Bewußtseyn, einer fortdauernden Ueberwachung durch das Publikum zu unterliegen. Das Publikum ist ein Tribunal, das mehr werth ist, als alle anderen Gerichtshöfe zusammengenommen. Man kann zwar thun, als trotze man seinen Entscheidungen, man kann sie als schwankende, sich selbst widersprechende und einander aufhebende Meinungen darstellen, allein Jedermann fühlt, daß dieses Tribunal, obwohl dem Irrthum unterworfen, unbestechlich ist, daß es stets dahin strebt, sich möglichst vollständig zu unterrichten, daß es die gesammte Weisheit, das gesammte Rechtsgefühl einer Nation umfaßt, daß es nie aufhört, über das Schicksal öffentlicher Charaktere sein Urtheil zu sprechen, und daß die Strafen, welche es erkennt, unvermeidliche sind. Wer sich über das Publikum beklagt, appellirt an das Publikum, und der rechtliche Mann, wenn er sich über die Meinung des Tages hinwegsetzt und sich über das allgemeine Geschrei erhebt, zählt und wägt im Stillen die Stimmen derjenigen, die er sich ähnlich weiß.

Wäre es auch möglich, sich diesem Tribunal zu entziehen, wer möchte es? Gewiß nicht der ehrliche, der verständige Mann, der da weiß, daß er auf die Länge von ihm Nichts zu fürchten, vielmehr Alles zu erwarten hat. Die Feinde des Publikums lassen sich in drei Klassen eintheilen. Es sind entweder Verbrecher, die sich dem Blick ihres Richters entziehen möchten, oder es sind Despoten, welche den Ausdruck der öffentlichen Meinung zu ersticken suchen, oder es sind endlich Schwächlinge, indolente Menschen, die, um die eigene Unfähigkeit zu verbergen, die Einsicht des Ganzen leugnen.

Man wird vielleicht sagen, daß jede, zumal zahlreiche Versammlung schon in sich selber ein Publikum und so im Stande sey, sich im Zaume zu halten. Allein ich erwiedere, daß, wie zahlreich immer eine Versammlung sey, sie es doch niemals in demjenigen Maße ist, um in dieser Hinsicht das eigentliche Publikum ersetzen zu können. Es werden sich immer zwei Partrien in ihr vorfinden, deren keine die nöthigen Eigenschaften besitzt, um in Betreff der anderen die Functionen eines Richters zu übernehmen. Die Unparteilichkeit würde fehlen. Wie es auch um das Benehmen irgend eines Individuums bestellt seyn mag, es wird stets auf die Zustimmung der einen, wie auf die Mißbilligung der anderen rechnen können. Nimmermehr wird die innere Censur, ununterstützt von der äußeren, hinreichen, ein in allen Fällen regelmäßiges, rechtliches Verfahren zu garantiren. Man hat keine besondere Scheu vor dem Tadel seiner Freunde, und man ist beinahe unempfindlich gegen die Vorwürfe seiner Widersacher. Der Parteigeist, je kleiner der Kreis ist, in welchem er sich äußert, verändert um so mehr die Natur von Tadel und Lob.

Ein zweiter Vortheil der Oeffentlichkeit ist, daß sie das Vertrauen des Volks und dessen Zustimmung zu den Maßregeln des Gesetzgebers im Gefolge hat.

Wo Heimlichkeit herrscht, da ist auch Argwohn, der sogleich, wo er ein mysteriöses Thun erblickt, ein Verbrechen ahnt und sich darin nicht immer täuscht; denn warum sich verstecken, wenn man nicht fürchten darf, gesehen zu werden? In demselben Maße, als es der Unredlichkeit daran liegen muß, sich mit Dunkelheit zu umgeben, ein eben so großes Interesse hat die Unschuld, am hellen Lichte des Tages einherzuschreiten, damit sie nicht etwa für ihr Gegentheil gehalten werde. Dies ist eine so einleuchtende Wahrheit, daß sie sich dem Volk gleichsam von selbst aufdrängt; ja, wenn der gesunde Menschenverstand sie nicht lehrte, so würde es doch, um sie in Umlauf zu setzen, in der Welt nicht an der dazu nöthigen Lust, überall das Schlimmere anzunehmen, fehlen. Der vortrefflichste Plan, sobald er im Finstern vorbereitet wird, wird unter gewissen Umständen mehr Schrecken erregen, als der schlechteste, der unter den Auspizien der Oeffentlichkeit entworfen wird.

Bei einer freien, offenen Politik dagegen, welches Vertrauen und welche Sicherheit nicht nur im Volke, sondern auch bei der Verwaltung! Wenn Ihr Euch in die Nothwendigkeit versetzt, nichts ohne Wissen der Nation zu thun, wenn Ihr beweist, daß Ihr sie weder hintergehen noch überraschen könnt, so nehmt Ihr der Unzufriedenheit alle Waffen, die sie gegen Euch hätte wenden können. Das Publikum giebt Euch das Vertrauen, welches Ihr ihm bezeigt, mit Wucherzinsen zurück. Die Verleumdung verliert ihre Kraft; ihre Schlangen, die ihr Gift nur in Höhlen bereiten, sterben, wenn das Licht der Sonne sie bescheint.

Ich will es nicht leugnen, daß eine geheime Politik manchen Uebelstand vermeidet, allein ich zweifle eben so wenig daran, daß sie sich auf die Länge mehr Schwierigkeiten bereitet, als sie deren beseitigt, und daß von zwei Regierungen, deren eine der Heimlichkeit, deren andere der Publizität huldigt, die letztere eine Kraft, eine Kühnheit und einen Ruf besitzen wird, die allen Verstellungskünsten der ersteren überlegen sind.

Man erwäge besonders, wie mächtig öffentliche Verhandlungen über die Gesetze, über die zu treffenden Maßregeln, über die Steuern, über das Verfahren der Staatsmänner, auf den nationalen Geist, und zwar zum Besten der Regierung, wirken müssen! Einwürfe werden widerlegt, falsche Gerüchte zu Boden geschlagen, die Nothwendigkeit der dem Volke auferlegten Opfer wird in ihr volles Licht gesetzt. Die Opposition mit allen ihren Anstrengungen, statt der Autorität zu schaden, nützt ihr, und es ist in diesem Sinne ein wahres Wort, daß das, was widerstrebt, stützt. Denn die Regierung kann des allgemeinen Erfolges einer Maßregel, so wie der Zustimmung zu derselben, weit mehr versichert seyn, wenn sich die einander gegenüberstehenden Parteien vor den Augen der Nation gemessen haben.

Bei einem Volke, welches lange im Besitze öffentlicher Versammlungen gewesen, erzeugt sich ein höherer Geistesschwung, gesundere Ideen sind in größerem Umlauf; schädliche Irrthümer, wenn sie nicht durch Rhetoren und Sophisten, sondern durch Staatsmänner bekämpft werden, verlieren ihre Herrschaft. Die Menge selbst ist gegen demagogische Künste, gegen die Illusionen, mit denen politische Quacksalber sie hintergehen möchten, besser auf ihrer Hut. Große Talente stehen in höherer Achtung, und schöngeistige Frivolität sieht sich auf ihren wahren Werth zurückgeführt. Die Gewohnheit des Raisonnements, der Diskussion durchdringt alle Klassen der Gesellschaft. Die Leidenschaften, des steten öffentlichen Kampfes gewohnt, mäßigen sich, da ihnen jene krankhafte Reizbarkeit nicht eigen seyn kann, welche Völker ohne Freiheit und Erfahrung zu Spielbällen jedes Gerüchtes, jedes falschen Argwohns macht. Selbst dann, wenn eine unzufriedene Stimmung sich aufs lebhafteste zu erkennen giebt, sind die Zeichen der Unruhe keine Vorboten der Empörung; die Nation verläßt sich auf die Männer ihres Vertrauens, die sie aus langer Erfahrung kennt, und die Opposition, welche jeder unpopulären Maßregel auf gesetzlichem Wege entgegentritt, schneidet selbst den Gedanken an einen illegalen Widerstand ab. Sollte selbst ein allgemeiner Wunsch an dem Widerstreben einer zu mächtigen Partei scheitern, so weiß man, daß der Prozeß nicht in letzter Instanz verloren ist; keine Muthlosigkeit greift um sich, denn man kann die Fortschritte, die man, aller Hindernisse ungeachtet, gemacht, ermessen, und eine ausharrende Geduld wird so die natürliche Tugend freier Länder.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 65 des Magazins. Es bildet diese Abhandlung das dritte Kapitel seiner „Taktik großer berathender Versammlungen“.

Die politische Beredsamkeit in England.

III. Lord John Russell.

(Schluß.)

Lord John Russell trägt seine Meinung immer mit merkwürdiger Bescheidenheit der Manieren vor. Wenn man seinen Stand und parlamentarischen Einfluß erwägt, erscheint er als einer der anspruchlosesten Redner des Unterhauses. Bei allem dem erkennt man aber, daß er von dem, was er behauptet, nicht abzulassen gesonnen ist. Obgleich sich bei ihm nichts von jener den glücklichen Erfolg als unfehlbar voraussetzenden Anmaßung zeigt, welche so oft die Rede-Eingänge ziemlich bedeutender Reden charakterisirt, so ist Festigkeit und Selbstvertrauen doch an ihm nicht zu verkennen. Die Bescheidenheit der Manieren entspringt bei ihm aus persönlicher Eigenthümlichkeit, oder vielleicht aus Achtung vor der großen constitutionellen Macht der Versammlung, nicht aus Zweifel an der eigenen Geisteskraft. Lord John Russell liebt es mehr, Rath zu ertheilen, als dogmatisch abzusprechen. Wiewohl er aber seine Entschlüsse ehrerbietig der Entscheidung des Unterhauses unterwirft, verräth er doch keinen Mangel an Vertrauen auf ihre Vernünftigkeit. Im Gegentheil faßt er die vorkommenden Fragen mit Kühnheit auf. Ungleich dem Sir Robert Peel, erschöpft er sich und die Geduld des Hauses nicht mit mühseligen Angaben der verschiedenen Wege, die er einschlagen „konnte“, — als ob die Politik ein bloßes Spiel des Zufalls oder der Berechnung wäre, — sondern er faßt seinen Entschluß sogleich, wählt seinen Weg und beharrt bei seiner Wahl; und da er niemals extremen Ansichten huldigt, so ist er um so mehr im Stande, aus seinen eingestandenen Grundsätzen angemessene Folgerungen zu ziehen.

Gelegentlich schwingt sich seine Rede zu einer großartigen Einfachheit des Styles auf, — zu einer hellsehenden Unparteilichkeit, welche uns sein Gemüth über die Aufregungen der Stunde erhaben und für die Atmosphäre des Unterhauses fast allzufrei von Parteigeist zeigt. Beinahe könnte man dann glauben, Geschichte vortragen zu hören. Dies behagt nicht immer dem gemeinen Geschmack einiger seiner Anhänger, welche verlangen, daß ihr Führer von ihrer eigenen politischen und sektirerischen Ergrimmtheit mehr angefüllt seyn soll. Dann und wann hört man in ihren Reihen aufrührerisches Geschrei; auch sind sie außerhalb des Parlaments sehr tapfer in ihrer Weigerung, noch länger von solch' einem „Fainéant“, wie sie ihn nennen, sich leiten zu lassen. Wenn aber der Augenblick da ist, wo gehandelt werden muß, dann sind sie sehr froh, daß sie sich wieder unter seinem Banner schaaren können. Seine Kaltblütigkeit und sein Takt, — das haben sie gelernt, — sind bessere Führer, als ihre Vorurtheile und Leidenschaften. Sie wissen, daß extreme Ansichten, — mögen dieselben immerhin auf den „Hustings“ eine Rede sehr zuspitzen, — sich nicht für die gesetzgebende Versammlung eignen. Daher bereuen sie immer ihre Unbotmäßigkeit. Ihr ruhiger und entschlossener Führer hält sich fern, bis sie mit gebeugtem Knie zu ihm kommen, um Vergebung von ihm zu erbitten.

Wenn aber Lord John Russell es für angemessen erachtet, auf den Kampfplatz der Partei herabzusteigen, so vermag er dies mit ausgezeichnetem Erfolge zu thun. Die Stärke des Kontrastes macht seine Kriegs-Erklärungen nur furchtbarer. Da er selten hervortritt, außer wenn sich ihm eine Aussicht zeigt, Eindruck zu machen, so ist die Erhebung seiner Fahne geeignet, unter seinen Gegnern Besorgniß zu verbreiten. Niemand im Hause ist dann zum Kriegsruf bereiter, als er. Dann spricht er die gemeinsamen Hoffnungen seiner Partei bei dem gegenwärtigen Falle mit merkwürdiger Kraft und Gewandtheit der Rede aus. Ueberraschung ist ein Mittel des Erfolgs in der Beredsamkeit wie im Humor. Dies weiß Lord John Russell sehr wohl. Indem er daher bei solchen Gelegenheiten in seiner gewöhnlichen anspruchslosen Ausdrucksweise fortsprechen zu wollen scheint, wirft er ohne sichtbare Anstrengung plötzlich und unerwartet irgend einen kurzen, kraftvollen, zugespitzten Satz hin, der in wenigen und leicht vom Gedächtniß festgehaltenen Worten das politische Dogma, welches bei seiner Partei in dem Augenblick Gunst findet, oder den Grundsatz enthält, welchen er für die nächste Zukunft zum Gegenstand ihrer vereinigten Anstrengungen zu machen beabsichtigt. Da solche Gedanken sich über die eintönigen Gemeinplätze oder die ebene Einfachheit der Beweisführung, welche den übrigen Theil der Rede gebildet haben, kühn erheben, so haben sie ganz das Ansehen von Denksprüchen und werden von den Anhängern des edlen Lords aufgefaßt, wiederholt und — so zu sagen — zu Betten ihres eigenen Denkens gemacht. In seiner Münze geprägt, werden sie für echtes Gold hingenommen, obschon sie dies nicht immer sind.

Er hat eine merkwürdig zierliche Weise, eine Phrase zu wenden. Mitunter, doch selten, bringt er seine Ideen in eine höchst durchgearbeitete Form des Ausdrucks. Die Wahl seiner Worte ist oft sehr glücklich und um so wirksamer, weil man dabei keine Anstrengung bemerkt. Zugleich hat er ein großes Talent, aus dem Stegreif zu sprechen, — eine Eigenschaft, die jetzt im englischen Parlament sehr selten ist, wo vielmehr fast jeder Redner sich vorbereitet. Auch übertrifft Niemand Lord John Russell in der schwierigen Kunst, philosophisch zu reden, oder den Lehrton ohne den Schein der Pedanterie in einer aus dem Volke hervorgegangenen Versammlung anzunehmen. Dabei muß bemerkt werden, daß sein Geist von den erblichen Meinungen seiner Partei erfüllt ist. In der That ist er eine Art von Muster-Whig, und obgleich er sich durch die Forderungen neuerer Politik genöthigt sieht, an einer Art von Agitation Theil zu nehmen, so scheint er doch immer die Ereignisse des Tages mit den Augen seiner Vorfahren anzusehen. Wiewohl ein Apostel des Fortschritts, ist er stets doch geneigter, rückwärts zu schauen, als vorwärts. Das politische Kind der Volksaufregung, scheint er sich seiner Mutter zu schämen. Die Maßregeln, welche er billigt, möchte er jetzt lieber durch die Macht der Grundsätze seiner Vorfahren, als durch den Willen des gemeinen Volkes durchgesetzt haben. Er ist ein Aristokrat mit liberalen Ansichten, der mit Widerstreben die Rolle des Demokraten spielt, und seine Reden bieten das Gemisch von Grundsätzen dar, welche durch solch' eine Stellung zusammengebracht werden.

Lord John Russell's persönliche Erscheinung und sein Vortrag stehen nicht in Uebereinstimmung mit dem vielen Vortrefflichen, das man in seinen Reden bewundern muß. Denkt man an das Wohlgefallen, welches seine Reden beim Lesen erwecken, und an die hervorragende Stellung, die er im Hause der Gemeinen behauptet, so ist das erste Gefühl, welches man hat, wenn man ihn sieht oder hört, das der Enttäuschung. Kann jener kleine, ruhige, gebrechliche, bescheidene, fast unbedeutend aussehende Mann, der im einfachen, zierlichen schwarzen Rock und mit schneeweißem Halstuch dasitzt, die Beine über einander gekreuzt und den Hut so tief in das kleine Gesicht gedrückt hat, daß seine scharfen Züge kaum gesehen werden, — kann das Lord John Russell seyn? Ist er wirklich der Führer jener zahlreichen und kompakten Partei? und hat er die Macht oder die Geschicklichkeit, dieselbe zu leiten und zu beherrschen, alle ihre einander widersprechenden Elemente zu amalgamiren, ihre politische Heftigkeit, von der man so viel gehört und gesehen hat, zu zähmen und sie dahin zu bringen, daß sie ihre gern gehegten Meinungen und vorgesetzten Zwecke bei Seite läßt oder aufgiebt, sich von Herzen mit ihm für die Ausführung seiner Absichten vereinigt und seinen Willen achtet, auch wenn sie ihm nicht gehorcht? Betrachtet man die äußere Erscheinung Sir Robert Peel's, seine volle gebieterische Gestalt, seinen mächtigen Kopf, sein schönes ausdrucksvolles Gesicht, seine gerade männliche Haltung, so ist man sehr versucht, im voraus Alles zu glauben, was man von seinem magischen Einfluß auf das Haus der Gemeinen gehört hat. Aber nicht leicht wird Jemand sich überreden lassen, zu glauben, daß die diminutive Menschengestalt, die ihm als Lord John Russell bezeichnet worden ist, jene Eigenschaften besitzen kann, von denen die Geschichte sagt, daß sie zur Beherrschung der aus dem Volke hervorgegangenen Versammlungen nothwendig sind.

Diese Meinung wird jedoch widerlegt, sobald Lord John Russell seinen Hut abnimmt und von seinem Sitz sich erhebt, um zu sprechen. Jetzt zum ersten Male sieht man Etwas, das für ihn einnimmt. Sein Kopf, obgleich klein, ist schön geformt und verräth sehr viel Geist. Das blasse Gesicht, sphinxartig von Gestalt, ist in seinen Umrissen nicht fehlerlos, trägt aber das Gepräge eines starken Charakters; eine gedankenvolle, ein wenig an Melancholie anstreifende Ruhe herrscht auf demselben. Der Mund ist weit, doch von schöner Form und von einer Linie umgeben, welche andeutet, daß derselbe oft zum Mittel des Ausdrucks gemacht worden ist, während die Lippen, wie bei häufigem Nachdenken geschieht, fest geschlossen sind. Das Auge ist lebendig und geistvoll, die Nase gerade, die Augenbrauen sind schwarz und wohl gebogen, der ganze Kopf, der wegen des Mangels eines Backenbarts noch schmaler scheint als er ist, wird von schwarzen, sparsamen Haaren bedeckt, welche die ganze Höhe einer breiten, Geist ankündigenden Stirn frei lassen. — Noch ein Augenblick, und man wird aufmerksam auf die richtigen, wenn auch kleinen Verhältnisse der Gestalt des Lords, auf seine aufrechte Haltung, auf seine sich ausdehnende Brust. Nun beginnt man zu bemerken, daß an ihm eine Festigkeit, eine Gegenwart des Geistes, eine Selbstbeherrschung, ein Bewußtseyn verborgener Kraft sichtbar wird, die uns bewegen, unsere ungünstige Ansicht von seinen physischen Eigenschaften aufzugeben und von seinen moralischen und intellektuellen Vorzügen viel zu hoffen.

Er spricht — und für eine kurze Zeit kehrt unsere Enttäuschung zurück. Wir haben ihn inzwischen einen Schritt vorwärts machen, das ganze Haus überblicken und dann einen Schritt zurück nach seinem vorigen Platz thun gesehen. Darauf, den rechten Arm ausstreckend und sein Gesicht seinen Anhängern halb zuwendend, beginnt er. Seine Stimme ist schwach und eintönig; sie ist dünn und hat etwas Gezwungenes, das nach aristokratischer Affectation schmeckt; doch ist sie deutlich. Vielleicht ist er im Begriff, auf eine Rede Sir Robert Peel's zu antworten oder eine Maßregel desselben anzugreifen. Der Zug seiner Rede geht zunächst — so zu sagen — auf ebener Erde fort; er äußert einige sehr nahe liegende Gemeinplätze, so daß die Vorstellung der Mittelmäßigkeit sich Einem unwillkürlich aufdrängt. Das Haus scheint jedoch ängstlich zu lauschen; so würde dasselbe sich nicht benehmen, wenn es seinen Mann nicht kennte. — Man warte ein wenig. Ein Beifallruf ertönt in seiner Nähe, man hört dabei das weibische Lachen des Herrn Ward, die tiefe Baßstimme des Herrn Warburton, den schrillenden Schrei des Herrn Sheil, das laute herzliche Jauchzen Herrn Wakley's und den entzückten Chor der Radikalen und der Manufakturisten. Ja, sogar auf der entgegengesetzten Seite ist Lord John Russell's „Pointe“ nicht ohne Wirkung gewesen, wie manches unterdrückte Kichern bezeugt. Alles das Reden in Gemeinplätzen war, so scheint es, nur das Spannen des Bogens; in dem Augenblick, wo man es am wenigsten erwartete, hat der kaltblütige fertige Schütze den Pfeil seines scharfen geschliffenen Sarkasmus auf Sir Robert Peel abgeschossen; der Pfeil ist diesem wenigstens tief ins Fleisch gegangen, wenn er ihn auch nicht durchbohrt hat. — Man folgt dem Redner etwas weiter, da man sich nun völlig für ihn interessirt, sollte man gleich seine Meinungen nicht theilen, und findet, daß er mehr solche Pfeile in seinem Köcher hat. Und nun fährt er in einer vielleicht anderthalbstündigen Rede fort, jene charakteristischen Eigenschaften seines Geistes zu entwickeln, welche hier im Einzelnen beschrieben worden sind, — jetzt Beifall ärndtend wegen seiner großartigen staatsmännischen Ansichten, dann sich zu den mannigfachsten Vorurtheilen seiner Partei herablassend, — abwechselnd Hochachtung und Bewunderung erzwingend oder etwas der Ver-

schüng Aehnliches hervorrufend, — bald seine eigene Partei zu stürmischen Ausrufen gegen ihre Gegner aufregend, und bald diese Gegner reizend, ihre eigenen Führer auszulachen oder zu beargwöhnen, — immer aber Kraft, Selbstbeherrschung, Takt, Gewandtheit, parlamentarische und politische Kenntnisse, Herrschaft über die Sprache und jene glückliche Ausdrucksweise offenbarend, in welcher er nur von wenigen ausgezeichneten Männern des Tages übertroffen wird.

Ueber alle jene eben geschilderten Vorzüge Lord John Russell's vergißt man die Mängel dieses Redners, — Mängel der Stimme, der Manieren, der Geberden; in welchem rein mechanischen Theil der Redekunst er eben so weit unter Sir Robert Peel steht, wie die gelegentliche Erhabenheit seiner Gedanken und die glückliche Wahl seines Ausdrucks ihn in dieser Beziehung über Jenen stellen. Wäre man nicht durch den Inhalt seiner Rede so fortgerissen worden, so würde man durch die schleppende Eintönigkeit seiner Stimme, das Stocken des Vortrags, die beständige Wiederholung von Worten und sogar von Theilen eines Satzes bald ermüdet worden seyn und bemerkt haben, daß die einzige Action Lord John Russell's ein beständiges Vor- und wieder Zurückschreiten, ein gelegentliches Schlagen mit der rechten Hand auf den Tisch, wenn dieselbe nicht beständig darauf ruht, ein Uebereinanderschlagen der Arme und dergleichen ist.

Als Parteiführer flößt Lord John Russell mehr Vertrauen und — wenn dieser Ausdruck gebraucht werden kann — mehr Achtung ein, als Sir Robert Peel. Dies ist eine natürliche Folge seiner größeren Beständigkeit. Indem man sich seiner Leitung anvertraut, weiß man innerhalb vernünftiger Gränzen, was er erwartet, das man thun soll. Lord John Russell leitet, Sir Robert Peel treibt; Lord John Russell wird geliebt, Peel gefürchtet. Zwischen dem Ersteren und den verschiedenen Abtheilungen der Liberalen herrscht gewöhnlich ein sehr gutes Vernehmen. Zwar geht er den Ultra's nicht weit genug; aber so weit, wie er geht, können sie mit ihm gehen. Er führt seine Partei in das Verständniß seiner Maßregeln ein, — macht sie gleichsam zur Theilnehmerin an seinen Berathungen. Sir Robert Peel dagegen zieht es vor, allein zu regieren; er bringt seine Pläne zur Reife und fordert dann seine Anhänger auf, dieselben zu unterstützen, wenn sie wollen, oder zurückzuweisen, gleichviel, was es auch sey. Daher ist sein Verhältniß zu ihnen von zweifelhafter Art. Andererseits giebt jedoch der gebieterische Charakter Peel's ihm einen ausgedehnteren Einfluß auf das Haus der Gemeinen insgesammt. Peel hat mehr Bewunderer, Lord John Russell mehr persönliche Anhänger.

Im Kampf um die Macht ist Lord John Russell gleichsam nur der Schanzgräber Peel's gewesen. Er bereitete die öffentliche Meinung für die Maßregeln vor, welche sein Nebenbuhler durchgesetzt hat. Der Eine hat allen durch die Anrathung derselben erregten Haß zu tragen gehabt, der Andere hat sich den éclat gesichert, den seine Durchsetzung jener Maßregeln gemacht hat. Ueber Sir Robert Peel's Charakter als Staatsmann kann ein Urtheil gefällt werden, weil er in seiner amtlichen Stellung Macht gehabt hat. Was Lord John Russell thun würde, konnte man bisher nicht mit Bestimmtheit wissen, weil er in seiner früheren amtlichen Stellung keine hinreichende Macht besaß. Der Erstere gewann den Vorsprung im Wettlauf. Seinen wahren Charakter hatte er früher nicht entwickeln können, weil er während des Kampfes um die Macht gezwungen war, ihn zu verbergen. Lord John Russell hingegen befand sich in der Lage, seine Wünsche auszusprechen und seine Politik andeuten zu können; aber die Schwäche des Ministeriums, zu welchem er gehörte, war so groß, daß er seine eigenen Absichten durchzusetzen nicht vermochte. Jetzt vermehrt sich sein persönlicher Einfluß im Unterhause, und es ist unmöglich, zu sagen, von welcher Wichtigkeit dieser Einfluß noch für ihn werden kann.

Schweiz.

Die Bewegungen und Parteien in der Schweiz.

(Schluß.)

Der Kampf, auf dessen Ausgang die ganze Schweiz gespannt war, begann am 1. April 1845. Die Freischaaren, deren ganze Stärke nicht über 4000 Mann betrug, drangen ohne Schwierigkeit in mehreren Kolonnen in den westlichen Theil des Luzerner Gebietes ein und erschienen, ordnungslos und ohne Uebereinstimmung in ihren Bewegungen, auf den Höhen vor der Stadt. Die Entschlossenheit der bewaffneten Bürger, namentlich aber die rechtzeitige Ankunft der Gebirgsbewohner aus den Urkantonen, die um Hülfe angegangen worden waren, entschieden sehr bald die Niederlage der Freischaaren, die 200 Mann an Todten und 2000 Mann an Gefangenen verloren. Diese Letzteren mußten später von den Kantonen, denen sie angehörten, um eine Summe von mehr als einer Million Franken — die als Entschädigung in die Luzerner Staatskasse flossen — losgekauft werden. Tief war die Niedergeschlagenheit der demokratischen Partei; das übermäßige Selbstvertrauen und der Hochmuth aber zogen aus dem Lager der Radikalen in das ihrer Gegner hinüber.

Bereits seit zwei Jahren zeigten die katholischen Kantone, in denen das Interesse des Klerus vorwog, eine Tendenz, ihre Anstrengungen zu vereinigen, um theils das Terrain, welches sie noch besaßen, zu vertheidigen, theils das verlorene wiederzugewinnen. Nach dem Angriffe der Freischaaren auf Luzern wurden die Unterhandlungen lebhafter und richteten sich auf einen bestimmten Zweck. Da die Tagsatzung es nicht allein ablehnte, die Aufhebung der Klöster im Aargau einer nochmaligen Diskussion zu unterwerfen, sondern auch auf der Ausweisung der Jesuiten — obschon ohne sonderliche Energie — bestand, da ferner die von ihr gegen die Organisation der Freischaaren dekretirten Maßregeln — mit Ausnahme Zürichs — nirgends Gehorsam gefunden hatten, der Schutz der Tagsatzung mithin als illusorisch zu betrachten war, so schlossen die katholischen Kantone — um sich gegen die feindseligen Absichten ihrer Nachbarn sicherzustellen, ein Bündniß — den sogenannten **Sonderbund** — unter einander ab. Kraft desselben machten sie sich gegen einander verbindlich, äußere und innere Feinde gemeinsam abzuwehren und zu diesem Zwecke, auf die erste Aufforderung eines der kontrahirenden Theile, sämmtlich zu den Waffen zu greifen und jeden Angriff auf sein Gebiet zurückzutreiben; sie bildeten einen permanenten Rath, zu dessen Sitz Luzern bestimmt wurde, ernannten einen Oberbefehlshaber ihrer Streitkräfte, schossen zu einer Kriegskasse zusammen und gaben allen diesen Beschlüssen eine Oeffentlichkeit, die selbst ihre Freunde in den anderen Kantonen nicht guthießen.

Schon im November 1845 war man über die Grundlagen dieses Vertrages übereingekommen; kurz darauf wurde der Text desselben in verschiedenen Blättern der Schweiz veröffentlicht. Der Vorort war bei einer solchen Lage der Sache genöthigt, die Aufmerksamkeit der Kantone auf diese Frage hinzulenken und zu verlangen, daß sie ihre Abgeordneten zur nächsten Tagsatzung mit den nöthigen Instructionen versehen sollten, damit die Angelegenheit, um die es sich handelte, geordnet werden möge.

Luzern seinerseits suchte den Sonderbund zu rechtfertigen, allein seine ganze Argumentation war, gegenüber den ausdrücklichen Bestimmungen des Bundes-Vertrages, von augenfälliger Schwäche. Weit eher, als auf das **Recht**, durfte es sich auf die **Billigkeit** berufen. Im Angesicht sehr reeller Gefahren und keinen Schutz findend bei der Centralgewalt, waren die katholischen Kantone auf sich selbst angewiesen. Der Tadel der Mehrheit der Kantone, die Drohungen der Tagsatzung, die Aufforderungen des Vororts mußten unter solchen Verhältnissen ohne Erfolg bleiben. Nur die Gewalt der Waffen konnte den Sonderbund auflösen. Die Tagsatzung sah ein, daß sie den Bürgerkrieg erkläre, wenn sie diese Auflösung dekretire. Was konnten die Parteien unter diesen Umständen thun, als vorerst die Kräfte, über die sie zu gebieten hatten, und die Wechselfälle, die eintreten konnten, zu überschauen? Während dieses Zögerns ereigneten sich abermals zwei Revolutionen, die eine in Bern, die andere in Lausanne; alle Bedenklichkeiten über das etwaige Votum dieser beiden mächtigen Kantone waren dadurch gehoben.

Die Radikalen der Waadt, die Gährung, welche der Aufenthalt der Jesuiten in Luzern veranlaßte, benutzend, hatten den Großen Rath, während er im Schlosse von Lausanne diskutirte, zu zwingen gesucht, in ihrem Sinne zu handeln. Da die Majorität desselben nur von einer freundschaftlichen Mahnung der Tagsatzung, Luzern möge die Jesuiten entfernen, etwas hören wollte, hetzte die Demagogie das Volk der Landdistrikte auf, und dieses, in dem Wahn, Regierung und Rath seyen den Jesuiten verkauft, umwogte bald von allen Seiten den Palast. Tumultuarische Versammlungen, die am 14. und 15. Februar stattfanden, bestimmten endlich die legalen Behörden, ihre Entlassung zu geben, und eine konstituirende, von den Häuptern der siegenden Faction beherrschte Versammlung trat an ihre Stelle.

Eine allgemeine Proscription traf nun Alles, was, sich in der Verwaltung, in der Kirche, in der Literatur auszeichnend, einer systematisch von ihren Demagogen gegen die Traditionen des Landes aufgehetzten Masse einen Damm entgegensetzen zu können schien. Die größere Zahl der Pfarrer, in ihrem Gewissen verletzt durch die Machtgebote des neuen Staatsrathes, der sie zur Theilnahme an seinem Verfahren nöthigen wollte, schieden aus der Kirche, um Versammlungen von Dissidenten zu bilden. Auch die Akademie von Lausanne erfuhr eine Säuberung im radikalen Sinne.

Bern brauchte einen so tiefen Fall nicht mehr zu thun. Allein da die Häupter der ersten demokratischen Bewegung, die eine ziemlich lange Ausübung der Gewalt vertrauter mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen gemacht, sich zu Maßregeln der Mäßigung neigten, so fiel es der demagogischen Partei nicht schwer, den unteren Volksklassen Zweifel einzuflößen in Hinsicht der Fähigkeit der mit der öffentlichen Macht betrauten Männer. Die Revision der Verfassung wurde von Tausenden von Bittstellern gefordert und vom Großen Rath ohne Widerstand bewilligt. Die Urversammlungen, die im Monat Februar 1846 zusammentraten, erwählten eine konstituirende Versammlung, deren Werk am 31. Juli Grundgesetz des Staates wurde. Die Wahl der Beamten entsprach diesen Präliminarien. Der Führer des Freischaarenzuges gegen Luzern (Ochsenbein), sofort als Deputirter zur Tagsatzung abgesendet, wurde zugleich zum ersten Würdenträger des Kantons für die Zeit, wo dieser Vorort seyn würde, designirt und kürzlich als solcher bestätigt.

Für Widerstand gegen die Radikalen, welche die Auflösung des Sonderbundes begehrten, waren zuvörderst, wie sich das von selber versteht, die sieben Mitglieder dieses Bundes, dann Appenzell-Innerrhoden, Basel-Stadt Neuchatel, St. Gallen und Genf. Da die beiden halben Stimmen der getheilten Kantone durch die Opposition der anderen Hälften annullirt waren, so blieben für Anwendung von Gewaltmaßregeln nur neun Stimmen, die sich aber nicht sämmtlich mit gleicher Energie aussprachen. Der Vorort Zürich trug auf eine erneuerte Aufforderung an, um den widerspenstigen Kantonen den Weg eines ehrenvollen Vergleichs zu bahnen. Diese Tendenz zur Mäßigung theilten auch Graubündten, Schaffhausen und Thurgau. Bern, Aargau und Waadt, die Organe der äußersten Leidenschaftlichkeit, rissen Tessin, Solothurn und Basel-Landschaft nebst Appenzell-Außerrhoden mit sich. In St. Gallen hielten beide Parteien sich das Gleichgewicht, dergestalt, daß dieser Kanton seinem Abgeordneten keine Instructionen mitgab.

Wie es bei allen wichtigen Fragen geschehen war, so trennte sich auch

diesmal die Tagsatzung ohne Resultat. Um zu der nothwendigen Mehrheit von zwölf Stimmen gegen den Sonderbund zu gelangen, mußten nothwendig noch drei Stimmen auf die radikale Seite hinüber gezogen werden. Demzufolge richteten die Anstrengungen der Radikalen sich dahin, wo eine Revolution zu hoffen stand, nämlich nach St. Gallen, Basel-Stadt und Genf. In Genf brach der Sturm zuerst los.

Der Genfer Staatsrath, welcher die Instructionen für die Abgeordneten zur nächsten Tagsatzung zu entwerfen hatte, glaubte es nochmals mit friedlichen Vorstellungen versuchen zu müssen. Er war zugleich der Ansicht, daß der neue Vorort den katholischen Kantonen nicht hinlängliche Garantieen biete; er trug daher darauf an, dem Kanton Bern, während er die Geschäfte führte, Bundes-Repräsentanten zuzugesellen. Der Große Rath, dem dieses Projekt einer unweisen Loyalität vorgelegt wurde, nahm es gleichwohl mit großer Stimmenmehrheit an. Allein Genf beherbergt in seinen Mauern eine von jeher aufrührerische, den höheren Klassen feindselige Volksklasse, die sich ohne Schwierigkeit gegen Beschlüsse einnehmen ließ, die scheinbar die Jesuiten begünstigten. In einem Quartier der Stadt hausend, welches durch seine Wälle und den Fluß zu einer wahrhaften Festung gemacht wird, ließen die Insurgenten der Regierung einzig die Alternative, sich aufzulösen oder sie zu vernichten. Nach einem zweitägigen Kampfe blieb der Sieg den Empörern, die von der neuen Regierung, welche sie einsetzten, alle jene Männer ausschlossen, die eine praktische Kenntniß der Geschäfte besaßen und die seit 1830 dem Vaterlande durch so manche Wechselfälle hindurch gedient hatten. Eine von den Urversammlungen unter den Eindrücken des eben beendigten Kampfes gewählte konstituirende Versammlung hat so eben den Entwurf eines neuen Grundgesetzes beendigt. Dieses Gesetz sanctionirt nicht allein alle Prinzipien einer schrankenlosen Demokratie, sondern es geht sogar auf die Institutionen des Mittelalters zurück, um einer einzigen, aus sämmtlichen Bürgern bestehenden und auf offenem Markte zusammentretenden Versammlung die Wahl der Haupt-Magistrate zu übertragen, d. i. es wird der freien Berathung und Abstimmung der Tumult, die Gewaltsamkeit und die Verwirrung substituirt. Dabei blieb es jedoch nicht. Vom Januar 1847 traten gewaltsame Maßregeln ein und Confiscationen zu politischen Zwecken wurden — obwohl in zweideutigen und verlegenen Ausdrücken — angeordnet.

Auch die Organisation der Kirche, die bisher in Genf allen Stürmen getrotzt, wurde angetastet. Die Güter der ökonomischen Gesellschaft — so heißt in Genf die Verwaltung der geistlichen Güter — wurden ihrem größten Theile nach ihrer bisherigen Bestimmung entfremdet. Dieser letztere Akt hat jedoch selbst unter den Stiftern der neuen Ordnung der Dinge eine Opposition ins Leben gerufen, und es wäre möglich, daß die gar zu offen hervortretende Feindseligkeit der Häupter der Revolution gegen jede ernste Ausübung des christlichen Glaubens eine Reaction im Volke erzeugte. Für den Augenblick jedoch ist die Stimme Genfs — denn dazu hat die siegende Partei sich verpflichtet — denjenigen gesichert, welche die schärfsten Maßregeln gegen den Sonderbund beantragen.

In St. Gallen sind alle Versuche, die Regierung zu ähnlichen Beschlüssen zu stimmen, gescheitert, ja es ist sogar anzunehmen, daß die nächsten Wahlen für den Großen Rath im Sinne der Gemäßigten ausfallen werden. In Basel-Stadt aber mußten der Volksstimmung Zugeständnisse gemacht werden. Schwerlich jedoch wird es zu einer Vereinigung von Basel-Stadt und Landschaft — wie die Radikalen sie hoffen — kommen.

Am 1. Januar 1847 ist Bern an Zürichs Stelle als Vorort getreten. Die Gesandten Frankreichs und Englands haben ihren Sitz in Bern beibehalten, während die Bevollmächtigten der übrigen Höfe sich nach Zürich begeben hatten. Die finanziellen Verlegenheiten Berns können, je nach der Richtung, welche die Ansichten des Volks nehmen werden, die Regierung entweder zu Gewaltmaßregeln treiben oder sie auf die Bahn einer ökonomischen Vorsicht zurückführen. Bern hat — da alle seine jetzigen Beamten ohne ein solches Vermögen sind, welches ihnen eine sorgenfreie Existenz sichern könnte — die Ziffer seiner Ausgaben bedeutend erhöhen müssen und ist so zu einem Defizit von 1,050,000 Fr. gelangt. Das Defizit wiederum hat eine Einkommen-Steuer erzeugt, die nicht verfehlen dürfte, manche Unzufriedenheit zu erregen.

Die Geschäftsträger von Oesterreich, Preußen und Rußland haben der Berner Regierung, als sie die Geschäfte des Vororts übernahm, erklärt, wie die freundschaftlichen Beziehungen der Schweiz zu den Höfen einzig auf der strikten Beobachtung des Vertrages von 1815 beruhten. Neben dieser offiziellen Erklärung gewinnt das Schweigen der Gesandten Englands und Frankreichs eine Bedeutung, die den Parteien der Schweiz schwerlich entgangen ist.

Der Marsch französischer Truppen nach der Berner Gränze, so wie die Aufstellung einiger österreichischen Bataillone auf der südlichen Gränze Tessins, zeigen, daß die beiden mächtigen Nachbarn der Schweiz nicht die Bedeutung der Ereignisse verkennen, denen man entgegensehen darf. In der That wurde der Kanton Freiburg Ende Januars Schauplatz heftiger Unruhen. Es ist dies das letzte bedeutende Ereigniß, von dem wir zu reden haben. Volks-Versammlungen, einberufen durch erklärte Gegner der Jesuiten und des Sonderbundes, kamen zur selben Zeit in den Flecken Boll, Romont, Estavayer und Murten zusammen. Erbittert durch einige gegründete und durch noch mehr haltlose Beschwerden, ließen sie sich zu einer Insurrection fortreißen. Schlecht bewaffnete und organisirte Kolonnen marschirten nach Freiburg, wo ihre Führer Einverständnisse hatten. Die Festigkeit der Regierung jedoch, der Eifer des deutschen Landvolks und die Anstrengungen des Klerus begegneten der Gefahr. Die Angreifenden wurden mit Verlust zurückgewiesen, Murten und die übrigen unzufriedenen Gemeinden militairisch besetzt. Es wäre vielleicht nicht nur großmüthig, sondern auch klug gewesen, eine Amnestie zu erlassen; allein die Regierung folgte dem Beispiel Luzerns und verfügte Verhaftung oder Verbannung gegen Alles, was unter ihren Gegnern irgend eine Bedeutung besaß.

Was man auch von auswärtigem Beistand spricht, gewiß ist es, daß der Sonderbund gegen die Angriffe der Radikalen eines solchen nicht bedarf. Unsicherheit, Entmuthigung und innere Spaltungen haben seine Gegner in einen Zustand der Schwäche versetzt, der nichts weniger als furchtbar ist. Dieses Verhältniß müssen wir im Auge behalten, wenn wir über die nächsten Ereignisse, deren Schauplatz die Schweiz seyn dürfte, ein nicht allzu unrichtiges Urtheil fällen wollen.

Mannigfaltiges.

— Differentialzölle in Dänemark und Schweden. Die in der letzten Nummer des Magazins erwähnten „Ernsten Bedenken“ eines Stettiners gegen Differentialzölle werden auch von anderen Seiten in ihrer Nichtigkeit und Hohlheit aufgezeigt, namentlich in einem mit großer Sachkenntniß geschriebenen Artikel der „Berliner Zeitungshalle“, die, während sie auf anderen Gebieten ihrem Publikum viel Ungenießbares und Geschmackloses vorsetzt, durch die Ausflüge, die sie hin und wieder auf das der Handelspolitik unternimmt, den Appetit ihrer Leser neu zu beleben weiß. Mit Recht wird in dem zweiten Theile dieses Artikels (Nr. 137, Beilage) bemerklich gemacht, daß die „Ernsten Bedenken“ als eine Aeußerung der Stettiner Kaufmannschaft nicht angesehen werden können, indem ja bekannt sey, daß die Aeltesten dieser Kaufmannschaft, als deren gesetzliches Organ, den vom k. Handelsamt in Vorschlag gebrachten Differentialzöllen zur Beförderung des direkten Verkehrs mit überseeischen Ländern längst schon ihren Beifall geschenkt und sie, als im Interesse Stettins liegend, dringend bevorwortet haben. Mit Recht wird es ferner als ein leerer Gemeinplatz bezeichnet, wenn die „Börsen-Nachrichten der Ostsee“ den Differentialzoll eine „künstliche Förderung“ des Verkehrs nennen, die man als solche von sich weisen müsse. Wenn Staaten, die, vermöge ihrer günstigen Lage an den Küsten des Weltmeers, dergleichen „künstliche Förderungen des Verkehrs“ nicht verschmähen, sie zum Theil bereits seit Jahrhunderten in Ausübung bringen und ihnen, wie sie selbst zugeben, den Aufschwung ihrer nationalen Schifffahrt verdanken, dann sollten doch die Küsten der Ostsee, die der Welthandel nur dann aufsucht, wenn er ihrer nicht entbehren kann, um so weniger Anstand nehmen, davon Gebrauch zu machen. In der That hat auch Dänemark durch das Gesetz vom 14. April 1842 und Schweden durch seinen Tarif vom 3. Nov. 1845 ein noch viel weiter gehendes System der Begünstigung der nationalen Schifffahrt angenommen, als bis jetzt für Preußen und den Zollverein in Vorschlag gebracht ist.

Nach dem dänischen Gesetz von 1842 genießen Farbhölzer, Kaffee, Reis, roher Tabac, roher Zucker, Palmöl und Kokosnußöl 25 pCt. Rabatt vom Zolle und den Zulagen, wenn sie direkt nach einem Hafen des Königreichs oder der Herzogthümer auf solchen nationalen oder fremden privilegirten Schiffen eingeführt werden, die bei ihrer Abreise nach einem transatlantischen Hafen oder einem afrikanischen Platze jenseits des mittelländischen Meeres, aber diesseits des Kap der guten Hoffnung, oder nach China wenigstens die Hälfte ihrer Ladung in Erzeugnissen in einem Zollhafen des Königreichs oder der Herzogthümer eingenommen haben und von denen der Beweis geführt wird, daß sie in irgend einem der genannten Häfen entladen worden sind.

Nach dem schwedischen Tarif genießen inländische Schiffe folgenden Rabatt in den Zöllen so wie in den Handels- und Schifffahrts-Abgaben, als: 15 pCt. für die Erzeugnisse von Ländern des Kontinents von Amerika nördlich vom 25° nördlicher Breite, oder von fremden westindischen Kolonieen, falls direkt von daher in schwedischen Schiffen eingeführt, so wie für schwedische Erzeugnisse, direkt nach den fremden westindischen Kolonieen ausgeführt; 25 pCt. für schwedische Erzeugnisse, in schwedischen Schiffen direkt nach St. Barthelemy, nach Plätzen auf der Ostküste des Kontinents von Amerika, südlich vom 25° nördl. Br. oder nach dem Kap der guten Hoffnung ausgeführt, und für die Erzeugnisse dieser Länder, direkt in Schweden in schwedischen Schiffen eingeführt; 33⅓ pCt. für schwedische Erzeugnisse, in schwedischen Schiffen direkt nach Plätzen jenseits des Kap der guten Hoffnung, so wie auch nach Häfen jenseits des Kap Horn ausgeführt, so wie für die Erzeugnisse dieser Länder, von dort direkt in schwedischen Schiffen eingeführt und für welche nicht, als von Ostindien eingeführt, besondere Eingangs-Abgaben im Tarif bestehen. Der Zollrabatt, welchen Schweden dadurch seinen Schiffen bei direktem Bezug der überseeischen Artikel Kaffee, Rohzucker, Taback gewährt, beläuft sich durchschnittlich auf nahe an 25 Prozent, er beträgt bei dem Kaffee, nach unserm Zollgewicht und Geld berechnet, für den Zoll-Centner 1 Thlr. 6 Sgr., bei dem Rohzucker 1 Thlr. 2 Sgr., bei dem Taback in Blättern 2 Thlr. 15 Sgr.

Daß die preußischen Ostseeländer im Vergleich zu diesen Staaten sich in einer ganz ausnahmsweisen Lage befinden sollten, um das, was jenen frommt, als nachtheilig zurückzuweisen, ist eine Behauptung, die in der That keiner weiteren Widerlegung bedarf.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 73. Berlin, Sonnabend den 19. Juni 1847.

Australien.

Das englische Deportationswesen.

(Zweiter Artikel.*)

Wenn, wie wir gezeigt haben, das Ueberweisungs-System ganz besonders das Interesse der Ansiedler begünstigt, indem ihm der Sträfling den gemietheten theuren Arbeiter ersetzt, so führt es andererseits auch mancherlei Verhältnisse herbei, die auf das Wohl des Ueberwiesenen vom wichtigsten Einflusse sind.

Unter den Mängeln unserer Gefängniß-Disziplin ist gewiß keiner von nachtheiligeren Folgen, als die gleichmäßige Behandlungsweise aller Sträflinge, ohne Unterscheidung der Individualität; hierdurch wird jeder Ueberrest vom besseren Gefühl vollends zerstört. Dagegen vermag der Ansiedler, bei der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Leuten, die zu seiner Disposition gestellt werden, mit mehr Rücksicht zu Werke zu gehen. Schon der Umstand, daß sie nicht massenweise beisammen leben und verpflegt werden, sondern in kleinen Abtheilungen mehr auf häusliche Weise wohnen, trägt viel dazu bei, ihre Selbstachtung zu wecken und sie zur Thätigkeit aufzumuntern. Man gestattete ihnen gern ein Stück Land, das sie gemeinschaftlich in den Freistunden bearbeiteten und wo sie Gemüse und Früchte zogen, die sie nicht verkaufen, sondern nur zum eigenen Gebrauch verwenden durften. Auf ein solches durch eigenen Fleiß hervorgerufenes Besitzthum, das ihnen gesetzlich jeden Augenblick entzogen werden konnte, legten sie einen hohen Werth, und diese Begünstigung trug gewiß viel dazu bei, den Sinn für redlichen Erwerb, wie für Arbeitsamkeit überhaupt, in ihnen zu wecken.

Die Vorzüge des Ueberweisungs-Dienstes hatte der Verfasser besondere Gelegenheit, bei einer Klasse von Deportirten wahrzunehmen, die im Jahre 1831 nach Vandiemensland kam, die sogenannten Machine-breakers. Es waren dies größtentheils Arbeiter aus den Agrikultur-Distrikten, die, in dem Wahne, die Nachfrage nach Arbeitern dadurch zu erhöhen, ackerwirthschaftliche Maschinen und händesparende Apparate zerstört hatten. Die meisten derselben waren auf 7 Jahre und nur einige, welche Drohbriefe an die Pächter unterschrieben hatten, auf 14 Jahre verurtheilt. Sie waren mit Zeugnissen ihres früheren guten Verhaltens versehen, und ihre ganze Erscheinung, ihr unbefangenes Auftreten zeigte gleich, daß sie nicht zur Klasse der gewöhnlichen Verbrecher gehörten. In ein Gefängniß, unter einen Haufen verderbter Sträflinge versetzt, wären diese an Beschäftigung im Freien, an ein ruhiges häusliches Leben gewöhnten Menschen physisch und moralisch zu Grunde gegangen; unter die Ansiedler vertheilt, lebten sie in dem gewohnten Elemente und leisteten als geübte Feldarbeiter der Kolonie die wichtigsten Dienste.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Gelegenheit, welche dem Sträfling geboten wird, sich nützliche Fertigkeiten zu erwerben, die ihm später zu einem selbständigen Broderwerb verhelfen. Ein großer, ja vielleicht der größte Theil der Deportirten kommt aus den größeren Städten des Mutterlandes; es sind meistens Leute, die nie einen regelmäßigen Broderwerb betrieben, oder sie gehören der Klasse von Fabrikarbeitern an, die nur zu einförmigen Verrichtungen verwendet werden und über diesen Kreis hinaus ganz unbrauchbar scheinen. So erhielt der Ansiedler nicht selten, wenn er eine gewisse Anzahl von Leuten von der Behörde erbeten hatte, etwa den dritten oder vierten Theil brauchbare Hände; die Uebrigen bestanden aus Spinnern, Webern und ähnlichen Handwerkern, die von landwirthschaftlichen Arbeiten kaum einen Begriff haben und überhaupt an Beschäftigung, die einen Aufwand von Kräften erfordert, nicht gewöhnt sind. Mit solchem Material sollte der Ansiedler Wälder urbar machen, den Acker bestellen, seine Heerden warten und tausend andere Arbeiten verrichten. Es war eine schwere Geduldprobe, solche Leute in der ersten Zeit bei der Arbeit zu sehen; wie sie die ihnen ganz unbekannten Werkzeuge verkehrt handhabten, sich in nutzlosen Anstrengungen abmüdeten und am Abend das begonnene Werk verließen, wie sie es am Morgen gefunden. Und dennoch haben dieselben ungeschickten Hände später die anstrengendsten Arbeiten verrichtet und sich sogar Fertigkeiten erworben, worin sie mit gelernten Handwerkern wetteifern konnten. Nirgends bewährt sich der Grundsatz, daß außerordentliche Umstände den Menschen zu ungewöhnlichen Anstrengungen ermuthigen und ungewohnte Fähigkeiten in ihm wecken, in so hohem Grade als bei den Deportirten. Der Verfasser hatte unter seinen Leuten einen Uhrmacher von Profession, der nach zweijähriger Uebung ein fertiger Zimmermann wurde und selbständig den Bau mehrerer Wirthschaftsgebäude auszuführen vermochte. Ein ehemaliger Bäckergeselle bildete sich zum geschickten Fuhrmann aus und verstand ganz besonders, die wildesten Ochsen zum Gespann zu bändigen. Mehrere seiner besten Schäfer waren ehemalige Taschendiebe aus London und Liverpool, und selbst sein eigener Hausbediente, der ihm 6 Jahre treu und redlich diente, hatte früher derselben Brüderschaft angehört. Solche Resultate hatte man den Bemühungen des Ansiedlers zu verdanken; seine Existenz war gewissermaßen an den Fleiß der Deportirten geknüpft, und er bot alle Mittel auf, ihn zu belehren und anzuregen — es geschah, wir geben es zu, aus eigennützigen Motiven, allein wie wir im Eingange darauf hingewiesen, mußte die Colonisation mit der Deportation Hand in Hand gehen, und die Folge war, daß der Ansiedler sein eigenes Interesse nur gleichzeitig mit dem der Deportation befördern konnte.

Daß so günstige Erfolge nicht bei allen Sträflingen durch gelinde Mittel erreicht wurden, daß ein großer Theil derselben erst durch wiederholte Strafen zur Einsicht dessen gebracht werden konnte, was ihr eigenes Wohl erheischte, und daß bei vielen alle Bemühungen erfolglos blieben, wird Niemanden befremden, der Gelegenheit gehabt, mit Menschen dieser Klasse bekannt zu werden.

Eine Charakteristik dieser Leute nach den besonderen Eigenschaften der Individuen, läßt sich nicht mit Genauigkeit aufstellen; im Allgemeinen, und nach den am stärksten hervortretenden Merkmalen geordnet, zerfallen sie in folgende Kategorieen:

Die erste begreift die eingefleischten Verbrecher, die selbst da, wo ihnen die Gelegenheit mangelt, ihren alten Neigungen zu folgen, durch Rohheit und Widersetzlichkeit sich auszeichnen und in harte Strafen verfallen, die sie in den Straf-Niederlassungen (penal-settlements), wie Norfolk-Island und Port-Arthur, abbüßen. Dergleichen Leute eignen sich nicht für den Ueberweisungsdienst, sie sind für die Gesellschaft verloren und bringen ihr ganzes Leben im Gefängniß zu.

In die zweite gehören die energischen Charaktere, die oft mit großen Fähigkeiten begabt sind, aber eben darum die Abhängigkeit um so drückender fühlen und, ohne bösartig zu seyn, sich zu sträflichen Handlungen hinreißen lassen. Bei zweckmäßiger Behandlung werden sie häufig sehr brauchbar, und ist es erst gelungen, sie eine Zeit lang bei guter Aufführung zu erhalten und ihnen die Aussicht auf das Ticket of leave näher zu bringen, so besitzen sie Charakterfestigkeit genug, auszudauern, und gehen dann einem besseren Schicksale entgegen. Dagegen werden sie durch rücksichtslose Strenge leicht zur Insubordination verleitet; sie geben dann alle Hoffnung auf, einer Begünstigung je theilhaftig zu werden, und stürzen sich vollends ins Verderben. Aus dieser Klasse sind in früherer Zeit die meisten bush-rangers hervorgegangen, von denen manche Beweise von Großmuth gegeben und eine Gesinnung an den Tag gelegt haben, wie man bei ihrem rohen Handwerk nie vermuthet haben würde.

Zur dritten sind diejenigen zu zählen, die wegen körperlicher Schwäche oder geistiger Apathie zum Ueberweisungsdienst untauglich sind und bei sonst tadelloser Aufführung ihre Strafzeit in den Gefängnissen der Regierung zubringen. In Europa würden solche Individuen nach ihrer Entlassung aus dem Gefängniß den öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten anheimfallen; bei dem hohen Werthe der Arbeit in den Kolonieen finden selbst so geringe Kräfte noch hinreichende Gelegenheit zu nutzbringender Beschäftigung.

Die vierte begreift die Bessergesinnten, die, früher an ein geregeltes und arbeitsames Leben gewöhnt und nur durch ungewöhnliche Verhältnisse zu einem Vergehen hingerissen, den Ueberweisungsdienst benutzen, um allmälig eine bessere Existenz zu erwerben. Solche Leute, und ihre Zahl ist größer als man erwarten würde, zeigen so viel Sorgfalt für das Interesse ihres Dienstherrn, daß sie nicht selten die Stelle eines Verwalters vertreten und zu den wichtigsten Dienstleistungen gebraucht werden.

Wir kommen endlich zur zahlreichsten Klasse, bestehend aus dem Mittelgute, das, wie allenthalben, auch hier die Masse bildet. Dahin gehören alle diejenigen, die weder besondere Fähigkeiten, noch den Trieb haben, sich in ihrem neuen Verhältniß nützlich zu machen, während sie andererseits besonnen genug sind, durch ein vorsichtiges Verhalten die engen Gränzen des Gesetzes zu bewahren.

Versteht der Ansiedler solche Leute genau zu kontroliren und ihnen Arbeiten zu übertragen, bei denen das Maß der Leistung sich leicht nachweisen und beurtheilen läßt, und hält er streng auf Bestrafung selbst der geringsten

*) Vgl. Nr. 69 des Magazins.

Pflichtverletzung, so wird er auch hier gute Erfolge erzielen; denn wo Besonnenheit und Einsicht vorhanden sind, stellt sich allmälig auch guter Wille und Fleiß ein.

Aus allen diesen Klassen der Deportirten gehen die Ticket-of-leave-men hervor, unter denen es, trotz der Begünstigung, die sie sich durch gutes Verhalten erwerben, noch viele giebt, die, nach der oben aufgestellten Definition, keineswegs als *gebessert* zu betrachten sind. Allein der Ticket-of-leave-man hat ein viel zu großes Gut zu verlieren, um sich in gefahrbringende verbrecherische Unternehmungen einzulassen; er hat die Mittel und Wege, auf redliche Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben, und widersteht daher der Versuchung, der er unter minder günstigen Verhältnissen unterliegen würde. Dies wird von vielen deutlich gefühlt, und der Verfasser hat häufig Gelegenheit gehabt, von solchen Leuten Aeußerungen zu vernehmen, die darauf hinwiesen, daß sie die Rückkehr in die Heimat scheuen, weil sie dort, bei dem schwierigen und geringen Erwerb, sich in neue Unannehmlichkeiten verwickeln würden, oder, wie die stehende Redensart ist: yet in trouble. *) A. S.

England.

Von dem großen Nutzen der Oeffentlichkeit und ihren möglichen Nachtheilen.

Nach Jeremy Bentham.

(Fortsetzung.)

Die Ordnung selbst, welche in den Verhandlungen einer politischen Versammlung herrscht, bildet dadurch, daß sie überall nachgeahmt wird, den Geist der Nation. Klubs und kleinere Versammlungen unterwerfen sich ihr, und das Volk sieht mit Wohlgefallen in ihnen kleine Nachbilder des großen Musters. Wie oft haben wir nicht in London bei tumultuarischen Versammlungen einen bekannten Redner derselben Aufmerksamkeit, wie im Parlament, genießen, die Menge sich um ihn ordnen, ihm in Stille horchen und sich mit einem Grade von Mäßigung benehmen gesehen, von dem man keinen Begriff hat in despotischen Staaten, wo der Pöbel abwechselnd trotzig und feig, nicht minder verächtlich ist, wenn er losbricht, als wenn er sich unterwirft!

Eben so sehr, als es den Regierten daran liegt, das Verfahren der Regierenden zu kennen, eben so sehr muß hinwieder diesen daran liegen, die Wünsche jener zu erfahren. Es ist aber, wo die Oeffentlichkeit herrscht, nichts leichter als dieses. Das Publikum ist durch sie in den Stand gesetzt, sich eine aufgeklärte Ansicht zu bilden, und wohinaus diese Ansicht läuft, ist ohne Schwierigkeit wahrzunehmen. Was dagegen läßt sich bei dem entgegengesetzten Prinzip mit Sicherheit wissen? Das Publikum freilich urtheilt immer und über Alles, allein wo es urtheilt, ohne die Akten anzusehen, vielleicht gar nach verfälschten Akten urtheilt, da muß nothwendig seine Ansicht total verschieden seyn von jener, die es sich auf dem Fundamente der Wahrheit würde gebildet haben. Auch darf man nicht wähnen, daß eine Regierung falsche Gerüchte eben so leicht, als diese sich erzeugen, beseitigen könne, und je später die Wahrheit sich Raum verschafft, um so schwieriger läßt sich das Uebel abstellen, welches der erste Eindruck des Irrthums veranlaßte.

Das Volk wird durch das Wenige, was von einem (geheim gehaltenen) Projekte verlautet, in Schrecken gesetzt. Mag dieser Schrecken ein noch so leerer seyn, so sind doch mannigfaltige Bewegungen, Murren, Angst, endlich Vorbereitungen zum Widerstande die Folge. Wird es genügen, daß die Verwaltung sich erklärt, daß sie die Wahrheit mittheilt, um eine solche Stimmung zu ändern? Gewiß nicht; denn das Vertrauen ist nur eine Frucht der Zeit. Die gehässigsten Beschuldigungen werden fortfahren, zu kursiren, und die gezwungen ertheilten Aufklärungen für ein Eingeständniß der Schwäche gelten. Selbst das Gute scheitert, wenn man es auf unrichtige Weise angreift, wenn man sich den Neigungen, den Gewohnheiten eines Volkes zu schroff entgegenstellt. Die Geschichte Joseph's II. ist reich an Beispielen von Fehlern dieser Art.

Der dritte Vortheil der Oeffentlichkeit besteht darin, daß *sie den Wählern die Fähigkeit gewährt, mit Kenntniß der Verhältnisse zu Werke zu gehen.*

Wozu nützt es, eine Versammlung zu erneuern, wenn man das Volk nöthigt, unter Leuten zu wählen, zu deren Beurtheilung ihm die Mittel fehlen?

Dem Publikum aus dem Benehmen seiner Mandatare ein Geheimniß machen, heißt, Inkonsequenz mit Amtsvernachlässigung verbinden, heißt, den Wählern sagen: Ihr werdet die oder die von Euren Abgeordneten wählen oder zurückweisen, ohne zu wissen, weshalb. Es ist Euch untersagt, nach Gründen zu handeln; der einzige Führer bei Ausübung des wichtigsten unter allen Euren Rechten soll nichts Anderes seyn, als der Zufall oder eine blinde Laune.

Der vierte Vortheil der Oeffentlichkeit ist, daß *sie es der Versammlung möglich macht, die Einsichten des Publikums zu benutzen.*

Einem Volke, welches zu zahlreich ist, um selber zu handeln, bleibt ohne Zweifel nichts Anderes übrig, als seine Macht an Abgeordnete zu übertragen; allein wird sich in der Versammlung dieser Abgeordneten die ganze Intelligenz der Nation konzentriren? Ist es auch nur möglich, daß die Deputirten in jeder Hinsicht die Erleuchtetsten, die Fähigsten, die Weisesten im Volke sind, daß sie für sich allein alle allgemeinen und örtlichen Kenntnisse besitzen, die man besitzen muß, wenn man Gesetze machen soll? An solche Wahlresultate

*) Ein dritter und letzter Artikel folgt nächstens.

glauben, hieße an Chimären glauben. In ruhigen Zeiten werden stets Reichthum und Rang die größere Stimmenanzahl gewinnen. Die Männer, welche die Kultur ihres Geistes zu ihrem eigentlichen Lebensberufe machen, besitzen selten die Mittel, sich auf die politische Laufbahn zu begeben. Weder Locke, noch Newton, noch Hume saßen im Parlament. Die heilsamsten Gedanken und Vorschläge sind oft von ganz isolirten Individuen ausgegangen. Der Plan zur Gründung des Tilgungsfonds — dieser Maßregel, wodurch Pitt's Verwaltung sich auszeichnet — ging aus den Berechnungen des Dr. Price hervor, der bei politischer Thätigkeit wohl nie die Muße zu dergleichen Untersuchungen gefunden hätte. Der einzige Mensch, der beim Ausbruche des Zwistes mit den Kolonieen *) gesunde Ideen hatte, und der, wäre er gehört worden, der Nation einen Krieg erspart hätte, war ein Geistlicher **), eine durch ihren Stand von der National-Vertretung ausgeschlossene Person. Es ergiebt sich aber ohne alles weitere Detail schon von selber, daß die Oeffentlichkeit ein sicheres Mittel ist, um Alles in einer Nation vorhandene Licht zu sammeln und so die Entstehung nützlicher Gedanken zu veranlassen.

Man dürfte vielleicht glauben, daß ich dem Ernst, welchen mein Gegenstand erheischt, entsage, wenn ich unter den Vortheilen der Oeffentlichkeit auch die *Unterhaltung* anführe, *welche sie gewährt*, ich meine die Unterhaltung an sich, ganz abgesehen von aller Belehrung, obgleich sie sich von dieser in der Wirklichkeit gar nicht trennen läßt.

Allein derjenige, welcher eine solche Erwägung für frivol halten wollte, würde nichts weniger als richtig urtheilen. Wir nennen das *nützlich*, was uns einen Genuß verspricht. Die Unterhaltung aber verschafft uns einen sehr reellen Genuß, ja die Gattung von Vergnügen schon an sich, welche die Unterhaltung gewährt, scheint mir hinreichend, um das Glück einer Nation, welches dieselbe genießt, auf eine weit höhere Stufe zu erheben, als worin das Glück derjenigen Völker steht, die eines solchen Vergnügens sich entschlagen müssen.

Die Memoiren gehören unter die angenehmsten, gelesensten Bücher der französischen Literatur, allein sie erscheinen erst, nachdem die Begebenheiten, von denen sie handeln, längst vorüber sind, auch werden sie nicht von Jedermann gelesen. Was sind die englischen Zeitungen anders, als Memoiren, die in dem Augenblicke veröffentlicht werden, in dem die Begebenheiten vorgehen, die uns Alles bieten, was wir begehren können — die Parlaments-Verhandlungen, Alles, was die Schauspieler auf dem politischen Theater betrifft, die freieste Auseinandersetzung von Thatsachen und eine nicht minder freie Debatte über die Meinungen, die sich einander gegenüberstehen! Ich weiß nicht mehr, welcher Kaiser es war, der einen Preis für den Erfinder einer neuen Lustbarkeit ausgesetzt hatte, allein gewiß hätte Niemand einen solchen Preis mehr verdient, als derjenige, welcher zuerst die Verhandlungen einer gesetzgebenden Versammlung dem Publikum zugänglich machte.

II. Einwürfe gegen das Prinzip der Oeffentlichkeit.

Wenn die Oeffentlichkeit in so vielerlei Beziehung den Regierenden selber Vortheile bietet, wenn sie so ganz geeignet ist, ihnen gegen etwaige Ungerechtigkeiten des Publikums Schutz und den besten Lohn für ihre Anstrengungen zu gewähren, wie kömmt es denn, daß sie größtentheils Gegner der Oeffentlichkeit sind? Ist die Ursache einer solchen Erscheinung in ihren Fehlern, in ihrem Trachten nach einer unverantwortlichen Herrschaft, in dem Wunsche, ihr Verfahren der Kontrole zu entziehen, in dem Bestreben, dem Volke zu imponiren und es mittelst seiner Unwissenheit zu knechten, zu suchen? Vielen unter ihnen mögen dergleichen Motive nicht fern seyn, allein sie *allen* unterlegen, hieße die Sprache der Satire reden. Es können in dieser Hinsicht Irrthümer obwalten, die aus einer wirklichen Ueberzeugung hervorgehen, aus einer Ueberzeugung, welche sich auf Einwürfe gegen den Nutzen der Oeffentlichkeit stützt, die scheinbar etwas für sich haben. Versuchen wir es, diese Einwürfe auf ihren wahren Werth zurückzuführen.

Erster Einwand. Das Publikum ist wegen seiner Unwissenheit und wegen der Leidenschaften, durch welche es, seinem größeren Theile nach, beherrscht wird, inkompetent, die Operationen einer politischen Versammlung zu beurtheilen.

Wenn ich zugeben wollte, daß es in der Masse des Publikums vielleicht unter hundert Individuen nicht eines giebt, welches fähig wäre, über die Fragen, welche einer politischen Versammlung vorliegen, ein erleuchtetes Urtheil abzugeben, so würde man mich zweifelsohne nicht beschuldigen können, daß ich dem Einwand seine Kraft benähme, und dennoch scheint derselbe mir auch so ohne alles Gewicht.

Allerdings würde ein solcher Einwand einige Bedeutung haben, wenn die Sachen so ständen, daß das Tribunal der öffentlichen Meinung, sobald es sich die Mittel, ein richtiges Urtheil zu fällen, entzogen sähe, auch den Kitzel (la fantaisie) verlöre, sein Urtheil abzugeben; allein das Publikum urtheilt und wird nie aufhören, zu urtheilen. Enthielte es sich des Urtheilens, aus Furcht, verkehrt zu urtheilen, so würde man sogar seine Weisheit bewundern müssen. Ein Volk, welches auf solche Weise sein Urtheil verschöbe, wäre ein Volk, nicht von gewöhnlichen Menschen, sondern von Weisen.

Die Veröffentlichung der Aktenstücke, sagt man weiter, erzeugt eine so große Zahl schlechter Kritiker, daß sie außer allem Verhältniß zu der Zahl der guten steht.

Darauf antwortete ich, daß man in Betreff des Gegenstandes, um welchen es sich hier handelt, das Publikum in drei Klassen theilen muß: die erste besteht aus jener, der Zahl nach, größten Masse, die sich überhaupt wenig um

*) Nord-Amerika. **) Der Dechant Tucker.

die öffentlichen Angelegenheiten kümmert, die weder Zeit zum Lesen noch Muße zum Raisonniren hat. Die zweite wird durch diejenigen gebildet, die zwar gewissermaßen urtheilen, deren Urtheil aber nur ein geborgtes, auf das Wort eines Anderen gestütztes ist, weil der, welcher es abgiebt, sich weder die Mühe giebt, selbständig zu urtheilen, noch auch die Fähigkeit dazu besitzt. Die dritte Klasse endlich bilden die, welche selbständig und in dem Grade besser oder schlechter urtheilen, wie sie sich mehr oder weniger vollständig haben unterrichten können.

Welcher von diesen drei Klassen kann die Oeffentlichkeit Schaden bringen? Nicht der ersten, die ja, nach der Voraussetzung, an und für sich null ist. Auch nicht der dritten; wie sie früherhin urtheilte, urtheilt sie auch jetzt; allein wenn sie vorher, weil sie sich nur höchst unvollständig unterrichten konnte, schlecht urtheilte, so wird sie, sobald sie sich im Besitze echter Dokumente sieht, besser urtheilen.

Was die zweite Klasse anbetrifft, so ist ihr Urtheil, wie wir gesagt haben, ein erborgtes, aber es ist das Echo desjenigen, welches von der dritten Klasse ausgeht. Nun wird aber diese Klasse, wenn sie, besser unterrichtet, auch besser urtheilt, denjenigen, die sich auf sie verlassen, gesundere Ansichten mittheilen. Durch die Rectification des Urtheils der Einen wird zugleich das Urtheil der Anderen berichtigt seyn; wer die Quelle reinigt, reinigt auch die Kanäle.

Um zu entscheiden, ob die Oeffentlichkeit schädlich oder nützlich ist, darf allein ihre Wirkung auf diejenige Klasse, die wirklich urtheilt und welche der allgemeinen Meinung die Richtung giebt, in Erwägung gezogen werden. Nun urtheilt diese Klasse aber nur dann falsch, wenn sie die Thatsachen nicht kennt, wenn sie die zur Bildung eines richtigen Urtheils nothwendigen Data nicht besitzt. Das Raisonnement der Heimlichkeitsfreunde läuft also auf Folgendes hinaus: „Ihr seyd unfähig, zu urtheilen, weil Euch die nöthigen Kenntnisse abgehen, und Ihr sollt in dieser Eurer Unwissenheit erhalten werden, weil Ihr unfähig zu urtheilen seyd."

Zweiter Einwand. Besteht Oeffentlichkeit, so kann sich ein Mitglied der Versammlung dem allgemeinen Haß ausgesetzt sehen wegen eines Verfahrens, welches vielleicht ein ganz anderes Loos verdient hätte.

Dieser Einwand ist nur der erste unter anderer Form; er geht von der Annahme aus, daß das Volk unfähig sey, seine Freunde von seinen Feinden zu unterscheiden.

Einem Mitglied einer politischen Versammlung, welchem es so sehr an Entschlossenheit fehlte, daß es einer augenblicklichen Ungerechtigkeit nicht Trotz zu bieten vermöchte, würde die erste Eigenschaft, die sein Beruf erfordert, fehlen. Es ist das Wesen des Irrthums, daß er stets nur eine zufällige Dauer hat, welcher jeder Moment ein Ende machen kann, während die Wahrheit unvertilgbar ist. Es handelt sich einzig und allein darum, sie ins Licht zu stellen, und daß dieses geschehe, dazu trägt unter der Herrschaft der Oeffentlichkeit Alles bei. Hat sich eine Ungerechtigkeit als solche erwiesen, so verwandelt der Haß sich in Hochachtung, und derjenige, welcher, die Popularität des Tages preisgebend, einen solchen Wechsel auf die Zukunft gezogen, sieht sich mit Wucher bezahlt.

Die Oeffentlichkeit bringt den Mitgliedern der Versammlung, was den guten Ruf angeht, mehr Nutzen, als sie ihnen jemals Schaden bringen kann; sie schützt sie gegen boshafte Beschuldigungen und Verleumdungen. Man kann ihnen, wenn Oeffentlichkeit besteht, keine Reden, die sie nicht gehalten, zuschreiben, man kann ihre Leistungen nicht ableugnen, man kann ihrem Verhalten keine perfiden Motive unterschieben. Sind ihre Absichten übel gedeutet worden, so genügt eine öffentliche Erklärung, um alle falschen Gerüchte zum Schweigen zu bringen und jedem heimlichen Angriff die Aussicht auf den Erfolg abzuschneiden.

Dritter Einwand. Das Streben nach Popularität kann die Mitglieder der Versammlung zu gefährlichen Anträgen verleiten; die Beredtsamkeit, deren sie sich befleißigen, ist mehr eine verführerische, als eine erleuchtende Beredtsamkeit, mehr die Beredtsamkeit eines Volkstribunen, als die eines Gesetzgebers.

Auch dieser Einwand ist schon in dem ersten enthalten; in der Behauptung nämlich, daß dem Volk die Fähigkeit abgehe, seine wahren Interessen richtig zu würdigen, zwischen seinen Freunden und seinen Schmeichlern zu unterscheiden.

In einem Repräsentativ-Staate, wo das Volk nicht selber über politische Maßregeln abstimmt, ist diese Gefahr nicht sehr zu fürchten. Die Reden der Abgeordneten werden ihm nur durch die Zeitungen bekannt und können also nie einen solchen Eindruck wie die leidenschaftlichen Worte eines aufrührerischen Demagogen machen. Sie kommen ihm durch ein abkühlendes Medium und überdem in der Begleitung der Argumente der Gegner zu, welche, in dem vorausgesetzten Falle, das ganze Uebergewicht der Wahrheit über Irrthum und Täuschung haben müssen.

Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen hat mehr Demagogen zu Grunde gerichtet, als sie ihrer hervorgebracht hat. Ein Volksgünstling braucht nur ins Parlament zu gelangen, damit er aufhöre, furchtbar zu seyn. In der Mitte von Männern, deren Talente den seinigen gleich sind oder sie überwiegen, geht keine seiner Behauptungen ohne Widerspruch hin; seine Uebertreibungen werden auf das Maß der Wahrheit zurückgeführt; je anmaßender er auftritt, desto mehr wird er gedemüthigt. Das Streben nach einer momentanen Volksgunst macht nur lächerlich, und der Schmeichler des Volks wird endlich dem Volke selber zum Ekel.

Vierter Einwand. In einer Monarchie kann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, da sie die Mitglieder der Versammlung der Ungunst des Herrschers aussetzt, die Freiheit der Abstimmung beeinträchtigen.

Dieser Einwand, der scheinbar mehr für sich hat, als die früheren, verschwindet bei einer näheren Betrachtung eben so, wie sie, ja es läßt sich aus ihm sogar ein neues Argument für die Vortheile der Oeffentlichkeit herleiten. Für eine Versammlung, welche von dem Herrscher etwas zu besorgen hat, giebt es eben nur den Schutz der öffentlichen Meinung; das Vertrauen, welches diese in sie setzt, dient ihr als Schild. Es wäre mehr eine anscheinende als reelle Sicherheits-Maßregel, wollte sie im Geheimen berathschlagen. Die Maßregeln der Versammlung würden immer zur Kenntniß des Herrschers gelangen, während sie denjenigen unbekannt blieben, die, sobald sie die Mittel zum Schutze der Versammlung besitzen, diesen zu gewähren bereit sind.

Zieht also eine politische Versammlung es vor, im Geheimen zu berathschlagen, und führte sie als Grund die Nothwendigkeit an, sich der Aufsicht eines Höheren zu entziehen, so wäre das nichts als ein Vorwand, durch welchen man sich nicht täuschen lassen darf. Das wahre Motiv eines solchen Entschlusses läge vielleicht in der Lust, sich dem Einfluß jenes Höheren hinzugeben, ohne sich dadurch dem öffentlichen Tadel auszusetzen. Denn, wenn man das Volk ausschließt, welcher Kontrole, als derjenigen des Volkes, entledigt man sich? Dem Haupt des Staates dagegen kann es an Agenten, an Spähern nicht fehlen, und, wenn schon unsichtbar, ist es doch stets gegenwärtig in der Versammlung.

Wird man etwa gegen die Herrschaft der Oeffentlichkeit einwenden wollen, daß eine solche Herrschaft ein systematisches Mißtrauen voraussetzt? Ohne Zweifel ist das Mißtrauen im Spiele; allein ist nicht jede gute politische Institution auf Mißtrauen gegründet? Wem denn sollte man mißtrauen, wenn nicht denen, die große Befugnisse neben eben so großen Versuchungen, diese Befugnisse zu mißbrauchen, haben? Man erwäge doch, um was es sich bei den ihnen auferlegten Pflichten handelt! Nicht um ihre eigenen Angelegenheiten, sondern um die verhältnißmäßig gleichgültigen, sehr schwierigen und sehr verwickelten Angelegenheiten Anderer, die schon aus bloßer Indolenz vernachlässigt werden könnten und welche die angestrengteste Aufmerksamkeit erheischen. Man denke ferner an ihre eigenen Interessen, die oft mit denjenigen, welche ihnen anvertraut sind, in geradem Widerspruch stehen; man denke, daß sie bei allen Mitteln, ihren eigenen Vortheil auf Kosten des allgemeinen Besten wahrzunehmen, dagegen gesichert sind, ihrer Malversationen überwiesen zu werden! Was also bleibt übrig, um so gefährliche Motive zurückzudrängen, als ein Interesse von noch größerer Kraft zu schaffen? und was Anderes kann dieses Interesse hervorrufen, als die Achtung, welche die öffentliche Meinung einflößt, die Furcht, die ihre Urtheile erzeugen, die Begierde nach Ruhm, mit Einem Worte, alles das, was ein Resultat der Oeffentlichkeit ist?

Die Wirksamkeit dieses mächtigen Mittels erstreckt sich auf Alles, auf Gesetzgebung und Verwaltung und Justiz. Ohne Oeffentlichkeit sind dauernd gute Zustände eben so unmöglich, als mit der Oeffentlichkeit mangelhafte Zustände für die Länge sich nicht erhalten können. (Schluß folgt.)

Central-Amerika.

Der Goldsee.

Im nördlichen Theil der Provinz Bogota, in der Republik Neu-Granada, nicht weit von der Stadt gleiches Namens, liegt auf der Spitze des Zipaquiraberges, 8400 Fuß über dem Meere, der berühmte Guatavia-See oder Goldsee, wie er auch genannt wird, dessen geheimnißvolle und poetische Geschichte durch einen eigenen Umstand bekannt geworden ist. Es ist die Geschichte von dem reichen Kaziken Manalappa II. und der schönen Prinzessin Rama, deren junger Sohn durch Unvorsichtigkeit der Amme im Magdalenenfluß ertrank. Als nach mehreren Jahren des Kaziken wärmster Wunsch erfüllt und seine Gemahlin von dem zweiten Sohne entbunden wurde, mußte der Kazike, auf Befehl des Sonnenpriesters im großen kaiserlichen Tempel von Mexiko die Hälfte seiner unermeßlichen Schätze, aus Dankbarkeit gegen die Gottheit, dem See zum Opfer darbringen. Funfzehn Jahre lang begab sich Manalappa, jedes Jahr am 3ten Tage des Blumenmonats, dem Geburtstage seines Sohnes, zum Guatavita-See und versenkte daselbst, umgeben von seinem Hofstaat, unter großen Feierlichkeiten: Goldsand, Diamanten, Smaragden, Götzenbilder und Kostbarkeiten aller Art an Gold und Silber, als Dankopfer für die Gottheit des See's.

Dies ist der poetische Theil der Sage, worauf sich im Laufe des Jahres 1820 das Gerücht gründete und in London allgemein verbreitete, daß sich auf dem Grunde des Guatavita-See's oder Goldsee's ungeheure Schätze aufgesammelt finden sollten. Die Spanier, hieß es, hätten schon zu der Zeit, als sie noch Herren des Landes gewesen, eine Billion (hunderttausend Millionen) dieser unermeßlichen Schätze herausgeholt. Nach authentischen Urkunden hatten allein die Gouverneure Ferdinand Perez de Quesada und Antonio de Sepulveda 850,000 Piaster gemünzten Goldes nach Madrid geschickt, die Diamanten und anderen edlen Steine, unter denen sich ein einziger Smaragd im Werthe von 200,000 Piaster befunden, nicht mitgerechnet — was Alles aus dem Goldsee aufgefischt wurde. — In Folge dieser Angaben bildete sich in London im J. 1820 eine Gesellschaft zur Austrocknung des Guatavia-See's und Herausholung der Schätze, die sich noch darin befänden.

Wie man leicht begreifen kann, erhielt die Gesellschaft die Sanction der Regierung im Staate Kolumbia, und man schritt zur Ausführung des Plans. Man fing sogleich an, die Arbeiten mit größter Thätigkeit zu betreiben, und fand auch etwas Gold und einige kostbare Steine. Hieraus ergab sich, daß

die im Lande gangbare Sage nicht völlig aller Glaubwürdigkeit entbehre, und der Muth der Gesellschaft wuchs mit der Hoffnung. Die Arbeit wurde mit noch größeren Kosten betrieben, und um der dabei beschäftigten Leute sicher zu seyn — sowohl der Eingebornen als der übrigen Bewohner des Landes, welche aus weiter Ferne herbeikamen, um Arbeit zu erhalten — mußte die Gesellschaft auch für ihre Rechnung eine Compagnie kolumbischer Soldaten unterhalten, welche am Strande des See's stationirt wurden. Leider wollte sich nicht dasselbe Resultat, welches die ersten Versuche krönte, erneuern; man fand Gold in so unbedeutender Menge, daß die Arbeit gar keinen Gewinn versprach, und die Gesellschaft mußte nach drei Jahren, bedeutend entblößt, die Arbeit aufgeben.

So standen die Sachen, als ein eigener Umstand vor einiger Zeit die Gesellschaft zu neuem Leben rief und anderes, noch größeres Unglück veranlaßte.

Im Anfange des Jahres 1825 befand sich ein Geschäftsmann aus London, Namens Robert Dibson, der sich durch unermüdete Thätigkeit und tadellosen Wandel ein ansehnliches Vermögen erworben hatte, in Santa-Fé, wohin er gekommen war, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Alles war nach seinen Wünschen gegangen, und er wollte unverzüglich die Stadt verlassen, um sich in Cartagena nach Europa einzuschiffen, als er eines Tages, auf einem Spaziergange am Ufer des Guatavita-See, einen Palmbaum gewahr wurde, dessen Krone tief unter der Wasserfläche lag, während die Wurzeln obenauf schwammen. Er ging hin und versuchte, den Baum herauszuziehen, wobei er anfangs einigen Widerstand erfuhr. Er zog indessen mit Kraft, und der Palmbaum tauchte unter das Wasser. Da wurde Dibson in einer bedeutenden Ansammlung von Schlamm, welcher dem Baum folgte, eine wohlerhaltene goldene Bildsäule gewahr. Außer sich vor Freude über seinen Fund, kehrte er wieder nach der Stadt zurück und zeigte die Bildsäule den Agenten der englischen Austrocknungs-Gesellschaft. Diese unterrichteten ihn sogleich von ihren Angelegenheiten und ihren Plänen und suchten ihm begreiflich zu machen, daß sie lediglich aus Mangel an Mitteln nicht im Stande gewesen wären, glücklichere Resultate zu erzielen; sie hätten darum nicht fortfahren können, sondern die Arbeit abbrechen müssen. Auf Dibson machte der wunderbare Bericht, den er über den Goldsee vernahm, den außerordentlichsten Eindruck. Sogleich wandte er sich wieder nach London und steckte nicht blos sein eigenes Vermögen, sondern auch zum Theil dasjenige seiner Familie, in die gefährliche Speculation. Kaum waren gleichwohl zwei Jahre verflossen, als die Gesellschaft, nachdem sie unerhörte Summen auf die Arbeit weggeworfen, dieselbe aufs neue und zwar für immer aufgeben mußte. Dibson war, abgesehen davon, daß sein Vermögen einen bedeutenden Stoß erlitten, noch außerdem zu seinem Unglück in Prozesse mit den Gründern der Gesellschaft verwickelt worden und sah sich nach Verlauf von drei Jahren ganz und gar ruinirt. Sein Mißgeschick wurde überdies bald durch betrübende Ereignisse in seiner Familie aufs Höchste gesteigert. Sein Schwiegersohn, eben so ruinirt wie er selbst, legte gewaltsam Hand an sein Leben. Seine Frau und Tochter starben beide wahnsinnig in einem Irrenhause. Nachdem er lange mit Widerwärtigkeiten und Elend gekämpft hatte, verlor auch er endlich seinen Verstand i. J. 1831 und verschied im Jahre 1843 im Bedlam-Hospital bei London. Seine Leiden äußerten sich in einer milden Melancholie; nie sprach er von seinem verlorenen Reichthum, sondern unaufhörlich beweinte er seine Frau und seine Tochter, welche er so zärtlich geliebt hatte.

Mannigfaltiges.

— Professor Agassiz in den Vereinigten Staaten. Der bekannte britische Geolog, Sir Roderick J. Murchison, theilt in englischen Blättern den Auszug eines Schreibens von Prof. Agassiz vom 28. April mit, wonach dieser schweizerische Naturforscher, der, nachdem er in Boston eine Reihe von Vorlesungen gehalten, gefährlich erkrankt war, völlig wieder hergestellt ist. Von allgemeinem Interesse ist in dem Schreiben des Herrn Agassiz folgende Notiz über die Aehnlichkeit der heutigen transatlantischen Flora mit der fossilen Flora Europa's:

„Ich glaube, einen glücklichen und ganz unerwarteten Fund gethan zu haben, indem es mir gelungen, die außerordentliche Aehnlichkeit der fossilen Flora der europäischen Diluvial-Lager und der lebenden Flora der gemäßigten Theile der Vereinigten Staaten aufzufinden. Die Uebereinstimmung erstreckt sich auf alle Typen organischer Wesen. Nachdem ich hier in den Sümpfen die Chelydra lebend unter dem Schatten von Bäumen gesehen, ähnlich denen, die den alten Boden von Oeningen — so berühmt wegen seiner zahlreichen Erd- und Frischwasser-Fossilien — bedeckten, kann ich nicht umhin, anzunehmen, daß das Klima von Europa zur Zeit, als die Strata von Oeningen abgelagert wurden, nicht tropisch gewesen seyn könne. Auch muß ich bemerken, daß eine außerordentliche Verwandtschaft zwischen der Flora der atlantischen Ufer von Nord-Amerika und der von Japan vorhanden ist, wo wir den Megalobatrachus haben, den entsprechenden Typus der Andrias oder des großen fossilen Salamanders von Oeningen. Da ich jetzt nicht im Stande bin, eine Abhandlung zu schreiben, so würde ich Ihnen dankbar seyn, wenn Sie diese Bemerkungen bekannt machten, bevor ich sie in extenso zu publiziren vermag."

Sir Rod. Murchison sieht diese etwas fragmentarischen Notizen als überaus wichtig an, um zu einem richtigen Schlusse in Bezug auf das Klima von Europa während der mittleren tertiären Epoche zu gelangen.

— Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Von dem unter diesem Titel im Jahre 1845 (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses) erschienenen Buche des preußischen Gesandten in London, Dr. Bunsen, ist so eben eine unter den Augen des Verfassers veranstaltete und von ihm mit Zusätzen versehene englische Uebersetzung herausgekommen.*) Der Verfasser knüpfte seine Betrachtungen ursprünglich an einen Briefwechsel, den er im J. 1843 mit dem britischen Staats-Secretair Herrn William Gladstone über die deutsche Kirche, das Episkopal und Jerusalem, auf Veranlassung der von Abeken herausgegebenen Schrift: „Das evangelische Bisthum in Jerusalem", geführt. Dieser Briefwechsel gab ihm Anlaß, seine Ideen über die „Geistlichkeitskirche", zum Unterschiede von der eigentlichen „Gemeindekirche", zu entwickeln, welche letztere er sowohl im primitiven Christenthum als im Jahrhundert der Reformation findet, ohne daß es ihr jedoch bisher gelungen, weder im deutschen Protestantismus, wie er sich seitdem gestaltete, noch in irgend einer anderen Form desselben, die „Geistlichkeitskirche" zu verdrängen, deren Verfassung, nach seiner Ansicht, großen, verderblichen Gefahren ausgesetzt und für die Zukunft unhaltbar ist. Natürlich hat diese Untersuchung auch für das episkopale England ein naheliegendes Interesse. Aber wir zweifeln, daß man dort dem Verfasser, obwohl er unter anglikanischen Kirchenmännern selbst ein großes persönliches Ansehen genießt, ein kompetentes Urtheil in der Sache zugestehen werde, da jeder Deutsche ohne Ausnahme das Vorurtheil der Engländer gegen sich hat, daß er in theologischen Dingen „philosophire". Das Athenaeum (vom 5. Juni) macht in der That bereits dem Herrn Bunsen den Vorwurf, daß er sich in seinem Buche eben so auf Kant und Hegel wie auf Luther und Calvin berufe.

— Neue Ausgabe der Lusiade. Ein in der französischen Hauptstadt lebender Portugiese, José da Fonseca, hat dort eine neue Ausgabe des großen und einzigen Meisterwerks der portugiesischen Literatur veranstaltet, in der er sich bemüht, den Text in seiner echten Form wiederzugeben und von den Corruptionen zu reinigen, die sich im Laufe fast dreier Jahrhunderte eingeschlichen haben. Während dieser Zeit hatten „Os Lusiadas" eine Unzahl Kommentatoren gefunden, von denen ein Jeder sich berechtigt glaubte, die eben gangbaren orthographischen und grammatikalischen Neuerungen einzuführen, um die Schreibart des Gedichts mit der herrschenden Mode des Tages in Einklang zu bringen. Nun hat namentlich die Orthographie in Portugal so unaufhörliche Veränderungen, Reformen, Revolutionen und Contre-Revolutionen erfahren, daß man nie dafür bürgen kann, ob sich dasselbe System zwei Jahre nach einander erhalten werde, und es ist der Lissaboner Akademie eben so wenig wie ihrer Schwester in Madrid gelungen, hierüber eine feste, allein gültige Norm aufzustellen. Die verschiedenen Ausgaben der Lusiade bieten daher ein wahres Chaos dar, und man ist Herrn Fonseca Dank schuldig, daß er sie auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückgeführt hat. Das von ihm herausgegebene Buch ist ein würdiges Denkmal, das er dem Genius des großen Dichters und den von ihm besungenen Thaten seiner Landsleute gesetzt hat:

As armas, e os varoẽs assinalados,
Que da occidental praia Lusitana
Por mares, nunca d'antes navegados,
Passaram ainda alem da Taprobana.

(Die Helden, die auf nie beschifften Pfaden
Durch unbekannter Meere stürm'sche Wogen
Von Lusitaniens westlichen Gestaden
Bis Ceylon's ferner Wunderinsel zogen.)

Die dem Werke angehängte Biographie des Camoens enthält nur wenig, was uns nicht aus anderen Quellen bekannt wäre — es möchte denn der Umstand Beachtung verdienen, daß seine Familie ursprünglich aus der spanischen Provinz Galicien stammte und während der Kriege zwischen Heinrich II. von Castilien und Dom Fernando, König von Portugal, nach diesem letzteren Reiche auswanderte. Als sein Geburtsjahr wird 1524 — nicht, wie Einige meinen, 1527 — angegeben. Die romanhaften Details seines Lebens werden in ihren Hauptzügen bestätigt; die ihm vierzehn Jahre nach seinem Tode gesetzte Grabschrift schildert in kurzen, aber ergreifenden Worten sein unglückliches Schicksal: Aqui jaz Luis de Camoẽs, Principe dos poetas de seu tempo: vivẽo pobre e miseravelmente, e assi morrẽo. Anno de MDLXXIX (Hier ruht Luis de Camoens, der Dichterfürst seiner Zeit; er lebte arm und elend, und starb auch so.)

*) The Constitution of the Church of the Future. By Christian Charles Josias Bunsen, D. Ph. D. C. L. Translated from the German, under the Superintendence of, and with Additions by, the Author. London, Longman & Co., 1847.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 74. Berlin, Dienstag den 22. Juni 1847.

Frankreich.

Voltaire und sein Verhältniß zur Geschichte der Literatur.

Wie sehr auch die Urtheile über Voltaire, als Haupt und Stimmführer der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie über Voltaire als Menschen, von einander abweichen möchten: darin werden Alle übereinstimmen, daß er ein Mann von eben so glänzendem Geiste und durchdringendem Verstande, als universeller Kenntniß und Bildung war; eben so, daß Voltaire, was Klarheit, Ebenmaß und Grazie des Stils betrifft, unter den Schriftstellern seiner Zeit den ersten Platz einnimmt. Die Literatur, sie ist seine eigentliche, wahre Heimat, sein Beruf, sein Ruhm; allein gerade hier ist es, wo Voltaire — es klingt paradox, ohne daß man mich widerlegen möchte — unter uns Deutschen am wenigsten gekannt seyn möchte; oder wie viele von denen, welche Voltaire verurtheilen und wegwerfend von ihm sprechen, haben aus den hundert Bänden, welche seine Werke zu einer encyklopädischen Bibliothek machen, einmal oder mehr als einmal einen Band zu ihrer Unterhaltung oder Belehrung herausgezogen? Die Meisten kennen Voltaire nur aus Berichten und Declamationen, oft aus zweiter oder dritter Hand; ihnen ward sein Name fast zum Symbol aller Negation des Höchsten und Edelsten, was der Mensch zu schätzen hat: der Wahrhaftigkeit in Absicht und Mitteln, wie in Gesinnung, ja des Heiligsten, nämlich Religion und Christenthum. Nun ist es mein Zweck hier nicht, eine Apologie Voltaire's zu liefern; auch ist er erst vor kurzem von Varnhagen von Ense, in dem so anziehenden, im Ganzen nicht eben zu Voltaire's Ruhm dienenden Aufsatze: „Voltaire in Frankfurt am Main 1753", an einem Orte also, wo der Verfasser ein Recht, oder sage ich lieber die Pflicht hatte, ein Gleichgewicht des Urtheils herzustellen — in Ansehung desselben in Schutz genommen worden: „weil der berühmte Mann heutiges Tages in Deutschland doch nur selten gehörig erkannt und gewürdigt würde . . .", daher müsse er gleich im Beginn Voltaire's sonstigen „hohen Menschen- und Geisteswerth" wahren. Ich verweise auf die schöne Stelle in ihrem Zusammenhange; man wird mir beistimmen, daß der Verfasser, außer einem Akte der Gerechtigkeit, einen feinen Takt in Hinsicht des großen Königs selbst, gegen den Voltaire sich verging, an den Tag legte. Ein König und Weiser, wie Friedrich, konnte sich nicht von Jugend auf, mit geringer Unterbrechung, der Verehrung und Freundschaft zu einem Manne hingeben, welcher nicht „im Großen und Allgemeinen edel und wohlgesinnt, von reiner Gluth für die Menschheit erfüllt und stets beeifert war, deren Gedeihen und Fortschritt auch mit eigener Gefahr und Aufopferung zu fördern . . ." Ludwig Wachler, dessen Handbuch der Literaturgeschichte, bei allen Mängeln im Einzelnen, immer doch das geschmackvollste Werk dieser Gattung in Deutschland bleibt, der aber bei den beredten, Voltaire's Charakteristik gewidmeten Seiten im Ganzen dessen sittlichen Werth nur zu tief unter den ästhetischen und artistischen zu setzen geneigt ist — Wachler also spricht Voltaire in einer Hauptrichtung seiner schriftstellerischen Laufbahn, der G e s c h i c h t e nämlich, „d a s anerkannte große Verdienst zu, daß er sie zur Sittenschule der Menschheit erhob und auf ihren wichtigsten Beruf hinwies, die innere gesellschaftliche Entwickelung und die lehrreiche Eigenthümlichkeit einzelner Zeitalter, Staaten und Völker in Thatsachen zu vergegenwärtigen. Dieser durch Voltaire herrschend gewordene pragmatisch-ethische Gesichtspunkt bei historischen Arbeiten ist", setzt Wachler hinzu, „ein dankenswerthes und in seinen Früchten verherrlichtes Vermächtniß an die Nachwelt." Auch Schlosser kann nicht umhin (in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts), Voltaire's Bedeutung für die Geschichte, ihr Studium und ihre Darstellung hervorzuheben, „so ungern das auch die Männer vom Fach anerkennen"; und obschon, nach Schlosser, die eigentliche Geschichte Niemand bei Voltaire suchen werde (er nennt ihn sogar einen Sophisten in der Geschichte), denn er gehe mit den Thatsachen um, wie mit den Menschen . . ., so lehre er doch, wie man die Thatsachen behandeln solle, damit das Leben der Gegenwart durch Kunde der Vorzeit wirklich beleuchtet werde, und damit wenigstens d i e W a h r h e i t u n d K ü h n h e i t d e r G e s c h i c h t e den Armen und Gedrückten gegen die Reichen und Uebermächtigen beistehe." Ich frage aber, ob eine solche Reform der Geschichte möglich war durch bloßen esprit, Witz und Talent — ob nicht vielmehr große, neue Gesichtspunkte dabei schaffend im Hintergrunde liegen (und auf diese kömmt es doch hauptsächlich an, nicht auf die Anwendung im Einzelnen), und ob solche große Gesichtspunkte sich ohne inneren Zusammenhang mit einer im Grunde sittlichen Begeisterung und Idee denken lassen, welche den, wenn auch oft verhüllten und entstellten Kern des Individuums ausmachen? . . . An diesen halten wir uns, und die angeführten Urtheile zweier berühmten Historiker sollen uns als Anknüpfung dienen, um von Voltaire's Verhältniß zu einem einzelnen Zweige der Literatur, der historischen meine ich, zu der Literatur im Allgemeinen überzugehen, um die G e s i c h t s p u n k t e kennen zu lernen, aus denen Voltaire die Literatur im Ganzen und Großen, als Philosoph oder Geschichtschreiber der Literatur überhaupt betrachtete. Das Feld ist freilich allzu groß und reich, und wir werden uns darauf beschränken müssen, im Vorübergehen einige Blumen und Blüthen zu pflücken.

Man wird nicht erwarten, daß Voltaire mit Willen und Bewußtseyn eine Geschichte der Literatur oder auch nur Beiträge dazu verfaßt habe; diese Wissenschaft, im heutigen Sinne des Wortes, war damals noch nicht vorhanden, wenn man die meist geistlosen Nomenklaturen von Autoren und Büchern, das Kleben an der bloßen Aeußerlichkeit, dem Mechanismus der Literatur, des Bücherwesens, mit jenem Namen nicht bezeichnen mag. Es verhält sich indeß damit, wie etwa mit der unserem Gegenstande verwandten Aesthetik: lange bevor dieser Name erfunden und zur Bezeichnung eines besonderen Zweiges der Literatur wurde, wurde von geistvollen Philosophen Aesthetik getrieben und gelehrt. Die Wissenschaften entstehen und werden lebendig zuerst in Ideen und einzelnen Anwendungen, ehe diese zur Allgemeinheit des Bewußtseyns erhoben werden und die entsprechende Gestalt gewinnen. So hier. Ohne daß Voltaire es jemals auf eine eigentliche Geschichte der Literatur absah, dürften sich vor ihm Niemand und nach ihm Wenige in dem Maße und Umfang mit der Literatur und ihrer Geschichte beschäftigt haben — aus allen den verschiedenen Gesichtspunkten, welche der Gegenstand zuläßt und aus deren Combination erst der Begriff der Literaturwissenschaft-Geschichte erschöpft wird: als ästhetische Kritik, bald aus allgemeinen Prinzipien, bald als Analyse des Einzelnen und als Charakterzeichnung; als historisch-literarische Kritik, angewandt auf das Leben der Schriftsteller, auf die geschichtlichen Verhältnisse ihrer Werke; und dies Alles nicht auf einzelne Zweige und Epochen der Literatur beschränkt, nein auf die gesammte Literatur der verschiedensten Zeiten und Länder; welche reiche, fast unerschöpfliche Fundgrube bieten in dieser Beziehung Voltaire's sämmtliche Werke dar, in einer Universalität, wie sie gewiß Niemand vor ihm zeigt und in späterer Zeit unter den Deutschen nur etwa A. W. Schlegel. Ich muß mich begnügen, diejenigen von Voltaire's Schriften, welche sich hier zunächst darbieten, zu nennen, wie etwa, um eine chronologische Folge zu beobachten: der Essai sur la poésie épique (1726); die Lettres philosophiques (1733), welche später dem Dictionnaire philosophique, so reich an literarhistorischem Material, (1760) stückweise einverleibt wurden; le Temple du Goût (1732); die Remarques sur les Pensées de Pascal (1738); Vie de Molière (1739); vor Allem das Siècle de Louis XIV. (1752), und der auch für Geschichte überhaupt Epoche machende Essai sur les moeurs, Lettres sur Rabelais (1766) und vieles Andere. Die Rückblicke auf die Geschichte der Literatur gehen überhaupt in Voltaire's Schriften (ich nehme natürlich die eigentlichen Schöpfungen seines poetischen und rhetorischen Genies aus) so durch, daß man sich fragen darf, wie Voltaire, einmal als eminent produktiver Kopf, dann als Franzose, einer solchen beständigen Reflexion und eines solchen universellen historischen Blicks überhaupt fähig war?

Was Voltaire als Franzosen betrifft, so ist jedem von uns Goethe's Urtheil über ihn in Erinnerung (W. XXXVI, 207), wonach in jenem wunderbaren Individuum sämmtliche Verdienste seiner Nation sich aussprechen sollen; wie in Ludwig XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, so entstand, sagt Goethe, in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller. Bei dieser Gelegenheit zählt Goethe in Art eines Wörterbuchs in zehn Zeilen alle die Eigenschaften her, welche man von einem geistvollen Manne fordere, Eigenschaften von Geistesäußerungen, heißt es dort, von welchen man Voltaire vielleicht nur die erste und die letzte: die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen könne. Goethe hat dort, vielleicht absichtlich, das französische Esprit vermieden, dessen ausführliche Zergliederung ungefähr auf die große Mehrzahl jener Eigenschaften und Mängel eines eminent französischen Schriftstellers hinauskommen möchte. Allein damit scheint uns Voltaire's Charakteristik als Schriftsteller noch nicht erschöpft und insofern völlig gerecht: und wenn es wahr ist, daß Voltaire gleichsam den Archetyp des französischen Geistes darstellt, so hat er damit sich über das G e w ö h n l i c h e der französischen Schriftsteller erhoben und steht unter ihnen wie eine Ausnahme von der Regel da. Dahin gehört namentlich jener freie, unbefangene, nach Universalität strebende

Blick, welcher unter den französischen Schriftstellern, selbst heutiger Zeit, immer selten ist, wenn sie nicht, wie Guizot, die Schule deutscher Wissenschaft und Bildung durchgemacht haben. Wie beschränkt und einseitig, und durch seine Einseitigkeiten manchmal lächerlich, ist gegen Voltaire sein jüngerer Zeitgenosse Laharpe, vordem der gepriesene Literator und ästhetische Literaturhistoriker Frankreichs! Man kennt übrigens Voltaire's innere Verachtung gegen seine Landsleute im Ganzen, welche er dann mit dem den Franzosen so verhaßten Namen: le pays des Welches bezeichnete. Niemand aber wird im Allgemeinen bezweifeln, daß wahre Genialität, wie echte Humanität, stark genug sind, um die Schranken der Nationalität zu durchbrechen und auf den Standpunkt der Menschheit zu erheben; wenn auch die Völker so häufig geneigt sind, jene Schranke, jenen Partikularismus selbst als eine Tugend zu preisen und die Erhebung darüber zum Verrathe an der Sache des Volkes zu stempeln. Jede Nation, auch die deutsche, hat ihre Beispiele aufzuweisen.

Bei Voltaire kommt aber noch die Epoche seiner Geburt und Jugendzeit hinzu, welche ihm den Sinn für Geschichte, wie überhaupt, so namentlich in der Poesie und Literatur weckte, freilich aber auch zu einer vollkommenen Freiheit in dieser Hinsicht bei ihm niemals recht kommen ließ. Wenn es erlaubt ist, eine Parallele zwischen Voltaire und unserem Goethe zu ziehen (und ich glaube, daß dem Ruhme unseres großen Dichters dadurch nicht zu nahe getreten wird; ich habe wenigstens Franzosen, wenn sie von Goethe einen Begriff geben wollten, ihn le Voltaire de l'Allemagne nennen hören): wie viel glücklicher ist Goethe gegen Voltaire! Goethe wurde geboren, um auf einem fast jungfräulichen Boden die reichste Aerndte zu schneiden; Alles war noch zu thun; während Voltaire zu den Epigonen eines vorübergegangenen großen Zeitalters gehörte, welches mächtig auf seinem Geiste lastete. War auch seinem originellen, vielgestaltigen, viel beweglichen Geiste immer eine reiche Laufbahn vorbehalten — seine Bildung ward durch die übernommene Erbschaft des Zeitalters Ludwig's XIV. von früh auf unverrückt bestimmt; und wie ein literarischer Janus war er mit einem Gesichte beständig nach der hinter ihm liegenden großen Schule und mit dem anderen nach der Welt der Ideen in der Zukunft hingewandt. Das große Jahrhundert wurde und blieb seine literarische Heimat, sein Vorbild. Hierher kehrte er immer wieder zurück, wenn er in die Literatur der verschiedensten Zeiten und Völker Ausflüge machte; von diesem Punkte aus fällt helles Licht auf die Vergangenheit, während sich seinem Geiste das Mittelalter aus einer tiefen Nacht langsam dämmernd dem Tage entgegenwindet, welcher mit Corneille bei den Franzosen beginnt, bei den Italiänern freilich, das giebt Voltaire gern zu, viel früher. Eben so erblickt er nun aber auch in dem Zeitalter, dem er selbst angehörte, nur die immer mattere Abendröthe eines glanzvollen Tages; er klagt so oft über den Verfall des guten, edlen Geschmacks, der Sprache, zuweilen spricht er sogar von einer drohenden Rückkehr zur Barbarei; und doch trug wieder Niemand mehr dazu bei, eine ganz neue Aera in Sachen der Poesie und des Geschmacks in der Literatur herbeizuführen. Voltaire, scheint es, war sich nicht klar genug darüber, daß das klassische Jahrhundert Ludwig's XIV. sein Pathos in Vers und Prosa und in der ganzen Sprache nicht als eine bloße äußere Form an sich trug, die man ablegen und wieder anlegen konnte; daß diese Form den Geist des Jahrhunderts zu ihrer Voraussetzung hatte, welcher sich, nach der Bemerkung Villemain's, in den drei großen Ideen: der Monarchie, der (katholischen) Religion und des Alterthums, aussprach: Ideen, gegen welche Voltaire und sein Jahrhundert mehr oder weniger bewußt ankämpften. Eine Ahnung dieses Zusammenhangs spricht Voltaire unter Anderem einmal in der Bemerkung aus, daß es kein modernes Epos gebe — weil der Glaube nicht mehr lebendig sey. Dies Alles sey hier indeß nur deshalb angeführt, zu verdeutlichen, daß und warum Voltaire die Vorbilder des Dichters und Schriftstellers seiner Zeit, der Form nach, hinter sich in der Vergangenheit suchte, daß er mithin von Haus eine wesentliche Befähigung zur Geschichte der Literatur, nach ihrer Entwickelung, in ihren mannigfaltigen Formen, gehabt hat. So sehen wir, daß Voltaire den Plan seines Lieblingswerks im geschichtlichen Fache, des Siècle de Louis XIV., noch während Ludwig's XIV. Lebzeiten, als funfzehnjähriger Jüngling, angefeuert durch die Schilderungen des Herrn von Caumartin, entwirft, diesen Plan nachher viele Jahre mit sich herumträgt, die Materialien sammelt, sichtet, ordnet, aber erst gegen sein sechzigstes Jahr (1751), als Gast Friedrich's des Großen, in Sanssouci vollendet und herausgiebt. Dieses Werk ist gewissermaßen Voltaire's wahres Epos; es ist wenigstens durchweg ernst gehalten, von Patriotismus durchdrungen; denjenigen Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen und religiösen Lebens, von denen er sich sonst abwendet oder die er bekämpft, weiß er hier eine Seite abzugewinnen, wodurch sie wenigstens als Zierrath zu dem Monument, das er dem „großen Jahrhundert" gesetzt, dienen können. (Fortsetzung folgt.)

England.

Von dem großen Nutzen der Oeffentlichkeit und ihren möglichen Nachtheilen.

Nach Jeremy Bentham.

(Schluß.)

III. Gegenstände, bei welchen die Oeffentlichkeit zur Anwendung kömmt.

Von dem, was in der Versammlung vorgeht, gehört vor das Forum der Oeffentlichkeit:

1) der Inhalt jeder Vorlage;
2) die Substanz der Reden und Argumente pro und contra;
3) der über jede Vorlage gefaßte Beschluß;
4) die Zahl der Stimmen auf beiden Seiten;
5) die Namen der Abstimmenden;
6) die Aktenstücke, welche dem Beschluß zum Grunde liegen.

Ich halte mich bei dem Erweise, daß die Kenntniß aller dieser Punkte dem Tribunal der öffentlichen Meinung, wenn es sich ein Urtheil bilden will, nöthig sey, nicht auf. Einen einzigen Einwand, den man mir machen könnte, will ich berühren. Man könnte nämlich sagen, daß durch die Veröffentlichung der respektiven Stimmenzahlen die Maßregeln der Versammlung an ihrer Autorität verlieren könnten, und daß, im Fall einer sehr geringen Majorität, die Opposition ermuthigt werden würde.

Ich antworte, daß zwischen der ungesetzlichen und gesetzlichen Opposition zu unterscheiden ist. Die erstere läßt sich nicht voraussetzen, und die zweite ist kein Unglück.

Die erstere, sage ich, läßt sich nicht voraussetzen. Die Existenz einer — durch eine berathende Versammlung bestimmten — Regierung gründet sich eben auf die Disposition, auf die Gewohnheit, sich dem Willen der Majorität zu fügen. Eine beständige Einstimmigkeit läßt sich, da sie außer dem Reiche der Möglichkeit liegt, gar nicht erwarten, und gerade in dem Fall, wo eine Partei sich durch eine sehr geringe Majorität geschlagen sieht, wird sie, weit entfernt, aus einem solchen Ereigniß Anlaß zu einer illegalen Opposition zu entnehmen, vielmehr nur die Hoffnung zu einem nahen Erfolge schöpfen.

Wenn sich, nach einem solchen Ereigniß, eine gesetzliche Opposition bildet, so ist das kein Unglück; denn da die Vergleichung der Stimmenzahlen den einzigen Maßstab abgiebt, um die Wahrscheinlichkeit, ob die Beschlüsse gut sind oder nicht, zu ermessen, so folgt daraus, daß eine gesetzliche Opposition sich nicht besser bilden kann, als eben auf Grund dieser Wahrscheinlichkeit. Man nehme eine juristische Entscheidung! Man nehme zwei Urtheile, wovon das eine mit der kleinst-, das andere mit der größt-möglichen Majorität gesprochen wurde! Würde es nicht natürlicher seyn, gegen das erste, als gegen das zweite zu appelliren?

Allein die Nothwendigkeit der Appellation ist bei Rechtshändeln durchaus nicht von derselben Wichtigkeit, als bei Gegenständen der Gesetzgebung. Richterliche Entscheidungen betreffen nur individuelle Fälle; die Beschlüsse einer gesetzgebenden Versammlung aber regeln die Interessen einer ganzen Nation und ziehen Folgen nach sich, welche sich ohne Unterlaß erneuern.

Glaubt man, daß das Publikum sich den Beschlüssen williger unterwerfen würde, wenn man vor ihm die verschiedenen Abstimmungs-Zahlen geheim halten wollte? Es würde das ein großer Irrthum seyn. Das Publikum wird, wenn es sich zu Vermuthungen genöthigt sieht, sich aus dem Geheimniß eine Waffe gegen die Verwaltung machen; es wird sich nur allzu leicht durch falsche Berichte irre führen lassen. Eine unbedeutende Minorität wird thun, als wäre sie nahe daran, Majorität zu seyn, und es wird ihr an hundert Mitteln der List nicht fehlen, um das Publikum über ihre wahre Stärke zu täuschen.

Der amerikanische Kongreß veröffentlichte während des Unabhängigkeitskrieges, wenn ich mich nicht irre, seine sämmtlichen Beschlüsse, als einstimmig gefaßt. Seine Feinde erblickten eben in dieser Vorsichtsmaßregel nichts als das Bedürfniß, eine Spaltung zu verbergen. Dennoch wollte diese, sonst so weise Versammlung sich lieber einem solchen Verdachte aussetzen, als kund werden lassen, mit welchem Grade von Nichtübereinstimmung sie ihre Beschlüsse faßte. Allein obgleich diese Gaukelei (supercherie) in einem einzelnen Falle geglückt ist, so ist darum ihr allgemeiner Nutzen nichts weniger als erwiesen. Der Kongreß, welcher des Vertrauens seiner Konstituenten sicher seyn durfte, konnte sich der Zustimmung derselben auch für diese Kriegslist, die nur dem Feinde galt, versichert halten.

Die Namen der Abstimmenden müssen veröffentlicht werden, nicht allein damit das Publikum die Prinzipien der Deputirten und den Eifer, mit welchem sie die Sitzungen besuchen, zu beurtheilen vermöge, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Es kömmt, was den Einfluß auf die Meinung betrifft, nicht blos auf die Zahl der Stimmen an, auch die Qualität derselben ist von Bedeutung. Allen Stimmen dasselbe Gewicht zuschreiben, hieße der Dummheit denselben Einfluß wie der Weisheit einräumen und dem Verdienste seinen ganzen Lohn rauben wollen.

IV. Ausnahmen (Fälle, in denen die Oeffentlichkeit nicht zur Anwendung kömmt).

Die Oeffentlichkeit muß in allen Fällen suspendirt werden, in denen sie

1) die Entwürfe eines Feindes begünstigen,
2) ohne Noth harmlose Personen verletzen,
3) die Strafe Schuldiger zu sehr verschärfen könnte.

Man kann aus der Oeffentlichkeit kein absolutes Gesetz machen, weil sich nicht alle Verhältnisse, in denen eine Versammlung sich befinden kann, voraussehen lassen. Regeln giebt man nur für einen Zustand der Ruhe und Sicherheit, nicht für Zustände der Verwirrung und der Gefahr. Das Geheimniß ist ein Mittel für Verschwörungen; man mache es deshalb nicht zur Bedingung einer geregelten Regierung.

V. Mittel der Oeffentlichkeit.

Die Mittel der Oeffentlichkeit, die man, je nach der Natur der Versammlung und nach der Wichtigkeit der Verhandlungen, alle oder theilweise anwenden kann, sind:

1) die authentische Veröffentlichung der Verhandlungen in ihrer, sämmtliche im vorhergehenden Abschnitte aufgeführte sechs Punkte umfassenden Vollständigkeit;
2) die Verwendung von Stenographen zur Niederschreibung der Reden oder — wo es auf eine Untersuchung ankömmt — der Verhöre;
3) die Gestattung anderer, nicht authentischer Veröffentlichungen zu demselben Zwecke;
4) die Zulassung von Nicht-Mitgliedern der Versammlung zu den Sitzungen.

Die Verwendung von Stenographen ist dann unerläßlich, wenn man die Reden vollständig haben will. Allein man darf dieses Mittel, will man anders die Kosten, welche es veranlaßt, rechtfertigen, nur bei verhältnißmäßig wichtigen Debatten anwenden. In England dürfen sich bei gewöhnlichen Prozessen die Parteien desselben bedienen. In dem großen Hastingschen Prozesse hatte das Haus der Gemeinen einer- und der Angeklagte andererseits seine Stenographen. Eben so hatte das Oberhaus, in seiner richterlichen Eigenschaft, die seinigen.

Was die nicht authentischen Publicationen betrifft, so müssen sie geduldet werden, sey es, um der Nachlässigkeit oder der Untreue der besoldeten Berichterstatter zuvorzukommen, sey es, um den Verdacht zu beseitigen, daß die Berichte der Wahrheit nicht vollkommen gemäß seyen. Ein ausschließliches Privilegium aber wäre so gut, als ein Certifikat über die Verfälschung der Berichte. Außerdem kann die authentische Veröffentlichung der Debatten nur mit einer Langsamkeit geschehen, welche der Ungeduld des Publikums wenig entsprechen würde, wozu sich der weitere Nachtheil gesellt, daß in der Zwischenzeit, bis zur Veröffentlichung der echten Berichte, falsche mancherlei Schaden stiften können.

Die nicht offiziellen Zeitungen erfüllen vollkommen den Zweck, welchen es zu erreichen gilt. Ihr Erfolg hängt von der Neugier (avidité) des Publikums ab, und ihr Verdienst besteht darin, diese zu befriedigen. In England hat man einen solchen Grad der Schnelligkeit erreicht, daß Debatten, die bis Morgens drei, vier Uhr gedauert, am Morgen in sechzehn Großfoliospalten von kleinem Druck erscheinen und vor Mittag in der Hauptstadt ausgegeben werden können.

Die Zulassung des Publikums zu den Sitzungen ist ein sehr wichtiger Punkt. Allein er erheischt Erläuterungen, welche hier nicht am Orte seyn würden. Ich werde ihn abgesondert behandeln.

Der Hauptgrund für diese Zulassung besteht darin, daß sie den Berichten der Zeitungen Glauben verschafft, oder vielmehr, daß sie die wesentliche Bedingung dieses Glaubens ist. Wäre das Publikum ausgeschlossen, so würde es stets argwöhnen, daß man die Wahrheit verfälsche, oder wenigstens, daß man einen Theil derselben unterdrücke und daß in der Versammlung Dinge vorgehen, von denen ihm keine Kenntniß wird. Allein auch abgesehen von dieser Garantie, kann es den Mitgliedern der Versammlung nur vortheilhaft seyn, unparteiische Zeugen zu Zuhörern zu haben und von einem sich täglich erneuernden Theile des Publikums beurtheilt zu werden. Die Anwesenheit von solchen Zuhörern ist zugleich ein mächtiges Motiv des Wetteifers und ein heilsamer Zügel für die Leidenschaften, die durch die Debatten erzeugt werden können. *)

VI. Zustand der Dinge in England.

Um sich von der Oeffentlichkeit, wie sie in England besteht, eine richtige Vorstellung zu machen, muß man zwei Dinge wohl unterscheiden: die Reglements und den Gebrauch.

Mit den Reglements verhält es sich, wie folgt:

1) Sie untersagen jedem Fremden, d. i. einem Jeden, der nicht Mitglied der Versammlung ist, bei Strafe unmittelbarer Haft den Zutritt. Selbst die Einführung durch ein Mitglied macht weder eine Ausnahme, noch befreit sie von der Strafe. Dieses, im J. 1650 während der stürmischen Zeiten der bürgerlichen Kriege ergangene Verbot ward siebenmal unter Umständen, wo weder dieser, noch irgend ein anderer Entschuldigungsgrund vorlag, erneuert. **)

2) Sie verbieten sowohl den Fremden, als auch den Mitgliedern, irgend etwas, was in der Versammlung vorgegangen, zu erzählen und irgend etwas darüber, ohne Autorisation der Versammlung, zu veröffentlichen.

Diese Bestimmung, welche sich aus dem Anfang des Bürgerkrieges herschreibt, ist gar dreizehn und zum letzten Mal in einer Verordnung vom J. 1738, in welcher die Leidenschaftlichkeit ihren Gipfel erreicht zu haben scheint, erneuert worden. Nicht der hochmüthigste Despot kann in einem Tone reden, wie diese, aus dem Volke hervorgegangene Versammlung.

3) Mit dem J. 1722 hat man von Seiten des Hauses der Gemeinen die sogenannten vota zu veröffentlichen angefangen. Es ist dies eine Art trocknen mageren farblosen Protokolls, worin die Förmlichkeiten, die Motionen und Beschlüsse und, im Fall einer Abstimmung, die Stimmen Für und Wider verzeichnet sind. Der eigentlichen Debatte geschieht keine Erwähnung.

Vor der angegebenen Epoche geschah diese Veröffentlichung nur unregelmäßig.

Diese vota nun, wie sie am Ende des Jahres gesammelt und in Begleitung einer Unmasse von Gesetzen und Privat-Aktenstücken wieder publizirt werden, bilden das sogenannte Journal des Hauses. Von diesem Journal, welches nicht in den Buchhandel kömmt, erhält jedes Mitglied ein Exemplar.

4) Was dem Publikum am wichtigsten seyn muß, ist, die Gesetzesvorschläge, ehe das Parlament über sie entschieden, kennen zu lernen. Die Gesetzesvorschläge, bills genannt, werden jedoch nicht in Kraft einer allgemein gültigen Bestimmung gedruckt, sondern wenn, wie es häufig geschieht, der Druck angeordnet wird, so geschieht dies in Folge eines speziellen Beschlusses und zum alleinigen Gebrauche der Mitglieder, so daß von solchen Bills Niemand, der sich nicht einen der erwähnten Abdrücke zu verschaffen weiß, Kenntniß erhält.

So eigen nun aber die Erscheinung war, daß die Abgeordneten des Volks mit solchem Hochmuth sich den Blicken ihrer Kommittenten entzogen, so waren andererseits die Grundsätze wahrer Freiheit doch noch so wenig anerkannt, daß ein Verfahren, welches alle Verantwortlichkeit seitens der Mandatarien, wie allen Einfluß seitens der Nation aufheben mußte, ungerügt durchgehen konnte.

Seitdem jedoch die öffentliche Meinung ein größeres Gewicht gewonnen, und namentlich seit der Regierung Georg's III., hat sich, ungeachtet jene antipopulären Reglements gesetzlich noch immer fortbestehen, in mehreren Beziehungen ein entgegengesetzter Gebrauch geltend gemacht. Es ist ohne Zweifel traurig, daß das Beste, was England besitzt, nur bei einer beständigen Verletzung der Gesetze bestehen kann; allein man kann zugleich nicht ohne Freude bemerken, daß die Neuerungen, die allmälig aufkommen, dem allgemeinen Fortschritt dienen.

Das Unterhaus hat nachgegeben, daß bei seinen Verhandlungen ein kleiner Theil des Publikums zugegen seyn darf; 150—200 Personen ungefähr können auf einer abgesonderten Galerie Platz finden. Unglücklicherweise ist dieses Zugeständniß von sehr precairer Natur. Wenn das Haus das Recht behalten muß, in den Ausnahmsfällen, welche wir oben aufzählten, die Zuhörer auszuschließen, so dürfte doch eine einzelne Stimme nicht befugt seyn, auf die Anwendung des Reglements, das noch immer volle gesetzliche Kraft besitzt, anzutragen.

Was den Inhalt der Debatten und die Namen der Abstimmenden angeht, so geben zahlreiche Zeitungen darüber Nachricht. Auch die Veröffentlichung solcher Berichte ist ein Vergehen, aber ein glückliches Vergehen, ein Vergehen, dem England es verdankt, daß es keine Aristokratie, wie die Venedigs, geworden.

Dergleichen Veröffentlichungen hätten übrigens auf die Nachsicht, die ihnen ward, nicht rechnen dürfen, wären sie genauer gewesen. Wurde auf der Gallerie ein Fremder, mit einem Bleistift in der Hand, erblickt, sogleich erhob sich ein allgemeines Geschrei und er wurde unbarmherzig vertrieben. Heute geht die Nachsicht weiter; man duldet sogar die von den Herausgebern der öffentlichen Blätter besoldeten Stenographen.

Im Oberhause gelten im Grunde dieselben Vorschriften, aber der Ton derselben ist gemäßigter. Kein Fremder hat Zutritt (Ordre vom 5. April 1707). Die Veröffentlichung der Debatten ist nicht gestattet (Ordre vom 27. Februar 1698). Dennoch ist vom Oberhause der Anfang zu dem jetzt geltenden Gebrauch gemacht worden.

In diesem Hause herrscht eine Sitte, die einem Theil der Ansichten eine Publizität gewährt, von welcher man in dem anderen Hause kein Beispiel findet. Es ist dies die Sitte des Protestirens.

Die Proteste sind motivirte Erklärungen eines oder mehrerer Mitglieder der Minorität gegen die Beschlüsse des Hauses, und sie werden in die Protokolle der Versammlung aufgenommen. Sie werden, dem Reglement zum Trotz, gedruckt und in Umlauf gesetzt, woraus eine Absonderlichkeit entsteht, die wohl des Nachdenkens werth wäre, wenn es der Routine je einfiele, über etwas nachzudenken. Es besteht diese Absonderlichkeit darin, daß die einzigen Argumente, welche dem Publikum auf eine authentische Weise zukommen, gegen die Gesetze gerichtet sind.

Das Oberhaus läßt zwar einen Theil des Publikums zu seinen Sitzungen zu, allein es hat den Genuß dieser Gunst so unbequem wie möglich gemacht. Es giebt keine Sitzplätze. Die vordere Reihe der Zuhörer hindert alle hinteren am Sehen und Hören. Einige Mitglieder haben zu wiederholten Malen vorgeschlagen, dem zuhörenden Publikum eine größere Bequemlichkeit zu verschaffen; allein die Majorität ihrer Kollegen hat sich stets gegen einen solchen Vorschlag gesträubt, entweder in dem Glauben, daß sich in einer unbequemen Stellung eine größere Ehrfurcht manifestire, oder weil sie einen entschiedenen Abscheu vor jeder Neuerung hat. *)

---

*) Der Genfer Dumont fügt hier eine Anmerkung hinzu, in der er sich über die Nichtöffentlichkeit der schweizer Repräsentativ-Versammlungen beklagt. Er schlägt eine bedingte Oeffentlichkeit, d. i. den Zulaß von Beamten, Rechtsbeflissenen, durchgefallenen Wahlkandidaten, denen zur Majorität nur wenige Stimmen gefehlt haben, u. s. w. vor. Wir haben geglaubt, diese Note, ohne unsere Leser zu beeinträchtigen, weglassen zu dürfen.

**) 26. Februar 1668, 31. November 1682, 2. April 1690, 31. Oktober 1705, 13. November 1705, 26. Januar 1700, 16. März 1719.

*) Nach der Charte von 1814 waren die Sitzungen der französischen Pairs-Kammer geheim — eine Bestimmung, welche in der Charte von 1830 abgeändert worden ist, dergestalt, daß die Kammer der Pairs eben so gut wie die Deputirten-Kammer ihre Berathungen öffentlich hält. Was die Charte von 1814 mit dem Geheimniß bezweckte, welches sie für die Sitzungen der Pairs-Kammer vorschrieb, ist in der That kaum abzusehen, da den Pairs die Oeffentlichkeit eher mehr, denn weniger noth thut, als den Mitgliedern der Wahl-Kammer. Wir wollen von den Gründen, die für die Oeffentlichkeit der Sitzungen einer Pairs-Kammer sprechen, nur Einen anführen, nämlich: Wenn man eine Pairs-Kammer als eine vorzugsweise monarchische Institution, als ein Bollwerk des Königthums gegen das Uebertreten des demokratischen Stromes betrachtet, so ist es geradezu widersinnig, die Operationen einer solchen Körperschaft in Dunkel zu hüllen. Denn ist es nicht widersinnig, daß, während man diejenigen, in denen man mögliche Gegner der monarchischen Institutionen oder wenigstens zu weit gehende Freunde der Demokratie sieht, offen diskutiren läßt, man die geborenen, die erklärten Freunde der Monarchie zu geheimen Berathungen nöthigt? Heißt das nicht gewissermaßen zu verstehen geben, ihre Sache sey zu schwach, um den Augen der Nation preisgegeben zu werden, und — um die Individuen vor der allgemeinen Mißstimmung zu schützen — müsse man sie im Geheimen ihre Stimmen abgeben lassen? (Anmerkung des Herausgebers, Etienne Dumont.)

Slawische, ungarische und italiänische Soldaten in der österreichischen Armee.

Fr. Fenner von Fennenberg sagt in seiner Schrift „Oesterreich und seine Armee" (Leipzig), die in vieler Hinsicht ausgezeichnet zu nennen ist, über die Nationalitäten folgendes hierher Gehörende:

„Die slawische Nation (Böhmen, Polen, Slowaken, Kroaten, Illyrier, Serbier und ein Theil der Bewohner Dalmatiens) bildet den größeren Theil der aus den verschiedenartigsten Nationalitäten zusammengesetzten österreichischen Armee. Der Slawe ist meist von Mittelgröße, stark und kräftig gebaut, von Charakter störrisch, unlenksam und falsch, und diese seine Eigenschaften entwickeln sich unter dem Drucke des ihm verhaßten deutschen Joches in immer höherem Grade. So eng und fest die Slawen unter sich zusammenhalten, eben so streng sondern sie sich von den fremden Nationalitäten ab, und in Regimentern, die, wie die mährischen und deutsch-böhmischen, aus beiden Nationen (der deutschen und böhmischen) zusammengesetzt sind, zeigt sich diese strenge Absonderung und Abneigung gegen Alles, was nicht ihre Sprache spricht, am entschiedensten; blutiger Raufhändel, die unter Deutschen und Böhmen am häufigsten vorkommen, gar nicht zu gedenken."

Die Ausbildung des slawischen Rekruten nennt Fenner eine der schwierigsten Aufgaben, fügt aber hinzu, daß ein großer Theil der Schwierigkeit darin liegt: weil meist von sämmtlichen Compagnie-Offizieren keiner die Sprache der Slawen versteht, wennschon es in allen Militair-Schulen ausgemachte Sache ist, daß der slawische Soldat „begriffstötzig" sey, d. h. daß er schwer auffasse. Den „harten Kopf" gestehen auch vorurtheilsfreie Russen von sich ein.

„Der Slawe liebt", sagt Fenner, „die österreichische Herrschaft so wenig wie der Italiäner und der Ungar, und demzufolge auch den deutschen Offizier nicht, der ihn nicht selten seine Nationalität entgelten läßt, abgesehen davon, daß er die wenigen Deutschen, die sich in solchen Regimentern befinden, beinahe stets bevorzugt, ein Umstand, der wohl weniger durch angeborene Abneigung des Deutschen gegen den Slawen, als aus der schon vorerwähnten Sprachunkunde entstehen mag, welche letztere ihn natürlich dem Deutschen näher stellt. Daß dies die Abneigung des Slawen nur noch vermehrt, ist eine natürliche Folge; daher sind auch Strafen wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit bei slawischen, italiänischen und ungarischen Regimentern weit häufiger an der Tagesordnung. Der Slawe, der weit mehr Nationalgefühl in sich trägt, als der Deutsche, sieht sich mit entschiedener Abneigung und Widerwillen in Gegenden versetzt, wie Italien, wo man seine Sprache kaum dem Namen nach kennt, und wo das Klima, Sitten und Gebräuche des Landes den ihm angeborenen Gewohnheiten gerade entgegengesetzt sind. Das nationale Bewußtseyn tritt nicht selten kräftig zum Vorschein."

„Der ungarische Soldat ist stolz auf seine Nation, seine Abkunft und seine physischen Eigenschaften. Er ist im Durchschnitt groß und kräftig gebaut, hat schöne Formen, die durch die Art seiner Adjustirung weit besser und vortheilhafter hervorgehoben werden. Auch er ist, wie der Slawe, äußerst widerspenstig und hartnäckig, vorzüglich dem deutschen oder ausländischen Offizier gegenüber, und Subordinations-Vergehen kommen bei ihm am häufigsten vor. Körperstrafen werden leider weit mehr bei ungarischen Regimentern angewendet, obgleich sie nur von geringer moralischer Wirkung sind."

„Der italiänische Soldat ist ausnehmend gewandt und abrichtbar; seine Abrichtung erfordert unendlich weniger Zeit, als die der Rekruten anderer Länder, und er besitzt wirklich eine merkwürdige Gewandtheit, sich die Sprache des Landes, in dem er sich befindet, anzueignen." Im Uebrigen nennt Fenner die Italiäner mißtrauisch und verschlossen gegen den deutschen Vorgesetzten, aber gegen den Offizier seiner eigenen Nation legt derselbe entschiedene Abneigung an den Tag. Die bei den Regimentern italiänischer Zunge am häufigsten vorkommenden Vergehen sind Raufhändel und im Jähzorn begangene Subordinationsfehler.

Noch gar Manches ließe sich in ethnographischer Beziehung aus Fenner's Schrift anführen, allein ich ziehe vor, die Leser des Magazins auf die eigene Lektüre derselben hinzuweisen. Dergleichen Bücher halte ich für wahrhafte Bereicherungen der Literatur, weil sie volle Griffe hinein ins frische, praktische Leben gethan haben und nicht jener Büchergattung angehören, die uns eben nur Blicke in die theoretische Ausbildung der Verfasser thun läßt, wovon unsere deutsche Literatur so unendlich überfüllt erscheint. Ed. Pelz.

Mannigfaltiges.

— Friedr. List, Deutschland und Frankreich. Herr Henri Richelot, der Verfasser eines Buches über den deutschen Zoll-Verein, theilt in der Revue Nouvelle (vom 1. Juni d. J.) eine Uebersetzung der letzten Arbeit Friedrich List's, seiner durch die Augsburger Allg. Zeitung veröffentlichten Denkschrift „über die Vortheile und Bedingungen einer Allianz zwischen England und Deutschland", mit. Herr Richelot läßt dabei dem thätigen Geiste, so wie der patriotischen Gesinnung des Verstorbenen, volle Gerechtigkeit zu Theil werden und sagt unter Anderem: „Das Schicksal List's würde ein ganz anderes gewesen seyn, wenn er in England zur Welt gekommen wäre und seinem Vaterlande in gleicher Weise gedient hätte. England würde ihn mit Ehren überschüttet und zu den ersten Würden des Staates befördert haben. Deutschland behandelt seine verdienstvollen Söhne nicht so; es behält vielmehr alle seine freigebige Anerkennung den Künstlern vor, die es amüsiren, während es die Männer sterben läßt, die es aufklären und geistig emanzipiren. Sollte aber einmal das politisch wiedergeborene deutsche Volk einen Ruhmestempel, eine Walhalla, dem Andenken derjenigen errichten, die an seiner Wiedergeburt gearbeitet haben, dann wird es an die Schwelle desselben eine Ehrensäule für Friedrich List hinstellen müssen." Natürlich kann jedoch der französische Apologet List's die Hinneigung desselben zur englischen Allianz nicht begreifen, und zwar um so weniger, als dieser in seinem Werke über National-Oekonomie gerade gegen England mit entschiedener Polemik aufgetreten. Was List in seiner Denkschrift über die Nothwendigkeit der Wahrung Deutschlands gegen seine Nachbarn im Osten und Westen sagt, das will unser Franzose nur in Bezug auf erstere als richtig gelten lassen, während er dagegen zur Widerlegung der Besorgnisse, die jetzt noch immer in Deutschland hinsichtlich französischer Eroberungsgelüste herrschen, Folgendes bemerkt: „Möge List immerhin den Franzosen gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten absprechen, die sie bisher nicht mit Glanz an den Tag gelegt, die sie jedoch unter der Herrschaft der constitutionellen Freiheit erlangen müssen und auch täglich mehr sich aneignen, — hieraus wollen wir ihm keinen Vorwurf machen; nicht zu entschuldigen ist es jedoch in unseren Augen, wenn er in den heutigen Franzosen ein von militairischem Ruhm bewegtes Volk, in ihren Institutionen einen Mechanismus für den Krieg, in den Kämpfen, die sie den Arabern Afrika's liefern, eine Vorbereitung der Eroberung des europäischen Kontinents erblickt. Diese irrthümlichen Ansichten, welche wir bei einem Schriftsteller, dessen Autorität jenseits des Rheins sehr groß ist, um so lebhafter bedauern, lassen sich nur durch Jugend-Eindrücke erklären, die von den kriegerischen Demonstrationen des Jahres 1840 neu aufgefrischt worden. Niemand denkt in Frankreich daran, die Epopöe der Kaiserzeit wieder zu beginnen; alle Gedanken sind hier auf die Entwickelung der öffentlichen Freiheiten und des allgemeinen Wohlseyns gerichtet; ein Krieg am Rhein wird hier als ein heilloser Krieg angesehen, und einer der Vortheile, den man in dem Besitze von Algerien erblickt, besteht darin, daß er eine Bürgschaft des europäischen Friedens sey, indem er dem militairischen Ruhme und der Thätigkeit des Soldaten ein besseres Feld eröffnet. Frankreich hat keinen Grund mehr, die Rheingränze zu begehren, sobald es von der friedfertigen und freundschaftlichen Gesinnung Deutschlands sich überzeugt hält; und da es selbst nur Sympathie für die Entwickelung der deutschen Freiheiten empfindet, da es voller Achtung für die Unabhängigkeit seines Nachbarlandes ist, dessen Fortschritte ihm in keiner Hinsicht unangenehm sind, so darf es wohl auch auf jene Gesinnung unbedingt zählen."

— Audin über die Reformation in England. Derselbe Herr Audin, von dem die Franzosen bereits eine Geschichte der deutschen und der schweizer Reformation (die Lebensbeschreibungen Luther's und Calvin's), in einem streng katholischen Geiste aufgefaßt, besitzen, hat jetzt auch eine Geschichte der Reformation in England unter Heinrich VIII. herausgegeben. *) Der Verfasser hat bei dieser neuen Arbeit die Bibliotheken von Rom, Florenz, Wien und London sehr viel benutzt. Es wird ihm auch nicht bestritten werden können, daß seine Darstellung manches Neue enthalte, doch darf man eine unparteiliche Würdigung seiner Quellen, wie wir sie bei einem Ranke, Raumer und anderen deutschen Geschichtschreibern der Reformationszeit finden, natürlich nicht von ihm erwarten. Daß die Geschichte Heinrich's VIII. mehr als Eine schwache Seite darbiete, weiß Jedermann, dem nur irgendwie dieser König und seine Zeit bekannt sind; noch existirt jedoch — obgleich die Engländer bereits mehrere Geschichtsdarstellungen in katholischem Sinne besitzen **) — keine so unbarmherzige Kritik, keine so heftige Polemik gegen den „Vertheidiger des Glaubens", als die so eben von Herrn Audin herausgegebene.

*) Histoire de Henri VIII. et du schisme d'Angleterre. Par M. Audin. Paris, Masson, 1847.

**) Außer Lingard ist jetzt auch das vor kurzem erschienene Werk von William Bernard Maccabe. „A catholic History of England" zu nennen.

Literarischer Anzeiger.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅜ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 75. Berlin, Donnerstag den 24. Juni 1847.

Polen.

Lechen und Kmiëten, oder Ritterschaft und Bauernstand in Polen.

Ein Beitrag zur Geschichte der Unfreiheit des polnischen Bauern.

Ueber das untergegangene politische Recht des Kmieten-Standes hat der Nestor polnischer Geschichte und Politik, von dem unlängst berichtet wurde, daß er mit der Herausgabe eines Werks über die Geographie Alt-Asiens beschäftigt sey *), Joachim Lelewel, in Brüssel eine kleine Schrift erscheinen lassen, welche als Fortsetzung oder Vervollständigung von zwei früheren Arbeiten dienen soll: seiner Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple und seiner Histoire de Pologne. Bald nach dem Erscheinen der ersten ward eine zweite Auflage dieser Schrift ausgegeben, was ein Beweis ist, wie sehr der Gegenstand die Aufmerksamkeit des Publikums erregt hat. Da die Schrift in polnischer Sprache verfaßt und bisher nur den Landsleuten Lelewel's zugänglich ist, wir es aber diesem Gelehrten, der am tiefsten in den Geist der Geschichte seines Landes eingedrungen, schuldig sind, nichts von dem unbeachtet zu lassen, was auf historischem Gebiete seine Feder, die nun doch wohl bald der matten Hand entfallen seyn wird, uns darbietet, so scheint hier ein näheres Eingehen auf die gedachte Schrift durchaus gerechtfertigt.

Das Land zwischen der Warthe und Weichsel, sagt Lelewel, hatte zwei durch ihre rechtliche Stellung von einander verschiedene Klassen von Bewohnern, oder zwei bürgerliche Stände: die Lechen und die Kmieten. Es ist nicht möglich, den Anfang oder die Entstehung dieses Verhältnisses anzugeben, im ganzen Slawenthum liegt über der frühesten Entwickelung des Ständewesens ein dichter Schleier; jedenfalls aber reicht die Existenz der beiden Stände bis über die Einführung des Christenthums hinaus. Alle nationale polnische, wie masowische und krakauische Ortssagen erzählen uns von ihrem Daseyn. Von den beiden Klassen wird die lechische als auf der aristokratischen Grundlage der Ungleichheit, die der Kmieten als auf der gemeinheitlichen Gleichheit beruhend dargestellt.

Der Unterschied stützte sich wohl hauptsächlich auf die verschiedenartige Natur des Bodenbesitzes und die daraus fließenden rechtlichen Verhältnisse. Die Besitzungen waren nämlich doppelter Art: freie und hörige (terra libera et illibera) oder unmittelbare und mittelbare. Wenn ein unmittelbares Besitzthum ausgedehnt war und wieder mittelbare Grundstücke umfaßte, so bildete es ein Dominium, von dem die mittelbaren abhingen. Die Besitzer der ersteren waren Lechen und bildeten die höhere Klasse; die Anderen hießen Kmieten und gehörten der niederen Klasse an. (Das polnische Recht kennt bis zum Ende herab kein Eigenthum einzelner Personen; das Eigenthum war allgemein, das eines Standes, einer Klasse; der Einzelne war nur der Besitzer. Bene natus, bene possessionatus und nicht proprietarius.)

Diese Eintheilung des Landes geschah zu Gunsten der Kmieten; denn der Besitzer freien Grundes konnte ihn in hörigen verwandeln, aber als solcher konnte er dann nicht wieder frei werden. Dies ist unbestritten schon darum, weil der Hof das Erbe der Hörigen sich nie aneignen konnte (Statuta minor. Pol. 30; vislic. 34), als auch darum, daß, wenn der Edelmann den Kmieten-Acker (półwlok) bestellte, er sich an die für diesen geltenden gesetzlichen Bestimmungen halten mußte und mithin eben so gut, wie der Kmiet, den Zehnten zu entrichten hatte (ordinatio Bodzantae 1359, art. 5). Deshalb sah das Landvolk, an diese Auffassung gewöhnt, es bis in die letzte Zeit für eine Rechtsverletzung an, wenn der Hof es wagte, selbst den vakanten Kmieten-Acker dem Dominialgrunde wieder einzuverleiben. Auch heute herrscht diese Ansicht noch stellenweise. Ein Eigenthum war unbekannt, der Boden wurde nur bedingungsweise besessen; er galt in seiner Gesammtheit für das Eigenthum der Nation, von welcher dem Einzelnen der Besitz anvertraut war. Dieser Zustand der Dinge und der hervorgehobene Unterschied dauerten viele Jahrhunderte, und trotz vieler Veränderungen in der Nation, trotz der Erniedrigung des Kmietenstandes, hat er sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die unmittelbaren lechischen Besitzthümer waren groß oder klein und bildeten Dominien, Güter oder kleine persönliche Besitzungen; sie konnten ohne Ende zerstückelt werden und hingen unmittelbar von der Nation ab. Die lechische Klasse hatte deshalb sowohl reiche als arme Grundbesitzer. Man konnte durch Schenkung, Kauf und Tausch in den Besitz gelangen. Er ging auf die Kinder, namentlich auf die Söhne über. Fehlte es an Nachkommenschaft, so ging das Erbe in die allgemeine Masse über. Sonst wurde es verloren durch Verlassung, Urtheilsspruch und verschiedene andere Fälle. Wenn der Kmiet ein unmittelbares Besitzthum erwarb, trat er in die Klasse der Lechiten.

Die abhängigen Kmieten-Aecker waren klein und nur für den Nießbrauch und zur Erhaltung einer Familie berechnet; sie waren gleich, untheilbar und von den Dominien oder der Nation abhängig. Darum gab es im Kmietenstande keine Ungleichheit des Vermögens, weder Reiche, noch Arme. Der Kmieten-Acker wurde durch Theilung, auch Kauf erworben; vererbt wurde er auf den Sohn, den Schwiegersohn oder sonst einen Verwandten. Fehlte ein Erbe, so wurde er dem Ersten, der ihn verlangte, überlassen. Durch freiwillige Verlassung ging er verloren; es bestand damals allgemeine Freizügigkeit der Kmieten, jener Fall trat daher oft ein. Wer ein solches Grundstück in Besitz nahm, trat in den Stand der Kmieten. Das Slawenthum duldete die Sklaverei nicht, es wurden deshalb die im Kriege Ueberwundenen mit Aeckern versehen; auch die Gefangenen, welche das Loskaufsrecht hatten, wurden, wenn sie davon nicht Gebrauch machten, nach einigen Jahren frei und erhielten ein Kmieten-Grundstück. (Beweis dafür hauptsächlich Maurit. Strateget. XI. 5.)

Beide Stände genossen übrigens gleiche bürgerliche Rechte (jus terrae commune) und hatten dieselben Gerichtshöfe. Es bestand gar keine Absonderung. Das ganze Volk sammelte sich in dem Heiligthum des Gottes Prowe, wo ihm Recht (prawe oder prowe) gesprochen wurde. Das Rechtsprechen bestand hier, wie in dem Worte liegt, in einer Ausgleichung, Versöhnung (porównanie, unverkennbar mit prawo zusammenhängend), nicht, wie in Deutschland, auf dem Prinzip der Rache ruhend. Wie die Lechen, so erlangten auch die Kmieten die höchsten Aemter; zum Schutz des Landes waren beide Stände gleich sehr verbunden.

Es fehlte indeß nicht an Reibungen zwischen ihnen. Häufig führten sie dahin, daß die Kmieten an die Spitze der öffentlichen Gewalt und der Gesetzgebung traten. (Hujus reipublicae administratio humilibus nonnunquam et incertis cessit personis. Math.) Gewöhnlich aber erhielten sich die Lechen das Uebergewicht, den Kmieten kam es nur auf den Schutz ihrer Rechte an; Jene übten ihren Einfluß durch ihren Reichthum auf die öffentlichen Angelegenheiten aus und gewannen den Kmieten für ihre Interessen, so daß er bald in einer Art von Abhängigkeit neben ihnen stand. Es dauerte nicht lange, so hatte diese direkte Demüthigungen im Gefolge, welche die Lechiten gegen die Kmieten sich gestatteten, und nicht selten wurde durch ihre Kämpfe mit einander der polnische Boden von Blut geröthet. Diese inneren Fehden endeten gewöhnlich mit gütlicher Beilegung, und die Partieen traten dann in ihre alten Rechte zurück. Wurden sie nicht gleich von der unterliegenden Partei erlangt, so sammelte sie neue Kräfte und rang sie dem Gegner später ab. Bei diesem Hin- und Herschwanken bildete sich in manchen Ländertheilen ein dritter mittlerer Stand, der die Kmieten nun noch mehr aus ihren Rechten verdrängte. Eine andere Folge dieser Reibungen war das Entstehen gewisser Würden, die ausschließlich einer Partei angehörten, die Starostei und der Kmieten-Wiec. Die erstere, mit der obersten Leitung einer Provinz verbunden und der Ausübung des höchsten Richteramts, gehörte ausschließlich den Lechiten und war den Kmieten, die nie lüstern nach ihr waren, verhaßt; auf der anderen Seite war auch der Rath der Kmieten für die Lechiten durchaus unzugänglich. Es ist möglich, daß schon, bevor ein Lechenstand sich bildete, das Volk seinen Kmieć hatte, d. h. einen aus Kmieten gebildeten, das Land verwaltenden Rath. Der Antheil der Lechen an den öffentlichen Angelegenheiten machte die Existenz eines solchen höchsten Raths unmöglich; die gemeinsame Wirksamkeit der Stände schuf bald andere Verwaltungsformen. Im Grunde waren diese repräsentativ, ein aus Räthen gebildetes Kollegium, in dem jede Stimme, auch die untergeordneter Leute, sich geltend machen konnte. Nur hin und wieder wagte Jemand, darin seine persönlichen Interessen dem gemeinen Wohl entgegenzusetzen. In verschiedenen Zeiten versuchten Einzelne die Herstellung einer Alleinherrschaft in einer gewissen Dynastie. Man muß annehmen, daß diese Bestrebungen von den Lechen ausgingen, welche darin ein Mittel suchten, die Kmieten zu erdrücken. Jahrhunderte hindurch vernichtete der Gemeingeist diese Umtriebe. Die Ueberlieferung erwähnt keiner Dynastie von dauernder Existenz. Nach ihr führten die Pommern mit den Dänen Krieg ohne herrschende Feldherrn. Bei den Krakauern verschwand die Dynastie Krak's schon mit der zweiten Generation. Bei den Polen tauchte eine Dynastie auf, die der Leszek's und Popiel's; sie dauerte durch vier Generationen. (Was die Geschichte von den Dako-Geten oder den ältesten

*) S. Lelewel's Charakteristik in Dr. Duller's „Männer des Volks".

Slawen weiß, spricht Alles gegen das dynastische Prinzip. Die Herrschaft Borebistas, Kols ist kurz und ohne Nachfolger. Bei den späteren Slawen verschwinden Samo und Swietopulk wie Schatten. Thöricht ist die Annahme patriarchalischer Religionsform bei den Slawen; ihr ganzes Element beruhte in dem Gemeinwesen.) In den gemeinheitlichen Entwickelungen war der Monarchismus mithin lange nur eine seltene Ausnahme; er konnte nur aufkommen in der Zeit innerer Unruhen. Schritt man zur Wahl eines einzelnen Hauptes, so geschah sie höchstens für Lebenszeit unter Beilegung verschiedener Titel: als Wojewode, oder Fürst, oder Kniez, oder König, welches immer nur die Benennung eines Amts war. Die Wahl hing von den Umständen ab, entweder geschah sie durch die Reichen oder durch das ganze Volk. (Craccus omnes in concionem vocat — eligendi privatorum deferunt arbitrio. Matth.) — Die Lechiten erinnerten die Regierenden noch lange an das Recht, das sie hätten, sie, wenn sie nicht nach dem Willen des Volks regierten, zu entsetzen und zu vertreiben.

Alles, was die Sage uns aufbewahrt hat, trägt eine politische Farbe. Von Sklaverei weiß sie nichts; der Streit drehte sich blos um die Ausübung des vollen Bürgerrechtes. Die Lechen *) bemühten sich auf jede Weise, das Volk seiner Rechte zu berauben. Aber dieses leistete wackeren Widerstand und behielt an manchen Punkten des Landes ein entschiedenes Uebergewicht.

Es ist zu bemerken, daß die Epochen der Herrschaft und des Triumphs von den Kmieten nie benutzt wurden, um die Natur ihres Grundbesitzes in die des lechischen Bodens umzuwandeln, oder umgekehrt. Durch dieses Mittel wäre das lechische Element am nachdrücklichsten entkräftet worden; der Volksgeist war aber nicht dafür, eine durch Jahrhunderte ehrwürdig gewordene Ordnung zu erschüttern; auch ging durch dergleichen Veränderung die im Kmietenstande bestehende Gleichheit wahrscheinlich zu Grunde, und diese war ihm von zu großem Werthe.

Im Interesse ihrer Selbsterhaltung nahmen die Lechen ihre Zuflucht zu dem Mittel einer erblichen Monarchie. Die Dynastie Leszek lähmte die Thätigkeit des Volks und gab den Lechen die Mittel zur Unterdrückung desselben in die Hand. Die Wojewoden, Fürsten und Könige erkannten die Oberhoheit Popiel's an, den sie den König der Könige nannten (auch dux ducum); aber bald verletzte seine Herrschsucht, mit Nepotismus verbunden, die Vornehmen, wie das Volk von Anfang seine Regierung bedrohte. Um dem Letzteren genug zu thun, berief er aus diesem zwar Ziemowit, vertraute ihm die bewaffnete Macht an, belehnte ihn mit der Würde eines dux und machte ihn zum Wojwoden, aber dieses Mittel reichte nicht hin, die erbitterten Gemüther zu beschwichtigen. In Gnesen und Kruszwiz kam es zu einem offenen Aufstande, und am letzteren Orte ward die Dynastie aufgehoben. Nun ergriff Ziemowit, zum Könige erhoben, das Scepter, ließ sich von den Lechen anerkennen und für seine Nachkommen die Herrschaft versprechen.

Das aus den Kmieten zur Regierung gelangte Piastengeschlecht stützte sich hauptsächlich auf die Lechen, welche in der politischen Thätigkeit den ganzen Einfluß an sich rissen; den Kmieten wurde der Weg zu Würden und Aemtern immer schwerer gemacht, auf allen Punkten erlitten die Gemeinen den Druck der Lechen. Seit Ziemowit erwies auch das Christenthum sich wirksam in Bezug auf die politische Ordnung; mit dem Eintritt der römischen Civilisation und deren Fortschritt fanden auch die Lechen neue Mittel, ihr Uebergewicht zu sichern. Von der Wiedererlangung der früheren Rechte der Kmieten war nun nicht mehr die Rede. Die Könige aus dem Kmietenstande waren Könige der Lechen, und unter ihnen wurde der der König des Volks, welcher die Bedrückungen seitens der Lechen hemmte. Die große Liebe, welche Boleslaw bei den Gemeinen genoß, war die Folge davon, daß er den Raub der Volksfreiheiten weiter nicht duldete. Da bei solcher geselligen Umgestaltung der Name der Lechen immer lauter ertönte, so wurden die Volksstämme, über welche ihre Gewalt sich ausdehnte, mit dem Beinamen lechitischer belegt, die Gemeinen wurden unter dieser Benennung mitinbegriffen und auf den ganzen Landstrich zwischen Oder und Weichsel übertragen. Und da die herrschende Familie die der Polanen war, so erhielt dieses Land, wie Reußen von der reußischen Familie Rurik's, seinen Namen Polen von ihnen.

Was nun bis hierher über den Untergang der Kmietenrechte gesagt ist, könnte vielleicht als eine bloße Meinung angesehen werden, wenn zu den angeführten nicht noch eine Reihe neuer bestätigender Thatsachen träte, die mit vielen inneren Erschütterungen der Ordnung verbunden waren. Boleslaw sah auf dem Sterbebette die traurigen Ereignisse voraus, es lag zu viel Zündstoff in der aufgeregten Gesellschaft. Die fremden Kriegsgefangenen wie die Nachbarn warteten nur auf den Augenblick, der ihnen gestatten würde, die Unruhen zu ihrem Vortheil auszubeuten. Das Reich Boleslaw's endete durch einen Bürgerkrieg (Patria desolatur, seditionantur cives, dissipatione dissipatur terra (Matth. 2. 13). Noch war es den Kmieten möglich, zu den höchsten Staatswürden zu gelangen; sie hatten die Bewachung der befestigten Orte und bildeten im Kriege die leichten Regimenter; es gab noch ein Recht für beide Stände; doch war den Gemeinen schon zu viel genommen, sie waren zu vielen Plackereien ausgesetzt worden, daß sie sich nicht gegen die neue Ordnung hätten sträuben sollen; sie standen mit der Waffe in der Hand gegen die neue Doktrin und die ungewohnte Sitte auf, indem sie völlige Rückkehr zu der alten wollten. Das Christenthum wurde ausgerottet, die Geistlichkeit vertrieben, die Lechen verfolgt, selbst ihre Weiber geschändet; mit dem Besitze der Macht nahmen die Kmieten vollständige Rache an ihren Drängern.

Die obrigkeitliche Gewalt wurde den Kmieten nun zurückgewonnen, aus ihrer Mitte gingen die höchsten Beamten aller Provinzen hervor. Ueberall herrschten in dem aufgelösten Reiche Boleslaw's die Gemeinen (Se ipsos in dominium extollebant. Gallus I. 19); der Kmieć wurde wiederhergestellt und zum letzten Male der Stolz der Lechen gebrochen. Aber durch das Eindringen der Fremden, den Egoismus der Parteiführer und die neuen Institutionen des Christenthums, welche doch schon tief im Volksleben wurzelten, zehrte sich die Kraft der Gemeinen bald von selbst auf.

Als Kasimir ins Land kam, zog ihm das Volk jubelnd entgegen; er wurde der Restaurator und der Vermittler zwischen den Lechen und der Geistlichkeit einerseits und den Gemeinen andererseits. Es ward eine Uebereinkunft getroffen, und die Ruhe schien wieder hergestellt. Kasimir arbeitete eifrig für sie. Bei Plock aber wurden im J. 1042 die Kmieten so in die Enge gebracht, daß ihre Kräfte von nun an gänzlich erschöpft waren.

Seit diesem Ereigniß giebt es kein Beispiel mehr, daß irgend ein Kmiet zu einem höheren Staatsamte gekommen wäre. Diese wurden ihnen nun ganz unzugänglich. Zwar hatten sie noch einen Theil des Kriegsdienstes, auch in untergeordneten Aemtern wurden sie noch geduldet, bald aber wurden sie aus diesen ebenfalls verdrängt, und selbst die alte Sitte der Verheiratung aus einem Stande in den anderen erhielt nun ihr Ende. Das kanonische Recht mit seinen Ehe-Hindernissen wirkte vortrefflich dazu mit, jede Beziehung zwischen den Ständen zu vernichten.

Inzwischen zogen die Lechen, welche unter Boleslaw den Krieg liebgewonnen hatten, zu Unternehmungen gegen die Nachbarn aus, während die Kmieten daheim blieben und über die Veränderung ihrer Lage nachdachten. Im J. 1076 entstand eine Verschwörung, die einen neuen Bürgerkrieg zur Folge hatte. Nur nach langen Jahren gelang es den Lechen, die Gemeinen wieder zu unterwerfen; sie wurden nun wirklich dienstbar gemacht und erhielten sogar den Namen der Dienenden, so daß ihr letzter Befreiungsversuch schon als die Sklavenverschwörung in der Geschichte figurirt. Die Klassen theilten sich in Kasten, die eine Verheiratung aus einer in die andere gänzlich ausschlossen. Die Gemeinen verloren allen Antheil am Kriegsdienste, so wie an der Bewachung der Schlösser und Festungen, und wurden nur zu Dienstleistungen für die Ritterschaft verwendet. Die Erhebung des Kmieten in ein Amt ward zu einer Verletzung des Lechenstandes.

Dies ist die kurze Geschichte vom Untergang des Kmietenstandes, wie ihn die Chronisten Gallus und Matthäus darstellen. Polono-Germanus.

Frankreich.

Voltaire und sein Verhältniß zur Geschichte der Literatur.

(Fortsetzung.)

Man hat in neuerer Zeit, und selbst in Frankreich, dem Siècle de Louis XIV., gleich dem Esprit des Lois von Montesquieu, zum Tadel angerechnet, daß es zu viel in Kapitel, wie in einzelne Portionen, getheilt sey, statt daß der reichhaltige Stoff in großen und breiten Zügen sich hätte entwickeln sollen; also einen wesentlichen Mangel künstlerischer Composition; dahin gehört, daß eine Menge von einzelnen Zügen anekdotenartig vorgetragen werden, statt daß sie nur im Zusammenhange ihre ganze Wirkung üben konnten. Man wird dieses zugeben müssen, aber dabei nie vergessen, daß Voltaire hier, wie in seinen übrigen historischen Schriften, es nicht sowohl auf geschichtliche Auseinandersetzung und Entwickelung, als vielmehr blos auf historische Gemälde absah, zu welchen sein Talent am meisten sich neigte. Von Bewegung ist nicht viel die Rede; das Bild steht vor des Verfassers Seele fertig, er zeigt uns die Theile, wie sie neben einander gereiht liegen; nach dem Interesse, welches er selbst nimmt, vertheilt und stuft er die Lichter ab. Und wobei verweilt Voltaire am liebsten? was macht ihm das Zeitalter Ludwig's XIV. so werth und einzig? sind es die Eroberungen auf dem Schlachtfelde oder durch die Kabinets-Intrigue und den Verrath? sicher nicht; nach seinem Begriffe von Civilisation beweint er das Eine und verachtet das Andere. Was ihm aber über Alles geht, das ist die Verfeinerung der Sitten und Veredlung des Geschmacks durch Künste, Poesie, Beredtsamkeit und Wissenschaften; die Politik und der Krieg bilden zu diesen Bildern gewissermaßen nur die Staffage. Mit einem Wort, das Siècle de Louis XIV. ist ein Monument für die Geschichte der Kultur und Literatur; daher der Titel: Siècle, nicht Histoire. Darin liegt die Rechtfertigung für die gewählte Behandlung. Eine äußerliche Andeutung des inneren Charakters dieses Werks ist das in der ersten Ausgabe desselben noch fehlende, demselben vorangeschickte alphabetische Verzeichniß der Schriftsteller des Zeitalters Ludwig's XIV. Dieses Verzeichniß, eine gedrängte Literaturgeschichte dieses Zeitalters, erinnert durch die Kürze, Gediegenheit und das meist Schlagende der gefällten Urtheile an die kernigen Kritiker des Alterthums, welchen sich überhaupt Voltaire durch die ungesuchte Simplizität des Vortrags wie Wenige der Neueren nähert und worin er sich, was man von noch Wenigeren (so selbst von unserem Goethe nicht) sagen kann, bis ans Ende seiner Laufbahn gleich geblieben ist. Die meisten seiner Urtheile sind gleichsam normal geworden, bei einzelnen nur hat ihn persönliche Vorliebe und noch mehr Antipathie zu einseitigen und ungerechten Urtheilen verleitet, z. B. bei Lesage, dem Verfasser des Gilblas, welcher in einem seiner Lustspiele das Unglück gehabt hatte, Voltaire durch einen Calembourg auf seinen Namen zu beleidigen; wiewohl neuere Untersuchungen die Originalität des französischen Gilblas fast so weit, als Voltaire schon andeutet, reduzirt haben möchten. Wenn dieser wiederum in dem Lobe des Operndichters Quinault so weit geht, daß er ihn fast neben Racine stellt, so waltet dabei einige Opposition gegen den Erzkritiker Boileau, welcher Jenen zu tief herabgesetzt hatte. Eben so hat Voltaire das Unrecht Boileau's

*) Ihre erste Klasse nannte sich nun schon nobiles, milites famosi.

gegen Lafontaine gut zu machen gesucht. Uebrigens hat sich seit Voltaire der Kanon der Literatur des Zeitalters Ludwig's XIV. einigermaßen erweitert. Wie wichtig, lehrreich und anziehend und in ihrer Weise sogar klassisch sind die erst in neuester Zeit vollständig und authentisch herausgegeben Memoiren des Herzogs von St. Simon, welche bei Voltaire ganz übergangen sind und die in mancher Hinsicht die Ergänzung, ja das Gegenstück von dem Siècle de Louis XIV. bilden. Gefiel Voltaire sich darin, das große Jahrhundert ein wenig zu idealisiren, so werden wir durch den hier durchweg realistischen St. Simon in die Triebfeder der Handelnden eingeweiht, wodurch mancher Nimbus sich auflöst; und hat Voltaire über das Genre das Individuelle zu wenig beachtet, so hat uns St. Simon mit einer Gallerie von Bildnissen beschenkt, welche seinem Werke ein lebendig-dramatisches Interesse verleihen. Wenn es übrigens gestattet wäre, auch diejenigen Erzeugnisse der Feder, welche ursprünglich nur für einen beschränkten Kreis und gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, später aber ans Licht gezogen worden, zur Literatur des Zeitalters, dem die Verfasser angehören, zu rechnen, so dürften hier auch die Gesandtschafts-Berichte nicht übergangen werden, in welchen die französischen Diplomaten, nach dem gewiß unbestochenen Urtheile Guizot's, zuerst Ausgezeichnetes leisteten und die eine literarische Färbung an sich tragen, welche ihrer historischen Bedeutung ein literarisches Interesse hinzufügt. Aber solche Gesichtspunkte lagen Voltaire und seiner Zeit noch fern.

Um so wichtiger für die literarische Bildung und Kritik Frankreichs — und indirekt Europa's — war es, daß Voltaire, und bereits in jüngeren Jahren, den Blick seiner Landsleute nach dem Auslande, zunächst nach England, lenkte. Das Frankreich Ludwig's XIV. hatte sich vornehm von der übrigen Welt abgeschlossen, indem es sich für den Gipfel aller Kultur und Poesie nicht undeutlich ausgab; es gestand höchstens dem Süden, Italien und Spanien, das Verdienst einer Vorschule des guten Geschmacks zu, der Norden dagegen blieb ihm ein unbekanntes Land. Corneille hat den bloßen Namen Shakespeare's vielleicht nie aussprechen hören. Dadurch nun, daß Voltaire, auf seiner Flucht von der Haft in der Bastille, 1726 nach London ging und bis 1729 dort weilte, lernte er zuerst selbst eine neue Welt kennen und wurde darin der Lehrer für sein Land.

Es würde hier zu weit führen, den Einfluß der englischen Atmosphäre auf Voltaire in aller Beziehung, in Philosophie, Physik, Poesie u. s. w. auszuführen; man findet dies umständlich in Voltaire's Leben von Condorcet. Man kann indeß die Rückwirkung auf Frankreich nicht kürzer und deutlicher für uns angeben, als, wie Schlosser angedeutet hat, daß Voltaire durch seine Briefe über England (Lettres sur les Anglais, 1733), „mit französischen Augen betrachtet", dieselbe Wirkung und Bedeutung für Frankreich vor hundert Jahren hatte, als im 19. Jahrhundert das Buch der Frau von Staël über Deutschland in Bezug auf deutsche Literatur. Beidemal kam es den Schriftstellern nicht sowohl darauf an, neue Formen der Poesie oder Beredtsamkeit in ihr Vaterland zu verpflanzen, als vielmehr und hauptsächlich neue Ideen, Begriffe, Kenntnisse oder Systeme einzuführen. Von neuen Formen konnte zu Voltaire's Zeit wenigstens um so minder die Rede seyn, als es vielmehr die Engländer unter der Regierung der Königin Anna waren, welche sich der Regelmäßigkeit und Korrektheit der französischen Literatur zu nähern suchten. In allem Anderen mußte Voltaire von den größten Kontrasten betroffen werden, wenn auch im umgekehrten Verhältniß zu der Wirkung, welche nachmals Frau von Staël in Deutschland empfand. Wenn die Letztere, von dem dürren und nüchternen Sensualismus der französischen Schule sich abwendend, an dem Idealismus der damals in voller Gährung begriffenen deutschen Philosophie sich erfrischt, so hatte dagegen Voltaire das Vermächtniß der Metaphysiker des „großen Jahrhunderts", Descartes und Malebranche, gegen die Philosophie und Physik der Locke und Newton, als ein neues Evangelium, mit Begeisterung ausgetauscht und dieses seinen Landsleuten gepredigt. In Hinsicht auf Poesie glaubte er, und mit Recht, den Dichtern jener Periode, den Addison, Congreve, Witcherley, keinen Vorzug vor den Franzosen, ihren Mustern, einräumen zu dürfen; aber bei dieser Gelegenheit nannte Voltaire seinen Landsleuten und dem (französisch) gebildeten Europa zum erstenmal den Namen Shakespeare! freilich, wie einer, der sich zu diesem, von ihm gewissermaßen entdeckten Genius mehr herabließ, als erhob. Für den Augenblick war es schon von großen Folgen, daß der Gegensatz des Genies zur Regel als eine Thatsache deutlich gemacht wurde, woraus mit der Zeit der wahre und vollständige Begriff der Poesie sich entwickelte. Für Voltaire und sein Jahrhundert, insoweit er es beherrschte, blieb Racine immer der größere und größte Dichter; als daher, ihm gewissermaßen zum Trotz, unter seinen Augen eine kleine Shakespeare-Gemeine in Frankreich sich bildete, welche die große Ketzerei beging, daß sie den britischen Genius über die französischen Klassiker erhob, da bewies dieser Herold der Toleranz, daß er auf seinem Gebiete nicht minder intolerant war, wie die von ihm verfolgten Theologen in dem ihrigen, und sein Schreiben an die Académie française, voll Schimpfreden auf Shakespeare, wobei er auch das zurücknahm, was er in der Jugend rühmend anerkannt, bleibt ein Denkmal bemitleidenswerther Schwäche. Es war das Vorspiel des großen Kampfes zwischen Romantik und Klassizismus, der sich in das 19. Jahrhundert hinabzog und erst durch ein tieferes Erfassen des Wesens der Poesie — in Deutschland — für den Unbefangenen geschlichtet werden konnte. Indessen ist man doch auch von der anderen Seite zu weit gegangen, und nicht die Schlechtesten haben ernstlich vor der Shakespearomanie warnen müssen.

Ungefähr in dieselbe Zeit, als die Briefe über England, fällt das geist- und witzsprühende scherzhafte Gedicht Voltaire's: Le temple du goût, welches mit Pope's Dunciade, und zwar sehr zum Vortheil Voltaire's, verglichen worden ist. Der „Tempel des Geschmacks" ist indeß keine bloße Satire auf die in der literarischen Republik nie aussterbende Schaar der pedantischen Kommentatoren und Wortklauber, welche mit Verachtung des guten Geschmacks an den Gedanken Anderer sich abarbeiten, ohne selbst zu denken:

— Le goût n'est rien, nous avons l'habitude
De rédiger au long, de point en point
Ce qu'on pensa: mais nous ne pensons point —

sondern es ist zugleich das positive Bestreben darin herrschend, die unermeßlich anschwellende Literatur Frankreichs auf einen Kanon zurückzuführen, indem nicht blos die erschlichenen Berühmtheiten aus dem Tempel verjagt werden, sondern auch die fast unbedingt verehrten Schriftsteller sich die Kritik gefallen lassen sollen: ein gesunder Gedanke, welchen die Literatur jedes Zeitalters annehmen und grundsätzlich ausüben sollte, weil die Literatur sonst in Gefahr geriethe, in sich selbst erstickt und vergraben zu werden. Der wahre Literarhistoriker muß immer in gewisser Weise der Epitomator der Literatur seyn, wie der wahre Gelehrte der Epitomator seiner Wissenschaft. So sagt hier Voltaire: „Fast alle Bücher sind hier von der Hand der Musen verbessert und abgekürzt: Rabelais auf den achten Theil seines Werkes; der Geist Bayle's findet sich in einen engen Band zusammengedrängt.*) Der Dichter des Telemaque schneidet die Wiederholungen und das unnütze Beiwerk ab; sogar Bossuet, Lafontaine und Boileau müssen sich der Vollkommenheit unterwerfen!" .... Die letzten Namen bürgen dafür, daß Voltaire bei diesem scharfen Gericht sich nicht blos von persönlicher Abneigung leiten ließ; Rabelais etwa ausgenommen, dessen versteckten poetischen und philosophischen Werth Voltaire zu der Zeit noch nicht erkannt, da er ihn blos den „trunkenen Philosophen" nannte; ein Unrecht, das er jedoch in späteren Jahren bereute und, auf seine Weise, gut zu machen suchte, wie in dem Todtengespräch zwischen Lucian, Erasmus und Rabelais.**) Wir stimmen unserem Schlosser jedenfalls bei, wenn er sagt, daß der Tempel des Geschmacks in unseren Tagen, wo es an Dacier's und Salmasius nicht fehlt, erst recht seine Bedeutung erhalte; aber wir müssen seinen Satz auch auf die Historiker und auf die Literaturhistoriker ausdehnen, welche, statt den großen Wald der Literatur oder vielmehr des Bücherwesens mit der Art der Kritik einigermaßen zu lichten und durch bequeme Gänge genießbar zu machen, den Leser sogar in das dickste Gestrüpp und die finstersten Winkel führen, wo ihm Licht und Athem zu versagen anfängt.

Mit diesen freien Gesinnungen hängt nun Voltaire's Bestreben zusammen, den literarhistorischen Gesichtskreis überhaupt zu erweitern, von einem Volke auf das andere und auf die übrige Menschheit auszudehnen. Insofern kann man Voltaire das wichtige Verdienst beilegen, die Idee einer vergleichenden und wahrhaft universellen Geschichte der Literatur angeregt zu haben; was Goethe die „Weltliteratur" genannt hat. Es hindert nicht, daß Voltaire sich dabei von seinen festen Geschmacksregeln und selbst persönlichen Sympathieen leiten ließ: dasselbe that eben auch unser Goethe, der sich, wenn es ein Beispiel gilt, zu Jean Paul etwa gestellt hat, wie Voltaire zu Rabelais. So findet sich in Voltaire's „Rathschlägen an einen Journalisten" in klaren Worten die Maxime hingestellt: Je voudrais en fait de belles lettres, qu'on fût de tous les pays. Bei der Beurtheilung eines Stückes, räth er ferner, auf eine Vergleichung mit der übrigen neueren und älteren Literatur einzugehen, denn „es verhalte sich mit diesen Parallelen, wie mit der vergleichenden Anatomie: sie lehrt uns die Natur kennen!" Daß Voltaire nach dieser Maxime selbst verfuhr, lehrt schon ein Blick in das Sach- und Namenregister zu seinen sämmtlichen Werken, wo, freilich mit Ausnahme der Deutschen, kaum irgend ein Name von einiger Bedeutung fehlen wird. Wie gesagt, die Literatur war seine wahre Heimat. Von la Motte, dem er sonst nicht eben wohl will, adoptirte Voltaire und citirte die bekannten Verse:

Faites tous vos vers à Paris —
Et n'allez point en Allemagne!
C'est par l'étude que nous sommes,
Contemporains de tous les hommes
Et citoyens de tous les lieux.

So wie er an einem anderen Orte bekennt, daß alle seine Ansprüche auf seinen Studien beruhen: L'étude fait tous mes titres, tous mes honneurs, toute mon ambition. Selbst seine beständigen Kämpfe mit der Geistlichkeit führten ihn dahin, auf die ihm sonst ganz fremden Gebiete der Literatur, z. B. der Patristik, zu schweifen. Ein geistreicher Franzose legt Voltaire, neben seinen glänzenden Geistesgaben, den Umgang mit den Folianten zum Verdienste aus. Il avait le don des langues et des in-folio. Er weiß den Aristoteles sehr wohl von seinen Kommentatoren zu unterscheiden. Bis nach dem Orient, nach Indien und China, nach Arabien wirft er seine Blicke.

Voltaire's Verdienst um eine höhere Ansicht über Geschichte der Literatur läßt sich im Allgemeinen darauf zurückführen, daß er zuerst die Literatur als einen unentbehrlichen Bestandtheil der allgemeinen Geschichte der Menschheit, wie der einzelnen Zeiten und Völker, zu betrachten lehrte. Wie die Geschichte überhaupt, war namentlich, mit wenig Ausnahmen, die Literargeschichte Gegenstand der dürrsten und geistlosesten Erudition, besonders in Deutschland, eine Schale ohne Kern, ein Leib ohne Seele und Geist. Noch Bayle,

*) Dies scheint auf den Auszug aus Bayle's Wörterbuch durch König Friedrich den Großen nicht ohne Einfluß gewesen zu seyn.

**) Oeuvr. compl. T. XXXVI. Dialogues et entretiens philosophiques X. (Erasme): Rabelais, que vous voyez, imita le premier Brutus, qui contre-fit l'insensé pour échapper à la défiance et à la tyrannie des Tarquins. Rabelais erklärt selbst darauf die Bouffonnerie seines Stils aus der Rohheit seines Zeitalters: C'était (ma nation) un composé d'ignorance, de superstition, de bêtise, de cruauté et de plaisanterie.

entschieden der geistvollste und umsichtigste Literator vor Voltaire und in mehrerer Hinsicht sein Vorläufer, betrachtete die Literatur mehr als einen Gegenstand, um seinen Scharfsinn daran zu üben, als geeignet, die Seele zu veredeln und den Geist zu bilden. Meistens bleibt auch er am Persönlichen kleben, und ein geschichtliches Bewußtseyn im höheren Sinne kann bei ihm kaum noch durchdringen. Er lebte zu sehr in den Büchern und fast gar nicht in der Welt. Voltaire's vorzüglichstes Studium war hingegen von Anfang an der Mensch, vorzüglich als Glied und Element der Gesellschaft und als Theil des Menschheit-Ganzen; hierauf nun bezog er die Künste, Poesie und Wissenschaften. Unterrichtend sind seine Erkläeungen über die Idee und die Entstehung seines Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, welches anfangs mit dem bezeichnenden Titel eines Abrégé de l'histoire universelle (1754) herauskam, ein Buch, welches Schlosser zu den bedeutendsten Erscheinungen der historischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zählt, schon darum, weil es die erste philosophische Universalgeschichte sey, ungeachtet er (Schlosser meine ich) ein paar Seiten vorher der „Seele Voltaire's Altes fehlen läßt, wodurch die Geschichte zu einer Lehrerin der Menschheit gemacht werden kann.“ (Schluß folgt.)

Rußland.

Die russischen Dichter Jasykov und Huber.

Am 7. Januar d. J. starb zu Moskau einer der talentvollsten russischen Dichter, Nikolai Jasykov, im kaum vollendeten 40sten Jahre seines Alters. Seine ersten Gedichte, die unter den Auspizien seines vertrauten Freundes Puschkin geschrieben wurden und von denen mehrere auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind, gaben zu den schönsten Hoffnungen Anlaß, und wenn er diese in der Folge nicht ihrem ganzen Umfang nach erfüllt hat, so lag die Schuld vielleicht zum Theil an einer langwierigen Krankheit, die ihn mitten in seiner Laufbahn befiel und viele Jahre nach einander von seinem Vaterland entfernt hielt, während deren er in allen Bädern des Auslandes vergeblich Heilung suchte. Seine letzten Gedichte (Moskau 1845) tragen einen anderen Charakter an sich, als die früheren; statt wie diese von Lebenslust überzusprudeln und die Freude der Liebe und des Weins zu besingen, athmen sie ein ernstes, religiöses Gefühl, und es offenbart sich in ihnen eine gewisse patriarchalische Einfalt und Naivetät, die wie ein Anklang längst entschwundener Zeiten zu uns herüber tönt. Seine Ode auf die Enthüllung des Karamsinschen Denkmals in Ssimbirsk (stichi na objawlenie pamjatnika Karamsinu w' Simbirskje) ist an kräftigen Zügen reich, obwohl seine patriotische Begeisterung hier mitunter in orientalische Verzückung überschlägt.

Weniger ausgezeichnet als Dichter, aber wegen seiner Uebersetzung des Faust in der russischen Literatur ehrenvoll genannt, war Eduard Huber, der am 23. April in St. Petersburg mit Tode abging. Er wurde im Jahre 1815 zu Ssaratov an der Wolga geboren, wo sein Vater, der jetzige Superintendent in Moskau, Johann Samuel Huber, damals reformirter Prediger war, unter dessen Leitung er seine erste Erziehung im dortigen Gymnasium erhielt. Schon in seinem siebenten Jahre schrieb er lateinische und deutsche Verse. Zu jener Zeit war der bekannte Feßler Superintendent im Gouvernement Ssaratov, dem die ungewöhnlichen Fähigkeiten des jungen Huber auffielen und der, als er nach Petersburg berufen wurde, um den Vorsitz im protestantischen Ober-Konsistorium zu übernehmen, sich von ihm nach der Hauptstadt begleiten ließ. Hier studirte der Jüngling zuerst unter Feßler selbst und trat dann in das Institut der Wegebauten, aus dem er 1834 als Offizier entlassen wurde, mußte aber schon 1839 Krankheit halber seinen Abschied nehmen. Ein Jahr zuvor war seine Uebertragung des Faust erschienen, die als erster Versuch alle Anerkennung verdient, obwohl sie von den späteren Versionen Wrontschenko's und Strugovtschikov's übertroffen wurde; sodann gab er mehrere Originalgedichte heraus, wovon 1845 eine Sammlung erschien. Sie empfehlen sich durch schöne Sprache und edle Gedanken, leiden aber an einer krankhaften Empfindsamkeit und trüben Melancholie, die in seinem körperlichen Zustand ihren Grund hatte. Er war nämlich mit einem unheilbaren Uebel — einem organischen Fehler des Herzens — behaftet, an dem er langsam dahin siechte, bis er in seinem 32sten Jahre ins Grab sank. Huber war kein genialer Mensch, allein er besaß ein echt dichterisches Gemüth, einen gebildeten Geist, ein edles, gefühlvolles Herz, und bei aller Erbitterung, mit der sich in Rußland die literarischen Parteien befehden, vereinigten sich doch Alle im Lobe seines Charakters und in der Trauer um sein frühzeitiges Ende.

Mannigfaltiges.

— Der Landtag und die Differentialzölle. Es liegt uns ein im Buchhandel erschienenes Sendschreiben vor, das der Landtags-Abgeordnete der Provinz Pommern, Herr v. Heyden-Cartlow, über die „Einführung von Differentialzöllen zur Begünstigung jeder direkten Importation aus dem außereuropäischen Productionslande nach dem Zollverein, auf Zollvereins- oder diesen gleichgestellten Schiffen“, hat drucken lassen *), und zwar mit Rücksicht darauf, daß der Vereinigte Landtag, „der in kürzester Frist seinem Schlusse entgegen sehen kann“, nicht mehr zur Berathung der ihm in dieser Beziehung vorgelegten Petition werde gelangen können. Wir haben der letzteren bereits in diesen Blättern gedacht und dürfen voraussetzen, daß unsere Leser mit dem Gegenstande, bei welchem es sich ausschließlich um die Erfüllung des Wunsches handelt, daß der Zollverein die Segnungen, die er bereits im Lande verbreitet hat, auch über unseren bis jetzt noch so sehr verkümmerten Seehandel ausdehne, vollkommen vertraut sind. Herr v. Heyden-Cartlow sagt in dieser Beziehung: „Es schmerzt mich tief, zu sehen, daß unsere Nation auf dem Meere nichts vermag und nichts gilt, wo andere Nationen — nicht besser wie wir und nicht mehr berechtigt — so viel vermögen und so viel gelten. Das alternde England geht fortwährend verjüngt und gestärkt aus seinen Kämpfen, aus seinem Handel auf dem Meer hervor; Rußland, ja selbst Dänemark, herrschen auf der Ostsee mit Kriegsschiffen und entwickeln an unseren Küsten eine unbestrittene Macht. England legte uns, die wir seine natürlichen Bundesgenossen und seine besten Abnehmer sind, mit der Rücksichtslosigkeit des Stärkeren, unerträgliche Bedrückungen durch seine Navigations-Akte auf, und während dies Alles geschieht, beschränkt sich unsere nationale Geltung zur See, unser Antheil am Welthandel auf die provinzielle Theilnahme, welche Pommern und Preußen daran haben.“

Wie wenig aber diese provinzielle Theilnahme mit der Zunahme der Bevölkerung und des inneren Verkehrs, so wie der Landesverbesserungen überhaupt, fortgeschritten, beweist der Verf. aus einer vergleichenden Zusammenstellung, wonach die Rhederei der jetzigen Seeprovinzen Preußens seit dem Jahre 1803, was die Lastenzahl der Schiffe betrifft, um 2½ Prozent sich verminderte, während in demselben Zeitraume die Rhederei Großbritaniens um 68 pCt. und die der Vereinigten Staaten um gerade 100 pCt. gestiegen. Dieses Wachsthum der fremden Schifffahrt, während die unsrige zurückbleibt, thut uns aber nicht blos in auswärtigen, sondern auch in unseren eigenen Häfen Eintrag, wie daraus hervorgeht, daß in den Jahren 1834 bis 1836 von je hundert Schiffen, die in preußischen Häfen ein- oder ausliefen, durchschnittlich 66 unter preußischer und 34 unter ausländischer Flagge fuhren, während in den Jahren 1843—45 nur 60 der preußischen und dagegen 40 den fremden Flaggen angehörten. Eine solche Verminderung allein würde schon jede andere seefahrende Nation von der Nothwendigkeit überzeugen, daß Etwas zu Gunsten ihrer Handels-Marine und zur Beförderung des direkten Verkehrs mit überseeischen Ländern geschehen müsse; bei uns kömmt jedoch noch die andere, während der letzten 30 Jahre gemachte Erfahrung hinzu, daß unsere Rhederei nur dann etwas blühender ist, wenn die Getraidepreise hoch sind und wenn in diesem Falle das übrige Europa der Küsten der Ostsee nicht entbehren kann. Haben wir in diesem Jahre, was wir Alle hoffen und vom Himmel erbitten, eine gesegnete Aerndte, und breitet sich dieser Segen, wie zu erwarten, auch über das westliche Europa aus, dann mag unsere Rhederei im Jahre 1848 zusehen, wie sie es anstelle, daß sie nicht wieder auf den Zustand des Jahres 1836 herabsinkt — wenn ihr nicht die von Herrn v. Heyden-Cartlow beantragten Differentialzölle zu Hülfe kommen.

Der Verfasser des Sendschreibens hat es daher auch leicht, die in den „Ernsten Bedenken“ erhobenen Einwürfe gegen das Differentialzoll-System zu widerlegen, und namentlich das, was von den möglichen Retorsions-Maßregeln Englands, so wie von den Vortheilen gesagt wird, welche die Hansestädte von einem solchen Systeme zum Schaden der Zollvereins-Häfen ziehen könnten, auf seine Richtigkeit zurückzuweisen. Wir schließen mit dem, was Herr v. Heyden von der Nothwendigkeit jenes Systems, als einer von Deutschland anzuwendenden Reciprocitäts-Maßregel, sagt:

„Mein Wunsch geht dahin, daß wir andere Nationen mit dem Maße messen, womit sie uns messen, und ich stehe nicht an, diesen Wunsch in der gerechten Form einer Forderung auszusprechen und ihr den nöthigen Nachdruck durch ein einzuführendes Differentialzoll-System zu vindiziren. England und Holland sind es vornehmlich, durch deren drückende Handelspolitik wir leiden. Beide behandeln Deutschland mit Ungerechtigkeit. Beide sollen durch die vorgeschlagenen Differentialzölle in ihrem Zwischenhandel getroffen werden, aber auch nur so lange, bis sie sich entschließen, ihre Handelspolitik, uns gegenüber, in der bisherigen Form nicht länger aufrecht zu erhalten. Dann, aber auch nur dann, wäre die Bahn zu einer wahren Reciprocität gebrochen. Als England durch seine Reciprocity-bill im Jahre 1824 seine Differential-Schifffahrtsabgaben (alien-duties) den Ländern gegenüber aufhob, die von englischen Schiffen dergleichen nicht erhoben, das Verbot des indirekten Verkehrs aber bestehen ließ, würden wir wahre Reciprocität beobachtet haben, wenn wir in unserem Traktat von 1824 auch den indirekten Verkehr den englischen Schiffen verboten, im direkten Verkehr mit England aber die doppelten Hafengelder der Kabinets-Ordre von 1822 aufgegeben hätten — statt dessen hoben wir sie allgemein auf. Seit dieser Zeit versuchten wir noch einen Vertrag mit England, aber wir errangen keine gerechtere Behandlung. Wir werden sie auch nimmer erreichen, so lange wir die Rolle des Bittenden übernehmen, so lange wir nicht einen Standpunkt einnehmen, von welchem herab auch wir Konzessionen machen, Bevorzugung anbieten können, wie der Erfolg der Kabinets-Ordre von 1822 klar erwiesen hat. Dies würde der Standpunkt der Differentialzölle seyn. Sie würden in der Anwendung als Retorsions-Maßregel uns die Mittel gewähren, Zugeständnisse zu erwiedern, Gerechtigkeit zu erlangen und darum entsprechende Verträge abzuschließen.“

*) Das vom 17. Juni 1847 datirte Sendschreiben trägt den Titel „Offener Brief an meine Herren Mitstände.“ (Berlin, B. Behr's Buchhandlung.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅚ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 76. Berlin, Sonnabend den 26. Juni 1847.

Italien.

Politische Schriften aus und über Italien.

Interessante Beiträge für die Bewegungen und Zustände auf der italiänischen Halbinsel werden uns regelmäßig durch solche Schriften gegeben, welche entweder ein direktes Produkt der italiänischen Propaganda sind oder doch mit ihr sympathisiren und in genauer Verbindung zu ihr stehen. Wenn in irgend einem Lande Europa's, so wirken eben in Italien die propagandistischen Pläne der französischen Revolution stürmisch und ohne Aufhören nach; dort kämpft, von Paris und von der Schweiz aus, die Propaganda ohne Ermüdung kühn und ungestüm für die patriotischen Zwecke des Einen Italiens, und die heißblütige Natur des Südländers, gesteigert durch den politischen Druck, der auf Italien lastet, scheint sich noch immer mehr einer Propaganda mit gewaltsamen Plänen zuzuwenden, als der Idee einer ruhigen und historischen Entwickelung, wie sie in Deutschland beliebt geworden ist. Die propagandistischen Interessen Italiens finden aber auch darin eine besondere Erklärung, daß es dort ganz besonders eine fremde, ausländische Macht ist, welche durch ihre Militair- und Polizei-Maßregeln den bestehenden Zustand Italiens auf jede Art und Weise zu erhalten bemüht ist. Die bewegten Geister Italiens haben deshalb ganz vornehmlich ihren Haß gegen Oesterreich gerichtet, und wir finden diese Erbitterung in allen ihren Schriften. Einige dieser Schriften sollen das Material zu diesem Artikel geben.

Ein „anonimo Lombardo" hat in Paris „Pensieri sull' Italia" herausgegeben. Dieses in drei Theile zerfallende Buch giebt wesentliche Notizen für die Charakteristik Italiens. Besonders genau hat der „Lombardo" es natürlich mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche genommen. In dem ersten Theile sucht der Verfasser ein Totalbild von dem historischen Zustande Italiens, namentlich seit der französischen Revolution, zu entwerfen. Papst Julius II., beginnt der Verfasser rühmend, faßte den kühnen Gedanken, Italien von der Herrschaft der „Barbaren" zu befreien; aber dann schildert er uns die Apathie und die Zerrissenheit, worin Italien versank, bis auch dieses Land durch die französische Revolution erweckt wurde. Der große Krieger, Friedrich II. von Preußen, sagt der Verfasser, gab seit langer Zeit wieder zum ersten Male ein erhebendes Beispiel, indem er sein Volk unter die Waffen rief und seine Nachbarn zu einer erhöhten Thätigkeit zwang. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens war von keiner geringeren Bedeutung für den öffentlichen Geist; dann folgte die französische Revolution mit ihren Einflüssen auf Italien. Die Idee der Nationalität und der Unabhängigkeit wurde durch die Revolution auch in Italien im ganzen Volke angeregt; in den verschiedenen Städten, bisher so feindlich gegen einander gesinnt, regte sich nun derselbe Geist. Durch die französische Revolution, sagt der Verfasser, wurde das Leben in Italien wieder öffentlich; die Nationalität, die Politik, die Form der Verwaltung gewannen wieder ein öffentliches Interesse. Als Oesterreich mit Waffengewalt das italische Reich occupirte, begann nach dem Verfasser wiederum eine neue Epoche. Seit 1816 und 17 wurden eine Unzahl von Gesetzen und Patenten erlassen; es wurden außerordentliche Kommissionen eingesetzt, um zu ordnen und einzurichten, in Wahrheit aber, wie der Verf. sagt, um zu verwirren und zu verwickeln. Das Volk, gequält durch Hunger und ansteckende Krankheiten, erschüttert durch die Ereignisse, verhielt sich still; es wurde, nach dem Lombardo, Italien nur wie ein erobertes Land von Oesterreich behandelt. Es begann die Fremdherrschaft der Deutschen; Italien wurde regiert durch Soldaten und Schreiber. Die nationalen Triebe wurden unterdrückt und geschwächt. Der Verfasser entwirft ein trübes Bild von den Einflüssen der österreichischen Herrschaft auf das Volk und den Geist Italiens und zeigt uns, wie sich dann die ersten Verschwörungs-Elemente in Italien bildeten. Er schildert den Versuch von 1821; Männer von Ansehen, Männer, welche durch ganz Italien Achtung genossen, Männer, welche viel zu verlieren hatten, sagt er, nahmen Theil daran. Dann geht er über zu dem Einflusse der „heiligen Allianz" auf den Zustand Italiens und schildert, wie der große Theil des Volkes von allen öffentlichen Interessen wieder zurücksank.

Zu Anfang dieses Artikels haben wir von dem großen Einfluß einer revolutionairen Propaganda auf Italien geredet. Auch unser anonymer Lombarde ist ein entschiedener Freund einer italiänischen Revolution. Aber er ist ein Gegner der geheimen Verschwörungen und glaubt nicht mehr, wie er ausführlich darzustellen bemüht ist, an den Erfolg derselben. Leichter scheint es ihm noch, das Geheimniß einer Verschwörung zu bewahren, als dann, wenn der Augenblick des Handelns gekommen sey, das Rechte zu wirken und die Gegensätze unter den Verschworenen selbst zu vermitteln. Indem er die Bevölkerungs-Verhältnisse des lombardisch-venetianischen Königreichs charakterisirt, sucht er auch daran die Unmöglichkeit der gewöhnlichen Verschwörungspläne nachzuweisen, von denen noch stets die meisten seiner Landsleute beherrscht werden. Es fehlt hier, sagt er, indem wir seine Ansichten zusammenfassen, durchaus der Centralpunkt. Der öffentliche Geist im Volke, sagt er sogar, ist noch nicht für eine Revolution geeignet. Die Ungeduld unserer feurigen Jugendgeister, fährt er fort, ist groß geworden, aber das Unmögliche läßt sich nicht machen. Im Namen unserer Nachkommen — schließt er seinen ersten Abschnitt — Söhne Italiens, vergießt euer Blut nicht um einen billigen Preis. Dann fordert er das junge Italien auf, muthig alle Hindernisse zu überwinden, auszuharren und den Zustand Italiens und die Bedingungen seiner künftigen Existenz, seiner Nationalgröße und Unabhängigkeit, genau zu erwägen und zu untersuchen.

In dem zweiten Abschnitte seines Werkes beginnt der anonyme Lombarde nun damit, die Ansichten und Grundsätze zu entwickeln, welche zu einer nationalen Unabhängigkeit Italiens führen können. Hier geräth der Verf. auf das Gebiet der politischen Projektmacherei, für welche wir in Deutschland seit den Zeiten der Demagogie und der Kaiser- und Reichs-Phantastik so ziemlich allen Geschmack verloren haben. Schön, sagt er, ist der Gedanke des in Einen Staat mit 22 Millionen Einwohner vereinigten Italiens, eines Staates, welcher seinen Platz hätte unter den Nationen ersten Ranges, mit einer großen, mächtigen Hauptstadt; aber, setzt er hinzu, ist ein solcher Plan auch möglich? Würde man auch die Opposition im Innern, die der Fürsten und außerdem die Oesterreichs überwinden können? Würden Turin, Florenz, Neapel sich ohne Weiteres zu Städten zweiten Ranges machen lassen? Nachdem der Lombarde noch verschiedene Bedenken vorgebracht hat und ganz besonders darauf zurückgekommen ist, daß jede Unabhängigkeits-Erklärung Italiens an Oesterreich ihren entschiedensten Feind haben müsse, kommt er auf seine eigenen Projekte, die für den Charakter der Bewegung in Italien sehr bezeichnend sind.

Wir haben, sagt er, in Italien folgende unabhängige Staaten: das Königreich Sardinien, das Herzogthum Modena, das Herzogthum Parma und Piacenza, das Großherzogthum Toskana, den Kirchenstaat und das Königreich beider Sicilien, mit den Hauptstädten Turin, Modena, Parma, Florenz, Rom und Neapel. Von ihnen sind nur zwei von keiner besonderen Bedeutung, nämlich Parma und Modena. In Italien sind aber nur drei unabhängige Staaten, welche wirkliche Kraft in sich haben; sie bestehen durch ihr eigenes Gouvernement und ihre eigene Armee, unabhängig von fremdem Schutze: dies sind Piemont, Toskana und Neapel. Der Kirchenstaat hat keine eigene Kraft; er erhält sich nur durch den Schutz, welchen Oesterreich ihm gewährt, und ist unfähig, die Factionen in seinem Innern durch eigene Kraft zu unterdrücken. Die Finanzen sind ruinirt, die Miliz besteht aus Söldnern u. s. w., seine ganze Existenz ist durchaus unvereinbar mit der Unabhängigkeit Italiens. Auch Modena und Parma können nicht auf den Namen wirklicher Staaten Anspruch machen; sie sind eigentlich österreichisch. So bleiben denn nur drei Staaten: der sardinische, der toskanische und der neapolitanische. Nun käme es darauf an, meint der Verfasser, die Fürsten derselben und die Gelehrten in ihnen für den Plan eines allgemeinen Italiens zu interessiren und die Hauptstädte dafür zu gewinnen. So hätte man die Basis für einen allgemeinen Plan. Italien würde in drei unabhängige, constitutionelle Königreiche eingetheilt werden:

1) Das Königreich Ober-Italien, bestehend aus dem jetzigen Königreich Sardinien, dem lombardisch-venetianischen Königreiche und dem Herzogthum Parma. Das in Savoyen regierende Haus würde zum Throne erwählt, Turin würde die Hauptstadt des Fürsten, Mailand würde die Residenz des National-Kongresses seyn.

2) Das Königreich Central-Italien, bestehend aus dem Herzogthum Modena, dem Großherzogthum Toskana und dem Kirchenstaate bis an die Tiber, wo sie ins Mittelmeer mündet, die Stadt Rom ausgeschlossen. Das jetzt in Toskana regierende Haus würde auf den Thron Central-Italiens erhoben. Florenz würde die Residenz des Fürsten und Bologna die Residenz des National-Kongresses seyn.

3) Das Königreich Unter-Italien, bestehend aus dem jetzigen Königreiche beider Sicilien und dem Theile des Kirchenstaats bis an die Tiber. Das jetzt regierende Bourbonische Haus wäre für den Thron Unter-Italiens bestimmt; Neapel würde die Hauptstadt des Fürsten, Palermo die Residenz des National-Kongresses seyn.

4) Die freie Stadt Rom, unter dem Schutze der drei italiänischen Mächte. Rom wäre die Residenz des Papstes, eines persönlich durchaus unabhängigen Fürsten.

Es müßte ferner zwischen den drei Mächten Italiens eine Offensiv- und Defensiv-Allianz geschlossen werden, ihre Constitution müßte sich gleich seyn, durch ganz Italien müßte ein und dasselbe System gehen. Einheit des Rechts, der Verwaltung, der Münze, des Gewichtes u. s. w. wird gefordert. So würde, meint der Verfasser, Italien, obgleich es dann in drei Staaten getheilt sey, die Kraft eines einigen und einzigen Staates haben, es würde sich in seinem Innern die wahre nationale Unabhängigkeit entwickeln. Der Verfasser weiß dann noch sehr viel Vortreffliches von seinem Plane zu sagen; er meint, es wären zwei unerläßliche Nothwendigkeiten in demselben gegeben, zuerst würde man durch ihn einen inneren Krieg vermeiden, und dann würde man durch ihn die Möglichkeit bekommen, Oesterreich die Spitze bieten zu können.

Wie würde man nun aber wohl die regierenden Häuser für diesen Plan interessiren können? fragt unser Lombarde weiter. Er sucht ihnen alsdann sehr naiv die Furcht auszureden, die sie etwa vor einem Konflikte mit Oesterreich haben könnten, auch beweist er ihnen ganz haarklein, daß sie bei dem Plane sehr viel gewinnen, aber durchaus nichts verlieren könnten. Savoyen soll ja das lombardisch-venetianische Königreich, Toskana den Kirchenstaat u. s. w., Neapel ebenfalls ein hübsches Stück vom Kirchenstaate erhalten. Da werden sie doch zugreifen! Es klingt Alles unglaublich naiv! Der Lombarde sucht auf eine sehr harmlose Weise mit den bestehenden Mächten zu unterhandeln; man sieht, er kennt nicht den Grund und Boden derselben und lebt noch in einer politischen Kindheit. Die Ideen einer Constitution, meint er, können doch nicht so schrecklich und kein großes Hinderniß seyn für den Fürsten eines civilisirten Volkes. Auch auf den italiänischen Städte-Neid nimmt der Lombarde eine sehr zarte Rücksicht. Wenn in Turin z. B. der Hof residirte, so sinke Mailand doch nicht zu einer Stadt zweiten Ranges herab, denn in ihr werde sich der National-Kongreß versammeln und sie werde dadurch eine sehr große Wichtigkeit erhalten. Für die Verbindung zwischen Turin und Mailand muß eine Eisenbahn sorgen. Eben so wäre es zwischen Florenz und Bologna. Etwas bedenklicher scheint es dem Lombarden mit Palermo, aber er weiß sich auch hier zu helfen und der ganze Plan des zukünftigen Italiens ist bis aufs Kleinste ausgefeilt worden, bis auf die Karte, welche dem Buche beigegeben ist. Wie schade, daß der grobe Hammer der Geschichte sich niemals um solche Ausfeilungen bekümmert!

Rom soll nach dem neuitaliänischen Plane bekanntlich eine freie Stadt seyn. Man will den heiligen Vater der weltlichen Sorgen überheben und ihn wieder auf das geistliche Reich zurückführen. Die Würde, der Ruhm Roms verlange, daß es eine freie Stadt sey, sagt der Lombarde. Es soll unter den Schutz der drei italiänischen Mächte gestellt werden, wie — — Krakau unter den Schutz der heiligen Allianz. Der projektirende Lombarde konnte das Schicksal Krakau's noch nicht wissen, als er sein Buch schrieb. Er meinte nachgewiesen zu haben, daß alle regierende Häuser und alle Städte Italiens sich für seinen Plan interessiren müßen.

Nachdem er die Ansprüche Parma's, Piacenza's, Lucca's und Modena's einigermaßen beseitigt hat, kommt er auf die Position des heiligen Vaters zu reden. Dem Papste wird durch seinen Plan jedenfalls ziemlich schlimm mitgespielt, denn er soll aufhören, ein zeitlicher Fürst zu seyn. Sein Reich soll durchaus geistlich werden. Indeß man will barmherzig seyn und ihm sogar etwas weltliche Herrschaft überlassen, nämlich — die Insel Elba! Der Lombarde sucht nachzuweisen, daß die öffentliche Meinung Italiens mit der weltlichen Herrschaft des Papstes durchaus im Widerspruch stehe, aber nach wie vor soll der Papst das sichtbare Oberhaupt der Kirche bleiben, unabhängig von jeder Macht und der Verehrung würdig. Selbst die ganze päpstliche Hierarchie soll erhalten bleiben; der Lombarde meint aber, daß dieses ohne weltliche Basis möglich sey, und steht hier mitten in den Illusionen fast aller Romanen.

So meint der Verfasser nachgewiesen zu haben, daß der vorgeschlagene Plan alle Interessen Italiens vereinigen müsse; dann kommt er darauf, ob das möglich seyn werde, das größte Hinderniß der italiänischen Unabhängigkeit — Oesterreich — zu überwinden? Er hält dieses für möglich und sogar für gewiß. In seinen Entwickelungen schließt er sich hier unmittelbar der bekannten Schrift „Oesterreich und seine Zukunft" an und sucht ebenfalls nachzuweisen, daß in dem Komplex der verschiedenen Nationalitäten, welche jetzt Oesterreich bilden, ein großer Bruch staattfinden müsse. Er zeigt auf Böhmen, Polen, Ungarn u. s. w. Die vereinigten Kräfte Italiens würden jedenfalls gegen Oesterreich Stich halten können; man müsse nur einig seyn, und man müsse in der ganzen Bevölkerung, vorzüglich in der Jugend, das Nationalgefühl beleben. Dazu nimmt er eine besondere Rücksicht auf die Truppenmacht Italiens und meint, daß, in dem Falle eines Krieges, Italien ein Heer aufbringen könne, welches dem österreichischen gleich seyn würde. Natürlich rechnet er auf den Enthusiasmus der Italiäner und auf die Zersplitterung der österreichischen Kräfte. Die speziellen Feldzugspläne des Lombarden müssen wir vorläufig in das Gebiet einer militairischen Phantasie verweisen. Daß es den Italiänern nicht wie den Polen gehen werde, sucht der Lombarde genau zu erklären.

Da aber die großen Ereignisse nicht das Produkt eines Augenblicks seyn können, so berücksichtigt er auch die materielle Hülfe und projektirt 1) ein nationales Journal für Italien, und 2) eine italiänische Nationalbank. Dem Beistande Frankreichs widmet der Lombarde einen ganz besonderen Abschnitt, aber nur die eigne Nationalkraft, meint er, und ein Sieg, durch die eigenen Waffen errungen, können die würdigen Basen für ein neues Italien seyn. Die Bewegung für die italiänische Unabhängigkeit muß eine vollständig nationale seyn. Das Einseitig-Nationale tritt, wie bei allen Italiänern, so auch bei dem Lombarden sehr in den Vordergrund.

Der dritte Theil des Werkes steht wieder auf einem mehr realen Boden; die Polemik gegen das österreichische Regiment in Italien und eine Kritik desselben bildet den Mittelpunkt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Regierungszeit des verstorbenen Kaisers Franz I.; der zweite, dem die Resultate der Schrift „Oesterreich und seine Zukunft" zum Grunde gelegt worden sind, mit den österreichischen Finanzen. In allen diesen Artikeln tritt die Erbitterung des Italiäners gegen Oesterreich deutlich hervor; das Material aber, welches sie für den Stand der Dinge in Italien beibringen, kann lehrreich und interessant genannt werden. Es charakterisirt sich dadurch das österreichische System in Italien. Es tritt der Polizeistaat in seiner ganzen Strenge hervor, obgleich die österreichischen Polizeimaßregeln in Italien mannigfach milder seyn mögen, als in anderen österreichischen Landen. Aber sie stehen mit der größeren Intelligenz der Italiäner im Widerspruch. Was man dem rohen Slaven bieten kann, beleidigt den Italiäner. Der Lombarde schildert es sehr ausführlich, welcher politische Druck auf den italiänischen Zuständen lastet. Die Kommunal-Einrichtungen, das Militairwesen, die Censur, die Universitätszustände werden ausführlich besprochen, und indem sie durch Thatsachen erläutert werden, können sie die Stimmung Italiens gegen die Herrschaft Oesterreichs erklären. Der militairische General-Kommandant des lombardisch-venetianischen Königreichs residirt in Verona; unter ihm stehen fünf Departements: das Kriegs-Departement, das Departement der Politik, das Oekonomie-Departement, das Militair-Hülfsdepartement und das Justiz-Departement; er repräsentirt also die ganze Civil- und Militairmacht. Die Central-Direction der österreichischen Polizei ist in Mailand; an ihrer Spitze steht ein General-Direktor. Alle Provinzen stehen unter unter derselben; an der Spitze der Provinzial-Behörden stehen die Ober-Kommissarien. Ueber die geheime Polizei werden interessante Aufschlüsse gegeben; da ist viel Haß und viel Erbitterung zu erklären. Vor allen anderen Städten, schildert der Lombarde uns Verona, welches wie Triest den Namen „la fedelissima" führt, als von der Polizei beglückt. Verona, sagt er, hat nicht eine, sondern drei bis vier Polizeien: die General-Polizei, welche von dem Central-Direktorium in Venedig abhängt, die Senats-Polizei, die Polizei des obersten Militair-Kommando's und endlich sogar noch — die Polizei der Jesuiten! Die Fremden-Polizei wird uns von dem Lombarden sehr abschreckend geschildert. Von den Mißhandlungen durch die bewaffnete Macht weiß der Verfasser eben so charakteristische, als beklagenswerthe Vorgänge zu erzählen.

Auch zur Charakteristik der Universitäts-Verhältnisse im lombardisch-venetianischen Königreich werden uns interessante Beiträge geliefert. Als Studenten der Universität Pavia eine bescheidene Eingabe gegen den Professor Helm bei der Studien-Kommission in Mailand machten, weil sie gezwungen waren, bei diesem Professor materiam medicam zu hören, während er doch selber nichts davon verstand, wurde gegen diese Studenten das strengste Verfahren eingeleitet und Relegation ausgesprochen. Das System Oesterreichs ist von dem „anonimo Lombardo" sehr streng aufgedeckt worden; das unruhige, nach nationaler Selbständigkeit strebende Italien hat jedenfalls an ihm einen seiner bedeutenden Repräsentanten gefunden.

So kommt denn auch schon ein anderer Revolutionair Italiens, Filippo de Boni, in seiner zu Lausanne erschienenen Schrift „Così la penso" auf die Pensieri sull' Italia des Lombarden zurück. Noch ein anderes Schriftchen „Voci dell' anima" ist von Boni erschienen. Alle diese Broschüren sind auf die Aufregung Italiens, auf die Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande berechnet, auf die Erbitterung gegen Deutschland, welches dem Italiäner sehr oft mit Oesterreich gleichbedeutend erscheint, auf die nationale Unabhängigkeit. In der Erbitterung gegen Deutschland hat man in Italien schon seit den Zeiten Petrarka's einen politischen Mittelpunkt gefunden, um die eigentliche politische Klarheit, um eine konsequente Publizistik scheint es aber auch unter den italiänischen Revolutionairen, welche im Auslande ohne Censur drucken lassen, noch immer sehr schlecht bestellt zu seyn. In Così la penso revoltirt Herr Filippo de Boni dramatisch, und in Voci dell' anima revoltirt er lyrisch. Unser Lombarde lieferte, wie wir gesehen haben, das Beste in seiner thatsächlichen Polemik gegen Oesterreich; sonst sind seine politischen Grundsätze — wenn wir das Maß der deutschen Bewegung an dieselben legen — außerordentlich naiv und die Projektmacherei, die Phantasterei trägt den Sieg davon über die realen Verhältnisse. Der Horizont, den die Revolutionaire Italiens als den höchsten anerkennen, wird außerhalb dieses Landes gewiß noch immer als sehr beengend erscheinen. F. S.

Frankreich.

Voltaire und sein Verhältniß zur Geschichte der Literatur.

(Schluß.)

Schlosser äußert sich in seinem Briefe an einen Professor der Geschichte (dieser ist weiter nicht genannt), vom Jahre 1753: „Mein Hauptzweck war der, den Entwickelungen (révolutions) des menschlichen Geistes in denjenigen der Regierungen nachzugeben. Ich forschte, wie doch so viele böse Menschen, unter der Führung von noch schlechteren Fürsten, dennoch auf die Länge Gesellschaften gegründet haben, in denen die Künste und Wissenschaften, selbst die Tugenden gepflegt wurden. Ich suchte die Handelsstraßen, durch welche die Ruinen, die die wilden Eroberer hinter sich lassen, im Stillen wieder aufgebaut wurden; ich befliß mich, den Reichthum

oder die Armuth eines Volkes nach den Preisen der Lebensmittel zu prüfen Vor Allem prüfte ich, auf welche Art unter so vielen Verwüstungen die Künste wiederhergestellt werden und sich erhalten haben können ..."

„Die Beredtsamkeit und die Poesie (fährt nun Voltaire fort) bezeigen den Charakter der Nationen. Ich hatte Stücke aus einigen alten Dichtern des Morgenlandes übersetzt. Ich erinnere mich noch einer Stelle des Persers Sadi über die Macht des höchsten Wesens. Man erblickt darin den nämlichen Genius, welcher die arabischen, hebräischen und alle Schriftsteller des Orients beseelt: mehr Einbildungskraft, als Auswahl, mehr Schwulst, als Größe" u. s. w. (Hier folgt die metrische Uebersetzung aus Sadi; dann heißt es weiter:) „Dieser Sadi aus Baktrien war Zeitgenosse des Dante, welcher 1265 in Florenz geboren wurde. Die Verse Dante's machten bereits den Ruhm Italiens aus, als es bei uns modernen Völkern noch keinen guten prosaischen Schriftsteller gab. Er war in einem Zeitalter geboren, in welchem die Kämpfe des Reichs mit dem Priesterthume den Staaten und den Gemüthern tiefe Wunden geschlagen hatten. Er war Ghibellin und verfolgt von den Guelfen; daher muß man sich nicht wundern, wenn er etwa in folgender Art seinen Zorn in seinem Gedichte aushaucht ..." (Hier folgt die metrische Uebersetzung einer Stelle aus der göttlichen Komödie. Nun fährt Voltaire fort:) „Ich hatte über zwanzig ziemlich lange Stellen aus Dante, Petrarka und Ariosto übersetzt, und indem ich den Geist einer erfinderischen Nation mit dem der nachahmenden Nationen in Vergleich stellte, brachte ich mehrere Stücke von Spencer, welche ich mit vieler Genauigkeit zu übersetzen versucht hatte, mit zwei Dichtern in Parallele. Auf diese Art folgte ich den Künsten auf ihrer Bahn."

Die ganze Stelle führe ich wörtlich an, als den ersten deutlichen Begriff und eine lehrreiche Probe einer vergleichenden Geschichte der Poesie und deren Behandlung. Wie geläufig diese Begriffe uns heute auch sind, so war es doch einem wahren Genie vorbehalten, sie zuerst zu finden. Ich weiß nicht, warum Villemain in seinen so geistvollen und unparteiischen Vorlesungen über Voltaire *) diesen Plan einer vergleichenden Geschichte der Poesie, welche in dem des Essai anfangs einen großen Raum einnehmen sollte, für eine unverbürgte Anekdote halten will und für einen Gedächtniß-Irrthum Voltaire's. Einen solchen muß man eher Villemain beilegen.

Man gestatte mir nur noch, den Schluß der hier abgebrochenen Stelle von Voltaire hinzuzufügen: „Ich ging in das ungeheure Labyrinth der philosophischen Ungereimtheiten, welche man lange genug mit dem Namen Wissenschaft beehrt hat, nicht ein. Ich merkte blos die größten Irrthümer an, welche man für unbestreitbare Wahrheiten genommen hat; und indem ich mich lediglich an die nützlichen Künste hielt, hielt ich mir die Geschichte der Entdeckungen in jeder Gattung vor Augen, von dem Araber Geber, dem Erfinder der Algebra, an, bis zu den neuesten Wundern unserer Tage. Dieser Theil der Geschichte war ohne Zweifel mein letztes Ziel; die Revolutionen der Staaten waren nur ein Anhang (un accessoire) zu der Geschichte der Künste und der Wissenschaften." Bis hierher Voltaire.

Wenn sich nach diesen und den übrigen Mittheilungen das Verhältniß Voltaire's zur Geschichte der Literatur als ein für ihn im Ganzen sehr vortheilhaftes herausstellt, so können uns zugleich doch auch die Schranken nicht entgehen, welche ihn eben nur erst noch zum Anfänger und ersten Begründer einer höheren Literaturwissenschaft machen. Aber diese Schranken sind Voltaire nicht persönlich; sie charakterisiren sein Jahrhundert, von dem er in demselben Maße abhing, als er es beherrschte. Sie sind in dem Vorangehenden schon angedeutet. Wir wollen Eines und Anderes zum Schlusse noch hervorheben. In Bezug auf die Poesie hatte, sahen wir eben, Voltaire sich zu dem so fruchtbaren Begriffe von einer National-Poesie und deren Literatur erhoben, also nicht mehr blos die Poesie eines einzigen Volkes oder Zeitalters, sey es die antike, oder unter den neueren die französische, zum unbedingten, höchsten Maßstabe aller Poesie gemacht; allein noch blieb ein großer Schritt hier zu thun übrig, nämlich die Einsicht von der ursprünglichen Natur der Poesie, welche jenseits der Vermittelung durch Reflexion und Bildung liegt, mit einem Worte von der Naturpoesie zur Kunstpoesie, ein Gegensatz, welcher der heutigen Geschichte der Poesie zum Grunde liegt. Voltaire konnte sich von dem Begriff der Civilisation des 18. Jahrhunderts, welche er der Geschichte überall zu Grunde legt, auch in der Poesie nicht losmachen; nach diesem Maßstabe beurtheilt er denn auch die kindlich-erhabene Dichtung Homer's, wenn er auch nicht in die rohe Ausdrucksweise eines Christian Thomasius verfiel, welcher dem „Bänkelsänger Homerus" nicht Verachtung genug bezeigen konnte. Jenen wichtigen Schritt, welcher erst eigentlich zur neuen Geschichtswissenschaft der Poesie geführt hat, that unser Herder, dessen literarische Polyhistorie sonst auch vielfach an Voltaire erinnert. Mit der oben berührten mangelhaften Auffassung der Poesie bei Letzterem hängt zweitens nun auch dies zusammen, daß er das Prinzip der Bewegung verkannte, welches der Poesie innerlich einwohnt, vermöge dessen diese nicht blos mit dem naturmäßigen Typus einer Nation, sondern auch mit ihrer Geschichte genau verbunden ist; mit anderen Worten, die moralische, die politisch-sociale Seite der Poesie. Voltaire hat sich für uns deutlich genug ausgesprochen, da er erklärt, daß die Revolutionen der Staaten für ihn nur das Accessorium der Geschichte der Künste und Wissenschaften seyen. Er setzte also zwischen beide Sphären eine Kluft, statt ihre innerste Verwandtschaft zu erkennen. Ihm war nämlich der Staat, als solcher, insofern das individuelle Glück der Mitbürger dadurch beschränkt werde, ein negativer, weil als Prinzip der Staatskunst in den oberen Sphären des Staates der Egoismus galt. Darum predigt Voltaire mit vielen, und nicht immer den Schlechtesten seiner Zeit, den Eudämonismus. So wurde denn auch die Poesie lediglich aus dem Gesichtskreise des Individuums aufgefaßt. Männer, wie Montesquieu, welche zuerst in Frankreich mit einem ausgebildeten politischen Sinn die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft und der Civilisation betrachteten, hatten für die feinere Organisation der Poesie nicht Sinn genug; oder sie wurde ihm Mittel zu politischem Zweck, wie in seinen Lettres Persannes. Diesen politischen Blick hatte der Verfasser des „Geist der Gesetze" aus England mitgebracht, während Voltaire bei seinem Londoner Aufenthalte von Allem eher, als den großen politischen Institutionen dieser Insel, Notiz genommen zu haben scheint. In seiner Heimat fanden die Parlamente, diese letzte Schatten eines verfassungsmäßigen Widerstandes gegen die Willkür des Hofes, in Voltaire den größten Gegner. Erst die Revolution war es, welche auf den Trümmern der alten Monarchie und ihrer sozialen und kirchlichen Unterlagen in den edleren Geistern das Bewußtseyn von den moralischen Bedingungen jeder großen Institution und jeder echten Geistesschöpfung erweckte; dieses Bewußtseyn auf die zarteren Bildungen der Poesie und Literatur auszudehnen, war einer Frau gegeben, einer Frau, welche mit echt weiblichem Gemüthe und dichterischem Genie den Charakter eines Mannes verband. Ich rede von Frau von Staël. Wenn Voltaire die Literatur in die Geschichte verpflanzte, so kann man von Frau von Staël sagen, sie habe die Geschichte und Politik in die Literatur und deren Geschichte eingeführt. Ihr Werk: De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales (Paris, 1800) hat, mag sie auch im Einzelnen den Einfluß der Literatur auf den Charakter und das Glück der Menschheit überschätzt haben, für die Behandlung der Geschichte der Literatur jedenfalls Epoche gemacht. Der sociale und politische Gesichtspunkt ist später bei den Franzosen mit besonderer Vorliebe festgehalten und ausgebeutet worden, von Niemand mit größerem Scharfblick und wahrhafterem universellen philosophischen Geist, als von Guizot, in seiner Histoire de la civilisation moderne. Dagegen haben jüngere Zeitgenossen in Frankreich den Gedanken der Frau von Staël und selbst Guizot's eine gewiß ungehörige Ausdehnung gegeben, wenn sie unter dem Titel der Literatur und ihrer Geschichte diese nur zum Vehikel herabsetzten, um die politische und Weltgeschichte, angeknüpft an einzelne literarische Erscheinungen, wie durch die Hinterthür einzuführen, wie Michelet und Quinet in ihren Vorlesungen über die Jesuiten. Da Jeder wohl weiß, daß diese Vorlesungen eine „Kriegsmaschine" seyn sollten, so gehört die Reflexion über den Gang und Ausgang des an sie sich knüpfenden Kampfes nicht eigentlich hierher; es war nur Vorwand, wenn der eine Theil die Freiheit der Wissenschaft, der andere die Sache des guten Geschmacks zu Hülfe rief. In Wahrheit kann und soll die Freiheit der Wissenschaft mit dem guten Geschmack, d. h. mit dem von dem Begriffe der Aufgabe vorgezeichneten Maße und Verhältniß nicht im Streite seyn. — In Deutschland hat seit Herder und den Schlegeln der höhere, allgemeinere und daher wahrhaft philosophische Gesichtspunkt in der Behandlung der Geschichte der Literatur vorgeherrscht; der politisch-sociale Gesichtspunkt ist ein wesentliches Moment dabei, eben so wie der religiös-kirchliche; wird aber der eine oder der andere an die Spitze gestellt und zum allgemeinen erhoben, so ist die Gefahr da, daß die Geschichte verschoben und unter Umständen verfälscht wird. An Beispielen fehlt es nicht ganz. Mögen diejenigen, welche auf diese Weise die Literatur zu Zwecken und nach hinzugebrachten Tendenzen gebrauchen wollen, beherzigen, daß sie in solchem Falle in dieselbe Einseitigkeit verfallen, die sie sonst nicht energisch genug an Voltaire und seiner Behandlung der Geschichte tadeln konnten: wie schon ein geistreicher Kritiker, scheinbar parador, von Voltaire aussagt, er behandle die Geschichte nicht anders, wie ein Mönch aus dem Mittelalter, du coin de son cloître: nämlich mit einseitigem, beschränktem Gesichtspunkte. Sie werden Voltaire auch nur höchstens in dem gleichen, worin sie hoch über ihm zu stehen meinen, ohne ihn in dem zu erreichen, was ihn zum Muster der Schriftsteller aller Zeiten machen wird: im guten Geschmack, im natürlichen, ungeschminkten Ausdruck, welcher nichts so sehr verschmäht, als die „Phrase". Es ist nicht nothwendig, daß man einem Schriftsteller immer beistimme; aber das ist der Triumph des guten und natürlichen Stils, daß man gefesselt wird, auch indem man widersprechen muß.

G. E. G.

England.

Statistische Uebersicht der Baumwollen-Industrie.

(Nach dem Manchester Guardian.)

Wenn man den wahrscheinlichen Verbrauch der rohen Baumwolle für eine gewisse Anzahl von Jahren berechnet, unter der Voraussetzung, daß er in demselben Verhältniß fortschreiten werde, so ist zu befürchten, daß die zukünftige Baumwollen-Industrie bald an der Unzulänglichkeit des Rohstoffs eher als an irgend etwas Anderem ihre Schranke finden wird. Denn der Bedarf daran befindet sich seit 1817 in einem steigenden Verhältniß von jährlich 6 pCt., woraus folgt, daß er von zwölf zu zwölf Jahren sich verdoppelt hat. Im Jahre 1817 schätzte man den Verbrauch auf 110 Millionen Pfund *); im J. 1829 auf 219 Mill. Pfd.; im J. 1834 auf 303 Mill. Pfd., und im J. 1846 auf 612 Mill. Pfd. Auf dem Kontinent hat seit 1834 der Verbrauch in demselben Verhältniß zugenommen wie in Großbritannien, und noch schneller in den Vereinigten Staaten, wo er schon in 10 Jahren die doppelte Höhe erreichte. Da eine geraume Zeit verfließen wird, ehe die ostindischen Kolonieen eine irgend beträchtliche Quantität Baumwolle produziren kann, so ist Groß-

*) Cours. Dix-huitième siècle. I, p. 158.

*) Es sind hier überall englische Gewicht-Pfund gemeint.

britanien genöthigt, die Aerndte der Vereinigten Staaten in Anspruch zu nehmen, die ihrem größten Theile nach von Sklaven betrieben wird. Wenn daher auch noch große Strecken unbebauten Landes vorhanden sind, so steht dennoch die Lebensfähigkeit, Energie und Reproductionskraft der Negerrace so weit hinter denen des angelsächsischen und englisch-amerikanischen Menschenschlages und der anderen Zweige der kaukasischen Race zurück, daß, selbst unter den günstigsten Umständen, die schwarze Bevölkerung dem schnellen Gange dieses Fortschritts nicht wird folgen können; um so weniger, als sie unter dem Joche der Sklaverei sich befindet. Andererseits ist auch zu fürchten, daß die Zucker-Industrie künftig ebenfalls weit mehr Arme in Anspruch nehmen und daß die weiße Bevölkerung dem Getraidebau eine größere Aufmerksamkeit, wie bisher, widmen wird, da Europa angefangen hat, auch in dieser Beziehung einen Theil seines Bedarfs jenseits des Meeres zu holen. Es geht hieraus mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Baumwollen-Production in einiger Zeit verhältnißmäßig abnehmen muß, da der bisherige Ueberfluß des Rohstoffes allmälig geringer werden wird. Ohne Zweifel wird die Erhöhung der Preise der Production einen neuen Reiz geben, aber sie wird auch zugleich nachtheilig auf den Verbrauch einwirken.

Mit diesen Bemerkungen leitet John Baynes von Blackburn seine im Manchester Guardian veröffentlichten statistischen Tabellen über den Baumwollen-Verbrauch ein.

Baumwollen-Verbrauch im Jahre 1834.

Großbritanien	918,700 Ballen	zu 330 Pfd.	=	303,171,000 Pfd.
Europäische Kontinent	491,750 "	" 330 "	=	162,271,000 "
Vereinigte Staaten	196,270 "	" 364 "	=	71,443,000 "
Summe	1,606,720 Ballen.			536,885,000 Pfd.

Baumwollen-Verbrauch im Jahre 1846.

Großbritanien	1,594,200 Ballen	zu 384 Pfd.	=	612,173,000 Pfd.
Europäische Kontinent	828,100 "	" 384 "	=	318,000,000 "
Vereinigte Staaten	422,600 "	" 390 "	=	164,814,000 "
Summe	2,844,900 Ballen.			1,094,987,000 Pfd.

Der Bedarf wächst also in Großbritanien und auf dem Kontinent in 12 Jahren, in den Vereinigten Staaten in 10 Jahren um das Doppelte.

Baumwollen-Verbrauch im Jahre 1846, mit Angabe der Anzahl der Spindeln oder Spulen, und das Verhältniß, in dem sich Großbritanien, der europäische Kontinent und die Vereinigten Staaten am Verbrauch betheiligen.

		Verhältniß zu 100.		Verhältniß zu 1000.
Großbritanien	1,594,200 Ballen	56	17,500,000 Spindeln	634
Europ. Kontinent	828,100 "	29	7,385,000 "	275
Ver. Staaten	422,600 "	15	2,500,000 "	091
Summe	2,844,900 Ballen.		27,385,000 Spindeln.	

Man spinnt in Großbritanien weit feinere Nummern als auf dem Kontinent oder in den Vereinigten Staaten, woraus der Umstand sich erklärt, daß die Anzahl der Spindeln dort im Verhältniß zu der Zahl der verbrauchten Ballen weit größer ist.

Durchschnittliche Uebersicht des wöchentlichen Verbrauchs im Jahre 1846.

Großbritanien	30,658 Ballen
Europäischer Kontinent	15,925 "
Vereinigte Staaten	8,127 "
Summe	54,710 Ballen.

Baumwollen-Verbrauch für Erzeugnisse im Jahre 1846.

Vereinigte Staaten	2,467,760 Ballen
Brasilien, Ostindien, Aegypten u. s. w.	377,140 "
Summe	2,844,900 Ballen.

Baumwollen-Verbrauch für englische Erzeugnisse im J. 1846.

Vereinigte Staaten	1,285,440 Ballen	24,720 Ballen wöchentlich
Brasilien	106,800 "	2,054 " "
Ostindien	115,750 "	2,226 " "
Aegypten	71,600 "	1,377 " "
Westindien	14,610 "	281 " "
Summe	1,594,200 Ballen	30,658 Ballen wöchentlich.

Baumwollen-Production im J. 1846.		Erwartete Production im J. 1847.
Vereinigte Staaten	2,100,532 Ball.	1,935,000 B.
Brasilien	83,950 "	Durchschnitt aus 4 Jahren: 100,000 "
Ostindien	94,683 "	180,000 "
Aegypten	60,668 "	70,000 "
Westindien und andere Gegenden	13,267 "	15,000 "
Summe	2,353,100 Ball.	2,300,000 B.
Wirklicher Verbrauch	2,844,900 "	
Unzulänglichkeit d. Production i. J. 1846	491,800 Ball.	

Wenn der Verbrauch der Baumwolle in demselben Verhältniß wie in den letzten 12 Jahren zunimmt, so wird die für die Fabrication nach 12 Jahren, d. h. im J. 1858, nöthige Baumwolle betragen für:

	Ballen.	Erzeugnisse.	Ballen.
Großbritanien	3,200,000		
den europäischen Kontinent	1,656,000	Vereinigte Staaten	5,055,000
die Vereinigten Staaten	954,000	Verschiedene Länder	755,000
Summe	5,810,000	Summe	5,810,000

woraus sich ergiebt, daß die Vereinigten Staaten in 12 Jahren von jetzt ab mehr als 5,000,000 Ballen produziren müssen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Herr Le Verrier und sein Planet. In einer der letzten Sitzungen der von Sir J. F. W. Herschel präsidirten astronomischen Gesellschaft in London (14. Mai) wurde ein Schreiben des Herrn Adams mit „Beobachtungen des Neptun seit dessen Wiedererscheinen" vorgetragen. Diese Beobachtungen liefern das Ergebniß, daß der Lauf des neuen Planeten durchaus nicht den Bedingungen entspricht, in Folge deren Herr Le Verrier und bekanntlich auch gleichzeitig Herr Adams selbst den Ort des Planeten berechnet und dessen Entdeckung herbeigeführt haben. Gewisse Störungen des „Uranus" lagen namentlich diesen Berechnungen zum Grunde, deren Elemente sich jetzt durch fortgesetzte Beobachtungen als irrthümlich (erroneous) darstellen, so daß es einer neuen astronomischen Berechnung zu bedürfen scheint, um zu erklären, wodurch die Herren Le Verrier und Adams, trotzdem daß sie von unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen, den Ort des Planeten richtig berechnet haben. Diesen Voraussetzungen nach sollte der „Neptun" von der Sonne 38 Erdweiten entfernt seyn, er ist aber nur ungefähr (nicht ganz) 30 Erdweiten entfernt; ferner sollte sein Umlauf um die Sonne 220 Jahre betragen, es zeigt sich aber jetzt, daß er nur nahe an 166 Jahre beträgt. Und was den „Uranus" betrifft, so setzt er ungestört seinen alten Lauf fort, d. h. es bleibt bei den alten Störungen, ohne daß diese durch den neuen Planeten völlig erklärt werden können. Der Ruhm des Herrn Le Verrier, der in so kurzer Zeit seinen Zenith erreicht hatte, weicht nun beinahe um so viele Erdweiten zurück, als der von ihm berechnete Planet. Herr Arago mag sich jetzt dazu gratuliren, daß das Gestirn nicht nach seinem Vorschlage den Namen seines Schützlings bekommen hat. Ja, was noch mehr ist, es hat sich jetzt, nachdem man in den handschriftlichen Beobachtungen Lalande's zu seiner Histoire Céleste nachgeschlagen, als unzweifelhaft herausgestellt, daß dieser berühmte Astronom den für uns neuen Planeten „Neptun" bereits am 8. und 10. Mai 1795 beobachtete, jedoch durch ein zufälliges Uebersehen der Abweichung in den beiden Beobachtungen veranlaßt worden sey, das beobachtete Gestirn für einen Fixstern zu halten und es als solchen in die gedruckte Histoire Céleste aufnehmen zu lassen, wo der Stern blos unterm 10. Mai eingetragen ist. Daß dieser angebliche Fixstern jetzt am Himmel fehlt, haben bereits mehrfache Beobachtungen bestätigt, doch soll er gleichwohl auch in der Berliner, von den geachtetsten Jüngern der Astronomie gezeichneten Sternkarte, wahrscheinlich ebenfalls in Folge eines Irrthums, eingetragen seyn.

— Französische Sprachkunde. Herr Dr. Karl Plötz hat vor kurzem bei F. A. Herbig eine kleine Schrift herausgegeben, die eine sehr nützliche und interessante Erscheinung für Jeden ist, der sich die französische Sprache aneignen will. Es ist nämlich eine Wörtersammlung unter dem Titel: Vocabulaire systématique et Guide de conversation française." Es versteht sich, daß jedes Wort von einer deutschen Uebersetzung begleitet ist. — Der Verfasser sagt ganz richtig in seinem Vorwort: „daß das Auswendiglernen von Wörtern und Redensarten, so hart dasselbe, namentlich erwachsenen Schülern auch vorkommen mag, eine unerläßliche Nothwendigkeit ist", welcher Aeußerung wir herzlich beistimmen. Die Wörter sind nach Materien geordnet, unter Rubriken wie: die Stadt, das Haus und die Wohnung, die Seele, u. s. w. Unter jeder Rubrik hat der Verfasser wieder eine sehr geschickte Anordnung eingeführt, indem die Haupt-, Bei- und Zeitwörter nach der natürlichen und genetischen Verbindung der Ideen auf einander folgen, so daß man in der That, was bei solchen Büchern sehr selten der Fall ist, das „Vocabulaire" des Herrn P. zu seiner Ergötzung lesen kann. Etwas sehr Nützliches sind besonders die Anmerkungen, welche an vielen Stellen den Schüler vor solchen Fehlern warnen, die man dadurch in Deutschland sehr häufig macht, daß man viele französische Wörter unrichtig anwendet. Es ist hier hauptsächlich von solchen Ausdrücken die Rede, die in den gewöhnlichen Sprachgebrauch der Deutschen, namentlich der Berliner, übergegangen sind und fast immer eine falsche Bedeutung angenommen haben, wie z. B. „scandale", „parterre", „un patient"; oder von solchen, die man aus dem Deutschen wörtlich übersetzt, wie: „être connu dans un endroit", „prédicateur", etc. — Die Gallicismen und Sprüchwörter, welche am Ende gegeben sind, könnten zahlreicher seyn. Auch kommen hier und da kleine Unrichtigkeiten vor, die aber in einer zweiten Auflage sehr leicht verschwinden würden.

Da Herr Dr. Plötz eine geraume Zeit in Paris lebte, so hat sich sein Buch dadurch das Verdienst der Wahrheit und Aktualität erworben, was derartigen Werken leider nur zu oft abgeht. Mit einem Wort, und ohne auf weitere Details einzugehen, glauben wir diese kleine sehr nett ausgestattete Schrift zuversichtlich empfehlen zu können. Ch. de la Harpe.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (⅚ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 77. Berlin, Dienstag den 29. Juni 1847.

Frankreich.

Die Korypphäen der französischen Literatur der Gegenwart. *)

Keine unter den anderen Literaturen der europäischen Nationen bildet mit der englischen Literatur einen schärferen Kontrast, als die französische. Wenn wir in deutschen, ja selbst in italiänischen und spanischen Schriftwerken Züge der Aehnlichkeit mit uns finden, so ist die französische Literatur in Allem, was das Wesen ihrer Physiognomie ausmacht, etwas durchaus Eigenthümliches — ein Ding sui generis. Der französische Gedanke liegt, stets greifbar, niemals tief unter der Oberfläche. Niemals fällt es einem Franzosen ein, im Meere des Wissens bis auf den Grund unterzutauchen; Alles, was er zur Erläuterung seiner Ideen beibringt, ist aus der sichtbaren, rationalen Welt hergenommen, trägt den Stempel einer lebendigen Anschauung und gehört dem Kreise einer realen Existenz an. Selten ereignet es sich, daß ein französischer Autor seine Leser in das Labyrinth einer schwer verständlichen Speculation führt, um mit ihnen darin umherzuirren. Zwar giebt es in französischer Sprache tausend abgeschmackte Bücher über ganz abstrakte Themata, über sehr entfernt liegende Gegenstände, allein die Abgeschmacktheit dieser Bücher ist mit Händen zu greifen, sie liegt offen und unverhüllt da. Ein französischer Trugschluß entdeckt sich stets von selbst, denn er tritt nie im Gewande zugespitzter, abstruser Sophistik auf. Der französische Geist will einmal nichts wissen von jener Mode, welche es liebt, die schwächeren als die stärkeren Gründe erscheinen zu lassen; dieser Geist ist in allen seinen Phasen immer zu materiell gewesen, als daß er an einer solchen Mode je sein Gefallen finden könnte. Die leitenden Prinzipien des Sensualsystems, welches so tiefe Wurzeln geschlagen hat im Geist unserer gallischen Nachbarn und das ihnen ungefähr funfzig Jahre vor der Revolution mit solchem Feuereifer gepredigt wurde, machen noch heute ihren Einfluß überall geltend. Nur als Eindruck, als Sensation vermag irgend etwas den nationalen Geist zu berühren. Die mächtigen Wirkungen Condillac's, der Encyklopädisten, Destutt de Tracy's — Wirkungen, die keinesweges erloschen, haben die französische Intelligenz fast unempfänglich gemacht für deutsche Tiefe, für jene markige Philosophie, welche die große Masse der englischen Literatur durchdringt.

Dieser materielle Charakter nun der Literatur prägt sich nothwendig auch in den schriftstellerischen Individuen aus, denn das Werkzeug muß dem Werke entsprechen. Man lasse z. B. einen französischen und einen englischen Schriftsteller, die beide gleichen Studien obliegen, sich zusammen zur Bearbeitung eines Thema's niedersetzen, und die außerordentliche Verschiedenheit im Zuschnitt ihres Geistes wird nicht zögern, sich zu zeigen. Der Franzose, ganz Leben und Beweglichkeit, wird mit geistreicher Geläufigkeit von Zweig zu Zweig hüpfen; er wird mit unübertrefflichem Geschick die Oberfläche einer Argumentation oder eines Systems abschöpfen, allein es wird ihm schlechthin unmöglich seyn, auf die Verkettung einer Reihe von Argumenten, einer Folge von Ursachen und Wirkungen, für eine längere Zeit seine Aufmerksamkeit zu richten. Seine Lebendigkeit läßt ihn bei keinem einzelnen Theile irgend eines Gegenstandes verweilen; er nimmt Alles in Pausch und Bogen und urtheilt sofort mit einer Schnelligkeit und Zuversicht, als diktire die Intuition selber ihm seinen Spruch. Ganz anders der Engländer. Tief durchdrungen von der Bedeutung seines Gegenstandes, geht er langsam und bedächtig zu Werke und verwendet auf jeden einzelnen Theil eines Systems eine der Wichtigkeit desselben angemessene Aufmerksamkeit. Er führt ein moralisches Thema mit Genauigkeit und Schärfe aus, und in der logischen Anordnung, die er seiner Arbeit giebt, zeigen sich die unverkennbaren Spuren eines hellen, kräftigen Geistes. Beide Arten der Intelligenz haben ihre Berührungspunkte, allein die Punkte, mit denen sie sich abstoßen, sind noch bei weitem zahlreicher. Beide haben zu lange ihrer eigenthümlichen Weise gefröhnt, als daß sie sich jemals amalgamiren oder ungezwungen mit einander harmoniren könnten, und daher kömmt es, daß Engländer und Franzosen so wenig Einer von des Anderen Literatur kennen.

Nimmt ein schriftstellerisches Produkt uns ein, sofort malen wir uns ein Phantasiebild des Verfassers aus. Wir wünschen — zumal wenn es einen berühmten Autoe gilt — von seiner Lebensweise Näheres zu wissen. Es ist das eine der Huldigungen, welche die Materie dem Geiste zollt, und wenn man hin und wieder von dieser Huldigung als von einer Schwäche gesprochen hat, so kann man nur sagen, daß Huldigungen, die dem Geiste dargebracht werden, ein heilsames und nothwendiges Gesetz unseres Wesens sind, und daß sie nicht wenig beitragen zu dem Erfolge literarischer Unternehmungen.

Da ich einige Monate in Paris — wo ich bei einem eben so geistreichen als mit der Oertlichkeit vertrauten Freunde wohnte — zugebracht, so habe ich Gelegenheit gehabt, mit einigen der berühmtesten unter den Schriftstellern dieser Hauptstadt zusammenzukommen; ja, es ist mir gelungen, sie — wie der Franzose es nennt — in ihrem deshabillé zu sehen. Die der Mehrzahl französischer Autoren anklebende Eitelkeit bewegt sie, sich vor Fremden einigermaßen rar zu machen, wobei wahrscheinlich die Absicht zum Grunde liegt, die Neugier um so mehr zu reizen. Vielleicht erzeige ich daher Manchen, die Paris besucht haben, denen es aber nicht so gut wurde, jene Pariser Löwen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, einen Gefallen, wenn ich Einiges von dem, was ich in Bezug auf mehrere der hervorragendsten Persönlichkeiten der gegenwärtigen Epoche der französischen Literatur zu Papier gebracht, mittheile. Ich hoffe, daß meine Skizzen sich als treu erweisen werden; denn obwohl ich gestehen muß, daß ich kein großer Bewunderer der modernen französischen Schriftsteller bin, so konnte ich doch unmöglich daran denken, meine Leinwand wissentlich mit zu dunklen Farben zu verunstalten.

Nachdem ich ein paar Tage in der Hauptstadt Feankreichs gewesen war, bat ich meinen Freund, mir zu der Bekanntschaft einiger der bedeutendsten „hommes de lettres" zu verhelfen. Man hatte mir gesagt, daß das Foyer der Oper der Hauptsammelplatz der Männer der Literatur sey. Demzufolge gingen wir eines Abends dorthin, doch sahen wir uns alsbald in einem so großen Haufen von Gelehrten, daß es in der That Mühe kostete, jene Männer, die einen ausgezeichneten Rang in der öffentlichen Meinung einnehmen, aus der sie umgebenden Masse von Mittelmäßigkeiten herauszufinden.

„Sehen Sie dort den kleinen, rothbackigen Falstaff mit den dunklen, schwarzen Augen?" — sagte mein Freund zu mir. „Es ist Herr v. Balzac, der allen seanzösischen Damen durch seine satirischen Romane so wohl bekannt ist!"

Ich erfuhr später, daß das erste Werk, welches ihm Ruf brachte, die „Elendshaut" (la peau de chagrin) war, und daß er diesen Roman in seinem vierzigsten Jahre schrieb. Seine früheren Werke sind unter dem angenommenen Namen Horace St. Aubin herausgekommen, und als „Eugenie Grandet", das erste seiner Bücher, welches den wahren Namen des Verfassers trug, erschien, war es fast unbekannt im Publikum, daß dieser bereits ein zwanzig Bände veröffentlicht hatte. Balzac's Ruhm wuchs nun so schnell, daß der Buchhändler Delloge das ausschließliche Verlagsrecht der Balzacschen Schriften auf den Zeitraum von funfzehn Jahren für eine dem Verfasser zu zahlende lebenslängliche Rente von 15,000 Franken nebst einer Summe von 6000 Fr., die sogleich ausgezahlt ward, an sich brachte.

Ich will hier eine Anekdote von Herrn v. Balzac erzählen, die bezeichnend für seinen Charakter ist. Er ist eben kein übergroßer Freund der Wahrheit und dabei außerordentlich geschwätzig. Seine Erzählungen sind alle von solcher Unwahrscheinlichkeit, tragen so sehr den Münchhausenschen Stempel, daß sie sich von selber widerlegen. Eines Tages trat er in den Salon der Madame Sophie Gay und erzählte, wie er sich, da er vierzehn Tage das Zimmer hüten müssen, in dieser kurzen Periode 18,000 Fr. erschrieben. Diese ganze Geschichte nun war nichts, als eine thörichte Aufschneiderei. Ein anderes Mal erzählte er in einer Gesellschaft, daß er seinem Freunde Sandeau einen Schimmel zum Neujahr geschenkt habe. Als man einige Tage darauf Herrn Sandeau zu diesem Geschenke Glück wünschte, erklärte derselbe, daß er von der ganzen Sache schlechterdings nichts wisse. Dessenungeachtet sprach Herr v. Balzac nach wie vor von dem Schimmel, den er seinem Freunde geschenkt, ja er begab sich eines Abends zu Herrn Sandeau und fragte ihn ganz gravitätisch, wie ihm das Pferd, welches er ihm geschenkt, gefalle? Sandeau, der die Sache für einen Scherz nahm, antwortete, daß es ein herrliches Thier sey, eine Erklärung, die Balzac neuen Muth gab und ihn, allem Anschein nach, zum ernstlichen Gläubigen an eine Wahrheit von seiner eigenen Fabrication machte.

Er wohnt in einem kleinen Hause dicht vor Paris. Seine Einrichtung ist fürstlich, doch wird behauptet, daß er wie ein Mönch lebe, wenn er allein ist. Giebt er seinen Freunden ein Diner, so ist seine Tafel mit dem prächtigsten Silber-Service bedeckt und seine Dienerschaft erscheint in glänzender Livree. Er ist von niedriger Herkunft, doch sieht er aus, als wäre er einer all-adeligen Familie entsprossen. Er trinkt mehr Kaffee, als sechs alte fran-

*) Nach Fraser's Magazine.

zösische Frauen zusammengenommen, und wenn er ausgeht, trägt er einen Stock mit einem goldenen Knopf.

Eine andere ausgezeichnete Persönlichkeit ist Alphons Karr, der nicht viel hübscher als Balzac ist. Karr war früher Professor an irgend einem Kollegium und eröffnete seine literarische Laufbahn damit, daß er für den Figaro — ein Sonntagsblatt — schrieb. Er möchte gern für einen excentrischen Kopf gehalten werden und geht daher mit äußerster Sorgfalt darauf aus, sich durch Alles, was seltsam und originell scheinen kann, auszuzeichnen und so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Seine Lebensweise ist ganz türkisch. Man sieht keine Stühle, sondern nur Kissen in seinen Zimmern, und er schläft, ohne sich auszuziehen, auf einem Sopha. Sein Bedienter ist ein Mohr, den er in ein Scharlachwamms gekleidet hat und den er mit einem schönen, in allen Karr'schen Schriften vorkommenden Neufundländer, Namens Freischütz, ausschickt. Der Hund wie der Bediente tragen viel dazu bei, ihn überall bekannt zu machen. Ohne Zweifel ist Karr die vollkommenste Personification der literarischen Eitelkeit, wie sie sich in Frankreich äußert. Ueberall in der Stadt sieht man an den Häusern seinen Namen, denn er veröffentlicht nie etwas, ohne es mit der ganzen Unbefangenheit und Unverdrossenheit eines Londoner Handelsmannes auszuposaunen. Vor zwei oder drei Jahren rettete er einen Menschen vor dem Ertrinken und erhielt dafür von der Regierung eine silberne Medaille, die er kindisch genug ist, immerwährend im Knopfloche zu tragen.

Als mein Freund und ich eines Abends im Theater in unsere Loge traten — die Ouvertüre zu den Hugenotten hatte eben begonnen — sahen wir Mad. Dudevant, besser bekannt unter dem Namen Georges Sand, die an Alfred de Musset's, ihres Begleiters auf ihrer italiänischen Reise, Arm lehnte. Mein Freund, der sie sehr genau kannte, stellte mich ihr vor, und sie lud uns, nachdem wir einige Worte gewechselt, auf den folgenden Abend zum Thee ein. Wir sagten zu und hatten keine Ursache, es zu bereuen. Ich fand in der Dame ein recht angenehmes, verständiges Frauenzimmer und hatte mit ihr, ehe die Gesellschaft sich einstellte, ein interessantes Gespräch, das sich um Poesie, Kunst und Geschichte drehte, ja selbst spekulative Philosophie berührte. Der ganze Abend wurde sehr ergötzlich und gesetzt (delightfully and rationally) zugebracht.

Unserer Loge gegenüber sahen wir einen Herrn mit einer Dame, deren Erscheinung uns sehr auffiel. Die Letztere hätte man, ihrer Gesichtsfarbe und ihren Haaren nach, für eine Engländerin halten sollen, indessen belehrte mich mein Freund, daß ich Herrn v. G— *) und seine Frau vor mir habe. Beide sind in der literarischen Welt gar wohl bekannt, Letztere durch ihre Poesieen, die ihr zu ihrer Zeit den Namen der zehnten Muse erwarben, Ersterer als Gründer der wohlfeilen politischen Presse. Ich will hier eine Anekdote von Frau v. G— mittheilen, welche, in Verbindung mit anderem, später Anzuführenden, beweisen wird, welche sonderbare Begriffe auf dem Kontinent selbst Personen von literarischem Ruf mit dem Namen eines englischen Gentlemans verbinden. Als sich Lord L— in Paris befand, ließen sich Herr und Frau v. G— ihm und Lady L— vorstellen, und der Lord mochte Beide späterhin noch drei- oder viermal gesehen haben. Er war, nachdem er etwas über vierzehn Tage in Paris verweilt, im Begriff, nach England zurückzukehren, als ihm eines Morgens, während er sich allein in seinem Frühstückzimmer befand, eine Dame gemeldet ward, die ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Lord L— befahl seinem Bedienten, sie hereinzulassen, und war sehr erstaunt, als er in dem Besuche Frau v. G— erkannte. Diese säumte nicht, ihm den Grund ihres plötzlichen und einigermaßen unregelmäßigen Erscheinens auseinanderzusetzen. Ihrem Gatten, sagte sie, sey eine Speculation fehlgeschlagen, und er sey ruinirt und sein Ruf vernichtet, wenn es ihm nicht gelinge, noch diesen Morgen einen Freund zu finden, der ihm 1500 Pfd. vorschieße. Er habe sie deshalb abgeschickt, um Sr. Lordschaft Hülfe in Anspruch zu nehmen, und sie ihrerseits sey versichert, daß ein so vollendeter englischer Gentleman, wie Lord L—, einer Dame nichts abschlagen werde. Alles dieses wurde von einer Thränenfluth und von Geberden begleitet, die eine tiefe innere Aufregung verriethen. Es giebt wohl wenige Männer, welche die Verzweiflung eines schönen Weibes unbewegt ansehen können. Anfangs war der Lord etwas verlegen und sagte, daß, wie glücklich er sich auch schätzen würde, ihr dienlich seyn zu können, er doch nicht im Stande sey, sogleich 1500 Pfd. herbeizuschaffen. Ihr Kummer jedoch, ihre Thränen, ihr Anstand nahmen Lord L— dergestalt ein, daß er nicht länger zu widerstehen vermochte und sofort eine Anweisung zum Belauf der erbetenen Summe an seinen Banquier ausstellte, die Frau v. G— mit Aeußerungen des tiefsten Dankes empfing. Nachdem sie sich entfernt, fiel es Lord L— ein, daß wohl Herr v. G— eben so gut, als seine Frau, seine Bitte hätte vortragen können, allein er dachte an die Verschiedenheit der Sitte in Frankreich und in England und schlug sich die Sache aus dem Sinne. Am nächsten Morgen reiste er nach England zurück, wo er geduldig den Tag, an dem die Rückzahlung erfolgen sollte, erwartete. Seit dieser Zeit sind nunmehr vier bis fünf Jahre verstrichen; Lord L— ist mehr als Einmal wieder in Paris gewesen, er ist mit Herrn und Frau v. G— zusammengetroffen, allein Beide haben bis auf diesen Augenblick der 1500 Pfd. nie mit einer Sylbe erwähnt, und Lord L— ist ein zu wahrhafter Gentleman, um sie an ihre Verbindlichkeit zu erinnern.

Doch kehren wir zu den französischen Schriftstellern zurück, die ich im Opernhause traf. Ein Mann, dessen Ruhm in England in schneller Ausbreitung begriffen, ist Herr Eugène Sue, Verfasser der „Geheimnisse von Paris" und des „ewigen Juden". Sein Vater war Arzt in Paris, hatte sich daselbst ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben und hinterließ seinem Sohne, unserem Autor, ein Einkommen von 1200—1400 Pfd. jährlich. Der junge Sue studirte Chirurgie und versah beinahe zwei Jahre hindurch den Posten eines Hülfswundarztes auf einem Schiffe im Mittelmeer. Jetzt besitzt er ein Haus in Paris, das auf eine höchst elegante und geschmackvolle Weise im Renaissance-Stil möblirt ist. Man erzählt sich, daß ihm seine Einrichtung mehr als 25,000 Fr. kostet — eine starke Summe für einen Pariser Schriftsteller. Unglücklicherweise hat sein schnelles Glück ihn verdorben, und er will jetzt durchaus von adeliger Herkunft seyn. Als ihn eines Tages eine Dame fragte, warum man ihn so selten in seiner sonstigen Gesellschaft sehe, antwortete Sue mit großer Ostentation, daß ihn seine Schriftstellerei sehr in Beschlag nehme, und daß auch der Herzog So-und-So und der Baron So-und-So ihn beständig zu ihren ausgewählten Partieen einlüden. „Ich bin genöthigt", fügte er hinzu, „das viele Visitenmachen einzustellen." — „Wenn Sie das thun", entgegnete die Dame, die mit seinem Vater sehr befreundet gewesen war, „so sind Sie Ihrem Vater sehr unähnlich, dem nichts erwünschter war, als recht viele Besuche machen zu können."

Eugène Sue ist von untersetztem Körperbau und bläßlicher Gesichtsfarbe; er trägt langes Haar und einen dicken Bart nach französischer Mode. Unter anderen Schwachheiten hat er auch die, daß er die Leute glauben machen will, er nehme fast gar keine Nahrung zu sich. Ist er auf einem Diner, so läßt er sich von seinem Bedienten einige Vegetabilien, vielleicht ein Ei und eine Flasche Selterwasser reichen, allein man beschuldigt ihn, daß er sich bei solchen Gelegenheiten vorher zu Hause an einem derben Roast-beef oder an einem Plumpudding gütlich thue. Es ist allgemein bekannt, daß, bevor er die „Geheimnisse von Paris" schrieb, er eine „Geschichte der französischen Marine" herausgab, die einen höchst kümmerlichen Erfolg hatte und dem Verleger großen Schaden brachte. Für einen Roman war das Buch zu trocken und für eine Geschichte zu romanhaft.

Ich hatte mich noch nicht lange in Paris aufgehalten, als ich bei Alexander Dumas eingeführt wurde. Sobald er hörte, daß ich ein Fremder sey, fing er an, von Brüssel und von den vielen Freunden zu erzählen, die er sich dort erworben. Er ist von langer Gestalt, hat blaue Augen und ein Gesicht fast wie ein Neger. Die Pariser Presse beschuldigte ihn, veranlaßt durch Granier de Cassagnac und Victor Hugo, vor einigen Jahren, daß er den Stoff zu seinen Büchern seinen Freunden zu entlehnen und ihn sich durch die eigenthümliche Art, wie er ihn behandle, anzueignen pflege. So ist seine „Therese" aus einem Buche Souvestre's genommen; der „Thurm von Nesle", ursprünglich von Gaillardet, wurde von Dumas nur umgearbeitet, „Angelo" gehört zum großen Theile Herrn Anicet Bourgeois, „Richard Darlington" Herrn Dinaux, „Don Juan von Marana" Merimée, und bei seinen anderen Werken hat Aehnliches stattgefunden.

Herr Dumas ist der Sohn eines republikanischen Generals, der, wie erzählt wird, von dem Vater des jetzt regirenden Königs von Neapel ins Gefängniß gesetzt wurde. Obgleich ein großer Vielschreiber und reichlich bezahlt von seinen Verlegern, hält doch Alexander Dumas weder Equipage, noch giebt er seiner Dienerschaft Livree. Er gehört in Frankreich zu jener Klasse von Menschen, die die größte Masse sogenannter Freunde haben. Während man hier und dort nur in warmen enthusiastischen Ausdrücken von ihm reden hört, bekömmt man an anderen Orten das gerade Entgegengesetzte zu vernehmen. Diejenigen, die ihn am besten zu kennen scheinen und die Gelegenheit hatten, ihn in den verschiedenen Phasen seines öffentlichen und Privatlebens zu beobachten, versichern, daß er bei der ersten Bekanntschaft hinreißend sey, doch daß er, da bei ihm der Kopf das Herz beherrsche, seine Freunde schnell wieder verliere. Eine der sonderbarsten Schrullen von Leuten, wie Dumas, Hugo, Theophile Gautier u. A., ist, daß sie ellenlange Artikel, ja ganze Bände über Sitten, Gebräuche und Charakter von Nationen schreiben, die sie sich nie die mindeste Mühe gegeben haben, flüchtig zu beobachten, geschweige zu studiren. Dies ist selbst von französischen Kritikern, die über Dumas' „Reise-Eindrücke" und Hugo's „Rhein" gesprochen haben, gerügt worden. Diese Werke wimmeln von handgreiflichen Irrthümern, von Behauptungen, die aller historischen wie moralischen Wahrheit entbehren. Es geht dies so weit, daß in Hugo's letztem Werke eine prächtige Schilderung des feierlichen Pompes vorkömmt, mit welchem die Leiche der burgundischen Maria, auf dem Wege zu ihrer Begräbnißstätte in Wien, die Ufer des Rheines hinaufgeführt wurde. Nun ist es aber weltbekannt, daß Maria in Brügge, wo ihr Grabmal noch heute von allen Fremden, die diese alte flandrische Stadt besuchen, bewundert wird, starb und beerdigt wurde. Es ist dies blos *ein* Schnitzer, aber wir könnten deren in Massen anführen.

Es dürfte dem Leser vielleicht nicht unangenehm seyn, etwas über das *kommerzielle* Ansehen (den Cours) zu erfahren, in welchem der Schriftsteller, von dem ich zuletzt gesprochen, steht. Der regelmäßige Absatz seiner berühmtesten Werke beläuft sich auf 4—5000 Exemplare in verschiedenen Ausgaben. Von anderen Schriftstellern, wie von Fréder. Soulié, Léon Gozlan, Emile Souvestre, Alphonse Karr, Michel Raymond werden nur 2—3000 Exemplare verkauft, während bei einer dritten Klasse von Autoren, zu der z. B. Alphonse Royer, Paul de la Croix gehören, selten mehr als 1200—2000 Exemplare abgesetzt werden.

(Schluß folgt.)

*) Emile de Girardin.

Australien.

Das englische Deportationswesen.

Dritter Artikel *)

Die im Vorhergehenden geschilderten Verhältnisse bestanden bis zum Jahre 1838, und selbst die heftigsten Gegner des Deportationswesens können nicht in Abrede stellen, daß die Kolonieen Neu-Süd-Wales und Vandiemensland während jener Periode so rasche Fortschritte in der Industrie und in der Entwickelung socialer Verhältnisse gemacht, als die Geschichte der Colonisation irgend aufzuweisen hat.

Nachstehende chronologische Uebersicht der bedeutendsten Ereignisse und Erscheinungen in der Geschichte der Kolonie Neu-Süd-Wales giebt hierüber interessante Aufschlüsse:

1789, ein Jahr nach Gründung der Niederlassung, das erste Getraide geärndtet.
1790 Ueberweisung von Ländereien an emanzipirte Sträflinge.
1791 das erste Haus von Backsteinen erbaut.
1794 die erste Kirche erbaut.
1796 die erste theatralische Vorstellung.
1797 die ersten Merino-Schafe eingeführt.
1803 die erste Zeitung erscheint; der erste Selbstmord.
1805 das erste Schiff von Stapel gelassen.
1813 die erste Volkszählung, Freischulen, Polizei, Wegezölle, Benennung der Strassen in Sydney, Wettrennen und Ball.
1817 der oberste Gerichtshof wird errichtet; die erste Bank.
1818 Verein für Wohlthätigkeit tritt zusammen.
1819 Waisenhaus wird errichtet.
1822 Preßfreiheit, ackerbaulicher Verein und Lese-Gesellschaft.
1827 tägliche Zeitung.
1830 Geschwornengericht in Civilsachen.
1831 erstes Dampfboot erbaut.
1832 Sparkasse.
1833 Gewerbschulen, Monatsschrift.
1834 Land wird in der Stadt Sydney mit 20,000 Pfd. Sterl. der Acre (= 1½ Morgen) verkauft.

Im Jahre 1841 zählte die Kolonie 130,000 weiße Einwohner, die Bevölkerung von Sydney betrug nahe an 35,000; seit einigen Jahren wird diese Stadt mit Gas beleuchtet. **)

Die Bevölkerung von Vandiemensland betrug:

1821	8,600
1828	16,900
1833	33,200
1836	43,900
1842	50,200

Die Hauptstadt Hobart-Town zählte 15,000 Einwohner; es erscheinen dort drei Zeitungen, ein wissenschaftliches Journal; mehrere Banken befördern Handel und Gewerbe, und zahlreiche Vereine wirken für nützliche und wohlthätige Zwecke.

Um jene Zeit, das Jahr 1838, erhielt Neu-Süd-Wales eine Repräsentativ-Verfassung, und die öffentliche Stimme erhob sich gegen die fernere Aufnahme von Verbrechern, als unverträglich mit den neu erworbenen Institutionen.

Das ganze Deportationswesen war überhaupt seit Jahren schon im Mutterlande angegriffen worden, und das Gouvernement fand sich um so mehr bewogen, bei Gelegenheit der Berathungen über Neu-Süd-Wales, das Gesammtwesen der Deportation einer Sichtung zu unterwerfen. Das von dem Unterhause zu diesem Zweck angeordnete Comité, woran einige der ersten Staatsmänner, wie Graf Grey, Sir Robert Peel und Lord Russell, Theil nahmen, empfahl dem Gouvernement, die Deportation nach Neu-Süd-Wales ganz einzustellen und auf Vandiemensland und die Norfolk-Insel zu beschränken, die Ueberweisung der Flüchtlinge an Ansiedler aber (assignment) gänzlich abzuschaffen.

Gegen das Ueberweisungs-System hatten sich zwei Parteien erhoben, die, sonderbar genug, von ganz entgegengesetzten Ansichten ausgingen. Einerseits wurde nämlich behauptet, der Ueberwiesene befände sich in einem, der Sklaverei ähnlicheren oder wo möglich noch schlimmeren Verhältniß, während man andererseits bitter tadelte, daß er eine weit gemächlichere Existenz genösse, als der freie Arbeiter im Mutterlande.

Es ist hier der Ort nicht, auf diese Ausstellungen näher einzugehen; es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß die Regierung aus Gründen, die dem verhüllten Gebiete der Politik angehörten, sich damals bewogen fand, auf die Meinungen gewisser Parteien, die über das Deportationswesen viel gesprochen und geschrieben hatten, mehr Rücksicht zu nehmen, als es unter anderen Umständen geschehen wäre, wie schon daraus hervorgeht, daß mit jedem Wechsel im Kolonial-Ministerium, unter Stanley, Russell und Grey, immer neue Modificationen eintraten.

Ueber das Ueberweisungs-System war unwiderruflich der Stab gebrochen, aber das Ticket of leave sollte beibehalten werden und man substituirte für das erstere das sogenannte Probations-System. Diesem gemäß sollte der Sträfling eine Prüfung unter unmittelbarer Aufsicht der Behörden bestehen,

*) Vgl. Nr. 69 u. Nr. 73 des Magazins. Im zweiten Artikel am Schluß ist statt „you" zu lesen got in trouble.

**) Bekanntlich ist in Breslau erst vor kurzem Gasbeleuchtung eingeführt worden.

und bei öffentlichen Bauten und für allgemeine Zwecke eine Reihe von Jahren beschäftigt werden, bis er durch fortgesetzte gute Conduite, wie dies beim Ueberweisungsdienst geschah, die Berechtigung zum Ticket of leave erwirbt.

Aus dieser Maßregel entwickelten sich eine Reihe von Uebelständen, die im Laufe der Zeit immer stärker hervortraten und endlich eine Krisis herbeiführten. Die Herren in London hatten allerdings die Bedeutung des Ticket of leave erkannt, allein bei ihrer geringen Einsicht in das innere Getriebe des Ueberweisungs-Systems vermochten sie den Gegenstand nur einseitig aufzufassen. Nach dem früheren Verfahren übte die Regierung eine allgemeine Kontrole über den Sträfling aus und behielt sich nur die Entscheidung vor, ob er zu einem Ticket of leave berechtigt sey oder nicht; die Ueberwachung aber lag in den Händen des Ansiedlers, der, wie wir im Vorhergehenden entwickelt, den günstigsten Einfluß auf das Verhalten und die Ausbildung des Sträflings auszuüben vermochte. Nach dem Probations-System dagegen übernahm die Regierung auch die Ueberwachung und Beschäftigung des Sträflings, und es kamen dabei dieselben ungünstigen Verhältnisse zum Vorschein, die wir oben, in Beziehung auf Gefängniß-Disziplin überhaupt, angedeutet haben. Die Leute wurden unter besondere Inspektoren, aber immer doch in großen Massen beim Straßenbau beschäftigt; das Maß der geleisteten Arbeiten ließ sich nur im Ganzen beurtheilen, und so blieb der Einzelne unbeachtet, der Fleiß unbelohnt und die Trägheit unbestraft. Andererseits war es den Sträflingen ein Leichtes, durch ihre Aufführung die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben; das Maß ihrer Pflichten war ihnen in dieser Beziehung eng zugemessen; sie wurden aus dem Gefängniß nach den Arbeitsplätzen und von dort wieder zurück geleitet, und jede Gelegenheit, auf Abwege zu gerathen, war ihnen abgeschnitten. Die Zahl derer, welche für die Begünstigung des Ticket of leave reif befunden wurden, stellte sich unter diesen Verhältnissen allerdings günstiger als in früherer Zeit, und man schloß daraus auf die Vorzüglichkeit des Probations-Systems, allein man vergaß — oder wollte es sich nicht eingestehen, daß die Aufgabe eine viel leichtere geworden war als unter der Zucht des Ansiedlers. Hierzu gesellte sich noch ein in seinen praktischen Folgen viel wichtigerer Umstand: unter dem alten Verfahren, das dem Sträflinge während des 4—6 oder 8jährigen Ueberweisungsdienstes Gelegenheit gab, sich mit allen Arbeiten im Bereiche des Ansiedlers vertraut zu machen, war der Ticket-of-leave-man ein sehr brauchbarer Arbeiter und konnte stets auf ein baldiges Unterkommen und guten Lohn rechnen; die Probationsleute dagegen lernten nichts als Steine brechen und den Karren schleppen und waren überdies bei der bekannten Langsamkeit, mit welcher öffentliche Bauten betrieben werden, und in Folge der unzureichenden Gefängnißkost, träge und schlaff geworden. Trotz ihrer Unzulänglichkeit machten die neuen Ticket-of-leave-men Anspruch auf hohen Lohn, und die Folge war, daß Viele kein Unterkommen finden konnten und, was früher unerhört war, Zuflucht beim Gouvernement suchen mußten.

Hieraus erklärt sich die im Auslande gar nicht begriffene Erscheinung, daß der Ansiedler über Mangel an Händen klagte, während wir gleichzeitig hörten, die Kolonie sey mit Sträflingen überfüllt.

Diese Nachtheile machten sich schon im Jahre 1843, während des Aufenthalts des Verfassers in Vandiemensland, spürbar und sind seitdem immer stärker hervorgetreten; die Sträflinge sind der nutzbringenden Beschäftigung des Ansiedlers entzogen und überfüllen die Gefängnisse, wo sie weder etwas lernen, noch leisten, während der Ansiedler zu seinem Schaden auf den unbrauchbaren Ticket-of-leave-man angewiesen ist; — wir sehen, daß diese Maßregel, indem sie die Deportation aus ihrer ursprünglichen Verbindung mit der Colonisation herausriß, beiden Interessen tiefe Wunden schlug.

Zur Vervollständigung dieses Gegenstandes muß hier noch angemerkt werden, daß die östlich von Neu-Süd-Wales belegene Norfolk-Insel nicht eine Niederlassung freier Ansiedler ist; sie diente vielmehr früher zur Straf-Anstalt (penal settlement) für solche Deportirte, die sich neuer Vergehen in der Kolonie schuldig gemacht hatten. Mit der Einstellung der Deportation nach Neu-Süd-Wales wurde auch diese Anstalt aufgehoben, und die Insel erhielt die Bestimmung, ein nach eigenthümlichen Prinzipien organisirtes Straf- und Besserungs-System, das sogenannte Mark-System des Capitain Maconochie, zu prüfen. Dieser philanthropisch gesinnte Mann war zur Zeit des Verfassers Secretair des damaligen Gouverneurs von Vandiemensland, Sir John Franklin *), und legte von dort aus seinen neuen Plan, der auch das Ueberweisungs-System verwarf, dem Kolonial-Minister vor. Zu jener Zeit war, wie wir schon angedeutet, das Strafwesen zur Tagesfrage geworden, und die Regierung griff, um die Schreier zu beschwichtigen, willig nach einem Auskunftsmittel, das, wie nicht zu leugnen ist, geistreich durchdacht war. Ueber das Spezielle des Mark-Systems verweisen wir auf einen interessanten Artikel in Blackwood's Magazine *), indem hier um so weniger Veranlassung ist, darauf einzugehen, als der Versuch gänzlich mißlungen und aufgegeben worden ist.

In der jüngsten Zeit, und diese Zeilen sind aus dieser Veranlassung hervorgegangen, ist das Deportationswesen im Parlament zur Sprache gekommen, indem Graf Grey einen Plan zur Umgestaltung der Vollstreckung der Freiheitsstrafe von dem Oberhause verlangte. Demnach beabsichtigt die Regierung, die Deportation gänzlich abzuschaffen und statt dessen die Sträflinge erst in Zellengefängnissen, worin sie aber nicht länger als 18 Monate verbleiben dürfen, und dann eine Reihe von Jahren bei öffentlichen Bauten zu beschäftigen. Nach Ablauf der gleichen Frist, welche früher die Erwerbung eines

*) Derselbe, der jetzt auf einer Nordpol-Expedition begriffen ist.

**) Blackwood's Edinburgh Magazine, Dezember 1846.

Ticket of leave bedingte, sollen die gebesserten Sträflinge emanzipirt und auf Kosten der Regierung nach einer Kolonie, deren Wahl ihnen überlassen bleibt, geführt werden, wo sie sich selbständig niederlassen dürfen. Dieser Plan ist von mehreren Mitgliedern, unter Anderen von dem früheren Kolonial-Minister Lord Stanley, dem man in dieser Angelegenheit ein richtiges Urtheil zutrauen darf, als unpraktisch bekämpft worden. Wir verweisen über das Ausführliche der Debatten auf die Times vom 6. März und führen hier nur einige Worte an, die Lord Denman, der Lord-Ober-Richter der Queen's bench, über die Bedeutung der Deportationsstrafe bei dieser Gelegenheit geäußert.

„Er habe Gelegenheit gehabt, in den Gerichtshöfen den Eindruck wahrzunehmen, den die Verurtheilung zur Deportation hervorgebracht, und er berufe sich auf die Erfahrung aller anderen Richter; wenn er nun vernehme, daß die Regierung damit umgehe, die große Gewalt, welche der Schrecken (terror) vor der Strafe der Deportation auf die Gemüther ausübt, zu vernichten, so könne er einer solchen Maßregel nur mit der äußersten Bestürzung (dismay) entgegen sehen."

Dieser Ausspruch aus dem Munde einer so bedeutenden Autorität rechtfertigt die Zweifel, die von vielen Seiten über die Zweckmäßigkeit der Maßregel erhoben werden. Ob sie zur Ausführung kommen wird, dürften wir binnen kurzem schon erfahren, die Resultate aber werden erst nach Jahren sich herausstellen. Mögen sie zum Wohle des Landes gereichen, wir wünschen dies um so aufrichtiger als wir der freudigen Ueberzeugung sind, daß die Australischen Kolonieen kräftig genug sind, um selbständig in der Entwickelung fortzuschreiten.

A. Schayer.

England.

Statistische Uebersicht der Baumwollen-Industrie.

(Schluß.)

Betrachtet man nun aber das Verhältniß der Anzahl der Weißen zu der der Sklaven in Rücksicht auf die durchschnittliche Baumwollen-Production in den Vereinigten Staaten, so ist nicht zu hoffen, daß die amerikanische Union für einen so beträchtlichen Verbrauch das nöthige Material wird liefern können. Schon jetzt hat die Nachfrage bereits den durchschnittlichen Betrag der Production erreicht.

	1810.	1820.	1830.
Weiße	88,678	135,294	182,070
Sklaven	1,163,754	1,324,220	1,996,738
	Ballen.	Ballen.	Ballen.
Baumwollen-Aerndte, Durchschnittszahl aus 3 Jahren	229,220	404,140	957,800
	1840.	1846.	1858.
Weiße	211,889	244,000	328,000
Sklaven	2,486,226	2,860,000	3,756,000
	Ballen.	Ballen.	
Baumwollen-Aerndte, Durchschnittszahl aus 3 Jahren	1,724,400	2,137,400	Im Jahre 1858 würden mehr als 5 Mill. Ballen erforderlich seyn.

Es ist also nicht anzunehmen, daß die Production in Amerika diese Zahl erreichen wird.

Zieht man jedoch in Betracht, daß die 11- und 10-Stundenbill einen bedeutenden Einfluß auf den Verbrauch der Baumwolle in England haben wird, da die tägliche Arbeitszeit in den Fabriken vom 1. Mai 1847 bis zum 1. Mai 1848 auf 11 Stunden und von da ab auf 10 Stunden reduzirt ist, so wird — vorausgesetzt, daß das allmälige Steigen in demselben Verhältniß von 6 Prozent bleibt — der Verbrauch nach drei Jahren auf derselben Höhe bleiben, wie im vergangenen Jahre. Aber andere Gegenden arbeiten eben so viel Stunden wie früher, und wenn daher die Progression für sie dieselbe bleibt, so wird der relative Verbrauch für die nächsten Jahre sich folgendermaßen gestalten:

	1849.	1858.	1860.
Großbritanien	1,600,000 Ballen	2,700,000 Ballen	3,050,000 Ballen.
Europäischer Kontinent	986,300 „	1,658,000 „	1,860,000 „
Vereinigte Staaten	517,700 „	952,000 „	1,090,000 „
Summe	3,104,000 Ballen	5,310,000 Ballen	6,000,000 Ballen.

John Baynes zieht aus diesen verschiedenen Tabellen den Schluß, daß die Baumwollen-Industrie nothwendigerweise durch die künftige Unzulänglichkeit der Rohstoffe in ihren Fortschritten gehemmt werden wird.

Du Fay u. Comp. aus Manchester haben folgende statistische Uebersicht über die Baumwollen-Industrie des verflossenen Jahres aufgestellt:

1 8 4 6.

	England u. Wales.		Schottland.		Irland.	
	Fabriken.	Spindeln.	Fabriken.	Spindeln.	Fabriken.	Spindeln.
Mulespindeln	?	11,364,384	114	1,476,083	26	159,333
Throstlespindeln	?	4,190,035	48	253,795	18	56,170
Summe	?	15,554,619	162	1,729,878	44	215,503
Weberstühle			86	23,970	15	2,185

Baumwollen-Verbrauch i. J. 1834 303,000,000 Pfd. auf 10,904,000 Spindeln.
„ „ „ 1846 612,000,000 „ „ 17,500,000 „

Die Zahl der Spindeln ist folgendermaßen unter die drei Königreiche vertheilt:

England und Wales	15,554,619 Spindeln
Schottland	1,729,878 „
Irland	215,503 „
Summe	17,500,000 Spindeln.

In den anderen Staaten:

Zollverein	815,000	7,585,000 Spindeln
Oesterreich und Italien	1,500,000	
Frankreich	3,500,000	
Belgien	420,000	
Schweiz	650,000	
Rußland	700,000	
Vereinigte Staaten		2,300,000 „
Summe		27,385,000 Spindeln.

Von 1000 Spindeln zählt Großbritanien 634; der europäische Kontinent 275; die Vereinigten Staaten 091.

Mannigfaltiges.

— Helgoland und die Helgoländer. Wir haben in Nr. 36 des Magazins einen größeren Aufsatz über die physische und politische Zukunft der Felseninsel Helgoland gebracht, haben gesagt, wie England sich anschickt, aus diesem im deutschen Meere und an der Mündung deutscher Ströme liegenden Eilande ein Gibraltar gegen Deutschland zu machen. Unsere Mittheilungen beruhten auf Aussagen wohl unterrichteter, mit der Sache vertrauter und bei derselben betheiligter Einwohner Helgolands. Jetzt (gegen Ende Juni) liefert der Rheinische Beobachter eine Korrespondenz „von der Elbe", welche das bestätigt, was wir Anfangs Mai gesagt. Unsere Angaben flossen aus so untrüglicher Quelle, daß Bestätigung von anderer Seite für uns wenigstens überflüssig gewesen wäre; dennoch würden wir uns des neuen Zeugnisses im Interesse der Leser freuen, wenn wir nicht einiges Mißtrauen gegen die Neuheit fühlten. Der Korrespondent von der Elbe scheint unseren Artikel genau gekannt zu haben; die Thatsachen, die er verkündet, sind dieselben; der Inhalt der daran geknüpften Betrachtungen ist derselbe; wohl aber ist die Einkleidung eine andere. Wenn es in jenem Briefe heißt, die Insel wäre von der Elbmündung 30 Meilen entfernt, so muß man englische oder Seemeilen darunter verstehen, eben so, wenn gesagt wird, die Badedüne sey eine halbe Meile von der Felseninsel entfernt. Etwas unwahr ist, und auch dem Gegenstande fremd, daß die Frauen, welche noch nie die Insel verlassen haben, kein Pferd von Ansehen kennen, weil man kein Pferd auf der Insel erhalten könne. Allerdings kann man dort so gut wie in Köln ein Pferd nähren, wenn man Heu und Hafer von anderswo mitbringt, und die Helgolander Damen hatten nicht nur schon die Gelegenheit, sich an dem Anblicke von Pferden auf landenden Schiffen zu weiden, sondern konnten auch ein heimisch gewordenes Pferd in einer Mühle auf der Insel sehen. — Wie wichtig die bevorstehende Veränderung in Helgoland ist, zeigt auch der Umstand, daß die Allgemeine Zeitung den Artikel aus dem Rheinischen Beobachter wörtlich adoptirt.*) Freilich hätte sie den Zweck früher durch Aufnahme aus unserem Blatte erreichen können.

— Alexander Dumas. Jemand, der, gleich dem unermüdlichen Eingesandts-Lieferanten der beiden Berliner Zeitungen, in einer Minute mehr zu fragen weiß, als zehn gescheidte Männer in einer Stunde beantworten können, nahm sich kürzlich die Freiheit, dem Verfasser des „Grafen von Monte-Christo" einige Fragen über seinen Stammbaum vorzulegen. „Sie sind ein Quatrone, Herr Dumas?" fing er an. — „Das bin ich", antwortete ruhig der Dichter, der übrigens vernünftig genug ist, sich einer Abkunft nicht zu schämen, die er durch sein Aeußeres nicht verleugnen kann. — „Und Ihr Vater?" — „War ein Mulatte." — „Und Ihr Großvater?" — „Ein Neger", erwiederte Dumas, dessen Geduldsfaden zu reißen anfing, etwas hastig. — „Und darf ich nun fragen, was Ihr Urgroßvater war?" — „Ein Affe, mein Herr!" polterte Dumas heraus, und zwar mit einem Blicke der Verachtung, der den impertinenten Frager wie ein Donnerschlag traf; „ja, ja, ein Affe: mein Stammbaum fängt da an, wo der Ihrige aufhört."

*) Wir müssen dieses Verfahren der Allg. Zeitung schätzen, denn der Rheinische Beobachter lebt durchaus in Unfrieden, ja in bitterem Kampfe mit ihr; aber sie stellt das vaterländische Interesse höher als ihre Verhältnisse zu der Redaction des feindlichen Blattes.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.


Princeton University Library
32101 064300708